

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche ...

Johannes Ilberg, Paul Cauer

Digitized by Google

Philol. 236



Harvard College Library

FROM THE

CONSTANTIUS FUND.

Established by Professor E. A. Sophocles of Harvard University for "the purchase of Greek and Latin books, (the ancient classics) or of arabic books, or of books illustrating or explaining such Greek, Latin, or Arabic books." Will, dated 1880.)

Received 20 Oct. 1897—7 Jan. 1898

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM

GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND **RICHARD RICHTER**

ERSTER BAND

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1898

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

JOHANNES ILBERG

ERSTER JAHRGANG 1898

MIT 13 TAFELN UND 19 ABBILDUNGEN IM TEXT

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1898

Digitized by Google

848 46/2

1897, Oct 20 — 1899, Jan 7
Constantius fund

ALLE RECHTE EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS VORBEHALTEN.

Digitized by Google

VERZEICHNIS DER MITARBEITER.

Gotthold Boetticher in Berlin (221 432 568).
Ewald Bruhn in Kiel (248).
Georg Buchwald in Leipzig (565).
Leopold Cohn in Breslau (514).
Ernst Devrient in Jena (367).
Gustav Diestel in Dresden (541).
Hubert Ermisch in Dresden (595).
August Fick in Meran (501).
Martin Fickelscherer in Chemnitz (480).
Karl Fries in Berlin (351 418).
Alfred Gercke in Greifswald (585).
Hans Graeven in Rom (323).
Albin Häbler in Leipzig † (365).
August Hausrath in Karlsruhe (305).
Hans F. Helmolt in Leipzig (218).
Georg Herrmann in Königsberg i. Pr. (373).
Hermann Hirt in Leipzig (485).
Adolf Holm in Freiburg i. Br. (129).
Georg Ihm in Mainz (480).
Johannes Ilberg in Leipzig (223 375 484).
Rudolf Kötzschke in Leipzig (303).
Georg Liebe in Magdeburg (149).
Justus Hermann Lipsius in Leipzig (225).
Paul Lorentz in Sorau (675).
Erich Marcks in Leipzig (212).
Friedrich Marx in Wien (105).
Eugen Mogk in Leipzig (68).
Albert Müller in Hannover (224).
Ferdinand Noack in Darmstadt (569 655).
Hermann Peter in Meißen (38 637).
Herman v. Petersdorff in Pfaffendorf b. Koblenz (459).
Theodor Plüss in Basel (475 478).
Robert Pöhlmann in Erlangen (23 88 186).
Walther Ruge in Leipzig (470).
Otto Eduard Schmidt in Meißen (174 635).
Ernst Schulze in Homburg v. d. H. (263).
Otto Seeck in Greifswald (628).
Georg Steinhausen in Jena (448).
Franz Studniczka in Leipzig (377).
Veit Valentin in Frankfurt a. M. (286 611).
Theodor Vogel in Dresden (81 224 669).
Robert Weber in Leipzig (370).
Hugo Willenbücher in Mainz (300).
Georg Wissowa in Halle a. S. (161).
Georg Witkowski in Leipzig (375).
Hermann Wunderlich in Heidelberg (54).
Robert Wuttke in Dresden (341).
Julius Ziehen in Frankfurt a. M. (404).
Thaddäus Zielinski in St. Petersburg (1).

Digitized by Google

INHALT.

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN.

Digitized by Google

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN.

Digitized by Google

Berichtigungen.

S. 390 Z. 6 v. u. l. 20 statt 17.
Ebd. Z. 5 v. u. l. 21 statt 18.
S. 392 Z. 1 v. u. l. 28 statt 26.
Weiteres S. 224 484 636.

Digitized by Google

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCH[ER]

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTER[TUM]

GESCHICHTE UND DEUTSCHE LI[TTERATUR]

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG UND DR. RICHAR[D]

GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG

REKTOR UND PRO[F]

ERSTER JAHRGANG 1898

I. UND II. BANDES 1. HEFT

Ausgegeben am 1. Oktober 1897

BGT

LEIPZIG

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBN[ER]

1898

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK.

Druck und Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig, Poststr. 3.

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Rosenthalgasse 3, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstrasse 1, II, zu richten.

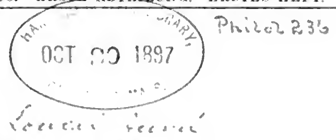
INHALT DES I. HEFTES.

I. ABTEILUNG (1. BAND).

II. ABTEILUNG (2. BAND).

Digitized by Google

JAHRGANG 1898. ERSTE ABTEILUNG. ERSTES HEFT.


OCT 20 1897
Phil 2236

ANTIKE HUMANITÄT.

Von Th. Zielinski.

Sobald ein Volk zum Bewufstsein seiner selbst gelangt, wagt es den Versuch, das rätselhafte Gebot, das wir alle in unserm Busen tragen, in die Form eines klaren und bestimmten Sittengesetzes zu giefsen. Was auf diese Weise entsteht, ist — so mangelhaft der Versuch auch ausfallen mag — als ein System reiner Ethik aufzufassen. Da es von den Besten ausgearbeitet wird, sind seine Forderungen verhältnismäfsig hoch gespannt; da es der Mehrzahl und den Nachgeborenen aufgedrängt wird, lauten sie starr und unbeugsam: *du sollst, du sollst nicht*. Ergeben sich diese nun drein — und das kann geschehen, — so fällt die reine Ethik mit der praktischen zusammen; das Sittengesetz tritt direkt ins Leben, sei es durch die Vollkommenheit der Gerechten, sei es durch das Sündenbewufstsein der Fehlenden. Es braucht aber nicht zu geschehen. Es ist recht wohl der Fall möglich, dafs in einem Volke starke und selbstbewufste Individualitäten in ausreichender Zahl vorhanden sind, die das Bedürfnis empfinden, das allgemeine Sittengesetz zu ihrer Persönlichkeit in Beziehung zu setzen, und erst die Resultante dieser beiden Kräfte als verbindlich anerkennen. So entsteht im Gegensatz zur reinen die praktische Ethik; da sie der Natur des Ausübenden mit entsprungen ist, ist ihre Redeweise ihm gegenüber ein ruhig belehrendes: *du mufst, du mufst nicht*.

Sie ist die psychologisch interessantere, und ein moderner Sokrates, der ihr nachtrachten wollte, könnte für seine Mühe reichen Lohn erwarten — die Laterne des Diogenes müfste er freilich mit auf den Weg nehmen. Immerhin würden, bei der Mannigfaltigkeit der mafsgebenden Individualitäten, die verschiedenen Systeme einen chaotischen Eindruck machen, wenn diese Individualitäten wirklich regellos durcheinandersprössen und nicht vielmehr selber in ihrer Entstehung und Entwickelung einem geheimnisvollen Gesetz — es ist das, was man wohl den 'Zeitgeist' nennt — unterworfen wären. Das sind sie aber, und so wird die praktische Ethik auch zum interessantesten Gegenstand der Kulturgeschichte. Denn eben diesem, von den Individualitäten unbewufst aufgenommenen Zeitgeist ist es zu verdanken, dafs die gleichzeitigen Systeme — das Wort im allgemeinsten Sinne gefafst — bei all ihrer Verschiedenheit doch im wesentlichen auf einen Grundton gestimmt erscheinen.

Dreimal nun im Lauf der Weltgeschichte war der Begriff 'Mensch' dieser Grundton, auf den die praktische Ethik des Zeitalters gestimmt war, — im Altertum, in der Renaissance und im XVIII. Jahrhundert; alle drei Mal war es die reine Menschlichkeit, die von der geistigen Elite zum obersten Prinzip

Digitized by Google

erhoben worden war. Es liegt etwas ungemein Tröstliches in dieser Wiederkehr; sie beweist, dafs die Humanität den Hauptsatz im weltgeschichtlichen Rondo bildet, dessen Wiedererscheinen mit Sicherheit zu erwarten ist für den wohl nicht allzufernen Zeitpunkt, wo die heutigen Götzen ihr schmetterndes Fanfarenthema ausgespielt haben werden. Es liegt aber noch mehr darin: sowohl die Renaissancehumanität, wie die des XVIII. Jahrhunderts war der Einwirkung der Antike auf die zeitgenössische Gesellschaft zu verdanken. So läfst sich denn sagen, dafs die antike Humanität das Thema darstellt, ihre Wiederholungen — *alle Renaissancen, die gewesen sind und die noch kommen werden*, um ein Wort Renans in Erinnerung zu bringen — als die immerhin kunstvollen und mannigfaltigen Variationen dieses Themas aufzufassen sind. Erst wer das Thema kennt, darf hoffen, die Variationen zu verstehen; Ehre drum dem Mann, dem es gelingt, uns das Wesen der antiken Humanität zu entwickeln! die gesamte Altertumswissenschaft kennt keine wichtigere, keine lohnendere Aufgabe.

Im folgenden werde ich über einen bedeutenden Versuch, diese Aufgabe zu lösen, zu berichten haben; ich meine das Buch Max Schneidewins, dessen Titel ich zur Überschrift des gegenwärtigen Aufsatzes gemacht habe.[1]) Es ist ein gelehrtes, geistvolles, in Anlage und Ausführung gleich originelles Werk, wohl wert, diese junge Zeitschrift auf ihrem ersten Gange als glückverheifsendes Omen zu geleiten.

1.

Wo wäre sie aber zu fassen, diese antike Humanität? Die Frage befremdet; wo wäre sie nicht zu fassen, wo nur ein aus dem Herzen der Antike geschöpftes Werk vorliegt? Sie offenbart sich uns gleich in dem ältesten Gedichte des Hellenentums, sobald wir nur die Phantasmen der Überklugen wegblasen — das ist eben das Gute an ihnen, dafs sie sich ohne weiteres wegblasen lassen — in ihrem doppelten Triumph über die Eris im 18. und im 24. Gesang, in der grofsartigen Lehre von der Nichtigkeit jedes Ruhmes, der das Unglück anderer zur Grundlage hat, von der Nichtigkeit jeder glänzenden That, die durch ein unterlassenes Liebeswerk erkauft wird. Sie leuchtet uns aus den Zeilen der jüngeren und anmutigeren Schwesterdichtung entgegen in der entzückendsten Versöhnungsmoral, die der menschliche Geist geschaffen hat: *darum habt ihr unendliche Mühsal erduldet, dafs Gesang unter den Menschen sei.* Sie hat einen Äschylus die freie Willensbestimmung entgegen dem erschlaffenden Dogma von der Allgewalt des Schicksals verfechten lassen, die Vergebung der Schuld entgegen der starren Vergeltungslehre, und zwar in der höchsten Potenz — dem geschlagenen und gedemütigten Landesfeind gegenüber in einer einzigartigen Tragödie ... das hat sie freilich nicht hindern können, dafs unter dem modernen Götzenregiment geistig Gelbsüchtige auch diesen Honig bitter fanden. Sie hat einem Sophokles in dem Zwiespalt zwischen Gesetz und Recht unter liebevoller

[1]) Die antike Humanität. Von Max Schneidewin. Berlin 1897, Weidmann. XX, 558 S. gr. 8.

Digitized by Google

Teilnahme für jenes die flammenden Verteidigungsworte für dieses eingegeben, in dem Zwiespalt zwischen Götterwillen und Menschenstreben unter Ehrfurcht vor jenem die ergreifende Rechtfertigung dieses. Sie hat einen Euripides unsere sichtbaren Handlungen als die nichtssagenden 'aufgegebenen Reime' unserer Lebensdichtung betrachten gelehrt, denen erst unser inneres Empfinden Sinn und Inhalt verleiht. Sie hat in der griechischen Komödie die satte Philistermoral in jeder Gestalt gezüchtigt und vor ihren beiden Erbfeinden, Geist und Liebe, in den Staub geworfen. Sie hat über die Darstellung der griechischen Befreiungskämpfe jenen unnachahmlichen Duft gebreitet, so zart und keusch, dafs der moderne, durch moderne Kriegsbeschreibungen korrumpierte Mensch sie jedes 'Schwunges' bar finden mufs — sehr mit Recht, da für diesen 'Schwung' der griechische Ausdruck 'Hybris' lautet. Sie hat dem zweiten grofsen Historiker der Griechen jenes Idealbild eines humanen Staates aufgehen lassen, das freilich dem, der als sein lebendes Symbol galt, in sein frühes Grab folgte. Sie hat . . . doch nun versagt das Wort: wir sind bei dem Namen Platons angelangt.

Auch unser Verfasser zählt diese Quellen alle auf, aber — nur um sie alle, die eine nach der anderen zu eliminieren (S. 13 ff.); die ganze griechische Litteratur ist seiner Meinung nach als Fundgrube für die antike Humanität zu streichen. Ich kann nicht sagen, dafs seine Ausführungen mir überzeugend vorgekommen wären. Aus praktischen Gründen mag es ja geboten erscheinen, das Feld der Untersuchung einzuschränken; und mit seinen positiven Vorschlägen ist der Verfasser jedenfalls im Recht. Als das römische Volk seine politische Reife erlangte, gieng ihm die Überlegenheit der griechischen Weltanschauung, wie sie im Geiste der besten aus dem hellenischen Volke ausgereift war, allmählich auf; ihr suchte nun die Elite der römischen Gesellschaft bewufst nachzutrachten; so entstand, als bewufstes Prinzip, die Humanität, das Wort und die Sache. Von den Scipionen ging die Bewegung aus; ihren Höhepunkt erreichte sie in Cicero. *Um es auszusprechen, Ciceros Schriften sind für uns der wesentliche Spiegel der antiken Humanität* (S. 18). Das ist gewifs ein ebenso origineller, wie berechtigter Gesichtspunkt. Aber Horaz, Seneca, Plinius d. J.? Die gehören doch unzweifelhaft auch zu den 'Humanen', wie der Verf. kurz und treffend unsere Elite nennt. Hin und wieder ist auch von ihnen die Rede; im ganzen aber schliefst der Verf. die ganze nachaugusteische Zeit prinzipiell aus, *denn die Aufgabe, sich in einem freien Staate am öffentlichen Leben nach besten Kräften zu beteiligen, werden wir als einen wesentlichen Bestandteil des humanen Bewufstseins erkennen* (S. 17). Recht wohl, aber doch nur als einen wesentlichen; deshalb kann doch z. B. für die *antike Humanität im Verhältnis von Mensch zu Mensch* (S. 71 ff.) Plinius d. J. als eine wichtige Quelle dienen. Auch hier kann ich mir für die Exklusivität des Verf. nur subjektive Gründe denken: er hat sein Forschungsgebiet deswegen enger abgesteckt, um dafür dieses verhältnismäfsig engere Feld desto vollständiger zu erschöpfen. Letzteres hat er denn auch geleistet; ebendeshalb ist sein Versuch in seiner gewollten Beschränkung gelungen zu nennen.

Digitized by Google

Versöhnen wir uns also damit, dafs uns die antike Humanität hier nur insoweit geboten wird, als sie sich in Ciceros Geiste wiederspiegelt. Es ist dennoch im wesentlichen die antike Humanität; und dafs es so ist, beweist hinreichend die Genialität jenes vielverleumdeten Geistes. Indirekt wird somit das Werk Schneidewins zu einer gelehrten und beredten Apologie Ciceros — und das ist ein Grund mehr, ihm einen möglichst umfassenden Leserkreis zu wünschen.

2.

Je ernstgemeinter aber dieser Wunsch ist, um so mehr sind die Hindernisse zu bedauern, die sich seiner Erfüllung in den Weg stellen — zumal diejenigen, die in dem Werke selber liegen und nicht allzuschwer hätten vermieden werden können. Von ihnen ist hier zunächst zu reden; bei der Gelegenheit soll auch der sonstige kritische Schutt, der einmal zu einer honetten Rezension gehört, abgeladen werden, damit wir uns weiterhin um so rückhaltloser dem vielen Guten und Trefflichen, das die Schrift des Verfassers bietet, hingeben können.

Also die Hindernisse — zu ihnen gehört an erster Stelle der Umfang des Buches. Es sind nämlich 537 Seiten Text, dazu ein Anhang von weiteren 20 Seiten, der eine vielfach polemische Auseinandersetzung des Verfassers mit der 'Litteratur' zur antiken Humanität enthält — eine *κόλος μάχη*, nebenbei bemerkt, da nur 10 Nummern behandelt werden, die übrigen 47 *vielleicht auf anderem Wege dem wissenschaftlichen Publikum dargeboten werden* sollen. Nun sind ja freilich sechsthalbhundert Seiten für eine ganze Weltanschauung nicht zu viel; ganz gewifs, aber — ich fürchte, absolut genommen werden sie unserer vielbeschäftigten Menschheit doch zu viel sein. Denn ein Nachschlagebuch soll es und kann es nicht sein — dazu fehlt ihm ein entscheidendes äufseres Merkmal, der Index —, es will ganz gelesen werden, von Anfang bis zu Ende. Das soll es auch; es wäre schade, wenn es nicht geschähe. Nun aber die Frage: wie viel Zeit mufs der intelligente Leser opfern, um ein Buch von sechsthalbhundert Seiten zu lesen?

Nun, je nachdem; das hängt doch ganz davon ab, wie das Buch geschrieben ist. Ganz recht; damit haben wir das zweite, wesentlichere Hindernis berührt: den Stil, im weitesten Sinne des Wortes.

Der ist nun freilich in mehr als einer Hinsicht zu loben. Der Verfasser hat viel gelesen und viel gedacht, besonders auf philosophischem Gebiete; Schopenhauer und Hartmann sind ihm gute Bekannte, und mancher andere dazu. Eine grofse Umständlichkeit des Denkens ist ihm die Frucht dieser reichen geistigen Thätigkeit gewesen; da wird nicht munter von Gipfel zu Gipfel fortgeschritten, — alle Unebenheiten des Weges werden mitgenommen, nichts wird dem Leser geschenkt. Dazu kommt ein reicher Erinnerungsschatz von eigenen und fremden Erfahrungen nebst dem Bedürfnis, mit freigiebiger Hand daraus zu schöpfen; dazu der Trieb, zu allen möglichen Zeitfragen selbständig Stellung zu nehmen und seine — natürlich motivierte — Entscheidung dem Leser zu unterbreiten. So hat denn der letztere die Empfindung, dafs er mit einem Güterzug reist, und die ist nicht immer angenehm.

Digitized by Google

Sehr hübsch entwickelt uns der Verfasser S. 108 aus dem Wesen der antiken Humanität den Satz, dafs es 'inept' sei, *in gesuchter, einen wissenschaftlichen Jargon ohne Not erkünstelnder Weise, anstatt einfach 'gut deutsch' (more Romano) zu sprechen.* Wie werden wir nun, von diesem Standpunkte aus, einen Satz wie den folgenden beurteilen (S. 57): *die antike Humanität setzt in ihre Lebensauffassung den Factor des Gedankens der Unsterblichkeit der Seele ein?* Das heifst doch wohl 'gut deutsch': die a. H. erkennt die Unsterblichkeit der Seele an? 'Es heifst mehr', wird der Verf. sagen. Das empfinde ich wohl — inhaltsleer sind seine Worte nie und nirgends. Aber dieses Mehr hätte der Leser von sich aus geleistet; mit dem unausstehlichen genetivischen Schachtelhalm war es zu teuer erkauft. Oder auch folgenden, beträchtlich längeren (S. 42): *Es giebt ein entscheidendes Kriterium, ob ein Lösungs- und Losungswort zur Welterscheinung und zur Gestaltung des Lebens als ein absoluter oder nur relativer Wert empfunden wird: Wenn man glaubt, dafs der Inhalt des Wortes auch ausreiche, die Existenz vernünftig zu begründen, so ist das Losungswort ein absolutes, wenn man aber glaubt, dafs nur das Dafs des Was, das Dasein der Welt, als dunkle Urthatsache, einmal vorausgesetzt, das Wort ausreiche, um dem beschränkten menschlichen Erkenntnisvermögen genug zu thun und das in gerade dieser Beschaffenheit als zu gestaltendes Material gegebene menschliche Wesen in seiner Bethätigung zu regeln, so ist es nur ein relatives.* Ist es nun laienhaft, wenn ich mir einbilde, mit einer Fassung wie diese: 'es ist absolut, wenn es die Weltexistenz erklärt, es ist aber relativ, wenn es dieser Thatsache als einer Voraussetzung zur Erklärung der übrigen bedarf' — dem beschränkten menschlichen Erkenntnisvermögen vollauf genug zu thun? Und das ist nur ¼ Seite; ihrer sind aber sechsthalbhundert. Die sind freilich nicht alle so schwer; aber oft, sehr oft war ich darüber froh, dafs ich die Fertigkeit, schwierige algebraische Klammeraufgaben zu lösen, von der Schulbank herübergerettet hatte. Und auch die half nicht immer; ratlos stehe ich der *historischen Kurzsichtigkeit* S. 261 gegenüber, und was sich aus der Negationenschlacht S. 507: *Bei dem vieltausendköpfigen Stande des deutschen Lehrertums aber und bei den äufserlichen Motiven und Nöten, durch die viele ihm zugeführt werden, besteht eine der Null gleich zu achtende Unwahrscheinlichkeit, dafs nicht viele seiner Mitglieder der Fähigkeit entbehren sollten, die heilsame strenge Zucht wesentlich schon durch die Würde ihrer Person zu üben* — als schliefsliche Position ergiebt, weifs ich auch nicht.

Was nun den Erinnerungsschatz anbelangt ... ich will nicht undankbar sein und gern bekennen, dafs ich die vielen Digressionen des Verfassers, die auf persönliche Erlebnisse u. dgl. zurückgehen, mit Interesse gelesen habe. Digressionen sind es aber darum doch, und die Art und Weise, wie der Verf. sie anbringt, zeigt deutlich, dafs wir es bei ihm mit einer kleinen Schwäche zu thun haben. Ich weise auf S. 356 hin. Die befremdende Thatsache des prosaischen Rhythmus erinnert den Verf. an die dramatische Verszahlentheorie, diese an eine Seminarsitzung bei A. Böckh, die wir jedoch sofort verlassen, um den Referenten in den deutsch-französischen Krieg zu begleiten; erst nachdem

Digitized by Google

wir den zu früh Gefallenen betrauert, kehren wir in die Seminarsitzung zurück, hören Böckhs Resolution über die Verszahlentheorie und haben nun erst den Standpunkt zur Beurteilung des prosaischen Rhythmus gewonnen. Die reine Lyde des Antimachos, würde Plutarch sagen.

Doch haben diese Digressionen immerhin das Interesse, das Erinnerungen an bedeutende Persönlichkeiten naturgemäfs anhaftet; der Verf. ergeht sich aber auch sonst gern in behaglichem Spazierschritt auf allen möglichen Seitenpfaden, die gar nichts einbringen, und da ist es kein Wunder, wenn dem pressierten Begleiter die Geduld manchmal reifst. Wozu der (obenein unberechtigte) Ausfall gegen die Mikroben S. 381? Oder der (gleichfalls unberechtigte) gegen die Hiddigeigerei S. 441? Oder die immerhin gesinnungstüchtige Auseinandersetzung über die Berechtigung der Ehescheidung S. 180 f.? Entscheiden läfst sich ja eine Frage von dem Kaliber auf so engem Raume doch nicht. Auch war es gewifs nicht nötig für die Beurteilung des Briefwesens der humanen Gesellschaft, dafs der Verfasser S. 159 f. auf die Erfindung der Buchstabenschrift zurückgieng und den Homer mit seinen *σήματα λυγρά* hereinzog. Eine gröfsere Straffheit wäre dem Buche von ganz unermefslichem Vorteil gewesen.

3.

Doch das mufs man schon mit in Kauf nehmen: es darf uns die Freude nicht verkümmern, die uns die Leitung eines so belesenen, auf den verschiedensten Wissensgebieten unterrichteten Mannes gewährt. Denn das bleibt M. Schneidewin, und die kleinen Anstöfse, die ich im folgenden notieren will, thun dieser Thatsache im Ganzen keinen Abbruch.

S. 70 lesen wir nicht ohne Staunen die Behauptung: *die antike Humanität scheint bisweilen vorausgesetzt zu haben, dafs sie in ihrem praktischen Grundverhalten zum Leben die Erbin der Weisheit der eleusinischen Mysterien sei.* In der bekannten Aufserung Ciceros über die letzteren kommt allerdings das Wort *humanitas* vor, und um seinetwillen mag der Zettel in den Sammelkasten gekommen sein, in den er nicht hineingehörte; leider ist er für den Verf. zur Veranlassung geworden, über die eleusinischen Mysterien mit grofser Bestimmtheit Sachen vorzutragen, die den Meinungen der besten heutigen Kenner schnurstracks entgegengesetzt sind. Den Grund begreifen wir leicht, wenn wir das angehängte (etwas überflüssige) Verzeichnis der *Hauptschriften über die eleusinischen Mysterien* lesen, in dem die Namen Rohde, Anrich und Foucart fehlen.

Ein gnomisches Monostichon ist mit den Worten *wenn ich nicht irre, menandrisch* (S. 29) gewifs etwas seltsam gekennzeichnet, und wenn das darin vorkommende *ἴσθι* (*ἄνθρωπος ὢν τοῦτ' ἴσθι*) im Original ein Imperativ von *οἶδα* ist, woran nicht zu zweifeln, so ist es auch *für die Übersetzung* einer. Seltsam berührt auch, wenn man es gedruckt sieht, das Zitat (S. 26) *aus einem mir nicht weiter bekannten Epiphanes ('vol. II p. 137 B')*, wo doch eine genauere Anfrage leicht ergeben hätte, dafs es sich um den bekannten Antiorigenisten Epiphanius handelt. Für eine Thatsache, die Thukydides bezeugt, hätte nicht

Digitized by Google

S. 362 Nepos zitiert werden sollen. Und was S. 459 über Themistokles steht, davon ist gerade das Gegenteil überliefert.

Die kurze Übersicht über die antike Rhetorik S. 351 ff. ist für den Kenner überflüssig, dem Laien aber müfste sie unter ganz anderer Beleuchtung dargeboten werden, um irgendwie zu wirken. Insonderheit wäre die trockene Aufzählung der Figuren S. 360 einfach wegzulassen und die Lehre von den status causae mehr zu durchgeistigen — so wie der Verf. sie S. 367 darstellt, ist sie unlogisch und unverständlich (am besten eignen sich die modernen Kunstausdrücke 'Thatfrage' = st. conjecturalis, 'Rechtsfrage' = st. definitionis oder legitimus und 'Straffrage' = st. qualitatis dazu, diese wunderbare und unübertroffene Lehre zu veranschaulichen). Übrigens bedeutet status (= στάσις) mitnichten *Fechterauslage*; das griechische Bild bewegt sich, wie die Quellen lehren (cf. Volkmann *Rhet.* 38), auf einem ganz anderen Gebiet.

Eine genauere Kenntnis des römischen Staatsrechts wäre dem Verf. S. 236 zu wünschen gewesen; sie hätte ihn vor dem Irrtum bewahrt, die censorische Lectio senatus noch in der Zeit Ciceros als bestehend anzunehmen, und damit wäre das ganze Aporem, das dort entwickelt wird, samt seiner unmöglichen Lösung gefallen. S. 189 ist Ciceros Mutter mit seiner Schwägerin verwechselt. Was S. 228 die der römischen Religion zur Seite gestellte *Gnade* anbelangt, ist nicht klar; dem Zusammenhang nach möchte man annehmen, dafs der Verf. damit den lateinischen Ausdruck auspicia wiedergiebt, was aber doch gar zu verwunderlich wäre.

Die Übersetzungen des Verf. wird mancher zu frei, zu modernisiert finden; mir haben sie im allgemeinen sehr gut gefallen. Nicht ganz korrekt ist S. 377 die Stelle aus der Mureniana wiedergegeben; auch *Anstelligkeit* S. 317 ist doch kein Ausdruck für das lat. quid deceat. Doch das sind ganz vereinzelte Anstöfse; öfter erscheint des Verf. Textkritik bedenklich. Sie ist zu einseitig ästhetisch und drängt die diplomatische Seite der Frage zu sehr in den Hintergrund. Einmal passierte es ihm sogar (S. 319), dafs er eine schlechte moderne Konjektur für die Überlieferung hielt und auf Grund ihrer Cicero eine Rüge erteilte. Es ist die bekannte Stelle über Lucrez; der handschriftlichen Fassung *multis luminibus ingenii, multae tamen artis* glaube ich Eos III 1 endgültig zum Siege verholfen zu haben — sie ist für beide, Cicero wie Lucrez, gleich ehrenvoll. Aus derselben Eos möchte ich dem Verf. noch die Miszelle I 129 empfehlen; dort wird er die neuentdeckte griechische Quelle zur ciceronianischen Klimax *si dormis* etc. (S. 134) nachgewiesen finden.

Andere werden anderes angemerkt haben; ich schliefse mein Register mit dem Wunsche, dafs diese kleinen Berichtigungen dem Verf. nicht ungelegen kommen.

4.

Wir eilen zum Positiven. Was ist die antike Humanität, und was will sie?

Sie will vor allen Dingen zu einer freudigen Lebensbejahung gelangen; sie will es, weil sie durch und durch gesund, helläugig und kraftstrotzend ist. Um es aber thun zu können, bedarf sie gewisser, teilweise metaphysischer

Digitized by Google

Voraussetzungen, die sie indessen nicht postuliert, sondern mit den Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, zu beweisen sucht. Geboten werden ihr aber diese Mittel von der griechischen Philosophie: was die Stoa verheifst und die Akademie gestattet, wird zur theoretischen Grundlage der antiken Humanität.

Dahin gehört zunächst ein lebhaftes Durchdrungensein von der Einheit und Harmonie des Weltalls, ein bewunderndes Aufschauen zu der Herrlichkeit des Makrokosmus, um in dessen ewiger Ordnung den Geist und Willen des Ordners zu ahnen. Von der gleichen Bewunderung ist sie aber für das Wesen des Menschen erfüllt, den Adel und die Reinheit seiner ursprünglichen Natur. So gelangt sie dazu, aus dieser Natur das Sittengesetz herzuleiten, ohne Zuhilfenahme einer transzendenten Kraft in anderem Sinne, als insofern sie sich etwa eben in der menschlichen Natur offenbart. Dabei ist sie sich jedoch des eingangs von mir entwickelten Unterschiedes vollauf bewufst: gebührt auch unsere ganze Ehrfurcht dem allgemeinen Sittengesetz, insofern es der *universa natura* entstammt, so kann doch nur diejenige Sittlichkeit, die unter Mitwirkung unserer Individualität, unserer *propria natura*, zustande kommt, zur Richtschnur unseres Handelns werden — mit Recht hebt der Verf. die goldenen Worte Ciceros *de off.* I 110, dieses Fundament der antiken Humanität, in seiner Darstellung S. 55 hervor. Und sind wir einmal zu einer solchen Betonung unserer Individualität und ihrer Rechte gelangt, so werden wir den Glauben an eine schliefsliche Vernichtung dieser Individualität entschieden zurückweisen: die antike Humanität erkennt die Unsterblichkeit der Seele an.

Wie reimt sich nun mit dieser Weltanschauung, dafs *die antike Humanität den Glücksgehalt des menschlichen Lebens eher in pessimistischem Lichte ansieht* (S. 56)? Sie reimt sich eben gar nicht; hier, wie sonst einigemal, ist für den Verf. das Bestreben, die gesamte antike Humanität aus der Individualität des einen Cicero herzuleiten, verhängnisvoll gewesen. So ist er dahin gekommen, lediglich funktionelle Störungen des humanen Bewufstseins für organische Affektionen desselben anzusehen. Thatsächlich ist der 'eudämonologische Optimismus' die einzige denkbare Konsequenz der humanen Weltanschauung; wo nur der Same der Humanität aufgegangen ist, hat sich diese Blüte aus ihm entwickelt — für die Beschaffenheit der Keimanlage ein deutlich redendes Kennzeichen.

Das sind im allgemeinen die *Lieblings-Anschauungen und -Voraussetzungen der antiken Humanität.* Wie sie sich auf dieser Grundlage im Verhältnis von Mensch zu Mensch, zu Staat und Vaterland, zu Wissenschaft und Kunst, endlich zu der Natur darstellt — das untersucht der Verf. in den vier weiteren Abschnitten, die zusammengenommen den Kern des vortrefflichen Werkes bilden.

5.

'Von Mensch zu Mensch' . . . Wir werden dabei sehr ins Einzelne geführt; die grofse humane Ethik zersplittert sich in eine Unzahl praktischer Maximen, dafs man zuletzt vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. So hübsch versteht es der Verf. jede einzelne dieser Maximen mit einer oder ein paar Cicerostellen

Digitized by Google

zu belegen, dafs man am Ende auch das Bedürfnis, den Wald zu sehen, nicht mehr empfindet. Und doch ist dieses Bedürfnis berechtigt; ich will sehen, ob ich die fleifsigen Sammlungen des Verf. nach dieser Seite hin ergänzen kann.

Bilden die Humanen die Elite des Volkes, so haben sie sich gegenüber ein grofses Stück Menschheit, das der Humanität nicht teilhaftig ist — die Masse, die Vielzuvielen, die Philister, oder wie man sie nennen will. Die Regeln für den Verkehr von Mensch zu Mensch sind daher wesentlich davon abhängig, ob der betreffende Mensch zur Elite oder zur Masse gehört. Von diesem Standpunkt aus würde ich versuchen, den etwas äufserlichen Schematismus des Verf. zu durchgeistigen.

Nehmen wir zuerst die Masse; habe ich die Pflicht, sie zur Humanität zu bekehren? Mit anderen Worten: empfindet die antike Humanität den Trieb der Propaganda? Theoretisch wäre ein 'ja' zu erwarten, als die logische Konsequenz des Glaubens an den Adel der Menschennatur; praktisch jedoch ist die Frage für die antike wie für die Renaissancehumanität zu verneinen und erst für die Humanität des XVIII. Jahrhunderts zu bejahen. Der Unterschied ist ein ungeheuerer; aber wir müssen annehmen, dafs es nur in der Praxis einer ist. Es lag an den äufseren Verhältnissen, an der Schwierigkeit und anscheinenden Hoffnungslosigkeit der Aufgabe, dafs sich die Keimanlage der antiken Humanität im Altertum nicht entwickeln konnte.

Also nicht bekehren: was denn? Auskommen: das ist vorläufig der Weisheit letzter Schlufs. Da ergeben sich die Regeln der Lebensklugheit S. 73 ff. von selbst. Sei klug und rechne damit, dafs die anderen, nämlich die Masse, dich lieber schlecht als gut sehen wollen, dafs sie sich mehr lieben als dich, dafs sie sich dir aber andererseits willig hingeben, wenn du sie zu gebrauchen verstehst. Die höchste Klugheit kann aber oft in der Güte enthalten sein: am besten kommt man mit den Menschen aus, die uns lieb gewinnen. Von diesem Gesichtspunkte aus folgen wir den Humanen leicht in allem, was sie über das Verhältnis zu den Nachbarn wie zu den Sklaven vorschreiben; wobei wieder der letztere Punkt unsere Aufmerksamkeit in erhöhtem Mafse fesselt. Der Verf. scheint zwar nicht übel Lust zu haben, die Behandlung der Sklaven von seiner Darstellung der antiken Humanität auszuschliefsen, weil er *darüber in seinen Sammlungen kein Material zur Verfügung hat* (S. 206) — hier wäre eben ein Punkt gewesen, wo der jüngere Plinius den Cicero ergänzen konnte. Er will uns mit einem knappen Auszug aus dem Marquardt-Mommsenschen Handbuch entschädigen, was wir höflichst ablehnen werden. Allerdings geht auch daraus hervor, dafs sich im römischen Rechtsbewufstsein im Laufe der ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit ein bedeutsamer Wandel zu gunsten der Sklaven vollzieht — aber diesen Umschwung soll *nicht sowohl die alte humane Gesellschaft, als das juristische Denken der grofsen Rechtsgelehrten der ersten beiden Jahrhunderte n. Chr. herbeigeführt haben.* Ja, standen denn diese Rechtsgelehrten aufserhalb des Bannkreises der alten humanen Gesellschaft? Wir berühren hiermit eine klaffende Lücke in dem sonst so durchdachten System des Verf. Ich werde mir unten (§ 8) erlauben, sie nach Kräften auszufüllen;

Digitized by Google

einstweilen will ich darauf hinweisen, dafs der erste dieser Rechtsgelehrten, der grofse Labeo, ein Enkelschüler Ciceros gewesen ist. Thatsächlich haben die Humanen an der Aufbesserung des Sklavenloses ein grofses Verdienst, das ihnen der Verf. am allerwenigsten hätte verkürzen sollen.

Soweit die Masse — denn die Frauen als solche gehören nicht dahin, noch weniger die Kinder. Was zunächst jene anbelangt, so ist Platon freilich mit seiner Forderung, dafs den Frauen qualitativ dieselbe Erziehung, wie den Männern, zu teil werde, nicht nur seiner, sondern auch unserer Zeit weit vorausgeeilt; dafs aber die Humanen Roms, soweit es der Zeitgeist gestattete, der Erfüllung dieser Forderung mächtig vorgearbeitet haben, hätte doch entschiedener betont werden sollen, als es S. 175 ff. geschehen ist. Liebesheirat und Ehescheidung gehören gar nicht ins Kapitel von der Stellung der Frauen in der antiken Humanität: letztere ist ein überkommenes Rechtsinstitut, erstere gilt in gleicher Weise für Männer wie für Frauen. Wohl war aber die Frage, ob im humanen Kreise die Frau als ebenbürtiger Kamerad des Mannes galt, unter Zuziehung eines umfassenderen Materials zu behandeln und zu bejahen. Nicht umsonst steht neben dem Namen Scipio der Name Cornelia an der Spitze der römischen Humanität; über Laelia, Mucia, Licinia gelangen wir leicht in die Zeit Ciceros, wo der Kranz hervorragender Frauen — von einer Porcia bis zu einer Clodia — ein sehr reicher ist. In der Hinsicht vermissen wir gar vieles in des Verf. Darstellung; am meisten vielleicht folgende, ganz beiläufige, aber eben darum unbezahlbare Stelle aus einem diplomatischen Briefe Ciceros an Metellus Celer: *fam.* V 2, 6: *quem ego cum comperissem* (sc. Metelli fratrem) *omnem sui tribunatus conatum in meam perniciem parare atque meditari, egi cum Claudia, uxore tua, et cum vestra sorore Mucia, cuius erga me studium pro Cn. Pompeii necessitudine multis in rebus perspexeram, ut eum ab illa iniuria deterrerent.* Auch ist nicht zu vergessen, dafs die Wiedergeburt der Humanität in der Renaissance sowohl wie im XVIII. Jahrhundert den Anschlufs der Frau an die humane Bewegung brachte. Darüber sollte man sich nur ganz klar sein: wenn heutzutage ein Philologe in puncto 'Hörigkeit der Frau' auf einem patriarchalischen Standpunkte steht, so thut er es nicht als Philologe, sondern als ganz was anderes.

Noch weniger gehören die Kinder, der Nachwuchs der Humanität, zur Masse. Das ist vielmehr ein Feld für die Propaganda der humanen Weltanschauung; diese Propaganda leistete die Erziehung. Das Verhalten der antiken Humanität zur Kindererziehung hat der Verf. an dem Beispiel der beiden Knaben, Marcus und Quintus Cicero, recht gut dargestellt.

Soweit das Grenzgebiet. Indem wir uns nun entschieden zur Elite wenden, ändert sich das Bild. War der Masse gegenüber Lebensklugheit die oberste Maxime, so heifst es hier: *inter bonos bene agier oportet.* Mit diesen Worten, die beim Verf. S. 79 nicht an der richtigen Stelle stehen, war recht eigentlich das neue Kapitel zu eröffnen: von dem Verhältnis der Humanen zu einander.

Hier entwickeln sich vornehmlich die Lichtseiten der antiken Humanität.

Digitized by Google

Mag sich der Humane der Masse gegenüber, aus Lebensklugheit, in jenes geheimnisvolle Dunkel der *βαθύτης* hüllen — den Seinen gegenüber ist er 'offen' und 'liebenswürdig'; mag er dort auf Wahrung seiner persönlichen Würde bedacht sein — hier ist er 'bescheiden'. Und so sehr er, dem fundamentalen Gedanken der Humanität entsprechend, auf die Möglichkeit freier Entfaltung der eigenen Individualität dringen mufs, so sehr wird er diese selbe Freiheit auch den anderen zugestehen. Eine grofse 'Rücksichtnahme' auf den anderen wird die Folge sein. Dafs diese bei dem lebhaften, überschwänglichen südlichen Naturell leicht Formen annehmen kann, die einem grämlichen Kritiker Drumannscher Observanz als 'Schmeichelei' erscheinen können, ist nicht verwunderlich; der Kenner wird sich durch den überall gebreiteten Duft der 'Urbanität' gern eines besseren belehren lassen. — Ich habe hier einige der Schlagwörter hervorgehoben, denen Schneidewin gelehrte und lehrreiche Erörterungen zu teil werden läfst; hier sei nur noch der Brennpunkt genannt, in dem alle von der antiken Humanität geworfenen Strahlen vereint erglänzen — die Freundschaft. Ein genaueres Eingehen ist nicht nötig; *Laelius de amicitia* kennt ja jeder. Daneben erscheint jedoch auch die eingehende Charakteristik des Verf. S. 126 ff. als in hohem Grade verdienstlich. Besonders gut ist S. 136 ff. ausgeführt, wie sehr die Praxis der antiken Humanität mit dem *κοινὰ τὰ τῶν φίλων* in Geldsachen ernst gemacht hat, so dafs *wo bei uns angeblich die Gemütlichkeit aufhört, sie dort in der antiken humanen Gesellschaft erst recht anfing.*

Mehr äufserlich hängen mit den hier berührten Fragen die Kapitel über das Brief-, Empfehlungs- und Widmungswesen zusammen, die vom Verf. mit gewohnter Akribie ausgearbeitet worden sind; doch wäre namentlich für das letztgenannte, wie auch sonst einigemal, die Berücksichtigung von Hirzels ausgezeichnetem 'Dialog' wünschenswert gewesen. Wir können uns bei diesen untergeordneten Fragen nicht länger aufhalten.

6.

'Zu Staat und Vaterland' . . . Hier habe ich nichts zu ordnen, sondern nur über das Wohlgeordnete in aller Kürze zu berichten. Vortrefflich leitet der Verf. aus der Zentralidee der Humanität die Pflicht des Staatsbürgers her, sich am Staatsleben zu beteiligen; dem einleitenden Kapitel, welches das Staats- und Vaterlandsbewufstsein der antiken Humanität im allgemeinen charakterisiert, folgt ein analytisches, das die Staatsidee in ihre Elemente zerlegt und das Verhalten der Humanen zu jedem einzelnen von ihnen beschreibt, hierauf ein drittes, das die praktischen Maximen enthält. An der Anordnung ist nichts auszusetzen.

Der Staat ist dem Humanen diejenige Sphäre, in der er seine höchste Kraft bethätigen kann; so leitet die Natur selber den Menschen an, am Staatsleben teilzunehmen. Zu diesem Naturtrieb gesellt sich indessen noch die Dankbarkeitspflicht hinzu, insofern der Staat der Erzieher und Beschützer des Bürgers ist. So kann denn der von gewissen Philosophen verlangte politische

Digitized by Google

Indifferentismus vom Standpunkte der Humanität nur abgelehnt werden; der materialistische Indifferentismus der Genufsmenschen natürlich erst recht. Soweit der 'Staat'; wie gelangen wir nun zum 'Vaterland'? Hier fehlt doch beim Verf. der Übergang; so ist denn der Patriotismus S. 217 ff. mehr postuliert als entwickelt. Mit Vergnügen erfahren wir S. 221 f., dafs jene nationalistische Borniertheit, die einen jüngst geplatzten Bovist an Jherings treffendem Wort *die Entwickelung von innen heraus beginnt erst bei der Leiche* so schweren Anstofs nehmen liefs, dem Patriotismus der antiken Humanität fremd gewesen ist; mit um so gröfserer Spannung begrüfsen wir S. 223 ff. die *Beurteilung des Patriotismus der antiken Humanität.* Da erleben wir freilich eine kleine Enttäuschung. Es wird uns dort sehr verständig auseinandergesetzt, dafs Patriotismus und Kosmopolitismus sich nicht ausschliefsen, sondern ergänzen; was wir aber erwarten durften, eine Charakteristik des antik humanen Patriotismus im Vergleich mit dem modernen, das hat uns der Verf. vorenthalten und damit die Gelegenheit zu einer schönen Götzendämmerung verpafst. Und doch war die Frage wohlberechtigt, ob beispielsweise jene Hottentottenmoral, welche die Quintessenz des modernen Zeitungspatriotismus bildet und dem Philister täglich bis zur völligen Abtötung des Gerechtigkeitsnerves zum Morgenkaffee kredenzt wird, auch antik sei. Dafs sie es nämlich sei, behauptet Leo Tolstoi; denn christlich wäre sie nicht. Ganz gewifs; aber antik — hat der Philologe zu entgegnen — ist sie darum doch nicht, sondern eben hottentottisch. Ich scheue die stärkste Probe nicht: da ist z. B. jene bekannte Rede Ciceros, in der das römische Volk angefeuert wird zum Kriege gegen die . . . gegen die . . . ja, gegen wen denn eigentlich? Das ist eben das eigentümliche, dafs wir aus ihr nicht einmal den Namen des Volkes erfahren, mit dem Krieg geführt werden sollte.

Es folgt das analytische Kapitel. Zum Glück hat bereits Cicero den Begriff 'Staatsidee' *Sest.* 98 in seine Elemente zerlegt, und es war ein hübscher Gedanke des Verf., diese Einteilung seiner Darstellung zu grunde zu legen. Wir hätten somit: Religion, Amtsgewalt, Senatsautorität, Gesetze (d. h. Volkswille), Sitte, Rechtswesen, Kredit und Finanzwesen, auswärtige Beziehungen. Das Verhalten der Humanität zu jedem dieser Elemente wird der Reihe nach untersucht — nicht ohne dafs hin und wieder die Rede auch auf Verwandtes kommt — stets mit grofsem Fleifs und grofser Umsicht, oft mit Glück. Am wenigsten konnte ich mich mit der Erörterung über das Rechtswesen befreunden — der Verf. selber gesteht freimütig, dafs ihm die entsprechenden Kenntnisse fehlen; nur ist die Lücke gröfser, als er denkt. So wird man auch in dem § über *Freiheit und Gleichheit* den 'Geist', der hier ganz allein stimmberechtigt wäre — ich meine den Jheringschen — schmerzlich vermissen. Auch der § über die Religion wäre präziser ausgefallen, wenn der Verf. die von der humanen Gesellschaft acceptierte stoische Scheidung der drei Religionen zu grunde gelegt hätte; damit wäre auch der Vorwurf gefallen, den er S. 231 den Humanen macht, als ob sie durch ihre Forderung von der Einheit der bürgerlichen Religion die Masse *grundsätzlich ein für allemal von dem reli-*

Digitized by Google

giösen Fortschritt ausgeschlossen und sie auf dem nationalen Religionsstand festgenagelt hätte. Der Zugang zur philosophischen Religion stand jedermann frei; dafs aber Kotytto und Ma der Juno Regina gegenüber einen religiösen Fortschritt bedeute, wird der Verf. selber nicht behaupten.

Indem wir noch im Vorbeigehen die schönen Worte des Verf. über *ad Q. fr.* I 1 notieren (S. 251), schreiten wir zum dritten, synthetischen Kapitel, das die *Grundsätze für das politische Leben* enthält (S. 262 ff.).

Hier hätte ich doch dem dritten § den Vorgang gegeben; denn offenbar enthalten diejenigen *politischen Grundsätze*, die *ohne ausdrückliche Reflexion auf ihre Durchführbarkeit oder Undurchführbarkeit* aufgestellt werden, die Humanitätsidee in ihrer reineren, ungetrübteren Erscheinungsform. Da hören wir nun gern, dafs das *rectum* und *honestum* für den Politiker die Richtschnur abgiebt, mit deren Einhaltung er seinem persönlichen Ziel, der *dignitas* zustreben soll . . . und welchem staatlichen Ziel? Nun, dem *otium*: das weifs ja jeder Cicerokenner; es ist nicht recht ersichtlich, warum der Verf. dieses S. 246 nur obenhin gestreifte Losungswort hier (S. 286) nicht mit gebührender Ausführlichkeit behandelt.

Gesetzt nun, das politische Schiff segele vor dem Wind, was weiter? Das weitere giebt § 1 (S. 263) an; doch sind die Verhaltungsmafsregeln so allgemein, dafs an ihnen nicht viel liegt. Auch hat ja die Humanität zumeist gegen den Wind gesegelt; gehen wir also zu § 2 über, zu den *politischen Grundsätzen für den Fall, dafs unüberwindliche Machtverhältnisse zur Verzichtleistung auf den eigensten Willen zwingen* — S. 267 ff. Es sind mit die besten Seiten des Buches.

Da bietet sich zunächst ein Ausweg dar, der alles rettet — *Catonis nobile letum.* Auch gehört ein total verschränkter moralischer Organismus dazu, diesem Ausweg seine Bewunderung zu versagen; aber bei dieser Bewunderung läfst es die Humanität bewenden. Warum sie es thut, hat der Verf. S. 268 vortrefflich auseinandergesetzt: *bei dem höchsten Interesse, welches die Humanität am Staatsleben nahm, wurde dennoch der ganze Mensch, auf dessen Verwirklichung sie zielte, nicht durch den Umkreis des politischen ausgefüllt, sondern behielt die wichtigsten und wertvollsten Seiten seines Wesens übrig, in die er sich einstweilen flüchten und in denen er sich ausleben konnte.* Das sind tiefe und wahre Worte; möchten sie nicht übersehen und auch nicht vergessen werden.

7.

'Zu Wissenschaft und Kunst' . . . natürlich zur freien Wissenschaft und zur freien Kunst; ersteres wenigstens ganz entschieden. War die Humanität damit auf dem rechten Wege? Man sollte doch endlich aufhören, es als Bacons gewaltiges Verdienst zu preisen, dafs er der freien Wissenschaftlichkeit das Joch der Nützlichkeit aufgeladen hat; diese banausische Auffassung stimmt freilich sehr gut zu dem sonstigen Charakter des Mannes, den man meist nicht zu kennen pflegt, aber die Praxis hat ihr nicht recht gegeben. Die Wissenschaft ist stolz und hochherzig; sie will um ihrer selbst, nicht um ihrer Mit-

Digitized by Google

gift wegen geliebt werden, und versagt sich dem, der ersteres nicht kann. Mit anderen Worten: *die für das praktische Leben wichtigsten Entdeckungen sind bekanntlich zu einem grofsen Teile einem ursprünglich rein theoretischen Bemühen wie ganz nebenbei in den Schofs gefallen* (S. 287). Wir haben daher allen Grund, von der Wissenschaftlichkeit der antiken Humanität hoch zu denken; ihr Vorbild hat, nach den ablehnenden Tendenzen des strengen Christentums, dazu beigetragen, auch den modernen Menschen der Wissenschaft zuzuführen.

Den Trieb der Erkenntnis hat die Natur selbst dem Menschen eingepflanzt — so urteilt Cicero, so gelangt er dazu, die *sapientia* als eine der vier Kardinaltugenden aufzustellen, als welche sie auch, nach seinem Vorbild, zu grofser gegenseitiger Verwunderung dem System der christlichen Ethik eingefügt worden ist. Damit ist der Erkenntnistrieb von der Zentralidee der Humanität abgeleitet. Er bildet einen mächtigen Ast, dem der Baum seine Säfte zuwendet, wenn ihm die übrigen abgesägt sind — so erscheinen *die Wissenschaften als Trösterinnen* dem Unglücklichen, der als Mensch wie als Bürger tödlich verletzt ist (S. 291 ff.). Dem Glücklichen aber bringen sie jene Veredelung und Versittlichung seines Wesens, die ihre köstlichste Frucht ist.

Letzteres ist freilich an eine Bedingung geknüpft, deren Verwirklichung immer schwieriger wird: dem wissenschaftlichen Streben mufs eine gewisse Universalität innewohnen. In jener Zeit war ihre Verwirklichung eben leichter; und inwiefern darin ein unvergänglicher Wert der Antike für uns Moderne liegt, das hat der Verf. S. 304 ff. in einer ausgezeichneten Betrachtung auseinandergesetzt. *Der moderne wissenschaftliche Geist trägt eigentlich den Speer des Widerspruchs im Leibe, indem er im Gegensatze zu der antiken Idee der geschlossenen Universalität des Wissens ins Unendliche und damit Ziellose strebt. Es wäre deshalb gut, wenn er mit dem antiken wissenschaftlichen Geiste eine Art von Kompromifs eingienge. Durch die Vielseitigkeit und Akribie der Einzelforschung bleibt er diesem . . . überlegen, das Streben nach Einheit und die Unterscheidung des innerlich Grofsen im Wissen von dem an Bedeutung geringeren Material sollte er dem antiken ablernen* (S. 306).

Indem nun die Wissenschaftlichkeit der antiken Humanität dieser Universalität als ihres Endzieles bewufst blieb, mufste sie sich auch über die Mittel klar werden, die zu ihr führen konnten. Ein solches war zunächst die straffe Systematik, die aber nicht in einen äufserlichen Schematismus ausarten durfte, sondern den leitenden Ideen den gebührenden Vorrang lassen mufste. Sodann war das Zurückgehen auf die Arbeiten der Vorgänger unerläfslich: ohne Bibliotheken kein Studium. Doch das sind Binsenwahrheiten: interessanter und charakteristischer für die geistige Freiheit und Besonnenheit der antiken Humanität sind die *methodologischen Grundsätze*, die der Verf. S. 313—317 (wieder ein paar treffliche Seiten) so kurz behandelt, dafs ein Auszug nicht möglich ist. Und schliefslich wird man seine Schätze nicht für sich behalten wollen: das Studium treibt zur Produktion. Wer aber schreibt, der will gelesen werden; wer gelesen werden will, hat sich einer *guten, d. h. wohlgeord-*

Digitized by Google

neten, klar ausgeführten und reizvollen Darstellung (S. 318) zu befleifsigen. Ja, das war einmal.

Trotz alledem war es kein ebener Weg, den die Humanen zu gehen hatten: es waren gar manche störenden Momente zu überwinden: *der banausische Sinn* — hätte uns doch der Verf. S. 326 die schreckliche Etymologie des Wortes erlassen! die Banausen kennen wir auch so nur zu gut —, ferner *die national römische genierte Zurückhaltung vor dem Bekenntnis rein geistiger Interessen*, sodann *das Advokatentum* . . . Das ist eine Überraschung; aber die Enttäuschung folgt. Es kam eben dem Verf. darauf an, ein paar kräftige Wörtlein gegen diesen ihm unsympathischen Geist zu sagen; denn schliefslich mufs er selbst gestehen, dafs *in das wissenschaftliche Streben der antiken Humanität der Geist des Rechtbehaltenwollens mit einer vorgefafsten Meinung aus der advokatischen Praxis nicht eingedrungen ist.* Es ist überhaupt ein heikles Gebiet, dem es schwer ist, gerecht zu werden, selbst wenn man Jurist ist; der Begriff 'Ästhetik des Rechts' ist uns eben abhanden gekommen.

Das vierte hemmende Moment ist *die Last der Geschäfte.* Und da thut der Verf. wohl daran, uns zu erinnern, dafs die antike Humanität nie soweit gegangen ist, die völlige Befreiung von dieser Last als etwas Wünschenswertes zu empfinden. Vielmehr war, der eminenten Gesundheit ihrer Anlage entsprechend, das *Gleichgewicht der theoretischen und praktischen Interessen* ihr Ideal. Hier war der eigentliche Ort, das schöne *dum convellor, mitescunt* anzuführen.

Soweit der allgemeine Teil der Untersuchung über die Wissenschaftlichkeit der antiken Humanität; es folgt der spezielle, ihr Verhältnis zu den einzelnen Wissensgebieten. Hier mufs eine flüchtige Durchsicht genügen. An erster Stelle erscheint naturgemäfs die Sprache; es schliefst sich an die Beredsamkeit, die indessen eine Kunst ist und daher ins nächste Kapitel gehört hätte; weiterhin folgt die Geschichte, dann die Philosophie, die merkwürdigerweise zwar nicht die Königin der Wissenschaften, aber doch die Königin der Wissenschaften (S. 379) sein soll. Im übrigen ist dieser § sehr gut, und was S. 383 von den philosophischen Werken Ciceros gesagt ist, diesen *gedankenreichen und nach den höchsten Zielen des sittlichen Lebens ringenden Schriften,* sollte von allen, die es angeht, aufs angelegentlichste berücksichtigt werden — wie wir denn auch dem Verf. das Recht, seine redlich erarbeitete Überzeugung gegen das Verdikt der *Spafsphilosophen* in die Wagschale zu werfen, von Herzen gern zugestehen. — Sodann: *Philologica.* Da mufs ich aber als Philologe protestieren; was der Verf. unter dieser Rubrik zusammenfafst, sind meist Lappalien, die kaum der Rede wert waren. Zum Schlufs kommen Mathematik und Astronomie, wobei *die allgemeine Kenntnis der Erscheinungen der Elementarastronomie und das lebhafte Interesse für sie* mit Recht für *eine Glanzseite im geistigen Leben der antiken Humanität* erklärt wird.

Magerer ist das Kapitel über die Kunst ausgefallen, hauptsächlich deshalb, weil die bedeutendste Kunst der Ciceronianischen Epoche, die Beredsamkeit, sich — wie wir gesehen haben — unter die Wissenschaften verirrt hat.

Digitized by Google

Wenn man beherzigt, wie die Horazische Kontroverse *natura fieret laudabile carmen an arte* (*epist.* II 3, 408) an dem Streit der beiden Ciceronen *quod ego eruditissimorum hominum artibus eloquentiam contineri statuam, tu autem illam ab elegantia doctrinae segregendam putes et in quodam ingenii atque exercitationis genere ponendam* (*de or.* I 5) einen Vorläufer findet, so überzeugt man sich erst recht, dafs Beredsamkeit und Poesie gerade für die antike Humanität zusammengehören. Eben dieser Streit wäre hier zu behandeln gewesen; denn für die Poesie ist nicht Cicero, sondern Horaz in seiner Mittelstellung zwischen den beiden extremen Parteien der Archaisten und der Manieristen (*κακόζηλοι*) Stimmführer der antiken Humanität. Die anderen Künste aber werfen nichts Erhebliches ab.

8.

Das Kapitel vom Rechtswesen und dem Einflufs der humanen Gesellschaft auf seine Entwickelung ist hier einzuschalten — wir haben gesehen, dafs Schneidewin diese Frage gar zu unfreundlich behandelt hat. Und doch ist sie der wichtigsten eine; das Rechtswesen hängt unmittelbar mit dem Sittengesetz und dadurch mit der Zentralidee der Humanität zusammen.

Die unhistorische Annahme eines am Beginne der Rechtsentwickelung stehenden Sozialvertrags ist längst aufgegeben; wir wissen gegenwärtig, dafs es die Religion war, aus der die ersten Rechtsbücher entstanden sind: das Fas ist die Quelle des Jus. So war es denn jene gewaltigste aller Mächte, *quae caput a caeli regionibus ostentabat*, die auch dem kindlichen Lallen des erwachenden Rechtsbewufstseins ihre Weihe verlieh; was ein Greis der grauen Vorzeit unvollkommen gedacht und ungefüge ausgedrückt hatte, das sollte für alle Zeiten bindende Kraft haben. So war es im Anfang. Die weitere Entwickelung konnte eine doppelte sein; wir fassen den Unterschied leicht, wenn wir etwa Israel mit Hellas vergleichen. Dort beugte sich der Gedanke der Nachgeborenen vor dem geoffenbarten Fas; die Rechtslehrer sahen ihre Aufgabe darin, den bekannten 'Zaun um das Gesetz' zu ziehen — eine gar stachlige Hecke, wie man weifs. Anders Hellas. Hier fand der freie, selbstbewufste Gedanke bald am Gesetzeswort, am *ῥητόν*, kein Genüge mehr; dem, was gesagt war, wurde das, was eigentlich hätte gesagt werden sollen, dem *ῥητόν* die *διάνοια* entgegengestellt — wir kennen ja jetzt den köstlichen Streit darüber, ob Solon aus demokratischer Niedertracht sich unklar ausgedrückt hat oder aus anderen Gründen. Nur eins fehlte den Hellenen — ein Rechtsinstitut, das der *διάνοια* die Möglichkeit gegeben hätte, das *ῥητόν* zeitgemäfs umzugestalten, jene *viva vox juris*, die das gestörte Gleichgewicht des Rechtslebens jederzeit hätte wiederherstellen können; trotz allen Protesten des Verstandes gegen die Bestimmungen *περὶ κλήρων καὶ ἐπικλήρων* ist es beim absurden *ῥητόν* geblieben; aus der Gesetzgebung vertrieben, zog sich die *διάνοια* in die Rhetorik zurück.

Diese wurde somit zu einer wahren Rechtswissenschaft in partibus. Wir kennen ja alle den ersten Prozefs nach dem status *ῥητὸν καὶ διάνοια*, den Fall Pasias contra Strepsiades, wo dem sonnenklaren *ῥητόν* gegenüber der

Digitized by Google

Advocat des Beklagten, Pheidippides, die schlaue *διάνοια* zur Geltung bringt: was das Gesetz eigentlich *νοεῖ*, das wüfsten die Gegner nicht, *ὁ Σόλων ὁ παλαιὸς ἦν φιλόδημος τὴν φύσιν*, er habe unter der *ἕνη καὶ νέα* ganz was anderes gemeint. Und wenn wir nun beherzigen, dafs dieser Pheidippides eine neue Auflage des *καταπύγων* aus den *Δαιταλεῖς* ist und dieser ziemlich ausdrücklich als der Schüler des Thrasymachos eingeführt wurde, so können wir auch den unruhigen Geist namhaft machen, der auch diesen Sauerteig in die attische Gesellschaft hineingeworfen hat. Aber Segen brachte er ihr nicht: da es der Gesetzgebung an einem assimilierenden Organ fehlte, wuchs aus dem Samen der *διάνοια* nur eine üppig wuchernde Schlingpflanze, die von nun an am Mark des kranken attischen Rechtsbaumes zehrte: die Sykophantie.

Zur rechten Zeit kam die Rhetorik, diese verkappte Jurisprudenz, auch nach Rom. Dort hatte sie ganz andere Aussichten; denn eben jenes assimilierende Organ, das der attischen Legislative fehlte, besafs Rom wenigstens für das bürgerliche Recht in der Gestalt der Prätur, jener *viva vox juris civilis.* Naturgemäfs war es die humane Gesellschaft, deren Boden sie zuerst betrat. Mit offenen Armen wurde sie dennoch nicht empfangen: es war doch etwas Unheimliches um jenen Schemen der *διάνοια*, der sich, mit allen Reizen der Redekunst ausgestattet, der greifbaren Wirklichkeit des *ῥητόν* entgegenstellte und sich für die wahre Wirklichkeit erklärte. Wie lange die geheimen Feindseligkeiten gedauert haben mögen, wissen wir nicht; aber den Fall, in dem die Gegensätze aufeinanderplatzten, kennen wir ganz gut: es war die klassische *causa Curiana.*

Ein Bürger stirbt in der Überzeugung, dafs seine Frau ein Kind erwarte; für den Fall seines frühen Todes ernennt er einen gewissen Curius zum zweiten Erben. Es kommt aber gar kein Kind zur Welt; darauf hin fechten die nächsten Verwandten das Testament an und verlangen, dafs die Bedingungen der Intestaterbfolge in Kraft treten. Kein Gedanke, dafs der Erblasser einen anderen als Curius zum Erben gewünscht hätte; andrerseits aber ist das formale Recht unbedingt zu gunsten der Verwandten. Also: hie *ῥητόν*, hie *διάνοια*; was thun? Scaevola, auch ein Humaner, aber als Jurist unbeugsam, tritt für das *ῥητόν* in die Schranken; Crassus, der Redner, das Haupt der humanen Gesellschaft, für die *διάνοια* — er siegt, und sie mit ihm.

Ist nun die Rolle der Humanen in der Rechtsentwickelung klar? Denn das müssen wir bedenken: das 1. Jh. v. Chr. ist für das Rechtsleben die Zeit der Gährung, wo sich aus dem verknöcherten, in wüstem Formelkram erstarrten alten Recht das neue, klassische, entwickelt; dort der Buchstabe, hier der Geist, dort rein empirische Kasuistik, hier die leitenden Ideen. In die Fufsstapfen des Crassus tritt mit Entschiedenheit Cicero, der gerade hierin eine gewisse Animosität gegen seinen Lehrer Scaevola nicht bemeistern kann. Man lese doch seine zivilistischen Reden, um sich zu überzeugen, dafs er in ihnen der unermüdliche Vorkämpfer der *διάνοια* dem *ῥητόν* gegenüber ist — besonders lehrreich ist hierin die Rede für Caecina, die auch die allerbedeutsamste, die für die Arretinerin, in nuce enthält (unsere Juristen werden

Digitized by Google

ihnen meist nicht gerecht, weil sie sich in die Zeit des werdenden Rechts nicht zurückversetzen können). Man wird vielleicht, wenn man im Corpus juris nicht ganz unbewandert ist, mit Vergnügen bemerken, wie es eine gerade Linie ist, die von Cicero über Trebatius auf seinen Enkelschüler Labeo führt und von diesem über viele Köpfe hinweg auf den Heros Ulpian; ich wenigstens könnte Fälle anführen, wo Interpretationen, die schon Cicero vorgeschlagen hatte, erst durch Ulpian Rechtskraft erhielten. Natürlich werden wir nicht behaupten, dafs Cicero hierin schöpferisch aufgetreten sei; er wird sich bei rechtskundigen Freunden — einem Aquilius z. B. — Rates erholt haben. Aber sein Verdienst ist es, dafs er die seinem gesunden, humanen Rechtsbewufstsein entsprechende Auffassung ausgewählt und ihr für Mit- und Nachwelt die Weihe seiner Beredsamkeit verliehen hat.

Von diesem Standpunkt aus begreift sich auch leicht das seltsame Doppelantlitz, das die Jurisprudenz bei Cicero zeigt. Hat er sie eigentlich geehrt oder verachtet? Für beide Auffassungen lassen sich ja 'Belegstellen' anführen. Da sieht man nun, was solche *citations perfides* (ein prächtiges Wort Boissiers Drumann gegenüber) nützen, wenn man vom historischen Geist verlassen ist. Verachtet hat Cicero die Larve des absterbenden, im Formelwust erstickenden Rechts; wie konnte man nur übersehen, dafs er in der Mureniana den zurücktretenden lächerlichen alten Legisaktionenprozefs, nicht den sieghaft vordringenden neuen Formularprozefs mit seinem Spotte verfolgt! Die Psyche aber des neuen, ewigen Rechts, das seiner Nation zum unvergänglichen Ruhme gereichen sollte, hat er geehrt, wie nur irgend einer.

Ich mufs es bei dieser Skizze bewenden lassen, so ungenügend sie auch ist; möge sie wenigstens 'anregend' wirken. Die 'Entwickelungsgeschichte des römischen Rechts' ist freilich ein ungeschriebenes Buch, und so bald dürfte sich kaum jemand finden, der das ungeheuere Jheringsche Erbe antritt; dafs aber Cicero und der humanen Gesellschaft darin ein Ehrenplatz gesichert ist, das glaube ich nach allem, was ich weifs, behaupten zu dürfen.

9.

Nach diesem Exkurs kehren wir zu den Ausführungen unseres Verfassers zurück; der letzte der vier Zentralabschnitte stand noch aus. Er führt leider den etwas pretiösen Titel *die Humanisierung der sinnlichen Menschen*, und dafs uns gleich an der Schwelle der unheimliche scholastische Januskopf *natura naturans* und *natura naturata* empfängt, ist auch nicht beruhigend. Lieblicher sind schon die Zitate aus Ida Hahn-Hahn, aber Allotria sinds doch. Allmählich liest man sich indessen hinein und bringt dann heraus, dafs es dem Verf. auf das Verhältnis des humanen Menschen zur äufseren wie zur inneren Natur ankommt.

Ein interessantes Thema, gewifs; nur darf man hier eigentlich von antiker Humanität nicht mehr reden. Hier ist der Subjektivismus in seinem Recht; wir lernen Cicero lediglich als Individualität kennen, nicht als den Vertreter einer

Digitized by Google

kulturhistorisch wichtigen Weltanschauung. Zum mindesten sind die Kriterien für das Allgemeine und Besondere hier viel schwankender, als je zuvor.

Immerhin lesen wir die Gedanken des Verf. über Ciceros Verhältnis zu Natur und Landleben mit Vergnügen; wenn man an Catos Landwirtschaft denkt, spürt man wohl, daſs in dieser schon halb träumerischen Hingabe an die landschaftlichen Reize etwas Neues liegt, das einer weiteren Entwickelung fähig ist — wie es denn auch wahr ist, daſs *bei Horaz und Tibull die Liebe zum Landleben schon so empfindsam geworden ist, wie es sich mit dem heroischen Zeitalter der Humanität gar nicht vereinigen würde.* Die stellenweise hervortretende Neigung zur Einsamkeit hängt wohl damit zusammen, widerspricht aber der Zentralidee der Humanität und ist auch, wie der Verf. S. 425 bemerkt, nicht organisch — so sehr wir uns auch an gewisse verwandte Symptome der Renaissance erinnert fühlen.

Noch subjektiver ist das Verhältnis zur *eigenen sinnlichen Natur.* Gern konstatieren wir, daſs Cicero kein Schlemmer war, aber andrerseits den unschuldigen *ἀδιάφορα* der Mahlzeiten keinen asketischen Horror entgegenbrachte — beides wäre gleich unfrei gewesen. Daſs er den Geist nicht dem Alkohol gefangen gab, begreift sich leicht — er konnte ihn eben zu was Besserem brauchen; daſs ihm aber der Massiker nicht besser geschmeckt habe als der Vatikaner, steht nirgends geschrieben und braucht daher auch nicht geglaubt zu werden. In eroticis war er, wie bekannt, durchaus solide; doch läſst sich diese Solidität aus der Zentralidee der Humanität nicht herleiten, die vielmehr eine sieghafte Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit auch im Verkehre mit dem anderen Geschlechte befürworten würde, wie wir sie in allen drei Humanitätsperioden zur Genüge konstatieren können. Wir haben es also mit einem subjektiven Charakterzug zu thun; und da wäre doch zu betonen gewesen, daſs wir bei Cicero wenigstens (von den Reden abgesehen, wo die *causa* spricht) nichts von jener grämlichen Prüderie erblicken, wie sie die Philistermoral nach auſsen hin so gern zur Schau zu tragen liebt. Ja sein intimer Verkehr mit den vielen 'liederlichen Genies' jener Epoche, einem Curio, einem Caelius, beweist seine *εὐκολία* auch in dieser Hinsicht ausreichend.

Von dem sonstigen Bereiche der 'sinnlichen Natur' des Menschen wird noch die Schaulust behandelt, und zwar die niedere — die höhere ist mit Recht oben unter der Rubrik 'Kunst' erledigt worden. Wie zu erwarten war, verhielt sich die Humanität gegen die oft grausamen, meist unsinnigen Spiele ablehnend; und zwar ist das Verhalten Ciceros in dieser Beziehung typisch, wie u. a. der jüngere Plinius beweist.

10.

Damit ist die Untersuchung zu Ende; es folgt der 'Schluſs', der aus vier etwas launisch ausgewählten Kapiteln besteht.

Der *Gesamteindruck der antiken Humanität* wird — wenn Ref. auf die Gefahr hin, sich zu blamieren, von seiner Person aus schlieſsen darf — dem ohnehin ermüdeten Leser viel zu transzendent erscheinen. Es wird die Frage

Digitized by Google

aufgeworfen, ob das Prinzip der Humanität ein höchstes ist, oder aber ein Hinausgehen über sich gestattet; die Antwort fällt im letzteren Sinne aus. Und zwar giebt es nach des Verf. Meinung drei dem Humanitätsprinzip überlegene Gedanken: erstens den (wenn wir den faltenreichen spekulativen Mantel abstreifen) christlichen, zweitens den buddhistischen, drittens *das ganz neue tiefste praktische Prinzip in Hartmanns theoretischer Zeichnung einer 'Religion des Geistes'*, welch letzteres jedoch, wie sofort zugestanden wird, die Probe der Praxis erst abwarten mufs. Und da die buddhistische Legende für den, der etwa aus Oldenberg den echten Buddhismus kennt, endgültig vernichtet ist, so bleibt nur das Christentum nach, nämlich das echte, heroische. Dagegen ist nichts zu sagen: Heroentum ist freilich mehr als Menschentum.

Und nun überrascht uns der Verf. mit einem Kapitel über die Frage, ob das Altertum humanitäre Einrichtungen im modernen Sinne kannte. Das fällt doch ganz aus dem Rahmen heraus; wir haben es lediglich mit einem Wortspiel zu thun. Allerdings bedeutet Humanität auch Menschenliebe; des Verf.s 'antike Humanität' meinte aber doch ganz was anderes, die Verwirklichung der Menschenidee, den Anthropismus, nicht die Philanthropie. Und da zudem seine Darstellung weder selbständig noch quellenrein ist — er schöpft aus Uhlhorns tendenziösem Aufsatz u. d. T. 'Eine Welt ohne Liebe' — so dürfen wir über dieses Kapitel zur Tagesordnung übergehen. Und über das nächste erst recht; es betitelt sich *die antike Humanität und der Humanismus* und fufst, da der Verf. *zu Originalstudien auf diesem Gebiet nicht gekommen ist,* auf Burckhardt und .... Nerrlich. Nichts für ungut, aber die Wahrheit mufs heraus: eine Studie, die einen Nerrlich ernst nimmt, verwirkt eben damit das Recht, selber von ernsten Leuten ernst genommen zu werden. Wenn der Verf. eine rasch orientierende Darstellung des deutschen Humanismus benötigte, warum griff er nicht zu Geigers bekanntem Buch? Das ist ein gelehrtes, reichhaltiges und liebenswürdiges Werk, in jeder Hinsicht dazu angethan, zum Handwerkszeug des Historikers zu gehören, während Nerrlich in jene Gesellschaft zu verweisen ist, wo die Menschen nach Mundweite und Stimmbänderspannkraft geschätzt werden. *Wer schöpft denn, wenn er Brunnen hat, aus Wagenspuren und Lachen?*

Doch nun des Schlusses Schlufs: *die antike Humanität und die Gegenwart.* Hier, wo der Verf. auf eigenes Denken angewiesen war, zeigt er sich uns wieder von seiner besten Seite; so sei denn dieses Kapitel, das sehr aktuelle Fragen berührt, der Aufmerksamkeit des Lesers aufs wärmste empfohlen. Ich begnüge mich damit, statt eine unzulängliche Inhaltsübersicht zu geben, die folgenden schönen und tiefen Worte des Verf. auszuschreiben (S. 492 f.). *Etwas Besseres als Menschen können doch nie zukünftige Geschlechter sein, und sollten sie noch ungeahnte Elemente in ihr Leben aufnehmen, so war es eben die Anlage des Menschenwesens selbst, die noch Ungeahntes in sich barg. Diese Anlage des Menschenwesens aber war es eben, auf die das höchste Interesse des Altertums sich richtete, um eine Norm für das Menschenleben zu gewinnen; und so gewifs Atmung und Blutumlauf immer die unaufgebbaren Bedingungen des leiblichen*

Digitized by Google

Lebens der Menschen bleiben werden, so gewifs wird sich auch ihr geistiges Leben immer in den Grundbahnen bewegen, über die sich schon die Alten in ihrer Aufmerksamkeit auf diese Hauptsache klar wurden.

* * *

Wie aus dem Gesagten ersichtlich ist, stellt sich das Buch, von dem wir gehandelt haben, unter einem doppelten Aspekte dar: es hat die antike Humanität, es hat die Ciceronianische Weltanschauung zum Gegenstand. Inwiefern ihm die Lösung der ersten Aufgabe geglückt ist, darüber wird man erst dann ins Reine kommen, wenn man die Frage, ob sie mit der zweiten identifiziert werden darf, so oder anders entschieden hat. Unmittelbar spruchreif ist dagegen die Frage nach dieser zweiten Seite der Schneidewinschen Leistung; darüber zum Schlufs noch einige Worte.

Etwas absolut Neues ist, von dieser Seite betrachtet, der Versuch des Verfassers nicht; man kennt ja die Drumannschen §§, wo unter den Rubriken 'Eitelkeit', 'Feigheit' etc. aus dem Zusammenhang gerissene Fetzen Ciceronianischer Aufserungen in schrecklichen Übersetzungen aufgeführt werden, damit auf diesem dunklen Hintergrund die eigene Gesinnung des Verfassers, wie sie sich bereits in der byzantinischen Vorrede so herrlich offenbart, um so blendender leuchte. Die Sache hat imponiert und imponiert immer noch; denn unter allen Eigenschaften, die den Gelehrten ausmachen, ist das Sitzfleisch diejenige, die der allgemeinen Anerkennung am sichersten ist. Es ist auch gut so.

Wie dem auch sei — bestreiten läfst es sich nicht, dafs in der letzten Zeit ein bedeutsamer Umschwung der öffentlichen Meinung (wenn wir in philologicis von dergleichen reden dürfen) zu gunsten Ciceros eingetreten ist. Um nur von Deutschland zu reden, das auch allein in Betracht kommt, so ist der Kathederspott so gut wie verstummt; immer häufiger lassen die Koryphaeen der Wissenschaft durch gelegentliche Aufserungen ihre Cicero-freundliche Stimmung erkennen; immer erfolgreicher arbeitet eine wackere Schar mutiger Streiter daran, das Bild des grofsen Mannes von dem Schmutz, mit dem es der Undank der Nachwelt beworfen hat, zu säubern. Aus den intimsten Urkunden seines Wesens, den Briefen, läfst O. E. Schmidt, mit dem solidesten philologischen Rüstzeug bewaffnet, die echte Motivierung seiner Handlungsweise erstehen; an seine philosophischen Schriften anknüpfend legt Weissenfels siegreich seinen unvergänglichen erzieherischen Wert dar; weiteren Kreisen sucht Aly sein gereinigtes Lebensbild zugänglich zu machen, indem er zugleich vor dem Gericht der Fachgenossen den Hauptankläger überführt. Die Reden und im Zusammenhang mit ihnen die rhetorischen Schriften des Mannes sind noch nicht gebührend in Arbeit genommen, aber auch ihre Zeit kommt gewifs.

Was bedeutet dieser Umschwung? Mit dem Schlagwort 'Reaktion' kommt man nicht aus. Gewifs ist auch sie, als dem Gleichgewichtstrieb der menschlichen Natur entspringend, von nicht zu unterschätzender Bedeutung, aber den Ausschlag hat sie nicht gegeben. Wir haben philosophischer, wir haben vor allem historischer zu denken gelernt; beides hat zu einem tieferen Verständnis

Digitized by Google

der fraglichen Denkmäler geführt. Dürfen wir auch sagen: wir sind infolge größerer Lebenskenntnis weniger wohlweise geworden? *Vom sichern Port läßt sich's gemächlich raten* — um so gemächlicher, je weniger man von der Schifferei versteht.

Es ist somit ein gutes, echt fortschrittliches Banner, dem auch Schneidewin mit seiner bedeutenden Leistung gefolgt ist, und der Dank aller Gesinnungsgenossen ist ihm gewiß. Wir sind nun nicht mehr auf die Drumannsche Rumpelkammer angewiesen; wie in einem wohlgeordneten modernen Museum stellen sich die Elemente der Ciceronianischen Weltanschauung bei bester Tagesbeleuchtung dem Auge des Beschauers dar.

Und nun noch eins. Gestehen wir es nur: es gieng uns zu wohl in dem schönen dreistöckigen Haus der Humanität, das wir bewohnten; gar sorglos haben wir an einer der Hauptsäulen des unteren Stockwerkes gerüttelt, übermütig in unserem Kraft- und Sicherheitsbewußtsein — mag sie nur zusammenkrachen, was thuts? wir wohnen zwei Treppen hoch. Nun: die Säule gab nach, aber — manches andere dazu; und nun sehen wir es klar: das ganze Haus der Humanität ist gefährdet. Nur gefährdet; schlimmer steht es zum Glück noch nicht. Aber die Lehre sollten sich seine Bewohner doch merken: Achtung vor den Säulen, auf denen es ruht!

Mag denn Schneidewins Cicerobuch auch weiterhin die 'antike Humanität' als Aufschrift führen; wir werden es ihm nicht verwehren.

Digitized by Google

DIE SOZIALE DICHTUNG DER GRIECHEN.

Von Robert Pöhlmann.

Wenn die Sozialphilosophie der Griechen mit ihrer idealistischen Abstraktion von dem geschichtlich Gewordenen den Boden des geschichtlich Möglichen völlig unter den Füſsen verlor, wenn sie der lebendigen Wirklichkeit eine selbstgeschaffene, in der völligen Abwendung von der wirklichen Welt wurzelnde Idealwelt gegenüberstellte und so die Zauberformel zur Auflösung der Disharmonien des menschlichen Daseins gefunden zu haben wähnte, so folgte sie damit nur einem Zuge, der im Gemüts- und Geistesleben der Menschheit seit uralter Zeit mit übermächtiger Gewalt sich wirksam gezeigt hat. Seitdem der menschliche Geist zur Reflexion erwacht ist, hat er immer wieder von neuem das Bedürfnis empfunden, inmitten all der Rätsel, der Widersprüche und Nöte des Lebens ein harmonisches Weltbild in sich zu erzeugen, in dem alle diese Rätsel und Schwierigkeiten gelöst erscheinen. Das ewige Sehnen des menschlichen Herzens verlangt nach einer Ergänzung der harten und vernunftwidrigen Wirklichkeit durch eine freigeschaffene Idealwelt; und auch die Vernunft — von der 'Unruhe des Warumfragens' gequält — kann nicht ruhen, bis sie die leitenden Grundsätze für eine solche harmonische Gestaltung des menschlichen Daseins und diese Gestaltung selbst, das soziale Ideal — ersonnen hat. In ihm sucht und findet der Mensch Erholung von irdischem Kampf und Leid. Er sucht — um mit Schiller zu reden — Hilfe bei der Imagination gegen die Empirie, indem er im kühnen Flug der Phantasie die Schranken der Endlichkeit durchbricht und sich zu einer Welt aller Vollkommenheit erhebt.

Ebenso ist es psychologisch leicht begreiflich, daſs auf diesem Wege für eine naive Vorstellungsweise, für 'Seelen von mehr Wärme als Helle' die Grenzen zwischen Traum, Wirklichkeit und Möglichkeit völlig verschwinden. Gab und giebt es für die Menschheit wirklich kein anderes Los, als immer und ewig denselben hoffnungslosen Kreislauf des gegenwärtigen Lebens mit all seiner Mühsal und Arbeitsqual, seinem leiblichen und sittlichen Elend? Die Frage stellen hieſs sie verneinen! Das Ideal, das eben dem innersten Widerstreben des Gemütes gegen die thatsächliche Gestaltung des menschlichen Daseins entsprang, erschien ja zugleich als das eigentlich Seinsollende, von Vernunft und Gerechtigkeit Geforderte, dem gegenüber das Bestehende eine innere Daseinsberechtigung im Grunde nicht mehr hat.

Die Vorstellung, daſs das Menschenleben nicht immer an solchen Widersprüchen gekrankt haben könne, drängt sich einem kindlichen Denken, wenn

Digitized by Google

es einmal in dieser Weise zu reflektieren begonnen, ganz von selber auf. Der jetzige Zustand der Dinge scheint ihm erst infolge besonderer verhängnisvoller Umstände in die Welt gekommen. Dieser Zustand ist das Ergebnis stufenweiser Verschlechterung von Natur und Menschenwelt, des Herabsinkens von einer ursprünglichen Höhe sittlicher Reinheit und äufserer Glückseligkeit. Er ist daher auch, — so spinnt die nimmer rastende Phantasie ihren Faden weiter —, einer Wandlung fähig. Die goldene selige Zeit kann wiederkehren, aller Kampf und alle Not ihren Frieden und ihre Versöhnung finden. So verschiedene Formen diese Anschauungsweise annimmt — man denke an die indische Lehre von den Weltaltern, an den eranischen Mythus von Jima im Zendavesta, an das verlorene Paradies der Semiten, das goldene Zeitalter der Griechen, das Goldalter der Götter in der Edda und ähnliche Vorstellungen anderer Völker[1]) — immer sind es die gleichen Triebkräfte des menschlichen Seelenlebens, denen sie ihren Ursprung verdanken[2]).

In dem Roman des allgemeinen Wohlbefindens erscheinen natürlich die Lebensbedingungen der seligen Urzeit so gestaltet, dafs vor allem die Ursachen des Übels in Wegfall kommen. Die am härtesten empfundene dieser Ursachen ist die Kargheit der Natur. Der Kampf um das Brot und die immer nur in beschränkter Zahl vorhandenen Güter der Erde vergiftet den friedlichen, kulturfördernden Wettstreit. Neben dieser 'Eris, die gut für die Menschen'[3]), waltet die andere, den Sterblichen verhafste, die 'Unheil bringend verderblichen Krieg und Hader entzündet'[4]), die den Schwachen, der es wagt, mit dem Starken sich zu messen, in Schmach und Unglück stürzt[5]). Für sie war keine Stätte in jener seligen Zeit, weil hier jeder bei dem grofsen Gastmahl der Natur seinen Platz fand[6]). Die märchenhafte Steigerung der produktiven Kräfte der Natur und der Technik, von denen der moderne Sozialismus in seinen Zukunftsphantasien träumt, ist nichts im Vergleich zu dem, was sich der griechische Volksglaube von dem goldenen Geschlechte erzählte, das dereinst unter der Herrschaft des Kronos in der Fülle aller Güter, frei von Sorge[7]) und Ungemach, von Krankheit und Alter, ein göttergleiches Dasein geführt hat, einer Zeit, wo jeder sein Werk trieb nach freiem Belieben, in ungetrübter Ruhe und Zufriedenheit, bis ihn im Vollgenusse der Kraft ein sanfter Schlummer schmerzlos hinwegrief. Hier spendete die Erde ihren Kindern den unerschöpflichen Reichtum

---

[1]) Eine umfassende Übersicht über diese Vorstellungen, die er als *Leggenda del socialismo* bezeichnet, giebt Cognetti da Martiis, Socialismo antico S. 3 ff. Von besonderem Interesse ist für uns die hellenische Auffassung von dem goldenen Zeitalter der Inder (bei Strabo XV 1, 64 nach Onesikritos).

[2]) Dieses rein psychologische Entstehungsmotiv des Mythus vom goldenen Zeitalter kann gegenüber den in meiner Gesch. d. ant. Kommun. u. Sozial. I **146** angedeuteten Vorstellungen von Laveleye, L. v. Stein u. a. nicht entschieden genug betont werden.

[3]) Hesiod, Werke u. Tage V. 24. [4]) Ebd. 14 ff. [5]) Ebd. 205 ff.

[6]) *δεῖπνον ἕτοιμον ἑκάστῳ ἐς κόρον*, wie Lucian, Kronosbriefe I 20 dies Ideal bezeichnet.

[7]) Man sieht, es sind die ältesten sozialen Träume der europäischen Menschheit, die wir z. B. bei Bebel wiederfinden, wenn er die 'Sorglosigkeit' rühmt, die im sozialistischen Zukunftsstaat unser Los sein soll. (Die Frau, S. 316.)

Digitized by Google

ihrer Gaben freiwillig, 'ungepflügt und unbesät'[1]). Hier fehlte daher von vorneherein jeder Anlafs zu jenem Kampf der Interessen und Leidenschaften, in dem 'der Töpfer grollend auf den Töpfer schaut, der Schmied auf den Schmied, Neid sofort den Bettler vom Bettler trennt und Sänger von Sänger'[2]). Es ist ein Zeitalter der allgemeinen Bruderliebe und einer Gleichheit, die weder Herr noch Knecht, weder arm noch reich gekannt hat[3]). Daher erweckt auch das Fest, in welchem das Andenken an die Zeiten des guten Herrschers Kronos fortlebt, die Feier der Kronien, alle edlen Gefühle in der Menschenbrust. Während ihrer Dauer soll allgemeines Wohlwollen herrschen, jedermann es vermeiden, dem Nächsten wehe zu thun[4]). Selbst dem Sklaven ist es vergönnt, sich mit den Fröhlichen als Mensch zu fühlen[5]).

Es ist wohl kein Zufall, dafs diese schöne volkstümliche Sage von dem goldenen Zeitalter allem Anscheine nach nicht schon in der ältesten Entwickelungsepoche der erzählenden Poesie ihre dichterische Ausgestaltung erhielt[6]). Das Homerische Epos ist ein Erzeugnis der aristokratischen Welt des hellenischen Mittelalters. Der Homerische Sänger singt für die Fürsten und Edlen, aus deren Leben und Sinnesart der Heldengesang seine Nahrung sog; und so ist denn auch die Art und Weise, wie diese Aöden der Masse der Volksgenossen gedenken, ganz und gar der Gefühls- und Sprechweise der Herren abgelauscht. Thun und Leiden der Menge, die 'weder im Kriege zu rechnen, noch im Rate', tritt völlig zurück und daher auch naturgemäfs das Ideal, in dem eben das Sehnen des Volkes seinen Ausdruck fand. Für das Genufsmoment in diesem Ideal fehlte ja der Sinn nicht, gewifs aber für seine sozial-ethische und sozial-demokratische Tendenz. Das Gesellschaftsideal eines Grundadels, dem reicher Güterbesitz die freieste ritterliche Muse und heitersten Lebensgenufs ermöglichte, war naturgemäfs ein aristokratisches, und es hat seine poetische Verkörperung gefunden in dem adeligen Musterstaat von Scheria, der Phäakenstadt, in der eine genufsliebende Aristokratie herrlich und in Freuden lebt[6]).

---

[1]) Hesiod a. a. O. 109 ff. [2]) Ebd. 257.

[3]) *Ἀλλήλους δ' ἐφίλησαν ἴσῳ ζύγῳ. ἦ ῥα τότ' ἦσαν*
Χρύσειοι πάλιν ἄνδρες, ὅτ' ἀντεφίλησ' ὁ φιληθείς. Theokrit XII 15.

[4]) Demosthenes XXIV 29 *μήτ' ἰδίᾳ μήτε κοινῇ μηδὲν ἀλλήλους ἀδικεῖν ἐν τούτῳ τῷ χρόνῳ.*

[5]) Macrob. Saturnal. I 10, 22. Daher läfst Lucian (*τὰ πρὸς Χρόνον* c. 7) den Kronos sagen, dafs an seinem Feste *ἰσοτιμία* für alle bestehe, *δούλοις καὶ ἐλευθέροις· οὐδεὶς γὰρ ἐπ' ἐμοῦ δοῦλος ἦν.* Unrichtig urteilt über diese Dinge E. Graf, Ad aureae aetatis fabulam symbola (Leipziger Studien VIII 61) und v. Wilamowitz, Aristoteles u. Athen I 119. Nach letzterem ist Kronos als Vertreter einer seligen Urzeit eine 'junge Konzeption', weil das Ursprünglichere die verächtliche Beurteilung des 'grauen Altertums', der Zeit vor der Zivilisation sei. Die Auffassung der Vergangenheit als eines verlorenen Paradieses sei erst ein Produkt der Sophistenzeit, 'wo die Komödie solche Bilder oft bot'. Diese Behauptung steht schon mit der Thatsache im Widerspruch, dafs wenigstens ein Anklang an die Sage vom goldenen Zeitalter sich bereits bei Homer findet. Odyss. XV 403 ff. Damit fällt auch die Annahme von Wilamowitz, dafs es nur ein Zug der kyklopischen Zeit ohne Gesellschaftsordnung gewesen sei, wenn die Sklaven an den Kronien frei hatten.

[6]) Vgl. mein Buch Aus Altertum und Gegenwart S. 68 ff. (Zur geschichtlichen Beurteilung Homers).

Digitized by Google

Die Schar der Mühlsklavinnen und unfreien Spinnerinnen im Palaste des Herrschers, die bescheidene Stellung des Volkes gegenüber den Edlen zeigen deutlich, wie es eben die Vorstellungswelt der herrschenden Klasse ist, die sich in diesem Idealstaat widerspiegelt.

Dagegen kommt nun in der Dichtung, in der sich der Mythus vom goldenen Zeitalter zum ersten Male dargestellt findet, in den 'Werken und Tagen' Hesiods, eben jene Masse des arbeitenden Volkes zum Wort, die auf der Bühne der epischen Welt so sehr in den Hintergrund getreten war. In einem Liede von der Arbeit, von einem Manne der Arbeit, dem bäuerlichen Poeten aus dem ärmlichen Dorfe Askra wird die hehre Botschaft von der seligen Jugendzeit des Menschengeschlechtes verkündet[1]): nicht der herrschenden Klasse — denn zu der hat ihn das Leid, das ihm von den ungerechten und bestechlichen 'Königen' (d. h. den regierenden Edelleuten) widerfahren, in scharfen Gegensatz gebracht — sondern dem ganzen Volke, das mit ihm unter dem gleichen Druck der Adelsherrschaft litt. Wenn man gesagt hat, dafs es die befreiende Kritik ist, in der aller Sozialismus wurzelt, so trifft dies hier recht augenfällig zu. Denn das Ideal ist bei Hesiod zugleich der Ausdruck einer rücksichtslosen Kritik der herrschenden Zustände. Sein Lied ist ein 'Rügelied' nicht blofs gegen den Bruder, sondern zugleich auch gegen die ausbeuterische Klassenherrschaft, bei der jener seinen Rückhalt fand[2]).

Daher die Popularität der Dichtung Hesiods in den nächsten Jahrhunderten, in denen eben diejenigen Klassen des Volkes, an die sich Hesiod wendet, in siegreichem Ansturm das Joch dieser Klassenherrschaft brachen, und die wirtschaftliche Arbeit zu ungeahnter Macht und Ehre emporstieg. Während da, wo die ritterliche Aristokratie fortbestand und der Bauer ein armer Höriger blieb, wie z. B. in Sparta, Hesiod keinen Eingang fand, gewann sein Lied weiteste Verbreitung bei den emporstrebenden Bauer- und Bürgerschaften der fortgeschrittneren Kantone der hellenischen Welt. Die Träume von Glück, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, zu denen sich dereinst der Dichter aus dem sozialen Elend der alten Zeit geflüchtet, sie sind recht eigentlich das Ideal dieser neuen Zeit.

Das Bild von der seligen Urzeit, über die nicht Ares und sein Genosse, der Gott des Kampfgetümmels, sondern Kypris, die göttliche Mutter des Eros waltete und mit den Banden des Wohlwollens selbst Menschen und Tierwelt verband[3]), das läfst in begeisterten Versen Empedokles, der Führer und Prophet der siegreichen Demokratie von Akragas, vor dem inneren Auge der Tausende erstehen, die er durch den Zauber seines Wortes um sich sammelte. Der Mythus bietet dem Weltweisen und Volksmann die Form dar, in der er seine Ideale dem Empfinden der Massen nahezubringen sucht. Und fast um dieselbe

---

[1]) Für die Ansicht Kirchhoffs, dafs das Gedicht von den Weltaltern nicht von dem Dichter des Mahnliedes an Perses sei, ist der Beweis nicht erbracht.

[2]) Vgl. meinen Aufsatz: Die Anfänge des Sozialismus in Europa. Hist. Zeitschr. Sept. 1897.

[3]) Mullach, Fragm. phil. gr. I 417.

Digitized by Google

Zeit hält die holde Dichtung ihren Einzug an der Stätte, wo die glänzendste Demokratie der Welt ihre geistige Erholung und Erhebung über die Sorgen des Alltagslebens suchte: im öffentlichen Festraum des Dionysos, auf der Bühne des Theaters von Athen!

Die dramatische Dichtung des Perikleischen Athen, — das Lustspiel, ja gelegentlich auch die Tragödie —, war unerschöpflich in immer neuen Erfindungen, die Herrlichkeit des paradiesischen Wunschlandes den entzückten Hörern vorzuführen. Die Freiheit und Gleichheit, an der sich die junge Demokratie berauschte, die Beteiligung aller an den Gütern und Genüssen der Welt, nach denen in der neuen Freiheit auch die Massen immer dringender begehrten, kurz was nur immer einem von den Ideen ungemessenen Fortschrittes erfüllten Geschlecht als das glückliche, goldene Ziel vor Augen schweben mochte, all das war ja in dem Reiche des Kronos volle Wirklichkeit gewesen. Was hätte es Volkstümlicheres geben können, als die poetische Veranschaulichung dieser entschwundenen Welt, durch welche die populärsten Ideale der Zeit selbst Gestalt und Leben gewannen?

Auch enthielten die alten Träume von einem seligen Wunschland noch ein anderes Moment, das sich zur Steigerung der dramatischen Wirkung vortrefflich verwerten liefs. Jene sentimentale Idylle trat uns ja von Anfang an in einer doppelten Gestalt entgegen: als die Vorstellung von einem verlorenen Jugendparadies in der Vergangenheit und als Glaube an die Möglichkeit eines gleich vollkommenen Glückes in der Zukunft. Schon bei Hesiod reiht sich an die Idee vom goldenen Zeitalter die Vorstellung von dem Lande ewigen, ungetrübten Glückes, das ferne am Ende der Welt liegt; die 'elysische Flur' Homers, die Inseln der Seligen, wie Hesiod es nennt. Die 'letzte Zufluchtsstätte menschlicher Hoffnung'[1]), wo der alte Götterkönig, unter dessen Herrschaft einst das goldene Zeitalter des Friedens und Glückes auf Erden bestand, völlig abgeschieden von der ihm durch Zeus entrissenen Welt wie in einem neuen goldenen Zeitalter über die Seligen waltet[2]). Ähnlich hat auch die Komödie das goldene Freudenreich nicht nur als eine Erscheinung der grauen Vergangenheit dargestellt; auch sie hat es sozusagen in die Zukunft hineinprojiziert, indem sie die seligen Wonnegärten z. B. in die Unterwelt verlegt[3]), oder sie läfst es noch leibhaftig auf Erden selbst bestehen, wenn auch in fernen sagenhaften Landen[4]); eine Anschauungsweise, die den Reiz des utopischen Gesellschaftsbildes wesentlich erhöhen mufste.

Für uns freilich ist diese ganze Dichtung bis auf dürftige Bruchstücke verloren, aus denen sich nur eine höchst unvollkommene Vorstellung von dem gewinnen läfst, was Kratinos und seine Kunstgenossen oder gar die Tragiker

---

[1]) S. Rohde, Psyche S. 64 ff.

[2]) Vgl. auch Pindar Ol. II 78 f. Eine Vorstellung, die nebenbei bemerkt auch gegen die obengenannte Ansicht von Wilamowitz über Kronos spricht.

[3]) Pherekrates in der Komödie *Μεταλλῆς*. S. Kock, Com. Att. fr. I 174 ff. fr. 108.

[4]) Pherekrates in den *Πέρσαι* a. O. I 182 fr. 130 und Nikophon in den *Σειρῆνες* ebd. I 777 fr. 13.

Digitized by Google

aus dem alten Mythus gemacht haben. Wie z. B. das gepriesene 'Gemeinschaftsleben im Kronosreich'[1]) zur Darstellung kam, erfahren wir nirgends. Wir können höchstens vermuten, dafs die Konsequenzen, die die jugendliche soziologische Spekulation des fünften Jahrhunderts aus dem Gemeinschaftsprinzip und der Idee der Brüderlichkeit zog, in einer Dichtung, worin die die Zeit bewegenden Fragen einen so lebhaften Widerhall fanden, ebenfalls zum Ausdruck gekommen sein werden. Die Idee der Frauengemeinschaft z. B., die uns schon damals (z. B. bei Herodot) in den idealisierenden Vorstellungen über die Naturvölker entgegentritt[2]) und von Euripides auf der Bühne als Problem vorgetragen wird[3]), dürfte auch in den dramatischen Schilderungen des goldenen Zeitalters nicht ganz gefehlt haben. Die blühenden, mit allen Reizen geschmückten Jungfrauen, die in dem von Pherekrates geschilderten Paradies die Zecher bedienen[4]), weisen deutlich genug in diese Richtung. Auch die Weltbeglückungspläne, die Aristophanes in seiner Kommunistenkomödie verkünden läfst[5]), haben gewifs manche Züge mit dem Wunschlande gemein, wie es das ältere Lustspiel schilderte. Es ist sicherlich nicht zum ersten Male gesagt, was hier vom Zukunftsstaat gerühmt wird, dafs in ihm nämlich kein Frevel am Gemeinwesen möglich sei, keine falschen Zeugen oder Sykophanten,

'Kein Beutelschneiden, kein Mifsgönnen fremden Glücks,
Kein Nackt- und Blofsgehen, kein Verarmen, keine Not,
Kein Zank der Parteien, kein Verhaft für fällige Schuld!'[6])

In der That das goldene Zeitalter in leibhaftiger Gestalt!

Jedenfalls zeigt sich nach einer anderen Seite hin eine enge Verwandtschaft zwischen den Zukunftserwartungen der kommunistischen Schwärmer bei Aristophanes und der Darstellung des goldenen Zeitalters bei den anderen Dichtern der Komödie. Hier wie dort kann sich die poetische Phantasie nicht genug thun in der Schilderung der sinnlichen Freuden, die das ideale Wunschland in sich birgt. Einerseits wurde damit ja eine der empfänglichsten Seiten im Volksgemüte berührt, andererseits entsprach die realistische Ausmalung dieser Herrlichkeiten so recht dem Geiste, der unter der Herrschaft der komischen Muse im Festraum des Dionysos waltete. Wie es Bacchus Gabe ist, die den Sterblichen hoch über Sorge und Leid hinaushebt, die Arm und Reich gleich macht und in einem Meere goldenen Überflusses nach einem holden Traumland entführt[7]), so will auch die Komödie 'die Festgemeinde des Gottes in einen Rausch des lachenden Optimismus und der verwegensten

---

[1]) *ἡ ἐπὶ Κρόνου κοινωνία.* Vgl. meine Gesch. d. ant. Komm. I S. 56. [2]) S. ebd. I 121.

[3]) *κοινὸν γὰρ εἶναι χρῆν γυναικεῖον λέχος* fr. 653 des Protesilaos. Dazu Dümmler, Prolegomena zu Platons Staat, S. 55.

[4]) I 175 fr. 108 Kock. [5]) S. u. S. 31 ff. [6]) Aristophanes, Ekklesiazusen V. 56 ff.

[7]) Pindar fr. 218:

Ἁνίκ' ἀνθρώπων καματώδεες οἴχονται μέριμναι
στηθέων ἔξω, πελάγει δ' ἐν πολυχρύσοιο πλούτου
πάντες ἴσα νέομεν ψευδῆ πρὸς ἀκτάν·
ὃς μὲν ἀχρήμων, ἀφνεὸς τότε, τοὶ δ' αὖ πλουτέοντες.

Digitized by Google

Phantastik versetzen'[1]). Eine Wirkung, die durch nichts besser erreicht werden konnte, als durch die Vorführung des goldenen Kronosreiches, das so ganz und gar dem Zauberlande glich, zu dem Dionysische Lust ihre Jünger entrückt. So wird in himmelstürmender Laune aus den abenteuerlichsten Vorstellungen ein phantastisch-drolliges Gebäude aufgebaut. Die kühnsten Träume einer ausschweifenden sinnlichen Phantasie gewinnen Leben und Gestalt.

Mit immer neuem Behagen wird ausgemalt, wie in jener seligen Zeit die Natur es fertig brachte, dafs allen Erdenkindern ohne Unterschied und ohne eigene Mühe alles zu Teil ward, wessen sie nur immer bedurften und begehrten. Das Brot wuchs bereits gebacken aus der Erde hervor oder hing, wie die Früchte, an den Bäumen[2]). Die Ströme waren mit Wein oder — wie es in einer anderen Version hiefs — mit Milch und Honig, die Kanäle mit pikanten Saucen gefüllt. Weizen- und Gerstenbrote stritten sich vor dem Mund der Leute um die Gunst, verzehrt zu werden, gebratene Vögel und allerlei feines Backwerk flog ihnen von selbst in den Mund, die Fische kamen in die Häuser, um sich dort selbst zu braten und selbst aufzutragen. Suppenströme führten warme Fleischstücke in ihren Wogen heran. Selbst das Spielzeug der Kinder bestand aus den erlesensten Leckerbissen[3]); und was dergl. Phantastereien mehr sind. In den fernen Wunschländern, die sich noch dieser goldenen Zeit erfreuen, regnet es Wein, die Dachrinnen spenden Trauben, Käsekuchen und Brei, während auf den Bäumen im Gebirge Bratwürste wachsen[4]), oder es schneit Mehl, tröpfelt Brote und regnet Brei[5]). Es sind Verhältnisse, durch die zum Teil auch das schwierige ökonomische Problem gelöst erscheint, das die Komödie mit Vorliebe aufwirft, wie es nämlich möglich gewesen sei, dafs die Gesellschaft ohne eine dienende Klasse bestehen konnte und doch der Einzelne sich nicht selbst zu bedienen brauchte[6]). Noch gründlicher aber erledigte diese Frage eine andere Schilderung: sie läfst nämlich alle Dienste einfach durch die beseelt gedachten Gebrauchsgegenstände selbst leisten! Der Automat ersetzt alle dienenden Hände[7]). Man braucht nur zu rufen, so stehen sie zu Diensten. Zum Tische sagt man: 'Komm und decke dich' —

---

[1]) Nach der treffenden Bemerkung F. A. Voigts in Roschers mythol. Lex. I 1081, Artikel 'Dionysos'.

[2]) Kratinos in den *Πλοῦτοι* bei Kock I 64 fr. 165.

[3]) Teleklides in den *Ἀμφικτίονες* I 209 fr. 1 K.

[4]) Bei Pherekrates in den *Πέρσαι*. [5]) Bei Nikophon in den *Σειρῆνες*.

[6]) Krates *Θηρία* I 133 fr. 1 K.:

A. *ἔπειτα δοῦλον οὐδὲ εἷς κεκτήσετ' οὐδὲ δούλην,*
ἀλλ' αὐτὸς αὑτῷ δῆτ' ἀνὴρ γέρων
διακονήσει;
B. *Οὐ δῆθα.*

Vgl. Pherekrates *Ἄγριοι* I 147 fr. 10 K. Dazu Athenaeus VI 267e: *οἱ δὲ τῆς ἀρχαίας κωμῳδίας ποιηταὶ περὶ τοῦ ἀρχαίου βίου διαλεγόμενοι, ὅτι οὐκ ἦν τότε δούλων χρεία, τοιάδε ἐκτίθενται.*

[7]) Bei Krates a. a. O.: *ὁδοιποροῦντα γὰρ τὰ πάντ' ἐγὼ ποιήσω*, die denkbar radikalste Erfüllung des „*αὐτόματ' ἦν τὰ δέοντα*".

Digitized by Google

zum Backtrog: 'Knete den Teig', — zum Kruge: 'Schenk ein', — zum Becher: 'Geh und spül dich' u. s. w.[1]).

Man sieht: der alte Mythus ist hier ganz und gar zum Märchen vom Schlaraffenland geworden. Und die phantastische Ausgestaltung dieses zauberhaften Märchenlandes ist gewifs wesentlich das Werk der Komödie. Aber wie die heitere Muse überall dem wirklichen Leben und Empfinden des Volkes nachgeht, mit dessen Schwächen ihr Humor sein freies Spiel treibt, so hat sie gewifs auch hier nur die Fäden weitergesponnen, welche bereits die Phantasie des Volkes geknüpft. Die Schlaraffia der Komödie ist nur die groteske Ausgestaltung einer volkstümlichen Sozialphilosophie und zugleich die geistvollste Satire, die ihr zu Teil werden konnte. Das Volk hat sicherlich zu allen Zeiten das Bedürfnis empfunden die allgemeine Vorstellung vom Kronosreich durch eine realistische Ausmalung seinem Empfinden näher zu bringen[2]), ein Bemühen, das naturgemäfs nur zu leicht ins Burleske umschlagen konnte. Ebenso ist es psychologisch leicht begreiflich, dafs bei dieser sinnlichen Ausmalung des Ideals die ideelle Seite des Mythus mehr und mehr in den Hintergrund trat. Ungleich tiefer als die Idee der Gemeinschaft und die Bruderschaftsschwärmerei wurzelt der Gedanke an das eigene Selbst! Im Kommunismus der Massen überwiegt daher immer das individualistische Interesse, der Gedanke an die Freiheit von dem Zwang des Dienens und der Arbeit und an eine möglichst schrankenlose Befriedigung aller Bedürfnisse und Begierden. Das gröfste Glück der gröfsten Zahl d. h. das Glück in der derb sinnlichen Gestalt, wie es die grofse Mehrheit versteht: das ist der Grundton, auf den dieser plebejische Utopismus gestimmt ist.

Vortrefflich hat die Anschauungsweise, aus der diese Form der sozialen Utopie erwachsen ist, der lachende Philosoph von Samosata charakterisiert und zwar in unmittelbarer Anknüpfung an die Legende vom goldenen Zeitalter, indem er sich in den 'Briefen an Kronos' als einen der armen Verehrer des Gottes einführt, der natürlich kein dringenderes Anliegen hat, als dafs Kronos das verhafste Vorrecht der Reichen auf all diese 'guten Dinge' aufheben und dieselben allen zugänglich machen möge, weil sonst die Feier seines Festes eigentlich keinen Sinn hätte[3]). 'Das ist es, lieber Kronos, was mich am allermeisten verdriefst, ja wir finden es ganz unerträglich, dafs der eine nichts zu thun haben soll, als auf Purpurbetten ausgestreckt die langsame Verdauung

---

[1]) Krates I 133 fr. 14, 4 ff. K.: *πρόσεισιν αὔθ' ἕκαστον | τῶν σκευαρίων, ὅταν καλῇ τι. παρατίθου, τράπεζα. | αὕτη, παρασκεύαζε σαυτόν. μάττε, θυλακίσκε. | ἔγχει, κύαθε. ποῦσθ' ἡ κύλιξ; διάνιζ' ἰοῦσα σαυτήν.* [Vgl. Crusius, Verh. d. Görlitzer Philologenvers. S. 37 f.]

[2]) Man vgl. nur, wie sinnlich der spätere griechische Volksglaube sich die Herrlichkeit des Paradieses ausgemalt hat (bei Basilios d. Gr. [† 379] *περὶ παραδείσου* II 348) und noch heutigen Tages ausmalt, wofür ein kyprisches Volkslied und ein naxisches Märchen charakteristische Belege darbieten. S. Pöschel, Das Märchen vom Schlaraffenland. Beitr. z. Gesch. d. deutschen Sprache u. Litteratur V 403.

[3]) Kronosbriefe 20 f.: *ἐχρῆν γάρ σε, ὦ ἄριστε Κρόνε, τὸ ἄνισον τοῦτο ἀφελόντα καὶ τὰ ἀγαθὰ ἐς τὸ μέσον ἅπασι καταθέντα ἔπειτα κελεύειν ἑορτάζειν.*

Digitized by Google

einer allzu reichlichen Mahlzeit abzuwarten, sich Komplimente über sein Glück machen zu lassen und alle Tage im Jahr Feiertag zu haben, während uns andere sogar im Traume die Frage beschäftigt, wo wir die vier Obolen herbekommen sollen, um uns am nächsten Tag mit einem Magen voll trockenen Brotes oder Gerstenbreies und einer Hand voll Kresse oder Aschlauch oder ein Paar Zwiebeln zum Beigericht wieder schlafen zu legen. — Erst dann, o Kronos, wenn du hier reformiert und Wandel geschafft hast, wird man sagen können, du habest das Leben wieder zum Leben und dein Fest wieder zum Feste gemacht'.

Auf dem Boden dieser Weltanschauung, für welche das physische Wohlsein das allbeherrschende Prinzip und die soziale Frage nur als Magenfrage von Interesse ist, mufste die soziale Utopie naturgemäfs immer wieder zur Posse, zum Fastnachtsspiel werden. Und als solche erscheint sie denn auch in der einzigen Dichtung, die uns aus der langen Reihe komischer Idealstaaten vollständig erhalten ist: in der köstlichen poetischen Satire der 'Ekklesiazusen' (um 390 aufgeführt), in der Aristophanes mit dem rücksichtslos derben Humor eines Shakespeare und der überlegenen Heiterkeit eines Molière dem proletarischen Utopismus noch einmal sein Spiegelbild vor Augen hält, während zugleich mit genialer Kühnheit die letzte noch mögliche Steigerung erfolgt und die Schlaraffia aus weltentrückter Ferne unmittelbar auf den Boden der attischen Wirklichkeit selbst verpflanzt wird.

Es ist, wie gesagt, ein Zerrbild, das in Äufserlichkeiten grotesk übertreibt, um den plebejischen Kommunismus dem Fluch der Lächerlichkeit preiszugeben; und der Dichter erreicht diesen Zweck, indem er eben überall die letzten und äufsersten Konsequenzen zieht, die kühnsten Proletarierphantasien womöglich noch übertrumpft[1]). Allein sieht man von der bizarren Maske ab, so kommen doch vielfach echte Züge zum Vorschein. Von dem innersten Wesen und den eigentlichen Triebkräften dieses vulgären Utopismus erhält man ein Bild von packender Naturtreue.

Ein harmloser Spuk ist natürlich die Weiberherrschaft, mit deren Begründung das Stück beginnt, von der aber im weiteren Verlauf wenig mehr die Rede ist[2]). Sie dient nur zur Steigerung der Komik und zugleich als wahrhaft genial erdachtes Mittel, um den Übergang von der alten Gesellschaft zum Zukunftsstaat völlig unblutig und in heiterster Weise sich vollziehen zu lassen[3]). 'Durch Weiberlist bei Nacht und Nebel kühn und fein gesponnen',

[1]) Vgl. V. 578: *μήτε δεδραμένα μήτ' εἰρημένα πω πρότερον.*

[2]) Das hat schon Dietzel mit Recht hervorgehoben in seinen Beiträgen zur Gesch. des Sozialismus und Kommunismus (Ztschr. f. Litt. u. Gesch. d. Staatsw. I 382), der ersten wahrhaft geschichtlichen Würdigung der Ekklesiazusen, deren Ergebnissen ich in allem Wesentlichen zustimme. Hier ist auch die Frage, ob Aristophanes eine Satire auf Platos 'Staat' beabsichtigte, — natürlich in negativem Sinne — endgültig erledigt, weshalb ich an dieser Stelle auf eine Erörterung verzichten kann.

[3]) Der antike Dichter hatte es nicht so leicht, wie der Verfasser des modernen Romans 'Im Reiche der Frauen. Jedem das Gleiche', der eine ähnliche Revolution durch die Agitation der Frauen bei den Wahlen herbeigeführt werden läfst. — Nebenbei bemerkt

Digitized by Google

kommt ein Beschlufs der Volksversammlung zustande, der 'Stadt und Volk den Frauen übergiebt' und jene Einrichtungen ins Dasein ruft, auf welche sich das eigentliche Interesse des Stückes und die Satire des Dichters konzentriert: die Frauen- und die Gütergemeinschaft. Auf den Kommunismus des Geniefsens, den diese Gemeinschaft ermöglichen soll, ist alles Sinnen und Trachten in dem irdischen Paradies gerichtet, das die zur Präsidentin der kommunistischen Republik erkorene emanzipationslustige Dame, die Bürgerin Praxagora, 'klugen und freien Sinnes'[1]) verkündet. Das ist es, was allem Volk eine Zukunft voll nie gesehenen 'Glanzes und ungezählten lebenerhöhenden Gewinnes'[2]) verbürgen, die Stadt glücklich machen soll für alle Zeiten!

So wird denn in den verlockenden Bildern, in denen die Präsidentin die Herrlichkeiten des neuen Gemeinwesens vor ihrem Ehemann entrollt, dem echten Typus des proletarischen Kleinbürgers Athens, — die Verstaatlichung aller Produktions- und Konsumtionsmittel in Aussicht gestellt, damit 'Alles Gemeingut sei, teilnehme ein Jeder an Allem, und vom Gemeingut Jeglicher lebe'[3]).

'So schaff' ich denn erstens den Acker
Zu Gemeingut um und das sämtliche Geld und was sonst noch Jeder Besitz hat.
Aus diesem Gemeinschatz werden wir dann euch Männer ernähren und kleiden[4]),
Ihn verwaltend mit Fleifs und mit Sparsamkeit und Rechnung legend von Allem.
Aus Armut thut kein Mensch mehr was, denn Alle sie haben ja Alles,
Brot, Kuchen, Gemüse, Fleisch, Fische, Gewand, Wein, Kränze, Rosinen und Mandeln'[5]).

Wie das alles auf die Dauer zu beschaffen sei, wenn Jeder nur dem Genufs, Niemand mehr der Arbeit leben will, das braucht den Bürger des Zukunftsstaates nicht zu bekümmern. Zwar stehen ihm nicht die beseelten Automaten des Fabellandes Schlaraffia zu Gebote; aber hatte nicht schon die bestehende Gesellschaft ihre vernunftbegabten Werkzeuge, die ihm bis zu einem gewissen Grade Ähnliches leisten konnten? Den Sklaven, auf den er die verhafste Arbeit abwälzen kann, nimmt er mit Vergnügen in das neue Gemeinwesen hinüber, so radikal er sonst mit allem Bestehenden gebrochen hat. Die Freiheit und Gleichheit, die er für sich beansprucht, wird von ihm — darin denkt

ist dies übrigens nicht die einzige Wiederholung des Aristophanischen Motivs. Schon unter den Staatsromanen des 17. Jahrhunderts befindet sich einer, der einen Weiberstaat schildert: *Viraginia vel Gynia nova.* S. Kleinwächter, Staatsromane S. 50.

[1]) *πυκνὴν φρένα καὶ φιλόσοφον* V. 571.

[2]) V. 574 ff. . . . *πολίτην*
δῆμον ἐπαγλαϊοῦσα
μυρίαισιν ὠφελίαισι βίου.

[3]) V. 589 f. *κοινωνεῖν γὰρ πάντας φήσω χρῆναι πάντων μετέχοντας*
κἀκ ταὐτοῦ ζῆν.

[4]) V. 597 ff. [5]) V. 604 f.

Digitized by Google

er bei all seinem Fortschrittsdrang so konservativ und individualistisch, wie der engherzigste Plutokrat — der ganzen unglücklichen Menschenklasse versagt, der schon die bestehende Gesellschaft ein Übermafs von Arbeitslast aufgebürdet hatte und die nun, wo auch der niedrigste freie Proletarier sich von der Arbeit emanzipiert hat, alle Mühe und Plage allein übernehmen mufs.

'Das Feld' — erklärt Praxagora dem freien Bürger Athens — 'bestellen die Sklaven! Für dich bleibt nur das Eine Geschäft, wenn der Schatten sich streckt, dich geschmückt zum Gelag zu begeben'[1]). Diese proletarischen Vertreter des Freiheits- und Gleichheitsprinzips 'denken nicht daran, dafs die Sklaven gewissermafsen auch Menschen sind, sondern fressen behaglich auf der von fremder Arbeit gedüngten Weide'[2]).

Es ist, als ob der ganze Staat für sie einzig und allein zur möglichst glänzenden Lösung der Magenfrage da wäre.

'Die Gerichtshöf' erst, dann die Hallen zumal, Efssäle werden sie sämtlich'[3]). Auf die Tribüne kommen Kannen, Krüge und Weinfafs zu stehen. Auf dem Markte aber wird die Urne aufgestellt, nicht mehr, wie bisher, zur Erlosung von Ämtern oder Richtersitzen — die braucht man nicht mehr —, sondern zur Verlosung der Couverts für das grofse Gastmahl, das der Staat alltäglich allen Bürgern bereitet[4]).

'Ein jeder vergnügt zu dem Gerichtshof eilt, wo die Nummer zum Essen ihn hinweist,
Wenn der Herold ruft: Die von Nummer A, die werden sich alle gefälligst
In die Königshalle begeben zu Tisch; die von B in die Halle daneben,
Die von Nummer C sind unter der Stadt, in der Halle der Mehlmagazine'.

Und was sie hier finden ist nicht ein 'Essen', sondern ein 'Schwelgen', von dem die das Mahl ansagende Bürgerin Heroldin eine verführerische Schilderung giebt[5]).

'Ihr Bürgerinnensöhne — denn so heifst ihr jetzt —
Auf eilet zur Regentin, die wir eingesetzt,
Damit das Glück des Loses Allen, Mann für Mann
Verkünden möge, wo er heute speisen kann!
Es sind die Tafeln allzumal bereitet schon,
Die Küch' und Keller weidlich ausgebeutet schon.
Mit Vliefs und Teppich aller Sitz bebreitet schon;
Man mischt die Becher, reihentlang stehn hinterm Tisch
Die Salbenmädchen, schon am Feuer ist der Fisch,
Der Hase bratet, und der Kuchen im Ofen backt!
Man wickelt Kränze, und die Aschkastanie knackt.
Von jungen Mädchen wird ein Schnepfenklein gehackt...
Auf, auf! geschwind; man bringt das Essen schon hinein!
Ihr braucht den Mund nur aufzumachen, so fliegts hinein'.

---

[1]) V. 651 f.
[2]) Nach dem treffenden Ausdruck von Dietzel a. a. O. S. 388.
[3]) V. 676. [4]) V. 681 ff. [5]) V. 834 ff.

Digitized by Google

Es ist fast wie im Lande Schlaraffia, und auch die kulinarischen Genüsse, die des Bürgers gleich beim grofsen Freudenmahl des ersten Tages harren, können sich wohl mit denen messen, in deren Preis sich die poetischen Schilderungen des Kronosreiches überboten hatten. Es naht ein Frikassee von Sprotten, Muränen, Lampreten, Trüffeln, Schnepfen, Fasanen, Lerchen, Tauben, Hasen u. s. w. — Also verkündet der Schlufschor in seinem 'Essenshoffgesang' (*μέλος μελλοδειπνικόν*)[1]).

Ja es winken noch süfsere Freuden! Das Freiheits- und Gleichheitsprinzip wäre nur unvollkommen verwirklicht, wenn nicht auch alle Schranken gefallen wären, welche die alte Gesellschaft dem Liebesgenufs gesteckt hatte. Eigene Häuslichkeit, Ehe, Familie giebt es nicht mehr. Die Stadt wird ein grofses Haus bilden, hinweg wird alles gebrochen, damit Jeder zu Jedem stets freien Zugang habe, oder — wie wir hinzufügen dürfen — Jeder zu Jeder[2]). Denn neben der Gütergemeinschaft besteht die allgemeine Weibergemeinschaft. Ausgeschlossen ist von der allgemeinen Liebeskonkurrenz auch hier nur die Sklavin.

Ganz frei allerdings ist auch für den Bürger und die Bürgerin die Liebe nicht. Denn die Natur ist leider auf diesem Gebiete Aristokratin! Sie hat körperliche Kraft und Schönheit allzu ungleich verteilt, als dafs man hoffen dürfte, die Einzelnen würden sich bei freier Liebe auch auf diesem Gebiete zur praktischen Anerkennung des Gleichheitsprinzips verstehen. Alle würden

'nach der Schönsten im Land, wie natürlich, gehn und sich ihrer zu freuen
verlangen'[3]).

Und umgekehrt würden alle Weiber den hübschesten Mann umarmen wollen. — Um daher auch hier die Gleichheitsidee zur Wahrheit zu machen, mufs die Freiheit beschränkt werden. Es wird ein Reihedienst der Minne angeordnet, bei dem auch die Häfslichen nicht zu kurz kommen. Freilich eine Klippe, an der die ganze Herrlichkeit des Zukunftsstaates zu scheitern droht!

Hier entsteht ein Konflikt zwischen liberté und égalité, der dem Dichter Stoff zu Scenen von wahrhaft verblüffender Komik liefert; — dem köstlichen, wenn auch über die Mafsen derb-naturalistischen Finale des Stückes, darstellend den Streit der älteren und ältesten Weiblein um den schmucken Burschen, den sein Liebchen so gerne für sich allein haben möchte, aber nicht haben kann, weil dies dem Gleichheitsprinzip widersprechen würde. — Man hat mit Recht bemerkt, dafs das sexuelle Utopien gewisser Kommunisten niemals eine so durchschlagende, niederschmetternde Kritik erfahren hat, wie hier.

Für die Prophetin des Zukunftsstaates freilich sind derartige Widersprüche und Konflikte nicht vorhanden. Nach ihrer Ansicht wird das unzweifelhafte Ergebnis des Kommunismus eine völlig ungetrübte Harmonie und Eintracht

---

[1]) V. 1152 ff.

[2]) V. 672 ff. *τὸ γὰρ ἄστυ*
μίαν οἴκησίν φημι ποιήσειν συρρήξας εἰς ἓν ἅπαντα,
ὥστε βαδίζειν εἰς ἀλλήλους.

[3]) V. 616.

Digitized by Google

sein. In siegesgewissem Optimismus[1]) verkündet sie: Bei uns ist Neid und Mifsgunst, Zank und Streit, Frevelsinn und Frevelthat unmöglich. Denn die Ursache von alledem, Not und Armut, ist ja für immer beseitigt. Wo 'Allen gemein ist dasselbe Geschick'[2]) und Alle überreichlich satt werden an Braten, Wein und Liebe, da ist auch Diebstahl, Raub, Betrug u. s. w. aus der Welt verschwunden.

Mit dieser Argumentation schlägt Praxagora alle Einwände ihres dummschlauen Ehemannes Blepyros nieder, der an die Wirklichkeit dieses kommunistischen Paradieses nicht recht glauben will, so gerne er sich auch die Genüsse desselben gefallen liefse. Sein Bedenken, die lieben Mitbürger möchten bei der Ablieferung ihres Eigentums an den Staatsschatz gar manches unterschlagen[3]), weist sie mit der Bemerkung zurück, dafs jetzt, wo 'Alle Alles haben', derjenige, der nicht abliefert, von seinem Betrug keinen Nutzen hat. Was soll er mit dem Gelde anfangen, da aus Armut Niemand mehr um Geld etwas zu thun braucht[4])? Wozu ferner noch stehlen, wenn Alles gemeinsam[5]); wozu rauben, wo Alle haben, was not thut[6])?

'Wes Mantel man will, der giebt ihn sogleich freiwillig. Wozu denn sich zanken?
Denn er geht gleich drauf zum Zentralmagazin und holt sich da einen noch bessern[7]).

Man sieht: Frau Praxagora stimmt ganz mit Herrn Bebel überein, der mit der gleichen Emphase und der gleichen kategorischen Sicherheit, wie die Präsidentin des lustigen Weiberstaates, in seiner 'Frau' das prophetische Wort spricht: 'Die Diebe sind verschwunden, weil das Privateigentum verschwunden ist'[8]). — Es ist derselbe Gedankengang, den wir bei diesem modernen Utopismus wiederfinden, wenn auf den weiteren Einwand, dafs in der heutigen Welt gerade die, welche in der Fülle materieller Güter schwelgen, die gröfseren Schurken seien[9]), von seiten Praxagoras die Antwort erfolgt:

'Ja vordem, Freund, solange wir noch die Gesetze befolgten von vordem;
Doch jetzt, wo das Leben gemeinsam ist[10]), was bringt Nichtzahlen für Vorteil?'

Modern gesprochen 'Ja vordem — solange wir noch unter dem alten verrotteten Bourgeoisregiment lebten und durch dies Milieu korrumpiert waren! Jetzt aber sind alle ehrlich, weil alle satt sind'[11]). Oder, wie Bellamy erklärt, warum im Jahre 2000 Alles anders und neu ist: 'Die menschlichen Lebens-

---

[1]) 'So klar beweis' ichs' — sagt Praxagora von den Vorzügen der Gütergemeinschaft, — 'dafs selbst meinem Manne nichts zu erwidern möglich ist.'

[2]) V. 593 *ἀλλ' ἕνα ποιῶ κοινὸν πᾶσιν βίοτον καὶ τοῦτον ὅμοιον.*

[3]) Vgl. die köstliche Szene zwischen den zwei Bürgern, von denen der eine eben beschäftigt ist, seine Habe — dem Gebote der neuen Regierung gemäfs — auf den Markt zu schaffen, während der andere sich die Sache erst noch bedenken will (V. 728 ff.), eine Scene, die den von Blepyros ausgesprochenen Verdacht nur zu sehr rechtfertigt.

[4]) V. 604. [5]) V. 667 *πῶς γὰρ κλέψει μετὸν αὐτῷ;* [6]) V. 669.

[7]) V. 671 *ἕτερον γὰρ ἰὼν ἐκ τοῦ κοινοῦ κρεῖττον ἐκεῖνου κομιεῖται.*

[8]) S. 317. [9]) V. 608. [10]) *ἔσται γὰρ βίος ἐκ κοινοῦ.*

[11]) Nach der treffenden Formulierung von Dietzel (S. 383).

Digitized by Google

bedingungen haben sich geändert und mit ihnen die Motive des menschlichen Handelns'.

Aber Blepyros kann sich aus dem Rahmen des Bestehenden nicht so leicht herausdenken. Er forscht weiter: 'Wenn man ein Strafgeld zu erlegen hat, wo nimmt man es her? Denn es geht doch nicht an, vom Gemeingut das zu bestreiten'. Worauf Praxagora erwidert, der Fall könne überhaupt nicht eintreten; denn es gebe ja keine Prozesse mehr. — 'Wenn man aber mit Niemand mehr prozessieren kann, wenn es keine Schuldhaft mehr giebt, werden da nicht' — fragt Blepyros — 'Viele bankrott gehn?' — 'Auch das' — belehrt ihn die Gattin — 'kommt in unserem Staat nicht vor. Bei uns kann es weder Gläubiger noch Schuldner geben, da es ja kein Privatkapital mehr giebt'[1]).

Aber der hartnäckige Ehemann ist noch nicht überzeugt, er will noch Eines erklärt haben:

'Wenn einer mich schlägt, der berauscht vom Gelag heimkommt und wegen Mifshandlung
Mich entschädigen soll, wo nimmt er es her? Ja, da stehen die Weibsen am Berge'[2]).

Praxagora wagt es nicht zu bestreiten, dafs im Zukunftsstaat derartige Menschlichkeiten vorkommen könnten. Aber sie ist deshalb um eine Auskunft nicht verlegen; sie giebt ein sehr einfaches Rezept, um mit solch unbequemen Genossen fertig zu werden:

'Das büfst er ab an der täglichen Kost. Wenn wir die ihm gehörig beschneiden,
So wird ihm die Lust an den Prügeln vergehn, die er so mit dem Magen gebüfst hat'.

Ja, das Magenmotiv soll noch ganz andere Wunder wirken! Es macht nicht nur die Genossen fein sittsam, sondern hält sogar jene edleren Regungen der Menschenseele wach, auf die der Staat nun einmal, wenn er Bestand haben soll, bei seinen Bürgern notwendig rechnen mufs. Damit den Genossen in dem allgemeinen Bauch- und Phallusdienst nicht alle Wehrhaftigkeit und Tapferkeit abhanden komme, wird dem Feigen — ein echt aristophanischer Zug! — die Aussicht eröffnet, von der Table d'hôte weggespottet zu werden[3]).

'Zum Mahle singen die Knaben, von jedem der Männer,
Den preisend, der kühn in der Schlacht sich bewährt, des spottend, der feige davonlief,
Dafs er schamrot nicht sich geselle zum Mahl'[4]).

So wie die Menschen geschildert werden, mit denen es der Zukunftsstaat zu thun hat, scheint ja allerdings mit diesem Motiv alles von ihnen erreichbar. Man denke nur an die letzte Scene vor dem Schlufschor. Die Heroldin sieht Blepyros daherkommen, der auf dem Wege zum gemeinsamen Mahle sich verspätet hat. Sie ruft ihm zu: 'O Herr, du glückgepriesener, dreimalseliger!' 'Ich? wie so?' fragt Blepyros. Darauf die Heroldin:

---

[1]) V. 660. [2]) V. 662 ff. [3]) Dietzel S. 387. [4]) V. 669 ff.

Digitized by Google

'Ja du, bei den Göttern, wie keiner der Menschen sonst!
Wer könnte hochbeglückter je zu preisen sein,
Als der von mehr als dreifsigtausend und einigen
Athenern einzig nicht bereits gegessen hat!'[1])

Man denkt unwillkürlich an die groteske Satire von Rabelais, welche die Allmacht des Messer Gaster schildert. Und mit einer Satire haben wir es ja auch hier zu thun!

Allein, wenn wir nun von den Aufserlichkeiten absehen und uns die Grundgedanken der Dichtung noch einmal vergegenwärtigen, bestätigt sich uns nicht zur Genüge das, was schon oben gesagt wurde, dafs die Karikatur des Dichters — wie jede wirklich gute Karikatur — gewisse für das Original charakteristische Züge deutlich erkennen läfst? Denkt man sich, es wäre uns eine Utopie aus jener Zeit erhalten, die wirklich aus dem verwirrten, erhitzten Gehirn eines hungrigen und verlumpten Pöbels entsprungen wäre, eines Pöbels, der nichts hat, aber alles begehrt, vor allem Genufs und wieder Genufs — würde diese Utopie in dem, was wesentlich ist, nicht die gröfste Verwandtschaft mit dem Zukunftsgemälde des Aristophanes zeigen? Kann ein extremer Materialismus und Individualismus, dem nichts heilig ist, als der Einzige und seine Lust, ein anderes Ideal erzeugen, als den kommunistischen Himmel des Pöbels, die 'Saturnalien der Kanaille?'[2])

Ein Fortschritt der Auffassung war auf diesem Boden nicht möglich. Dazu bedurfte es einer durchaus anderen geistigen Atmosphäre, einer grundsätzlich verschiedenen Welt- und Lebensanschauung.

---

[1]) V. 1130 ff.

[2]) Wie Mommsen das Zukunftsbild der Ekklesiazusen treffend bezeichnet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

PROSOPOGRAPHIA IMPERII ROMANI.

Von Hermann Peter.

Das gewaltige Unternehmen des Corpus inscriptionum Latinarum nähert sich jetzt seinem Abschlusse, so weit von einem solchen bei den täglich erfolgenden oder zu erwartenden Entdeckungen überhaupt gesprochen werden kann. Darum glaubt aber die preufsische Akademie nicht ruhen zu können. Nachdem die Ernte in die Scheuern getragen worden ist, will sie die Früchte auch verwerten oder andere dazu anregen. Als die nächsten Aufgaben bezeichnet die Akademie beispielsweise Onomatologika, Verzeichnisse der vornehmen Männer, Sammlung der gottesdienstlichen Altertümer, Darstellung der Verfassung in den verschiedenen Gemeinwesen aufser Rom (und Athen) und der militärischen Organisation des römischen Reichs, kulturgeschichtliche und sprachliche Studien. Ein soeben erschienenes Werk[1]) ist bestimmt, Probe und Muster für solche Arbeiten zu sein, und, um dies gleich vorauszuschicken, es ist dies auch sowohl nach der Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit in der Ausnutzung des Materials als nach seiner Anordnung und kritischen Sichtung. Denn es sollten nicht etwa nur die Indices der einzelnen Bände des Corpus zu einer bequemeren Übersicht zusammengefafst werden; die Aufgabe ging vielmehr dahin (I p. V sq.), aus den sämtlichen Veröffentlichungen von Inschriften die Namen aller Senatoren und aller kaiserlichen Beamten aus dem Ritterstand nebst ihrer ganzen Verwandtschaft, sowie der bei Geschichtschreibern und auch bei anderen Schriftstellern genannten Persönlichkeiten, jedoch mit Ausscheidung der kirchlichen und juristischen Litteratur, zusammenzusuchen, auch die der Ausländer, soweit sie mit dem Staate Rom oder mit Römern in Berührung getreten sind, und sie mit den Erwähnungen auf Münzen und auf Papyrusurkunden[2]) und allen sonstigen zusammenzuarbeiten; bei den Kaisern sollte die

---

[1]) Prosopographia Imperii Romani saec. I. II. III. edita consilio et auctoritate academiae scientiarum regiae Borussicae. Berolini apud Georgium Reimerum 1897. Pars I edidit Elimarus Klebs pp. IX. 490. Pars II edidit Hermannus Dessau pp. IV. 444.

[2]) Da sich der Druck über fünf Jahre erstreckt hat, so hat die Litteratur seit 1892 nicht mehr Berücksichtigung finden können und wird im Schlufsbande nachgeholt werden. Einen interessanten Nachtrag aus einem Papyrus habe ich mir zu A 1091, I p. 176 angemerkt. Den Sohn des dort genannten Atilius Titianus benennt Klebs noch nicht; er giebt nur nach Capitolinus Vita Pii 7, 3 an, dafs der Vater als Thronprätendent geächtet worden sei, dafs aber der Kaiser Antoninus Pius seinen Mitverschworenen nicht nachgeforscht und seinen Sohn in allem unterstützt habe. Diese Nachricht wird nämlich durch

Digitized by Google

eigentliche Regierungsthätigkeit unberücksichtigt bleiben, bei den fremden Fürsten nur das wichtigste berichtet werden, bei Autoren sollten die Beziehungen auf die Person genügen. Als zeitliche Grenzen waren die Schlacht bei Actium und der Regierungsantritt des Diocletian angesetzt worden.

Erschienen sind zwei Bände, welche die Buchstaben A—C und D—O umfassen, der erste bearbeitet von Elimar Klebs, der zweite von Hermann Dessau; der dritte, der eigentlich mit ihnen zusammen veröffentlicht werden sollte, ist durch Krankheit des mit ihm beauftragten P. von Rohden aufgehalten worden und wird nun von Dessau zu Ende geführt werden. Ein vierter Band wird die Listen der Konsuln und der übrigen höheren Beamten bringen. Die Gefahren der Teilung der Arbeit sind fast durchweg vermieden; das Werk weist einen im wesentlichen gleichartigen Charakter auf; nur selten bemerkt man die verschiedenen Hände[1]); das Auseinandergehen der Ansichten über die Abfassungszeit der sog. Scriptores historiae Augustae stört nicht weiter. Ich werde daher in meiner Berichterstattung die beiden Männer nicht grundsätzlich trennen.

Lücken sind bei einer derartigen Arbeit erklärlich[2]). Hier und da würde

---

einen von J. Nicole in der Revue arch. 1893 (XXI p. 227—233) herausgegebenen und besprochenen Brief auf Papyrus bestätigt und ergänzt, in dem am 9. Juni des Jahres 158 Aurelius Theocritus 'lib. Antonini et minister praefecti Aeg.' (sonst nicht bekannt, daher auch noch nicht bei Klebs) dem Strategen im Gau Arsinoites verbietet, sich an dem Vermögen und der Dienerschaft '[Ati]lii Titaniani' zu vergreifen, da er von Antoninus geehrt werde. Der Sohn hiefs also auch Atilius Titianus wie der Vater (wohl unzweifelhaft der Konsul des Jahres 127 n. 1085, wie auch Klebs vermutet), dessen Empörung nach Nicole wahrscheinlich die in Ägypten ist, welche die Vita 5, 5 erwähnt. Die Angabe über den Aufstand und seine Bestrafung wird demnach künftig unter n. 1085 unterzubringen sein, während der Sohn n. 1091 erhält. — Mehrere Nachträge der Herausgeber der Prosopographie haben übrigens bereits die neuesten Lieferungen der Realencyklopädie von Pauly-Wissowa geliefert, die also bis auf weiteres neben ihr noch einzusehen sind.

[1]) Z. B. darin, dafs Klebs die neuere Litteratur sparsamer zitiert als Dessau, dafs der Stammbaum des Julius Bassianus sowohl im ersten Band (p. 196) als im zweiten (p. 171) mitgeteilt wird.

[2]) II p. 51 wird angegeben, dafs der Biograph in der Vita Pii 8, 8 wahrscheinlich geschrieben habe 'Cornelius Repentinus et Furius Victorinus — praefecti praetorio facti a Pio' (statt 'Fabius Rep. et Corn. Victorinus') mit dem Zusatz: 'cf. Borghesi mem. dell' Inst. 2 p. 288 (in epistola non recepta in opera eius)'; der Brief, in dem jene Änderung vorgeschlagen wird, steht aber unter seinen Briefen in den Werken VI p. 190. — II p. 413 wird allein die Vermutung desselben Gelehrten erwähnt, dafs in der Vita Clod. Alb. 2, 3 (M.) Nonius Macrinus gemeint sei (anstatt des Nonius Murcus der Überlieferung); sie stammt jedoch aus einem Brief des Jahres 1817 (Oeuvr. VI 65), 36 Jahre später (in den Annali von 1853, Oeuvr. V p. 407) hat er Nonius Macer vorgezogen. In der Liste der von dem Kaiser Septimius Severus getöteten 41 vornehmen Römer Vit. Seu. 13 sind mit dem Nomen gentile und dem Cognomen 38 benannt worden; eine Ausnahme machen nur Antoninus Balbus, wofür Klebs (I p. 94, A n. 648) Antonius Balbus einsetzt (wie übrigens schon De Vit im Onomast. I p. 347), Marcus Asellio, richtiger Marcius Asellio nach O. Hirschfeld in den Wiener Stud. VI S. 124 und Klebs I p. 158, A n. 997 (von Dessau im zweiten Bande ausgelassen) und L. Stilo, was Hirschfeld a. O. in Ael. Stilo verändert hat und Klebs hätte erwähnen sollen.

Digitized by Google

ich mich auch anders entschieden haben[1]). Sehr dankenswert wäre es endlich gewesen, den barbarischen Namen, nachdem sie einmal Eingang erhalten haben, eine Erklärung oder den Versuch einer solchen beizufügen, z. B. I p. 10 dem Adgandestrius bei Tacitus (n. 83), dem Adiatorix, dem Sohne des galatischen Vierfürsten Domnecleus, bei Strabo (n. 84), dem Adminius, dem Sohne des britannischen Königs Cunobellinus, bei Sueton (n. 85); der Verweis auf die betreffende Litteratur, wie bei Arminius (n. 874, I p. 135) und sonst, giebt denen, die nicht über eine grofse Bibliothek verfügen, einen Stein statt Brot. Der Index zu Mommsens Jordanisausgabe hat durch Müllenhoffs Beiträge einen ganz besonderen Wert erhalten.

Doch genug der Kleinigkeiten. Im allgemeinen wird unzweifelhaft bei jedem, der das Buch in die Hand nimmt und benutzt, das Gefühl grofsen Dankes das herrschende sein.

Denn wer sich je mit Feststellung von Persönlichkeiten der römischen Kaiserzeit zu beschäftigen gehabt hat, der kennt die Mühe, die es kostete, um die von Schriftstellern genannten auf Steinen wiederzufinden; es genügte nicht einmal das Wälzen der Bände des Corpus und seiner Supplemente, um die Sache zu erschöpfen oder versichern zu können, dafs der Name auf Inschriften nicht vorkomme. De Vits Onomasticon ist wenig vollständig und kritiklos aus oft veralteten Texten zusammengestoppelt. Vielfach hatte der Wunsch der Identifizierung und des Nachweises von Verwandtschaft auch in das Reich von nicht hinlänglich begründeten Vermutungen hineingeführt, die gleichwohl teils wegen der Autorität des Urhebers teils wegen der Schwierigkeit der Nachprüfung der weit zerstreuten epigraphischen Litteratur für einen Nichtspezialisten als Thatsachen übernommen und weiter getragen wurden. Zwar hatte Nipperdey durch Ausnutzung der Forschungen Borghesis die Namen in den Annalen des Tacitus anderweitig nachgewiesen; für den jüngeren Plinius ist Mommsens Index in Keils gröfserer Ausgabe von hoher Bedeutung, Henzen hat in dem zu seiner Veröffentlichung der Arvalakten alles, was er über die in ihnen genannten Persönlichkeiten gesammelt hatte, vorgelegt; ich will auch trotz ihrer Unvollkommenheit Joseph Kleins Fasti consulares erwähnen. Sonst aber mufste man sich auf diesem Gebiet den Weg selbst suchen, verlor viel Zeit und ging immer noch oft in der Irre. Jetzt stehen wir endlich auf einem festen und sicheren Boden für weitere Untersuchungen, und zugleich hat die Beherrschung des vollständigen Materials und eine rein sachliche Prüfung uns von zahlreichen Irrtümern befreit und manches Kartenhaus umgeworfen, das man schon als zuverlässigen Unterbau für weitere Kombinationen angesehen hatte. Ich verweise beispielsweise auf das für die Geschichte der Christen-

[1]) Warum Dessau den Mörder des Commodus Eglectus genannt hat (II 32 n. 7), sehe ich nicht recht; auf Steinen steht einmal (CIL VI 1608) so, auch auf einem griechischen (CIG III 4105) *Ἐγλ.*, dagegen aber lesen wir auf andern griechischen *Ἔκλεκτος* (III 6224) und *Ἐκλέκτη* (III 6579), ebenso durchweg in den griechischen Schriftstellern und bei den Lateinern in den Handschriften Electus, Eiectus, Eclectus (auch Ecloge bei Sueton Nero 10), nirgends ein g.

Digitized by Google

verfolgungen wichtige Prokonsulat des Minucius, welches nach II p. 379 f. (n. 441) nicht in die Zeit des Valerian und Gallien, sondern in die des Septimius Severus, in die Jahre 198—209 gehört.

Die leichte Übersicht über die Gesamtheit der Überlieferung und die bequeme Kontrole der handschriftlichen durch die der Steine gewährt uns ferner die Möglichkeit, schärfer als bisher zwischen Fehlern und Flüchtigkeiten der Autoren und Verderbnissen in den Handschriften zu unterscheiden. Die Rhetoren hatten im allgemeinen Sorgfalt und Genauigkeit in den historischen Angaben nicht aufkommen lassen oder unterdrückt[1]); gar die Umständlichkeit der römischen Benennung war ihnen überhaupt und besonders den Griechen zuwider. Für die Umschreibung ins Griechische fehlte es an bestimmten Grundsätzen, und bei dem häufigen Gebrauch dieser Sprache unter den Gebildeten rifs das Schwanken auch auf italischem Boden ein und richtete eine Verwirrung an, die nicht einmal die Namen der Kaiser verschonte. Der orientalische Knabe, der in den Jahren 218—222 auf dem römischen Thron safs, war der Sohn des S. Varius Marcellus, führte selbst den Beinamen Avitus und hiefs als Kaiser M. Aurelius Antoninus (I p. 194 ff. A n. 1204); als Priester des Gottes Elagabalus aber wurde er auch selbst so genannt, und da man in jenem den Sonnengott wiederfand, so wurde der Name in Heliogabalus umgeformt und dieser dem Kaiser von der Historia Augusta, Aurelius Victor und der Kaiserepitome beigelegt, oft so, dafs die verschiedenen Arten der Benennung Varius Avitus als Privatmann, M. Aurelius Antoninus als Kaiser damit zusammengeworfen wurden: Heliogabalus Bassianus Varius, M. Antoninus Hel., Varius Hel. Ähnlich ist es dem L. Ceionius Commodus, der als Adoptivsohn des Hadrian L. Aelius hiefs, in der Historia Augusta ergangen; mit einer Ausnahme (Vit. 2, 1, wo 'elius' überliefert wird) ist an Stelle des Aelius getreten Helius, wie auch in anderen Namen, Helius Cordus und Helius Maurus, doch wohl unter dem Einflufs der Griechen und infolge der verkehrten Identifizierung von Aelius mit dem auch in Rom unter den Freigelassenen gebräuchlichen Namen Helius (I p. 327, C n. 503). Das Cognomen Diadumenianus des Cäsar Opellius, den Dio und Herodian richtig benennen, haben sogar sämtliche lateinische Schriftsteller in Diadumenus abgeändert (II 433, O n. 70); die kürzere Form war ihnen auch in diesem Fall von Freigelassenen geläufig (II p. 9). Zuweilen nahmen auch die Griechen andere Namen zur Bezeichnung eines Kaisers als die Lateiner. Der Kaiser M. Clodius Pupienus Maximus hiefs bei jenen der Kürze wegen Maximos und wird so meist auf ihren Münzen und bei Herodian, Dexippos, Zosimos, Zonaras genannt; die römischen dagegen bevorzugen das andere Cognomen Pupienus (oder -nius), selten verbinden sie es mit Maximus, und Aurelius Victor, Eutrop, die Kaiserepitome und andere kennen nur einen Kaiser Clodius Pupienus. Als daher Capitolinus die griechische Überlieferung in Herodian mit der römischen zusammenarbeitete, hat er Maximos und Pupienus als verschiedene Kaiser be-

[1]) S. hierüber des Berichterstatters 'Geschichtl. Litter. d. röm. Kaiserzeit' II S. 287 ff.

Digitized by Google

trachtet und ist erst sehr spät zu der Einsicht gelangt, dafs sie eins seien (I p. 418, C n. 929). Sodann gab die häufige Gleichheit des Namens von Vater und Sohn Anlafs zur Verwechselung; bei dem Sohn des eben erwähnten L. Aelius, dem Mitregenten des Mark Aurel, half man sich, indem man das Cognomen Verus bevorzugte und es entweder allein oder mit dem Vornamen Lucius brauchte (den letzteren aber auch allein); gleichwohl verursacht die Unterscheidung Schwächlingen viel Kopfzerbrechen (I p. 328 f., C n. 504). Andrerseits hat man Vater und Sohn mit dem gleichen Namen fälschlich versehen. Der Sohn des ersten Barbaren auf dem römischen Kaiserthron, des C. Iulius Verus, hiefs nach den Inschriften, Münzen und einem ägyptischen Papyrus nicht Maximinus, wie der Vater, sondern Maximus, bei den lateinischen Schriftstellern aber, soweit sie ihn überhaupt benennen, ebenso, und dieser Irrtum zieht sich durch die gesamte Biographie des Capitolinus hindurch. Wenn dergleichen aber bei den Trägern des Purpurs vorkommen konnte, so liegt es auf der Hand, wie sorglos man bei den Namen der Unterthanen zu verfahren pflegte.

Sobald gar ein Name aus dem Kreis der üblichen heraustrat, bekümmerten sich die Schriftsteller wenig um die genaue Form und schrieben ihn nach dem Gehör oder einer flüchtigen Lesung der Vorlage. Das Cognomen Timesi- oder Timisitheus des verdienstvollen prätorischen Präfekten und Schwiegervaters des dritten Gordianus C. Furius Sabinius Aquila hat Capitolinus zu Misitheus verstümmelt, Zosimos zu Timesikles, Zonaras zu Timesokles (II 100 f., n. 405). Noch willkürlicher ist mit den orientalischen Namen umgesprungen worden.

Viel Verderbnis haben unstreitig die Abschreiber verschuldet. Das cilicische Volk der Cietae ist im Mediceus des Tacitus wirklich an einer Stelle (ann. VI 41) so überliefert und nur an der anderen (XII 55) steht in ihm fälschlich das in den Text aufgenommene Clitae (I p. 127, n. 831); ebenso wenig ist der Lagerpräfekt Mennius (anstatt M'Ennius) ann. I 38 auf Rechnung des Geschichtschreibers zu setzen (II p. 35, E n. 45), der prätorische Ebuntianus (statt Aebutianus) oder der Konsul Aemilius Iunctus (statt Iuncus) auf die des Verfassers der Vita des Commodus (6, 12; s. I p. 11, n. 89, Borghesi Oeuvr. X p. 69, Vit. 4, 11, s. I p. 28, n. 234); in diesen Fällen ist die handschriftliche Lesart überhaupt kein römischer Name.

Im allgemeinen hängt natürlich die Frage, ob die Fehler dem Autor oder seinen Abschreibern zuzuschieben sind, von dem Grade der Sorgfalt des ersteren ab und auch von der Beschaffenheit seiner Überlieferung. Unsere Prosopographie bietet uns für dieses Urteil sichere Anhaltspunkte. Zuverlässigkeit können die beiden Aristokraten Tacitus und Dio in Anspruch nehmen, ingleichen der Antiquar Sueton, wenn auch nicht unbedingte; sie schwindet, je mehr sich der Historiker durch die Rhetorik gefangen nehmen läfst. Herodian und die rhetorischen unter den Scriptores historiae Augustae, Capitolinus in seiner späteren Periode, Trebellius Pollio und Vopiscus, verdienen sogar in allem Thatsächlichen nur geringen Glauben. Auch an dem Ruf 'alter, echter

Digitized by Google

Gelehrsamkeit', dessen sich bisher die Scholien zu Juvenal im Pithoeanus und Sangallensis erfreut haben, ist von Klebs und Dessau stark gerüttelt worden; nicht einmal der Vorwurf der Erfindung wird ihnen künftig erspart bleiben können; ihre Angaben über Acilius Glabrio (n. 53, I p. 7), über Domitius (n. 101, II p. 16), über Cn. Domitius Corbulo (n. 123, II p. 21), über den Mimen Latinus (n. 83, II p. 267) sind irrtümlich oder falsch.

Daraus ergiebt sich die äufserste Vorsicht für die Textesgestaltung. Macrobius erzählt z. B. in den Saturnalien (VII 3, 15) von einem römischen Beamten 'Lucius Quintus' eine Anekdote, die aus Plutarchs Tischgesprächen (II 1, 5) entlehnt ist, in denen er aber *Κύητος*, d. h. Quietus, heifst. Trotzdem darf man diesen Namen nicht in den Text des Macrobius einsetzen. Plutarch erwähnt ihn nämlich noch zweimal (de sera num. vind. c. 1 und de frat. am. c. 1), aber das eine Mal hat die Überlieferung ihn in *Κύνιος*, das andere Mal in *Κύιντος* entstellt; darüber ist also kein Zweifel, dafs in des Macrobius Handschrift der Tischgespräche *Κύιντος* gestanden hat, nur darüber, ob 'Lucius' von Abschreibern interpoliert ist oder ob Macrobius *Κυίντιος* gelesen und dann einen beliebigen Vornamen hinzugefügt hat; denn jener hochangesehene Freund des Plutarch hiefs Titus Avidius Quietus (n. 1172, I p. 189 nach Patzigs Quaest. Plut. p. 48).

Die Steine und Münzen sind also für uns von aufserordentlichem Werte für die Vervollständigung der Namen und die Feststellung ihrer Träger sowie zur Beurteilung der Glaubwürdigkeit der Schriftsteller; sie ermöglichen uns ferner viele streitige Punkte in der Chronologie zu erledigen, welche durch die Rhetorik stark verwirrt worden ist; sie ergänzen die Stadtgeschichte, über deren Grenzen die Geschichtschreibung nur in der Kriegsführung hinausreicht, und führen uns in das Leben der Provinzen ein; einen tieferen Einblick in die Kultur, in die verschiedenen Gebiete der Reichs- und Staatsverfassung und in die einzelnen Perioden ihrer Entwicklung, in das Heer- und Religionswesen erhalten wir fast nur durch sie. So epochemachende Werke wie Friedländers Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms und Mommsens fünfter Band haben ihren Stoff zu einem grofsen Teil von ihnen abgelesen, und ihre Besonderheit beruht recht eigentlich auf ihnen. Also ich bin voll durchdrungen von der Überzeugung ihres hohen Wertes und erkenne uneingeschränkt an, dafs mit ihrer Ausnutzung eine neue Periode in der Erkenntnis des Lebens der alten Völker anhebt.

Doch aber redet aus diesen Monumenten nur selten der Geist der auf ihnen genannten Männer und Frauen, und gerade der der hochgestellten am wenigsten; kleine und dunkle, oft nicht einmal namhaft gemachte Existenzen lernen wir weit gründlicher kennen; die Buechelersche Anthologie entrollt uns von solchen ein überaus reiches und mannigfaltiges Bild und hält das Interesse in steter Spannung. Von jenen sehen wir nur starre, steinerne Gestalten vor uns, kein Leben, Werden und Vergehn; wir erfahren, welche Ämter und Auszeichnungen sie erreicht, aber nicht, was sie erstrebt und verfehlt haben. Gewifs sind die Charakterzeichnungen der Historiker infolge parteilicher Be-

Digitized by Google

schränktheit oft einseitig und gefärbt, infolge der Rhetorik oberflächlich und schablonenhaft, aber wenn wir ihr 'Mafs' kennen und danach abziehen, bleibt uns für die Erkenntnis der handelnden Personen immer noch mehr übrig, als uns die Monumente gewähren können.

Es kommt hinzu, dafs abgesehen von der unvermeidlichen Nennung in den Fasten und bei Jahresbezeichnungen die aus dem Reich des Geistes bekannten Männer, selbst solche, die im Staate eine hohe Stellung eingenommen haben, auf den Monumenten uns selten begegnen. Mäcenas erscheint nur auf Inschriften seiner Freigelassenen (n. 30, II p. 315), Asinius Pollio aufser auf den Triumphalakten nur in einem Senatsbeschlufs als bei der Abfassung des Protokolls beteiligt (n. 1025, I p. 163), der Philosoph Seneca (n. 458, I p. 59), Cluvius Rufus (n. 958, I p. 426), der Jurist Domitius Ulpianus (n. 146, II p. 24), Cassius Dio (n. 419, I p. 313) nirgends; die Stoiker scheinen sich überhaupt vornehm zurückgehalten zu haben; es schweigen die Steine von P. Clodius Thrasea Paetus (n. 938, I p. 423) und den beiden Helvidius Priscus (n. 37 f. II p. 129 f.). Ferner fehlen auf ihnen sonst viel gerühmte Feldherrn, Antonius Felix (n. 659, I p. 95, wenn überhaupt, dann nur genannt als Ahne eines Urenkels), Flavius Sabinus, der ältere Bruder des Vespasian (n. 231, II p. 73, nur vermutungsweise wird eine verstümmelte Inschrift auf ihn bezogen), Hordeonius Flaccus (n. 146, II p. 147), Iulius Agricola (n. 84, II p. 161), Lucius Quietus (n. 325, II p. 308) u. A., allmächtige Freigelassene, Eclectus (n. 7), Epaphroditus (n. 51), Licinus (n. 193), Narcissus (n. 18, nur auf zwei Bleiröhren). Dagegen treten wieder auf zahlreichen Steinen Namen auf, welche von den Schriftstellern entweder gar nicht oder nur gelegentlich erwähnt werden; selbst in den kaiserlichen Familien steht die Nennung auf Inschriften oft aufser Verhältnis zu der Bedeutung und Dauer der Regierung. Oft hat natürlich der Zufall sein Spiel getrieben; der eitle C. Cornelius Gallus errichtete sich in ganz Ägypten Statuen und grub seine Thaten in die Pyramiden ein, und von dieser gesamten Betriebsamkeit sind nur zwei oder gar nur eine Spur übrig geblieben (n. 1111, I p. 448). Sonst aber ist hierbei dem Streben, sich auf diese Weise unsterblich zu machen, eine entscheidende Rolle zugefallen. Es wurde schon im Altertum bespöttelt; Trajan hiefs deshalb der Mauerpfeffer und wurde noch von Constantin so genannt (Ammian. 27, 3, 8, Epit. 41, 13). Indes einen gewissen Erfolg hat es sichtlich erzielt, und es stimmt sehr gut zu dem Charakter des Cn. Domitius Corbulo, dessen Neigung, sich in das gebührende Licht zu setzen, Tacitus bei aller Anerkennung wiederholt scharf hervorhebt, dafs von ihm noch mehrere Inschriften zeugen (n. 123, II p. 20 f.)[1]). Er hat dies Gebaren mit dem Tode gebüfst; andere treibende Elemente haben sich vorsichtiger zurückgehalten und sind — mit Ausnahme der Freigelassenen am Hofe — erst durch die Litteratur zu ihrem Rechte gebracht worden. Die Schriftsteller selbst haben fast durchgängig auf die Dauer der Werke ihres Geistes gröfseres Vertrauen gesetzt. Feder und Meifsel führen

[1]) Auch eine Büste von ihm ist auf uns gekommen; Bernouilli Röm. Ikonogr. I S. 271 ff.

Digitized by Google

also nur selten sich berührende Kreise von Persönlichkeiten vor die Augen, und die Überlieferung durch Steine weist weit klaffende Lücken auf.

Wir dürfen ferner nicht vergessen, dafs zwar im ganzen die letztere uns die Namen zuverlässiger und namentlich vollständiger nennt, aber doch Fehler auch in ihr sich finden, die nicht immer von den Steinmetzen herrühren. Der Sohn des Maximinus Thrax heifst auch auf einer hessischen Inschrift (Henzen 5526) wie der Vater (s. oben S. 41), L. Aelius auf einer mauretanischen Imperator, was er nicht war (C 503, I p. 326), ebenso fälschlich auf einer Metzer sowie auf einer alexandrinischen Münze der Sohn des Kaisers Pertinax (H 50, II p. 133); Drusus Julius Cäsar, der Sohn des Tiberius, führt auf einem Stein von Lebadea mit dem Vater das Cognomen Germanicus, das sie nicht besessen haben (I n. 144, II p. 176 f.) u. s. w. Es mufs hinsichtlich der Glaubwürdigkeit auch bei den Inschriften geschieden werden; die offiziellen verdienen gröfsere als die privaten; unter jenen wieder nimmt sie ab, je weiter sich der Herstellungsort von Rom entfernt. Münzen wurden in den Provinzen geschlagen, ehe noch die Namen der Kaiser genau bekannt waren (s. des Berichterstatters Buch 'Die Script. hist. Aug.' S. 150 f.). In späterer Zeit richtete namentlich die Sitte, sie nur mit einem Namen zu bezeichnen, Verwirrung an; die Gleichgültigkeit gegen die übrigen liefs diese überhaupt vergessen; dem Kaiser Marcus Diocletianus wird auf Inschriften und Münzen oft der Vorname Gaius gegeben (s. a. O.). Nur so war es möglich, den Kaiser Flavius Constantius in die Familie des berühmten Gotenbesiegers M. Aurelius Claudius auch auf Inschriften hineinzuschwärzen (s. a. O. S. 10 ff.).

Zu einem so vorzüglichen und unentbehrlichen Hilfsmittel ist daher unser Unternehmen erst dadurch geworden, dafs auf die Sammlung der Namen bei Schriftstellern und ihre kritische Feststellung nicht weniger Fleifs und Scharfsinn verwandt worden ist wie auf die Inschriften und Münzen. Die Arbeit, die es gekostet hat, Widersprüche zu erklären und auszugleichen, fehlende Glieder in der Kette der Überlieferung zu ergänzen, tritt selten zu Tage; hin und wieder hat Klebs in Anmerkungen kurze Begründungen eingeschaltet, für gewöhnlich sind die Ergebnisse der Studien in wenig Worte zusammengedrängt. Dieselben beziehen sich natürlich zunächst auf die Zuweisung der einzelnen Nachrichten an bestimmte Persönlichkeiten, ihre zuverlässige Benennung und die saubere Klarlegung der Verwandtschaftsverhältnisse. So wird namentlich in die des Kaisers Valerian Ordnung gebracht. Er selbst hiefs P. Licinius Valerianus (n. 178, II p. 286), sein einer Sohn (Lic.) Valerianus, der andere, der spätere Kaiser, P. Lic. Egnatius Gallienus; wenigstens wollte er sich so genannt wissen, während auf den meisten Inschriften und Münzen Egnatius fehlt, auf einem ägyptischen Papyrus des Jahres 255 und auf alexandrinischen Münzen dafür Valerianus steht (n. 135, II p. 278); die beiden Söhne von diesem führten die Namen P. Lic. Cornelius Valerianus (n. 124, p. 273 ff.) und P. Lic. Corn. Saloninus (n. 123, p. 272 f.); indes wurde auch dem ersteren das Cognomen Saloninus beigelegt, auf das er als Sohn seiner Mutter Cornelia Salonina Anspruch hatte, und dem jüngeren wieder

Digitized by Google

dieses nicht immer und dafür Valerianus. Durch dies Labyrinth hat uns Dessau den Weg gezeigt, obwohl auch er sich nicht über alle Inschriften und Münzen sicher fühlt; die Schriftsteller reden hin und her und wissen sich keinen Rat. Oder um in eine lichtere Zeit den Blick zu wenden, so haben wir nun das gesamte Material über die beiden Octaviae übersichtlich vor uns. Borghesi (Oeuvr. V p. 139 f.) gebührt das Verdienst, die Beziehungen der Atia maior, der Tochter der Schwester des Diktators Cäsar geordnet zu haben; darauf wird nun weiter gebaut, und so wissen wir mit ziemlicher Sicherheit (O n. 44 und 45, II p. 429 ff., s. auch II S. 338 und Klebs bei Pauly-Wissowa II S. 2257 f.), dafs ihr erster Gemahl C. Octavius zuerst verheiratet war mit Ancharia, die ihm die ältere Octavia (maior) gebar, die Mutter eines Sex. Appuleius, Kons. im Jahre 29 v. Chr. (A 777, I p. 118); dann also nahm er diese Atia zur Frau und wurde durch sie Vater einer zweiten Octavia (minor) und danach des Kaisers Augustus; diese zweite Octavia, eine hochherzige und feingebildete Frau, ist es, die ihrem ersten Gemahl C. Marcellus (Kons. im Jahre 54 v. Chr.) zwei Töchter und einen Sohn, den von den Dichtern so gefeierten und früh gestorbenen Claudius Marcellus, den Schwiegersohn des Kaisers, schenkte, dem zweiten, dem Triumvirn M. Antonius, wieder zwei Töchter, die Antonia maior, die Grofsmutter des Kaisers Nero (A 706, I p. 106, dies war nicht die jüngere Schwester, wie Tacitus ann. IV 44 und XII 64 irrtümlich annimmt), und die Antonia minor, die Gemahlin des älteren Drusus, des Bruders des Tiberius, die Mutter des Germanicus und Claudius und Grofsmutter des Caligula (A n. 707, I p. 106 f.). Aus der zweiten Ehe der Atia mit L. Marcius Philippus, Kons. im J. 56 v. Chr., kennen wir keine Kinder; die uns aus Ovid bekannte Marcia (s. Anhang zu meiner Ausg. v. Ovids Fasten S. 105 f.) war die Tochter des gleichnamigen Sohnes dieses Philippus, des Kons. im J. 38 v. Chr., der mit einer jüngeren Schwester dieser Atia, der Atia minor, verheiratet war (M n. 173, II p. 338).

Reicher Ertrag ist ferner für die Chronologie erwachsen. Man möchte annehmen, dafs wenigstens die Hauptdaten aus dem Leben der Kaiser mit voller Sicherheit überliefert wären; indes auch sie schwanken, und selbst der fleifsige und umsichtige Clinton hat sich in dem Wirrwarr, das teils die allgemeine Sorglosigkeit, teils das rhetorische Vermeiden genauer Angaben, teils bewufste Fälschung verschuldet haben, nicht überall zurechtgefunden. Nach Vollendung der Prosopographie wird für die meisten ein genaues Verzeichnis der Regierungszeiten gegeben und für die übrige Geschichte ein zuverlässiges Gerüst aufgestellt werden können. Ich begnüge mich jetzt mit einigen Hinweisen. In der Überlieferung der nach dem Tode des Alexander Severus sich rasch ablösenden Kaiser hatte schon Eckhel (Doctr. num. VII 293) aufgeräumt; indes stand er noch unter dem Bann der Daten in den Urkunden der Historia Augusta. Nachdem wir uns von diesen losgesagt (s. 'Die Scr. hist. A.' S. 227 f.) und in der Datierung der Constitutiones des Codex Iustinianus zwischen den Angaben Haloanders und denen der Handschriften zu unterscheiden gelernt haben (Eckhel hatte sie völlig über Bord geworfen, s. Seeck, Rh. M. XLI

Digitized by Google

S. 161 ff.), betrachtet Klebs (I p. 96 ff.) folgende Zeittafel als zuverlässig, die zu weit gehende Vermutungen fern hält:

Seit März 235 Maximinus Kaiser.

238: im Februar Erhebung des Gordianus I (M. Antonius Gordianus als Privatmannn, M. Ant. G. Sempronianus Romanus Africanus als Kaiser, geboren ca. 159, einmal unter Caracalla Konsul, später Prokonsul in Afrika) und seines Sohnes Gordianus II (mit denselben Namen wie der Vater, geb. ca. 192) auf den Thron in Afrika;

— Ende Februar oder Anfang März ihre Niederwerfung und ihr Tod nach dreiwöchentlicher Regierung (16. März bis 6. April Seeck a. O.);

— Ende März (oder kurz nachher) Tod des Maximinus vor Aquileia (17. Juni Seeck) und Erhebung des Maximus und Balbinus auf den Thron, Ernennung des dritten Gordianus (Enkel des ersten, Sohn einer Tochter, geb. 225) zum Cäsar (bezeugt ist er als Cäsar für den 10. Mai);

— Mitte Juni Ermordung des Maximus und Balbinus (nach einer dreimonatlichen oder wenig längeren Regierung); Gordianus III alleiniger Augustus (als solcher bezeugt für den 24. Juni) bis Anfang des Jahres 244.

Die Chronologie der unruhigen letzten zehn Jahre vor dem Regierungsantritt des Diocletian ist namentlich durch das sechs- bis siebenmonatliche Interregnum, welches Vopiscus und die Epitome zwischen Aurelian und Tacitus einschieben, gestört worden. So lange hat es keinesfalls gedauert und die Zeit wird folgendermafsen einzuteilen sein:

(M. Claudius) Tacitus (n. 822, I p. 401) regiert (wahrscheinlich) seit September 275 sechs bis sieben Monate, sein Halbbruder (M. Annius) Florianus (n. 488, I p. 64 f.) seit Frühjahr 276 etwas mehr als zwei Monate;

(M. Aurelius) Probus (n. 1288, I p. 213) Kaiser 276 bis in den Herbst 282 (so richtig I p. 199, die Zahl 281 auf S. 214 ist ein Druckfehler);

(M. Aurelius) Carus (n. 1223, I p. 198) Kaiser Mitte 282—283;

(M. Aurelius) Carinus (n. 1221, I p. 198) Kaiser Mitte 283 bis in den Sommer 285 und mit ihm

(M. Aurelius) Numerius Numerianus (n. 1282, I p. 211) bis in das zweite Semester des Jahres 284; den 17. November 284 als Tag des Beginns der Herrschaft des Diocletian mit Seeck (Untergang der ant. Welt I S. 409) anzunehmen ist Klebs geneigt.

Auch die Geburtszeit der Angehörigen des kaiserlichen Hauses wird vielfach richtiger oder genauer bestimmt, z. B. die des Titus auf den 30. Dezember des Jahres 39 gelegt, nicht 41, wie noch Schiller, Röm. Kaisergesch. I S. 518, angiebt (F 264, II p. 79), die des Britannicus mit Wahrscheinlichkeit auf den 12./13. Februar des Jahres 41; Sueton (Claud. 27) widerspricht sich hier, indem er ihn 'vicesimo imperii die' des Claudius (d. h. 41) und während seines zweiten Konsulats (d. h. 42) geboren sein läfst (n. 666, I p. 361).

Unter den Männern der Litteratur ist vor allem T. Claudius Atticus Herodes (101/2—177) auf Inschriften vertreten; viele hatte er selbst verfafst

Digitized by Google

oder einer seiner Familienangehörigen, andere waren dem als eitel bekannten und auf Äufseres bedachten reichen Gönner von Gemeinden, Freunden, Schmeichlern gewidmet worden; er macht eine Ausnahme von der vornehmeren Haltung der übrigen und ist unter ihnen der 'Mauerpfeffer'. Nachdem der gelehrte Epigraphiker K. Keil in Paulys Realencyklopädie I² S. 2096—2104 den gesamten damals zugänglichen Bestand von Inschriften verwertet hat, beschäftigt sich mit ihm Klebs I p. 353—360 (C 655), indem er namentlich die auf den gleichnamigen Vater (n. 654), den Redner und die Söhne Ti. Claudius Atilius Bradua Regillus Att. (oder M. Atilius Att. Br. Reg., n. 640, I p. 348), den Konsul des Jahres 185, und den als Kind gestorbenen L. Cl. Vibullius Reg. Herodes (n. 833, I p. 403, nur aus Inschriften bekannt) bezüglichen Zeugnisse sorgfältig scheidet und die Alcia, die Keil zur ersten Gemahlin des Redners (vor Annia Regilla) gemacht hatte (a. O. S. 2102), als die früh verstorbene Tochter (Marcia Claudia Alcia Athenais Gavidia Latiaria) erweist (mit Th. Heyse und Dittenberger, M 191, II p. 341); Beachtung verdient auch der Versuch, den Streit des Herodes mit den beiden Quintiliern, dem Legaten von Achaia und dem Prokonsul, über den Philostratos berichtet, mit dem in dem Briefwechsel des Fronto und Mark Aurel berührten in Verbindung zu bringen (p. 357 f.). Von anderen Litteraten hat namentlich der Arzt Galenos eine eingehende Behandlung erfahren (C 701, I p. 374—380), eine Ergänzung der Aufsätze von J. Ilberg über seine Schriftstellerei (Rh. M. 44 S. 207 ff., 47 S. 489 ff., 51 S. 165 ff. und 53 S. 1 ff.). Inschriften zeugen nicht von ihm, auch von den Lateinern erwähnen ihn nur zwei späte (Rufinus und Isidorus), desto häufiger die Griechen, aus denen Klebs, der überhaupt den Schriftstellern gröfseres Interesse zugewandt hat als sein Mitarbeiter, etwa 250 Stellen zusammengetragen hat, um durch sie und die Angaben des Galenos selbst die Hauptdaten aus seinem Leben zu ermitteln; die bisher geltenden stammten alle aus einer Abhandlung von Labbeus (im Jahre 1660), die nach dem Urteil von Klebs auch Clinton wiederholt hat. Über sein Geburtsjahr (128/9) und seinen zweiten Aufenthalt in Rom, den eine Berufung der beiden Kaiser Mark Aurel und Verus nach Aquileia veranlafst hatte, um der Pestgefahr zu begegnen, nach dem Tode des Verus (Jan. 169) bis zu seinem eigenen im Jahre 198 oder 199 war man im ganzen einig; den ersten Aufenthalt aber hatte Labbeus auf die Jahre 164—168 verlegt, während jetzt Klebs (p. 377) ihn im Jahre 162 nach Rom kommen, dort 163—165 bleiben und zu Ende des letzten Jahres oder Anfang des folgenden in seine Heimat Pergamum zurückkehren läfst. An anderen Stellen hat eine vorurteilsfreie Übersicht über die alten Zeugnisse zur Ablehnung neuerer Vermutungen geführt, z. B. bei dem Rhetor P. Aelius Aristides Theodorus (n. 859, I p. 131); der Versuch Waddingtons, über sein Leben Genaueres zu bestimmen, scheint Klebs mit Recht ebenso unsicher wie der von Schmid gewaltsam zu sein; auch bei Apollonius von Tyana, dem Helden des 'Romans' des Philostratos, werden die Grenzen unseres Wissens enger gezogen (n. 750, I p. 112 ff.).

Fragen wir endlich, in welchem Abschnitt der römischen Kaisergeschichte

Digitized by Google

die Steine und Münzen die wertvollste Ausbeute für die Feststellung der geschichtlichen Thatsachen liefern, so möchte ich von den drei Jahrhunderten, die unser Werk umfaſst, die zweite Hälfte des letzten an erster Stelle nennen. Nicht als ob sie an sich die reichste wäre; sie ist vielmehr im Verhältnis zu den übrigen Abschnitten dürftig; in jener Periode des Niedergangs des Reiches unter Gallienus, in der es an einem einheitlichen festen Willen fehlte und nur die ihren eigenen Weg einschlagende Energie einzelner Feldherrn die Grenzen gegen das mächtige Andringen der Germanen und Perser behauptete, lag das gesamte Leben so darnieder, daſs selbst die kunstlosen Äuſserungen auf dem Stein zurückgehen. Noch schwerer wurde naturgemäſs die schriftstellerische Thätigkeit getroffen, und als Diocletian und Constantin auch auf diesem Gebiet eine neue Zeit heraufzuführen sich bemühten, war die Verbindung mit den guten Traditionen abgerissen; die unter dem Deckmantel der Rhetorik groſsgezogene Miſsachtung der Wahrheit vergiftete die geschichtlichen Aufzeichnungen, und so flieſst ihre Quelle für das vorausgegangene halbe Jahrhundert ganz besonders dünn und trüb, sogar für die eine Zeit lang im gesamten Reich anerkannten Kaiser. Mit der vorsichtigsten Skepsis müssen wir die Geschichte derjenigen Feldherrn verfolgen, die in den Grenzländern aus verschiedenen Gründen sich selbständig machten und teils von Gallienus selbst, teils von Claudius und Aurelianus niedergeworfen wurden. Die Überlieferung unglücklicher Empörer ist an und für sich am meisten der Verdunkelung ausgesetzt, in diesem Falle aber faſste ein jedes Wahrheitssinnes barer Schmeichler, Trebellius Pollio, den Plan, zu Ehren des Claudius, eines angeblichen Vorfahren des gefeierten Constantius, seinen Vorgänger Gallienus mit allen möglichen Vorwürfen zu brandmarken und durch Biographien von 'Dreiſsig Tyrannen', d. h. nach dem damaligen Sprachgebrauch Thronprätendenten, Usurpatoren, zu zeigen, wie die besten Männer im Reich sich gegen einen solchen Kaiser empören muſsten, und dadurch die Thronerhebung des Claudius zu rechtfertigen. Das Werk war zunächst nur auf 20 Tyrannen berechnet und ist erst später den 30 athenischen Tyrannen zu Gefallen auf diese Zahl erweitert worden ('Die Script. hist. Aug.' S. 37): ein solches Kunststück war aber nur möglich bei der willkürlichsten Verdrehung der Überlieferung und bei eigener Erfindung sowie bei der rhetorischen Färbung, mit der das Ganze überzogen wurde. Nachdem nämlich bis in die letzten zwei Jahrzehnte hinein Trebellius als die Grundlage für die Darstellung der Geschichte der Dreiſsig angesehen worden ist, steht es jetzt fest, daſs uns ein Trugbild getäuscht hat. Alle Thatsachen, die in auffallender Weise den Gallienus niederdrücken und den Claudius verherrlichen, dürfen wir von vornherein als verdächtig ansehen und sind auch bei den übrigen zu um so gröſserem Miſstrauen berechtigt, je rhetorischer sie eingekleidet sind. Die Griechen und die lateinischen Epitomae bieten uns nur vereinzelte Nachrichten und nennen nur wenig Empörer; zudem sind jene durch die gröbsten Fehler und Miſsverständnisse entstellt und verdienen an sich nur für die Ereignisse im Orient eine gewisse Glaubwürdigkeit. Der Boden der schriftstellerischen Überlieferung ist also hier ein ganz besonders

Digitized by Google

schlüpfriger, um so höher müssen wir die festen Punkte schätzen, die uns Steine und Münzen gewähren und Klebs und Dessau uns gezeigt haben.

Manche 'Tyrannen' verdanken überhaupt dem Streben des Trebellius, ihre Zahl möglichst zu vergröfsern, das Dasein, so der jüngere Postumus (Treb. c. 3; s. Pros. I p. 310) und Victorinus (c. 7, die auf ihn bezogenen echten Münzen gehören dem Vater), Censorinus (c. 33, s. I p. 336 f.), wahrscheinlich die beiden Söhne des Odaenathos Herennianus und Timolaus, in deren Namen ihre Mutter Zenobia regiert haben soll (c. 27. 28, s. II p. 135 und Mommsen, Röm. Gesch. V S. 436 Anm. 4), Celsus (c. 29, s. I p. 334) und, wie ich glaube, Trebellianus c. 26; an der einzigen Stelle nämlich, wo dieser Tyrann noch genannt wird, Eutr. IX 8, hat Salmasius (ad Treb. tyr. c. 10) 'Regalianus' eingesetzt (bei Paionios ist der Name ausgelassen), unzweifelhaft richtig, da vorher Illyrien als Schauplatz der Empörung angegeben war, d. h. eben der des Regalianus, während den Trebellianus des Trebellius die Isaurier an ihre Spitze berufen hatten; dessen Biographie aber ist höchst dürftig und wie die des Aemilianus (s. unten) nur durch Bemerkungen über Land und Leute zu einem gewissen Mafs erweitert; auch sein sonst völlig unbekannter Überwinder Camsisoleus erregt so wie sein Bruder Theodotus, der des Aemilianus, Argwohn, und nach allem, was wir sonst jetzt von den Schwindeleien des Trebellius kennen, die Ableitung des Namens von dem eigenen. Bei Ballista ist wenigstens die Annahme des Purpurs erfunden (c. 18, s. I p. 227), vielleicht auch bei Piso (Schiller, Gesch. der röm. Kaiserz. I S. 835).

Über die kurze Tyrannis eines Valens gab es zwei Nachrichten; nach der einen (Aur. Vict. Caes. 29, 3, Epit. 29, 5, Polem. Silv. Chron. min. I p. 521 Momms.) fiel sie in die Zeit des Decius, nach einer anderen in die des Gallienus und zwar nach Trebellius in das Jahr 261, in welchem sie durch den Versuch des Macrinus, den gefürchtetsten Heerführer zu beseitigen, veranlafst worden sein soll (Gall. 2, 2. tyr. 19). Trebellius aber macht daraus zum Zweck der Vermehrung seiner Liste zwei verschiedene Personen (c. 19 u. 20), wenn nicht gar die spätere erst von ihm erfunden ist, um die Unordnung im Reich unter Gallienus noch schwärzer zu malen (s. II p. 217, wo jedoch die Stelle aus Ammian noch hinzuzufügen ist). Ähnlich scheinen mir die Tyrannen Aemilianus c. 22 und Saturninus c. 23 nur Dupliken zu sein, der erstere eine des gewöhnlich zu den Kaisern gerechneten M. Aemilius Aemilianus, der Ende Mai oder Anfang Juni 253 in Mösien von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen und von ihnen nach wenig Monaten (September 253) wieder getötet wurde, als Valerian gegen ihn heranrückte (n. 213, I p. 25, v. Rohden bei Pauly-Wissowa I S. 545 f.); aufser der Epitome an einer auch sonst mit Trebellius übereinstimmenden und verdächtigen Stelle (c. 32, 4) kennt einen Aemilianus als Tyrannen unter Gallienus allein unser Biograph (tyr. 22. Gall. 4, 1 f. 5, 6. 9, 1), berichtet von ihm aber nur, dafs er in Ägypten vom Volke zum Kaiser gemacht und von dem Feldherrn des Gallienus Theodotus besiegt worden sei, und versteckt seine dürftige Erfindungsgabe hinter allerlei Notizen über Ägypten, um das Mafs einer Biographie auszufüllen. Noch weniger weifs er von Satur-

Digitized by Google

ninus, nicht einmal das Land, in welchem er sich zum Kaiser aufwarf; seine Tüchtigkeit ist ein allen Tyrannen unter Gallienus gemeinsamer Zug, der einzig persönliche, dafs er den Purpur, den ihm die Soldaten aufzwangen, abzulehnen suchte, ist von dem echten Saturninus, den Probus besiegte (Vopisc. Saturn. 7—11), übernommen (vgl. Treb. 22, 3 und Vop. 9, 5). Vopiscus verdankt seine Kunde nur dem Trebellius, die früher für ihn geltend gemachte Münze ist unecht (Eckhel VII p. 470, Cohen VI² p. 13).

Namentlich aber hat Trebellius die Chronologie der Tyrannen in Gallien gefälscht. Postumus hat hier nach der zuverlässigen Überlieferung die Macht zehn Jahre in der Hand gehabt und zwar bis in die Zeit des Claudius Gothicus hinein, wahrscheinlich 259—269, darauf Cornelius Ulpianus Laelianus M. Piavonius Victorinus zwei Jahre (dies auch nach einer Münze) und zwar erst, nachdem Claudius schon Kaiser geworden war, M. Aurelius Marius, endlich C. Pius Esuvius Tetricus, zu dessen Bekriegung Aurelian nach dem Sieg über Zenobia aufgebrochen ist (im Jahre 274 nach Clinton, s. C 397, I p. 309 ff. E 71 f., II 39 f.). Wie hat dies nun Trebellius zugerichtet, um diese Namen alle in sein Buch, welches programmgemäfs nur die Tyrannen unter Valerianus und Gallienus behandeln sollte, unterbringen und die Zahl 30 erreichen zu können? Zuerst schränkt er die Herrschaft des Postumus, den er fälschlich Julius nennt (tyr. 6, 6, er hiefs M. Cassianus Latinius P.), auf sieben Jahre ein (Gall. 4, 5, tyr. 3, 4. 5, 4), womit also ihr Ende noch in die Regierung des Gallienus fallen würde; bei Laelianus (den er Lollianus nennt) läfst er jede Zeit weg, Marius räumt er nur drei Tage ein (tyr. 8, 1 f., zwei übrigens auch Aurel. Vict. 33, 9 ff., Eutr. 9, 9), während er nach der Zahl der Münzen viel länger regiert haben mufs (Eckhel VII p. 454, Prosop. I p. 210); die Übernahme der Herrschaft durch Victorinus und Tetricus wird in ihren Biographien selbst nur nach den Vorgängern bestimmt, jedoch in der des Claudius (4, 4, vgl. 7, 5) bei dessen Regierungsantritt die des letzteren vorausgesetzt, seine Besiegung durch Aurelian zugestanden, so jedoch, dafs seine in Wahrheit nur zwei Jahre dauernde Tyrannis (Aur. Vict. 35, 5 in Übereinstimmung mit den Münzen) auf eine 'lange' Zeit ausgedehnt wird (tyr. 24, 2), um die Vorstellung zu erwecken, als ob er und die übrigen noch von Gallienus abgefallen seien; Victorinus wird, um Zeit zu sparen, zum Mitherrscher des Postumus gestempelt (c. 6, 1), wovon die Münzen nichts wissen (I p. 310). Auch die Chronologie und Geschichte des Aureolus hat Trebellius entstellt. Der Ruhm, ihn besiegt und in Mailand eingeschlossen zu haben gebührt nach Aurelius Victor Caes. 33, 18, der Epitome 33, 3 und Zonaras XII 25 (vgl. Zos. I 40 f.) noch dem Gallienus selbst; wenn Trebellius ihn dem Kaiser Claudius zuspricht (tyr. 11, 4 und in dem gefälschten Epigramm § 5, Claud. 5, 1), dem er sich nur ausgeliefert hat, so hat ihn die Absicht geleitet, die Thaten dieses Kaisers über Gebühr aufzubauschen, dem zu Liebe er auch das frühere Verhältnis des Aureolus zu Gallienus verwirrt hat (n. 1338, I p. 219 f., wo noch die Nennung auf dem Stein CIL Suppl. III 11999 hinzugefügt werden mufs).

Trebellius Pollio hat demnach über die Geschichte des Gallienus und

Digitized by Google

Claudius einen Schleier geworfen, der die Wahrheit uns entweder gar nicht oder getrübt oder gefälscht erkennen läfst. Wir müfsten seine Autorität überhaupt über Bord werfen, wenn nicht wenigstens einige Angaben durch die Münzen gesichert würden; z. B. erwecken die Söhne von Tyrannen als Teilhaber der Herrschaft von vornherein unseren Verdacht, aber die des Macrinus, Macrianus und Quietus (c. 13, 14) werden uns nicht nur als Caesares sondern auch als Imperatores durch Münzen bestätigt (n. 371 f., II p. 94), besonders deshalb, weil sie sich im Besitz einer der bedeutendsten Münzstätten des Reichs, Alexandrias, befunden haben, ebenso durch Münzen und Inschriften der jüngere Tetricus als Cäsar, den einzelne Münzen irrtümlich zum Augustus machen (nicht Trebellius, s. tyr. 25, 1). Andere Namen werden anderweitig geschützt; der Antiochener Cyriades, der die Reihe eröffnet (c. 2), kommt sonst nirgends vor; der Name ist jedoch eine Übersetzung des aus dem aramäischen Mârjâda ('der Herr erkennt') entstandenen Mareades oder Mariades oder genauer der ersten Hälfte des Wortes, da man die zweite als griechische Ableitungssilbe deutete (Fränkel im Hermes XXII S. 649), und von diesem als Verräter seiner Vaterstadt berichten wie Trebellius von Cyriades, so sein Landsmann Ammian (XXIII 5, 3), der Syrer Malalas und der Fortsetzer des Dio (M n. 201, II p. 342 f.); griechisch-syrische Doppelnamen sind auch sonst nicht selten (Mommsen, Röm. Gesch. V S. 452 f.). Der Sohn des Odaenathos, der als Herodes bei Trebellius erscheint (tyr. 16, 15, 2; 5, 17, 1, Gall. 13, 1), wird vielleicht richtig mit dem Septimius Vorodes zahlreicher Inschriften identifiziert (H n. 114, II p. 143), sein Vetter, als sein Mörder uns auch aus Zonaras (XII 24) bekannt, Maeonius nur von Trebellius genannt (tyr. 17. 15, 5), mit dem palmyrenischen Grofsen namens Ma'nnai (M n. 56, II p. 322).

Von den noch übrigen der 32 'Tyrannen unter Valerian und Gallien'[1]) ist Victoria oder Vitruvia auszuscheiden, weil sie auch nach Trebellius den Purpur nicht getragen hat (c. 31), auch 'Titus' (c. 32, s. Max. 11, 1), der aus Herodian als *Κουαρτῖνος* bekannte Verschwörer gegen Maximinus Thrax (s. 'Die Scr. h. A.' S. 54 f.); bekannt sind der Palmyrener Odaenathos (c. 15) und seine Gemahlin Zenobia (c. 30); endlich ist Ingenuus (c. 9) durch die übrige lateinische Überlieferung, Aurelius Victor, Eutrop, Orosius, Polemius Silvius, auch Ammian und durch die Griechen Zonaras und den Anonymus post Dionem (n. 18, II p. 152), Regalianus durch Aurelius Victor (Caes. 33, 2), die Epitome (32, 3), Eutrop (9, 8) und Münzen (Cohen VI^2 p. 9 f.) gesichert, wenn auch bei den letzten vier die geschichtlich feststehenden Thatsachen von vielen Erdichtungen umhüllt sind.

Die Zahl der 30 oder 32 Tyrannen beschränkt sich also auf 11, die nachweislich gegen Valerian oder Gallien sich empört haben, die übrigen, d. h. die in Kap. 2 und 4—8 und alle von Kap. 18 an mit Ausnahme der Zenobia in

[1]) Die erste Ausgabe des Sammelwerks des Trebellius enthielt unter den 30 Tyrannen auch zwei Frauen: wegen dieser 'tyrannae vel tyrannides' erfuhr er indes den Spott von Kritikern und fügte deshalb noch zwei Männer, den Titus und Censorinus, hinzu (tyr. c. 31, 7 ff.).

Digitized by Google

Kap. 30, gehören entweder in eine andere Zeit (Laelianus, Victorinus sen., Marius, Valens sup., die beiden Tetricus und Titus) oder haben den Purpur nicht angenommen (Cyriades, Ballista, Piso, Victoria) oder sind Fälschungen des Trebellius (Postumus jun., Victorinus jun., der jüngere Valens, Aemilianus, Saturninus, Trebellianus, Herennianus, Timolaus, Celsus, Censorinus). Die 'Dreifsig Tyrannen unter Valerianus und Gallienus' mögen also hiermit von der Schaubühne der Geschichte abtreten.

Die Prosopographia Imperii Romani kann und wird noch zu manchen fruchtbaren Forschungen und Betrachtungen Anregung und Stoff liefern; ich rechne dazu z. B. die über die Zu- und Abnahme der vornehmen römischen Geschlechter. Ihre Bedeutung für alle diejenigen, die sich mit römischer Geschichte beschäftigen, glaube ich jedoch genügend dargelegt zu haben; und nicht weniger wertvoll ist die Erleichterung, welche sich die Schule von ihr versprechen darf, namentlich für die Erklärung des Tacitus, auch insofern, als die Ausgabe von Nipperdey nunmehr von den für die Schüler nutzlosen Zitaten über Personalien entlastet werden kann.

Digitized by Google

DIE DEUTSCHE PHILOLOGIE UND DAS DEUTSCHE VOLKSTUM.

Von Hermann Wunderlich.

In dem Vorworte zum Deutschen Wörterbuche schrieb Jacob Grimm am 2. März 1854 die Worte: 'über eines solchen werkes antritt musz, wenn es gedeihen soll, in der höhe ein heilbringendes gestirn schweben. ich erkannte es im einklang zweier zeichen, die sonst einander abstehen, hier aber von demselben inneren grunde getrieben sich genähert hatten, in dem aufschwunge einer deutschen philologie und in der empfänglichkeit des volkes für seine muttersprache, wie sie beide bewegt wurden durch erstarkte liebe zum vaterlande und untilgbare begierde nach seiner festeren einigung.' Was hier vom Wörterbuch gesagt wird, gilt auch von den anderen Aufgaben unserer Wissenschaft, von unserer deutschen Philologie überhaupt. Nur mufs entsprechend dem weiteren Raum, den ein an bestimmten Anlafs, bestimmte Zeitgrenzen gebundener Ausspruch durch Verallgemeinerung gewinnt, die 'erstarkte liebe zum vaterlande', die in den 50er Jahren ihre Bethätigung mehr nach aufsen wendete, diese am Ende des Jahrhunderts mehr im Inneren, in der Tiefe suchen. Die Liebe zum Vaterlande wird sich hier in eine verständnisvolle Liebe zum Volkstum umwandeln.

Ein heilbringendes Gestirn nennt es Jacob Grimm, wenn von solchen Empfindungen getragen eine deutsche Philologie und ein für die Muttersprache empfängliches Volk den Einigungspunkt finden — zwei Zeichen, 'die sonst einander abstehen'!

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob gerade in unserer Zeit wieder ein solch glücklicher Augenblick gekommen sei, wo die weit abstehenden Zeichen aufs Neue zu einander getreten seien. An der Empfänglichkeit weiter Volkskreise für die Muttersprache ist angesichts der Thatsachen zur Zeit weniger als je zu zweifeln. Aber die Wissenschaft? Ist auch sie getragen von dem Bedürfnisse solcher Annäherung? Eine Antwort auf diese Frage giebt vielleicht die lebhafte, teilweise gereizte Polemik, die sich an eine Aufserung Rudolf Kögels knüpfte. Kögel hatte in der Einleitung zu seiner Geschichte der deutschen Litteratur (1894) die Überzeugung ausgesprochen, dafs 'nach der grammatischen Hochflut' der achziger Jahre in den neunziger Jahren nunmehr der Litteraturgeschichte, die für den Beruf des zukünftigen Lehrers weit wichtiger sei 'als alle Kenntnisse auf dem Gebiete der historischen Laut- und Flexionslehre', wieder die ihr allein gebührende Stellung im Mittelpunkte der germanistischen Studien eingeräumt werde. Nicht so sehr die Behauptung erregte Widerspruch, dafs für den künftigen Lehrer, für den Bildner der heran-

Digitized by Google

wachsenden Jugend, die Litteraturgeschichte in höherem Grade Bildungsmittel darbiete, als die Laut- und Formenlehre; vielmehr wurde der Anspruch als 'banausisch' befunden, dafs von solchen Erscheinungen des thatsächlichen Lebens irgendwie auch die Pflege der Wissenschaft berührt werde. Die beiden Zeichen Jacob Grimms scheinen in dieser letzterwähnten Anschauung nicht nur sehr weit ab zu stehen, sie haben hier überhaupt kein Verhältnis mehr zu einander. Man könnte einwenden, dafs diese Auffassung in der Polemik zum Vorschein gekommen war; dafs der Gegenwehr immer eine Kraft innewohnt, die um so weiter über ihr Ziel hinausschiefst, je weiter nach der entgegengesetzten Seite der Gegner das seinige gesteckt hatte. In der That leidet ja auch der Ausspruch Kögels an bemerkenswerter Einseitigkeit, er verwendet ein Moment, das bei der Beurteilung einer Epoche wissenschaftlicher Leistungen mit in Frage kommt, als den einzigen Mafsstab, der angelegt werden könne.

Auf diese beiden Punkte möchte ich zunächst die Aufmerksamkeit lenken: nicht die einzelne wissenschaftliche Leistung ist es, die an der Frage nach ihrem Nutzen für die Allgemeinheit gemessen wird — das thut auch Kögel nicht — sondern der wissenschaftliche Ertrag ganzer Arbeitsepochen. Und zweitens auch für diese letzteren giebt die Frage der Bedeutung für das Ganze nur einen Mafsstab unter mehreren, aber sie ist nicht der einzige Wertmesser.

Das wissenschaftliche Einzelwerk steht zunächst ganz im Rahmen eines engeren Arbeitsgebietes; es kann über diesen Rahmen in den Ergebnissen hinausgreifen, aber seine Bedeutung hängt davon nicht ab; diese wächst und fällt mit der Sicherheit, mit der die gestellten Probleme gelöst sind, oder mit der Fruchtbarkeit, die diese Probleme zunächst für das engere Fach haben. In diesem letzteren Moment allein liegen dann die Verbindungslinien mit anderen Zusammenhängen, so mit den Einzelwerken des eigenen Arbeitsgebietes. In diesem höheren Zusammenhang gewöhnlich treten erst die weiter tragenden Wirkungen hervor; Wirkungen, die von einem Wissensgebiet in das andere reichen; Wirkungen, die aus der Wissenschaft hinaus ins Leben führen. Daraus ergiebt sich eine Mannigfaltigkeit der Wertmesser und Mafsstäbe, und nach dem Gesagten wird es auch keiner Mifsdeutung mehr unterliegen, wenn im folgenden nur ein einziger Wertmesser aus der Vielheit herausgegriffen wird; ein Mafsstab zudem, der Beziehungen aufdeckt und beleuchtet, die gerade auf dem Gebiete der deutschen Philologie besondere Bedeutung gewonnen haben und wieder gewinnen können.

Die ersten Anfänge einer Beschäftigung mit deutscher Sprache und Litteratur reichen in eine Zeit zurück, in der sich der Aufschwung wissenschaftlicher Forschung an der Empfänglichkeit weiter Volkskreise entzündete, in die Zeit, da der Humanismus der Reformation die Wege bahnte. In einer ähnlichen Epoche liegt auch der Ausgangspunkt unserer deutschen Philologie, die sich in dem Zeitpunkte hervorwagte, da die beschauliche Periode der klassischen Dichtung von den Stürmen der Befreiungskämpfe durchbrochen wurde. Weitabstehende Gestirne treten da auf engem Raume zusammen, es ist von Bedeutung, wie nahe sich der Begründer der deutschen Philologie in

Digitized by Google

ganz bestimmten Fragen seines Arbeitsgebietes mit einem Manne berührte, den wir sonst in ganz anderem Zusammenhange zu würdigen pflegen. Jacob Grimm, der aus den Bedrängnissen der Gegenwart in die weitesten Fernen der Vergangenheit flüchtete, um die deutsche Volksseele in ihrer Freiheit und Reinheit zu belauschen, und Friedrich Ludwig Jahn, der Turnvater, der dieser Seele einen für die Gegenwart brauchbaren Körper formte, der ihr mit dem neu geschaffenen Worte 'deutsches Volkstum' auch den richtigen Namen gab. Eine Fülle von Vergleichungspunkten liefse sich schon aus dieser allgemeinen Gegenüberstellung beider Männer gewinnen, für unsere Aufgabe dagegen ist es geboten, den Blick im Besonderen auf Jahn und dessen noch immer nicht genügend gewürdigte Schriften zur deutschen Sprache zu richten. Jahn hat schon im Jahre 1806 seine Schrift veröffentlicht: 'Bereicherung des Hochdeutschen Sprachschatzes, versucht im Gebiethe der Sinnverwandtschaft, ein Nachtrag zu Adelungs und eine Nachlese zu Eberhards Wörterbuch' (vgl. jetzt F. L. Jahns Werke herausgeg. von Euler I 23 ff.). Wenn uns hier nun Berührungen mit Jacob Grimm entgegentreten, so werden diese freilich wieder von bedeutenden Gegensätzen zwischen beiden Männern durchkreuzt, für die wir die zeitlichen Unterschiede nicht aufser Acht lassen dürfen. Die Berührungspunkte liegen vor allem in der Abwehr gegen die Engherzigkeit einer absterbenden Sprachtyrannei, wie sie durch Adelung ausgeübt worden, sie liegen aber auch noch tiefer, in der gemeinsamen Auffassung, dafs die Sprache nicht ein wissenschaftliches Präparat, sondern eine Lebensäufserung sei, die nur mit dem Leben selbst im Zusammenhang erfafst werden könne. Diese Überzeugung bricht bei Jahn stürmischer durch als bei Jacob Grimm, sie führt ihn vielfach auf Abwege; sie zeigt ihm aber auch gelegentlich ein Ziel von weitem, das für Jacob Grimm unsichtbar blieb. So steht Jahn an manchem Punkt, wo er von Jacob Grimm abweicht, in engerer Fühlung mit Bestrebungen der heutigen Wissenschaft; in einer grofsen Zahl von Einzelheiten allerdings ist er andererseits ein Vorläufer von volkstümlichen Bestrebungen, die der heutigen Wissenschaft feindlich gegenüber stehen.

Bedeutsam ist, dafs Jahn an Eberhard anknüpft, das Schwergewicht seiner Polemik jedoch gegen Adelung richtet. Der Kampf wurde auf dem Gebiete der Wortforschung geführt, einem Teil der Grammatik, für den das 18. Jahrhundert die ihm zu Gebote stehenden Mittel in ganz anderem Mafse ausgenützt hat, als das 19. Von Adelung lag vor der 'Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, unter beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen', Leipzig 1774 ff., der 1793 ff. in der zweiten Auflage und in Auszügen erschienen war. Adelung hatte den Wortschatz in der üblichen alphabetischen Reihenfolge vorgeführt; bei dem einzelnen Worte hatte auch er der Etymologie bereits eindringendere Betrachtung geschenkt — freilich mit unzureichenden Mitteln — aber als Hauptaufgabe seines grammatisch-kritischen Wörterbuches betrachtete er die gesetzgebende Thätigkeit des Grammatikers. Nicht die Erkenntnis der tieferen Zusammenhänge des Einzelwortes im Innern

Digitized by Google

des Sprachlebens war die Aufgabe, die ihn reizte, sondern die äufsere Stellung des Wortes im Wortschatz, die Rangordnung, die ihm von Seiten einer engherzigen Stilistik zuzuweisen war. Es ist ja nun bekannt, dafs Adelung wenig Glück mit seinen Festsetzungen und Entscheidungen hatte. Die führenden Dichter liefsen sich in ihren schöpferischen Gestaltungen wenig durch ihn beeinflussen, und die Grammatik selbst wurde durch die neu erweckte vergleichende Sprachwissenschaft ganz und gar von den Aufgaben abgelenkt, die ihr Adelung hatte aufzwängen wollen. Aber in der Theorie hatte Adelung weniger Widerspruch erfahren, und darum sind gerade Jahns Ausführungen von Interesse. Nicht so sehr um ihrer Einzelheiten willen; wenn es auch Beachtung verdient, dafs Jahn Worte wie 'schlecht', 'Hafs', 'hehr', 'Harm', 'Seher', 'Geschmeide', 'Inland', 'Ausland' und andere zu verteidigen hatte. Doch wichtiger war der prinzipielle Standpunkt, den Jahn einnahm. Mit manchen seiner Zeitgenossen hat er es ja gemein, wenn er den Ausdruck 'hochdeutsche Mundart' bekämpft, wenn er eine hochdeutsche Schrift- und Umgangsprache den Mundarten gegenüber stellt, und wenn er für den Wortschatz einen ununterbrochenen Austausch zwischen diesen Gruppen fordert und anregt. Aber ihm eigen ist neben der Lebhaftigkeit, mit der er diesen Forderungen nachkommt, eine Kenntnis des Wortbestandes der verschiedensten Mundarten, die er auf Fufswanderungen durch das deutsche Land erworben und aus Nachschlagewerken später ergänzt hat; ebenso ist ihm eigen eine grofse Empfänglichkeit für die Sinnverwandtschaft und für die Bedeutungsabgrenzung der einzelnen Wörter. Daher seine Neigung für das Werk von Eberhard, den 'Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart' (1795). Aus der Synonymik mufste von vorneherein wieder reicheres Leben und frische Anregung in die durch Rangstreitigkeiten ausgetrocknete Wortforschung kommen. Der Kreis der sinnverwandten Formen reizte dazu, für die verschiedenen Konkurrenten einen gemeinsamen Untergrund zu schaffen und auf dieser Grundlage der Einzelform ein anschauliches Sonderdasein abzugrenzen. Das belebte einerseits den geschichtlichen Hintergrund, es zeigte auch, wie bestimmte Gegensätze in den Unterschieden einzelner Formen immer wieder sich abspiegeln; andererseits führte es durch mannigfache Versuche der Bedeutungsentwickelung hindurch auf das Leben zurück und liefs ahnen, dafs auch die Worte, die ein Volk verwendet, Niederschläge des Lebens sind, die es führt. Gerade entgegengesetzten Weg war die alphabetische Darstellung in den üblichen Wörterbüchern gegangen. Noch die Wörterbücher des 17. Jahrhunderts hatten, obwohl praktischen Zwecken dienend, das Sprachleben in reicheren Formen wiedergespiegelt. Mundartliche Verschiedenheiten hatten in der damaligen Entwickelungsepoche der Schriftsprache noch ganz andere praktische Bedeutung, da sie in den einzelnen Schriften, sofern solche gerade ihren Leserkreis über die Stammesgrenzen des Verfassers hinausschoben, das Verständnis vielfach erschwerten. Altes und Neues lag im lebhaften Kampfe, und die Wörterbuchschreiber hatten für alte Formen eine besondere Vorliebe, namentlich wenn

Digitized by Google

diese in Sprichwörtern und Redensarten in die neue Zeit hineinreichten. Und ähnliche Bestrebungen hielten sich hier noch lange; im 18. Jahrhundert noch, da auf den übrigen Gebieten der Grammatik die gesetzgebende Thätigkeit in voller Blüte stand, war auf demjenigen der Wortforschung das Bestreben geltend, den Reichtum unserer Sprache im Wörterbuch aufzustapeln. Erst Adelung ist es eigentlich, der die Grundsätze, die er in der Grammatik bethätigte, auch auf das Wörterbuch anwandte. Und weil die alphabetische Reihenfolge, die ein Wort um das andere vorführt, keinen eigentlichen Zusammenhang und keinerlei innere Verbindungslinien darbietet, war sie besonders geeignet, die Schäden der Adelungschen Betrachtungsweise blofs zu legen.

Umgekehrt entsprang für Jahn aus der blofsen Vereinigung der synonymischen Darstellung, wie sie Eberhard verfolgte, mit der Polemik, die er gegen Adelung führte, eine Fülle von Anregungen, die ihm manche der philologischen Kenntnisse aufwog, deren er damals noch entbehren mufste. 'Aussteuer', 'Ausstattung', 'Mitgift', 'Brautschatz', 'Heiratsgut' setzt er zum Beispiel in Parallele (S. 59). Die Bedeutungsabgrenzung sucht er aus der Beobachtung von Volksgebräuchen und aus der Mitteilung geschichtlicher Vorgänge klar zu machen. Stellen aus Dichtern führt er an, nicht um dadurch die Berechtigung des Wortes zu begründen oder zu bestreiten, sondern um das Fortleben dieser Bedeutungsabgrenzungen zu veranschaulichen. Der Etymologie spürt er nach, nicht um seinen Ausführungen einen gelehrten Hintergrund zu geben, sondern um damit den Zusammenhang zu gewinnen mit der auch von ihm verehrten Denkungsweise einer entschwundenen Zeit. Denn die Sache ist für Jahn unzertrennlich von dem Wort, und das Wort kommt für ihn als sprachliche Hülle nur in Betracht, soweit diese Leben und Inhalt birgt. Bezeichnend ist die Entrüstung, mit der er die nüchternen und handwerksmäfsigen Rezensionen begrüfst, die dem Buche Eberhards in den Fachkreisen zu Teil wurden: 'Ist hier an den Aufwand von Mühe und Zeit gedacht? an des Gegenstandes Wichtigkeit? an die Ehre des deutschen Volkes? In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt, hier waltet wie im einzelnen das Sinnliche, Geistige, Sittliche'. Sind in dem letzten kurzen Satze bereits die Grundsätze klar ausgesprochen, auf denen unsere heutige Bedeutungslehre recht eigentlich fufst, so möchte ich noch mehr Wert auf die Empfindung legen, die den ganzen Ausruf durchdringt; sie würde heute noch manchem Werke von tiefster Gelehrsamkeit wohl anstehen. Ein paar Beispiele mögen andeuten, wie Jahn in bestimmten Fällen, wo seine sprachlichen Kenntnisse denen seines Gegners nicht gewachsen waren, doch durch die Kraft seiner auf das Ganze zielenden Beobachtungsgabe obsiegte. Adelung hatte z. B. (I 1299) das Wort 'Degen' mit Recht an die Gruppe jener fremdsprachlichen Substantiva wie franz. 'dague', ital. 'daga', schwedisch 'daggert' angelehnt, die eine spitze Waffe, einen Dolch bedeuten. Irrtümlich ging Adelung jedoch noch weiter und suchte das Wort mit althochdeutschen Parallelen auch für die germanische Zeit festzulegen. Mit sprachlichen Gegengründen vermochte Jahn hier nicht bei-

Digitized by Google

zukommen, er warf sich auf das kulturgeschichtliche Gebiet und spielte den Philologen gegen den einseitigen Linguisten aus: 'aber die Deutschen zogen von jeher den Hieb vor, hielten ihn, wie auch noch jetzt unsere Krieger, für männlicher und wackerer. Ihre ältesten Haugewehre waren nicht zum Stofsen eingerichtet' (S. 72). In der That hat die Forschung seitdem nachgewiesen, dafs das Wort 'Degen' als Waffe nicht vor dem 16. Jahrhundert in unserer Sprache auftritt, und dafs wir in ihm ein Lehnwort zu erblicken haben. Die Freude am kulturgeschichtlichen Ertrag seiner Sprachstudien bekundet sich bei Jahn schon durch die Auswahl der gebotenen Ergänzungen. Diese nehmen überall auf Sitte und Brauch des Volkes, einzelner Stämme Bezug. Sie wenden sich gegen eingerissene Mifsbräuche und suchen diese in dem entsprechenden Namen zu treffen, oder sie hoffen durch Einbürgerung eines guten alten Wortes auch einen vergessenen Brauch, eine entschwundene Denkungsart wieder zu beleben. Man soll über dieses Bestreben heute nicht vornehm lächeln, denn die Beziehungen zwischen Wort und Sache und die Rückwirkungen vom Einen zum Andern sind durchaus nicht aus der Luft gegriffen. Und ein positiver wissenschaftlicher Ertrag ist ebenfalls nicht abzuweisen. Die Wörterbücher unseres Jahrhunderts haben sich vielfach gerade für mundartliche Ausdrücke an dem bereichert, was Jahn hier nebenbei darbot, und für manches andere wären bei ihm noch heute Einzelheiten zu gewinnen. Das Wort 'Schwindler', dem Kluge kürzlich in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins (12. Jahrgang S. 20) auf seine englische Abkunft nachspürte, ist von Jahn mit ausgiebigen Litteraturnotizen eingehend behandelt worden, und diese liebevolle Darstellung erfährt gerade durch die Veröffentlichung von Kluge neue Beleuchtung. Treffend zieht Jahn die Scheidelinie zwischen 'bieder' und 'brav', von denen er das erstere gegen Adelung verteidigt (S. 66), und knüpft daran einige Bemerkungen, die noch heute Beachtung verdienen. Es ist namentlich bemerkenswert, dafs die Gedanken, die hier von dem Volksmanne gegen die zünftige Gelehrsamkeit geltend gemacht werden, heute umgekehrt ein Gemeingut gerade der wissenschaftlichen Forschung sind und von dieser gegen eine durch breite Volksmassen getragene Lehre verteidigt werden müssen. Jahn führt aus: 'der Sammler und Auswähler des Wörterschatzes könnte hier (wo er die beiden Wörter 'bieder' und 'brav' scharf abgegrenzt hatte) füglich aufhören; aber dem Freunde der deutschen Sprache wird man eine gewisse Weitläuftigkeit zu Gute halten . . . Die Muttersprache ist ein Gemeingut aller und jeder Glieder des Volks. Zum Alleingesetzgeber ewiger Vorschriften ist auch der gröfseste Sprachkenner nicht befugt; er mufs seine Meinung bescheiden als Bill vortragen. Kann er den menschlichen Geist nicht in ewig dauernde Schranken fassen, ihm alle möglichen Begriffe im Voraus abzählen, so verfolge er nicht gleich Wörter mit Acht und mit Bannstrahl. Tödten ist leichter als lebendig machen, der Wörterbuchmacher ist nicht zum Blutrichter berechtigt, und eigentümliche und treffende Wörter einer Sprache vertilgen wollen, ist ein Mordversuch gegen ihr Sein und Wesen' (S. 67). Begreiflich ist es, dafs in anderen Punkten Jahn über das Ziel hinaustrifft, und es zeigt sich,

Digitized by Google

dafs er mit diesem Übermafs gerade den volkstümlichen Bestrebungen der Gegenwart nahe kommt. So ist er z. B. ein besonderer Feind der Fremdwörter. Er stellt den Grundsatz auf: 'die Sprachbereicherung hat wie das Ehrecht verbotene Grade. Aus deutschen Mundarten gehen standesmäfsige Verbindungen hervor, mit echten Erben; die fremden Sprachen geben Mifsheirathen und Bastarde' (S. 49). Aber die Lehnworte, die unsere Sprache den fremden Nachbarn entnommen hat, d. h. also Fremdworte, deren ausländischer Ursprung seinem Sprachempfinden nicht erkennbar war, beanstandete er keineswegs, sie schienen ihm echte Erben, und so hat er aus der fremdländischen Wortfamilie des Turniers ein so volkstümliches Wort wie unser heutiges Turnen hervorgehen lassen. Sein vaterländisches Gefühl übersprang eben gerne alle Schranken, namentlich solche, die bei andern eine gesteigerte wissenschaftliche Erkenntnis höher gezogen hatte. Charakteristisch ist, wie er die Ableitung 'Erker' von 'arcora' bei Adelung tadelt, 'es könnte wohl noch eher, oder doch ebenso leicht von Arche herkommen, um so mehr, da es die Hauptbedeutung mit Arche gemein hat. Warum aus fremden Quellen schöpfen, so lange die einheimischen noch nicht versiegen'? (S. 53). Es sind dieselben Einwürfe, die neuerdings gegen die späteren Auflagen von Kluges etymologischem Wörterbuch erhoben worden sind. Und noch ein Zweites. Wenn es Jahn in manchen Fällen gelungen ist, ein altes erstorbenes Wort in der alten Bedeutung zu neuem Leben zu erwecken, so lagen doch immer Ausnahmefälle vor, die in der Zeit der Erneuerung des deutschen Geistes ihre Begründung fanden. Aber im Prinzip geht es doch nicht an, dafs jeder in jedem Augenblick eine verblafste Bedeutung, die vielleicht nur noch in verstaubten Denkmälern überliefert ist, dem Worte unterlegt, das er in der grellen Beleuchtung des heutigen Tages gebraucht. Die Neigung des ehrwürdigen Turnvaters wuchert heute aber gerade bei volkstümlichen Vertretern der Sprachbetrachtung in bedenklicher Üppigkeit, und es tauchen hier viele solcher Verstöfse auf, wie sie Jahn begeht, wenn er zum Beispiel das in der mittelhochdeutschen Dichtung allmählich tief gesunkene Wort 'Minne' als das edlere und reinere der 'Liebe' gegenüberstellt (S. 109).

Jahn ist auch in Rücksicht auf seine Sprachbestrebungen ein Typus, ein Vertreter jener Richtung, die sich aus Liebe und nicht aus Beruf in die Geheimnisse der Wissenschaft versenkt. Vorzüge und Schwächen einer solchen Bethätigung auf dem Gebiete der deutschen Philologie liefsen sich gerade an diesem Beispiel offen darlegen, und es hat sich damit die alte Wahrheit neu bethätigt, dafs die Vorzüge genau an dem Punkte zu Tage traten, wo die volkstümliche Forschung mit der wissenschaftlichen Erkenntnis Fühlung gewann. Aber umgekehrt liefs sich ebenso zeigen, dafs auch die wissenschaftliche Forschung Nutzen von solcher Berührung davontrug, und wir werden in der That sehen, dafs Altersschwäche und Verknöcherung bei ihr allemal dann einsetzte, wenn sie die Fühlung mit der volkstümlichen Anschauung zurücktreten liefs oder ganz verlor.

In seltenem Mafse günstig war von diesem Gesichtspunkt aus die Be-

Digitized by Google

anlagung Jacob Grimms. Bei ihm vereinigte sich ein warmes Gefühl für deutsche Art mit einer aufserordentlichen Weite des Blicks. Das Stoffgebiet seiner Wissenschaft wurde von ihm ganz umfafst und in allen Teilen durchdrungen: Sprache, Sitte, Religion und Recht. Der verbindende Grundgedanke für alle diese mannigfaltigen Studien war gerade das, was Jahn mit dem neu geprägten Worte 'deutsches Volkstum' hatte ausdrücken wollen. Es war aber natürlich, dafs dem vielseitigen Begründer der Wissenschaft andere Forscher zur Seite standen und nachfolgten, die einzelne Teile ausbauen wollten, die einzelne Seiten hervorkehrten, und es war naturnotwendig, dafs ihre Lebensarbeit mehr zentrifugaler Art war. Charakteristisch hebt sich hier die Gestalt Carl Lachmanns ab. Es ist bezeichnend, dafs eine Würdigung dieses Mannes unter dem Gesichtspunkt, der unsere Darlegungen beherrscht, überhaupt gar nicht möglich ist. Seine Persönlichkeit wurzelt recht eigentlich in demjenigen Punkte, der am weitesten absteht von einer volkstümlichen Regung wissenschaftlicher Thätigkeit. Die Methode war es, die er ausbildete, und mit diesen Bemühungen suchte und fand er die Anlehnung im Kreise der älteren Schwesterwissenschaften, vor allem der klassischen Philologie. Mit der Naturwüchsigkeit wurde aber bei dieser strengen Disziplinierung auch die Entwicklungsfähigkeit der jungen Wissenschaft vielfach geknickt. Ein beredter Zeuge für diese Behauptung ist der Streit, der um das Nibelungenlied entbrannte, wie überhaupt in der wechselnden Stellung der deutschen Philologie zu diesem Liede immer wieder das jeweilige Verhältnis der Forschung zu unserem Volkstum hervortritt. Denn das Nibelungenlied, kaum aufgefunden, wurde unverweilt zum Gemeingut gerade des Volkes ausgerufen. Das Stoffliche in Lied und Sage regte neue Dichtungen an, das Sittliche in den Charakteren gab die Haltpunkte für die Neubildung des deutschen Charakters. Bekannt ist, dafs eine der ersten Ausgaben des Liedes als Zelt- und Feldausgabe für die jungen Krieger gedacht war, die in den Befreiungskampf gegen Napoleon zogen. Da mufste es wie ein Raub am Nationaleigentum erscheinen, wenn dieses Lied nun aus dem gemeinsamen Gesichtskreis abgerückt und in den Mittelpunkt einer sich abschliefsenden Gelehrsamkeit gezogen wurde, wenn sich auf den volkstümlichen deutschen Sang eine Betrachtungsweise übertrug, die an der Textkritik griechischer Autoren ausgebildet worden war. Und dazu war auch der wissenschaftliche Ertrag dieser Thätigkeit mit unerfreulichen Nebenerscheinungen begleitet. Der Nibelungenstreit ist einer der unfruchtbarsten Kämpfe gewesen, die auf deutschem Boden ausgefochten wurden, — nicht ein Gewitter, das die Atmosphäre reinigt, sondern ein Unwetter, das im engen Thal nicht zur Entfaltung kommen konnte, und das nun mit dumpfer Schwüle über den Thalrändern brütete. Es war verhängnisvoll, dafs in diesem Kampfe die überlegene Kraft auf einer Seite stand, auf der man nicht den Kernpunkt der Stellung, sondern einzelne willkürlich vorgeschobene Posten mit der ganzen Zähigkeit verteidigte. Und wenn erst in neuerer Zeit nach so langem unthätigen Gegenüberstehen die Parteien beginnen, einer neuen Lösung der Frage zuzusteuern, so hängt dies damit zusammen, dafs die Berliner Schule

Digitized by Google

sich allmählich mehr auf die Grundgedanken Lachmanns zurückzog, dafs sie das Wesentliche vom Zufälligen zu trennen suchte, und dafs sie mit dieser Änderung der Kampfesweise auch den Gegner auf neue Bahnen lockte. Jenes Zufällige aber, die kleinen Äufserlichkeiten, die jetzt preisgegeben wurden, hatten seinerzeit gerade dem geniefsenden Teil unseres Volks den Genufs vorenthalten, den ihm Lachmann mit dem Wesentlichen seiner Forschungen hätte bieten können. Neuere Dichter haben sich an dem Feinsinn erbaut, mit dem Lachmann an dem Nibelungenliede Spreu und Weizen sonderte, und diese Leistung bleibt bestehen, auch nachdem die Frage der Echtheit und der Streit um die Zahl der Lieder in den Hintergrund getreten ist.

Ganz und gar auf unser Volkstum als solches gerichtet und dabei vor jeder volkstümlichen Bethätigung seiner Studien zurückscheuend, zeigt sich der bedeutendste Schüler Lachmanns, Carl Müllenhoff, der Verfasser der deutschen Altertumskunde. Ein Mann, der die Empfindungswelt seines weichen Gemütes nur verhalten kund gab, der die Regungen seines heftigen Temperamentes um so kräftiger zum Ausdruck brachte, war er mehr dazu geschaffen, die abschliefsende Richtung seines Vorgängers fortzusetzen. Um so empfänglicher kam Wilhelm Scherer dem Umschwung entgegen, den die Kriegsjahre von 1866 und 1870 in der deutschen Volksseele wachgerufen hatten. Durch alle Einzelforschungen hindurch suchte er den Untergrund der Erscheinungen blofszulegen, das deutsche Wesen suchte er zu bestimmen, den deutschen Charakter suchte er zu entziffern, und das schien ihm das Endziel aller Aufgaben auf dem Gebiete der deutschen Philologie. Aus der Geschichte der Sprache wollte er die Züge des Nationalcharakters ablesen, so gut wie aus der Geschichte der Dichtung, und so wandelte sich bei ihm das unscheinbarste Problem um zum Träger der bedeutsamsten Anregungen. Kein Wunder, dafs die Thatsachen in den Zusammenhängen, die sein Geist unermüdlich neu formte, nicht immer zu ihrem Rechte kamen. Selbst das Bild des deutschen Volkstums, wie es ihm sich spiegelte, widerspricht den Forderungen, die wir am Ende des 19. Jahrhunderts erheben dürfen. Wie so viele bedeutende Männer, deren Reifezeit in den Anbruch des neuen deutschen Kaisertums fiel, hat er sich in manchen Strebungen und Regungen der jüngeren Generation nicht ganz zurecht finden können. Die schroffere Betonung der nationalen Eigenart war seinem Empfinden fremd, ihm schien der deutsche Geist am höchsten da zu stehen, wo er mit dem Geiste fremder Dichtungen Bündnisse schlofs. Die höfische Dichtung des Mittelalters entzückte durch ihren Wortlaut sein feines Ohr; die unbehülflicheren Accente des deutschen Wesens, die aus der Spruchpoesie hervorbrechen, drangen ihm nicht ins Herz. Zu Luther hat Scherer, so meisterhaft er alles Litterarhistorische um ihn herum zu gruppieren wufste, doch nie in innerem Verhältnisse gestanden, Luther gehörte für ihn in die Niederung der Wellenbewegungen deutscher Poesie. Goethe in Weimar war für ihn das Endziel, ein Höhepunkt, von dem aus nur noch ein Herabsinken, eine neue Niederung des geistigen Lebens möglich schien.

Also auch in Scherer sehen wir ein Gestirn, das allmählich wieder ab-

Digitized by Google

rückte von den thatsächlichen Bedürfnissen seines Volkes. So nahe auch seiner Persönlichkeit die Anschauungsweise Jacob Grimms lag, so leitete für ihn doch die Übersiedlung von Strafsburg nach Berlin eine Abkehr ein.

Inzwischen war — vorwiegend im Lager seiner Gegner — eine neue Macht emporgewachsen, die unter den Anregungen, die sie einzelnen Teilen der deutschen Philologie brachte, eine neue Schädigung barg, die Gefahr, dafs der Zusammenhang der Teile untereinander zerrissen werde. Die Linguistik auf Grund einer neuen Methode innerhalb der vergleichenden Sprachforschung drohte die Philologie selbst ganz in den Hintergrund zu schieben. Um so ernster wurde diese Gefahr für die deutsche Philologie, als sich ihr bei der ablehnenden Haltung der klassischen Philologie die ganze Anregungsfähigkeit fast ungeteilt zuwandte. Es hat den Anschein, als ob diese Gefahr heute schon überwunden sei, als ob die deutsche Philologie sich wieder auf sich selbst besinne und sich erinnere, dafs sie zwar allerdings ein Grenzgebiet mit der vergleichenden Sprachwissenschaft teile, dafs sie aber mit anderen Grenzgebieten auch an andere Wissenschaften stofse. Immerhin aber ist diese rückläufige Bewegung erst in ihrem Anfang, und neben all den Errungenschaften, die wir der vergleichenden Sprachwissenschaft zu danken haben, leiden wir doch auch an manchen Schäden, die die jüngst erlebte Verrückung der Grenzlinien über uns gebracht hat.

Es wird sich am Schlusse der Darstellung zeigen lassen, bis zu welchem Grade der Umfang der deutschen Philologie im letzten Jahrzehnt sich verengert hat. Die Fühlung mit der mittelalterlichen Geschichte und mit der deutschen Rechtskunde ging an mehr als einem Orte ganz verloren, indes der berufene Vertreter der Germanistik sich ausschliefslich auf das Studium der Sprache warf. Aber auch dieses Studium der Sprache selbst ging schweren Beeinträchtigungen entgegen. Die vergleichende Sprachwissenschaft kann die Einzelsprache niemals in ihrem vollen Umfang und mit allen ihren Rechtsansprüchen zur Geltung kommen lassen, sie zieht immer nur Einzelheiten, Teile zur Betrachtung heran. Und diese Einzelheiten reifst sie gerade aus dem Zusammenhang heraus, in dem sie thatsächlich dargeboten werden, um einen anderen Zusammenhang zu gewinnen, den die Hypothese erst konstruiert. Die Gefahr der Konstruktion an Stelle der sorgsamen Beobachtung der Thatsachen liegt der vergleichenden Sprachwissenschaft um so näher, je mehr der Kreis der angezogenen Sprachen sich erweitert, und je weniger der Einzelne imstande ist, diesen Kreis in allen Teilen erschöpfend zu durchdringen. Daher sind in neuerer Zeit gerade unter den Vertretern der vergleichenden Sprachwissenschaft Bedenken geltend gemacht worden gegen entsprechende Erscheinungen auf ihrem eigenen Gebiete, und auch dem Unbefangensten mufs es zu denken geben, dafs die Sammlung von 'Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte' mit einer 'urgermanischen Grammatik' eröffnet wurde, also mit der Grammatik einer Sprache, die in keinem einzigen Denkmal überliefert ist, sondern die ganz und gar auf Rekonstruktion und Kombination beruht. Das wissenschaftliche Präparat geht hier dem lebendigen Organismus voraus, während sonst auf anderen

Digitized by Google

Gebieten der wissenschaftliche Unterricht den umgekehrten Weg einschlägt. Besonders bedenklich scheint mir dieser Umstand bei der immer weiter greifenden Trennung, die sich augenblicklich innerhalb der deutschen Philologie zwischen der Sprachforschung und der Litteraturgeschichte bemerken läfst. Dafs die Sprache nur in Mitteilung lebt und nur in dieser eigentlich erfafst werden kann, diese Thatsache schwindet immer mehr aus dem Bewufstsein jener Sprachforscher, die in der Lautlehre und im Wörterbuch den Umfang und den Inhalt einer Sprache zu umfassen glauben.

Aber auch noch eine weitere Folge hatte die allzu enge Annäherung der Germanistik an die vergleichende Sprachforschung. Wohl ist es in erster Linie einzelnen Vertretern dieser Wissenschaft, unter den Junggrammatikern z. B. Hermann Osthoff, zu danken, dafs die neuhochdeutsche Sprachstufe und vor allem deren mundartliche Verhältnisse neben der Betrachtung der älteren Sprachstufen wieder in Aufschwung kamen. Für Jacob Grimm lag in der neueren Sprachentwicklung nur Entkräftung und Verderbnis vor, für die Junggrammatiker dagegen bot sich hier die willkommene Gelegenheit, Sprachprozesse, die sie für die ältesten Perioden als Hypothesen aufzustellen gezwungen waren, im vollen Lichte urkundlicher Belege nachweisen zu können. Aber daraus ergaben sich doch mehr aphoristische Eingriffe in das Gebiet der neuhochdeutschen Grammatik, und die eigentlichen Aufgaben dieser Wissenschaft konnten hier nicht zur Geltung kommen. Und seitdem hat sich der Schwerpunkt der Forschung aufs Neue wieder ganz nach rückwärts gezogen, dem Gebiete zu, wo Germanistik und vergleichende Sprachforschung aneinander stofsen, auf ein Feld, wo der junge Gelehrte mit dem gröfseren Kreise der Fachgenossen, mit der höheren Wahrscheinlichkeit äufserer Anerkennung und sicherer Erfolge rechnen darf. Denn der Anbau der neuhochdeutschen Grammatik gilt noch heute in weiten Kreisen als nicht so vornehm und verdienstvoll, wie irgend eine unsichere Kombination der urgermanischen Grammatik. Daher kommt es denn auch, dafs gerade in unserer Zeit, wo zu den lebhaftesten Bedürfnissen des deutschen Volkstums eine tiefgründende Erforschung unserer neueren Sprache gehört, wo der Staat in Verordnungen und Einrichtungen dieses Studium zu fördern sich bemüht, dafs gerade jetzt für den jungen Gelehrten die Beschäftigung mit diesem als so notwendig anerkannten und noch so fruchtbaren Gebiete die wenigste Aussicht auf äufsere Erfolge bietet. Man sehe einmal die 'Deutsche Grammatik' von Wilmanns, die zum grofsen Erstaunen so manches Germanisten auch die neuhochdeutsche Grammatik als unter den Begriff der deutschen Grammatik fallend auffafste, man sehe diese auf die Litteraturnotizen durch, und man gewinnt einen Einblick in den dürftigen Umfang des bisherigen Betriebes auf diesem Gebiet. Oder man mache selbst den Versuch, man arbeite ein Problem der neuhochdeutschen Grammatik durch, oder versuche das Ganze zu Vorlesungszwecken im Überblick zusammenzufassen, und man wird geradezu vor einem Rätsel stehen. Eine Fülle von Aufgaben für grofse und kleine Kräfte, und so wenig Arbeiter! Geradezu unerschöpflich wäre dieser Boden an Doktoraufgaben, die einer jugendlichen Kraft den Spiel-

Digitized by Google

raum zur Entfaltung gäben, und die ihm für das spätere berufliche Leben zugleich den Mittelpunkt darböten, um den sich das wissenschaftliche Interesse immer wieder konzentrieren könnte. Allgemeine Fragen, wie die Einigung unserer Schriftsprache, die Abgrenzung der Mundarten untereinander und gegen die Gemeinsprache, das Verhältnis von Praxis und Theorie, von Sprachentwicklung und Sprachgesetzgebung; und daneben die Einzelprobleme der Lautlehre, Formenlehre, Wortbildung, Wortforschung, Syntax und Stilistik, alle diese Objekte der Sprachforschung müfsten bei bewufster Eingrenzung auf das Gebiet der neuhochdeutschen Sprache einen Ertrag abwerfen, dessen wissenschaftliche Bedeutung noch über die Schranken des zunächst gesteckten Zieles hinausreichen würde. Die neuhochdeutsche Grammatik könnte hierdurch der vergleichenden Sprachwissenschaft ihr Kapital mit Zinsen zurückzahlen und müfste nicht immer blofs als der Empfänger dastehen. Aus der Geschlossenheit einer durch Litteraturdenkmäler und Urkunden den Zeitraum von 500 Jahren belegenden Sprachentwicklung eines engeren Gebietes mufs ja ein ganz neues Licht auf alle die Fragen fallen, die bislang meist nur aus der Zerrissenheit und Lückenhaftigkeit einer räumlich und zeitlich weitausgreifenden Sprachperiode erhellt wurden.

Ich leugne gar nicht, dafs Ansätze in der geforderten Richtung aus neuerer Zeit zahlreich vorliegen; bedeutsame Vertreter gerade der linguistischen Richtung haben auf die neuere Sprache und auf eine umfassende Grundlage derselben endlich ihr Augenmerk geworfen; Preisaufgaben und Doktordissertationen der neueren Zeit greifen mehr und mehr in diese Bahnen ein, in Berlin, Halle, Marburg und Göttingen läfst sich ein zweckbewufstes Vorgehen nach dieser Richtung beobachten. Und das ist es gerade, was Not thut, das Zweckbewufste, die Konzentration, der Zusammenhang in diesen Bestrebungen. Und zu diesem Zweck mufs sich das wissenschaftliche Interesse an solchen Studien bei den berufenen Vertretern der Philologie mit dem Bewufstsein verbinden, dafs für sie hier eine Pflicht gegenüber dem deutschen Volkstum vorliegt. In den weitesten Kreisen gerade der Nation hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, dafs uns in unserer Sprache ein vornehmstes Ausdrucksmittel unseres Volkstums gegeben ist. Daher der Aufschwung der Sprachbestrebungen in unseren Tagen, wo unser Volk nach dem Ausdruck seines inneren Wesens ringt. Und in dem dunklen Drange, der hier erwachte, sah sich das Volk von seinen Führern verlassen, man gab ihm Steine statt des Brotes. Wo heute ein Lehrer, der die germanistische Durchschnittsbildung genossen hat, in gebildete Kreise tritt, die sich mit der Muttersprache angeregter beschäftigen, wird er zunächst jedenfalls nicht zum Führer, kaum überhaupt zum Genossen taugen. Er bringt ein schweres Rüstzeug von Gelehrsamkeit mit, aber es sind nicht die Waffen, mit denen er hier kämpfen könnte. Denn es ist nicht so einfach, wie man früher wohl angenommen hat, auf der Grundlage der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Sprachkenntnisse sich auch gleich die neuhochdeutsche Sprachstufe zu erschliefsen. Und auch der Mann, der seine germanistischen Studien mit der Lautstatistik einer bestimmten Mundart abgeschlossen hat,

Digitized by Google

fühlt sich hülflos und verlassen, wenn er nun plötzlich im Unterricht und im Verkehr mit den Anwohnern der Schule den Kampf zwischen Mundart und Schriftsprache entbrennen sieht. Es stehen bedeutsame Beispiele aus den Erfahrungen der Schule hier zu Gebote. Die einleuchtendsten Beweise liefert uns aber die populäre Litteratur, die auf dem Gebiete der deutschen Sprache so üppig ins Kraut geschossen ist, und in der wir das Eingreifen des germanistisch geschulten Lehrerstandes schmerzlich vermissen, wenn natürlich auch für diese aufgestellte Regel die bestätigenden Ausnahmen nicht fehlen. Da ist es denn kein Wunder, wenn sich das liebe Publikum auf seine Art hilft und die Vertreter der Wissenschaft und Forschung am Ende als Drohnen aus dem Stocke wirft. Die Geschichte des deutschen Sprachvereins bietet ein lehrreiches Beispiel, und die Strömungen, die innerhalb dieser Körperschaft aufeinander stofsen, geben dem Einsichtigen wohl zu denken. Daher ist es mit Freude zu begrüfsen, dafs immer mehr Forscher sich der Pflicht bewufst werden, innerhalb dieser Gemeinschaft mit dem deutschen Volkstum wieder engere Fühlung zu gewinnen. Je mehr Belehrung und tiefer geschöpfte Erkenntnis auf diesen fruchtbaren Boden fällt, um so empfänglicher wird dieser für die Lehren der Wissenschaft überhaupt werden. Denn nur mit der Forschung im Bunde vermag diese Körperschaft über die Kampfesmittel, über Abwehr und Verneinung hinaus, zum fruchtbringenden Schaffen vorzuschreiten, und solchen Erfolgen gegenüber werden auch die Angriffe verstummen, die auf der Versammlung in Graz zum Worte kommen konnten.

Doch mit der Sprache ist ja der Aufgabenkreis der Philologie nicht erschöpft. Dichtung, Sitte, Religion und Recht sind ebenbürtige Aufgaben, und sie haben als solche in den Forschungen Jacob Grimms, in der Lebensarbeit von Müllenhoff und Scherer und neuerdings in Pauls Grundrifs der germanischen Philologie das einigende Band gefunden. Es ist aber bezeichnend für unsere heutige Anschauung, dafs derselbe Germanist, der in dem einseitigsten Spezialisten auf dem Gebiete der Lautforschung einen berufenen Vertreter der germanischen Philologie anerkennt, doch niemals sich entschliefsen würde, dieselbe Anerkennung z. B. einem Spezialforscher der deutschen Mythologie entgegenzubringen. Dem Litterarhistoriker überträgt man an der Hochschule das Fach der neueren Litteratur, allenfalls von Luther an; aber für das Fach der älteren deutschen Litteratur, für die Darstellung unserer mittelalterlichen Dichtung hält man denjenigen für besonders geeignet, der sich etwa mit den Lautverhältnissen in althochdeutschen Glossen beschäftigt hat. Es ist geradezu ein Jammer, in welcher Weise an vielen Hochschulen unsere altdeutsche Dichtung mifshandelt wird, welchen Zwecken der Heliand, das Nibelungenlied oft dienen mufs, wie wenig nationaler Gehalt solchem akademischen Vortrage entströmt. An eine Verbindung der mittelalterlichen Dichtung mit der mittelalterlichen Geschichte denken nur bevorzugte Vertreter des Faches, und die intimere Kenntnis altdeutscher Poesie findet man an vielen Hochschulen bei dem mittelalterlichen Historiker oder bei dem Vertreter der deutschen Rechtsgeschichte. Das Bedenkliche an dieser Wahrnehmung ist, dafs solcher Vorwurf viel

Digitized by Google

weniger die älteren Gelehrten als die jüngeren Vertreter des Faches trifft, die sich als Linguisten fühlen und die Litteraturgeschichte im Nebenamt durch eine fleifsig ausgearbeitete Bibliographie abthun. Wer die Examenverhältnisse kennt, der weifs, wie tiefgreifend nun die Rückwirkung auf die heranwachsende Generation der Philologen sein mufs. Vorlesungen über Altertumskunde, über Sitte und Kultur des deutschen Mittelalters, über Mythologie — nach philologischer Methode gelesen — können auf Zuhörer kaum rechnen, sie müssen sich der populären Form eines sogenannten 'anregenden' Kollegs anbequemen. Eine Vorlesung über Tacitus 'Germania' zieht an einer deutschen Universität seit Jahren die Zuhörer aller Fakultäten, mit alleinigem Ausschlufs der Germanisten an, und ähnliche Beispiele liefsen sich vermehren. Es ist wiederum eine auffallende Erscheinung, dafs das Geistesleben der deutschen Vergangenheit, das unsere Gegenwart in allen Schichten der Gesellschaft so vielfach beschäftigt, das in unserer neuzeitlichen Dichtung so vielgestaltig nachwirkt, dafs diese ganze Anschauungswelt gerade für so viele Germanisten verschlossen bleibt. Und für diese betrübende Wahrnehmung an den Erziehern des Volkes bietet es auch keinen Ersatz, wenn andernorts Dichter und Dichterlinge eine phantastische nordische Welt sich zusammen träumen, wenn sie die Gestalt des germanischen Recken durch Häufung von Eigenschaften zu gewinnen suchen, die ihre erhitzte Phantasie ersinnt. Was dabei herauskommt, sieht man an Wildenbruchs mifsglücktem 'Willehalm'. Die deutsche Volksseele erschliefst sich uns aus dem deutschen Altertum in ganz anderer Form, als solche Dichtung sie darbietet; von tiefgreifenden Irrtümern umstrickt entfalten sich uns dort ihre glänzenden Vorzüge, im Guten wie im Bösen ein Bild von Naturwüchsigkeit und Kraft. Und von dieser Kraft nur ein Bruchteil; nur ein Restbestand von jenem Überschusse an Rechtsbewufstsein und stolzem Mannesmut; er wäre stark genug, uns durch alle Stürme der Gegenwart zu tragen.

Digitized by Google

DIE GERMANISCHE HELDENDICHTUNG MIT BESONDERER RÜCKSICHT AUF DIE SAGE VON SIEGFRIED UND BRUNHILD[1]).

Von Eugen Mogk.

Vorbemerkung.

Wie so viele andere war auch ich genährt und grofs gezogen durch die saggeschichtlichen Forschungen W. Grimms, L. Uhlands, P. E. Müllers, Lachmanns und besonders Müllenhoffs. Als ich aber durch letzteren veranlafst mir den Grundsatz eigen machte, dafs eine saggeschichtliche Quelle wie jedes litterarhistorische Denkmal zu behandeln und vor allem nicht von dem Orte, wo es gefunden, und von der Zeit, in der es entstanden, loszulösen sei, da regte sich bald der Zweifel an den alten Glaubenssätzen, und immer mehr wich die Ruhe der Überzeugung. Ich prüfte die Quellen unserer Heldensage als das, was sie waren, als poetische Erzeugnisse einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Gegend, ich verglich sie mit den Denkmälern der Zeitgenossen, und unwillkürlich wurde das Bild anders, als ich es gewohnt war zu schauen. Und als dann Golther die Studien zur germanischen Sagengeschichte und Symons seine scharfsinnigen Untersuchungen über die Sage von Siegfried und Brunhilde veröffentlichten, ward ich durch sie in meinen Anschauungen nur bestärkt, obgleich letzterer zu ganz anderem Resultate gelangt ist, als ich hier vorlegen kann. Dasselbe war der Fall, als ich jüngst Schönbachs feinsinnige Abhandlungen über die altdeutsche Heldendichtung las, wenn ich auch manches anders als Schönbach, dem ich neben Wilmanns so vielfache Anregung verdanke, aufzufassen genötigt bin. Mit diesen Forschern habe ich mich in fachwissenschaftlichen Zeitschriften auseinanderzusetzen. Ich hätte das vor Veröffentlichung dieses Vortrags thun sollen, allein die mannigfachsten Pflichten haben mich noch nicht die Zeit erübrigen lassen, das ziemlich umfangreiche Material genügend zu sichten und zu ordnen. Und doch möchte ich nicht die Ergebnisse jahrelanger Arbeit länger liegen lassen, da ich immer von neuem sehen mufs, wie einer der wichtigsten Abschnitte altgermanischer Heldensage durch unberechtigte Kombination mifsverstanden wird. Dafs ich viele und scharfe Angriffe zu erwarten habe, weifs ich, denn die alten Waffen sind noch allgemein in Gebrauch. Man wird wieder mit Namen und Etymologien kommen, die nichts beweisen, man wird wieder die Forderung stellen, Hypothesen anzuerkennen, die unbewiesen und überhaupt unbeweisbar sind, man wird wieder mit dem Liede vom Hürnen Seyfried und mit dem Märchen von Dornröschen wirtschaften und wird den Brunhildenstuhl eine Rolle spielen lassen: alles das ist von mir wiederholt geprüft, aber nicht aus seinem geschichtlichen Zusammenhange herausgerissen und deshalb für die mythische Grundlage unserer Heldensage als gehaltloses Material erfunden worden. Von der Zeit an, wo ich dies fallen liefs und das Nibelungenlied als mittelhochdeutsches Gedicht, die eddischen Sigurdslieder als Gesänge aus der Wikingerzeit auffafste, wurden mir diese wie jenes erst klar und verständlich. Dafs ich in allen Einzelheiten das Rechte getroffen, wage ich durchaus nicht zu behaupten, doch habe ich bei der Prüfung eines jeden als Teil des Ganzen überall darnach gestrebt, den objektiven Thatbestand zu ermitteln.

---

[1]) Akademische Antrittsvorlesung, gehalten in Leipzig am 11. Mai 1895.

Digitized by Google

Als die Brüder Grimm im Anfange unseres Jahrhunderts den Grundstein zur germanischen Philologie legten, blühte in der deutschen Litteratur die Romantik. Jacob sowohl als Wilhelm standen mit den Häuptern dieser litterarischen Richtung in freundschaftlichem Verkehre, und es läfst sich nicht leugnen, dafs ein grofser Teil ihrer vielseitigen Thätigkeit durch die Romantiker angeregt worden ist. Hierher gehören vor allem die Sammlungen der Märchen und Sagen, daneben aber auch die Forschungen auf dem Gebiete der Mythologie und Heldensage. Wohl bauten beide Brüder bei weiterer Durcharbeitung des Stoffes und vor allem nach Jacobs grundlegenden Arbeiten über die germanischen Sprachen auch ihre mythologischen und saggeschichtlichen Werke auf festerer Grundlage auf, allein des Geistes, der ihre Zeit beherrschte, konnten sie sich nicht vollständig entschlagen, und so blickt selbst aus ihren vollendetsten Werken zwischen den Zweigen der exakten Forschung die Blüte der Romantik hindurch.

Auf ihren Schultern hat dann ein ganzes Geschlecht weiter gearbeitet. Selbst ein so strenger und exakter Philologe, wie K. Lachmann, der neben den Brüdern Mitbegründer der neuen Wissenschaft war, schlug nach dieser Richtung hin ähnliche Wege ein: in seinen Deutungen der einzelnen Gestalten der Heldensage steht er mehr oder weniger unter dem Einflusse der Romantik. Sie beherrschte das akademische Katheder; von hier drangen die Lehren durch Wort und Schrift in das Volk, und aus dem Volke heraus sprofste ein Geschlecht von Künstlern, das die erschlossenen Thaten altdeutscher Götter und Helden durch Wort oder Bild von neuem vor unseren Augen geschehen liefs.

Der unbefangene Beobachter kann in den aufbauenden Werken jener Zeit überall das Ideal der Romantiker wiederfinden: je mehr sich die Dichtung, die man der Forschung zu grunde legte, von der realen Welt entfernte, um so älter mufste sie sein, um so höheren Wert legte man ihr bei. Und je weniger die Quellen selbst erschliefsen liefsen, um so eifriger kombinierte man und bediente sich dabei nicht selten bindender Glieder, die bei genauer historischer Betrachtung vollständig unbrauchbares Material sind. Neben den Sagen und Märchen, deren Ursprung in uralte Zeit hinaufgeschoben war, spielten in dieser Periode wissenschaftlicher Forschung eine ganz hervorragende Rolle die Eddalieder, jene Sammlung norwegisch-isländischer Gedichte, deren erster Teil von den Göttern und ihrem Wirken, deren zweiter von den Helden unseres Nibelungenliedes handelt. Mit ihrer Hilfe hatte Jacob Grimm den germanischen Götterhimmel aufgebaut und Wilhelm im Bunde mit Lachmann die ursprüngliche Gestalt unserer Nibelungensage konstruiert. Man stellte die deutschen Quellen aus alter und junger Zeit unmittelbar neben die nordischen, erklärte jene aus diesen, ohne dabei die Entwicklungsreihe ins Auge zu fassen, die die verschiedenen Quellen durchgemacht hatten und die eine Veränderung des ursprünglichen Gehaltes mit sich bringen mufste.

Wir werden jederzeit in aufrichtiger Dankbarkeit der Forscher gedenken, die uns bis zu ihrer Zeit unbekannte Gebiete erschlossen und die uns das erste brauchbare Material geliefert, wir werden viel von letzterem auch fernerhin ver-

Digitized by Google

wenden, aber der Bau, den sie aufgeführt haben, hat seine Zeit überlebt. Einen altgermanischen Olymp, wie ihn Jacob Grimm in seiner Mythologie an der Hand der Edden aufzurichten versuchte, hat es nie gegeben: in veralteten Lehrbüchern und volkstümlichen Schriften mag er noch Jahrzehnte sein Scheindasein fristen, die Wissenschaft hat mit ihm abgerechnet. Aber auch das besonders von W. Grimm, Lachmann und Müllenhoff entworfene Urbild unserer germanischen Heldensage, die aus altem Göttermythus herausgewachsen sein soll, läfst sich nur mit Annahme geistreicher, aber unbewiesener und unbeweisbarer Hypothesen verteidigen, und eine vorurteilsfreie Betrachtung der Quellen zeigt uns andere Wege zu ihrem richtigen Verständnis.

Sagengeschichte ist Litteraturgeschichte. Keine Sagengestalt, kein sagenhafter Zug darf zunächst von dem Orte getrennt werden, wo wir ihn überliefert finden. Strenge Kritik der Quellen ist auch die erste Pflicht des Sagenforschers. Nur zu oft verstehen wir einzelne Züge allein aus dem Ideenkreise des Dichters oder aus den Strömungen der Zeit, in der das betreffende Denkmal entstanden ist. Zu jeder Zeit ist aber ein bestimmter poetischer Apparat vorhanden gewesen, mit dem die Dichter gearbeitet haben, mit dem älterer geschichtlicher oder saggeschichtlicher Stoff aufgeputzt worden ist. Dieser poetische Apparat hat gewissermafsen in der Luft gelegen, er ist gekommen und wieder verschwunden, hat aber zur Zeit seiner Herrschaft die Dichtung, ja einen grofsen Teil des gesamten Geisteslebens beeinflusst. Wir lernen ihn am besten kennen, wenn wir eine Anzahl gleichalteriger Denkmäler auf ihre Haupt- und Nebenzüge hin prüfen, wenn wir sie mit früheren oder späteren Perioden, mit den Denkmälern anderer Völker vergleichen. Bei saggeschichtlichen Dichtungen ist es um so wichtiger, diesen Apparat kennen zu lernen, denn er mufs ja in erster Linie abgezogen werden, wenn es gilt, den ursprünglichen Kern einer Sage zu finden. Man hat dieser Thatsache, so selbstverständlich sie erscheint, bisher viel zu wenig Rechnung getragen und den poetischen Aufputz gewisser Gegenden und Zeiten wie lautres Erz bei der Forschung verarbeitet. Lassen wir sie zur vollen Geltung gelangen, so gewinnen wir aus den Quellen bald ein anderes Urbild der deutschen Heldensage, als man durch die Kombination einzelner, aus dem Zusammenhange herausgerissener Züge und durch das Streben, die Heldensage mit dem Göttermythus zu verquicken, bisher entworfen hat.

Ein besonders charakteristisches Beispiel gewährt hierzu die Sage von Siegfried und Brunhilde, die in vieler Hinsicht im Mittelpunkte der deutschen Sagenforschung steht. Beide Gestalten hat man mit dem Mythus der isländisch-norwegischen Poesie umgeben und läfst sie in der deutschen Dichtung nur verblafste göttliche Erscheinungen sein. In Wirklichkeit sind es aber reine Menschen, wenn auch idealisierte, an die sich im Norden die Göttersage gerankt hat. —

Wir schöpfen die Sage von Siegfried und Brunhild aus drei Hauptquellen, von denen andere mehr oder weniger abhängig sind: aus dem mittelhochdeutschen Nibelungenliede, aus der norwegischen Thiðrikssaga, der sich das

Digitized by Google

Gedicht vom Hürnen Seyfrid und die nordischen Volkslieder zur Seite stellen, und aus den Eddaliedern.

Das Nibelungenlied ist ein höfisches Epos aus dem Ausgange des 12. Jahrhunderts. Wir kennen seinen Dichter nicht, aber in höfischen Kreisen mufs er zu Hause gewesen sein, für höfische Kreise mufs er gesungen haben. Seine Quellen, alte Volkslieder und alte Volkssagen, hat er durch leitende Ideen bald geschickt, öfter aber auch recht ungeschickt miteinander verbunden. An bestimmte Personen knüpft er sein Hauptinteresse, ihnen zu Liebe werden andere in den Hintergrund gedrängt, verdunkelt. Im ersten Teile ist es besonders Siegfried, im zweiten Rüdiger von Bechelaren. Es sind beides Rittergestalten aus der Stauferzeit, jener das Bild eines freien, an Land und Burgen reichen Fürsten, dieser das eines bevorzugten und treuen Vasallen. Das Leben und Treiben am Hofe zu Worms, die *hochgezît* mit ihren Turnieren, mahnen an die Festlichkeiten, die unter Friedrich Barbarossa zu Mainz und andernorts stattfanden. Die Jagd, auf der Siegfried seinen Tod findet, ist eine poetisch ausgeschmückte Darstellung jener mittelalterlichen Jagdzüge, die bereits den französischen Einflufs erkennen lassen. Die Haupthelden, vor allem Siegfried, sind durchaus ritterlich erzogen und haben die *milde*, die Freigebigkeit, die der höfische Sänger jener Zeit als die erste aller Tugenden pries. In dies höfische Gewand des Gedichtes sind dann Züge gewebt, wie sie die Fahrenden aus dem Volksglauben ihrer Zeitgenossen schöpften, oder wie sie Kreuzzügler aus dem Morgenlande mitgebracht hatten. Zwerge erscheinen und spielen mit ihrem Reichtume und mit ihrer unsichtbar machenden Nebelkappe eine Rolle, ganz ähnlich wie der Zwergkönig Laurin in dem nach ihm benannten Gedichte oder Eugel im Liede vom Hürnen Seyfrid. In Anlehnung an die historischen Nibelungen, die Burgunden, ist das Zwerggeschlecht in unser Gedicht gekommen und damit dem Schatze eine Vorgeschichte geschaffen worden. Beunruhigende Träume künden die Zukunft, wie noch heute im Volksglauben, und Donaunixen mit ihrem prophetischen Blicke baden im Wasser. Das sind gewifs mythische Züge, allein sie gehören nicht zum Urbestand der Sage, sondern sind erst vom Dichter unseres Liedes oder in seiner Quelle an diese geknüpft worden. Aus früherer Überlieferung dagegen stammen Siegfrieds Drachenkampf und seine Unverwundbarkeit. Doch scheinen auch diese von Haus aus nicht mit der poetischen Gestalt Siegfrieds entstanden, sondern erst in älterer Dichtung an diese geknüpft zu sein: die älteste Quelle, die diese Thatsachen rühmt, das angelsächsische Gedicht von Beowulf, erzählt die Drachentötung und Hortgewinnung von Siegmund. Wir dürfen dieses älteste Zeugnis nicht schlechthin verwerfen, zumal jenes Gedicht wie die nordischen Eiriksmál noch Siegmund ohne einen Sohn Siegfried oder Sigurd kennt. Es mufs neben der Siegfriedssage einmal eine besondere Siegmundssage gegeben haben, die später mit der Siegfriedssage verknüpft worden ist. Abgesehen von diesen Zügen enthält unser Nibelungenlied nichts Mythisches, das uns in den Bereich der altgermanischen Götterwelt führte. Was man in ihm noch hat finden wollen, hat man erst mit Hilfe der eddischen Dichtung künstlich hineingepflanzt. Wie Siegfried eine durchaus menschliche Erscheinung

Digitized by Google

ist, so sind es auch Brunhild und Hagen, nur gehören sie in ihren Grundzügen, vor allem Brunhild, nicht der Zeit des Dichters an, sondern einer früheren Periode, wo auch das Weib Freude am Kampfe fand und mit Brünne, Schwert und Lanze dem Feinde entgegentrat. Und ebenso natürlich wie menschlich ist das Verhältnis zwischen Siegfried und Brunhild, das aus verschiedenen Stellen unseres Gedichtes klar durchblickt: beide haben sich einst geliebt, Siegfried hat die Geliebte verlassen, er hat eine andere genommen und für deren Bruder die Brunhild erworben: Liebe und Eifersucht der hintergangenen Freundin der Jugend bringen ihm den Tod. —

Ein eigentümliches litterarisches Denkmal ist die norwegische Thiðrikssaga, jenes Sammelwerk von Heldensagen, in dessen Mittelpunkt der eigentliche deutsche Sagenheld Dietrich von Bern steht. Man hat sie meines Erachtens zur Klärung unserer Heldensage bisher viel zu wenig benutzt, indem man vor ihren Schattenseiten nicht das Licht beachtet hat, das sie spendet. Der Verfasser hat, wie er selbst sagt, zur Unterhaltung schreiben wollen, doch ist er immer bestrebt gewesen, seinen Quellen gerecht zu werden, wie aus den öfteren Hinweisen auf diese hervorgeht. Niederdeutsche Volkslieder benutzt er in erster Linie, daneben scheint ihm unser Nibelungenlied bekannt gewesen zu sein, und auch die eddische Dichtung verwertet er in mehreren Punkten. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört er jenem Kreise von Männern an, die der norwegische König Hakon an seinem Hofe pflegte, und von denen wir den Abt Robert als Übersetzer der Tristam- und Elissaga kennen lernen. Männer der Hansa, die man als seine Gewährsmänner hinstellt, werden ihn schwerlich mit jenen Liedern bekannt gemacht haben, vielmehr war er wohl, wie jener Robert, ein Geistlicher, der sich längere Zeit in einem norddeutschen Kloster aufgehalten hat. Hier mag er mit Leuten aus Soest, Münster und Bremen zusammengekommen sein, die ihm alte Volkslieder aus ihrer Heimat übermittelten. So erklärt sich auch am einfachsten seine Kenntnis des hochdeutschen Nibelungenliedes, das ja im 13. Jahrh. bereits in Norddeutschland bekannt war.

Plauderton geht durch die ganze Saga, nicht selten verflochten mit Übertreibungen, wie sie der Nordländer durch die Pflege der Lügensagas (*lygisǫgur*) liebte. Schon weht in ihr die Luft der romantischen Fornaldarsögur des 13. Jahrhunderts: Kämpfe mit Riesen und Drachen sind nichts Seltenes, und elbische Geister treiben unter den Menschen ihr Wesen. Trotz alledem ist der Kern der Saga nicht zu unterschätzen, zumal er aus Gegenden stammt, die der Heimat der Sage nahe liegen.

Hier ist nun Siegfried nicht der edle Königssohn mit der feinen, höfischen Erziehung. Er ist ein Waisenkind, das weder Vater noch Mutter gekannt hat, er ist aufgewachsen an fremdem Hofe, ein ungefüger, tollkühner Gesell, dem erst Kampf und Erfahrung den Adel der Seele bringt. Der Verfasser will ihn auch nicht zu einem Idealhelden gestalten, er will nur berichten, was er von ihm erfahren hat, und dies bauscht er nach Kräften auf. Die märchenhaften Züge, Drachenkampf und Unverwundbarkeit, knüpfen sich auch hier an den Helden, sonst aber hat er nichts Übernatürliches: es ist der unerschrockene

Digitized by Google

Knabe, der bei Mimir die Schmiedekunst erlernt, der den Lindwurm Regin erschlägt, die Brunhild besucht und endlich Schwager und Ratgeber des Königs zu Worms wird, den er selbst auf die schöne Brunhilde aufmerksam macht, und für den er sie erwirbt.

Auch an der Brunhilde ist in der Saga nichts Übernatürliches, nichts Mythisches zu finden. Sie ist eine mächtige Königstochter, die Freude am Kampfe hat, und die freudig den kühnen Helden in ihrer Halle aufnimmt und sich mit ihm verlobt. Als später Gunther auf Siegfrieds Rat um die hehre Jungfrau wirbt, folgt sie diesem nur mit Widerwillen und grollt ihrem früheren Verlobten, der eine andere zur Gemahlin genommen. Doch sie will auch in der Ehe noch ihre Heldenkraft wahren und sich ihr *magetuom* nicht mehmen lassen: erst durch Siegfried wird Gunther ihrer Herr. Lange ist ihr dieser zweite Trug Siegfrieds verborgen; als sie ihn aber erfährt, beschliefst sie den Untergang des einst Geliebten: in seinem Tode findet die stolze Königin allein Sühne.

Aus denselben sächsischen Liedern, die die Quelle der Thiðrikssaga sind, ist aller Wahrscheinlichkeit nach auch das Gedicht vom Hürnen Seyfrid hervorgegangen. Dies ist im Anfange des 16. Jahrhunderts aus zwei älteren Liedern zusammengeschweifst, von denen das erste, das kürzere, Siegfrieds Jugendthaten besingt, während das längere im Bänkelsängertone Siegfrieds Kämpfe mit dem Riesen Kuperan und die Befreiung der Kriemhild aus der Gewalt des Drachen behandelt. Das Ringen des Helden mit dem Riesen und dem Drachen bildet den Kern des ganzen Gedichtes; alles ist bereit, fast ermüdend behandelt. Altes Sagengut findet sich nur in wenigen Namen, besonders in dem Siegfrieds und der Kriemhilde, und in den letzten Strophen des Gedichtes.

Die Quelle des 2. Teiles des Seyfridliedes mag dem Ausgange des 13. oder dem Anfange des 14. Jahrhunderts angehören, zu welcher Zeit sich die deutschen Epen durch ermüdende Breite, durch einförmige Wiederholungen, durch Riesen- und Zwergmären hervorthaten. Eine weitverbreitete Sage dieser Zeit, das Märchen vom Drachenstein, auf dem ein verwunschener Prinz eine geraubte Jungfrau birgt, hat dem Dichter Veranlassung zu dem Gedichte gegeben: in Anlehnung an die Siegfriedssage läfst er die geraubte Jungfrau Kriemhild, den rettenden Jüngling den Drachentöter Siegfried sein, aber die nordische Brynhild-Sigrdrifa, die hinter der Waberlohe schläft, ist nie und nimmer in jener zu finden. Und ebenso wenig darf man behaupten, dafs der Zwergkönig Eugel, der Siegfried bei seinen Kämpfen Beistand leistet, dem nordischen Grípir entspreche, den ein Skalde des 12. oder 13. Jahrhunderts als Mutterbruder des Siegmund ersonnen hat. —

Zum Teil anders als in den deutschen Quellen klingt der Sang von Siegfried und Brunhild in der eddischen Dichtung. Aufgezeichnet sind auch die Eddalieder nicht vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, doch rühren sie unstreitig aus einer früheren Zeit. Wie aus dem Nibelungenliede der höfische Geschmack der Staufer-, aus der Thiðrikssaga der Plauderton der Sturlungenzeit, so

Digitized by Google

spricht aus den eddischen Gedichten die grofse und vielbewegte Zeit der Wikingerzüge, der nordischen Völkerwanderung. Auch die Litteratur dieser Periode hat charakteristische Züge, die nur ihr eigen sind, die nur dem norwegisch-isländischen, sonst keinem germanischen Stamme angehören, ja die nicht einmal bei dem dänischen Brudervolke ihr Analogon finden, wie die schönen Arbeiten Axel Olriks über Saxo Grammaticus jüngst gezeigt haben. Es ist ein verderblicher Irrtum der Forschung gewesen, dafs man diese Züge in eine urgermanische Zeit versetzt und aus ihnen ein Gebäude aufgeführt hat, das auf gläsernen Grundpfeilern ruht und mit Eisen bedacht ist. Das ist nur dem unbewufsten Einflusse zuzuschreiben, den die Romantik in der Litteratur auf die Forschung gehabt hat.

Wo wir in der eddischen Dichtung hinschauen, auf Schritt und Tritt können wir den poetischen Apparat der Dichter wahrnehmen. Wir finden hier dasselbe Sondergepräge, wie in der mittelhochdeutschen Epik: die Götter nehmen Anteil an dem Geschicke der Menschen wie die Homerischen. Vor allem erscheint Óðinn als Beschützer berühmter Helden, der aber auch zugleich ihrem Leben ein Ziel setzt. Göttliche Walküren, die sich bei keinem anderen germanischen Stamme nachweisen lassen, verbinden sich mit Recken und stehen ihnen mit Rat und That zur Seite. Es sind die Wunschmädchen des Toten- und Schlachtengottes Óðinn, dem sie die Helden in sein Reich zuführen und der die ungehorsame mit dem Schlafdorn sticht. Deutlich wird zwischen ihnen und den irdischen Schildmädchen, die sich am Kampfe beteiligen, unterschieden. Gestaltentausch haben höhere Wesen die Menschen gelehrt, und aus den Händen unterirdischer Mächte wird der Vergessenheitstrank gereicht. Wiederholt lodert die Waberlohe, die ebenfalls aufser dem norwegisch-isländischen kein germanischer, kein skandinavischer Stamm kennt. Von Zeit zu Zeit taucht die Gestalt eines Dämonen auf, bald in Wort- und Weisheitsstreit mit den Göttern, bald den Menschen verderbenbringend. Dazu geht durch die meisten Gedichte ein didaktischer Zug, der sich selbst bei solchen mit rein epischer Grundlage findet.

Die grofse Zeit der Wikingerzüge mit ihren vielfachen Anregungen hat die Wirklichkeit und mit ihr auch die alte Dichtung und Sage in eine höhere Sphäre gehoben — das ist das Charakteristische der eddischen Dichtung. Der Verkehr mit anderen Völkern, vor allem mit den Angelsachsen, hat eine fast zur Theokratie ausgebildete Religion geschaffen, im Bunde mit ihr hat eine nach Freiheit und Unabhängigkeit strebende Aristokratie diese Litteraturblüte zur Entfaltung gebracht. Aber altes, ererbtes Nationaleigentum, das in Bausch und Bogen auf urgermanische oder auch nur altdeutsche Verhältnisse und Auffassungen zurückgehe, ist es nicht.

Mit diesen Thatsachen müssen wir rechnen, wenn wir die altnordische Dichtung zur Kritik der deutschen Heldensage benutzen wollen. Leider hat gerade der Abschnitt der Eddalieder, welcher die Sage von Sigurð und Brynhild enthält, in der einzigen Handschrift eine arge Lücke. Diese vermag uns auch die prosaische Wiedergabe unserer Lieder in der Völsungensaga, deren

Digitized by Google

Verfasser die Sammlung noch vollständig vor sich hatte, nicht ganz zu ersetzen. Dazu kommt, dafs auch der übrige Teil der Sammlung nicht unbedeutende Schwierigkeiten bereitet. Mehrere Lieder haben denselben Gegenstand behandelt, sie haben aber nicht die gleiche Darstellung der Sage, nicht denselben Aufputz. Von anderen sind dem Sammler nur Bruchstücke im Gedächtnis gewesen, seine durchaus nicht klassische Prosa hat hier das Fehlende ergänzt. Sind doch zwei bis drei Jahrhunderte ins Feld gegangen, seit sich die ersten Skalden über die ruhmreichen Thaten der Völsungen und Niflungen machten und sie in den Liedern besangen, von denen uns die Kopenhagener Handschrift die letzten Reste bewahrt hat. Trotz alledem lassen sich noch deutlich zwei Parallelsagen erkennen, in denen das Verhältnis zwischen Sigurð und Brynhild verschieden aufgefafst wird: nach der einen weckt Sigurðr die hinter der Waberlohe schlafende göttliche Walküre, nach der anderen kommt er in seiner Jugend zu einer kühnen Königstochter, die, wie viele Schildmaide der Völkerwanderung und der Wikingerzüge, Freude am Kampfe hat, und verlobt sich mit ihr. Letztere Fassung stimmt zur deutschen, wie wir sie aus dem Nibelungenliede und der Thiðrikssaga kennen, erstere hat ein durchaus nordisches Kolorit, und ich vermag ihr kein deutsches Heimatsrecht einzuräumen, das man für sie in Anspruch nimmt. Gehört doch der Sang von der schlafenden Walküre gerade jenen Gedichten an, in denen wir die nordische Weiterbildung und Ausschmückung der aus Deutschland eingewanderten Sage ganz besonders klar erkennen. Daher hat man schon vieles, was einst W. Grimm, Lachmann u. a. als altes Sagengut auffafsten, als solches preisgegeben und es der nordischen Dichtung zugewiesen. Hierher gehört z. B. die Vorgeschichte des Schatzes, die Erzählung von den drei Asen Óðinn, Loki und Hoenir, die als Bufse für den erschlagenen Otr das Gold zahlten und den fluchbeladenen Ring spendeten. Hierher gehört auch die Auffassung, dafs die erwachte Brynhild, wie wir im Sigrdrifumál lesen, den jungen Sigurð Runenweisheit gelehrt haben soll. So ist schon manches gefallen, aber noch hat man sich meines Erachtens dem Wichtigsten gegenüber zu zaghaft verhalten: nämlich die Brynhild ihres übernatürlichen, ihres göttlichen Glanzes zu entkleiden.

Brynhild ist nach den Eddaliedern die ungehorsame göttliche Walküre, eines jener halbgöttlichen Wesen, die unter dem Befehle Óðinns stehen. Sie hat gegen den Willen ihres Gebieters dem jungen Agnar den Sieg verliehen und den alten Hjálmgunnar zur Hel gesandt. Zur Strafe für ihren Ungehorsam sticht sie Óðinn mit dem Schafdorn und umgiebt ihr Lager mit einer mächtigen Waberlohe. Hier ruht sie, bis Sigurðr auf Granis Rücken die Flamme durchreitet und die Jungfrau weckt. — Wo finden wir anderenorts in der germanischen Sage und Dichtung auch nur eine Anspielung auf jene göttlichen Walküren, die im Dienste des Schlachtengottes stehen und seine Befehle ausführen? Nirgends. In der norwegisch-isländischen Poesie dagegen treffen wir sie auf Schritt und Tritt: schützend schweben Walküren über Helgi dem Hundingstöter, in Scharen begleiten sie den Leichenzug Baldrs, ihr Erscheinen verkündet in der Vǫluspá das nahe Göttergeschick. Allerorten erscheint Óðinn als ihr

Digitized by Google

Herr und Gebieter, Óðinn, der ebenfalls nur bei den Norwegern diese Machtsphäre erlangt hat. Die Walküren sind ein nordisches Gebilde aus der Wikingerzeit und gehören zum poetischen Apparate jener Periode. Dasselbe gilt von der Waberlohe. Auch sie kennt kein germanischer Stamm aufser dem norwegisch-isländischen, bei ihm aber finden wir sie wiederholt: hinter ihr weilt im Lande der Reifriesen die schöne Gerðr; die Waberlohe mufs durchreiten, wer die Liebe der Menglöð erlangen will. Und nur aus der nordischen Natur erklären sich Wort und Bild: 'in wellenartigen Schwingungen erhebt sich über den Bergen Norwegens und Islands die Aurora borealis, funkelnde Lichtstrahlen schiefsen am Horizonte empor, immer schneller wird die Bewegung der Glutwellen'. Das ist es, was noch heute der Norweger *vavra* nennt. Dies Flammenmeer im Norden mag dem Mythus von der auf dem Berge ruhenden Jungfrau Veranlassung und Farbe gegeben haben. Auf keinen Fall ist er altes urgermanisches Mythen- und Sagengut, ebenso wenig wie die göttliche Walkürennatur der Brynhild. Daher wissen weder unser Nibelungenlied noch die durch die Thiðrikssaga vertretenen sächsischen Volkslieder etwas von diesen mythischen Zügen: sie sind in Deutschland nicht vergessen oder verblafst, sondern sind hier nie bekannt gewesen. Und es wäre wahrlich auch wunderbar, wenn sich in der deutschen Dichtung bei der Brunhild nicht ein einziger mythischer Zug erhalten hätte, während doch die märchenhaften Züge, die die Sage an die Gestalt Siegfrieds geknüpft hat, der Drachenkampf und die Unverwundbarkeit, in allen deutschen Quellen auf gleiche Weise erhalten sind.

Neben dieser Erweckung der göttlichen Walküre hinter der Waberlohe weifs aber die eddische Dichtung noch von einem anderen Besuche Siegfrieds bei Brynhilde. Hier hat die Jungfrau nichts Übernatürliches, nichts Göttliches, sondern sie ist eines jener Schildmädchen, die Freude am Kampfe finden und sich selbst an diesem beteiligen. Die alten Lieder von der Bravallaschlacht geben uns ein treffliches Bild von ihrem Treiben und Wirken. Wie in ihnen erscheint auch hier Brynhild. Sie ist Buðlis Tochter und hält sich bei König Heimir auf. Ihr Vater hat sie ob ihrem männlichen Wesen schon in früher Jugend zur Schildmaid bestimmt. Von Sigurð hat sie gehört und ist für den Helden begeistert. In der Zeit, wo die Waffen ruhen, sitzt sie in ihrer Kemenate und webt seine Grofsthaten in einen Teppich. Einst kommt der junge Held an Heimirs Hof. Durch Zufall lernt er die Brynhild kennen, und sie, die noch keinem Manne den Platz neben sich vergönnt hat, nimmt ihn freundlich auf. Wohl ruft sie ihm zu: 'Nicht ist es beschieden, dafs wir beisammen wohnen sollen; ich bin eine Schildmaid und trage den Helm bei Heerkönigen, und ihnen will ich zu Hilfe kommen, denn nicht ist es mir leid zu kämpfen'. Aber der ungestüme Jüngling will das Mädchen erwerben, und er bringt es in der That so weit, dafs beide sich verloben.

Man pflegt diese zweite Fassung der Sage für einen späteren, speziell nordischen Auswuchs anzusehen. Das kann nur geschehen, solange man den Walkürenmythus zu der ältesten Gestalt der Sage rechnet. Gewifs hat die

Digitized by Google

Einkleidung dieser zweiten Fassung junge, ja sogar romantische Züge, allein der Kern deckt sich so mit der Überlieferung im Nibelungenliede und vor allem in der Thiðrikssaga, dafs ich nicht daran zweifle, dafs wir hier die ältere deutsche Fassung der Sage vor uns haben[1]). Beide Fassungen sind dann in der nordischen Dichtung vermischt worden, zuerst wohl in einem Liede, das Gunthers Brautwerbung um Brynhild enthielt, und von dem uns die Völsungensaga zwei Strophen erhalten hat.

Rechnen wir mit all diesen Thatsachen, die eine unbefangene Prüfung der einzelnen Quellen und ihrer Zeit ergiebt, so gestaltet sich die alte Sage von Siegfried und Brunhild ungefähr folgendermafsen:

Brunhild ist von Haus aus keine göttliche Walküre, sie ist eine Schlachtenjungfrau in Brünne und Helm, mit Schwert und Lanze, eines jener Schildmädchen, wie sie die Römer unter den Leichen der Markomannen fanden oder wie sie gefesselt im Triumphzuge Aurelians den schaulustigen Bewohnern Roms vor die Augen traten oder wie sie an der Spitze ihrer Scharen in die Bravallaschlacht ziehen. Fast jeder deutsche Stamm konnte sich in heidnischer Zeit solcher Heldenmädchen rühmen, und bei den Nordgermanen finden wir sie noch im Ausgange des 10. Jahrhunderts. Von ihrem unerschrockenen Sinne, ihrem Mute, ihrer alles besiegenden Kraft wissen die Dichter zu singen und sagen. Das ist deutsche, das ist germanische Eigenart, die selbst die Römer in Bewunderung setzte. Verhafst ist diesen Mädchen die Ehe. Stolz weist die sächsische Königstochter Olof jeden Werber zurück, und König Erichs Kind Þornbjǫrg will nichts von einer Vermählung mit einem Manne wissen. Solche Heldenjungfrau ist auch die Brunhild. Sie weilt fern von Freundinnen und Gefährtinnen. Auch ihr ist die Ehe verhafst; frei will sie ihrem Waffenhandwerke nachgehen, sie will nichts von Mannes Minne wissen. Mufs sie sich aber dem Gebote der Notwendigkeit fügen, so will sie nur dem ihre Hand reichen, der ihr an Kraft und Stärke gewachsen ist. Da kommt an den Hof, wo sie weilt, jener jugendliche Held, von dessen Thaten sie schon vernommen, für den sie begeistert ist. Wir wissen nicht, wer hinter dieser Idealgestalt deutscher Dichtung steckt; alle Versuche, ihn zu einem germanischen Gotte zu machen, sind ebenso gescheitert wie die Bemühungen, in ihm eine geschichtliche Person zu finden. Er kommt in die Burg der Brunhilde, er weifs noch nichts über die ersten Jahre seiner Kindheit, Vater und Mutter sind ihm unbekannt. Er ist an fremdem Hofe aufgewachsen und in der Fremde zum Jüngling geworden, der nur an Abenteuern und Heldenthaten Freude findet. Wohl gegen seinen Willen ist er zum Drachentöter geworden und hat sich des Schatzes bemächtigt, den das Ungetüm hütete. Zu diesem ist er aber erst in der Dichtung geworden, als die Siegmundssage mit seiner Person in Verbindung gebracht und er zum Sohne Siegmunds geworden war. Seine Heldenkraft hat den Mythus entstehen lassen, er habe sich im Blute des Wurmes gebadet und sei infolge-

[1]) Ganz besonders diese Ansicht gedenke ich auf Grund der Quellen demnächst eingehend zu begründen.

Digitized by Google

dessen unverwundbar. Von solchen Thaten hatte auch Brunhild vernommen, und als ein Zufall den kühnen Helden zu ihr geführt, haben sich bald die Herzen gefunden. Wohl warnt die Schildmaid kraft prophetischer Ahnung den unerfahrenen Jüngling vor der Verlobung, aber dieser achtet die Warnung wenig, und Jüngling und Mädchen geben sich das Versprechen, gemeinsam durchs Leben zu wandeln. Nach altgermanischem Rechte war dies Versprechen kein Rechtsakt. Hierzu wurde es erst, wenn der Vormund des Mädchens, ihr Vater oder ihr ältester Bruder oder Oheim, Erlaubnis und Handschlag gegeben hatte.

So stand Siegfried vor dem Rechte schuldlos da, wenn er später eine andere zur Gattin nahm. Doch nichts lag ihm ferner als dieser Gedanke, wie er die Burg der Brunhilde verliefs, um vor der rechtlichen Verlobung noch weitere Heldenthaten zu verrichten. Bald kommt er an den Hof des Burgundenkönigs, wo die schöne Kriemhild, die die eddische Dichtung Guðrún nennt, unter der Obhut ihres Bruders Gunther lebt. Zwischen dem fremden kühnen Helden und den königlichen Brüdern entwickelt sich bald die innigste Freundschaft, und nachdem man das Blut gemischt und sich Eide geschworen, steht einer für alle, alle für einen. Durch Versprechen wissen die Brüder Siegfried an sich zu ketten; sie geben ihm ihre Schwester Kriemhild zur Gemahlin und mit ihr zugleich Anteil an der Regierung und einen Teil burgundischen Gebietes. So hat Siegfried der Brunhild gegenüber sein Wort gebrochen, und in dieser Handlungsweise liegt der tragische Konflikt. Siegfried fühlt seinen Fehler recht wohl; er sucht ihn wieder gut zu machen, indem er den mächtigen König Gunther auf die starke Brunhild hinweist und ihn bestimmt, um sie zu werben. 'Gunther sei reich an Land und Leuten, dieser gezieme sich für die edle Königstochter besser als er, Siegfried, der jenem erst Land und Leute verdanke' — so sucht er später seine Handlungsweise vor Brunhild zu rechtfertigen. Allein in dieser lebt die alte Liebe ungeschwächt. 'Nur einen Fürsten, nicht andere liebte ich, denn Wankelmut war meinem Wesen fremd', ruft sie nach der eddischen Dichtung beim Tode Sigurðs. Und dieser eine war Sigurðr. Daher bricht jetzt, wo sie sich von diesem hintergangen sieht, das ganze Ungestüm ihrer Kriegernatur durch: sie will nichts von einer Ehe mit Gunther wissen, sie will ihrem ersten Versprechen treu bleiben, und, da sie Siegfried nicht haben kann, auch ferner im Kampfe das Schwert zücken und die Lanze werfen. Doch gezwungen von ihren Angehörigen giebt sie endlich nach, und liebelos folgt sie dem gehafsten Manne, der sie nach ihrer Meinung um ihr Liebstes gebracht hat. So ist sie nach dem Rechte Gunthers Gattin, aber noch nicht in Wirklichkeit: ihr *magetuom* will sie sich wahren, und im Kampfe um dieses unterliegt Gunther. Um auch in diesem Punkte ihrer Herr zu werden, mufs Siegfried abermals einschreiten, und bei dieser Gelegenheit nimmt er jenen verhängnisvollen Ring, den er der Kriemhild schenkt. Jahre vergehen. Brunhild fügt sich in das Unvermeidliche, aber in ihrer Brust schlummert Eifersucht auf Kriemhild und die alte Liebe zu Siegfried. Sie macht letzterem keinen Vorwurf; die Brüder seiner Gattin haben ihn umstrickt, verleitet, böse Schicksals-

Digitized by Google

mächte haben ihr ihn entrissen. Zweifel quält sie, ob Gunther sie wirklich besiegt habe. Da erfährt sie durch ihren Streit mit Kriemhilde den wahren Sachverhalt, und nun giebt es für die stolze Königin nur noch einen Weg: Siegfried mufs sterben, damit sie gerächt ist, aber damit sie auch zugleich mit dem einzig Geliebten im Tode vereint sein kann. Als dann die Nachricht von Siegfrieds Tode ihr zu Ohren kommt, da bricht ihre volle Liebe zu dem Helden, ihr ganzer Hafs gegen Gunther und seine Sippe hervor. Sie macht ihren Gefühlen Luft, sie offenbart Gunther ihr Innerstes, ihre Seelenkämpfe in der Zeit einer verhafsten Ehe. Nur eine Bitte hat sie noch an ihren Gemahl:

'Der Wünsche letzten gewähre mir, Gunnar, nicht Weiteres wird Brunhild erbitten im Leben: so breit lafs schichten der Buche Scheite, dafs für alle reichlich Raum sich finde, die wir treu dem Sigurð im Tode folgen. Mit Schilden und Teppichen schmücket den Holzstofs, an der Seite des trefflichen Helden verbrennet mich'.

Der Wunsch wird ihr gewährt: auf dem Scheiterhaufen, worauf Siegfrieds Leiche liegt, stöfst sich Brunhilde das Schwert in die Brust.

So endet das grofse ergreifende Drama von Siegfried und Brunhilde. Wir können den Helden nicht von aller Schuld frei sprechen und wir empfinden mit der hochherzigen Heldin wie jene Völve in Helreið, die ihr den Eintritt in das Reich der Hel versagen wollte. Das ist ein Drama aus der Heldenzeit unseres Volkes, dem Leben entnommen und durch Dichtertalent gewaltig gestaltet. Aber etwas Übernatürliches, das uns ins Reich der Götter führe, finden wir nicht in ihm. Die märchenhaften Züge, Siegfrieds Kampf mit dem Drachen und seine Unverwundbarkeit, können den Grundrifs nicht verändern. Die Sage und Dichtung hat ähnliche Thaten auch an andere Menschen geknüpft, in denen noch niemand zu Heroen verblafste Gottheiten erblickt hat.

In dieser Gestalt ist die Sage aller Wahrscheinlichkeit nach bei den Franken entstanden. Hier ist sie auch verbunden worden mit der Nibelungensage d. h. mit der Sage vom Untergange der Burgundenkönige. Von hier wanderte sie dann nach Oberdeutschland, wo sie an die ostgotische Dietrichsage geknüpft und wo sie vom Dichter des Nibelungenliedes in jenes höfische Gewand gekleidet worden ist. Auch hier haben sie schaffende Geister neu geformt und wachsen lassen. So ist u. a. dem Horte, den Siegfried dem Drachen abgewonnen hatte, eine Vorgeschichte angedichtet worden, und neben dem Gold erscheinen Schwert und die unsichtbarmachende Nebelkappe als alter Besitz des Zwerggeschlechtes. Die Forschung hat früher auch diese Züge für uralten Bestand der Siegfriedssage angesehen. Das mythische Geschlecht der Nibelungen, altdeutscher Gottheiten der Finsternis, meinte man, sei das ältere, nach dem die Burgunden erst später als Herren des Hortes den gleichen Namen erhalten hätten. Auch diese Annahme ist entsprungen aus dem Streben, in unserem mittelhochdeutschen Gedichte überall alte Göttermythen zu suchen. Gehen wir von ihr aus, so stehen wir vor einer Reihe ungelöster und unlösbarer Fragen: überall stehen Drachenkampf und Hortgewinnung im engsten Zusammenhange, nirgends wird Siegfried, der den Hort so lange besessen, Nibelung genannt,

Digitized by Google

die Burgundenkönige sind nie Besitzer des Schatzes gewesen, nach dem sie den Namen haben sollen, in allen anderen Quellen endlich, aufser im ersten Teile des Nibelungenliedes, sind unter den Nibelungen die Burgundenkönige und ihre Leute verstanden, nirgends das mythische Nibelungengeschlecht. Die Zweifel lösen sich unter der einfachen Voraussetzung, die schon Wilh. Müller verteidigt und jüngst in Wilmanns einen warmen Fürsprecher gefunden hat, dafs der Name Nibelungen für die Burgunden das ältere und dafs das mythische Nibelungengeschlecht das Phantasiegebilde eines späteren Dichters ist, der dem Horte eine Vorgeschichte hat schaffen wollen. Diese schöpfte er aber aus dem Volksglauben seiner Zeit, nach dem das Volk der Zwerge in den Bergen nach Art des mittelalterlichen Lehnstaates organisiert und im Besitze grofser Reichtümer war. Auch hier bewahrheitet es sich: den Dichter der Quelle und die Anschauungen seiner Zeit zu verstehen, das ist die erste und wichtigste Aufgabe aller saggeschichtlichen und mythologischen Forschung.

Von den Franken kam aber auch die Sage von Siegfried und Brunhild, direkt oder indirekt, nach dem europäischen Norden, wo sie bald ein Lieblingsthema norwegischer Skalden wurde. Durch diese lernten sie die Kelten Britanniens kennen und verflochten sie mit ihrer Heldensage. Aus letzterer leuchtet noch die ältere nordische Gestalt hervor, dieselbe, die ein Vergleich mit den deutschen Quellen als die ursprüngliche ergab. Von den norwegischen Dichtern wurde dann die Sage weiter ausgebildet. Es ist wahrscheinlich, dafs hier mit ihr ein Motiv verknüpft worden ist, wie wir es in unserem Märchen von Dornröschen besitzen. Von den Kelten scheinen die Nordgermanen nach Falks Nachweisen dies zu haben. Doch hat es ein ganz nordisches Gewand erhalten, und so ist die hinter der Waberlohe ruhende Jungfrau entstanden. Auch lassen die Dichter, wie es der Zeitgeist verlangte, ihren Idealgott Óðinn an dem Geschicke des jungen Helden und seiner Familie thätigen Anteil nehmen und machen die Brunhild zu einer seiner Walküren. Doch alles das ist nordische Dichtung, nicht urgermanische, nicht altdeutsche. Aber sie ist von germanischem Geiste durchweht, und so mögen Kunst und Poesie auch fernerhin ihre Motive benutzen und ihre Bilder neu beleben. Wir verstehen die Gefühle der Geister, die auf diesem Gebiete arbeiten und schaffen, und wissen sie zu würdigen. Die Wissenschaft aber mufs sie zurückdrängen; sie hat die Aufgabe, den wahren Sachverhalt zu ergründen und offen zu bekennen.

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. JOHANNES ILBERG UND Dr. RICHARD RICHTER

ERSTER JAHRGANG 1898

I. UND II. BANDES 2. HEFT

Ausgegeben am [illegible]



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1898

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK.

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3.

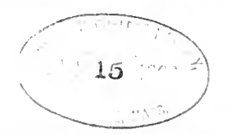
Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg**, Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter**, Leipzig, Parthenstrasse 1, II, zu richten.

INHALT DES II. HEFTES.

I. ABTEILUNG (1. BAND).

II. ABTEILUNG (2. BAND).



GOETHE UND DAS KLASSISCHE ALTERTUM.

Von Theodor Vogel.

Den Anlafs zu den folgenden Zeilen bietet 'Goethe und das klassische Altertum' von Franz Thalmayr, ein mit Wärme und Sachkenntnis geschriebenes, gediegenes Buch, vornehmlich altklassischen Philologen, welche der Verf. wohl in erster Linie bei seiner Arbeit im Auge gehabt hat, angelegentlichst zu empfehlen.[1]) Goethekennern stofflich Neues oder Anregung durch Behandlung abgelegener Einzelfragen zu bieten, war nicht sein Vorhaben. Wie er es im Vorwort (S. IV) klar ausspricht, ist Zweck und Endziel seiner Ausführungen, den Nachweis zu liefern, 'dafs Goethes tiefe Geistesbildung zum gröfsten Teile auf der Grundlage klassischer Studien beruht, dafs die Anerkennung ihres hohen Wertes ihn durchs ganze Leben begleitet und dafs er den vertrauten Verkehr mit allem, was aus dieser Quelle stammt, mit liebevoller Teilnahme bis in seine spätesten Lebenstage unterhalten hat.'

Dieser Nachweis ist nicht nur mit wohlthuender Hingabe, sondern auch mit Umsicht und Gründlichkeit geführt worden, unseres Erachtens in durchaus überzeugender Weise. Die Darlegungen des Verf. wirken vornehmlich dadurch so einleuchtend, dafs er so viel als möglich den Dichter selbst sprechen läfst, Urteile anderer über ihn nur spärlich heranzieht und es gewissenhaft vermeidet, seine Beweisführungen durch Beibringung von Nebensächlichem oder gar Zweifelhaftem zu beeinträchtigen. In löblicher Selbstbeschränkung läfst er sich auf ferne Anklänge an Antikes, die bei Goethe schier aller Orten zu finden sind, nicht ein. Was er aus dessen Werken bespricht, weist dem Inhalte oder der Form nach unzweifelhaft auf klassische Muster hin, wenn nicht gar Goethe ausdrücklich auf solche sich bezieht. Paläophron und Neoterpe, Was wir bringen, die natürliche Tochter, Pandora, des Epimenides Erwachen, Helena werden daher nur als 'antikisierend' behandelt, weil sie blofs nach gewissen Seiten an antike Vorbilder gemahnen; in gleichem Sinne werden Tasso und Hermann und Dorothea besprochen. Alle, die überzeugt, nicht überredet sein wollen, werden dem Verf. auch das Dank wissen, dafs er es nirgends darauf anlegt, durch Summationen verwandter Thatsachen aus verschiedenen Lebensperioden G.s Wirkungen zu erzielen, den chronologischen Faden vielmehr bis zu Ende festhält.

---

[1]) Goethe und das klassische Altertum. Die Einwirkung der Antike auf Goethes Dichtungen im Zusammenhange mit dem Lebensgange des Dichters dargestellt von Dr. Franz Thalmayr, k. k. Gymnasialprofessor in Linz. Leipzig 1897, Fock. V, 185 S. gr. 8.

Digitized by Google

Der Gesamteindruck mufs für jeden Verehrer des klassischen Altertums hocherfreulich sein; die Ausführungen des Verf. dürften aber auch auf manchen Goethekenner überraschend wirken. Dafs die Beschäftigung mit dem Altertum bei allem, was G. in seinem langen Leben betrieben hat, still nebenhergegangen ist, wissen alle Kundigen. Wenige werden aber diesen Studien eine so nachhaltige und tiefgehende Bedeutung im Innenleben des Dichters beigemessen haben, wie sie nach Thalmayrs unanfechtbaren, weil zumeist durch Goethestellen belegten Ausführungen anerkannt werden mufs. Hinter naturwissenschaftlichen Interessen sind bei G. die philologischen merklich zurückgetreten nur während der der italienischen Reise unmittelbar vorhergehenden Jahre, in denen der Dichter neben einem ihn stark in Anspruch nehmenden praktischen Amte in die Anfangsgründe der Naturwissenschaften sich einarbeitete. Weiterhin hat zwar zeitweilig die Mineralogie, Meteorologie und vornehmlich die Farbenlehre sein Interesse stark in Anspruch genommen. Als seine eigentliche Lebensaufgabe hat er seit der Rückkehr aus Italien immer die künstlerische im weitesten Sinne des Wortes angesehen. Bei deren Lösung waren und blieben aber seine Hauptführer die Alten.

Die volkstümliche Schlichtheit von Hans Sachs, den genial-kraftvollen Realismus Shakespeares u. s. w. hat G. zeitlebens gebührend gewürdigt. Seinem durch Italien geläuterten Form- und Stilgefühle konnte aber weiterhin weder der eine noch der andere, noch weniger die mit Formlosigkeit sich brüstende Romantik voll zusagen. Dem Einflusse der letzteren hat G. verschiedentlich nachgegeben, ganz vornehmlich da, wo es ihm besonders bequem erscheinen mufste, in den zweiten Teilen von Wilhelm Meister und Faust, im Divan dagegen doch nur insoweit, dafs die peinlichste Sorgfalt in der Formgebung dabei gewahrt blieb.

Bei der grofsen Bestimmbarkeit, die G. zeitweilig verschiedensten Kunstrichtungen gegenüber gezeigt hat, mufs die zähe Festigkeit doppelt beachtlich erscheinen, mit der er am klassischen Ideal festgehalten hat. Pindar (Oden), Aeschylus (Prometheus), Euripides (Götter, Helden und Wieland), Aristophanes (Satyros, Vögel) hatten den jungen Mann begeistert in der Zeit des 'Sturmes und Dranges'. Sachliche, sprachliche Anklänge an Antikes ziehen sich durch Elpenor und Iphigenie wie durch die wesentlich späteren 'antikisierenden' Bühnenstücke, die mit 1800 anhebend auf ein Vierteljahrhundert sich verteilen, bis zur klassischen Walpurgisnacht und dem Abschlusse der früh begonnenen Helena. So sehr interessieren noch den nahezu Achzigjährigen die Stoffe der griechischen Tragiker, dafs er, mit Philologen von Fach wetteifernd, sogar mit Tragödienfragmenten und dürren Angaben über Tetralogien eifrig sich beschäftigt. In die klassische Walpurgisnacht spielen ja auch naturwissenschaftliche Anliegen mit hinein; das Ganze ist aber der hellenischen Sagenwelt von den rohesten Naturanfängen bis zu den hehrsten Gebilden homerischer Dichtung gewidmet. Und die Hauptarbeit davon fällt in die späte Zeit von 1827—1830!

Geradezu einzigartig (das wird aus Thalmayrs Schrift erst recht klar) ist

Digitized by Google

aber das Verhältnis G.s zu Homer. Von allen Dichtern aller Zeiten hat keiner vermocht, Goethen auf die Dauer und ganz zu fesseln aufser dem einen Homer. Spanisches, Russisches, Litthauisches, Chinesisches u. s. w. hat G. kennen und in seiner Art schätzen gelernt. Der Dichter schlechthin ist aber für ihn immer Homer geblieben; in diesem Stücke hat die Wertherbegeisterung standgehalten bis zuletzt. Erinnerungen an Homerisches umschweben den Geheimen Rat Goethe in Italien, wie sie aus grofsen und kleinen Anlässen s. Z. den Auskultator G. in Wetzlar umschwebt hatten. Im Herbst 1798 richtet er Homerabende ein, an derer jedem ein Gesang H.s von ihm deklamierend vorgelesen wurde. Mit entschiedener Vorliebe stellt er von 1799—1805 Künstlern Preisaufgaben aus der Gestaltenwelt Homers. Sein umfänglicher Auszug aus der Ilias vom Jahre 1798, in dem er alle Motive der Dichtung zusammengestellt hatte, wird 1820 sorgfältigst von ihm für den Abdruck in 'Kunst und Alterthum' überarbeitet. Rührend ist das bekannte Distichon, in dem der gröfste Dichter unseres Volkes dem Einen, Unerreichbaren gegenüber mit der Rolle eines nachstrebenden Homeriden sich demütig begnügt. Schier bis zur Verleugnung seiner Eigenart ist G. in seiner Achilleis (1799) gegangen, in der er, als Ergänzer Homers sich fühlend, an sein Muster sich bis auf den Ausdruck und kleine Kunstmittel angelehnt hat. Begreiflich ist, dafs der Dichter, der kurz vorher in Hermann und Dorothea als einen gottbegnadeten Homeriden sich erwiesen hatte, es bald als eine Unmöglichkeit erkannte, die Achilleis in der begonnenen Weise zu Ende zu führen. Dafs er die Arbeit überhaupt angegriffen und so weit geführt hat, ist aber ein vielbesagendes Zeugnis wie für seine Bewunderung der Dichtergröfse Homers so für die absonderliche Wertschätzung der homerischen Gestaltenwelt.

Auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst hat G. in seinem langen Leben für sehr Verschiedenartiges neben- und nacheinander sich begeistert. Das Interesse für griechisch-römische Kunstwerke hat ihn aber begleitet von der Kinderzeit bis in die letzten Weimarer Jahre. Künstlerische Anregung hat er von Meistern aller Zeiten und Völker erhalten. Die eigentliche echte Kunst ist aber immer für ihn die antike geblieben, so wenig er z. B. der älteren deutschen Baukunst, Malerei und Bildhauerei Anerkennung versagt hat.

Allgemein gilt als ausgemacht, dafs der Dichter G. auf dem Gebiete der Naturwissenschaften als Gelehrter sich hervorgethan hat. Hat nicht auch die Philologie ein Recht darauf, ihn als einen der Ihren in Anspruch zu nehmen? Denkt man bei Philologie wesentlich an Grammatik, Linguistik, Textkritik u. dergl., so ist die Frage zu verneinen. Fafst man sie im Sinne F. A. Wolfs auf, so wird man dem nicht zunftmäfsig geschulten Dichter gern einen Ehrenplatz unter den tiefanregenden Förderern unserer Wissenschaft zuerkennen, den kein Geringerer als Wolf selbst (Widmung des Museums der Altertumswissenschaft, Bd. I) ihm angewiesen hat. Wird G. als Naturforscher anerkannt trotz seines Idiotentums in der Mathematik und der grundsätzlichen Verwerfung aller feineren Experimentiermittel, so wird die Philologie wohl so hochherzig sein können, dem einzigartig tiefen Kenner antiker Kunst nach-

Digitized by Google

zusehen, daſs er nicht lateinisch geschrieben und antike Studien mehr dilettantisch betrieben hat. Heutzutage hat mancher Berufsphilologe sogar wohl Anlaſs, auf G.s philologische Bethätigung mit Beschämung hinzublicken, ganz abgesehen vom Punkte der Begeisterung, in dem wir Neueren im allgemeinen leider kümmerlich bestellt sind. Die Anzahl der römisch-griechischen Schriftwerke, welche G. durch Lektüre im Original — natürlich nach seiner Art — genau kennen gelernt und bis zu einem beachtlichen Grade sich zum geistigen Eigentum gemacht hat, ist sehr ansehnlich, nicht minder die der gelehrten Themen, die er im Verkehr mit Wolf, Göttling, Eichstädt, Gottfr. Hermann, Schubarth, Riemer u. a. nach und nach behandelt hat.

Die Thatsache, daſs G. ein hoher Verehrer und nach vielen Seiten ein gründlicher Kenner des Altertums gewesen ist, steht längst und nach Thalmayrs Darlegungen vollends unerschütterlich fest, so daſs kein Miſswollen daran rütteln kann. Höchst unbequem ist freilich vielen Neueren diese Thatsache, nicht nur dem Pöbel der Misologen, sondern auch manchen Führern auf dem Gebiete des höheren Schulwesens wie der Kunst.

Dem Naturalismus und 'Impressionalismus' unserer jüngsten Zeit ist der Goethe der Sturm- und Drangzeit natürlich ein Entzücken, zusagend G. auch noch, soweit er weiterhin in den Bahnen von Hans Sachs oder Shakespeare gewandelt ist und von dem Satze der Romantiker, daſs dem Genie alles erlaubt sei, schriftstellerisch gelegentlich Gebrauch gemacht hat. Der antikisierende G. ist dieser Richtung aber durchaus unsympathisch. Spielte die konventionelle Heuchelei nicht auch in aestheticis eine Rolle, so würden von den Realisten nicht nur die Achilleis, Natürliche Tochter u. s. w. als 'frostige Studien nach der Antike' beiseite geschoben, sondern schlieſslich auch — die Iphigenie.[1]) Da dieses Stück einen alten Ruf genieſst und von vielen noch heute hochgehalten wird, so spendet man ihm ja wohl meist das herkömmliche Lob oder geht wenigstens mit höflicher Verbeugung vor dieser antiken Studie Goethes vorüber. Der Moderne von reinem Wasser gefällt sich aber immer mehr in Andeutungen, daſs der kraftvolle, gesund-realistische, noch dazu durch naturwissenschaftliche Anschauungen ausreichend profan gestimmte Goethe durch die beiden gefährlichen idealistischen Doktrinäre, Schiller und den sogenannten 'Kunstmeyer', auf falsche Bahnen verlockt worden sei. Man ist bemüht darzuthun, daſs mit Schillers Tode ein gewisser Alp von G.s innerer Entwickelung genommen worden sei und dieser bald darnach — mit einzelnen antikisierenden Rückfällen — in das Fahrwasser der genialen Romantik (wenn auch suo more) eingelenkt sei. Wie mancher von Thalmayr angeführte klare Ausspruch G.s straft diese Auffassung Lügen! Und welche Verkennung von G.s Natur! So leicht diese sich von allem an sie Herantretenden, was für sie eine ansprechende Seite hatte, beeinflussen lieſs, so unbeirrbar zäh widerstrebte sie allem, was ihr nicht gemäſs war. Keine Autorität, auch nicht die des besonders hochgehaltenen Schiller, hätte G. bestimmen können, Politik oder Mathematik zu

[1]) Besonders eingehend und liebevoll wird dieses Stück vom Verf. behandelt, S. 51—80.

Digitized by Google

betreiben, für das von den Romantikern so viel verherrlichte Mittelalter sich lebhaft zu interessieren, das Nibelungenlied und Gudrun mit Ilias und Odyssee auf gleiche Linie zu stellen u. s. w.

Sicher hat der Verfasser wohlgethan, auf eine Kritik der Folgerungen, die G. theoretisch und praktisch aus seinen Altertumsstudien gezogen hat, sich nicht einzulassen. Die reine Wirkung seiner Darlegungen würde dadurch nur beeinträchtigt worden sein.

Ref., der eine gleiche Zurückhaltung sich nicht aufzuerlegen braucht, scheut sich nicht es auszusprechen, dafs der Einflufs der Antike auf Goethes Dichtungen wohl nicht ohne Einschränkung als ein günstiger bezeichnet werden kann. Soweit G. unter Wahrung seiner vollen Eigenart sich von antiken Vorbildern hat anregen lassen, hat er Unvergängliches geschaffen. Hermann und Dorothea und Iphigenie, von anderen Dichtungen ganz zu schweigen, sind ein Höchstes in ihrer Art, das nicht überboten werden kann. Wenn G. aber weiterhin den iambischen Trimeter wieder heranzieht, auch allerlei abgelegene antike Metra, wenn er kunstvolle Chöre dichtet, Bühnenstücken exponierende Prologe vorausschickt, seine Gestalten, die nach der menschlich-natürlichen Seite bereits in Iphigenie und Tasso nur mit leichten Pinselstrichen charakterisiert waren, immer unpersönlicher werden läfst in der Stufenfolge von Typen, Allegorien, blofsen Schemen (Homunculus, Euphorion), so werden nur wenige in diesem Antikisieren über die Iphigenie hinaus einen Fortschritt sehen. Das Motiv, der Konflikt, die vorgeführt werden sollen, kommen ja ohne Zweifel am reinsten zur Darstellung, je mehr Unwesentliches, Zufälliges ferngehalten wird. In dem Mafse als dieses hinwegdestilliert wird, gerät eine Dichtung aber in die Gefahr, nur als 'akademische Studie' und auch als solche nur auf einen kleinen Kreis Hochgebildeter zu wirken. 'Denken Sie sich den Genufs, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, keinen Schatten, keine Schranke u. s. w. mehr zu sehen', hatte Schiller s. Z. an W. von Humboldt in Bezug auf das ihm vorschwebende Gedicht 'das Ideal und das Leben' geschrieben. Wie weit war Goethe damals von solcher Auffassung entfernt, und wie bedenklich hat er sich später ihr angenähert zur grofsen Beeinträchtigung der Wirkung seiner Bühnenstücke, während der Schreiber der angezogenen Zeilen, Schiller, von 1799—1805 als Theaterdichter einen Treffer nach dem andern erzielte!

Die Erklärung liegt nahe. Von den Räubern bis zum Tell hat der Dramatiker Schiller mit bewufster Berechnung für das grofse Publikum, Goethe dagegen auch als Bühnendichter zunächst immer nur für den engsten Freundeskreis gearbeitet. So wenig wie für Iphigenie und Tasso konnten für Proserpina, Pandora, Nausikaa, die Danaiden u. s. w. von vornherein andere als ganz bescheidene Bühnenerfolge erwartet werden. Je älter G. wurde, desto gleichgültiger wurden ihm aber die Ansichten der Massen nicht nur, sondern auch der Stimmführer des Tages. Allen Einreden der Romantiker zum Trotze beharrte er bei der 1799 (Propyläen II 1) ausgesprochenen Ansicht, dafs die höchsten Muster und Ziele des echten modernen Künstlers in der Gestaltenwelt

Digitized by Google

Homers zu suchen seien (Thalm. S. 147). 'Jeder sei auf seine Art ein Grieche' (ebendas. S. 149) ist seine Losung noch 1818 und weiterhin. Daneben steht G. anderseits seit der Wende des Jahrhunderts insoweit im Strome der romantischen Bewegung, dafs es ihm von Jahr zu Jahr mehr Bedürfnis wird, höchste und tiefste Gedanken aller Art in seinen Dichtungen irgendwie zum Ausdrucke zu bringen. Sollte dabei 'die edle Einfalt und stille Gröfse des antiken Ideals' (Dicht. u. Wahrh. VIII) nicht geopfert werden, so mufsten die vorzuführenden Gestalten immer mehr des Persönlich-Zufälligen entkleidet und, wie wir oben andeuteten, erst typisch, dann allegorisch, symbolisch werden. Nur folgerichtig war es, dafs für einzelne der 'antikisierenden' Stücke nicht nur der iambische Sechsfüfsler, sondern sogar die antiken Masken wieder zur Anwendung kamen.

Dafs in verschiedenen Dichtungen der späteren Zeit der Ideengehalt den Empfindungs- und Sinnengehalt bedenklich überwiegt (S. 170), dafs wir den Dichter des Götz und Egmont zuletzt auf Pfaden finden, die Schiller theoretisch zwar empfohlen, als Bühnenpraktiker aber selbst wohlweislich nie betreten hat, verfehlt Thalmayrs Schrift nicht anzudeuten.

Alles das, wie man es auch beurteile, widerlegt jedenfalls schlagend die Auffassung, die antiken Liebhabereien seien für G. etwas Aufgedrungenes, neben der Hauptrichtung seines Wesens nur Herlaufendes gewesen.

Das schöne dem Vorworte als Motto vorgesetzte Wort Jean Pauls: 'Goethes Baum treibt die Wurzeln in Deutschland und senkt den Blütenüberhang hinüber ins griechische Klima' sagt in seiner zweiten Hälfte zu wenig, wenn man es so auffafst, als habe des Dichters Lebensbaum sich nur der ihm zusagenden südlichen Sonne zugewendet. Etwas anderes als er selbst hat G. ja zu keiner Zeit sein mögen noch können; dazu war seine Begabung zu mächtig, seine Eigenart zu ausgeprägt. Anderseits hat er zu keiner Zeit zu den selbstgenügsamen Genies gehört, die es verschmähen an anderen sich zu bilden. Von den zahlreichen Vorbildern aber, denen nachzuarbeiten er sich je bemüht hat, hat er keines so stetig und so bewufst hochgehalten wie den Sänger der Ilias und Odyssee. 'Die Liebe zu Homer ward in G.s dichterischem Wesen der dauerhafteste Grundzug' sagt Cholevius (Thalm. 173), 'auf Homer ruht gleichsam G.s ganze Dichtung', sagt Loeper (ebendas.).

Die oft angezogenen zwei Aufserungen des Dichters, von denen die eine das klassische Altertum als die beste Quelle einer gediegenen Bildung für die höhere Menschheit bezeichnet, die andere den Wunsch ausspricht, dafs das Altertumsstudium immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben möge, dürfen nach alledem den Anspruch erheben, als Ausflüsse einer tiefbegründeten Herzensüberzeugung aufgefafst zu werden.

Hat ein Universalgenie wie G. bis ins höchste Alter nie das Gefühl gehabt, den Vollgehalt der Antike annähernd erschöpft zu haben, so mufs es betrübend und kaum verständlich erscheinen, dafs zahlreiche Berufsphilologen heutzutage von dem Schlagworte, unser Zeitalter sei über das klassische Altertum hinausgewachsen, sich merklich einschüchtern lassen. Will unser Geschlecht den klassischen Studien sich mehr und mehr entziehen, so sehe es,

Digitized by Google

wohin es auf diesem Wege kommt. Jede Begründung dieses Abfalles ist aber erträglicher als die thöricht-anmaſsliche, eine Quelle, aus der die Heroen unserer Litteratur von Klopstock bis Goethe sich immer und immer wieder erfrischt haben, sei für uns Fortgeschrittene abgestandenes Wasser. Will man aber etwa das Gewicht der angezogenen beiden Goetheworte dadurch abschwächen, daſs man sie als Kundgebungen eines philologischer gesinnten Zeitalters auffaſst, so läſst man auſser Acht, daſs G. nach Mehrheitsanschauungen sich nie gerichtet hat (man denke nur an die zahme Xenie aus Buch VI: 'Ursprünglich eignen Sinn laſs dir nicht rauben' u. s. w.), in seiner Stellung zum Altertum auch nur von einzelnen auserwählten Zeitgenossen voll verstanden worden ist.

Ob eine liebevolle, vertiefte Beschäftigung mit den Meisterwerken der griechisch-römischen Litteratur und Kunst ein 'echter Ring' ist mit wunderbarer Wirkungskraft auch für unser Zeitalter, darüber wird der begeisterte Philolog wohl anders denken als mancher in anderem Bereiche eingewurzelte Zeitgenosse. Jedenfalls kann der Ring seine Kraft nur zeigen, wenn der Träger an diese glaubt. In diesem Glauben ihn zu bestärken, ist die angezeigte Schrift ohne Zweifel geeignet.

Digitized by Google

DIE SOZIALE DICHTUNG DER GRIECHEN.

(Fortsetzung.)

Von Robert Pöhlmann.

Dafs dieser Fortschritt gemacht wurde, verdankte die Dichtung jener gewaltigen sozial-reformatorischen Strömung in der Philosophie, deren Sozialismus von einem materialistischen und rein individualistischen Kommunismus so weit entfernt war, wie möglich.[1])

Wir werden damit wieder auf den eigentlichen Ausgangspunkt unserer Darstellung zurückgeführt. Auch die Philosophie ging nämlich von jenem harmonischen Weltbild aus, das ihr die Kronossage darbot; schon deshalb, weil es sich aufs innigste mit ihren eigenen Vorstellungen von einem idealen Urzustand berührte[2]) und daher zur allegorischen Veranschaulichung ihrer Ideale vorzüglich geeignet war. Dabei ist es bezeichnend für die so ganz andere Gesinnung, in der hier der Mythus aufgenommen wurde, dafs hier von Anfang an neben dem materiellen Moment, der Freiheit von wirtschaftlicher Not, ganz besonders die ethischen und sozialen Elemente des Mythus in den Vordergrund gestellt werden. Diese Sozialphilosophie betont vor allem, dafs das Kronosreich eben ein Gottesreich ist, und es stellt sich, schon bei Plato, das Bild von den göttlichen Hirten ein, unter deren Obhut die Menschheit ein friedliches Erdendasein geführt habe.[3]) Friede und Eintracht, der Geist sittlicher Selbstzucht und Ordnung, sowie des Rechtes Fülle, das sind die Güter, die nach der platonischen Darstellung des Mythus damals die Geschlechter der Menschen zu hochbeglückten gemacht haben.[4]) Plato verbindet damit die Ansicht seines späteren Pessimismus, dafs die menschliche Natur keine selbstherrliche Gewalt ertragen könne, ohne in Übermut und Ungerechtigkeit zu verfallen. Eben in der Erkenntnis dieser Schwäche der Menschennatur habe Kronos damals keine menschlichen Obrigkeiten eingesetzt, sondern ein gottähnliches und edleres Geschlecht mit der Leitung der Menschheit betraut, das Plato als Dämonen bezeichnet, und die in potenzierter Gestalt jene Gattung von Übermenschen oder 'Göttersöhnen' repräsentieren, wie er sie in seiner späteren Zeit für die Beherrschung eines idealen Gemeinwesens forderte.

Besonders die Stoa ist es, die ihre Ideale in dem Kronosreich verkörpert sah. Die 'Freiheit unter Kronos'[5]), die keine äufseren rechtlichen und staat-

---

[1]) Vgl. die ausgezeichnete Charakteristik des prinzipiellen Gegensatzes der Ekklesiazusen zur Politeia des Plato bei Dietzel a. a. O. S. 397 ff.

[2]) Vgl. m. Gesch. d. antiken Kommunismus u. Sozialismus I 110 ff.

[3]) Plato, Staatsmann 271 d ff. [4]) Gesetze 713 e.

[5]) S. m. Gesch. d. ant. Komm. u. Sozial. I 115.

Digitized by Google

lichen Normen und Autoritäten kennt, sondern nur eine zwanglose sittliche Ordnung, ein freiwilliges Zusammenwirken aller aus freier Moralität und Brüderlichkeit, sie ist ja durchaus identisch mit dem hyperidealistischen Kollektivismus und Anarchismus des stoischen Gesellschaftsideals.[1]) Auch die Selbstgenügsamkeit des stoischen Lebensideals, ein einfaches mit Handel und Geldwirtschaft noch unbekanntes Naturdasein, das sich mit den Früchten des Bodens begnügte, fand man in der Legende vom goldenen Zeitalter verherrlicht. So hat ein Jünger der Stoa, einer der gelesensten Poeten der hellenistischen Zeit, Aratos von Soloi, in seinem gefeierten Lehrgedicht, den 'Phänomenen', (zwischen 276—74) die Herrlichkeit des Kronosreiches besungen, wo 'noch Dike, die unsterbliche Göttin, die Ältesten des Volkes versammelnd bald auf dem Markt, bald auf geräumigem Heerweg Bürgergesetze sang mit ernst mahnendem Nachdruck, wo unseliger Hader und Kampfesgetümmel noch unbekannt waren, wo kein Schiff Lebensbedarf aus der Ferne über das Meer führte, sondern Stier und Pflug und sie selbst, die rechtspendende Dike, zur Genüge alles gewährte'. Eine Darstellung, die auch insofern von Interesse ist, als hier neben dem sozial-ethischen Moment der bereits von Plato ausgesprochene und dann vom Cynismus so entschieden betonte Gedanke zum Ausdruck kommt, dafs die Menschen zur Arbeit geboren sind. Nach der Vorstellung Arats hat die Erde selbst den Menschen der glücklichen Urzeit ihre Gaben nicht freiwillig gespendet, sondern sie müssen ihr durch die Arbeit mit Pflug und Stier abgewonnen werden.

Diese Auffassung ist zugleich das Ergebnis einer Rationalisierung der Sage, einer Abstreifung des 'allzu Fabelhaften', wie sie das fortgeschrittene kritische Bewufstsein forderte. Verflüchtigt sich doch der Mythus zuletzt völlig durch die rationalistische Umdeutung, die wir bei einem anderen Stoiker, nämlich bei Poseidonios finden. Er sieht in der Sage vom goldenen Zeitalter nur eine mifsverstandene Überlieferung über die Urzeit, in der die noch unverdorbene Menschheit dem Zuge der Natur folgend sich willig der Führung der Besseren und 'Weisen' überliefs, deren Einsicht ihr all das Glück verschafft habe, das man eben am goldenen Zeitalter rühmt, Schutz gegen Frevel und Gewaltthat und Freiheit von wirtschaftlicher Not.[2])

Aber nicht blofs der Mythus selbst hat den Wandel der Zeit an sich erfahren. Das Bedürfnis, die gesellschaftlichen Ideale der Zeit im dichterischen Bilde zu verkörpern, führte unvermeidlich dazu, dafs auch die soziale Philosophie — ähnlich, wie ja schon die Komödie — über den durch die volkstümliche Sage gegebenen Rahmen überhaupt hinausging und das Ideal auf einen ganz neuen Boden stellte, auf dem die Phantasie des Einzelnen völlig frei walten konnte. Und zwar ist es wiederum Plato, der hier vorangeht.

Plato auf diesem Wege zu begegnen, kann uns nicht wunder nehmen. Er selbst ist ja ein Künstler, ein Dichter unter den Denkern. Als solcher übrigens keine vereinzelte Erscheinung in einer Epoche des spekulativen

[1]) S. m. Gesch. d. Komm. u. Soz. I 610 ff. [2]) Bei Seneca Ep. 90.

Digitized by Google

Denkens, in der überhaupt Spekulation und Dichtung noch fortwährend ineinanderliefen. So grofs sein Verstand auch war, er blieb doch sehr oft hinter seiner rastlos kombinierenden Einbildungskraft zurück. Die systematische Untersuchung und theoretische Konstruktion konnte dem Drange nach möglichst lebensvoller Ausgestaltung einer überreichen Gedankenwelt nicht genügen; Platos Geist bedurfte dazu noch einer anderen Form; und das war eben die Dichtung. Wo die Dialektik versagt, greift er zur poetisch symbolischen Sprache des Mythus, zum Gleichnis, um eine völlige Veranschaulichung der vorgetragenen Wahrheiten zu erreichen. Aber auch dann, wenn er sich auf dem Wege der Abstraktion zu voller Klarheit durchgerungen, konnte der Drang, das begrifflich Deutliche nun auch noch im künstlerischen Bilde anzuschauen, übermächtig in ihm werden. Die Glut reformatorischer Begeisterung, die seinen Geist weit über die verderbte Wirklichkeit hinaushob, erweckte naturgemäfs immer wieder die Sehnsucht, 'aus vergeblichem Wunsch und hoffnungsvollen Träumen wenigstens bis zu jenem poetischen Schein einer Wirklichkeit sich zu erheben, welcher die Dichtung von der abstrakten Vorstellung des Denkers unterscheidet'.[1]) Selbst da, wo er nicht die Form der Erzählung wählt, wie bei der Darstellung seines 'Staates', spricht Plato von einem 'dichterischen Phantasiegebilde'[2]); die Schriften des Gesetzgebers seines zweitbesten Staates, für die er ja in den eigenen das Vorbild giebt, sind 'nicht ohne einen Anhauch göttlicher Begeisterung' geschaffen.[3]) Das Idealbild eines Staates, das sie vor Augen stellen, wird mit der Dichtung eines Dramas verglichen.[4]) Dazu kommt die Kraft der Propaganda, die der Sozialismus von jeher in der Poesie gefunden hat. Wie der moderne, so hat auch schon der antike Sozialismus das Lied, die dramatische wie die erzählende Dichtung in seinen Dienst gestellt. Die gröfste Rolle spielt in der platonischen Erziehung die Liederpoesie, die die gewünschte Gesinnung den Gemütern schon von Kindheit auf einprägt[5]), und die Legende oder der Mythus, der die Lehre plastisch veranschaulicht und ihre Wirkung durch die Autorität der Tradition verstärkt[6]), wozu dann noch, wenigstens im zweitbesten Staat, das Drama kommt, das das ganze menschliche Leben durchaus im Sinne dieses Sozialismus darzustellen hat.[7]) Es gilt eben, wie Plato selbst einmal sagt, 'alle Töne anzuschlagen', um die Herzen und die Geister zu gewinnen.[8])

So hatte Plato kaum das gewaltige Gebäude des 'besten Staates' auf-

[1]) Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer S. 197.

[2]) S. m. Gesch. d. Komm. I 414.

[3]) Sie werden geradezu als Gesänge bezeichnet. S. ebd. S. 525 und 535.

[4]) S. ebd. Vgl. übrigens dazu die Bemerkung Gotheins in seiner geistvollen Abhandlung 'Thomas Campanella, ein Dichterphilosoph der Renaissance' (Ztschr. f. Kulturgesch. I 52): 'Immer wird die Poesie in der Philosophie ihr Recht behalten; denn nie kann diese von ihrer höchsten Aufgabe absehen, die vereinzelten Erkenntnisse der getrennt arbeitenden Wissenschaften zu einer Weltanschauung, einem Weltbilde zu vereinigen. Und schon mit den Worten «Anschauung», «Bild» deuten wir darauf, dafs sie dies nur auf dem Wege der Kunst vermag.'

[5]) S. m. Gesch. d. Komm. I 281 f. 527. [6]) Ebd. S. 283 475 528. [7]) Ebd. S. 535.

[8]) Ebd. S. 540.

Digitized by Google

geführt, als auch schon das Bedürfnis in ihm erwachte, das Ideal noch in einer anderen Gestalt vor Augen zu führen: er will es in dichterischer Verkörperung gleichsam lebendig vor sich sehen. Im Timäos, dem ersten Stück der philosophischen Trilogie, welche eine Ergänzung und Weiterführung der im Staate entwickelten Ideen und zugleich jene dichterische Darstellung bringen sollte, hat er sich selbst darüber geäufsert. Es sei ihm gegangen, wie jemandem, der irgendwo schöne Tiere vom Maler dargestellt oder lebend, aber im Zustande der Ruhe gesehen, und der sie nun auch in der Bewegung und in den ihrer Art angemessenen Kämpfen zu beobachten wünscht. So habe auch er das Bedürfnis nach einer Erzählung empfunden, welche veranschaulicht, wie die im Gespräche vom Staat im Zustand der Ruhe[1]) geschilderte Musterstadt — in das wirkliche Leben hineingestellt — die Vorzüge ihrer Institutionen bewähren würde[2]), wie sie im Wettstreit und im Kriege mit anderen Staaten ihre geistige und materielle Überlegenheit zur Geltung bringen würde.[3]) Kurz eine Darstellung, in der sich die Lebenskraft des Ideals erproben und so — wie wir hinzufügen dürfen — die im Staate ausgesprochene Überzeugung bestätigen soll, dafs dieses Ideal doch keineswegs blofs ein schöner Traum gewesen, an dessen Verwirklichung nicht zu denken sei.[4])

Natürlich mufs es — ganz wie Bellamys 'Rückblick' — eine 'wahre' Geschichte sein, wenn auch eine gar 'wundersame'.[5]) Es ist Platos eigener Oheim, der bekannte Staatsmann und Publizist Kritias, dem sie in den Mund gelegt wird[6]); und der versichert uns, dafs er diese 'wahre' Geschichte durch Vermittelung seines gleichnamigen Grofsvaters von keinem Geringeren, als dem grofsen Solon überkommen habe, dem Verwandten jenes älteren Kritias. Solon aber habe sie auf seiner ägyptischen Reise von einem greisen Priester in Sais erfahren, dessen Bewohner sich als Verwandte der Athener betrachteten und unter dem Namen Neith dieselbe Göttin verehrten, wie Athen in seiner Athena.[7]) Hier in Agypten, einem Lande, das von den zahlreichen Erdkata-

---

[1]) ὥσπερ ἀνδριάς, wie es im 'Staat' wiederholt heifst.

[2]) Vgl. Aristoteles Eth. Nicom. IV 14 p. 1128a: ὥσπερ τὰ σώματα ἐκ τῶν κινήσεων κρίνεται, οὕτω καὶ τὰ ἤθη.

[3]) Timäos 19bc 26cd. Die Atlantisdichtung Platons verhält sich in dieser Hinsicht zum 'Staat' ganz ähnlich wie die 'Utopia' des Morus, die selbst von sich sagt:

Ich wag' den Wettstreit jetzt mit Platos Staat, vielleicht
sein Überwinder: denn was im geschriebenen Wort
er nur entworfen, ich allein stell's wirklich vor!

[4]) Vgl. was Victor Considérant (Destinée sociale, 1837) von der Methode seiner 'neuen Wissenschaft' bemerkt, die darin besteht, dafs man zuerst 'den Roman des allgemeinen Wohlbefindens gestaltet, um darnach die Bedingungen dieses Wohlbefindens zu entdecken, dafs man zuerst in Gedanken auf irgend einem Weltkörper sich eine Gesellschaft vorstellt, in der die Ursachen des Übels nicht vorhanden sind. Eine Methode, die wegen ihrer Anwendung in der Mathematik dem System die Unantastbarkeit einer 'exakten' Basis verleihe.

[5]) Timäos 20d: λόγος μάλα μὲν ἄτοπος, παντάπασί γε μὴν ἀληθής.

[6]) In der Einleitung des Timäos und im Kritias.

[7]) Eine zur Steigerung der Illusion gut geeignete Verwertung der Spekulationen über die angeblichen Zusammenhänge griechischer und ägyptischer Geschichte und Mythologie.

Digitized by Google

strophen verschont geblieben sei, die anderswo die Völker immer wieder fast vernichtet und in die rohesten Anfänge der Kultur zurückgeworfen hätten, wären eben in den Tempeln uralte Überlieferungen erhalten, aus einer Zeit, von der bei den Griechen jede Kunde verklungen sei. Und aus diesen uralten Tempelüberlieferungen stamme der Bericht, den der priesterliche Greis dem athenischen Gesetzgeber erstattete.

Was den Inhalt der Erzählung betrifft, so werden wir in eine Zeit zurückversetzt — angeblich 9000 Jahre vor dem Erzähler —[1]), in der die Götter, nachdem sie die Welt unter sich verteilt und bevölkert hatten, die junge Menschheit noch selbst in ihrem Sinne erzogen und leiteten. Dem durch Liebe zur Weisheit und Kunst enge verbundenen Geschwisterpaar Athene und Hephästos war als gemeinschaftliches Loos das Land zugefallen, das für die Entwickelung einer verständigen und tapferen Bevölkerung besonders geeignet erschien: Attika. Da die grofsen Flutkatastrophen und sonstige Zerstörungen der Elemente ihr Werk noch nicht begonnen hatten, so war es damals noch ein 'unversehrtes' Land. Die Berge waren noch nicht, wie jetzt, von der fetten Humusschicht entblöfst, sondern überall mit herrlichem Wald bedeckt. Daher war auch die Bewässerung des Landes noch eine überaus reichliche und der Boden ein aufserordentlich ergiebiger. Hier war die Grundbedingung eines gesunden Gemeinwesens: die Möglichkeit, neben der wirtschaftenden Bevölkerung eine zahlreiche, ausschliefslich der Wehrhaftigkeit und den höheren Interessen lebende Klasse[2]) zu erhalten, in vollstem Mafse gegeben, während andererseits das herrliche Klima, die 'schöne Mischung' der Jahreszeiten, wie dazu geschaffen war, die edelsten Blüten des Geistes zur Reife zu bringen.[3])

So erwuchs hier ein Geschlecht von Menschen, schön und herrlich, das nirgends in der Welt seinesgleichen gehabt hat: ausgezeichnet durch Sittenreinheit und durch hohe schöpferische Kraft auf dem Gebiete staatlichen Lebens, auf das durch die Götter selbst sein Sinn vornehmlich gelenkt ward.[4]) Der gottverliehenen Weisheit seiner ersten Gesetzgeber verdankte es staatliche und gesellschaftliche Ordnungen von einer Vollkommenheit, die an den 'besten Staat' erinnert.[5])

Auch hier in Urathen erhob sich über die Masse der Ackerbau und Gewerbe treibenden Bevölkerung eine Gesellschaftsklasse, die genau dieselbe Stellung im Staate einnahm und genau so organisiert war, wie die Hüterklasse im besten Staat. Dieser Kriegerstand, wie er nach dem Berufe der Mehrzahl seiner Mitglieder genannt wird, wohnte geschlossen zusammen auf

---

[1]) 'Also vor etwa 9200 von den Tagen der jetzigen Wiedererzählung an, somit im glücklicheren Anfang eines grofsen, bekanntlich 10000 Jahre umfassenden Weltjahres, wie Plato, für seine Zeit in einer gewissen fin-de-siècle-Stimmung, offenbar absichtlich datiert.' Pfleiderer, Sokrates und Plato S. 702.

[2]) Kritias 110e, nach der ohne Zweifel das richtige treffenden Lesart von Bekker: *στρατόπεδον πολὺ τῶν περὶ τὴν γῆν ἀργὸν ἔργων.*

[3]) S. Timäos 24e. Kritias 111e. [4]) Tim. 24d. Krit. 109d.

[5]) Vgl. zum folgenden Krit. 110 ff.

Digitized by Google

dem — die spätere Akropolis von Athen in sich bergenden — Hochplateau, das damals, als die wilde Erdbeben- und Flutnacht seinen Felsenkern noch nicht in eine Gruppe einzelner Hügel zerrissen hatte, als ein nahezu ebener Landrücken von der späteren Pnyx bis zum Lykabettos reichte.[1]) Eine Ringmauer umgab den weiten Raum, in dem — rings um das Zentralheiligtum des Landes, den Tempel der Athene und des Hephästos — die Häuser sämtlicher Krieger lagen. Bauten und Einrichtung der Wohnungen waren würdig, von stolzem Prunk ebenso ferne, wie von verletzender Dürftigkeit. Nur Gold und Silber sah man nirgends, da hier sein Gebrauch durchaus verpönt war. Derselbe Raum umschlofs auch noch Gärten und die gemeinsamen Übungs- und Speisehäuser. Denn das Leben der Burgbewohner war durchaus ein gemeinsames. Selbst das weibliche Geschlecht nahm Teil an der gemeinschaftlichen Erziehung, ja sogar am kriegerischen Beruf des Mannes. Zeuge dessen ist noch heutigen Tages das Standbild der in voller Rüstung dargestellten Burggöttin, eine Gestalt, die das Götterbild eben in jener Zeit zum erstenmal empfing, die die Gleichheit von Mann und Weib selbst auf dem Gebiete der Wehrverfassung durchführte.[2]) Natürlich kannten die Mitglieder dieser eng verbundenen Genossenschaft auch das Institut des Privateigentums nicht. In vollkommener Gütergemeinschaft lebten sie zufrieden mit dem, was ihnen das arbeitende Volk zum Unterhalt angewiesen.

Das ist übrigens alles, was über den ersten Stand mitgeteilt wird. Noch kürzer fafst sich der Bericht über die anderen Gesellschaftsklassen. Man hört nur, dafs die Niederlassungen der Handwerker und Gewerbetreibenden an den Abhängen der Landesburg lagen, sowie die Wohnungen derjenigen Landwirte, die ihre Äcker in der Nähe hatten, und dafs das Prinzip der Arbeitsteilung auch hier strenge durchgeführt war.[3]) Der Bauer war hier nur Bauer und nichts anderes.[4]) Übrigens waren auch die Mitglieder dieses Standes durch körperliche Wohlgestalt und 'Liebe zum Schönen' ausgezeichnet[5]), ganz so, wie es im besten Staate der Fall gewesen sein mufs, da — wie der Erzähler ausdrücklich hervorhebt — die Bürger Urathens denen des besten Staates in

---

[1]) Vgl. Belger, Platos geologische Rekonstruktion einer Urburg, Berl. phil. Wochenschr. 1890 S. 802. Diese Rekonstruktion ist geologisch wohlbegründet. Die ganze Gruppe von Höhen gehört in der That zusammen. Akropolis, Lykabettos, Areopag sind isolierte Reste einer ehemals zusammenhängenden, nahezu horizontal gelagerten Kreidekalkschicht, die auf wasserführendem krystallinischem Schiefer aufsitzt.

[2]) Von der Frauengemeinschaft des Idealstaates ist hier allerdings nicht die Rede. Hier erscheinen, wie schon Pfleiderer (S. 703) bemerkt hat, die Prinzipien des Idealstaates 'etwas verschleiert und abgedämpft'. Dafs übrigens das Gemeinschaftsprinzip auf diesem Gebiete in weiterem Umfang durchgeführt war, als an unserer Stelle direkt erwähnt wird, zeigt die spätere Bemerkung über eine Regelung des Geschlechtsverkehrs, welche die Folge hatte, dafs 'die Zahl der Männer und Frauen stets ziemlich dieselbe blieb' (ungefähr 20000). Krit. 112e.

[3]) Vgl. Tim. 24a und den Vergleich mit dem ägyptischen Kastenwesen.

[4]) S. m. Gesch. d. a. Komm. u. Soz. I 272 f.

[5]) Krit. 111e *διεκεκόσμητο* (sc. *ἡ χώρα*) *ὡς εἰκὸς ὑπὸ γεωργῶν μὲν ἀληθινῶν καὶ πραττόντων αὐτὸ τοῦτο, φιλοκάλων τε καὶ εὐφυῶν*

Digitized by Google

jeder Hinsicht glichen.[1]) Urathen erfreute sich daher auch jener inneren Harmonie der verschiedenen Gesellschaftsklassen[2]), welche für die Kraftbethätigung des Staates nach aufsen von so hohem Werte ist.

Diese staatliche Machtäufserung zu schildern, zu zeigen, welch eine Fülle von idealen und materiellen Kräften ein solcher Staat im Ringen um die Existenz zu entwickeln vermag, ist die eigentliche Aufgabe der Erzählung. Sie stellt dem idealen Athen einen Staat gegenüber, der auf den ersten Blick im Besitze einer vernichtenden Übermacht erscheint. Von der gewaltigen, jenseits der Säulen des Herakles gelegenen Insel Atlantis aus, die an Umfang Libyen und Asien übertraf, aber jetzt gänzlich ins Meer versunken ist, herrschte die feindliche Macht weithin über die Inselwelt des atlantischen Ozeans und diesseits der Säulen des Herakles in Libyen bis an die Grenzen Ägyptens, in Europa bis Tyrrhenien, während Athen nur über die verbündeten Streitkräfte des kleinen Hellas verfügte und zuletzt, als im Laufe des Kampfes auch diese versagten, völlig auf sich selbst gestellt war.

Aber schon dieser monströse — die nach platonischer Anschauung für einen gesunden Staat zulässige Gröfse[3]) unendlich überragende — Umfang des Reiches Atlantis läfst uns ahnen, dafs es im Grunde ein Kolofs auf thönernen Füfsen ist, der hier in Aktion tritt. Überhaupt ist die Atlantis recht eigentlich als das Gegenstück zu dem 'gesunden Staat' gedacht.[4]) Der Boden des Landes brachte in üppiger Fülle nicht nur hervor, was des Lebens Notdurft erheischt, sondern auch kostbare Metalle, alle Arten von Spezereien, von köstlichen Früchten und Weinen, von Wild und was sich der verwöhnteste Gaumen an Reizmitteln nur wünschen mag.[5]) Und dazu kam noch all das, was aus den unterthänigen Ländern an Gütern hereinströmte! Hier war auf

---

[1]) Tim. 26 *τοὺς δὲ πολίτας καὶ τὴν πόλιν, ἣν χθὲς ἡμῖν ὡς ἐν μύθῳ διῄεισθα σύ, μετενεγκόντες ἐπὶ τἀληθὲς δεῦρο θήσομεν ὡς ἐκείνην τήνδε οὖσαν καὶ τοὺς πολίτας, οὓς διενοοῦ, φήσομεν ἐκείνους τοὺς ἀληθινοὺς εἶναι προγόνους ἡμῶν, οὓς ἔλεγεν ὁ ἱερεύς· πάντως ἁρμόσουσι, καὶ οὐκ ἀπᾳσόμεθα λέγοντες αὐτοὺς εἶναι τοὺς ἐν τῷ τότε ὄντας χρόνῳ.*

[2]) Die Regierung der Kriegerklasse erfreute sich der freiwilligen Zustimmung der Handwerker und Bauern (Krit. 112d), genau so wie im Vernunftstaat. — Die drei zuletzt genannten Stellen enthalten — nebenbei bemerkt — den urkundlichen Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht über die Stellung des wirtschaftenden Bürgertums im Idealstaat. Angesichts dieser authentischen Erklärung Platos (Krit. 111e im Vergleich mit Tim. 26), die Zeller offenbar übersehen hat, wird man an dessen Auffassung unmöglich mehr festhalten können. Oder wird man dieselben Leute, die Plato als 'wohlgestaltet und Freunde des Schönen' rühmt, noch fernerhin mit Zeller 'an Leib und Seele verkümmert' nennen? Zeller hätte in seiner Polemik gegen meine Auffassung (Archiv für Gesch. d. Phil. VIII 572 ff.) sich mit diesen und andern Quellenzeugnissen auseinandersetzen müssen. Statt dessen nichts als Sophismen und Verdrehungen, bekanntlich das untrügliche Zeichen eines unhaltbar gewordenen Standpunktes!

[3]) Bei der allein die 'innere Einheit' des Staates möglich ist. S. m. Gesch. d. Komm. I 350.

[4]) Dafs das ganze Fabelland Atlantis die freie dichterische Erfindung Platos ist, braucht wohl kaum mehr bemerkt zu werden. Vgl. gegenüber den unglaublichen Phantastereien Knötels (Atlantis und das Volk der Atlanten 1893) Steinhart VI 78 ff. und Susemihl II 471 ff.

[5]) Krit. 114d ff. Vgl. damit die Landesnatur des Gesetzesstaates, Gesch. d. Komm. I 499 ff.

Digitized by Google

die Dauer keine Stätte für jene genügsame Einfachheit und sinnvolle Selbstbeschränkung, welche die Völker gesund erhält.[1]) Und wie der Verbrauch in hohem Mafse Luxuskonsum war, so nahm auch das Schaffen der Menschen naturgemäfs immer mehr den Charakter der Luxusproduktion an. Statt der schlichten Würde, die an den Bauten Altathens so wohlthuend berührte, überall gleifsender Prunk, der sich im verschwenderischen Verbrauch des kostbarsten Materiales nicht genug thun konnte, und eine barbarische Vorliebe für das Extravagante und Kolossale. So war das Zentralheiligtum des Landes, der gewaltige Poseidontempel, aufsen ganz mit Silber überdeckt, die Zinnen mit purem Golde! Im Inneren war die Decke von Elfenbein, mit Verzierungen von Gold und Messing, Wände, Säulen, Fufsboden mit Messing überzogen. Dazu überall goldene Standbilder, darunter die Kolossalstatue des Gottes auf dem mit sechs Flügelrossen bespannten Wagen, mit dem Haupt bis an den Giebel reichend, um ihn auf Delphinen hundert Nereiden u. s. w. In ähnlichem Glanze erstrahlte die Königsburg, in deren Verschönerung ein Herrscher den anderen zu überbieten suchte, indem jeder zu dem 'ohnehin wohl Ausgeschmückten' immer noch weiteren Schmuck hinzufügte; — recht im Gegensatz zu den Bewohnern der alten Burg von Athen, die ihre Häuser 'stets in demselben Zustand ihnen gleich Gesinnten hinterliefsen'.[2]) Erscheint doch das Herrschergeschlecht der Atlantiden zugleich im Besitze fabelhaften Reichtums, während dort die Repräsentanten des 'wahren' Reichtums herrschten, nicht des Goldes, sondern der idealen Güter des Lebens.[3]) Dazu kamen wahre Wunderwerke einer hoch entwickelten Technik, grofsartige Kanal- und Brückenbauten, gewaltige Befestigungsanlagen, Schiffswerften und Häfen, kurz all das, was Plato einmal im Verhältnis zu jenen Gütern als 'Tand' bezeichnet hat.[4]) Während endlich nach derselben Auffassung der gesunde Staat naturgemäfs Agrarstaat ist und Gewerbe und Handel, besonders den Seehandel, möglichst zu beschränken sucht, waren hier die Häfen mit Schiffen aus aller Herren Ländern überfüllt, wimmelte es von Händlern und Seeleuten, deren Lärm und Getümmel selbst die Nacht zum Tage machte. Alles war auf Handel und Industrie angelegt, auf eine möglichst glänzende Entfaltung der materiellen Kultur und behaglichen Genufs des Lebens. War doch das Land bei der Teilung der Erde dem Poseidon zugefallen, dem Urheber der Schiffahrt und Rossezucht, während über Athen die Götter walten, in denen sich die Ideale der Weisheit und der bildenden Kunst verkörpern.

Man sieht: so recht das Milieu, in dem sich mit innerer Notwendigkeit das entwickeln mufste, was Plato den 'Staat im Fieberzustand' nennt.[5]) Zwar hatte sich das Volk der Atlantiden in sittlicher und sozialer Hinsicht ursprünglich gesunder Zustände erfreut. Mehr als aller materielle Besitz und Genufs hatte ihnen die Tugend gegolten und der soziale Friede, der Geist der Gerechtig-

---

[1]) S. m. Gesch. d. Komm. I 215 ff. [2]) Krit. 112c. [3]) S. m. Gesch. d. Komm. I 287.

[4]) S. ebd. S. 217 und Pfleiderer S. 705 f., der in der Schilderung der Atlantis eine Anspielung auf das Perikleische Athen findet.

[5]) πόλις φλεγμαίνουσα. S. m. Gesch. d. Komm. I 218.

Digitized by Google

keit und die alle Volksgenossen umschlingende Bruderliebe[1]), ohne welche, wie sie glaubten, selbst jene materiellen Güter nicht gedeihen können. Allein auch sie vermochten eben auf die Dauer Verhältnisse wie die geschilderten nicht zu ertragen. Der Reichtum gewinnt zuletzt auch hier die Obmacht über die Gemüter. Der Wertmafsstab verschiebt sich zu seinen Gunsten. Er wird das höchstbegehrte Gut, Reichtumsvermehrung das allbeherrschende Prinzip. Und mit der Pleonexie geht bald Hand in Hand die Begier nach Macht, als der ergiebigsten Quelle von Gold und Genufs. Der Friede entflieht vor dem Geist der Gewaltsamkeit und Ungerechtigkeit, vor dem sich jetzt alles beugt. Eine Umkehr kann nur noch das göttliche Strafgericht bringen, auf welches die letzten Worte unseres Berichtes die Aussicht eröffnen.

Die Erzählung bricht nämlich an dieser Stelle plötzlich ab. Sie ist ein Torso geblieben, und der Kampf der Atlantiden mit den Athenern, in dem sich der innere Gährungsstoff und der Geist der Selbstsucht nach aufsen entlädt, kommt nicht mehr zur Darstellung. Wie in dem krankhaften, fiebernden Organismus des plutokratischen Staates unter dem kräftigen Gegendruck einer moralisch weit überlegenen Macht der 'längst entzündete Unheilsbrand'[2]) zu hellen Flammen emporschlägt, wie auf der anderen Seite, im gesunden Sozialstaat, alle Glieder in einem Sinn und Geist zusammenwirken, alle Funktionen des staatlichen Organismus sich tadellos vollziehen und der Kampf um die Existenz siegreich bestanden wird, — von alledem hören wir nichts.

Man wird wohl nicht irre gehen, wenn man annimmt, dafs derselbe Umschlag der Stimmung, der bei Plato den Glauben an die Durchführbarkeit seines Staatsideals zerstörte[3]), auch die Vollendung der kühnen Dichtung verhindert hat, die ja recht eigentlich diesem Glauben ihre Entstehung verdankte. Schon im Getriebe des Tyrannenhofes mag die Stimmung zur Weiterführung des grofsangelegten Werkes verloren gegangen sein, und unter dem Druck der Resignation vollends, die in der Folgezeit dem sozialtheoretischen Denken Platos so vielfach eine andere Richtung gab, war an die Wiederaufnahme der Dichtung nicht mehr zu denken. Nachdem der Vernunftstaat für die Menschheit, so wie sie nun einmal ist, ein unerreichbares Ideal geworden, hatte es für seinen Urheber keinen Zweck mehr, ihn, wenn auch nur im dichterischen Bilde, in den Kampf des Lebens hineinzustellen.

Das Geschick der neuen Kunstform selbst war damit freilich keineswegs entschieden. Im Gegenteil, für die Entwickelung des Staatsromanes konnte nichts günstiger sein, als die von sozialen Ideen erfüllte Welt des damaligen Griechentums. Die Erörterungen der Theorie über die Bedingungen sozialen Glückes, die ja nicht auf die Hallen der Schulen beschränkt blieben, mufsten die Phantasie eines geistreichen Volkes auf das lebhafteste erregen. War einmal die grofse Frage nach der Möglichkeit einer Gesellschaftsordnung bejaht, die auf völlig anderen Grundlagen ruhte, als die bestehende, hatte sich

---

[1]) φιλία κοινή Krit. 121 a. [2]) S. m. Gesch. d. Komm. I 194. [3]) S. a. a. O. S. 477 ff.

Digitized by Google

der ersten Denker der Nation die Illusion bemächtigt, den Weg zur radikalen Heilung aller krankhaften Auswüchse der Gesellschaft zeigen zu können, so ist es begreiflich, dafs sich bei einem künstlerisch so hoch begabten Volke immer wieder der Drang äufserte, diese Vorstellungen möglichst lebendig auszugestalten, seinem Interesse für jene gewaltigen Probleme in einer Form Ausdruck zu geben, die Einbildungskraft und Gemüt in höherem Grade befriedigte, als abstrakte Untersuchungen und theoretische Konstruktionen. Und diese Form war eben die der Erzählung, die die gewonnenen Vorstellungen mit dem Scheine der Wirklichkeit umkleidete. Der novellistische Trieb und die Lust zu fabulieren, die in diesem Volke so mächtig waren, und die sich gerade seit dem vierten Jahrhundert in der stetig zunehmenden Fülle der geographisch-ethnographischen Fabelerzählung so charakteristisch äufsern[1]), konnten kaum einen anziehenderen Gegenstand für ihre Bethätigung finden, als die neuen und interessanten Aperçus über die bestmöglichen Bedingungen menschlichen Zusammenlebens. Eine Erzählung, die diese Ideen exemplifizierte und die von keinem erlebte Wirklichkeit einer glücklicheren Welt in einem greifbaren lebendigen Bilde vor das geistige Auge zu zaubern vermochte, durfte der allgemeinsten Teilnahme sicher sein.

Zudem war ja der gestaltenden Einbildungskraft auf diesem Gebiete von allen Seiten mächtig vorgearbeitet. Die ethnographische Romantik mit ihrer Idealisierung ferner Barbarenvölker[2]), das paradiesische Fabelreich der Komödie und in den Dichtungen von den Inseln der Seligen oder dem Elysion[3]), die zum Teil bis ins einzelnste durchgearbeitete Konstruktion idealer Gesellschaftszustände in der Publizistik[4]) und in den gewaltigen sozialtheoretischen Konzeptionen Platos, die oft selbst mehr Dichtung und historisierende Romantik, als Theorie ist, das Beispiel endlich, das Plato in seiner Atlantis gab, all das enthielt die mannigfaltigsten Anregungen und Stoffe zu Idealschilderungen im Gewande des Staatsromanes.

Dazu kam, dafs das Jahrhundert, das auf Plato folgte, eine jener Epochen gewaltiger Gährung war, in der mit psychologischer Notwendigkeit immer wieder von neuem der Wunsch und das Bedürfnis erwacht, Idealbilder des Staates zu gestalten, bei denen von dem geschichtlich Gegebenen und rechtlich Bestehenden vollkommen abgesehen wird. Es ist ganz ähnlich, wie in der Entstehungszeit des modernen Staatsromanes, der Utopien eines Morus und Campanella. Und auch darin gleicht dieser letzteren Epoche das Zeitalter des Hellenismus, dafs hier der Staatsroman gleichsam auch 'einen geometrischen Ort fand'[5]), da sich durch die Entdeckung neuer Welten der Blick bedeutend erweitert hatte und der Phantasie ein noch freierer Spielraum eröffnet war als bisher. Wie die Schilderungen, die ein Columbus, Petrus Martyr, Vespucci,

[1]) Vgl. Rohde, Der griechische Roman S. 172 ff.

[2]) Vgl. m. Gesch. d. Komm. I 117 ff.

[3]) Vgl. z. B. Od. IV 561 ff., Hesiod W. u. T. 167, Pind. Olymp. II 68 ff.

[4]) Z. B. in den Schriften περὶ ὁμονοίας, s. m. Gesch. d. Komm. I 158.

[5]) Nach dem Ausdruck Gotheins a. a. O. S. 84.

Digitized by Google

Waldseemüller von den Antillen und anderen amerikanischen Inseln und Küstenländern gaben, dem Abendland plötzlich die Kenntnis von Völkern mit kommunistischen und sozialistischen Lebensformen eröffneten und dadurch zur Entstehung jener ersten modernen Utopien wesentlich mit beitrugen, so haben die Erzählungen Nearchs, des Admirals Alexanders des Grofsen, und anderer Reisender, die aus Indien und Arabien von ganz ähnlichen sozialen Erscheinungen zu berichten wufsten, die Entwickelung des Staatsromans bei den Griechen gewifs nicht weniger stark beeinflufst und gefördert. Brachten doch die Griechen dieser Zeit solchen Berichten eine ganz ähnliche Stimmung entgegen, wie die Menschen der Renaissance, nämlich die kosmopolitische Gesinnung. Von dem nationalen Eigendünkel, dem es nicht in den Sinn will, dafs draufsen, bei den 'Barbaren', etwas vollkommener sein könne, als zu Hause, ist der griechische Staatsroman ebenso frei, wie der moderne. Auch von ihm kann man sagen: 'Jedes soziale Gebilde, ob diesseits oder jenseits des Weltmeeres, ist ihm gleich bedeutsam als Quelle der Belehrung, wie als Gegenstand der Kritik'.[1]) Ohne jede Voreingenommenheit zieht auch er die Bilanz zwischen der alten und der neuen Welt, auf deren Boden seine Ideale Leben und Gestalt gewinnen.

So hat sich denn eine ganze Litteratur der Art entwickelt, deren Reichhaltigkeit und innere Bedeutsamkeit wir nicht nach den dürftigen, oft gerade das Wichtigste verschweigenden Fragmenten beurteilen dürfen, die zufällig davon übrig geblieben sind.

Der erste, von dem wir wissen, dafs er sich nach Plato für die Schilderung idealer Staats- und Gesellschaftszustände der Form des Romans bedient hat, ist der Geschichtschreiber Theopomp von Chios, der Schüler des Isokrates, aus dessen Schriftstellerei uns freilich ein ganz anderer Geist entgegenweht, als bei seinem grofsen Vorgänger. Ob er überhaupt ein tieferes sozialreformatorisches Interesse gehabt hat, ist höchst zweifelhaft, trotz des moralisierenden Tones, den er überall anzuschlagen liebt. Um so sicherer ist es, dafs es ihm ganz wesentlich um den äufseren Effekt, um die Befriedigung des Sensationsbedürfnisses zu thun war. Um die Spannung seiner Leser stets wach zu halten, hat er, wie schon ein antiker Beurteiler bemerkt, 'bei jeglichem Land und Meer etwas Wundersames oder Unerwartetes erwähnt'; und vollends in dem achten Buch der 'Philippischen Geschichten', das die romantische Dichtung von dem Meropischen Lande enthält, war eine Fülle von seltsamen und wunderbaren Dingen[2]) zusammengetragen, die ihm allerdings recht giebt, wenn er sich rühmt, dafs er noch besser frei erfundene Geschichten vorzuführen wisse, als Herodot, Ktesias und die Erzähler der Wunder Indiens.

Wie sehr bei ihm die Behandlung sozialer und ethischer Probleme zur Spielerei wird, zeigt schon die charakteristische Thatsache, dafs er dem Leser nicht blofs ein Gemeinwesen mit idealen Menschen, sondern auch einen Staat

---

[1]) Dietzel, Beiträge z. Gesch. des Sozialismus und Kommunismus (mit Bezug auf Thomas Morus). Vierteljahrsschr. f. Staats- und Volkswirtschaft 1896 S. 225.

[2]) τὰ κατὰ τόπους θαυμάσια.

Digitized by Google

der Bösewichter (*Πονηρόπολις*) vorführt, eine angebliche Gründung König Philipps, der hier das schlimmste Gesindel, Verbrecher aller Art, Sykophanten, falsche Zeugen, Advokaten, zweitausend an der Zahl, in einer Kolonie zusammengeführt habe[1]), ganz ähnlich wie man in der älteren Epoche der modernen Staatsromane, im siebzehnten Jahrhundert, dem Leser neben dem Sonnenstaat Campanellas oder Bacons neuer Atlantis eine Moronia (das Land der Narren) oder Lavernia (das Land der Diebe und Räuber) vorführte. Auch das Pamphagonien (das Land der Fresser) und Ivronien (das Land der Säufer), an dem sich dieselbe Zeit ergötzte, findet sich schon bei Theopomp, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach.

Man lese nur seine Schilderung der sozialen Zustände der Etrusker! Sie knüpft zwar an Geschichtliches an, greift aber nur solche Züge heraus, die Gelegenheit zur Anbringung der Pikanterien gaben, an welchen die Masse der Leser ihr Ergötzen fand. Wie uns die etruskische Gräberwelt noch jetzt erkennen läſst, handelte es sich hier um ein Volk, das, in seiner herrschenden Klasse wenigstens, das Leben in vollen Zügen genoſs[2]) und in einer für unser Gefühl geradezu abstoſsenden Weise selbst den Ernst des Todes mit den Symbolen der Lebensfreude zu verschleiern liebte. Man denke an die Wandgemälde der etruskischen Grabeshallen mit ihrer Vorführung von Zechgelagen, an die Steinbilder, die die Verstorbenen in festlicher Tracht darstellen, zechend, mit dem Becher in der Hand. Eine Kunde von diesem Schlaraffenleben der vornehmen etruskischen Welt ist auch zu Theopomp gedrungen. Aber was hat er daraus gemacht? Eine phantastische Geschichte ganz im Stile der Fabeleien, die seit den Zeiten der Phäakendichtung über die Völker des Westens umliefen, verquickt mit Vorstellungen, die an das Gesellschaftsideal des extremsten Cynismus erinnern.

Darnach soll bei den Etruskern wenigstens auf geschlechtlichem Gebiet[3]) der roheste Kommunismus des Genieſsens geherrscht haben.[4]) Das Weib ist völlig emanzipiert und nimmt auch an den Genüssen der Männer teil, denen es in Beziehung auf Zuchtlosigkeit nichts nachgiebt. Nach Belieben vereinigen sich die Angehörigen beider Geschlechter zum gemeinsamen Mahl. Die weitere Konsequenz ist die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder, denn die Vaterschaft ist hier ja nirgends festzustellen. Ebenso natürlich ist die Beteiligung der weiblichen Jugend an den körperlichen Übungen der Knaben und Jünglinge. Das Gefühl der Scham kennt man in Etrurien nicht, das Weib so wenig wie der Mann nimmt Anstand sich völlig nackt zu zeigen. Nach dem Grundsatz 'naturalia non sunt turpia' geht es hier angeblich in der geschicht-

---

[1]) Müller, Fragm. hist. graec. I 298 fr. 122.

[2]) Vgl. z. B. die Schilderung bei Diodor V 40.

[3]) Bei Athenäos XII 517d ff., der die Erzählung Theopomps mitteilt, wird nur diese Seite seiner Darstellung berührt.

[4]) *κοινὰς ὑπάρχειν τὰς γυναῖκας*, oder, wie es im weiteren Verlauf heiſst, *πλησιάζοντες ταῖς γυναιξὶν ἁπάσαις*, ganz so, wie es Diog. Laert. 72 als Ideal des Diogenes hinstellt: *γάμον μηδένα νομίζων, ἀλλὰ τὸν πείσαντα τῇ πεισθείσῃ συνεῖναι.*

Digitized by Google

lichen Wirklichkeit genau so zu, wie in dem utopistischen Roman des Verfassers des 'Gesetzbuches der Natur', in der Basiliade Morellis! Die Gelage der Etrusker arteten nach dieser Schilderung regelmäfsig zu Orgien aus, deren Einzelheiten, so abscheulich sie sind, Theopomp mit sichtlichem Behagen ausmalt.

Dies soziale Sittenbild (in einem ernsten Geschichtswerk!) zeigt wohl zur Genüge, dafs es dem Verfasser vor allem auf das Amüsement des grofsen Publikums ankam. Die den Roman erzeugende Zersetzung der historiographischen Kunstform[1]) macht sich schon hier deutlich bemerkbar! Daher hat sich Theopomp auch gar keine Mühe gegeben, das Bild so zu gestalten, dafs wenigstens die einzelnen Züge zusammenstimmen. Fortwährend schieben sich ihm Begriffe unter, die dem Leben der wirklichen Gesellschaft entnommen sind, aber in den Rahmen der vorgestellten sozialen Verhältnisse absolut nicht hineinpassen. So werden unter den zechlustigen Weibern, die sich an den genannten Orgien beteiligen, 'Buhlerinnen' (*ἑταῖραι*) und 'Frauen' unterschieden. Als ob in einer Gesellschaft, wo die freie Liebe, die regellose Mischung der Geschlechter herrscht, überhaupt noch von einem derartigen Unterschiede die Rede sein könnte! Ein andermal heifst es: Die Frauen teilen nicht das Mahl mit ihren Männern, sondern mit jedem beliebigen. Ganz naiv werden also die dem Autor vertrauten monogamischen Vorstellungen mit Zuständen verquickt, mit denen sie von vorneherein gänzlich unvereinbar sind. Und mit derselben Unbefangenheit werden Verwandtschaftsverhältnisse vorausgesetzt, wie sie eben nur das Familienleben der bestehenden Gesellschaft erzeugen konnte. Es ist von gemeinschaftlichen Gelagen die Rede, zu denen sich die 'Verwandten' versammeln.[2]) Als ob es in einer Gesellschaft des absolut freien Geschlechtsverkehrs, in welcher kein Kind seinen Vater kennt, überhaupt 'Verwandte' in diesem Sinne geben könnte!

Es leuchtet ein, dafs ein Schriftsteller, der sich solche Blöfsen giebt[3]), nicht der Mann war, das Problem des Staatsromans von der rechten Seite zu fassen und ein vollständig abgerundetes und folgerichtig durchgeführtes Bild eines Staatswesens zu entwerfen, dessen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung von der Wirklichkeit grundsätzlich verschieden sein sollte, wie er es — nach seiner eigenen Erklärung — in der Erzählung vom meropischen Lande beabsichtigt hat.[4]) Insofern wird es für die Geschichte der sozialen Theorien kaum einen wesentlichen Verlust bedeuten, dafs der Autor der 'bunten Geschichten', der uns einiges aus diesem Staatsroman mitteilt, nur für den novellistischen Rahmen, nicht für den sozialpolitischen Inhalt ein Interesse ge-

---

[1]) Nach einem treffenden Ausdruck von Schwartz, Fünf Vorträge über den griechischen Roman (1896) S. 148.

[2]) *ἐπειδὰν δὲ συνουσιάζωσι καθ' ἑταιρείας ἢ κατὰ συγγενείας.*

[3]) Es ist gewifs nicht anzunehmen, dafs diese Widersprüche erst nachträglich durch das Exzerpt des Athenäos in die Erzählung hineingekommen sind.

[4]) Aelian, Var. hist. III 18 (Müller, Fragm. hist. Graec. I 290 fr. 76): *καὶ βίων ἰδιότητας καὶ νόμους αὐτοῖς τετάχθαι ἐναντίως κειμένους τοῖς παρ' ἡμῖν νομιζομένοις.*

Digitized by Google

habt hat und gerade über die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen des geschilderten Utopiens mit Stillschweigen hinweggeht. Jedenfalls macht das, was wir von Älian aus dem Romane wirklich erfahren, durchaus den Eindruck, dafs es Theopomp auch hier nicht um die Mitteilung von Ergebnissen ernsten Denkens, sondern vor allem darum zu thun war, eine 'Wundergeschichte' zu erzählen, den Leser durch ein 'Märchenspiel und dessen vergnügliche Darstellung'[1]) zu fesseln. Allerdings hatte sich schon vor ihm ein Plato in solcher Phantasiegaukelei gefallen, aber dort liegt doch immer im Spiele selbst ein ernster, tiefer Sinn; bei Theopomp dagegen ist das Abenteuerliche und Wundersame recht eigentlich Selbstzweck, wenn auch eine bestimmte Tendenz mit nebenherläuft.

Ganz phantastisch ist schon die Einleitung. Sie knüpft an die alte Sage von dem trunken gemachten und gefesselten Waldgott an, der sich vor dem Könige Midas durch die Offenbarung seines tiefsten Wissens lösen mufs. Er berichtet dem König von dem Wunderland, das jenseits des grofsen, den bekannten Erdkreis umgebenden Meeres liegt und von einem glückseligen Menschengeschlecht bewohnt wird. Dort werden die Menschen noch einmal so grofs und noch einmal so alt wie bei uns, und ebenso überragt die Tierwelt die unsrige. Das Land selbst hat eine unermefsliche Ausdehnung und zahlreiche grofse Städte, unter denen wieder zwei als die gröfsten hervorragen: Eusebes und Machimos. Erstere ist die Stadt der Frommen und Gerechten, die um ihrer Tugend willen selbst des Verkehrs der Götter gewürdigt werden. Sie leben in beständigem Frieden, in der Fülle der Güter; die Erde spendet ihnen ihre Gaben ohne Pflug und Ackerstier, ohne Aussaat, ihr Leben ist durch kein Siechtum getrübt, heiter und lachend sinken sie in den Tod. Ganz anders die Stadt der Krieger! Ausschliefslich dem Waffenhandwerk lebend haben sie ihre ganze Existenz auf Kampf und Eroberung gestellt. Und bei ihrer Menge — es sind ihrer zwei Millionen — ist es ihnen gelungen, zahlreiche Völkerschaften umher unter ihr Joch zu zwingen. Ihr Reichtum ist so grofs, dafs hier Gold und Silber weit weniger geschätzt wird, als bei uns das Eisen. Das ungetrübte physische Wohlsein, dessen sich die Bürger der frommen Stadt erfreuen, ist den Bewohnern dieser Stadt nicht zu teil geworden; immerhin aber fühlen auch sie sich in ihrer Lage so glücklich, dafs sie, einmal bei einer Heeresfahrt über das Meer herübergekommen, schon bei den Hyperboreern wieder umkehrten, weil ihnen diese, die glücklichsten der diesseitigen Menschen, allzu elend erschienen! Endlich haust noch ein drittes mächtiges Volk in dem Wunderland, die Meropes, die 'viele und grofse' Städte bewohnen, von denen wir freilich nichts zu hören bekommen, als eine phan-

[1]) Nach dem treffenden Ausdruck von Rohde, Zum griechischen Roman, Rhein. Mus. 48, 123. Rohde weist darauf hin, dafs selbst ein Verehrer der 'Philosophie' des Theopomp, wie Dionys (Ep. ad Pomp. 6, 11) in dessen Erzählung πολὺ τὸ παιδιῶδες findet; und er schliefst daraus mit Recht, dafs dieses 'Kindische', rein in Wunderberichten Spielende darin stark überwogen haben müsse.

Digitized by Google

tastische Fabel von dem in ihrem Lande gelegenen Ort der 'Nimmerwiederkehr' (Ἄνοστος) mit den Wunderflüssen der Lust und der Trauer.[1])

Man kann nicht sagen, dafs diese allerdings dürftigen Züge, auf die sich unsere Kenntnis des Romans beschränkt, eine besondere Originalität verraten. Was ihm die Dichtung oder die Sage, die geographisch-ethnographische Fabelei und sonstige Litteratur für seinen Zweck darbot, ist von Theopomp einfach entlehnt oder nachgebildet.[2]) Die Stadt der Frommen z. B. ist nichts als ein Seitenstück zu dem volkstümlichen Wunschland des goldenen Zeitalters, wie es Hesiod schildert. Die Stadt der Krieger erinnert sofort an die Atlantis Platos und schon den Gedanken selbst, zwei Volks- und Gesellschaftstypen in dieser Weise sich gegenüberzustellen, hat Theopomp dem Platonischen Roman entnommen.[3]) Wird man annehmen dürfen, dafs er in der Schilderung der ökonomischen und sozialen Lebensformen seiner Fabelvölker eine gröfsere Originalität gezeigt hat? Neu ist allerdings, dafs er, offenbar um Plato zu überbieten, noch einen dritten Volkstypus anführt, die Meropes, die in dem Roman die Hauptrolle gespielt haben müssen, da er in der Überlieferung bekanntlich kurzweg nach ihnen benannt ist.[4]) Und hier mag ja Theopomp vielleicht ein eigenes Gesellschaftsideal entwickelt haben. In einer Beziehung wenigstens hat er möglicher Weise einen neuen Weg eingeschlagen. Er läfst, wie schon bemerkt, die Meroper 'viele und grofse Städte' bewohnen. Hat er dabei an einen Bund von selbständigen Stadtstaaten gedacht oder an einen einheitlichen Grofsstaat? Fast möchte man in einer Zeit, wie der des heraufziehenden Hellenismus, in der sich der alte Stadtstaat so gründlich überlebt hatte, zumal bei einem mit der neuen Zeit so eng verwachsenen Autor an das letztere denken. Es hätte damit die Vorstellung einer idealen Gesellschaftsordnung im Sinne der Zeitideen eine neue breitere Basis erhalten; an die Stelle der Stadtstaatsutopie wäre die Territorialstaatsutopie getreten. Allein angenommen, dafs Theopomp diese Wandlung wirklich vollzogen hat, — war damit für ihn nicht zugleich die Schwierigkeit, ein wirklich lebensvolles, anschauliches Gesellschaftsbild zu gestalten, bedeutend gesteigert? Eine Schwierigkeit, der gegenüber eine Schriftstellerei, wie die seinige, notwendig versagen mufste.[5])

---

[1]) Über die allegorische Bedeutung dieser Fabel s. Rohde a. a. O. S. 124.

[2]) Vgl. Rohde a. a. O. S. 111 f. und Griech. Roman S. 207.

[3]) Wie schon Rohde in der gen. Abh. S. 112 mit Recht gegen Hirzel (Zur Charakteristik Theopomps, Rhein. Mus. 47, 381) bemerkt hat.

[4]) Apollodor bei Strabo VII p. 299 bezeichnet die ganze Erzählung einfach als die der Μεροπὶς γῆ.

[5]) Dies sei gegen jene Zeitmode gesagt, die sich in dem wohlfeilen Vergnügen gefällt, alle Werte umzuwerten, und nicht übel Lust zeigt, Theopomps Werk als 'Hauptwerk der hellenischen Historiographie' zu proklamieren. Beloch in seiner an derartigen Paradoxien reichen 'Griechischen Geschichte' (II 420) glaubt dies 'vielleicht' aus den Fragmenten des Werkes 'ahnen' zu dürfen, — auch aus Fragmenten, wie den oben behandelten? Freilich hat derselbe Beloch entdeckt, dafs die 'Forschung' eines Ephoros gegenüber Thukydides einen 'wesentlichen Fortschritt bezeichnet'.

Digitized by Google

Eine gröfsere sozialgeschichtliche Bedeutung würden wir wohl einem anderen Vertreter des sozialen Romans aus dieser Zeit, nämlich dem Hekatäos aus Teos zuerkennen dürfen, wenn uns seine das glückselige Leben des nordischen Fabelvolkes der Hyperboreer schildernde Dichtung von der 'kimmerischen Stadt' näher bekannt wäre. Die aus seinen Schriften geschöpfte Darstellung jüdischen Lebens bei Diodor und die sicherlich auch von ihm herrührende[1]) Idealschilderung des alten Pharaonenstaates in demselben Werke lassen ein entschieden sozialpolitisches Interesse erkennen. An dem Judentum interessiert ihn u. a. besonders die gleichheitliche Aufteilung eroberten Landes und die Unverkäuflichkeit der Erbgüter. Er schildert sie als ein Schutzmittel gegen die Profitwut, die Pleonexie, durch welches die Proletarisierung der wirtschaftlich Schwächeren und die Entvölkerung des Landes verhindert würde.[2]) In der Charakteristik des glückseligen Herrscherdaseins der Pharaonen[3]) kommt unverkennbar die soziale Auffassung der Monarchie zum Ausdruck, wie sie uns auch sonst in der Staatstheorie der Zeit so bedeutsam entgegentritt[4]), die Auffassung des Königtums als eines 'Gutes der Gemeinschaft', als eines 'ruhmvollen Dienstes für die Gemeinschaft', durch den allen ihren Gliedern ihr Recht wird. In der Schilderung der sozialökonomischen Verhältnisse des Landes wird rühmend hervorgehoben die geringe Pacht, die König, Priester und Kriegerkaste von den dem Bauern überlassenen Grundstücken erhoben, die Produktivität der verschiedenen Wirtschaftszweige infolge der ererbten technischen Geschicklichkeit und des Fleifses der Bevölkerung, die konsequent durchgeführte Arbeitsteilung[5]), der von allen Unterthanen geforderte Nachweis der Unterhaltsmittel, die Bekämpfung der Pleonexie durch das Verbot, mit industrieller Thätigkeit Ackerbau oder Handelsgeschäfte zu verbinden oder mehrere Handwerksbetriebe in einer Hand zu vereinigen[6]), überhaupt die strenge Durchführung des Grundsatzes, dafs 'um der Habsucht von Privatpersonen willen nie die gemeine Wohlfahrt aller gefährdet werden darf'.[7]) Dies und vieles andere läfst dem Verfasser die Staats- und Gesellschaftsordnung des alten Pharaonenreiches als eine geradezu ideale erscheinen. Und er fafst schliefslich seinen allgemeinen Standpunkt in den Satz zusammen, dafs diejenigen Gesetze die besten seien, welche nicht die möglichste Förderung

---

[1]) In dieser Annahme stimme ich überein mit Schwartz, Hekatäus von Teos, Rhein. Mus. 40, 225. Dazu Susemihl, Gesch. d. alexandr. Litt. I 310 ff.

[2]) Diod. XL 3, 7 (s. Müller, Fragm. hist. Graec. II 392 fr. 13): *οὐκ ἐξῆν δὲ τοῖς ἰδιώταις τοὺς ἰδίους κλήρους πωλεῖν, ὅπως μή τινες διὰ πλεονεξίαν ἀγοράζοντες τοὺς κλήρους ἐκθλίβωσι τοὺς ἀπορωτέρους καὶ κατασκευάζωσιν ὀλιγανδρίαν.*

[3]) Diod. I 70 ff.

[4]) S. mein Buch, Aus Altertum und Gegenwart S. 287 ff.

[5]) Ägypten galt ja deshalb den Griechen als das industrielle Musterland. Vgl. z. B. Isokrates, Busiris 16 ff.

[6]) S. das analoge Verbot in Platos Gesetzesstaat, Bd. I m. Gesch. d. Komm. S. 512.

[7]) I 79, 3: *ἄτοπον γὰρ . . . τῆς τῶν ἰδιωτῶν πλεονεξίας ἕνεκα κινδυνεύειν τὴν κοινὴν ἁπάντων σωτηρίαν.*

Digitized by Google

des Reichtums, sondern die Erziehung zu einer humanen und sozialen Gesinnung im Auge haben.[1])

Es kann nach alledem nicht zweifelhaft sein, von welchem Geiste die Schilderung des besten Staates erfüllt war, die Hekatäos von seiner kimmerischen Stadt entworfen hat. Viel Herrliches und 'Erhabenes' hat er nach dem Zeugnis eines antiken Lesers von ihr gesagt[2]); und es ist beklagenswert, dafs uns von dieser offenbar sehr umfangreichen[3]) Schilderung fast nur ein paar Züge der novellistischen Einkleidung erhalten sind.[4]) Von Interesse ist höchstens eine Mitteilung über die Fruchtbarkeit des alljährlich zwei Ernten spendenden Landes, welche wenigstens so viel erkennen läfst, dafs dem Idealvolk des Hekatäos die Bearbeitung des Bodens nicht erspart war und daher die Bedeutung der wirtschaftlichen Arbeit hier eine ganz andere gewesen sein mufs, wie etwa in der Stadt der Frommen bei Theopomp.

Mit dem Roman des Hekatäos wird in der Überlieferung verglichen[5]) die Geschichte von dem Fabelvolk der Attakoren, die im Anschlufs an die indischen Sagen von dem paradiesischen Lande der Uttara Kûrû nördlich des Himalaya, dem indischen Gegenstück der griechischen Hyperboreer, ein gewisser Amometos ebenfalls noch im dritten Jahrhundert verfafst hat. Und wahrscheinlich gehört der gleichen Epoche der phantastische Roman eines sonst ganz unbekannten Timokles an, der unter einem abenteuerlichen Pseudonym die Glückseligkeit eines von ihm selbst erfundenen Volkes der 'Schlangentöter' geschildert hat[6]); — Dichtungen, von denen wir uns aber eine Vorstellung nicht mehr machen können.

---

[1]) I 93, 4: *κρατίστους δ' οἶμαι τῶν νόμων ἡγητέον οὐκ ἐξ ὧν εὐπορωτάτους, ἀλλ' ἐξ ὧν ἐπιεικεστάτους τοῖς ἤθεσι καὶ πολιτικωτάτους συμβήσεται γενέσθαι τοὺς ἀνθρώπους.* Dafs Diodor diese Bemerkung als die seinige vorträgt, hindert nicht, dafs er nur die Anschauung seiner Quelle wiedergiebt. Vgl. das Gesch. d. ant. Komm. I 52 über seine Schriftstellerei Gesagte.

[2]) *πολλά τε καὶ σεμνὰ ἕτερα.* Aelian, Hist. an. XI 1 (Müller, Fr. hist. graec. II 387 fr. 4).

[3]) Schol. Apoll. Rhod. II 675 spricht von *βιβλία ἐπιγραφόμενα περὶ τῶν Ὑπερβορέων* des Hekatäos.

[4]) S. die Fragmente bei Müller II 386 ff. Dazu die Bemerkungen Rohdes a. a. O. 208 ff.

[5]) Bei Plinius, Nat. h. VI 17, 55.

[6]) S. Photios, Epist. 55 (dazu Rohde S. 218 f). Darnach behandelte Timokles *γένος καὶ φύσιν καὶ πολιτείαν καὶ μάχας καὶ νίκας καὶ βίων αἰῶνας καὶ ἡλικίας καὶ εὐδαιμονίας οὐκ ἀνθρώπων μόνον, ἀλλὰ καὶ φυτῶν καὶ ζῴων καὶ γῆς καὶ θαλάσσης καὶ ἀέρος καθ' ὑπερβολὴν ψευσμάτων τερατευσάμενος.*

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

VIRGILS VIERTE EKLOGE.

Von Friedrich Marx.

Mit einer gewissen Ehrfurcht und Scheu nehmen wir ein Gedicht zur Hand, das unter allen Gedichten römischer Sprache die gröfste und wundersamste Geschichte hat, dem, wie man annimmt, ein leicht begreiflicher und leicht verzeihlicher Irrtum der philologischen Erklärung einst einen Platz verschafft hat neben den Prophetien der altjüdischen Litteratur und den Verheifsungen der Sibylle des hellenistischen Judentums. Der Dichter verkündet hier in hohen, feierlichen Worten seinem Gönner Polio zuerst die nahe bevorstehende, dann die eben erfolgte Geburt eines gottentstammten Knaben, der bestimmt sei von der Vorsehung dem Erdkreis den Frieden zu geben, in dem neu anbrechenden goldenen Zeitalter vollendeter Glückseligkeit ein neues Menschengeschlecht mit den vom Vater ererbten vollkommenen Gaben zu beherrschen. Die Geburt dieses Knaben findet nach des Dichters eigner, unzweideutiger Angabe statt während des Konsulates des Adressaten, im Jahr 714/40, und in demselben Jahr kurz nach der Geburt des Wunderkindes ist die berühmte vierte Ekloge des Vergilius entstanden.

Der mühseligen und undankbaren Aufgabe, die zahlreichen Deutungsversuche dieses Gedichtes einer Besprechung zu unterziehen, enthebt mich die überaus eingehende Darstellung, die in dem unlängst erschienenen Buch von A. Cartault, Étude sur les bucoliques de Virgile (Paris 1897) p. 210—250, über den Stand der Frage geboten wird: etwa gleichzeitig hat O. Crusius (Rh. Mus. LI [1896] p. 551—559) durch Heranziehung sehr entlegener astrologischer und mystischer Litteratur das Verständnis des Gedichtes zu fördern gesucht und ist zu dem Schlufs gekommen, der Dichter habe nicht etwa einen Sohn des Polio besungen, sondern 'einen unbekannten Liebling des Schicksals', ähnlich wie ja andere vordem in dem Wunderkind die Personifikation des Friedens von Brundisium oder der nach den Bürgerkriegen wiederkehrenden Ruhe und Ordnung wiederzuerkennen glaubten.[1]) Dagegen hält Cartault a. a. O. p. 230 mit anderen an der Ansicht fest, dafs Virgil einen Menschen von Fleisch und Blut, und zwar den Sohn des Asinius Polio, C. Asinius Gallus, kurz nach seinem Eintritt in die Welt mit diesem Gedicht begrüfst hat; und er thut wohl recht daran. Denn alle die, welche die Gestalt des göttlichen Knaben als luftige und wesenlose, rein allegorische Figur zu erweisen suchten, sind

[1]) Kolster, Vergils Eklogen p. 60. Sonntag, Vergil als bukolischer Dichter p. 61 ff. Plüss, Fleckeis. Jahrb. CXV (1877) p. 69 ff. O. Gruppe, Griech. Kulte und Mythen p. 688 ff. u. a. m.

Digitized by Google

nicht im stande gewesen auch nur eine fördernde Parallele aus der Litteratur des Altertums nachzuweisen. Es soll in dem folgenden lediglich versucht werden, das für unser Gefühl Seltsame und Wunderliche, das Überschwängliche des Gedichtes, in dem der Dichter dem Konsul zur Geburt seines Knaben Glück wünscht, etwas verständlicher zu machen.

Bei weitem das Beste und Förderndste für die Erklärung der Ekloge haben die ältesten und ersten Erklärer und Herausgeber des Virgil geleistet und leisten können. Wie aus den erhaltenen Kommentaren ersichtlich ist, hatten diese festgestellt, daſs zwei Söhne des Polio in Betracht kamen: Asinius Gallus und Asinius Saloninus. Von dem letzteren wird berichtet, daſs er frühzeitig verstorben sei (Serv. ecl. IV 1, schol. Bern. ecl. IV 63); eine Nachricht, die deshalb als urkundlich gelten muſs, weil von diesem Saloninus in der Geschichte der Zeit des Augustus nirgends die Rede ist: der Knabe mag bald nachdem Polio Salona eingenommen hatte, Ende 715/39 oder 716/38 geboren sein, und Asinius Gallus, tot consularium parens (Tacit. ann. VI 23 und dazu Nipperdey; E. Klebs, Prosopogr. imp. Rom. I p. 162), hat kein Bedenken getragen, das cognomen seines verstorbenen Bruders auf einen seiner vielen Söhne zu übertragen (Klebs a. a. O. p. 169). Dieser urkundliche Bericht geht auf Asconius zurück und ist uns erhalten im vollständigeren Servius zu ecl. IV 11, allerdings in einer durch spätere Erklärer verdorbenen Form: inibit] . . . non iniit, quia consul designatus erat. Quidam Saloninum, Polionis filium accipiunt, alii Asinium Gallum, qui prius natus est Polione consule designato. Asconius Pedianus a Gallo audisse se refert hanc eclogam in honorem eius factam. Der Scholiast zu V. 1 setzt verkehrterweise die Einnahme von Salona, die 715/39 erfolgte, und die Geburt des Saloninus in das Konsulat des Polio, schlieſst V. 11 aus dem Futurum, daſs Virgil vor dem Konsulat, als Polio noch consul designatus war, dies geschrieben habe, was für uns alles wertlose Vermutungen sind, und verunstaltet so den urkundlichen Bericht des besten Philologen der römischen Kaiserzeit. Dieser hatte berichtet, daſs zwei Söhne des Polio in Betracht kämen, ein älterer Gallus und ein jüngerer, früh verstorbener Saloninus: er habe deshalb den allein noch lebenden Gallus hierüber befragt und die Antwort erhalten, der Knabe, dessen Geburt Virgil besingt, sei er, Gallus selbst gewesen. A. Kiessling im Greifswalder Sommerindex 1883 p. 5 hat diese Nachricht im Zusammenhang mit ähnlichen Nachrichten über die urkundliche Forschung des Gelehrten erörtert, und es erscheint unter dem Eindruck dieser Forschungsweise des Asconius gewiſs angezeigter, das Gedicht auf Grund ihres Ergebnisses in all seinen fremdartigen Zügen zu verstehen zu suchen, so gut es geht, als zu anderen Hülfsmitteln der Deutung seine Zuflucht zu nehmen.

Daſs Gallus, dessen Geburtsjahr gewiſs leicht zu ermitteln und wohlbekannt war, den scharfsichtigen und bedächtigen Gelehrten dermaſsen anzulügen versucht hätte, daſs er ihm berichtete, er wäre im Jahr 714/40 geboren, während sein Geburtsdatum weit früher oder später fiele, ist ganz unglaublich. Er bekleidete das Konsulat 746/8, als Sohn des Polio und Schwiegersohn des Agrippa gewiſs so früh wie möglich (A. Feilchenfeld, de Vergilii bucolicon

Digitized by Google

temporibus, Lipsiae 1886, p. 32). Mommsen (R. Staatsrecht I [1887] p. 574 ff.) legt dar, dafs in jener Zeit in der Regel das laufende 33. Lebensjahr der Termin für die Bekleidung der Konsulwürde gewesen ist: wenn Gallus bereits im 32. Jahr das Konsulat erreichte, so wird diese Begünstigung durch den oben erwähnten Kinderreichtum seiner Familie hinreichend erklärt: ein Sohn, der Konsul des Jahres 776/23 C. Asinius Polio, war damals bereits am Leben (Mommsen a. a. O. p. 575 Anm.). Wenn aber demnach es so gut wie feststeht, dafs zur Zeit, als Virgil sein Gedicht geschrieben hat, im Hause des Polio ein Knäblein in der Wiege lag, dann konnte weder der Dichter noch seine Leser, am wenigsten aber der Vater und die Mutter des Neugeborenen, die Anrede an die Eltern des Kindes, an die Geburtsgöttin, die Klagen über die Widerwärtigkeiten zehnmonatlicher Schwangerschaft anders verstehen oder verstanden wissen wollen, wie Asinius Gallus und Asconius dies alles verstanden haben: oder es verlangte der Takt und gesunde Sinn, dafs der Klient in seinem Gedicht jede Zweideutigkeit ängstlich vermied. So hat auch die ältere Periode der Virgilerklärung bis Sueton (p. 86 R.) die Ekloge aufgefafst: unsere erhaltenen Kommentare gehen aber zurück auf einen Grammatiker nachhadrianischer Zeit, der, wie Festus den Verrius, so den Asconius verbessern zu müssen glaubte und sich selbst mit diesem Besserwissenwollen ein wenig vorteilhaftes Zeugnis ausgestellt hat: weil der Knabe des Virgil nach Ausweis des Schlusses der Ekloge unbedingt sterben mufste, wurde Saloninus statt Gallus eingesetzt, und diesen Saloninus bezeichnen demnach als Sohn des Polio und Helden des Virgil die erhaltenen Scholien, auch die zu Horaz (carm. II 1, 15), und der Rhetor Grillius (Halm, Rhet. Lat. p. 598, 10), wo der Name in *solianum* verschrieben erscheint: genethliacon Salonini wird die Ekloge genannt in der Einleitung des Servius III 1 p. 3, 22.

Bei der Betrachtung des Gedichtes haben wir zu scheiden zwischen der äufseren Form und dem Inhalt: eine Besprechung der Form wird auch den Inhalt mit verständlicher erscheinen lassen. Das Gedicht hat mit der bukolischen Poesie und mit Theokrit nichts zu schaffen: Servius nennt dasselbe *genethliacon* (a. a. O. und zu V. 1: *cui nunc Vergilius genethliacon dicit*, wozu zu vergleichen ist γενεθλιακὸν λέγειν unten S. 108), durchaus richtig bezeichnet er das Gedicht als ein Schriftwerk zur Feier der Geburt oder des Geburtstages einer dem Dichter nahestehenden Persönlichkeit. Verherrlichungen des Hochzeitstages und des Geburtstages wurden in gebundener und in ungebundener Rede abgefafst, und Vorschriften für die Abfassung von γενεθλιακοὶ λόγοι sind uns erhalten. Aber der Ausdruck genethliacon ist mehrdeutig. Zumeist wird mit demselben ein zum Geburtstag bestimmtes Gedicht bezeichnet, auch zum Geburtstag eines Verstorbenen, wie Stat. silv. II 7 *genethliacon Lucani ad Pollam* betitelt ist: seltener, wie in unserem Falle, ein Gedicht auf den ersten Geburtstag eines eben geborenen Kindes. In der ars, die unter des Dionysios von Halicarnass Namen überliefert ist, werden cap. II die Lehren für γαμικοὶ λόγοι, cap. III p. 14 (Usener) für γενεθλιακοὶ λόγοι gegeben: die Eingangsworte von cap. III scheinen sich auf Lobreden nach Art unserer Ekloge zu beziehen:

Digitized by Google

Ἐχόμενος δέ σοι τούτου ὁ ἐπὶ ταῖς γενέσεσι τῶν παίδων λεγόμενος λόγος· γάμῳ γάρ που γένεσιν ἀνάγκη ἀκολουθεῖν· ὃν καὶ αὐτὸν τελεῖν χρὴ τοῦτον τὸν τρόπον. Aber die nun folgenden Vorschriften beziehen sich sämtlich auf Geburtstagsreden für Erwachsene, dieselben Lehren sind uns ausführlicher erörtert beim Rhetor Menander p. 141 Burs. (Rhet. Graec. IX 279 W. III 412 Sp.) erhalten. Offenbar gehört indessen, da der erste Geburtstag immerhin auch als eine Art von Geburtstag betrachtet werden mufs, ein Gedicht nach Art der Ekloge Virgils unter die *γενεθλιακοὶ λόγοι*, und an Rhetorik hat es der Dichter darin ja nicht fehlen lassen; die zahlreichen Anaphern und sonstigen rhetorischen Wiederholungen sind bei Cartault p. 216 sorgfältig zusammengestellt. Wir werden demnach gut thun, mit den Erklärern des Altertums der äufseren Form nach die Ekloge als einen *γενεθλιακὸς λόγος*, oder als ein *carmen genethliacum* aufzufassen.

Unter den a. a. O. gegebenen Lehren für solche Geburtstagsreden interessiert uns am meisten die Vorschrift, die Menander am Schlufs seines Kapitels gegeben hat: *ἐὰν δὲ κομιδῇ τινος νέου γενεθλιακὸν μέλλῃς λέγειν . . ., μετὰ τὰ προοίμια τὴν ἡμέραν ἐγκωμιάσεις, καθ' ἣν ἐτέχθη, τῇ μεταχειρίσει τῇ προειρημένῃ χρώμενος. μετὰ ταῦτα τὸ γένος ἐρεῖς, εἶτα τὴν γένεσιν, εἶτα τὴν φύσιν· ἐπεὶ δὲ οὐδὲν ἔχεις ἕτερον παρὰ ταῦτα εἰπεῖν τοῦ νέου — νέος γὰρ ὢν οὐδέπω πράξεις ἐπεδείξατο — ἐρεῖς ἐκ μεθόδου ἐγκωμιάζων οὕτω· τοῦτο δὲ τεκμαιρόμενος περὶ τῶν μελλόντων μαντεύομαι, ὅτι παιδείας εἰς ἄκρον ἥξει καὶ ἀρετῆς, ὅτι φιλοτιμήσεται πόλεσιν, ἀγῶνας διαθήσει, κοσμήσει πανηγύρεις, καὶ τὰ τοιαῦτα.*

Es leuchtet ein, dafs Virgil, der ein genethliacon nicht nur für einen *κομιδῇ νέος*, sondern für einen ebengeborenen Knaben zu schreiben die Aufgabe hatte, vornehmlich auf das *μαντεύεσθαι* und *τεκμαίρεσθαι περὶ τῶν μελλόντων* angewiesen sein mufste: läfst doch selbst Statius im genethliacon Lucani die Muse dem Säugling seinen späteren Ruhm weissagend vorher verkünden. Im übrigen stimmen die Vorschriften zu Geburtstagsreden für Kinder bezüglich der Anordnung mit den Vorschriften, die Menander und Pseudodionys allgemein für diese Reden erteilen, genau überein (a. a. O.): I. *πρῶτον μὲν ἐρεῖς προοίμια* II. *μετὰ τὰ προοίμια τὴν ἡμέραν ἐπαινέσεις, καθ' ἣν ἐτέχθη . . . εἰ δὲ μηδὲν ἔχοις εἰπεῖν τοιοῦτον, ἐπαινέσεις τὴν ἡμέραν ἀπὸ καιροῦ, ὅτι θέρους ὄντος ἐτέχθη, ὅτι ἔαρος . . . καὶ ἐρεῖς τοῦ καιροῦ τὰ ἐξαίρετα* III. *μετὰ τὸν τῆς ἡμέρας ἔπαινον ἐπὶ τὸ ἐγκώμιον ἥξεις αὐτοῦ τοῦ γένους* IV. *εἶτα τῆς γενέσεως* V. *εἶτα τῆς ἀνατροφῆς* VI. *εἶτα τῶν ἐπιτηδευμάτων* VII. *εἶτα τῶν πράξεων* VIII. *μετὰ ταῦτα πάλιν ἐπαίνει τὴν ἡμέραν οὕτως· ὦ πανευδαίμονος ἡμέρας ἐκείνης, καθ' ἣν ἐτίκτετο, ὦ μητρὸς ὠδῖνες εὐτυχῶς ἐπὶ τοῦτο λυθεῖσαι.*

Es wird nicht schwer sein, diese einzelnen Teile in dem genethliacon des Virgil wiederzuerkennen: bevor wir zu deren Besprechung übergehen, ist es erforderlich über den Inhalt und die Quellen der Ekloge das Feststehende zusammenzustellen: auch in dieser Frage haben die alten Erklärer Vorzügliches geleistet.

Das *Α* und *Ω*, der Ausgangspunkt und Schlufs des *γενεθλιακὸς λόγος* ist

Digitized by Google

nach der Vorschrift der Rhetorik das Lob der *ἡμέρα* oder des *καιρός*, also der Zeit der Geburt, aufserdem sollen bei ganz jungen Personen nur die Abkunft, Geburt und Naturanlage einer Besprechung unterzogen werden: alles übrige ist Prophezeiung. Virgil hat die Form der Prophezeiung auch auf die Darstellung der Geburt selbst ausgedehnt, indem er die Geburt des Knaben als nahe bevorstehend vorher verkündet: er läfst so den Leser die Geburt des Knaben gleichsam mit erleben und ist dadurch einer Darstellung seiner natürlichen Eigenschaften erfreulicherweise enthoben. Was die Besprechung seines Stammes und Geschlechtes betrifft, so ist der Dichter derselben gewifs gern ausgewichen: über die Vorfahren des Asinius war nichts zu berichten, der Name erscheint in jenem Jahr zuerst in den Fasten und klang dem römischen Ohr so fremdartig und unaristokratisch wie Vipsanius: die Dichter wählen darum auch statt des Vokatives *Ăsĭni* das cognomen *Polio*, trotz der metrischen Schwierigkeit des kretischen Wortes. Ahnen väterlicherseits hatte der homo novus nicht, die Vorfahren des Neugeborenen mütterlicherseits zu rühmen wäre wenig ziemlich gewesen: darum streift der Dichter nur die Abkunft des Kindes gelegentlich, er redet zu Anfang vom Vater Polio V. 11, von den *patriae* virtutes V. 17, von den facta *parentis* V. 26, am Ende von der Mutter, die unter grofser Mühsal und Plage das Kind so lange unter dem Herzen getragen V. 60 ff.: dafs diese parentes, der pater und die mater alles nur allegorische Personen und Figuren wären, wie Rom oder das Vaterland, erscheint doch ebenso undenkbar wie ein zehn Monate lang schwangeres Italien. Nur an einer Stelle, V. 49, wird der göttliche Ahnherr des Knaben, Juppiter eben erwähnt, vielleicht die interessanteste Stelle der ganzen Ekloge. Wie der Rhetor, so betrachtet Virgil die Besprechung des *καιρός* für das Wichtigste und Wertvollste im genethliacon: aber mit grofsem Geschick hat der Dichter nicht etwa das Tagesdatum oder die Jahreszeit der Geburt, wie die Rhetoren lehrten, oder die Konstellation der Gestirne, wie die genethliaci und mathematici zu thun pflegten (Gell. XIV 1, 1), besungen, sondern aus der ihm bekannten philosophischen und poetischen Litteratur sich zu seiner Prophezeiung die Anregung geschöpft. Auch für die Lösung dieser Frage haben die alten Erklärer, wie bereits erwähnt, bis jetzt bei weitem das Beste geleistet. Die Quellen, die sie für die Ekloge feststellen konnten, sind folgende:

1) Die stoische Lehre von der *ἀποκατάστασις*, der Erneuerung der Welt und ihrer Bewohner von Anbeginn, Servius zu V. 34; Gercke Chrysippea, fragm. 14—16 (Jahrb. für klass. Phil. Suppl. XIV p. 708).

2) Die Lehre der Philosophen, dafs eine derartige Erneuerung immer nach Vollendung eines magnus annus stattfinde, wenn die Planeten zu der Stelle, von der sie ausgegangen, zurückkehren: Servius zu V. 4, Aëtius de plac. II 32 p. 363 Diels, Stobaeus I p. 107 Wachsm., Usener Rh. Mus. XXVIII p. 392. Diese Lehre wurde durch die genethliaci und Chaldaei popularisiert, Gell. XIV 1, 1. 18.

3) Die Lehre des Hesiod und seines Nachahmers Arat von den nach Metallen benannten vier oder fünf Zeitaltern, Prob. und schol. Bern. zu V. 4,

Digitized by Google

Das goldene Zeitalter steht unter der Herrschaft des Saturn nach Hesiod, erga 109—111.

4) Eine Lehre der magi, wonach das letzte Zeitalter vor der Erneuerung des Weltalls unter der Herrschaft des Apollo oder Sol stehe, von dem vollständigeren Servius zu V. 10 aus Nigidius Werk de dis belegt, ein Werk, das kurz vorher erschienen war: dieselbe Anschauung soll nach Servius zu V. 4 in einem Lied der Cumaeischen Sibylle behandelt gewesen sein, eine Nachricht, die neben dem durch das Zitat aus Nigidius gestützten Bericht über die Lehre der magi weniger in Betracht kommt.

5) Dieselbe Lehre von der *ἀποκατάστασις* als Lehre von der *παλιγγενεσία* der Menschheit popularisiert durch die genethliaci und mit dem etruskisch-römischen Begriff des saeculum als eines Zeitraumes von 110 Jahren vereinigt: so der vollständigere Servius zu V. 5, die Berner Scholien in der Einleitung zu der Ekloge. Diese Lehre war durch die drei Jahre vorher erschienene Schrift des Varro de gente populi R. besonders populär geworden (Hist. Rom. fragm. ed. Peter [1883] p. 229, 4): nach Probus zu V. 4 fand sich die Lehre von der *παλιγγενεσία* post quattuor saecula auch in den Versen der Cumaeischen Sibylle. Von der Einteilung des magnus annus in 10 Perioden oder saecula (Plutarch, Sulla Cap. 7, Augustus bei Peter a. a. O. p. 253, 5, Serv. zu V. 4), von einer Bezugnahme des Virgil auf die ludi saeculares findet sich in dem Gedichte aber keine Spur: Virgil mufste die erstgenannte Lehre schon deshalb bei Seite lassen, um nicht mit Hesiod in Widerspruch zu geraten, ein Eingehen auf die letztere hätte aber den Charakter des Gedichtes als *γενεθλιακόν* wesentlich verändert.

Neben diesen durch die alten Erklärer in dankenswerter Weise aufgehellten Quellen des Virgil kommt für die Erklärung der Ekloge in Betracht die Anschauung, wonach die Geburt eines Herrn des Erdkreises von göttlicher Abstammung, eines Friedensfürsten, unter dem die Glückseligkeit des goldenen Zeitalters wiederkehren soll, nahe bevorsteht. Hierüber soll zum Schlufs dieser Abhandlung ausführlicher gehandelt werden.

Endlich mufs zur Beurteilung der überschwänglichen Sprache und Phantasie der Ekloge die Sprache der Glückwünsche und sonstigen frommen Wünsche, die in der Wochenstube und Kinderstube vernommen wurde, in Betracht gezogen werden: es ist dies die Sprache des Volksmärchens. Eine Vorstellung davon geben uns die schönen Verse des Persius II 31 ff.:

Ecce avia aut metuens divom matertera cunis
exemit puerum, frontemque atque uda labella
infami digito et lustralibus ante salivis
expiat, urentis oculos inhibere perita;
tunc manibus quatit et spem macram supplice voto
nunc Licini in campos, nunc Crassi mittit in aedis:
'hunc optent generum rex et regina, puellae
hunc rapiant, *quidquid calcaverit hic, rosa fiat*'.

Digitized by Google

Nach Form und Inhalt unterscheiden sich diese Wünsche nur wenig von der Prophezeiung des Virgil: hauptsächlich dadurch, dafs der Bildungsgrad der sprechenden Personen als ein wesentlich verschiedener erscheint. Von der äufseren Szenerie, in der Virgil die Ekloge dem Polio übermittelte, ist es nicht schwer eine klare Vorstellung zu gewinnen. Sueton, Nero Cap. 6 schildert uns anschaulich, wie bald nach der Geburt eines Kindes in dem römischen Patrizierhause die nahestehenden Freunde erscheinen, ihre Glückwünsche darzubringen. Als dankbarer Klient des Hauses des Polio erscheint auch Virgil: er überreicht dem Konsul 'inter gratulationes amicorum', wie Sueton sich ausdrückt, seine zierlichen Verse. Diese Verse wollten aber ebensowenig ernst genommen und wörtlich verstanden werden, wie die Gebete und Wünsche der Grofsmutter und Tante bei Persius. Als einzige erhaltene Probe solcher Klientenpoesie bei Eintritt eines frohen Ereignisses im Hause des rex ist uns die vierte Ekloge von unschätzbarem Wert. Dafs dieses Gedicht, in dem, was den Inhalt betrifft, so vielerlei Anschauungen und Ideenkreise sich kreuzen, vereinigen und bekämpfen, nicht gerade leicht für unser Verständnis erscheinen kann, insbesondere da, was die Form angeht, die Form der Prophezeiung eine dunkle und gewählte Ausdrucksweise an die Hand gab, ist offenkundig. Es erübrigt, seine einzelnen Teile mit Hülfe der oben S. 108 für den *γενεθλιακὸς λόγος* ermittelten Disposition kurz zu besprechen.

I. *προοίμιον*, in dem der Dichter von der Muse Theokrits Abschied nimmt:

Sicelides Musae, paulo maiora canamus.
non omnes arbusta iuvant humilesque myricae:
si canimus silvas, silvae sint consule dignae.

Die Sprache ist absichtlich dunkel und schwer verständlich, der Gedanke den Lehren der Rhetorik über das prooemium entlehnt: ad Her. I 4, 7: attentos habebimus, si pollicebimur nos de rebus magnis, novis, inusitatis verba facturos. Die beiden folgenden Verse sind strittig in ihrer Deutung, dem Richtigen ist Vofs am nächsten gekommen. Nicht jedermanns Sache ists, sich an Knieholz und niederem Heidekraut zu erfreuen: nicht solche *χαμαίζηλα φυτά*, sondern vielmehr *δένδρεα ὑψιπέτηλα* und *δρύες ὑψικάρηνοι* möchten vielleicht eines Konsuls würdig sein, *silvae sint consule dignae; si canimus silvas* ist gleichwertiger Ausdruck mit dem diesen Bedingungssatz rekapitulierenden *silvae*.

II. Besprechung des *καιρός*, 7 Verse:

Ultima Cumaei venit iam carminis aetas;
5 magnus ab integro saeclorum nascitur ordo.
iam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna,
iam nova progenies caelo demittitur alto.
tu modo nascenti puero, quo ferrea primum
desinet ac toto surget gens aurea mundo,
10 casta fave Lucina, tuus iam regnat Apollo.

'Die letzte Zeit, von der das Sibyllenlied singt, ist herangerückt, der magnus annus, der sich aus den vielen Zeitaltern zusammensetzt, beginnt bald von neuem (oben S. 109, 2). Zurückkommt gleich die Jungfrau, zurück die

Digitized by Google

Herrschaft des Saturn (oben S. 110), vom hohen Himmel herab wird das erneuerte Geschlecht auf die neue Erde herabgesandt (oben S. 110, 5). Sei du nur dem Knaben, dessen Geburt jeden Augenblick erwartet wird, unter dem das eiserne Geschlecht absterben und das goldene Geschlecht auf der ganzen Welt sich erheben wird, sei du ihm gnädig, Lucina, schon führt dein Apollo das Szepter.'

Das neue Zeitalter ist das goldene, sein Herrscher Saturn: das alte das eiserne, aber dessen letzte Phase ist bereits angebrochen, die, wie die alten Erklärer berichten, unter der Herrschaft des Apollo steht (oben S. 110, 4): die Vereinigung des eisernen Zeitalters des Hesiod mit der decima aetas des grofsen Jahres, die unter Apollos Herrschaft steht, ist ebenso unglücklich, wie die Vereinigung des goldenen Zeitalters des Saturn mit der Erneuerung der Kreatur nach der Lehre der Stoiker.

'Casta fave Lucina, tuus iam regnat Apollo', mit diesen Worten ruft der Dichter die Geburtsgöttin an um Beistand für die Mutter in der schweren Stunde. Wenn Crusius a. a. O. p. 555 schreibt: 'Sieht man in diesen Versen das Gebet eines Höflings für eine vornehme römische Dame, sind sie widerwärtig und abgeschmackt', so kann ich diese Ansicht nicht teilen. Das Altertum dachte über derartige Dinge anders wie die Modernen: schon bei der Hochzeitsrede empfiehlt der Rhetor, wenig passend nach unserem Geschmack, die Anrufung der Artemis Locheia, der Hebamme unter den Göttern (Menander p. 133 Burs. Rhet. Gr. IX p. 272, 3 W. III p. 404, 26 Sp.), und das Gebet des Krinagoras (Anth. Pal. VI 244) für Antonia wird man doch schwerlich für abgeschmackt oder widerwärtig erklären wollen:

῞Ηρη, Ἐληθυιῶν μήτηρ, ῞Ηρη τε τελείη
καὶ Ζεῦ γινομένοις ξυνὸς ἅπασι πάτερ,
ὠδῖνας νεύσαιτ' Ἀντωνίῃ ἵλαοι ἐλθεῖν
πρηείας μαλακαῖς χερσὶ σὺν Ἠπιόνης,
ὄφρα κε γηθήσειε πόσις μήτηρ θ' ἑκυρή τε·
ἡ νηδὺς οἴκων αἷμα φέρει μεγάλων.

III. An die Besprechung des *καιρός* anknüpfend kommt der Dichter auf das *γένος*, auf den Vater des Kindes zu sprechen, den er mit Namen anredet, und geschickt bringt er hier das Lob und den Ruhm des Vaters, sein Konsulat und seine persönlichen Vorzüge zur Erörterung, abermals 7 Verse:

Teque adeo decus hoc aevi, te consule inibit,
Polio, et incipient magni procedere menses:
te duce, si qua manent sceleris vestigia nostri,
irrita perpetua solvent formidine terras:
15 ille deum vitam accipiet divisque videbit
permixtos heroas, et ipse videbitur illis:
pacatumque reget patriis virtutibus orbem.

Die goldene Zeit bricht also an unter Polios Konsulat, zugleich mit der Geburt des Knäbleins: dann beginnen die magni menses, d. h. der magnus saeculorum

Digitized by Google

ordo, der neue magnus annus: unter Polios Führung und Leitung wird der Rest aller Greuel ausgelöscht. Die Worte *te duce* sind nicht gleichbedeutend mit *te consule*, denn nach V. 31 bleiben noch zur Zeit des herangewachsenen Sohnes *pauca priscae vestigia fraudis*: Virgil hat den Ausdruck absichtlich unbestimmt gelassen, den man wohl auf die väterliche Erziehung, die *educatio* beziehen kann. Der Knabe wird ein Leben wie die Götter führen, Götter und Heroen miteinander verkehren sehen und selbst unter diesen Genossen erscheinen: er wird dem ganzen Erdkreis den Frieden geben und ihn beherrschen mit den Tugenden seines Vaters. Dafs darnach ein neuer Abschnitt beginnt, erweist die Partikel in V. 18 *At* tibi prima puer: der starke Ausdruck des Gegensatzes zum Vorhergehenden macht klar, dafs auf dem *patriis* virtutibus von V. 17 der Hauptnachdruck liegt und hier ein Gegensatz von Vater und Sohn beabsichtigt war. Das Geschlecht, das jetzt neu auf Erden ersteht, ist das Geschlecht der Heroen: das Zeitalter der Heroen wird demnach mit dem goldenen Zeitalter identifiziert, nicht gerade glücklich, denn das Heroenzeitalter ist reich an Krieg und Greueln. Hierin liegt eine Schwäche der Darstellung des Virgil, die zu Unzuträglichkeiten führt. *Ille deum vitam accipiet*, denn nach Hesiods Schilderung der Glücklichen im goldenen Zeitalter, erga 112: *ὥς τε θεοὶ δ' ἔζωον*: *divisque videbit permixtos heroas* fährt der Dichter fort, ein Nachklang seiner Aratlektüre, der auch die Virgo V. 6 entstammt. In der Erörterung über die *Παρθένος* Arat 102 ff. heifst es: *ὡς δῆθεν ἐπιχθονίη πάρος ἦεν, ἤρχετο δ' ἀνθρώπων κατεναντίη, οὐδέ ποτ' ἀνδρῶν οὐδέ ποτ' ἀρχαίων ἠνήνατο φῦλα γυναικῶν ἀλλ' ἀναμὶξ ἐκάθητο καὶ ἀθανάτη περ ἐοῦσα*, und im Scholion zu diesen Versen las wohl schon Virgil wie wir heute das Fragment des Hesiod (216 Rzach): *Ξυναὶ γὰρ τότε δαῖτες ἔσαν, ξυνοὶ δὲ θόωκοι ἀθανάτοισι θεοῖσι καταθνητοῖς τ' ἀνθρώποις* (Babr. prol. 13): auch V. 119 braucht Arat das Wort *ἐπεμίσγετο* vom Verkehr der Gottheit mit den Menschen. Mit den Worten pacatumque reget patriis virtutibus orbem V. 17 stellt Virgil dem Neugeborenen das Horoskop in einer Weise, wie dies in damaliger Zeit üblich gewesen zu sein scheint. Zwei Jahre vorher war der spätere Kaiser Tiberius geboren, von dessen Kindheit Sueton, Tib. 14 berichtet: Ac de infante Scribonius mathematicus praeclara spopondit, etiam regnaturum quandoque, sed sine regio insigni, ignota scilicet tunc adhuc Caesarum potestate. Weder die Eltern des Tiberius noch die des Asinius Gallus werden solche Prophezeiungen sehr ernst genommen haben; es gehörten diese offenbar zu den offiziellen Glückwünschen, mit denen die Klienten den neugeborenen Sohn des rex zu begrüfsen pflegten.

IV. Es folgt ein weiterer Abschnitt, der die *γένεσις* des Knaben in 8 Versen behandelt (vgl. oben S. 108), der Disposition des Rhetors entsprechend:

At tibi prima, puer, nullo munuscula cultu
errantis hederas passim cum baccare tellus
20 mixtaque ridenti colocasia fundet acantho.
ipsae lacte domum referent distenta capellae
ubera, nec metuent magnos armenta leones:

Digitized by Google

ipsa tibi blandos fundent cunabula flores.
occidet et serpens et fallax herba veneni
25 occidet: Assyrium volgo nascetur amomum.

Horaz, epod. XVI 33. 43—52 hat diese und die folgenden Verse bald nach dem Erscheinen der Ekloge nachgeahmt und zum Teil durch Paraphrase uns verständlicher gemacht. Eine Schilderung des goldenen Zeitalters ist hier mit einzelnen märchenhaften Zügen aus Gesprächen der Kinderstube vereinigt, wie die oben zitierten Verse des Persius sie uns veranschaulichen. V. 23 ipsa tibi blandos fundent cunabula flores stört infolgedessen den Gedankengang und ist deshalb von Klouček (vgl. Ribbeck z. d. St.) nach V. 20 gestellt worden: Virgil hätte vielleicht einen derartigen Vorschlag zur Umstellung, wäre ihm derselbe zu teil geworden, gern befolgt: wir müssen uns mit der Erkenntnis der Entstehung dieser Inkonzinnität und mit der Überlieferung, so wie sie ist, bescheiden. Die Wiege soll Blumen spriefsen, sobald das Kind in dieselbe hineingelegt wird, d. h. gleich nach der Geburt: die *prima* munuscula — das Deminutiv entstammt gleichfalls der Sprache der Kinderstube (Hor. epist. I 7, 17) — sind die ersten Geschenke, die der Knabe, dessen Geburt erwartet wird, im Leben erhalten soll. Die Vereinigung der Erzählungen vom goldenen Zeitalter mit den Sagen von der Geburt der Götter ist aufserdem in den Versen klar ersichtlich: die tellus, welche nullo cultu ihre Früchte spendet, ist entnommen aus Hesiod, erga 117, *καρπὸν δ' ἔφερεν ζείδωρος ἄρουρα αὐτομάτη*, wie Heyne bemerkt (Babr. prol. 12): aber das nullo cultu pafst schlecht zu den errantes hederae, die keine Pflege benötigen, und Hesiod spricht von der Getreidefrucht. Aber Euripides, Phoen. 649 ff. erzählt uns, wie bei der Geburt des Dionysos Epheuranken den neugeborenen umschatteten: *Βρόμιον ἔνθα τέκετο μάτηρ Διὸς γάμοισι, κισσὸς ὃν περιστεφὴς ἑλικτὸς εὐθὺς ἔτι βρέφος χλοηφόροισιν ἔρνεσιν κατασκίοισιν ὀλβίσας ἐνώτισεν.* Den Vers ipsae lacte domum referent distenta capellae ubera interpretiert uns Horaz (epod. XVI 49. 50): die Ziegen brauchen keinen Schutz noch Hirten auf dem Heimweg. Im folgenden wird geschildert, wie Löwe und Stier in Eintracht leben, wie die Giftschlange und das Giftkraut ausstirbt: wir kennen zwar mannigfache Nachahmer dieser Verse, aber Vorbilder oder passende Parallelen sind nur aus der jüdischen und jüdisch-hellenistischen Litteratur bis jetzt nachgewiesen oder nachzuweisen (vgl. unten S. 123). Die Worte *Assyrium volgo nascetur amomum* am Schlufs sind wiederum den Sagen über die Geburt des Bacchus im Orient entnommen, die nach älteren Vorbildern (Maass, Aratea p. 207) Dionys der Perieget 935 ff. behandelt hat:

935 *ἄλλο δέ τοι καὶ θαῦμα μέγ' ἔξοχον ἔλλαχ' ἐκείνη·*
αἰεὶ κηώεσσα θύοις ὕπο λάρον ὄδωδεν
ἢ θύου ἢ σμύρνης εὐώδεος ἢ καλάμοιο . . .
ἢ κασίης· ἑτεὸν γὰρ ἀνὰ χθόνα λύσατο κείνην
940 *Ζεὺς αὐτὸς Διόνυσον ἐὐρραφέος παρὰ μηροῦ,*
τῷ καὶ γεινομένῳ κηώδεα φύετο πάντα.
μῆλα δὲ καὶ τῆμος λασίοις ἐβαρύνετο μαλλοῖς
ἐν νομῷ, αὐτόματοι δὲ κατέρρεον ὕδασι λίμναι,

Digitized by Google

ὄρνιθες δ' ἑτέρωθεν ἀοικήτων ἀπὸ νήσων
945 ἦλθον φύλλα φέροντες ἀκηρασίων κιναμώμων.
αὐτὰρ ὁ νεβρίδας μὲν ἐπωμαδίας ἐτάνυσσε
κισσῷ δ' ἱμερόεντι καλὰς ἔστεψεν ἐθείρας
ἀκροχάλιξ δ' οἴνῳ πλεκτοὺς ἀνεσείσατο θύρσους
μειδιόων, καὶ πολλὸν ἐπ' ἀνδράσιν ὄλβον ἔχευεν,

eine Beschreibung, die Eustathius eine γενεθλιακὴ διασκευή benennt und in der schon Bernhardy im Kommentar unter Hinweis auf Virgils Ekloge verwandte Züge wiedererkannt hat.[1]) Im allgemeinen hat Virgil in der Darstellung dieses Abschnittes die Farben des Frühlings gewählt.

V. Es folgt die Darstellung der ἀνατροφή des Knaben (oben p. 108) in 11 Versen, den neuen Abschnitt beginnt abermals die Partikel *At*: diese Partie ist geschmückt mit den Farben des Sommers und Herbstes:

At simul heroum laudes et facta parentis
iam legere et quae sit poteris cognoscere virtus,
molli paulatim flavescet campus arista,
incultisque rubens pendebit sentibus uva,
30 et durae quercus sudabunt roscida mella.
pauca tamen suberunt priscae vestigia fraudis,
quae temptare Thetim ratibus, quae cingere muris[2])
oppida, quae iubeant telluri infindere sulcos.
alter erit tum Tiphys, et altera quae vehat Argo
35 delectos heroas: erunt etiam altera bella,
atque iterum ad Troiam magnus mittetur Achilles.

In den ersten beiden Versen wird die Erziehung des Knaben geschildert: er wird erzogen wie der Sohn des alten Cato, der nach Plutarch, Cat. Cens. Cap. 20 τὰς ἱστορίας συγγράψαι φησὶν αὐτὸς ἰδίᾳ χειρὶ καὶ μεγάλοις γράμμασιν, ὅπως οἴκοθεν ὑπάρχοι τῷ παιδὶ πρὸς ἐμπειρίαν τῶν παλαιῶν καὶ πατρίων ὠφελεῖσθαι: der Lesart parentis V. 26 wird mit Recht mit den Gewährsmännern des Nonius und Servius der Konjektur parentum von Ribbeck der Vorzug gegeben.

Wie wir oben sahen, ist das von dem Dichter geschilderte Zeitalter, das erwartet wird, das Zeitalter der Heroen und das goldene Zeitalter zugleich. In diesem Abschnitt entsteht aber dadurch, dafs ein glückliches Zeitalter und zugleich eine Art von Vorbereitung und Vorstufe zu demselben geschildert wird, während welcher pauca tamen suberunt priscae vestigia fraudis[3]) (V. 31), Verwirrung und Unklarheit; Schiffahrt, Städtebau und die harte Arbeit des Pflügers sind vorerst noch die Plagen des Heroengeschlechtes, das entstehen soll

[1]) Beziehungen auf Bacchus will in dem ganzen Gedicht Virgils nachweisen Plüss a. a. O. p. 70.

[2]) Graf, Leipziger Stud. VIII 58 vergleicht den Vers des Tragikers Moschion (FTG² p. 813, 6, 7): οὐδέπω γὰρ ἦν οὔτε στεγήρης οἶκος οὔτε λαΐνοις εὐρεῖα πύργοις ὠχυρωμένη πόλις.

[3]) Ovid, metam. I 130: in quorum subiere locum fraudesque dolique, mit Anspielung auf Varro, Menipp. 495 Buech.: in quarum locum subierunt inquilinae impietas perfidia impudicitia.

Digitized by Google

(V. 32. 33). Darum ist der Vers 28 molli paulatim flavescet campus arista wenig am Platz und kann nicht viel mehr wie den Sommer bezeichnen: derselbe paſst schlecht zu dem folgenden Vers, in dem geschildert wird, wie ohne Pflege des Winzers am Dornengebüsch die Weintraube sich rötet. Zu V. 30 et durae quercus sudabunt roscida mella verweist Heyne auf Hesiod, erga 232 ff., wo das Leben der Gerechten geschildert wird:

> *τοῖσι φέρει μὲν γαῖα πολὺν βίον, οὔρεσι δὲ δρῦς*
> *ἄκρη μέν τε φέρει βαλάνους, μέσση δὲ μελίσσας,*
> *εἰροπόκοι δ' ὄιες μαλλοῖς καταβεβρίθασι·*
> *τίκτουσι δὲ γυναῖκες ἐοικότα τέκνα τοκεῦσι·*
> 235 *θάλλουσιν δ' ἀγαθοῖσι διαμπερές· οὐδ' ἐπὶ νηῶν*
> *νίσσονται, καρπὸν δὲ φέρει ζείδωρος ἄρουρα.*

Diese Verse hat Arat a. a. O. 110 ff. (Maass, Aratea p. 276) auf das goldene Zeitalter übertragen, das er schildert wie ein jedem Schiffsverkehr feindselig gegenüberstehender Agrarier:

> 110 *αὔτως δ' ἔζωον· χαλεπὴ δ' ἀπέκειτο θάλασσα,*
> *καὶ βίον οὔπω νῆες ἀπόπροθεν ἠγίνεσκον,*
> *ἀλλὰ βόες καὶ ἄροτρα καὶ αὐτή, πότνια λαῶν,*
> *μυρία πάντα παρεῖχε Δίκη, δώτειρα δικαίων.*
> *τόφρ' ἦν, ὄφρ' ἔτι γαῖα γένος χρύσειον ἔφερβεν.*

Virgil hat dieses Bild durch die Zufügung märchenhafter Züge des goldenen Zeitalters nach Hesiod, erga 109 ff., verzerrt. Mehr noch stören die Schilderung Virgils die sehr interessanten Verse 34—36:

> alter erit tum Tiphys, et altera quae vehat Argo
> delectos heroas: erunt etiam altera bella,
> atque iterum ad Troiam magnus mittetur Achilles.

Also der Wunsch der Amme im Prolog von Euripides' Medea geht auch im neuen saeculum nicht in Erfüllung, die Greuel der Medea und die Greuel vor Troia sollen wiederkehren. Die ausgezeichneten alten Erklärer haben uns auch diese Stelle verständlich gemacht: videtur tamen locus hic dictus per apocatastasin (Serv. ad 34). Die stoische Philosophie war es, die den Dichter in der Konzeption dieses Teiles wesentlich beeinfluſst hat, und wir glauben noch den Wortlaut seines philosophischen Gewährsmanns in dem Vers: *alter* erit tum Tiphys, et *altera* quae vehat Argo herauszuhören, wenn wir den Bericht des Nemesius *περὶ φύσεως ἀνθρώπου* cap. 38 (Gercke, Chrysippea p. 708, 15) vergleichen: *οἱ δὲ Στωικοί φασιν ἀποκαθισταμένους τοὺς πλάνητας εἰς τὸ αὐτὸ σημεῖον . . . ἐν ῥηταῖς χρόνων περιόδοις ἐκπύρωσιν καὶ φθορὰν τῶν ὄντων ἀπεργάζεσθαι, καὶ πάλιν ἐξ ὑπαρχῆς εἰς τὸ αὐτὸ τὸν κόσμον ἀποκαθίστασθαι, καὶ τῶν ἀστέρων ὁμοίως πάλιν φερομένων ἕκαστον ἐν τῇ προτέρᾳ περιόδῳ γενόμενον ἀπαραλλάκτως ἀποτελεῖσθαι. ἔσεσθαι γὰρ πάλιν Σωκράτην καὶ Πλάτωνα, καὶ ἕκαστον τῶν ἀνθρώπων σὺν τοῖς αὐτοῖς καὶ φίλοις καὶ πολίταις καὶ τὰ αὐτὰ πείσεσθαι καὶ τοῖς αὐτοῖς συντεύξεσθαι καὶ τὰ αὐτὰ μεταχειριεῖσθαι, καὶ πᾶσαν πόλιν καὶ κώμην καὶ ἀγρὸν ὁμοίως*

Digitized by Google

ἀποκαθίστασθαι. Wenn demnach das neue Zeitalter das der Heroen ist, dann ersteht neu Jason mit seiner Argo und seinen Argonauten, Troia die Stadt und der Held Achilleus und seine Ruhmesthaten: zu der voraufgehenden Schilderung paſst diese Darstellung freilich wenig, aber Namen der Glückseligen des goldenen Zeitalters kennt die Sage nicht, und so muſsten die Namen der Heroen gewählt werden, zu deren Zeit ja gleichfalls *θνητῶν ὑπῆρχε καὶ θεῶν ἑταιρείη* (Babr. prol. 13), wie die Geschichte von Anchises und Aphrodite erweisen kann. Daſs Virgil nicht den Jason nennt sondern den Tiphys, ist auffallend und beruht auf den Versen des Apollon. Argon. I 105 ff.:

105 *Τῖφυς δ' Ἁγνιάδης Σιφαέα κάλλιπε δῆμον*
Θεσπιέων, ἐσθλὸς μὲν ὀρινομένην προδαῆναι
κῦμ' ἁλὸς εὐρείης, ἐσθλὸς δ' ἀνέμοιο θυέλλας
καὶ πλόον ἠελίῳ τε καὶ ἀστέρι τεκμήρασθαι.
αὐτή μιν Τριτωνὶς ἀριστήων ἐς ὅμιλον
110 *ὦρσεν Ἀθηναίη, μετὰ δ' ἤλυθεν ἐλδομένοισιν.*
αὐτὴ γὰρ καὶ νῆα θοὴν κάμε, σὺν δέ οἱ Ἄργος
τεῦξεν Ἀκεστορίδης κείνης ὑποθημοσύνῃσιν.
τῶ καὶ πασάων προφερεστάτη ἔπλετο νηῶν,
ὅσσαι ὑπ' εἰρεσίῃσιν ἐπειρήσαντο θαλάσσης.

Es schwebt aber hier dem Dichter nicht das griechische Original, sondern die damals hochberühmte und vielgelesene Übersetzung des P. Terentius Varro Atacinus vor, in der demnach gleichfalls die Argo mit Tiphys an einer Stelle zusammen genannt war: wenn Virgil mit dem *delectos heroas* auf den berühmten Prolog von Ennius' Medea anzuspielen scheint (O. Ribbeck, Verg. Bucol. et Georg. [Lips. 1859] p. 241), so darf es noch wahrscheinlicher erscheinen, daſs bereits bei Varro sich eine derartige Anspielung fand, da derselbe nach Serv. Aen. X 396 einen ganzen Vers des Ennius wörtlich in seine Argonautica übernommen hat. Am meisten miſslungen sind in diesem Teile V. 28—30 in ihrer gezwungenen Schilderung des glückseligen Zeitalters, die nicht hierher paſst.

Mit V. 37 beginnt in 16 Versen der wichtigste Teil, die Beschreibung des Mannesalters des Knaben, und wir erwarten nach der Vorschrift des Menander (oben S. 108) eine Prophezeiung seiner *ἐπιτηδεύματα* und *πράξεις*. Dieser Teil zerfällt in zwei Teile, deren erster sich mit der Schilderung des goldenen Zeitalters beschäftigt (V. 37—47) und die Einleitung bildet zu den beiden folgenden Teilen:

Hinc ubi iam firmata virum te fecerit aetas,
cedet et ipse mari vector, nec nautica pinus
mutabit merces: omnis feret omnia tellus.
40 non rastros patietur humus, non vinea falcem,
robustus quoque iam tauris iuga solvet arator,
nec varios discet mentiri lana colores,
ipse sed in pratis aries iam suave rubenti
murice, iam croceo mutabit vellera luto:
45 sponte sua sandyx pascentes vestiet agnos.

Digitized by Google

Wenn V. 40 berichtet wird, dafs jetzt erst der Weinstock ohne Pflege (incultus) Früchte tragen wird, so ist diese Darstellung im Vergleich zu V. 29 incultisque rubens pendebit sentibus uva keine Steigerung, sondern eine wenig geschickt erscheinende Variation: der ganze Abschnitt giebt für das Verständnis des ganzen Gedichtes am wenigsten aus. Beschrieben wird das goldene Zeitalter nach Hesiod (erga 109 ff.): aus den Versen erga 225 ff. ist der V. 234 *εἰροπόκοι δ' ὄιες μαλλοῖς καταβεβρίθασι* zu vier Versen unter Anbringung märchenhafter Züge erweitert.[1]) Einen Abschlufs dieses Teiles bildet das Distichon 46. 47:

'Talia saecla' suis dixerunt 'currite' fusis
concordes stabili fatorum numine Parcae,

in dem die Nachahmung des Catull (64, 327) wie in den kurz vorhergehenden Versen 40. 41 (Catull. 64, 39, Ribbeck a. a. O. p. 241) klar erkenntlich ist: der Pluralis saecla ist dem Singularis (V. 52) gleichwertig.

Es folgt der zweite Teil (48—59), der in zwei Abschnitte zerfällt. In dem letzteren spricht der Dichter von sich selbst, dem ersteren gab er die Form der Anrede an den bereits zum Mann herangereiften Knaben. Wir erwarten nach der Vorschrift des Rhetors

VI. eine Besprechung der *ἐπιτηδεύματα* des Gefeierten (vgl. oben S. 108):

Adgredere o magnos (aderit iam tempus) *honores*,
cara deum suboles, magnum Jovis incrementum!
50 aspice convexo nutantem pondere mundum
terrasque tractusque maris caelumque profundum,
aspice venturo laetentur ut omnia saeclo!

Der Dichter versetzt sich an den Anfang des goldenen Zeitalters, das mit dem Mannesalter des erwarteten Knaben sich deckt: selbstverständlich beginnt mit dem Beginn des saeculum auch der Beruf des Gefeierten. Echt römisch wird dieser Beruf, die *ἐπιτηδεύματα*, allgemein mit *magnos honores* bezeichnet, der Dichter begnügt sich damit, vorher V. 17 über diesen künftigen Beruf mit den Worten pacatumque reget patriis virtutibus orbem des genaueren berichtet zu haben: im Zeitalter der Gerechten herrscht nach Hesiod, erga 228: *εἰρήνη κατὰ γῆν κουροτρόφος, οὐδέ ποτ' αὐτοῖς ἀργαλέον πόλεμον τεκμαίρεται εὐρύοπα Ζεύς*. Der Dichter hält es in der Voraussetzung der Erinnerung an Vers 17 selbst für überflüssig, auszuführen, dafs die in den vorhergehenden Versen erwähnten Feldzüge, Kämpfe und Schlachten jetzt verstummt sind, eine Ausführung, die man doch erwarten sollte, die aber zu Unzuträglichkeiten führen mufste, da doch dem Erdkreis erst irgendwie der Friede gegeben wurde, bevor ihn der kommende Held regieren konnte. Statt dessen folgt eine Aufforderung an den Helden: er soll zusehen, wie das kreisende Weltall sich freut über das kommende Zeitalter, das sofort mit seinem Eintritt ins Mannesalter beginnt. Crusius a. a. O. p. 557 bringt Parallelen aus einem aegyptischen Zauberbuch bei: am nächstliegenden wird es sein, hier Nachklänge berühmter Verse des

[1]) Vgl. oben S. 114 den V. 942 in des Dionysius Schilderung. Die Schafe Virgils gehören in das Land, ubi porci cocti ambulant.

Digitized by Google

Euripides zu vermuten, die in mannigfacher Umgestaltung und Verwendung sich in der römischen Litteratur von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben. Kurz vor Virgil Lucretius V 91 ff.:

> Quod superest, ne te in promissis plura moremur,
> principio maria ac terras caelumque tuere
> quorum naturam triplicem . . .
> una dies dabit exitio

und V. 318:

> Denique iam tuere hoc circum supraque quod omnem
> continet amplexu terram e. q. s.,

Pacuvius (Trag. Rom. Fr. edit. 1897 p. 99):

> Hoc vide, circum supraque quod complexu continet
> terram,

Ennius (a. a. O. p. 66):

> Aspice hoc sublime candens, quem invocant omnes Jovem,

wozu die berühmten Verse des Euripides (Trag. Graec. Fr.² 941) zur Vergleichung herangezogen worden sind.

Der interessanteste Vers in diesem Teil ist jedoch V. 49, in dem der Dichter den Knaben mit den Worten anredet: cara deum suboles, magnum Jovis incrementum. Weginterpretieren darf man das Wunder hier auf keinen Fall, den Vers auch nicht allgemein fassen, so wie Dionys der Perieget 77 sagt: *ἔνθ' Ἰταλῶν υἷηες ἐπ' ἠπείροιο νέμονται ἐκ Διὸς Αὐσονιῆες, ἀεὶ μέγα κοιρανέοντες.*[1]) Nach den Worten des Virgil ist der Sohn des Polio von Göttern entstammt und Sohn des Juppiter. Wohl möglich, dafs im Atrium des Asinius ein Stammbaum angemalt war, ähnlich jenem im Hause des Kaisers Galba, der nach Sueton, Galb. 2 imperator . . . stemma in atrio proposuerit, quo paternam originem ad Jovem, maternam ad Pasiphaam Minois uxorem referret: des Polio Gemahlin Quinctia (Appian b. c. IV 12. 27) konnte gewifs ohne viele Gewissensskrupel ihren Stammbaum auf den von den Griechen zum Gott erklärten Titus zurückführen (Plut. Titus cap. 16). Aus den Biographien des Plutarch und Sueton (auf Octavians göttlichen Ursprung, von dem Sueton Aug. 94 berichtet, weist Cartault a. a. O. p. 224 hin), aus den erhaltenen Familienmünzen und Inschriften (Dittenberger Sylloge 269) jener Zeit liefse sich vielerlei Derartiges zusammenbringen. Ich würde diese Erklärung schon um dieser Thatsachen willen für die einzig richtige halten, gäbe nicht die Lehre der Rhetorik derselben eine nicht zu verschmähende Stütze. Der Vers behandelt offenbar das *γένος* des Knaben. Dafs über dasselbe nicht viel Rühmenswertes zu berichten war, ist oben p. 109 bereits erörtert. Der öfters zitierte Rhetor p. 97 Burs. (Rhet. Gr. IX p. 217 W. III p. 370 Sp.) giebt bei der Behandlung der Lobrede auf einen König bezüglich des *γένος* folgende Vorschriften: *θεωρήσεις δὲ πάλιν πότερον ἔνδοξον αὐτοῦ τὸ γένος, ἢ οὔ . . . ἐὰν δὲ ἄδοξον ᾖ ἢ εὐτελές, μεθεὶς καὶ τοῦτο ἀπ' αὐτοῦ τοῦ βασιλέως τὴν ἀρχὴν ποιήσῃ* (eine Vorschrift,

[1]) Vgl. die Verse des Krinagoras oben S. 112.

die Virgil zu Anfang der Ekloge befolgt hat) . . . ἢ οὕτως· πολλοὶ τῷ μὲν δοκεῖν ἐξ ἀνθρώπων εἰσί, τῇ δ' ἀληθείᾳ παρὰ τοῦ θεοῦ πέμπονται καί εἰσιν ἀπόρροια ὄντως τοῦ κρείττονος· καὶ γὰρ Ἡρακλῆς ἐνομίζετο μὲν Ἀμφιτρύωνος, τῇ δ' ἀληθείᾳ ἦν Διός· οὕτω καὶ βασιλεὺς ὁ ἡμέτερος τῇ μὲν δόξῃ ἐξ ἀνθρώπων, τῇ δ' ἀληθείᾳ τὴν καταβολὴν οὐρανόθεν ἔχει . . . ὥσπερ ἐπὶ τοῦ γένους εἰρήκαμεν, ὅτι ἐὰν μὴ ὑπάρχῃ τοῦτο ἔνδοξον, ἐρεῖς ἐκ θεῶν αὐτὸν γενέσθαι. Dafs diese Regel auch für die Behandlung des γενεθλιακὸς λόγος gilt, erscheint selbstverständlich: zu vergleichen ist Claudius Mamertinus, genethliacus Maximiani cap. 2 und Himerius VIII. Rede Cap. 3. Die nahe Verwandtschaft aber dieser λόγοι γενεθλιακοί, ἐπιθαλάμιοι, πανηγυρικοί, προπεμπτικοί mit den dichterischen Erzeugnissen gleichen Inhalts erweist schon die Anwendung der gleichen Benennungen in der Rhetorik wie in der Poetik: besonders zu beachten sind die allgemeinen Ausdrücke *suboles* und *incrementum*, die nicht mit dem Ausdruck *filius* gleichbedeutend erscheinen dürfen.

VII. Den letzten Teil, der die πράξεις, lateinisch *facta* nach der Disposition des Rhetors (vgl. oben S. 108) behandelte, werden wir leicht in V. 53—59 wiedererkennen. Der Dichter, der zur Zeit des Mannesalters des Gefeierten die siebenzig überschritten haben wird, hat es geschickt vermieden, dessen Thaten näher zu beschreiben:

O mihi tum longae maneat pars ultima vitae,
spiritus et quantum sat erit tua dicere *facta*:
55 non me carminibus vincat nec Thracius Orpheus
nec Linus, huic mater quamvis atque huic pater adsit,
Orphei Caliopea, Lino formonsus Apollo.
Pan etiam Arcadia mecum si iudice certet,
Pan etiam Arcadia dicat se iudice victum.

Die Disposition der Ekloge hat sich in der Reihenfolge der einzelnen Teile ohne Schwierigkeit mit der Vorschrift des Rhetors über den γενεθλιακὸς λόγος vereinigen lassen.

Bevor wir zu der Besprechung des Schlusses der Ekloge übergehen, müssen wir uns die Frage aufwerfen, ob die bisher nachgewiesenen Quellen, die Stellen der Philosophen und Rhetoren, der griechischen wie der römischen Dichter genügen, die merkwürdige Idee, welche diesem Gedichte ohnegleichen zu Grunde liegt, genügend zu erklären, die Idee, dafs die Geburt eines Knaben bevorsteht, der dem Erdkreis den Frieden bringen und in einem Zeitalter vollkommener Glückseligkeit jeglicher Kreatur über die ganze Welt das Szepter führen wird. Wenn sich auch einzelne Züge, gleichsam Bruchteile dieser Anschauung, vorwiegend bei Hesiod nachweisen lassen, diese Anschauung selbst erscheint in ihrer Gesamtheit so eigentümlich und eigenartig, so klar ausgeprägt, ganz und selbständig, dafs es nicht wahrscheinlich erscheint, sie wäre etwa durch eine Vereinigung jener vielen Lehren, die oben S. 109 aufgezählt sind, erst im Kopfe des Dichters erstanden. Der Dichter hatte einen γενεθλιακὸς λόγος zu schreiben und entwarf die Disposition genau nach Vorschrift der Rhetorik: aber den eben geborenen Knaben zu identifizieren mit einem zukünf-

Digitized by Google

tigen Herrn des Erdkreises, unter dem die goldene Zeit des Friedens und der Glückseligkeit wiederkehrt, dazu konnte er weder in den Versen des Hesiod noch in der Lehre der stoischen Philosophie die Anregung finden, denn von irdischen Königen, die diese neue Welt beherrschen, war in diesen Autoren nirgends eine Spur zu finden. Selbst was uns in der vita des Augustus 94 Sueton berichtet über einen Ausspruch des Nigidius bezüglich der Geburt des Octavian, affirmasse dominum terrarum orbi natum, was der Mathematicus Scribonius dem Tiberius prophezeit (oben S. 121), regnaturum quandoque, kann, von der Unzuverlässigkeit dieser Berichte abgesehen, zur Erklärung der Virgilschen Ekloge nicht genügen: dafs die Schilderung des goldenen Zeitalters zu solchen Prophezeiungen von Virgil selbständig hinzugefügt sei, ist eine höchst unwahrscheinliche und unbefriedigende Annahme. Klar ist nur, dafs Virgil recht mühselig und gewaltsam diese Schilderung des goldenen Zeitalters in die durch die Rhetorik gebotene Disposition hineingearbeitet hat. Eine dem klassischen Altertum unbekannte, dem Dichter damals auf einem uns unbekannten Weg vermittelte Lehre von der Wiederkehr einer goldenen Zeit voller Glückseligkeit, die mit der Geburt eines Fürsten anbricht, der bestimmt ist, den ganzen Erdkreis zu regieren, mufs es gewesen sein, die Virgil in dem genethliacon auf den Sohn des Asinius Polio in der oben erörterten Weise zur Verwendung brachte.

Lactantius, divin. instit. VII 24, 11 hat die Ekloge zuerst, wie es scheint, in Zusammenhang gebracht mit den messianischen Weissagungen der jüdischen Sibylle, in der Zeit Constantins wird diese Lehre, die die heidnischen Serviusscholien völlig ignorieren, weiter ausgebildet (Virgilius ed. Wagner [Lips. 1830] I p. 250), und die Spuren dieser im einzelnen in die Irre gehenden Erklärung finden wir überall in den Berner Scholien: Dante schildert uns Purgat. XXII 70 ff. mit beweglichen Worten, wie der Dichter Statius durch diese Prophezeiung Virgils bewogen wurde, sich heimlich zum Christentum zu bekennen. Wir sind nicht gewohnt, die uns von Jugend auf geläufigen jüdisch-christlichen Vorstellungen und Lehren bei einem heidnischen Schriftsteller wiederzufinden, und deshalb hat die Annahme, ein Virgil sei durch die messianischen Weissagungen der Juden beeinflufst, für den ersten Augenblick etwas Fremdartiges und fast Abenteuerliches. Aber bei genauerer Prüfung erweist sich diese Anschauung als weit weniger abenteuerlich, als es den meisten Erklärern bis jetzt erschienen ist.

Im Heyne-Wagnerschen Virgil I^4 p. 124 lesen wir in der Einleitung zu der Ekloge: 'Enimvero quicumque sensum Romanorum et ingenium vel e longinquo inspexit, facile tenebit nunquam Judaeorum tantam auctoritatem ac fidem aut fuisse aut esse potuisse apud Romanos, longe aliis sensibus, religionibus, iudiciis imbutos, ut istorum opiniones publice admitterent et carminibus celebrarent. Meminit superstitionis Judaicae Horatius: verum ut eam risu exploderet. Attamen vel sic vulgata esse potuit fama inde ab Oriente propagata de rege venturo ... de novi saeculi, novi rerum ordinis imminente fatali exordio. Nam simili modo alias quoque superstitiones, maxime vaticiniorum, pervagatas esse

Digitized by Google

plura loca reperimus: Romam autem a confluente undique multitudine eas maturius delatas esse quid miremur?' Dafs es für die Übermittelung der Idee von Judaea nach Rom eine bessere Erklärung giebt als den Hinweis auf den confluxus gentium in Rom, soll weiter unten dargelegt werden. Wenn wir aber die jüdische Lehre von dem kommenden Messias bei Virgil anzuerkennen hätten, wäre dies wirklich deshalb eine so auffallende und befremdende Thatsache, weil uns die Vorstellung heutzutage so bekannt und so geläufig erscheint, während wir nur unter Aufbietung grofser Gelehrsamkeit im stande sind, die tricesima sabbata bei Horatius zu verstehen (Sat. I 9, 69; Dombart, Archiv f. lat. Lexicogr. VI 272), und die Herodis dies bei Persius V 180 noch einer befriedigenden Erklärung bedürftig sind? Es ist deshalb nicht notwendig, anzunehmen, dafs etwa durch Chaldaei, magi, mathematici und genethliaci die Lehre vom Messias nach Rom gelangte, oder dafs wir diese Lehre in Virgils Ekloge etwa nur in derselben Weise wiederzuerkennen hätten, wie auf dem bekannten pompeianischen Bild das Urteil Salomos, oder wie der Stern der drei Magier bereits einen Wiederschein in Varros Schriften geworfen hat (Serv. zur Aen. II 801; Usener, Religionsgeschichtl. Unters. I p. 77). Es kommt nur darauf an, dafs der Vergleich des hellenistisch-jüdischen Messias mit dem erwarteten Helden in Virgils Ekloge wirklich eine Verwandtschaft beider Gestalten wahrscheinlich zu machen im stande ist.

Josephus, bell. Iud. VI 312 (5, 4) berichtet bei Gelegenheit der Darstellung der Belagerung Jerusalems durch Titus, dafs *τὸ ἐπᾶραν αὐτοὺς μάλιστα πρὸς τὸν πόλεμον ἦν χρησμὸς ἀμφίβολος ... ἐν τοῖς ἱεροῖς εὑρημένος γράμμασι, ὡς κατὰ τὸν καιρὸν ἐκεῖνον ἀπὸ τῆς χώρας τις αὐτῶν ἄρξει τῆς οἰκουμένης. τοῦτο οἱ μὲν ὡς οἰκεῖον ἐξέλαβον, καὶ πολλοὶ τῶν σοφῶν ἐπλανήθησαν περὶ τὴν κρίσιν. ἐδήλου δ' ἄρα περὶ τὴν Οὐεσπασιανοῦ τὸ λόγιον ἡγεμονίαν, ἀποδειχθέντος ἐπὶ Ἰουδαίας αὐτοκράτορος.* Auch die Römer nehmen von dieser Prophezeiung der heiligen Schriften Kenntnis, sie deuten dieselbe auf Vespasian, wie auch Sueton Vespas. 4 berichtet: Percrebuerat Oriente toto vetus et constans opinio, esse in fatis, ut eo tempore Iudaea profecti rerum potirentur. Id de imperatore Romano quantum postea eventu paruit praedictum Iudaei ad se trahentes rebellarunt e. q. s. Sowohl die Kenntnis wie eine ähnliche Umdeutung dieser uralten Prophetie wird man gewifs auch einem Römer, der ein Jahrhundert vor Vespasian lebte, zutrauen können, und dafs die abergläubischen Herren der Welt dieses Orakel des Orients über deren zukünftigen Herrn interessieren mufste, mufs ohne weiteres einleuchtend erscheinen. Etwa hundert Jahre vor Polios Konsulat ist das III. Buch der Sibyllinen (III 97—818 Rzach) entstanden, das Lactantius a. a. O. zum Vergleich herangezogen hat: hier wird verkündet, dafs Gott einen König senden wird V. 652: *καὶ τότ' ἀπ' ἠελίοιο θεὸς πέμψει βασιλῆα, ὃς πᾶσαν γαῖαν παύσει πολέμοιο κακοῖο* (Lactant. a. a. O. VII 18, 7), auf Erden wird Überflufs sein an allen Gütern und Gaben (744 ff.), kein Krieg, *ἀλλὰ μὲν εἰρήνη μεγάλη κατὰ γαῖαν ἅπασαν* (755), schliefslich beschreiben die Verse 788 ff., die schon Lactantius a. a. O. VII 24, 12 mit Virgils Ekloge vergleicht, das goldene Zeitalter:

Digitized by Google

ἠδὲ λύκοι τε καὶ ἄρνες ἐν οὔρεσιν ἄμμιγ' ἔδονται χόρτον, παρδάλιες τ' ἐρίφοις ἅμα βοσκήσονται· ἄρκτοι σὺν μόσχοις νομάδεσσ' αὐλισθήσονται· σαρκοβόρος τε λέων ἄχυρον φάγεται ἐπὶ φάτνῃ, ὡς βοῦς, καὶ παῖδες μάλα νήπιοι ἐν δεσμοῖσιν ἄξουσιν . . ., σὺν βρέφεσίν τε δράκοντες . . . κοιμήσονται κοὐκ ἀδικήσουσιν, eine Stelle, in der die berühmte Prophetie des Jesaias XI 6—8 in Hexameter umgesetzt erscheint. Das Wesentliche in all diesen Prophezeiungen ist der Umstand, daſs der erwartete Held durchaus als Mensch erscheint (K. Marti, Geschichte der israelitischen Religion [Straſsb. 1897] p. 293. 296), ebenso wie der von Virgil erwartete Held kein Gott ist, sondern nur deum vitam accipiet V. 15: daſs die Bezeichnung magnum Jovis incrementum und deum suboles nur für ein rhetorisches Accidens zu halten ist, wurde oben dargelegt. Eine Schilderung eines Zeitalters vollkommener Glückseligkeit, das unter der Herrschaft der Tugend und Gerechtigkeit zu erwarten ist, entwirft auch bald nach Virgil Philo in den Schriften de praemiis et poenis § 15 ff und de exsecrationibus § 8 ff: Reichtum und Überfluſs, Sieg und Frieden wird auf Erden herrschen (de praem. § 20): *ὠκύμορος δ' ἢ ἀτελὴς οὐδεὶς ἂν γένοιτο τῶν κοσμουμένων νόμοις, οὐδέ τινος ἡλικίας ἄμοιρος, ὧν θεὸς ἔνειμεν ἀνθρώπων γένει. ἀλλ' ἐκ βρέφους ἐπανιὼν ἑξῆς ὥσπερ δι' ἀναβαθμῶν, τεταγμένοις χρόνων περιόδοις, ἑκάστης ἡλικίας τοὺς ὁρισθέντας ἀριθμοὺς συνεκπληρώσας ἐπὶ τὴν τελευταίαν ἀφίξεται, τὴν θανάτῳ, μᾶλλον δ' ἀθανασίᾳ γειτνιῶσαν* (a. O. § 18): die wilden Tiere werden zahm, das schädliche Gewürm wird Stachel und Gift verlieren (a. a. O. § 15): *τότε μοι δοκοῦσιν ἄρκτοι καὶ λέοντες καὶ παρδάλεις καὶ . . . ἐλέφαντες τε καὶ τίγρεις . . . ἡμερωθήσεσθαι πρὸς τὴν ἀνθρώπου φαντασίαν . . . τότε καὶ σκορπίων γένη καὶ ὄφεων καὶ τῶν ἄλλων ἑρπετῶν ἄπρακτον ἕξει τὸν ἰόν.* Die Freundschaft der armenta mit den leones (V. 22), wofür klassische Autoren, der Tierwelt der Heimat entsprechend, lieber die Wölfe und Rehe eintreten lassen mochten (Theokrit XXIV 84. 85), konnte Virgil weder aus Arat noch aus Hesiod entnehmen, auch der Hinweis auf die Fabel des Babrius 102 (bei Crusius a. a. O. p. 554,4), in der erzählt wird, daſs der König Löwe allen Tieren, die ohne Unterschied einander freundschaftlich gesinnt und gesetzliebend sind, Recht spricht, führt zu keiner passenden Analogie: ebensowenig ist bis jetzt anderswo als in diesen orientalischen Quellen das Vorbild zu dem V. 24: occidet et serpens et fallax herba veneni nachgewiesen, ein Zug der Darstellung, der bei Hesiod und Arat fehlt, den selbst Ovid (metam. I 89 ff.) verschmäht hat zu benutzen, der aber in den jüdischen Quellen stehend ist in der Beschreibung des goldenen Zeitalters seit Jesaias a. a. O.: *καὶ λέων ὡς βοῦς φάγονται ἄχυρα, καὶ παιδίον νήπιον ἐπὶ τρωγλῶν ἀσπίδων καὶ ἐπὶ κοίτην ἐκγόνων ἀσπίδων τὴν χεῖρα ἐπιβαλεῖ.* Einen Zufall allein hier walten zu lassen, scheint mir indessen wenig ratsam, so lange nicht eine schlagende Parallele aus der klassischen Litteratur nachgewiesen werden kann. Ferner ist doch sehr zu beachten, daſs Virgil diese Schilderung von dem zahmen Löwen und dem Aussterben der Giftschlange in die infantia des zu erwartenden Helden verlegt hat: er hätte diese Beschreibung vielleicht passender an der Stelle zugefügt,

Digitized by Google

wo von dem Mannesalter des Knaben die Rede war, V. 37 ff., in dem ja keine vestigia fraudis mehr übrig sind und die Glückseligkeit vollkommen erscheint. Man erkennt leicht den Grund, warum er gerade den Säugling in diese Umgebung versetzt, aus seiner hellenistisch-jüdischen Vorlage, die wie die Verse der Sibylle eine genaue Paraphrase der Stelle des Jesaias gegeben hat: es werden auch in der jüdischen Prophetie die armenta und der Löwe mit dem *παιδίον μικρόν*, die Giftschlangen mit dem *παιδίον νήπιον* zusammengebracht: darum verzichtete der Dichter auf die heimatlichen Wölfe und Schafe und brachte anders wie der Verfasser von Theokrit XXIV 84. 85 das Bild aus dem Hirtenleben des Orientes in sein Gedicht; denn es heifst bei Jesaias a. a. O.: *καὶ μοσχάριον καὶ ταῦρος καὶ λέων ἅμα βοσκήσονται, καὶ παιδίον μικρὸν ἄξει αὐτούς . . . καὶ παιδίον νήπιον ἐπὶ τρωγλῶν ἀσπίδων καὶ ἐπὶ κοίτην ἐκγόνων ἀσπίδων τὴν χεῖρα ἐπιβαλεῖ.* Virgil hat zu der Giftschlange das Giftkraut noch hinzugefügt, was jedoch als bedeutungslos für diese Argumentation erscheinen mufs.

Dafs die Ekloge kurz nach Abschlufs des durch Polio im Namen des Antonius vermittelten Friedens von Brundisium abgefafst ist, ist eine mit Recht allgemein gebilligte Annahme: dafs Polio und die Wöchnerin zur Zeit sich in Rom befinden, erscheint gleichfalls selbstverständlich: me Romae tenuit omnino Tulliae meae partus schreibt Cicero ad fam. VI 18, 5. Nach dem Friedensschlufs zogen Octavian als Herr des Westens, Antonius als Herr des Ostens in Rom ein, unbekannt ist es, in welchem Monat.[1]) Polio, der Freund und Vertreter des Antonius, war gewifs in ihrem Gefolge bei dem Einzug (Appian, b. c. V 64; Dio XLVIII 30 ff.). Bald darauf wird der Knabe geboren sein und Virgil sein Lied gedichtet haben, in einer Zeit, wo Hungersnot und Trübsal in der Stadt herrschte (Appian a. a. O. 67, Dio a. a. O. 31) und die Sehnsucht besonders schmerzlich empfunden wurde nach dem glückseligen Zeitalter, in dem die Schiffahrt unnötig sein wird und überall die Erde von selbst das Brotkorn erzeugt, vor allem aber der Notschrei nach Friede und nach dem Ende der Greuel des Bürgerkrieges überall sich vernehmen liefs: die Getreideschiffe konnten infolge des Krieges mit Sextus Pompeius nicht einlaufen. Inmitten jener Zeit aber und um die Zeit, als Virgil dies Gedicht verfafste, wurde dem römischen Volk ein merkwürdiges Schauspiel geboten, über das uns der urkundliche Bericht eines Augenzeugen bei Josephus antiqu. Jud. XIV 388 (14, 5) erhalten ist. Der Judenkönig Herodes weilte damals mit seinem Gefolge in Rom (Fränkel, Athen. Mittheil. XXI [1896] p. 445 ff.). Durch des Antonius Einflufs, der als *σφόδρα ἐσπουδακὼς περὶ τὸν Ἡρώδην* bezeichnet wird (a. a. O. 4), erhält der Judenkönig vom Senate die Königswürde zuerkannt: nach Schlufs der Sitzung verlassen Antonius und Octavian, den König in die Mitte nehmend, geleitet von den Konsuln und den übrigen Magistraten, das Senatshaus und gehen auf das Kapitol, um dort zu opfern: *ἑστιᾷ δὲ τὴν πρώτην ἡμέραν τῆς βασιλείας Ἀντώνιος.* Diese zeitliche Koincidenz jüdischen Einflusses in Rom

[1]) September 714/40 nach Kromayer, Hermes XXIX (1894) p. 563.

Digitized by Google

und im Hause des Polio mit der Ekloge des Virgil erscheint doch gleichfalls sehr bemerkenswert: auf die durch Josephus antiqu. Jud. XV 343 (10, 1) bezeugte Freundschaft des Polio und des Hauses des Herodes ist bereits in dem Heyne-Wagnerschen Virgil I p. 124 hingewiesen. Wenn Josephus a. a. O. über die Erziehung der Söhne des Herodes in Rom berichtet: *τούτοις ἀνελθοῦσι καταγωγὴ μὲν ἦν Πολλίωνος οἶκος, ἀνδρὸς τῶν μάλιστα σπουδασάντων περὶ τὴν Ἡρώδου φιλίαν*, so dürfen wir hieraus mit Sicherheit schliefsen, dafs diese Freundschaft und Gastfreundschaft damals unter Polios Konsulat in Rom ihren Anfang nahm, als der Konsul bei jenem Verlassen des Senatshauses dem Judenkönig das Geleit gab und gewifs auch an dem Festmahl, das dem neuen König Polios Freund Antonius veranstaltet hat, teilnahm. Der Umstand, dafs des Herodes Söhne später in Polios Hause Wohnung nehmen, macht es mehr wie wahrscheinlich, dafs dort im Jahr 714/40 bereits der Vater mit Gefolge gewohnt hat und vielleicht mit Virgil zusammen an der Wiege des Neugeborenen seine Glückwünsche darbringen konnte.

Wenn wir, abgesehen von diesen Beziehungen, bei Virgil Einflüsse jüdischer Kultur vorfänden, so wäre dies, wie oben bemerkt, an und für sich gewifs nicht auffallender, als wenn ein anderer Klient des Polionischen Hauses, Timagenes, sich mit jüdischer Geschichte befafst (Fragm. Hist. Graec. III p. 322). Hierzu kommt aber noch die weitere Erwägung, dafs gerade in dem Jahre, in dem Virgil die vierte Ekloge verfafst und in dem der Judenkönig mit seinem Gefolge von Litteraten jeder Art im Hause des Konsuls Polio verkehrt hat, das Werk eines Schriftstellers erschienen ist, dessen Beziehungen zu Virgil aus andern Anhaltspunkten wahrscheinlich gemacht worden sind, das Werk des Polyhistor Alexander über die Juden.

Ein Bruchstück dieses Werkes, in dem ältere Werke über die Juden, wie das Werk des Eupolemos, benutzt waren, ist uns bei Clemens Alexandrinus strom. I 21, 141 p. 404 Pott. erhalten (Freudenthal, Hellenist. Studien [Bresl. 1875] p. 230, vgl. p. 214 und p. 12); dasselbe lautet: *Ἔτι δὲ καὶ Εὐπόλεμος ἐν τῇ ὁμοίᾳ πραγματείᾳ τὰ πάντα ἔτη φησὶν ἀπὸ Ἀδὰμ ἄχρι τοῦ πέμπτου ἔτους Δημητρίου βασιλείας . . . συνάγεσθαι ἔτη ‚ερμθ'. ἀφ' οὗ δὲ χρόνου ἐξήγαγε Μωσῆς τοὺς Ἰουδαίους ἐξ Αἰγύπτου ἐπὶ τὴν προειρημένην προθεσμίαν συνάγεσθαι ἔτη χίλια πεντακόσια ὀγδοήκοντα. ἀπὸ δὲ τοῦ χρόνου τούτου ἄχρι τῶν ἐν Ῥώμῃ ὑπάτων Γαίου Δομετίου* (*δομετιανοῦ* die Überlieferung) *Γαίου Ἀσινίου* (*κασιανοῦ* überliefert) *συναθροίζεται ἔτη ἑκατὸν εἴκοσι.* An der Richtigkeit der Herstellung der Konsulnamen wird nach Freudenthals Ausführungen niemand zweifeln wollen: richtig erscheint ferner, dafs das Bruchstück von Unger, Philologus I (1889) p. 178 dem Werk des Polyhistor zugewiesen und somit dessen Herausgabe auf 714/40 festgesetzt wird, so wie man die Veröffentlichung von Varros Werk de gente populi Romani auf Grund einer ähnlichen Angabe mit Recht in das Jahr 711/43 verlegt (Peter, Hist. Rom. Fr. ed. 1883 p. 230, 7). Die Beziehungen des Alexander zu Virgils Poesie sind öfters dargelegt worden (Susemihl, Gesch. d. gr. Litt. II p. 359, 53): Alexander benutzte die Prophezeiung sowohl der Sibylle (Freudenthal a. a. O.

Digitized by Google

p. 25; Rzach zu Orac. Sibyll. III 97), wie die Prophetien des alten Testamentes (Freudenthal a. a. O. p. 229, 4): der Annahme, dafs Virgil in dem vielgeschäftigen Streben nach Gelehrsamkeit, das uns in den Eklogen klar erkenntlich ist, eine Anregung aus diesem Werke geschöpft habe, steht nichts im Wege. Interessiert sich doch der Dichter noch in den Georgica für die Palmenwälder Idumaeas (III 12) und für die Bogenschützen Ituraeas (II 448).

In Erwägung der bisher besprochenen Thatsachen wird jeder Unbefangene zu dem Schlufs gelangen, dafs der Hinweis des Lactantius auf orientalische, hellenistisch-jüdische Quellen und Vorbilder noch bis heute als das Beste erscheinen mufs, was über die vierte Ekloge hinsichtlich ihres zuletzt besprochenen Inhalts beigebracht worden ist: ob wirklich eine Prophezeiung der Cumanischen Sibylle nach Art der oben erörterten und derart, wie der Dichter dieselbe im Eingang kennzeichnet, damals existierte, oder ob Virgil dieses Orakel selbst nur für seinen Zweck erdichtet hat, ist für diese Frage wenig von Belang. Wie Goethe über seinen Faust, so hat Virgil dem Gewährsmann des Asconius Pedianus gegenüber sich geäufsert, dafs er in die Eklogen allerlei 'hineingeheimnifst' habe: der unbekannte Gewährsmann des Asconius hatte nach schol. Bern. eclog. III 105 berichtet: *se audisse Vergilium dicentem in hoc loco se grammaticis crucem fixisse: quaesituros eos si quis studiosius occuleretur* (A. Kiessling, Greifswalder Index schol. Sommer 1883 p. 6). 'Die Philologen werden daran zu thun finden', sagte auch Goethe nach Eckermanns Bericht über seine Helena. Um so dankbarer müssen wir für das sein, was Asconius über die vierte Ekloge uns noch an Erklärung bieten konnte: wenn wir über Virgil besser unterrichtet sind, wie über irgend einen Dichter des Altertums, wenn wir selbst solche Einzelheiten erfahren, wie dafs er seine Aeneis erst in Prosa geschrieben hat, wie Goethe die Iphigenie und den Tasso, so verdanken wir all dies dem hohen Interesse, das sowohl die Zeitgenossen des Dichters wie die nächstfolgende Generation an Virgils Schöpfungen zu nehmen für ihre Pflicht hielten.

Es erübrigt die Betrachtung des Schlusses der Ekloge. Der Rhetor Menander a. a. O. giebt die Vorschrift, nach Vollendung der oben besprochenen Teile wieder zum Anfang zurückzukehren und den Geburtstag zu preisen: *μετὰ ταῦτα πάλιν ἐπαίνει τὴν ἡμέραν οὕτως· ὢ πανευδαίμονος ἡμέρας ἐκείνης, καθ' ἣν ἐτίκτετο, ὢ μητρὸς ὠδῖνες εὐτυχῶς ἐπὶ τοῦτο λυθεῖσαι.* Bei Virgil fanden wir hiervon nur die Form des Ausrufs wieder in dem letztbesprochenen Teil (V. 48. 53): das Kompliment aber an die Mutter steht gleichermafsen am Schlufs des ganzen Gedichtes, an dem der Dichter den Ton der Prophetie plötzlich verläfst und den Knaben, der jetzt leibhaftig vor ihm in der Wiege liegt, anredet:

60 Incipe, parve puer, risu cognoscere matrem:
matri longa decem tulerunt fastidia menses.
incipe, parve puer: cui non risere parentes,
nec deus hunc mensa, dea nec dignata cubili est.

Der hier gegebene Text ist der Ribbecksche: ich halte mit Ribbeck alle Verbesserungsvorschläge, die zum Teil älter sind wie Quintilian, für verfehlte

Digitized by Google

Versuche, einer uns dunklen Stelle Licht zu verschaffen. Der Dichter versetzt sich und seine Leser plötzlich aus der Höhle der Sibylle und dem Adyton der Pythia in die Kinderstube und führt uns eine Szene vor, wie sie von der Kunst des Altertums am schönsten in der Gruppe des Silen mit dem Dionysosknaben im Louvre dargestellt erscheint. 'Fang an kleiner Knabe zu lachen und die Mutter zu erkennen, deine Mutter, der die zehnmonatliche Last lange Widerwärtigkeit bereitet hat, nochmals sage ich, fang an, kleiner Knabe: die Kinder, über die die Eltern nicht haben lachen müssen, die haben noch nie weder am Tisch eines Gottes teilnehmen dürfen, noch sind sie der Hand einer Unsterblichen gewürdigt worden.' Der Schlufs klingt halb scherzhaft, erinnert an den Schlufs der zweiten Epode des Horaz: 'lachen mufst du, kleiner Bursch, sonst sind all deine stolzen Prophezeiungen, die du eben gehört hast, nichtig und irrig.' Die richtige Erklärung des Verses: incipe parve puer risu cognoscere matrem ergiebt die Vergleichung des Paradoxographen Antigonos (O. Keller, Rer. nat. script. min. p. 42), der von den Kindern berichtet, sie pflegten *τῇ δὲ τεσσαρακοστῇ προσλαμβάνειν τὸ γελαστικὸν καὶ ἐπιγιγνώσκειν μητέρα.* Dies ist die Lehre des Aristoteles, histor. anim. VIII 10 p. 587b 5: *τὰ δὲ παιδία ὅταν γένωνται τῶν τετταράκοντα ἡμερῶν, ἐγρηγορότα μὲν οὔτε γελᾷ οὔτε δακρύει, νύκτωρ δ' ἐνίοτε ἄμφω* und de anim. gener. V 1 p. 779a 11: *καὶ ἐγρηγορότα μὲν οὐ γελᾷ τὰ παιδία, καθεύδοντα δὲ καὶ γελᾷ καὶ δακρύει.* Die alten Erklärer (Serv. zu V. 1) und ähnlich Crusius a. a. O. p. 557 schliefsen aus der Stelle, dafs der Knabe 'natum risisse statim'; 'quod parentibus est omen infelicitatis' fügt der Scholiast hinzu, während Crusius unter Heranziehung entlegenster Litteratur darauf hinweist, dafs in den griechischen mystischen Schriftwerken dem thränenreichen Geschlecht der Menschen die heiter lächelnde Gottheit gegenüberstehe: er vergleicht ein Fragment der Orphischen Poesie (236 Abel):

δάκρυα μὲν σέθεν ἐστὶ πολυτλήμον γένος ἀνδρῶν,
μειδήσαν δὲ θεῶν ἱερὸν γένος ἐβλάστησε.

Ich mufs es dahingestellt sein lassen, ob sich eine Brücke von der mystischen Poesie der Orphica zu Virgil hinüberschlagen läfst[1]): unter dem Eindruck der Vergleichung der Stelle mit dem Paradoxographen scheint mir das Hauptgewicht auf dem cognoscere matrem zu liegen: haben wir es doch nicht mit einem Gott zu thun, wie wir oben sahen, sondern mit einem zwar gottentstammten, aber wirklichen Menschen, der wie ein römischer praetextatus selbst in Büchern studiert. Der Gedanke, dafs die Mutter durch ein Lächeln und das erste Zeichen geistiger Thätigkeit für die lange Mühsal und Last der Erwartung belohnt werden soll, scheint mir rein menschlich gedacht, anmutig erfunden und warm empfunden.

Am schwierigsten sind die beiden letzten Verse: hoffen wir, dafs Polio, der durch seines Cinna Poesie an schwere Kost gewöhnt sein mochte, sie richtig zu verstehen wufste. Incipe parve puer: cui non risere parentes, nec

[1]) Vergleichen läfst sich das *μειδιόων* in dem Vers 949 des Dionys, oben S. 115.

Digitized by Google

deus hunc mensa, dea nec dignata cubili est. Es klafft zwischen der Erneuerung der Aufforderung incipe parve puer und dem Relativsatz eine Lücke des Gedankens, und wir können bei dem Stand der Überlieferung nicht mehr thun, als diese Lücke, indem wir das in V. 60 enthaltene *risu* noch hier nachklingen lassen, selbständig auszufüllen. Es läfst sich vielleicht ein Bruchstück des Ennius bei Serv. Aen. I 254 zur Erklärung der Stelle verwenden: Juppiter hic risit tempestatesque serenae riserunt omnes risu Jovis omnipotentis, so dafs risere bei Virgil und Ennius gleichbedeutend erscheint mit dem Begriff, den man weitläuftiger durch 'das Lachen erwidern' umschreiben könnte. Wäre uns das Sprichwort oder die Sage, auf die Virgil so kurz und in einer für uns so unklaren Weise anspielt, bekannt, wir würden diese Lücke der Gedankenverbindung schwerlich so sehr vermissen. Die alten Erklärer verweisen auf die Geschichte von Hephaistos und dessen Abenteuer mit Athena und Hera (v. Wilamowitz, Nachrichten d. Gött. Ges. d. W. 1895 p. 222), eine wenig probabele Erklärung, da des Hephaistos Gottheit ebensowenig jemand leugnen konnte, wie seine Ehe mit Aphrodite, der schönsten unter den Göttinnen.[2])

[2]) Zu der Erwähnung der mensa der Götter sind die Verse des Nonnos VIII 414 ff. zu vergleichen, wo die vergötterte Semele dargestellt wird *μιῆς ψαύουσα τραπέζης Ζηνὶ καὶ Ἑρμάωνι καὶ Ἄρει καὶ Κυθερείῃ.*



Digitized by Google

AUS DEM KLASSISCHEN SÜDEN.

Von Adolf Holm.

Dafs unsere Zeit nach einem berühmten Worte im Zeichen des Verkehrs steht, beweist auch die Altertumswissenschaft. Seit Curtius die lebendige Auffassung des Charakters einer Gegend zum integrierenden Teile der alten Geschichte gemacht hat, ist das Studium der Stätten der antiken Bildung in stets wachsendem Aufschwung begriffen, und zahlreiche Reisende haben, mit oder ohne Unterstützung der Regierungen, die Gegenden durchforscht, die den Freund des Altertums interessieren können. Gestiegen ist die Zahl der wissenschaftlichen Forschungsreisen, gestiegen ist aber auch die der blofsen Ausflüge, auf denen dann freilich fast immer dieselben Gegenden berührt werden. Die wissenschaftlichen Institute erleichtern jetzt Studienreisen auch den Gelehrten, die früher an derartiges nicht denken konnten, und es wird jetzt solchen, denen nur die eigene Anschauung der alten Stätten fehlte, um für vollkommene Kenner des Altertums gelten zu können, die Erreichung dieses Zieles so leicht gemacht wie nie zuvor. In dieser Hinsicht ist das Kaiserlich deutsche archäologische Institut in trefflicher Weise vorangegangen. Ein sonst schwer zu befriedigendes wissenschaftliches Bedürfnis befriedigen jetzt die griechischen Reisen, die Dörpfeld und Wolters leiten. Für den Westen liegen der Natur der Sache nach die Dinge etwas anders; hier kann der einzelne Gelehrte leichter auf eigene Hand vorgehen. Aber auch hier ist durch jährliche Studienfahrten, die die Sekretäre des römischen Instituts leiten, einem vielgehegten Wunsch entsprochen. Wenn nun ein deutscher Staat in dieser Richtung noch besonders eingegriffen hat, so war das mit grofser Freude zu begrüfsen. In der That haben die wissenschaftlichen Reisen badischer Lehrer unter der Leitung von Fachmännern so vielen Beifall gefunden, dafs jetzt auch Angehörige anderer deutschen Staaten gewünscht, und, soweit es möglich war, erlangt haben, an ihnen Teil nehmen zu dürfen, und die Früchte dieser Reisen haben sich bereits früher in einzelnen Veröffentlichungen gezeigt, populären und streng wissenschaftlichen, die hier nicht besprochen werden sollen. Eine besondere Frucht hat aber die letzte dieser Reisen, die vom Jahre 1896, gezeitigt, das Werk: Aus dem klassischen Süden. 150 Lichtdruckbilder nach Originalaufnahmen von J. Nöhring, Lübeck. Text von den Teilnehmern der 3. badischen Studienreise. Herausgegeben mit Unterstützung des Grofsh. bad. Ministeriums für Justiz, Kultus und Unterricht. Lübeck 1896. fol.

Dafs dies Werk zu stande kommen konnte, war die Folge mehrerer günstiger Umstände. Es nahmen an der Reise aufser den Lehrern und den

Digitized by Google

leitenden Professoren andere hervorragende Künstler und Gelehrte teil, unter denen wir nur Durm und Meltzer nennen wollen. Sodann begleitete sie einer der besten Vertreter der photographischen Kunst, Joh. Nöhring aus Lübeck. Wenn nun so die Bedingungen für ein Werk, wie das vorliegende ist, gegeben waren, so ward Antrieb zu seiner Ausführung der Gedanke, mit einem Ergebnisse der Reise S. K. Hoheit dem Grofsherzog von Baden, dem edeln Förderer auch dieses Unternehmens, eine Huldigung zu seinem 70. Geburtstage darzubringen. So ist das Prachtwerk entstanden, das uns Gelegenheit geben soll, zu zeigen, wie mit seiner Hülfe Studierenden und Freunden der Wissenschaft und des Schönen ein Teil der Geschichte des Westens im Altertum klar und anschaulich vorgeführt, und wie Leser des Textes und Beschauer der Tafeln Teilnehmer einer instruktiven Reise werden können. Wir möchten noch hervorheben, dafs die Lichtdrucke den besten überhaupt gefertigten gleichkommen; die Gegenstände und die Punkte, von denen sie aufgenommen wurden, sind von den Leitern der Reise gewählt, während bei den gewöhnlichen Photographien Italiens in der Regel nur der Photograph die Wahl bestimmt hat.[1]) Den Text haben die Teilnehmer der Reise verfafst, unter ihnen Männer von hoher wissenschaftlicher Bedeutung.

Sehen wir nun, wie wir an der Hand des Werkes uns eine Übersicht über die Kulturgeschichte eines wesentlichen Teiles des Altertums verschaffen können. Wir binden uns natürlich nicht an die Reihenfolge der Tafeln, die sich an den Gang der Reise: Rom, Kyme, Pompeji, Paestum, Tarent, Apulien, Metapont, Kroton, Reggio, Sizilien, Karthago, Cagliari anschliefst, und folgen der geschichtlichen Entwickelung.

I. Zunächst versetzen wir uns in die älteste Zeit, über die keine litterarischen Zeugnisse vorliegen. Es giebt in Sizilien zahlreiche Spuren davon, die auch schon seit lange sorgfältig studiert worden sind, niemals jedoch so systematisch und mit solchem Erfolg, wie in der jüngsten Zeit. Es haben sich an diesen Studien aufser Altertumsforschern auch Naturforscher beteiligt, denn die ältesten Zeugnisse der Geschichte der Insel sind Überreste von Tieren, die in Grotten gefunden wurden, Beweise der Art der Nahrung jener längst verschwundenen Stämme. Dann kommen aber Werkzeuge und Waffen, ebenfalls noch in Grotten erhalten, die den Menschen, die jene Gegenstände

[1]) Hier mag eine allgemeine Bemerkung am Platze sein. Ein namhafter Archäologe äufserte uns gegenüber, wie schwer es sei für jemand, der schon längere Zeit Photographien in Italien gesammelt, Neues zu finden, obschon sich die Gegenstände leicht besser aufnehmen liefsen, als geschehen ist. Das Photographieren ist eben ein Geschäft, das von einheimischen Praktikern betrieben wird. Die natürlichen Schwierigkeiten, Aufnahmen zu machen, sind für einen fremden Photographen von Fach, der ein Geschäft machen mufs, so grofs, dafs solche sie fast gar nicht unternehmen, und Fremde fast nur als Liebhaber zu Privatzwecken photographieren. Herr Nöhring dagegen hat als Mitglied der badischen Expedition, gegen welche die italienische Regierung sich sehr entgegenkommend gezeigt hat, so grofse Erleichterungen in jeder Hinsicht genossen, dafs es ihm dadurch ermöglicht wurde, ohne Rücksicht auf die Kosten, für die die badische Regierung zum Teil eingetreten ist, Ausgezeichnetes zu leisten.

Digitized by Google

benutzten, zur Wohnung gedient haben müssen, und zuletzt folgen wirkliche Grabstätten, die wir bereits historisch namhaften Völkern zuschreiben können. Über diesen Teil der ältesten Geschichte Siziliens giebt der von O. Schötensack verfafste Text zu Tafel 89 Auskunft. Die Tafel stellt einen Felsabhang dar, durchlöchert von unzähligen Graböffnungen über und neben einander, am Flusse Cassibile, dem aus der Geschichte des Rückzugs der Athener berühmten Kakyparis. Ähnliche Grotten in Felswänden finden sich u. a. bei Pantalica in der Nähe von Syrakus und im Thale Ispica. Diese Gräber gehören der letzten vorgriechischen Periode an, aber Schötensack beschränkt sich in seinem Text nicht auf sie; er giebt auf Grund der neuesten Forschungen eine zusammenfassende Darstellung der ältesten Grabstätten Siziliens überhaupt, deren kurzer Wiedergabe ich nur wenige Worte der Orientierung voranschicke. Die älteren prähistorischen Forschungen über die Insel sind in meiner Geschichte Siziliens Bd. 1 resumiert worden, wozu die italienische Übersetzung nützliche Zusätze gemacht hat, und es verdient immer noch bemerkt zu werden, wie viel im vorigen Jahrhundert Houel durch Schilderungen und Abbildungen für die Kenntnis dieser Überreste gethan hat, und wie viel in diesem Jahrhundert der unermüdliche Cavallari und unser Schubring, sowie für die älteste Zeit vom Standpunkte der Naturwissenschaft v. Andrian. Schötensack fufst besonders auf den methodisch betriebenen und von Erfolg begleiteten Untersuchungen von Orsi, dem verdienten Direktor des Museums von Syrakus, woselbst auch die Fundstücke aus dem östlichen Sizilien vereinigt sind.

Die in Grotten gefundenen Überreste der ältesten namenlosen Bevölkerung Siziliens bestehen aus Werkzeugen und Waffen, die aus Kiesel, Basalt oder Knochen gefertigt sind, und aus Gefäfsen, die aus freier Hand geformt wurden. Dann kommen die Felsgräber, die wir im östlichen Sizilien den Sikelern, im westlichen den Sikanern zuschreiben. Sie sind, wie die am Cassibile, fast sämtlich an Abhängen angebracht, so dafs man horizontal hineingeht, selten im flachen Boden, wo alsdann Schachte hinunterführen. Dies ist der Fall auf den Halbinseln Plemmyrion und Thapsos bei Syrakus. Die Zahl der unberührten Gräber dieser ältesten Zeit ist sehr gering; vor 15 Jahren hatte Cavallari noch keines gefunden. Orsi ist dies Glück zu Teil geworden, und so hat durch ihn diese Gräberforschung eine festere Basis bekommen, als sie zuvor hatte. Schötensack teilt sie nach Orsi in drei Perioden. In der *ersten*, nach dem Charakter der gefundenen Gegenstände Hissarlik entsprechenden, finden wir enge Kammern mit einer backofenähnlichen Wölbung, worin die Leichen in hockender Stellung an die Wand gelehnt waren; bisweilen fand sich eine gröfsere Anzahl von Skeletten in demselben Raume. Das Gerät ist meist aus Stein, Knochenarbeiten finden sich ähnlich denen in Hissarlik. Die Thongefäfse sind noch ohne Töpferscheibe gearbeitet, und von zwei Arten: 1) nur die rohe Thonfarbe zeigend; 2) mit einem gelblichen oder roten Farbenüberzuge versehen und mit geflechtartigen Zeichnungen geziert. Spinnwirtel fanden sich ebenfalls, und Knochen von Rind, Schaf und Schwein zeigten,. welche Tiere dem Volke zur Nahrung gedient haben. — *Zweite Periode*, entsprechend

Digitized by Google

Mykene, etwa 1500—800 v. Chr. Die Kammern werden geräumiger; ringsum läuft eine Bank, es finden sich Nischen. Die Toten sind noch in sitzender oder hockender Stellung; in der Mitte des Raumes steht oft ein grofses Gefäfs, wahrscheinlich Getränke enthaltend, darum kleinere Thongefäfse, wie zum Schöpfen aus dem grofsen. Die Gefäfse haben eingeritzte Ornamente. Idole, Gefäfse mykenischen Stils, die sich dabei befanden, Bronzegeräte, Fibeln waren offenbar nicht von der einheimischen Bevölkerung gearbeitet. — *Dritte Periode*, entsprechend der Epoche des geometrischen Stils in Griechenland, etwa 1000 —700 v. Chr. Jetzt werden die Kammern mehr rechteckig, der Kopf des ausgestreckt liegenden Toten ruht auf einer Bank an der Wand. Höchstens 3 Skelette befinden sich in einem Grabe. Die einheimische Keramik sinkt immer tiefer; immer mehr fremde Ware wird eingeführt, aber diese fremde Ware wird auch im Lande nachgeahmt. Die Vasen sind in geometrischem Stil verziert, ähnlich den Dipylonvasen. Auch von aufsen eingeführte Metallgegenstände, Armringe, Fibeln, finden sich; es kommt schon Eisen vor. Bei genauerer Betrachtung der Tafel 89 vermittelst der Lupe kann man, wie Schötensack bemerkt, auch die Falze an den Eingangsthüren gewahren, und der Mafsstab ist durch die im Vordergrunde erkennbaren Personen gegeben. Beim Nachdenken über diese Denkmäler ältester Zeit taucht unwillkürlich die Frage auf, inwieweit hier auch phönizischer Einflufs anzunehmen sei, und wer trotz aller Anfechtungen an der Glaubwürdigkeit des Thukydides auch in dem Punkte festhält, dafs er seine bekannte Stelle über die phönizischen Niederlassungen auf Sizilien als eine Thatsache betrachtet, wird vom Standpunkte des Forschers in westlichen Dingen nichts gegen Helbigs Ansicht in seiner Abhandlung über die mykenische Frage[1]) einzuwenden haben, dafs die mykenische Kultur nach Sizilien durch Phönizier verbreitet sei. Gräber auf Thapsos und Plemmyrion gehören sicherlich eher Phöniziern an als Sikelern; an diesen Punkten zu wohnen, war nur für Kaufleute natürlich. Megara Hyblaea, das ja allerdings auch an der Küste liegt und sikelisch war, hat doch ganz andere Verbindungen mit dem Hinterland, als Thapsos und Plemmyrion, die fast Inseln sind, durch sandige Strecken vom Festlande getrennt. Die dortigen Gräber, die uns schon im Jahre 1881 Cavallari zeigte, erinnern überdies in der Anlage in mancher Hinsicht an Gräber im westlichen Sizilien in der Nähe von Palermo. So regt schon dieser Beginn der Betrachtung des Werkes zu mancherlei Überlegungen an, die hier eben nur angedeutet werden können. — Das alte sikelische Bergnest Henna zeigt uns Tafel 90 mit Text von v. Duhn.

II. Wir kommen zu den Griechen. Sie haben sich bekanntlich früh im Westen niedergelassen und dort zunächst nur Küstenpunkte besetzt. Selten sind sie in den Ländern, die sie kolonisierten, etwas mehr ins Innere gegangen, und alle ihre Ansiedelungen, die nicht in unmittelbarem Verkehr mit dem Meere standen, sind leichter und früher Feinden erlegen. Im Meere ruhte ihre

---

[1]) W. Helbig, Sur la question Mycénienne. Mém. de l'Acad. des Inscript. XXXV 2. Paris 1896. Vgl. von Fritze in der Berliner Philolog. Wochenschrift 1897 Nr. 13.

Digitized by Google

Kraft; sie waren ein Handelsvolk wie die Phönizier, mit denen sie überhaupt manche Ähnlichkeit haben. So ist in Sizilien Kasmenai verschwunden, Leontinoi früh für lange Zeit vernichtet worden, und doch lag die Stadt, wenn schon im Innern, an einem damals bis Leontinoi schiffbaren Flusse; so ist Akragas mehrfach erobert worden — man konnte es eben zu Lande vollständig absperren —; so war sogar Gela gefährdet, weil zwischen der Stadt und dem Meer noch so viel Land war, dafs sich daselbst Feinde festsetzen konnten. Am blühendsten sind die Städte mit den besten Häfen geworden: Syrakus, Tarent und Messina. Messina ist stets bedeutend geblieben, Tarent blüht wenigstens jetzt wieder auf, nur Syrakus will sich immer noch nicht heben, trotz seines wundervollen Hafens. Über die Lage eben dieser Griechenstädte unterrichtet uns unser Werk in willkommener Weise. Die älteste von allen war Kyme, wenn wir auch nicht genau sagen können, wann es gegründet worden ist; jedenfalls geschah es vor der Mitte des 8. Jahrh. v. Chr. Für Ansichten dieser Stadt, die von den photographischen Geschäften vernachlässigt wird, weil nicht jeder Tourist etwas von Kyme weifs, sind wir der badischen Studienreise besonders dankbar, und ebenso für den kurzen Text des besten Kenners von Kyme, v. Duhns. Die Griechen kamen zur See dahin auf ihrer Suche nach einem passenden Wohnsitze, und als sie um Kap Misen, dessen Umgegend uns Tafel 13 zeigt (Text von Dorn), gebogen waren und die lange flache Küste vor sich sahen, die sich bis Gaëta erstreckt, da hielten sie an und gründeten ihre Stadt auf einem einsamen Felsen dicht am Ufer. Der weitere Strand zog sie nicht an; er hatte keinen griechischen Charakter mehr. Jetzt laufen keine Schiffe von der Fremde bei Kyme ein, der Reisende kommt zu Lande von Neapel dahin. Nachdem er die phlegräischen Gefilde durchwandert und den Avernersee zur Linken gelassen hat, erreicht er den Arco Felice, einen römischen Bogen, und sieht durch denselben den Felsen von Kyme vor sich liegen. Das stellt unsere Tafel 14 dar. Nun senkt sich die Strafse, und wir geniefsen den vollen Anblick der Stätte der alten Griechenstadt (Tafel 15). Das Land zwischen uns und dem Felsen ist mit Weinbergen bedeckt; im Altertum gehörte es teilweise schon zur Stadt, teilweise war es von Grabstätten eingenommen, die seit Jahren eine grofse Ausbeute besonders an Vasen geliefert haben. Prächtige Gefäfse aus Kyme zieren manche Museen. In neuester Zeit hat besonders der neapolitanische Kaufmann Herr Stevens die Gräber von Kyme ausgebeutet, und v. Duhn schildert, wie bei diesen Ausgrabungen häufig Vasen mit bakchischen Darstellungen zu Tage kommen, welche zeigen, dafs die Gegend im Altertum gerade so 'weinfroh' war, wie sie es jetzt ist. Der eigentliche Burgfelsen, dessen Aufgang uns Tafel 16 zeigt, trug einen jetzt ganz verschwundenen Apollotempel; so werden wir daran erinnert, wie die ersten griechischen Ansiedler in einem neuen Lande gerne dem Gotte, dessen Orakel sie geleitet hatte, ihre Huldigung darbrachten. Ebenso stand in Sizilien am Strande bei Naxos (Tafel 64), wo die ersten Griechen, die sich auf der Insel niederliefsen, gelandet waren, ein hochheiliger Altar des Apollon Archagetas. Kyme war der Hauptsitz des griechischen Einflusses in Mittelitalien und be-

Digitized by Google

sonders in Kampanien, aber lange konnte es sich nicht gegen die kräftigeren Italiker halten, die von ihren Bergen herunter kamen und die griechische Stadt bedrängten. Schliefslich wurde es sogar von seiner ehemaligen Kolonie Neapel überflügelt und sank mehr und mehr. Puteoli, das einst als Dikaiarcheia ein Kymäischer Hafen gewesen war, ward einer der bedeutendsten Handelsplätze des Mittelmeeres, und Kyme hörte überhaupt auf, eine Gemeinde zu sein, seit sogar sein Bischof nach Aversa übergesiedelt war.

Ähnlich wie Kyme, wenn auch nicht in so hohem Grade, hat die Hauptstadt des griechischen Siziliens den Wandel der Zeiten erfahren, das berühmte, immer noch viel besuchte Syrakus. Es war nicht die erste Niederlassung der Griechen in Sizilien; das war Naxos, das jetzt vom Erdboden verschwunden ist. Wir sehen auf Tafel 64 nur seine Stätte: die niedrige Halbinsel, die sich ins Meer erstreckt. Syrakus ist behandelt auf Tafel 72—88; Text I—VIII, historischer und beschreibender Teil von Böckel, IX Schiffshäuser von Oehler (Tafel 78), X Inschrift am Artemistempel von Luckenbach (Tafel 80). Ich möchte hier auf das so viel besprochene Syrakus nicht genauer eingehen und nur darauf hinweisen, dafs die Tafeln eine treffliche Anschauung des Wichtigsten geben, was in Syrakus zu sehen ist, und Böckels Text eine lebendige Schilderung der Schicksale der Stadt im Altertum bietet. Luckenbach versucht für die Inschrift an den Stufen des Artemistempels eine neue Deutung, indem er nach dem dritten Worte: *στυλεια και τα ϝεργα* liest, und Oehler hebt bei der Besprechung der Bettungen für die Schiffshäuser im kleinen Hafen die Schwierigkeiten hervor, die sich noch einer vollständigen Erklärung dieser Felseinschnitte entgegenstellen.

Als Syrakus gegründet wurde, bestand bereits eine andere wichtige sizilische Griechenstadt, wenngleich nur als kümmerliche Seeräuberansiedelung: Zankle, das spätere Messana, die Stadt mit dem schönen, durch eine sichelförmige Landzunge gebildeten Hafen. Wir sehen ihn auf Tafel 63 (Text von Hausrath). Wer diese interessante Tafel Primanern zeigen wollte, würde viel zur Erläuterung hinzufügen können: über die Bedeutung der Meerenge für den Verkehr, über die Wichtigkeit des Hafens von Messana für den Handel in alter wie in neuer Zeit, über den Zusammenhang der Gemeinde mit Italien, das hier früh auf die Insel hinübergreift, zuerst durch Anaxilas, wodurch Zankle Messana wird, und dann durch die Mamertiner. Die Geschichte Messanas wird trefflich durch die Münzen erläutert; vielleicht keine sizilische Stadt bietet der Numismatik so viele interessante Probleme, von denen manche durch neuere Arbeiten von A. Evans behandelt worden sind. Es wäre ferner hinzuweisen auf den Anteil, den Messana an dem Ausbruche des ersten punischen Krieges hatte, und wie die Mamertiner noch zur Zeit Ciceros eine begünstigte Stellung in Sizilien einnahmen. In eigentümlichem Gegensatz zu Messana steht Reggio, das uns auf drei Tafeln vorgeführt wird, Tafel 60—62, Text ebenfalls von Hausrath. Es ist stets von geringerer Bedeutung gewesen, und wenn Hausrath mehr darüber geschrieben hat, als über Messana, so kommt es zum Teil daher, dafs er einen Besuch in Lokri mit hineingezogen hat, das wenigen bekannt

Digitized by Google

ist und mehr bekannt zu werden verdient. Schade, dafs, statt Reggio drei Blätter zu widmen, uns nicht eines über Lokri gegeben worden ist, dessen kürzlich entdeckter Tempel auch von deutscher Seite Gegenstand der Forschung gewesen ist (E. Petersen). Auch diese Stadt bietet ein hohes kulturhistorisches Interesse, da der Gesetzgebung durch Zaleukos eine ganz anders geartete Kultur gegenüberstand, die besonders Bachofen in seinem 'Mutterrecht' geschildert hat. In politischer Beziehung bestand der schroffste Gegensatz zwischen Lokri und Rhegion, während Syrakus die längste Zeit mit Lokri befreundet war. Während von allen andern grofsgriechischen und sizilischen Städten aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. Münzen vorliegen, kommen lokrische Münzen merkwürdiger Weise erst im 4. Jahrh. vor, abgesehen von einer erst neuerdings bekannt gewordenen, die als Zeichen des Bündnisses mit Lokri im 5. Jahrh. in Messana geprägt worden ist. Was diesem, bei einem griechischen Gemeinwesen auffallenden Verzicht auf eigene Prägung zu Grunde liegt, ist noch nicht aufgeklärt.

Betrachten wir, der Zeitfolge nach, nunmehr Tarent (T. 47. 48, Text von Oehler). Es ist auffallend, dafs gerade eine spartanische Kolonie es sein mufste, die den einzigen guten Hafen, den Süditalien besitzt — denn von Brundisium im Osten bis in die Gegend von Neapel findet sich keiner mehr —, sich zur Niederlassung erwählte. Freilich ist denn auch die tarentinische Geschichte der spartanischen so unähnlich geworden, wie nur möglich. Die Üppigkeit von Tarent war sprichwörtlich, und die Weisheit des Archytas hat der tarentinischen Geschichte keinen anderen Charakter zu geben vermocht. Oehler hat eine reiche moderne Litteratur zitiert; wir halten es nicht für überflüssig, hier aufserdem noch auf die musterhafte Sammlung von Thatsachen in den Schriften von Lorentz hinzuweisen, und für die Kenntnis der Münzen auf Evans Horsemen[1]), eine Arbeit, wie sie nur ein Forscher bieten konnte, der zugleich Sammler, Gelehrter, Museumsdirektor und unermüdlicher Reisender ist. Es giebt wohl kein zweites Beispiel einer ähnlichen Mannigfaltigkeit im Einzelnen bei Gleichheit der Grundlage, wie die Münzen von Tarent, auf denen der zu Pferde sitzende Jüngling wie der auf dem Delphin reitende in jeder erdenklichen schönen Haltung dargestellt sind, wenn wir nicht als Seitenstück auf die Varietäten der syrakusanischen Münzen mit dem weiblichen Kopfe und dem Gespann hinweisen wollen, unter denen auch so wenige identische sind. In der Lage von Tarent ist eine gewisse Analogie mit Syrakus unverkennbar, und diese tritt auch in der Tafel 47 deutlich hervor. Der Insel Ortygia, die später die Burg von Syrakus bildete, entspricht der älteste Teil von Tarent, der östlich von dem Eingange in die innere Bucht, das sogenannte Mare piccolo, liegt, das seinerseits dem grofsen Hafen von Syrakus ähnlich ist. Auf diesen ältesten Teil von Tarent, der in der Blütezeit der Stadt ebenfalls nur die Burg derselben trug, hatte sich das moderne Taranto lange Zeit zurückgezogen, und

---

[1]) A. J. Evans, The 'Horsemen' of Tarentum, Numismatic Chronicle, III series vol. IX. London 1889.

Digitized by Google

die Strafsen sind dort noch schmaler, als jemals die von Ortygia gewesen sind. Dieser Teil von Tarent steigt gerade so vom Meere auf, wie Ortygia; die eigentliche Stadt erstreckte sich dann weit nach Osten hin. Seiner Zeit hat Tarent einen grofsen Einflufs auf Grofsgriechenland ausgeübt, und wenn ihm Herrscher zu Teil geworden wären, wie Syrakus die Deinomeniden, Dionys, Agathokles und der zweite Hieron, würde es auch wohl eine gebietende Stellung in Unteritalien haben einnehmen können; aber abgesehen von Archytas hat es keinen namhaften Staatsmann hervorgebracht. Nachdem es einmal in die Machtsphäre von Rom getreten war, hat es sich mehr auf Fremde verlassen, als auf die eigene Kraft, und es ist ungefähr um dieselbe Zeit wie Syrakus den Römern erlegen. Es ist merkwürdig, dafs zuletzt Karthago sowohl Syrakus wie Tarent zu beeinflussen versuchte, aber seine Kräfte reichten nicht aus; kaum war Syrakus dem Marcellus erlegen, so ward Tarent von Fabius Maximus erobert. Die beiden einzigen tüchtigen Feldherren, die Rom damals hatte, haben nicht Hannibal überwunden, sondern die zwei gröfsten Griechenstädte, die von Rom zu Karthago abgefallen waren. Karthago selbst sollte erst einige Jahre später durch Scipio fallen.

Die Lage von Akragas, das zu seinem Schaden keine unmittelbare Verbindung mit dem Meere hatte, lehren uns die Tafeln 91—99 kennen. Die Akragantiner haben nie daran denken können, durch lange Mauern ihre Stadt mit dem an der Mündung des Flusses gelegenen Hafen zu verbinden; war doch schon die Stadt selbst von riesigem Umfange. So sind sie nie eine Seemacht geworden. Sie sind wesentlich Landmacht geblieben, haben aber als solche Gewaltiges geleistet. Ihre Herrschaft hat sich schon früh durch das ganze Innere der Insel bis nach Himera hin erstreckt, und es ist wohl diesem Umstande zuzuschreiben, dafs dies Innere gar keine Gemeinden von Bedeutung zählte; alles wurde dort durch das Übergewicht von Akragas in den Schatten gestellt. In diesen Gegenden tritt im ersten punischen Kriege nur eine Stadt als hochbedeutend hervor: Mytistraton, das auf einem Berge bei Marianopoli gelegen hat und den Römern viele Mühe machte, bis sie es endlich eroberten. Ihr Ärger über den langen Widerstand hat sich dann in grausamer Behandlung der Einwohner Luft gemacht.

Von Selinus wird bei Gelegenheit der Tempel die Rede sein; Tauromenium zeigen uns interessante Ansichten, Tafel 64—71 mit Text von Ausfeld; nach Himera und Kamarina haben die Reisenden nicht kommen können.

Von griechischen Städten Unteritaliens führt das Reisewerk uns Metapont, Paestum (Poseidonia) und Kroton dadurch vor, dafs es uns Bauwerke dieser Städte zur Anschauung bringt, die wir alsbald erwähnen werden. Metapont und Paestum waren wie Sybaris, von dem jede Spur verschwunden ist, Städte der Ebene, jetzt von ungesunden Niederungen umgeben, Kroton eine Stadt der Höhe; man könnte sagen, dafs damit die Geschichte dieser Städte sich in Übereinstimmung befindet, was besonders in dem Gegensatze von Sybaris und Kroton hervortritt: Luxus — Kraft; Üppigkeit — Athletik. Wir erwähnen diese Dinge, um zu zeigen, wie an die Betrachtung der Tafeln sich

Digitized by Google

Blicke in die alte Geschichte, nicht blofs die äufserliche, chronologisch fixierte, sondern die, welche den geistigen Hintergrund der äufserlichen bildet, ungezwungen anschliefsen lassen.

Sehr wertvolle Beiträge giebt das Werk zu unserer Kenntnis der griechischen Architektur des Westens. Bekanntlich ist nirgends so wie hier der dorische Stil in Meisterwerken vertreten; alles, was in dieser Beziehung von Wichtigkeit ist, bieten unsere Tafeln und der dazu gehörige Text: wir kommen nacheinander nach Paestum, Metapont, Tarent, Syrakus, Akragas, Segesta, Selinus. Es dürfte kein Werk geben, in dem eine so schöne Übersicht über diesen Zweig der griechischen Kunst gegeben wäre. Und was die Erläuterung dessen betrifft, was die Tafeln zur Anschauung bringen, so haben wir als höchst wichtige Beiträge zur Kenntnis der griechischen Architektur die Abschnitte, welche Durm bearbeitet hat (Segesta und Selinus), der die Studienreise durch Sizilien begleitete und auch auf 10 Tafeln (A—K) Grundrisse der wichtigsten Tempel und orientierende Kärtchen hinzufügt, so dafs in dieser Hinsicht das Werk auch als wissenschaftliche Förderung der Kunstgeschichte einen über die blofse Anregung hinausgehenden Wert hat. Es war nicht das erste Mal, dafs Durm die Tempel Siziliens sah, mafs und studierte, und bis das erwartete Werk von Koldewey und Puchstein über die antike Architektur Siziliens erschienen sein wird, werden Durms Beiträge als das letzte Wort des Fachmannes über diese Bauwerke zu betrachten sein. Die Tempel von Paestum sehen wir auf Tafel 37—44 (Verfasser des Textes v. Duhn und Wielandt), von Metapont auf Tafel 45. 46 (Verfasser v. Duhn). Interessant ist der Überrest eines dorischen Tempels in Tarent, Tafel 49 (Verfasser des Textes K. Dürr). Welchen Kontrast bietet das gewaltige Kapitell, das aus modernen Wohnungen herausschaut, wie der Leib eines riesigen vorweltlichen Tieres aus dem Kalk, der sich darum niedergeschlagen hat. Das Bild vergegenwärtigt uns recht die Art, wie so manche Reste des Altertums in modernen Bauten konserviert und entstellt worden sind. So war auch der Artemistempel in Syrakus, den wir auf Tafel 79 dargestellt sehen, in Privathäusern verborgen, und vielleicht steckt noch ein Teil davon in einer noch nicht abgebrochenen Kaserne. Der sogenannte Athenetempel in Syrakus hat in der dortigen Kathedrale wenigstens eine edlere Hülle bekommen, wird aber eben deswegen auch niemals von seiner Umhüllung befreit werden. Interessant ist noch aus Syrakus die Abbildung der Überreste des sehr alten Zeustempels vor der Stadt, Tafel 81. Später ist der hochberühmte Tempel der Lakinischen Hera auf dem Vorgebirge bei Kroton erbaut, den wir auf Tafel 58. 59 sehen (Text von K. Dürr). Er hat manche Fährnisse durchgemacht; zuletzt hat ihn noch, was der Berichterstatter nicht erwähnt, S. Pompeius ausgeplündert, als er, bei Naulochos an der Küste Siziliens von Agrippa besiegt, nach Asien flüchtete; er brauchte eben noch etwas Geld. Was sich gegenwärtig über die Architektur dieses Tempels sagen läfst, hat Dürr zusammengestellt. Der Tempel mufs als Wahrzeichen für den Verkehr im Tarentinischen Golfe von höchstem Werte gewesen sein.

Wir weisen auf die Besprechung der Tempel von Akragas durch H. Dürr

Digitized by Google

(zu Tafel 91—99) nur einfach hin, ohne auf das Einzelne einzugehen, um etwas länger bei dem zu verweilen, was Durm über den Tempel von Segesta (zu Tafel 114. 115) und über die von Selinus (zu Tafel 116—127) sagt. Die Beschreibung der architektonischen Eigentümlichkeiten des Tempels von Segesta ist ein Muster sachlich knapper Darstellung, aus der ich nur folgenden Absatz hervorheben möchte: 'Das Fehlen jeder Spur von aufsteigendem Cellamauerwerk läfst vermuten, dafs dieses beim Einstellen des Baues noch nicht aufgeführt war, dafs man also von aufsen nach innen baute, wie das von einigen Tempelbauten bekannt ist (z. B. Epidauros), oder dafs das ganze Steinmaterial der Cella später zu Kalk gebrannt und bei der Mörtelbereitung verwendet, oder für andere Bauten in späterer Zeit verschleppt und verbraucht wurde.' Ganz ausführlich behandelt dagegen Durm die Tempel von Selinus (sonstiger Text von Kunzer). Er erwägt eingehend die verschiedenen Restaurationen, die wir Serradifalco, d. h. Cavallari und andererseits Hittorf verdanken, und macht beim Tempel C wertvolle Bemerkungen über die Spuren von alten Thürverschlüssen auf dem Boden, die durch die in demselben befindlichen Rillen sich kundgeben. Er kommt nach sorgfältiger Erwägung aller Möglichkeiten zu dem Ergebnisse (S. 54), 'dafs die Steine, welche die Rillen zeigen, von einem älteren zerstörten Heiligtum herrühren und beim Baue des Tempels C eine andere Verwendung gefunden haben. In diesem Falle liefs der Stuck, welcher die Stufen und den ganzen Boden bedeckte, die Einschnitte verschwinden'. So läfst uns der älteste Tempel von Selinus ein Bauwerk ahnen, das noch älter war als er, also schon der ersten Zeit der Stadt angehört haben mufs. Man sieht, wie die Stadt so schnell aufblühte, dafs ein heiliges Gebäude so früh bereits durch einen Neubau ersetzt werden mufste. 'Der Bau in seinen gedrungenen Verhältnissen, mit seinen eigenartigen architektonischen Einzelheiten und Profilierungen, mit seinem bunten Farben- und Figurenschmuck, mit den farbigen Ziegeln und schweren Simsbekleidungen, giebt uns ein Bild des griechischen Tempels, das nicht unwesentlich von dem abweicht, was uns zur landläufigen Vorstellung eines solchen geworden ist. Er war nicht so formvollendet wie die attischen Meisterwerke der Perikleischen Zeit, sicher aber origineller und vielleicht auch interessanter' (S. 55). Wir können uns nicht versagen, noch folgende Zeilen Durms anzuführen, die eine bleibende Bereicherung der Geschichte der Architektur enthalten (S. 56). 'Zeigen auch die sizilischen Tempel nicht das vornehme weifse Marmormaterial und die aus diesem sich ergebenden Feinheiten in der Formgebung und die optischen Kunststückchen der attischen oder kleinasiatischen Monumente, so sind sie doch durch ihre naiveren Kunstformen und ihre Eigenart sowie die derbere Behandlung des Details und oft auch Anspruchslosigkeit uns vielfach interessanter und sympathischer. Sie sind nur aus dem gewöhnlichen, oft sehr porösen Kalkstein, wie ihn der heimatliche Boden gab, hergestellt, und die Mängel des Materials verdeckt durch einen feinen weifsen mattglänzenden Stucküberzug, der durch volle ganze Farben, bunt wie sie die südliche Natur, Meer, Himmel und Landschaft verlangen, aufgehöht war. Nicht sehen wir an den Säulen das

Digitized by Google

ewig giltige Ebenmafs, das ein Iktinos, Kallikrates oder Mnesikles geschaffen, nicht die feine Ausschwellung neben der Verjüngung, nicht das Geneigtstehen, nicht das pyramidale, feine Verjüngen aller aufstrebenden Architekturteile, nicht den Schliff und die Glätte des Marmorgesteines, und doch läfst die technische Ausführung nichts zu wünschen übrig und steht nicht zurück gegen die im Mutterlande, und wo es darauf ankam, durch Massen zu wirken, haben die Kolonien das erstere übertroffen. Ein Tempel wie das Zeusheiligtum in Akragas, der schönsten Stadt der Sterblichen, ein Riese wie der Apollotempel (G) in Selinus erhebt sich weder im Peloponnes, noch in Attika.' Sehr wertvoll ist ferner der Abschnitt Durms über Campobello (zu Tafel 128. 129). Hier waren die Steinbrüche der Selinuntier, und noch finden sich daselbst Säulentrommeln, die, erst ringsum aus dem Felsen herausgearbeitet, mit der unteren Fläche noch am Boden haften. Hier giebt Durm an, wie die Alten die ungeheuren Trommeln von dem Orte, an dem sie aus dem Felsen geschnitten wurden, nach Selinus gebracht haben: sie wurden in hölzernen Rahmen wie unsere Strafsenwalzen bewegt. Durm zollt bei dieser Gelegenheit 'der ausgezeichneten Schulung und Intelligenz der Arbeitskräfte' seine Anerkennung, der 'sicheren Handhabung und zweckmäfsigen Ausnutzung der einfachen maschinellen Vorrichtungen, über welche die Alten verfügten', welche zeigen 'wie sie Aufgaben bewältigten, die auch mit unseren modernen, vervollkommneten Arbeitsmaschinen nicht so ohne weiteres zu lösen wären' (S. 57). Die Tafeln 126. 127 geben zum ersten Male genügende Abbildungen und eine ausreichende Beschreibung (von A. Hausrath) der Thor- und Tempelanlage auf dem westlichen Hügel jenseits des Flusses Selinus.[1]) Der Tempel, welcher in seiner Anlage dem 5. Jahrhundert v. Chr. angehört, ist später umgebaut worden, und z. B. ein daselbst gefundenes Tonnengewölbe gehört wohl dem 1. Jahrhundert n. Chr. an. Es lag auf diesen Hügeln von Manicalunga die Nekropolis des 5. Jahrhunderts. — Über griechische Festungen klärt zunächst Tafel 88 nebst Tafel J auf. Es ist der Euryalos, die von Dionys gebaute Festung, welche die Westspitze von Syrakus schützte, als Endpunkt der langen Mauern, die von Osten kommend den Nord- und Südrand des Plateaus von Epipolae umfafsten und dort zusammentrafen. Erhalten ist besonders ein geschickt angelegtes System von offenen Gräben und unterirdischen Gängen, die die Verteidigung gegen einen Angriff von Westen erleichterten. Es ist gewifs merkwürdig, dafs man an diesem Punkte die Mauern aufhören liefs und nicht eine Viertelstunde weiter im Westen den Hügel von Belvedere mit in die Verteidigungslinie hineinzog; da man aber einmal den Schlufs der Ummauerung an einem durchaus ebenen Punkte machte, der allerdings als schmaler Isthmus unschwer zu befestigen war, und die dort angelegte Festung sich gar nicht über das äufsere Gelände erhob, so war ein künstliches System von Gängen sehr nützlich, durch welche die Besatzung die in den inneren Graben eingedrungenen Feinde noch überfallen konnte. Wie der Verfasser des Textes, E. Böckel, richtig bemerkt,

---

[1]) J. Durm, Baukunst der Griechen² S. 384.

Digitized by Google

ist die Festung selbst von den Römern nicht erobert worden, sie hat sich freiwillig ergeben; sie war also thatsächlich sehr gut angelegt. Wenn hier die Tafeln nichts Neues bieten, ist es anders bei den Festungswerken von Selinus, die erst vor kurzem ausgegraben sind und uns in mehreren Ansichten sowie in einer kleinen Planskizze (Tafel K) vorgeführt werden. Sie betreffen zum Teil die Südostecke, ganz besonders aber das Nordende der sogenannten Akropolis von Selinus, die unter einer gewaltigen, immer noch nicht vollkommen beseitigten Hülle von Sand steckt (Tafel 119—121, Text von O. Spath). Die Bauten im Südosten sind ein neues Beispiel der auch in Griechenland vorkommenden Thoranlage, wonach auf das äufsere Thor eine Art von Hof oder Gang folgt, an den sich dann ein inneres Thor anschliefst. Im Norden liegt dagegen ein System höchst eigenartiger Vorwerke, die der von der Natur in keiner Weise geschützten Nordfront gröfsere Widerstandsfähigkeit verleihen sollten. Es sind Rundbastionen und tief eingeschnittene, teilweise unterirdische Gänge, die eine auffallende Ahnlichkeit im Prinzip mit den Werken des Euryalos haben, im einzelnen aber von ihnen abweichen. Die Gänge sollten in Selinus ebenso wie in Syrakus dazu dienen, die Besatzung auf geschützten Pfaden an bedrohte Punkte zu führen. Spath vermutet mit Recht, dafs, wie der syrakusanische Bau von Dionys, so der in Selinus von seinem älteren Zeitgenossen Hermokrates herrührt, der ja, aus Syrakus verbannt, die verlassene Stadt besetzte und befestigte und gegen die Karthager verteidigte. Spath weist darauf hin, dafs weitere Ausgrabungen sehr wünschenswert sein dürften, um das System dieser Festungsanlage, die an Interesse mit der des Euryalos wetteifern könne, vollkommen klar zu machen. Das Interessante liegt bei beiden eben darin, dafs hier Punkte, an denen das Gelände selbst so gut wie nichts bietet, durch die Kunst verteidigungsfähig gemacht worden sind.

III. Die Feinde der Griechen waren in Sizilien die Punier. Schon die Phönizier hatten auf der Insel Niederlassungen gehabt, die sie nach Thukydides, als die Griechen zahlreicher nach der Insel kamen, gröfstenteils verliefsen, um sich an drei Punkten zu konzentrieren: in Solus, Panormos und Motye. Von diesen Punkten lernen wir Solus, dessen Ruinen zu den interessantesten Siziliens gehören, durch unser Werk leider nicht kennen. In Palermo ist die Erinnerung an die punische Zeit durch keine Monumente mehr erhalten; der Boden selbst hat sich so sehr geändert, dafs von dem 'Allhafen' kaum noch eine Spur vorhanden ist. Der einzige phönizische Ort, den das Werk uns vorführt, ist Motye, wo wir die Trümmer der Mauer, wie sie bis 397 v. Chr. bestand, mit den Resten eines Thores in hohem Grase sehen. An die Stelle von Motye trat durch die Karthager Lilybaeum, von dem uns Tafel 130 eine Ansicht vorführt. Neben den Phöniziern safs aber im Westen Siziliens noch ein anderer halb orientalischer Stamm, die Elymer mit ihren Städten Segesta und Eryx, wenn wir nämlich Entella nicht als echt elymisch gelten lassen wollen. Von Segesta haben wir bereits den Tempel kennen gelernt; die auf einem anderen Hügel gelegene Stadt ist besonders durch die Reste ihres Theaters interessant, das wie die anderen antiken Theater Siziliens wesentlich

Digitized by Google

in dem Zustande auf uns gekommen ist, in den es die römische Zeit versetzt hat. Segesta erweckt manche geschichtlichen Erinnerungen; es stand stets den Griechen Siziliens ein wenig fremd gegenüber; war es doch die Veranlassung des grofsen Zuges der Athener nach der Insel. Sein Verhältnis zu Karthago war gut, so lange dieses mächtig war; aber als Karthago und Rom in Konflikt mit einander gerieten, da erinnerte sich Segesta seines angeblichen trojanischen Ursprungs, den es mit Rom gemeinsam hatte, und schlofs sich an die mächtige italische Stadt an, von der es seitdem stets gut behandelt wurde. Den fremden Ursprung der Stadt verraten auch ihre Münzen mit der merkwürdigen Inschrift ΣΕΓΕΣΤΑΙΙΒΕΜΙ, denen erycinische Münzen mit IRVKAΙΙΒ entsprechen. — Sehr dankenswert sind die Ansichten, die uns von der zweiten Stadt der Elymer, dem wichtigen Eryx, auf Tafel 132—137 gegeben werden (erläutert von Caspari). Eryx war eine der berühmtesten Kultusstätten der alten Welt. Hier finden wir das orientalische Element scharf ausgeprägt; die erycinische Aphrodite galt den Puniern als Astarte, und die Göttin des Eryx stand in engen Beziehungen zum nahen Afrika, wohin sie, wie man sagte, jährlich zu bestimmter Zeit mit ihren Tauben wanderte, um nach einiger Zeit zurückzukehren. Die Reisegesellschaft hat die Tauben nicht gesehen — vielleicht des Sturmes wegen, der oft dort braust —, aber sie sind da; ebenso wenig waren die schönen Frauen des Eryx den Reisenden sichtbar. Das ist nun freilich nicht zu verwundern, denn sie halten sich nach sizilisch-orientalischer Weise in den Häusern, zumal Fremden gegenüber. Der Eryx spielt bekanntlich eine bedeutende Rolle im ersten punischen Kriege, als Stützpunkt des Hamilkar Barkas. Man streitet über die verschiedenen Örtlichkeiten, die in Betracht kommen, insbesondere, ob die, vom Tempelbezirk verschiedene, Stadt Eryx an Stelle des jetzigen S. Giuliano, also unmittelbar neben dem Tempel lag, der die Stelle der heutigen Burg einnahm, oder nicht. Die Photographien geben einen trefflichen Anhalt für die Erörterung dieser Fragen und zeigen die einzig schöne Lage des Ortes, der, an der Westspitze von Sizilien gelegen, fast immer in Nebel gehüllt ist und ein so feucht kaltes Klima hat, dafs die Einwohner eine ganz nordisch-rosige Gesichtsfarbe haben und kaum wie Sizilianer aussehen. Natürlich war die Verbindung von Eryx mit Karthago eng, aber auch hier wufsten die Römer sich die Umstände zu nutze zu machen; sie stellten sich als besondere Beschützer der erycinischen Venus hin, der sie zwei Tempel in Rom errichteten, und der sie in Sizilien selbst besondere Ehre erwiesen. Die Göttin bekam eine eigene Wachmannschaft, und noch Tiberius und Claudius sorgten für die Instandhaltung ihres Heiligtums. Venus war ja am Ende noch unmittelbarer am Wohle Roms beteiligt, als an dem punischer Städte.

Durch alle diese westsizilischen Orte: Solus, Panormos, Segesta, Eryx, Motye, Drepanon, Lilybaeum, werden wir immer wieder auf die Stadt verwiesen, die die Stütze des semitischen Einflusses auf der Insel war, bis ihr Rom diesen Besitz entrifs, auf Karthago, und es ist ein Vorzug der Sammlung von Photographien, die uns das Werk bietet, dafs wir auch von der

Digitized by Google

Lage von Karthago eine Anschauung gewinnen und in kurzen Worten von dem besten Kenner der Geschichte dieser Stadt, Meltzer, über die Topographie derselben belehrt werden. Bei dem regen Eifer, der in neuester Zeit in den Forschungen über Nordafrika herrscht, wird es nicht unangemessen sein, hier mit wenigen Worten auf die Topographie von Karthago einzugehen. Wenn man bedenkt, welche Schicksale die Stadt durchgemacht hat, wird man es begreiflich finden, dafs die Wissenschaft hier einer schwierigen Aufgabe gegenübersteht. Die phönizische Stadt wird von den Römern dem Boden gleich gemacht; dann erhebt sich dort eine römische Kolonie, die reich und blühend wird und auf die Vandalen, dann auf die Byzantiner übergeht. Aber 697 erobern die Araber Karthago und nun verschwindet es von der Oberfläche der Erde, um als Material für den Bau der muhamedanischen Hauptstadt Tunis zu dienen. 1270 stirbt hier auf seinem Kreuzzuge Ludwig IX. der Heilige von Frankreich, und jetzt haben die Stätte des alten Karthago die Franzosen inne, die sich als Fortsetzer der Thätigkeit der Römer und der Byzantiner betrachten und wie jene für die bürgerliche Zivilisation des Landes sorgen, wie diese die Hoheit des Christentums hervorheben und auf dem Hügel der Byrsa, dem Mittelpunkte des alten Karthago, neben der bescheidenen Kapelle des heiligen Ludwig die mächtige Kathedrale von Afrika in sizilisch-orientalischem Stil aufgerichtet haben. Über der Erde ist gegenwärtig wenig von dem alten Karthago zu sehen; keine antike Stadt von solcher Bedeutung läfst so wenig von dem ahnen, was einst dort stand. Das ist aber erst die Folge der Plünderungen des Materials in der neuesten Zeit; noch vor 50 Jahren bot Karthago einen imposanten Anblick. Aber von dem in dieser Zeit aus dem Boden Hervorgeholten ist das meiste aufbewahrt, und das Studium des bei den Ausgrabungen Gefundenen, verbunden mit dem der Örtlichkeiten und des Geländes, hat manche Aufklärung gegeben, manche Frage zu lebhafterer Diskussion gebracht. Karthago hatte in der Anlage eine gewisse Ähnlichkeit mit seiner grofsen Rivalin Syrakus dadurch, dafs sich an einen kleineren Kern ein gröfserer, weniger bebauter Raum anschlofs, der nur der Sicherheit der Stadt wegen in die Festungswerke hineingezogen war. Was bei Syrakus Epipolae, das war bei Karthago Megara. Das eigentliche Karthago nahm den südlichen Teil einer Landzunge ein, die im Altertum nur durch einen schmalen Hals mit dem Festlande zusammenhing; jetzt ist das Land dort breiter geworden. Die Stadt lag zunächst unmittelbar am Meere; ob die Anhöhe, welche die Alten Byrsa nannten, und die jetzt die oben erwähnte Kathedrale trägt, sich anfangs aufserhalb der Stadt befunden habe, wie jetzt gewöhnlich angenommen wird, ist durch v. Duhn[1]) wieder in Frage gestellt worden. Die natürlichen Einbuchtungen des Ufers genügten dem Handelsvolke nicht, und es wurden künstliche Hafenbecken gegraben, die bei der Geschichte der Eroberung der Stadt durch Scipio eine grofse Rolle spielen, und deren Überreste noch vorhanden sind. Hier ist nun die Betrachtung von zwei unserer Tafeln sehr lehrreich, 138 und 139. Die letztere

[1]) Reisebemerkungen aus Karthago. Arch. Anzeiger 1896, 2

Digitized by Google

zeigt das Gelände des alten Karthago, gesehen von dem Orte Sidi-Bu-Said, von dem T. 140 eine Ansicht giebt, nördlich von der eigentlichen alten Stadt; man sieht die Byrsa mit der Kathedrale, dahinter die Lagune von Tunis, links die Überreste der alten Hafenbecken. Tafel 138 ist aufgenommen vom Südabhange der Byrsa selbst, und man hat die Hafenbecken ganz nahe vor sich. Es ist noch wie im Altertum: ein südliches längliches Becken und ein rundes nördliches, der Kriegshafen, mit einer Insel in der Mitte, auf der ein Turm stand. Auf der Höhe der Byrsa stand in punischer Zeit der Tempel des Eschmun-Asklepios. Die kolossale dreifache Mauer Karthagos pflegte man irrtümlich nach Appian als ein System von drei gleich hohen Mauern aufzufassen; jetzt nimmt man mit Recht drei Werke verschiedenen Charakters an: eine innere gewaltige Mauer, eine zweite niedrigere Befestigung und ein äufseres Vorwerk. Ich möchte zur Unterstützung dieser auch von Meltzer geteilten Ansicht darauf hinweisen, dafs noch jetzt die Mauer von Konstantinopel in dieser Weise angelegt ist. Sie stammt allerdings aus byzantinischer Zeit (447 n. Chr.), aber es ist nicht unwahrscheinlich, dafs, wenn einmal eine Stadt wie Karthago drei Mauern hatte, dieselben nach dem gleichen vernünftigen Prinzip angelegt waren, dafs auf ein hohes *ἔσω τεῖχος* nach einem *περίβολος* ein niedrigeres *ἔξω τεῖχος* folgt und dann ein *προτείχισμα*, Brustwehr. Die übrigen Bauwerke des alten Karthago, von denen noch Reste vorhanden sind, wollen wir hier nicht aufzählen, um so weniger, da sie auf den Tafeln nicht abgebildet sind, auch nicht abgebildet werden konnten, weil sie meist nur bei tiefen Grabungen zu Tage getreten sind. Wir erwähnen nur als originell und grofsartig die zwei gewaltigen Cisternenanlagen, im Westen und im Osten der Byrsa, die wahrscheinlich erst aus römischer Zeit stammen, und in die das Wasser durch den römischen Aquädukt vom Berge Zaghouan (Mons Zeugitanus) (Tafel 145) geführt wurde, sowie die Reste von Mauern der Byrsa von gewaltiger Dicke und eigentümlicher Konstruktion, und weisen noch ganz kurz auf die Gräber hin, die aus allen Epochen, von der phönizischen bis zur römischen, in Karthago aufgedeckt und ausgebeutet worden sind, so dafs wir die Begräbnisweise der Karthager wie der Römer uns aufs beste vergegenwärtigen können. Originell ist z. B. die Art wie an dem Bir el-Djebbana genannten Orte Beamte des Kaisers begraben wurden. Alle diese Funde aus Gräbern und sonst Entdecktes, z. B. eine Menge von Votivstelen an Tanit und Baal, hat der gelehrte und unermüdliche Père Delattre im Museum von Saint Louis zusammengestellt. Da sieht man in Glasschränken die Terracotten, Glassachen, Mosaiken, Statuetten, welche den Wechsel der in Karthago gebräuchlichen Kunst von Anfang an zeigen, wo dann zuerst ägyptischer Einflufs, dann griechischer, dann römischer, endlich byzantinischer sich geltend machen, sowie um das Haus herum, im Garten, Skulpturfragmente und Inschriftsteine.[1] Wir haben jetzt in Meltzers Buch die sorgfältige Geschichte Karthagos, wie sie aus

[1]) So schildern das Museum Cagnat und Saladin, Voyage en Tunisie. Paris 1894, p. 371—375.

Digitized by Google

den alten Schriftstellern mit Hülfe der Überbleibsel gezogen werden kann; die Ruinen und die Sammlungen erläutern die Kulturgeschichte der merkwürdigen Stadt in überraschender Weise, und einen trefflichen Anhalt für diese Studien giebt das kürzlich erschienene Buch von E. Babelon.[1])

IV. Wir wenden uns zur siegreichen Nebenbuhlerin Karthagos, zu Rom (Tafel 1—12, Text von Luckenbach, der kürzlich in einer besonderen Schrift das Forum Romanum behandelt hat).[2]) Aus der gewaltigen Menge der römischen Monumente werden uns hier vorgeführt: das Forum Romanum, Tafel 1. 5. 7; die Triumphbogen: Tafel 2 des Titus, Tafel 3 des Septimius Severus, Tafel 4 des Konstantin; der Romulustempel und die Basilica des Maxentius Tafel 6; der Palatin Tafel 8. 9. 10; das Forum Trajanum mit der Trajanssäule Tafel 11; das Forum Boarium mit dem sogenannten Vestatempel Tafel 12. Die römisch-griechische Kultur zeigen uns die aus Pompeji aufgenommenen Bilder, Tafel 17—36 (Text von Schumacher und Zahn). Sie geben wiederum das Wichtigste in neuen, sehr gut gewählten Abbildungen, welche die vorhandenen sonst käuflichen aufs beste ergänzen. Eine Tafel dürfte für sehr viele ganz neu sein, die Ansicht des in den letzten Jahren ausgegrabenen sogenannten Hauses der Vettii, das, wie der Text auf S. 13 mit Recht sagt, gegenwärtig den Hauptanziehungspunkt Pompejis bildet.

Einer späteren Zeit als der in Pompeji vertretenen gehört das römische Afrika an, mit dem sich nur wenige Tafeln beschäftigen, das aber durch eine längere Abhandlung von Rösiger in seiner Eigentümlichkeit gut geschildert wird. Wir kommen hier wieder auf den von den französischen Gelehrten bearbeiteten Boden und wollen es uns nicht versagen, da es sich um Forschungen handelt, die in neuester Zeit gemacht sind und noch beständig fortgesetzt werden, hierüber etwas eingehender zu sprechen, zumal da diese Entdeckungen in Deutschland noch nicht so bekannt sind, wie sie es verdienen. Seit die Franzosen sich in Nordafrika niedergelassen haben, sind sie mit grofsem Eifer beschäftigt gewesen, die Vergangenheit dieser Gegenden zu erforschen, und einen neuen Anstofs hat in dieser Beziehung die Stellung von Tunis unter französisches Protektorat im Jahre 1882 gegeben. Frankreich hat seine Ehre darein gesetzt, das seinem Schutze anvertraute Land in jeder Hinsicht zu heben, und dessen archäologische Erforschung ist mit grofser Konsequenz betrieben worden. Lokale, von Franzosen geleitete Behörden und wissenschaftliche, von Frankreich ausgehende Missionen wetteifern in der Erforschung und Veröffentlichung der Altertümer; Topographie und Monumentenkunde werden gleichmäfsig gefördert. Einer der begeistertsten Forscher in Tunesien und überhaupt in Nordafrika war Charles Tissot (geb. 1828, gest. 1884, zuletzt französischer Botschafter in London, vorher Gesandter in Marokko 1871—1876), einer der

---

[1]) E. Babelon, Carthage. Paris 1896. 8. Mit trefflichem grofsem Plane von Karthago. Das Buch ist der zweite Band der Guides en Algérie et en Tunisie. Es sind hier alle neuesten Lokalforschungen verzeichnet; die frühere Litteratur giebt Meltzer, GdK. 2, 520 ff.

[2]) Luckenbach und Levi, Das Forum Romanum. Karlsr. 1895. 4.

Digitized by Google

besten Kenner Nordafrikas. Er hatte längere Reisen in Tunesien gemacht und verfolgte unablässig den Plan, Ausgrabungen in Karthago selbst zu veranstalten, aber er hat ihn nicht mehr verwirklichen können. Sein Hauptwerk[1]) ist nach seinem Tode von seinem unermüdlichen Mitarbeiter Sal. Reinach herausgegeben worden. Tissot war mit Vorliebe Inschriftenforscher und stand mit Mommsen in freundschaftlichen Beziehungen. Seit seinem Tode hat die Erforschung des römischen und byzantinischen Afrika in jeder Hinsicht schnelle Fortschritte gemacht. Ich brauche unter vielen nur die Namen von Cagnat und Toutain zu nennen, um anzudeuten, mit welcher Liebe und welchem Erfolge jetzt diese Studien betrieben werden. In neuester Zeit ist die byzantinische Epoche von Nordafrika Gegenstand der eingehendsten Forschung von Charles Diehl geworden. Eine schöne kurze Übersicht der Altertümer Tunesiens giebt P. Gauckler.[2])

Quellen unserer Kenntnis der Zustände des römischen Afrika sind nun die Überreste aller Art, Gräber, Triumphbogen, Tempel, Zisternen, Meilensteine, Strafsen, Brücken u. s. w., und daneben Inschriften, wie sie in solcher Fülle wohl in keiner anderen römischen Provinz zu Tage getreten sind. Das Land ist eben seit dem 7. Jahrhundert n. Chr. der Barbarei verfallen gewesen, und so haben Inschriften und Monumente vom Sande bedeckt und teilweise erhalten werden können. Wo nichts Neues gebaut wird, läfst man die alten Steine ruhig liegen; die Trümmer von Karthago werden erst jetzt gründlich vernichtet, wo man in der Gegend wieder neue Bauten aufführt. Steine sammeln ist hier eine Beschäftigung, die Geld einbringt. Durch die Inschriften sind uns sowohl Leben und Verfassung der Bürger Afrikas, wie auch die Verhältnisse der Soldaten in ihren Lagern klar geworden, so dafs schon ein Bild des römischen Afrika für das grofse Publikum durch Boissier[3]) hat gegeben werden können. — Ich habe hier absichtlich nur die französischen Forscher genannt, von den deutschen werde ich noch am Schlusse dieses Aufsatzes sprechen. Einige Ergebnisse der Forschungen hat im Texte unseres Werkes Rösiger bei Gelegenheit der Besprechung der Tafeln 145—147, welche Utika betreffen, in ansprechender und lebendiger Weise zusammengestellt. Da Algerien 50 Jahre früher in französischen Besitz gekommen ist als Tunesien, so sind über jenes Arbeiten möglich gewesen, welche den Gegenstand haben mehr erschöpfen können, und wir haben von zwei Orten, welche in den Bereich Algeriens fallen, abschliefsende Schilderungen dieser Art, von einem römischen befestigten Lager und einer rein bürgerlichen Stadt: Lambaesis und Thamugadis. Diese beiden Orte lagen nahe bei einander, nördlich vom Auresgebirge. Lambaesis war das Standlager der 3. Legion. Wir besitzen über diesen Ort eine kurze Schilderung aus der Feder des Prof. K. Schumacher in Karlsruhe, eines

[1]) Ch. Tissot, Geographie comparée de la province romaine d'Afrique. 2 vol. in 4. Paris 1884. 1888.

[2]) R. Cagnat, L'armée romaine d'Afrique. Paris. 4. J. Toutain, Les cités romaines de la Tunisie. Paris 1896. Ch. Diehl, L'Afrique byzantine. Paris 1896. P. Gauckler, L'archéologie de la Tunisie. Paris-Nancy 1896.

[3]) G. Boissier, L'Afrique romaine. Paris 1895.

Digitized by Google

der Teilnehmer der badischen Reise[1]), die als Zusatz zu dem Werke, das wir besprechen, betrachtet werden kann. Schumacher ist einer der Leiter der Limesforschung, und so war ihm die Besichtigung der römischen Grenzanlagen besonders wichtig. Das feste Lager von Lambaesis hat eine Ausdehnung von 500 : 420 m. Es hat vier Thore, von denen vier Strafsen, die mit Fufssteigen versehen sind, auslaufen. Im Mittelpunkt steht ein grofses Gebäude, das einen offenen Hof enthält; das ist das Praetorium, oder richtiger nach Schumacher der Mittelbau von dessen Hauptfaçade. Bekanntlich blieben die römischen Soldaten lange im Dienste; so war das Lager ihr dauernder Wohnsitz, und es mufsten sich, zumal da sie Familien gründeten, daran Veranstaltungen für die Befriedigung aller Lebensbedürfnisse anschliefsen, die sogenannten *canabae*, aus denen dann Städte geworden sind. So hat sich auch in Lambaesis neben dem Lager eine bürgerliche Stadt gebildet, von der noch manche Reste vorhanden sind, u. a. ein schöner Triumphbogen zu Ehren des Septimius Severus und ein Doppelforum. In der Nähe ist nahe dem Gipfel eines Hügels, von dem man eine schöne Aussicht über Stadt und Lager hat, eine Quelle, das erste Lebensbedürfnis in jenen Gegenden. Die Schilderung von Thamugadis, über das Cagnat ein Prachtwerk herausgiebt[2]), würde hier nicht am Platze sein. Man macht mit Recht darauf aufmerksam, dafs es Städte wie Thamugadis mit Monumenten aller Art vielleicht hundert im römischen Nordafrika gegeben hat, so dafs am Ende die alte Behauptung, die Zeit der sogenannten guten Kaiser (Nerva bis M. Aurelius) sei die glücklichste Zeit des Menschengeschlechtes gewesen, in der Hinsicht nicht unbegründet ist, dafs niemals ein allgemeinerer Friede auf weiteren Strecken geherrscht hat und die Menschen sich niemals der Befriedigung ihrer Bedürfnisse, die sich in geistiger Hinsicht allerdings besonders auf eine angenehme Redekunst beschränkten, in gröfserer Ruhe haben hingeben können, als damals.

Wir nähern uns nun dem Ende der klassischen Zeit, von der unser Werk handelt. Aber wer in Sizilien reist, kann sich dem Zauber der arabisch-normannischen Periode nicht entziehen, und so bietet auch unser Werk Ansichten und Schilderungen aus Palermo und Umgegend (Tafel 100—113, Text von Rech, Sadée und Leonhard), z. B. die Dome von Palermo und Monreale, die Kirche S. Giovanni degli Eremiti mit ihrem Kreuzgang und die Martorana. Die Ansichten sind teilweise von sonst nicht beachteten Punkten aufgenommen und ergänzen die zahlreichen vorhandenen Photographien aufs beste. Den Normannen folgen in Sizilien und Unteritalien die Hohenstaufen, und da hat sich die badische Expedition ein Verdienst um die Kenntnis der Kulturgeschichte jener Zeit erworben, indem sie ein Werk des grofsen Friedrich II., das Schlofs auf dem Berge (Castel del Monte) bei Andria in Apulien, in zwei Ansichten

---

[1]) K. Schumacher, Im Lager der dritten afrikanischen Legion. Beilage der Allg. Ztg. 1897 Nr. 29.

[2]) Timgad, Une cité africaine sous l'empire romain, par Boeswillwald et Cagnat. In 4. Paris, bis jetzt 3 Lieferungen. A. Ballu, Guide de Timgad. Par. 1897.

Digitized by Google

zur Darstellung bringen liefs (Tafel 56. 57), wozu Prof. Schmitt eine treffliche Erläuterung geschrieben hat. Er macht es wahrscheinlich, dafs das stolze Bauwerk, von dem in den Historikern kaum eine Spur vorkommt, ein Jagdschlofs gewesen ist, und auch das Innere mufs des mächtigen Kaisers würdig gewesen sein.[1]) Es wird nicht unpassend sein, hier darauf hinzuweisen, dafs Friedrich II. insofern doch noch, trotz seiner nordischen Herkunft (von Schwaben und Normannen) ein Vertreter des klassischen Südens war, als er die antike Kunst vollkommen zu schätzen wufste. Seine Goldmünzen, die Augustales, sind wohl das schönste Erzeugnis der mittelalterlichen Prägekunst in der an das Altertum sich anlehnenden Weise. Sowohl die Kopfseite wie die, welche den Adler trägt, erinnern an antike Münzen, und es ist auch für die Kenntnis des Altertums nicht unangebracht, hier darauf aufmerksam zu machen, dafs die gründlichste mit Abbildungen versehene Behandlung des Gegenstandes die des verstorbenen Ed. Winkelmann ist, der auch dieser Thätigkeit seines Helden seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte.[2]) — Das Wiederaufleben des Klassizismus in der Renaissance stellt ein Palast in Bitonto (Tafel 55) uns vor Augen, in derselben Gegend, aus der uns auch aus Bari sowie aus Bitonto selbst interessante Denkmäler der christlichen Baukunst früherer Zeit (Dom und S. Nicola in Bari, Dom von Bitonto) gezeigt werden (Tafel 50—54, Text von Leonhard).

Wir haben zu zeigen versucht, wie man an der Hand des Werkes, das von Künstlern und Gelehrten mit Liebe und ohne Anspruch auf die Vorführung neuer wissenschaftlicher Ergebnisse zusammengestellt wurde, einen Überblick über einen kleinen, aber wesentlichen Teil der alten Kulturgeschichte gewinnen kann, und deswegen besonders hervorgehoben, was durch die gewöhnlichen Studien dem Freunde des Altertums weniger klar hervortritt: die prähistorischen Altertümer, die Architektur, die Topographie und die Verteidigungskunst der Griechen, die Altertümer der Punier, endlich die Überbleibsel des römischen Afrika. Wir möchten mit einem Wunsche schliefsen. Wenn Reisen, wie die badischen, ihrer Natur nach keine eigentlichen Forscherreisen sein können, so können sie doch nicht nur dadurch nützen, dafs sie den

---

[1]) Seitdem obiges geschrieben wurde, sind Nachrichten über Forschungen ans Licht getreten, die über den Ursprung des apulischen Castel del Monte einige Aufklärung geben. Emile Bertaux, ein französischer Forscher, bespricht in seinen Monumenti della Regione del Vulture, Napoli 1897 (Supplement der 'Napoli nobilissima') auch dies Kastell, das höchst wahrscheinlich von Philipp Chinard, einem aus Cypern stammenden Franzosen, der unter Friedrich und Manfred in Unteritalien eine grofse Rolle gespielt hat, geschaffen worden ist. Von demselben Architekten scheinen das Castel Maniace (1239) in Syrakus, und das Castel Orsini in Catania (1240) zu sein. Das Castel del Monte ist 1240 begonnen worden. Auf diese Forschungen wäre in einer neuen Auflage des Textes Rücksicht zu nehmen; ebenso auf Meltzers Bemerkungen zur Topographie von Karthago, Neue Jahrb. für Phil. 1897, S. 289 ff. So liefse sich in einer neuen Auflage noch manches nachtragen, einiges verbessern, und besonders möchten wir raten, das unbequeme Folioformat des Textes durch ein handliches Oktav zu ersetzen.

[2]) E. Winkelmann, Die Goldprägungen Kaiser Friedrichs II. Mitteilungen des Instituts für österreich. Geschichtsforschung, Bd. XV.

Digitized by Google

höheren Unterricht befruchten; sie können auch den Mitgliedern Antrieb geben, selbst in diesen Dingen weiter zu forschen, und wenn dann ein bestimmtes Gebiet sich als passendes Objekt darstellt, warum sollten nicht auch in weiterer Folge streng wissenschaftliche Arbeiten aus solchen Anregungen hervorgehen? So wie Österreich auf den Orient, so ist Westdeutschland in dieser Hinsicht auf den Westen des römischen Reiches als auf ein natürliches Arbeitsfeld hingewiesen. Die Arbeiten der Franzosen über Afrika mehren sich, aber es ist dort noch viel zu thun, wobei die Deutschen sehr gut mitwirken könnten, mehr als es jetzt geschieht. Die Inschriftenforschung hat schon zwei tüchtige Gelehrte, die sich gerade Afrika gewidmet hatten, zu früh scheiden sehen müssen: G. Wilmanns und Joh. Schmidt. Neuerdings haben wir eine wertvolle Arbeit über die Besitzverhältnisse Afrikas in römischer Zeit von Ad. Schulten bekommen.[1]) Wir erwarten nicht, daſs badische Expeditionen den ganzen römischen Westen durchwandern, aber warum sollte man nicht an den badischen Universitäten und Schulen auch fernerhin dem Studium des Altertums im Westen, in Gallien, Italien und zumal in Afrika, eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden?

---

[1]) A. Schulten, Die römischen Grundherrschaften. Weimar 1896. Die Schrift ist reich an guten Bemerkungen; ich erwähne nur die Kleinigkeit, daſs der saltuarius nicht ein 'forestier' ist, sondern der Intendant des Gutes (saltus). [Dazu neuerdings: J. Toutain, L'inscription d'Henchir Mettich. Un nouveau document sur la propriété agricole dans l'Afrique (Paris 1897) und A. Schulten, Die Lex Manciana, eine afrikanische Domänenordnung (Berlin 1897).]

Digitized by Google

DIE WALLFAHRTEN DES MITTELALTERS UND IHR EINFLUSS AUF DIE KULTUR.

Von Georg Liebe.

'Wir sind nichts; was wir suchen, ist alles': das Wort Hölderlins kennzeichnet einen dem deutschen Wesen tiefeigenen Zug, die Neigung über die Wirklichkeit hinaus zu streben, die Quelle des spekulativ-mystischen Triebes wie des Dranges in die Ferne, die mit ganz anderer, geheimnisvoller Macht dem Menschen der Vergangenheit gegenüber stand als der Gegenwart. Denn während uns die Fremde nur Gegenstand der Vergleichung mit schon gewonnenen Vorstellungen ist, war sie früher das Wunderbare schlechthin. War doch bis an die Schwelle der Neuzeit der Kreis der bekannten Welt nur klein, und die Lücken der Kenntnis suchte man wie auf anderen Gebieten nicht auf dem mühseligen Wege der Erfahrung, sondern durch Spekulation und Phantasie auszufüllen. Dazu kam die Achtung vor der Autorität des Altertums, der man bis zu den Entdeckungen des 15. Jahrhunderts eigenen Erwerb nicht gegenüber zu stellen hatte. So werden denn von den Schiffermärchen der Odyssee und der wunderbaren Reise Lucians bis zur Sage von Herzog Ernst von einer Generation zur anderen überliefert die Berichte von den Fabelgeschöpfen, denen noch Karten des 14. Jahrhunderts gewissenhaft ihre Wohnsitze anweisen, von den Meeren aus Baumharz und von undurchdringlicher Dunkelheit bedeckt. Rechnen wir dazu die Schwierigkeiten des Verkehrs selbst in bekannten Ländern, so wird es nicht wunder nehmen, dafs unter den Genüssen das Reisen einer der jüngsten ist; das moderne Touristentum entstammt erst dem vorigen Jahrhundert, seine ersten Spuren reichen nur bis in das sechzehnte zurück. Durch grofse Entdeckungsreisen hatte sich in nie geahnter Weise der Kreis der bekannten Welt gedehnt, das bisher Ferne schrumpfte zusammen dagegen, und der Phantasie wie dem Begehren wurden ganz neue Ziele gesteckt. Der Erweiterung des äufseren Gesichtskreises ging eine solche des inneren zur Seite in der litterarischen Renaissance, deren Träger, die Humanisten, unstäte Wandernaturen waren. Der Ursprung der modernen Bildung blieb lange mafsgebend auch für die Neigungen der Reisenden. Wie die römische Kaiserzeit, die einzige die ein Touristentum gekannt, einzig den durch historische oder litterarische Merkwürdigkeit ausgezeichneten Punkten ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatte, so blieb Bildung auf lange hin der Hauptzweck der Reisen und Anleitung dazu der Inhalt der Reisehandbücher. Der erste Vertreter dieses Typus, des Gratolo *De regimine iter agentium vel equitum vel peditum vel navi vel curru seu rheda,* 1562 zu Basel herausgegeben, trägt schon

Digitized by Google

denselben Charakter wie Köhler-Kinderlings 1788 zu Magdeburg veröffentlichte 'Anweisung zur Reiseklugheit für junge Gelehrte, um Bibliotheken, Münzkabinette u. s. w. mit Nutzen zu besehen.' Dem Menschen wurde mehr Aufmerksamkeit geschenkt als der Natur, deren Schätzung sich der Antike anschlofs, an der die neue Ästhetik genährt war. Der idyllische Charakter wurde, ungleich dem heutigen Empfinden, dem dramatischen vorgezogen. Wenn Konrad Celtes vom Harze sagt: 'In engen Thälern, beim Tosen über Felsen herabschäumender Gieſsbäche gewinnt die matt erleuchtete Gegend das Ansehen der Unterwelt', so erkennen wir dieselbe Anschauung in den Worten Immermanns: 'Ich kann nur mit der Natur Freundschaft schlieſsen, der ich ansehe, daſs der Mensch leicht und frei auf sie einwirken kann.' Das moderne Naturempfinden als Flucht vor der Kultur datiert erst von Rousseau, und durch Goethe wurde der Begriff des Romantischen in die Litteratur wie die Empfindung eingeführt. Seine italienische Reise hat einer neuen Art der Darstellung Bahn gebrochen, für die nicht die Fülle der geschauten Objekte, sondern die Subjektivität des Schauenden im Mittelpunkte steht.

Haben die Deutschen vor Eintritt dieser mit dem 16. Jahrhundert einsetzenden Entwickelung das Reisen als Selbstzweck nicht gekannt, so ist es ihnen doch vorbedeutend geblieben, daſs sie als Wandernde in die Geschichte eingetreten sind. Eine rastlose Beweglichkeit hielt einen groſsen Teil des Volkes auf der Wanderschaft, auch nachdem die auf Besiedelung des Ostens gerichteten Züge ins Stocken geraten waren. Mochte die Fremde durch Unsicherheit und Rechtlosigkeit den Namen rechtfertigen, der heute mit anderem Sinne fortdauert — das Elend —, aus ihrem Dämmerlichte winkte alles, was dem Menschen begehrenswert erschien: Kriegsruhm, Reichtum, Bildung, die auch den Niedriggeborenen zu Fürstenrang zu erheben vermochte, und himmlischer Lohn der Glaubenssehnsucht. Für gewisse Erscheinungen wird die Beweglichkeit zur typischen Eigenschaft, die sich in der Benennung ausprägt. So wird der Krieger zum Reisigen, der *peregrinus* zum Pilger, der Schüler zum Vaganten, der als Grundsatz seines unstäten Ordens aussprach: *Cum in orbem universum decantatur: Ite, sacerdotes ambulant, currunt coenobitae.*[1]) Die beiden gewaltigsten Leidenschaften des Mittelalters, die kriegerische und die religiöse, haben die weitesten Ziele gesteckt, beide vereint die stärksten Massenbewegungen hervorgerufen in den Kreuzzügen, die dem Abendland zwar zwei Millionen Menschen gekostet haben sollen, aber auf seine geistige und wirtschaftliche Hebung den tiefsten Einfluſs übten.

Die Sehnsucht, geheiligten Stätten, vor allen den durch den Fuſs des Herrn geweihten, Verehrung zu bezeigen, hatte von jeher auf das deutsche Gemüt eingewirkt, seit es sich der christlichen Lehre zugewandt hatte; sie erreichte ihre höchste Macht im späteren Mittelalter mit Ausbildung der kirchlichen Lehre von Reliquien und Ablaſs, um mit dieser durch die Reformation den vernichtenden Schlag zu empfangen. Zahllos war die Menge der Orte,

[1]) Carmina Burana ed. Schmeller S. 251.

Digitized by Google

deren Besuch den Gläubigen für verdienstlich galt; aus ihnen heben sich drei hervor von internationaler Bedeutung: das heilige Land, Rom und San Jago di Compostella. Jahrhunderte lang ist der Pilger eine ebenso typische Erscheinung der Landstraſse, wie der Kaufmann, der fahrende Schüler, das gehrende Volk, — den Kaufmann mit seinem Gute, Pilgrime und den gemeinen wandernden Mann nennen als schutzbedürftig die Landfriedensurkunden. Es ist anzunehmen, daſs von diesen Mengen nur ein Teil wirklich von gläubiger Sehnsucht getrieben wurde. Für viele war die Fahrt eine auferlegte Buſse; so muſste 1487 ein Diener des Herzogs von Sachsen, der im Nürnberger Frauenhaus einen Bürger erstochen, eine Fahrt nach Rom und Aachen thun und der Mutter des Erstochenen fünfzehn Gulden geben.[1]) Reinere Charaktere suchten Erlösung vom Drucke eines Zweifels, wie der Braunschweiger Hans Porner, der 1418 übers Meer fährt, weil er gesündigt wider die heilige Kirche. Ihn quälte der Zwiespalt der Pflichten, weil er im Rate das finanzielle Interesse der Stadt gegenüber dem Klerus wahrgenommen hatte.[2]) Nicht zuträglich kann es der Grundidee der Sitte gewesen sein, daſs sich das Prinzip der Stellvertretung einbürgerte. Ein ostfriesischer Häuptling trifft 1461 testamentarische Bestimmung, daſs seine Erben für ihn einen Pilgrim nach Rom senden sollen[3]), und zum heiligen Blut von Wilsnack, dessen Verehrung vom Ende des 14. bis Mitte des 16. Jahrhunderts blühte, kamen jährlich zwischen Ostern und Pfingsten 200—300 Polen und Ungarn, ausschlieſslich gedungene Leute.[4]) Bei derartiger Zusammensetzung der Pilgermassen ist sicher anzunehmen, daſs eine groſse Zahl, wie einst ein Teil der Kreuzfahrer, rein durch Wander- und Abenteuerlust, durch den Drang nach einem ungebundenen Leben in Bewegung gesetzt wurde.

Die Häufigkeit und der periodische Charakter der Pilgerfahrten führte früh zu Einrichtungen, die eine Erleichterung besonders für die Armeren bieten sollten. Die Verpflichtung zu gastlicher Aufnahme lag zunächst den Klöstern ob, in deren Rechnungsbüchern die Ausgaben für den Pilgern gewährte Verpflegung und Zehrpfennige einen ständigen Posten bilden. Die Städte hatten zu diesem Zwecke die sogenannten Elendenherbergen, in der Regel milde Stiftungen, deren eine zu Frankfurt a. M. nach dem Ziel ihrer Gäste den Namen das Compostell führte. Selbstverständlich bildete das Zusammenströmen groſser Massen eine Art Fremdenindustrie aus. Vom Dorfe Wilsnack berichtet der Chronist, es seien 'vor etlichen Häusern *tabulae pensibiles*, hölzerne Tafeln, daran mancherlei unterschiedliche insignia oder Zeichen gemalet gewesen, wie in groſsen Städten bei fürnehmen Wirtshäusern bräuchlich ist, an einer langen Stangen ausgehangen gewesen'.[5]) Zu Köln bittet 1450 ein Wirt den Rat, während der Dauer der Aachener Heiltumsfahrt für die Pilger auf der Straſse vor seinem Hause eine Garküche einrichten zu dürfen wie vormals.[6]) Nicht

[1]) Deutsche Städtechroniken X 384. [2]) Zeitschr. d. Ver. f. Niedersachs. 1874.
[3]) Ostfriesisches Urkundenbuch Nr. 774.
[4]) Märkische Forschungen XVI 143. [5]) Ebd. S. 155.
[6]) Zeitschr. d. Aachener Geschichtsvereins XVIII 363.

Digitized by Google

zum mindesten war die Geistlichkeit der Wallfahrtsstätten bemüht, den durch die Opfergaben für sie ertragreichen Zuflufs zu erhalten und zu steigern. Eine ganze Litteratur von Pilgerbüchlein bemühte sich, die Schätze jedes Gnadenortes und den dort zu erhaltenden Ablafs anzupreisen. Solchem Zwecke und vielleicht noch dem eines Amulets diente das Pergamentblättchen mit gedruckter Beschreibung der Reliquien zu Oviedo, das um 1500 von einem Heimgekehrten der St. Annenkapelle zu Goslar wie anderes Pilgergerät geschenkt wurde.[1]) Aber auch eine gewisse Kontrolle über die Ausziehenden behielt sich die Kirche vor durch die Forderung eines von ihrem Pfarrer auszustellenden Erlaubnisscheines.

Das genossenschaftliche Prinzip, welches das gesamte soziale Leben des Mittelalters beherrschte, machte sich auch bei diesen Unternehmungen geltend. Besonders nach nicht zu weit entfernten Zielen pflegten die Pilger in Scharen gesellt zu wandern. Zu Hildesheim wurde die alle sieben Jahre unternommene Fahrt nach Aachen durch einen Schildbaum angekündigt bis 1545.[2]) Aber auch die Fahrten übers Meer nach dem heiligen Lande, für die Venedig den Ausgangspunkt bildete, wurden auf nur diesem Zwecke dienenden Schiffen nach Art heutiger Gesellschaftsreisen unternommen. Auch die Fürsten huldigten dieser Sitte, und ihr Gefolge wuchs durch Edelleute, die sich ihnen anschlossen, oft zu erstaunlicher Höhe an. So zählte die 1461 von Herzog Wilhelm von Thüringen, Graf Günther von Schwarzburg, Graf Heinrich von Stolberg u. a. unternommene Jerusalemfahrt gegen hundert Teilnehmer und die Kurfürst Friedrichs des Weisen und Herzog Christophs von Baiern 1493 nicht viel weniger.[3]) Solche Unternehmungen verschlangen grofse Summen, um so mehr, da die Fürsten sich nur in Palästina durch vorsichtiges Inkognito gegen Schatzungen zu sichern, sonst aber glanzvoll aufzutreten pflegten. Den höchsten bekannten Betrag erreichen Herzog Wilhelms auf 66700 Thlr. geschätzte Ausgaben. Kosten und Unsicherheit lassen es als Ausnahme erscheinen, wenn 1330 der niedersächsische Edelherr Wilhelm von Boldensele im Vertrauen auf Schutzbriefe des Sultans von Agypten mit einem kleinen bewaffneten Gefolge den Orient durchzog.[4]) Die Häufigkeit der nach einem bestimmten Ziel gerichteten Reisen führte früh zur Ausbildung fester Routen, über die eigene Bädeker entstanden, wie der 1518 zu Braunschweig gedruckte: *De overen unde meddelen straten von Brunswygh to Sünte Jacob in Galicien.*[5]) Die gröfste Regelmäfsigkeit bildete sich natürlich für die weiteste aber verdienstlichste Wallfahrt nach dem heiligen Lande aus. In Venedig, wohin der Pilger über den Brenner durch das Puster- und Ampezzothal zu ziehen pflegte, konnte er, wenn ihn nicht Armut in ein Kloster wies, in einem deutschen Gasthaus Auf-

---

[1]) Zeitschr. d. Harzvereins XIII 320. [2]) Beitr. z. Hildesh. Gesch. III.

[3]) Jakobs, Graf Heinrichs z. St. Meerfahrt (Zeitschr. des Harzvereins I 173); Röhricht u. Meissner, Hans Hundts Rechnungsbuch (Neues Sächs. Archiv IV 37).

[4]) Grotefend, Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1852 S. 232.

[5]) Röhricht, Deutsche Pilgerreisen. 1889.

Digitized by Google

nahme finden; das beliebteste hiefs 'Zur Flöte'. Auf dem Markusplatze fand er bald einen Schiffspatron und schlofs mit ihm den stehend gewordenen Kontrakt, der jenem die Sorge für Transport und Aufenthalt in Palästina unter bestimmten Bedingungen übertrug. Die Kosten waren sehr verschieden; man zahlte auf den langsameren Segelschiffen 8—10 Dukaten, auf den schnelleren Galeeren das fünf- bis sechsfache, ohne Verpflegung entsprechend weniger. Die zum Verdrufs der Pilger immer mehrere Wochen währende Wartezeit, bis der Patron seine Zahl von Passagieren hatte, verbrachten sie mit Vorbereitungen. Sie studierten Beschreibungen des heiligen Landes, kauften Matratzen für die Überfahrt, Proviant und Arzneimittel und legten die Pilgertracht an. Allgemein bestand diese aus einer grauen Kutte, schwarzem, breitkrämpigem Hut und langem Stab; als Abzeichen diente den Jerusalemfahrern ein fünffaches rotes Kreuz, den nach St. Jago Wallenden die sogenannte Pilgermuschel. Die Abfahrt geschah in feierlicher Weise, nachdem neben dem St. Markusbanner die Pilgerfahne mit dem roten Kreuz in weifsem Felde gehifst war, unter gemeinsamem Gebet und Anstimmung der Pilgerlieder.[1]) Der weitere Verlauf der Fahrt, die sich meist an den Küsten entlang bewegte, entsprach freilich dem weihevollen Anfang sehr wenig. Beständig wiederholen sich die Klagen über den Lärm der zusammengepferchten Menge, das unlustige Essen, die grofsen Ratzen und anderes Ungeziefer. Dazu kam die Langeweile, die den alten deutschen Lastern der Trunksucht und Spielsucht Vorschub leistete. Eine wenig erfreuliche Unterhaltung bildete die Ausschau nach Seeräubern, häufig schildern die Berichte die entstandene Aufregung, obgleich die kontraktmäfsig bewaffneten Pilgerschiffe in der Regel unangefochten blieben. Höchst anschaulich beschreibt ein geistlicher Begleiter Graf Heinrichs von Stolberg in dem Bericht über die mit Herzog Wilhelm von Thüringen unternommene Reise die Vorgänge beim Nahen eines verdächtigen Schiffes. Bruder Wilhelm — denn für alle Pilger galt dieser Name wie das gleiche Kleid — teilt allen umsichtig ihre Aufgaben zu; die Geistlichen sollen etwa durch Schüsse entstandene Lecke stopfen.[2]) Der Ankunft in der Hafenstadt Jaffa folgte eine höchst lästige Kontrolle seitens der türkischen Behörden und die meist auf Eseln zurückgelegte Landreise, beschwerlich durch Tücken der Tiere und ihrer Treiber. In Jerusalem boten das Zionskloster und das Johanniterspital Unterkunft. Waren nach einem meist vierzehn Tage währenden Aufenthalt die heiligen Stätten besucht, wobei Ehrgeizige vom Guardian des genannten Klosters den Ritterschlag in der Grabeskirche empfangen konnten, so machte ein Teil der Pilger noch Abstecher nach dem Norden des Landes oder nach Ägypten. Die Rückkehr erfolgte meist auf demselben Wege, selten über Konstantinopel.[1])

Es kann nicht zweifelhaft sein, dafs die Jahrhunderte hindurch nach festen, zum Teil weit entlegenen Zielen fortgesetzten Wallfahrten eine bleibende Einwirkung auf alle Seiten des Kulturlebens äufsern mufsten, eine Einwirkung, die

[1]) Röhricht, Deutsche Pilgerreisen.

[2]) Jakobs, Graf Heinrichs z. St. Meerfahrt (Zeitschr. des Harzvereins I 173).

Digitized by Google

um so stärker war, je beschränkter der äuſsere Gesichtskreis des mittelalterlichen Menschen, je kleiner der Kreis der Ideen war, denen er überhaupt sich zugänglich erwies. Den wesentlichsten Niederschlag ihrer Eindrücke bilden die besonders von Jerusalempilgern in groſser Zahl entworfenen Reisebeschreibungen; häufig einförmige Itinerare, geben sie doch durch zerstreute Bemerkungen Kunde von dem, was ihre Verfasser sahen, seltener wie sie es sahen.[1]) Am stärksten tritt in ihnen der religiöse Einfluſs hervor; die genaue Aufzählung der heiligen Stätten und ihrer Entfernungen bildet das Gerippe auch des dürftigsten Berichtes, und gewissenhaft dazu gemalte Kreuze verkünden den Ablaſs, den jede spendet. Ein greifbares Zeugnis der gewonnenen Gnade stellten die mitgebrachten Reliquien dar: Dornen und Steine, von geweihten Stätten losgeschnitten und -gebrochen, Agnus-Dei-Medaillen und Jordanwasser, für dessen Mitnahme Kurfürst Friedrich der Weise 23 Blechflaschen ankaufte.[2]) In Wilsnack erstanden die Pilger zum Abschied aus Blei gegossene Zeichen in Gestalt einer Hostie mit drei Blutstropfen, die sie an ihre Hüte hefteten.[3]) Die groſse Menge besonders der gewerbsmäſsigen Wallfahrer lieſs schlieſslich die Einführung schriftlicher Certifikate, von den Geistlichen der besuchten Orte ausgestellt, als angebracht erscheinen; von ihnen — den *compostelas* — erhielt San Jago seinen Beinamen. Noch im 17. Jahrhundert hat der Guardian des Klosters auf dem Berge Zion eine prächtige Pergamenturkunde ausgestellt zum Zeugnis, daſs Tristan von Arnstedt die aufgezählten Örtlichkeiten der heiligen Stadt besucht habe. Daſs die in äuſseren Zeichen ausgedrückte Sicherheit der erworbenen Schätze an Ablaſs und Gnade gerade in der Blütezeit der Wallfahrten den meisten Pilgern wichtiger war als die innere Erschütterung, wird zur Gewiſsheit, wenn wir die schon von Zeitgenossen gelegentlich nicht zu hoch geschätzten sittlichen Wirkungen betrachten. Für die kürzeren Pilgerfahrten brauchen die oft recht unerfreulichen Folgen — es sei nur an die Beteiligung beider Geschlechter erinnert — nicht näher erörtert zu werden, sie machen sich noch heute in katholischen Gegenden bemerkbar genug. Aber auch bei weiteren, die ein gröſseres Maſs von Anstrengung und Kosten erforderten, macht sich häufig eine Auffassung geltend, die zu dem Zwecke wenig zu passen scheint. Die häufige Beteiligung von groſsen Herren ist hier von keinem guten Einfluſs gewesen; in vielen Fällen waren bei ihnen touristische Neigungen maſsgebend, wie bei den unteren Ständen ein idealisiertes Landstreicherleben. Schon oben wurde des heiteren Lebens auf den Pilgerschiffen Meldung gethan. Die Reisebeschreibung Graf Heinrichs von Stolberg 1461 erwähnt mehrfach Schmausereien mit Musikbegleitung, und daſs Bruder Wilhelm — der Herzog von Thüringen — am Pfingstabend vier groſse Gläser Wein gewinnt, die gemeinsam vertrunken werden. Auch das Rechnungsbuch über die Reise Friedrichs des Weisen 1493 führt Posten auf über Geld zum Spiel verabfolgt und als Lohn für musikalische und Tanzaufführungen in Jerusalem.

[1]) Vgl. Röhricht u. Meissner, Deutsche Pilgerreisen.

[2]) Hans Hundts Rechnungsbuch. [3]) Märk. Forsch. XVI 149.

Digitized by Google

Unter seiner zahlreichen Begleitung befindet sich auch Hensel, der Narr. Sehr unterrichtend ist die Rechnung über die 1518 von Graf Wilhelm IV. von Henneberg unternommene Pilgerreise nach Mont S. Michel an der Küste der Normandie, einem in Deutschland weniger üblichen Ziele.[1]) Ein gewaltiger, steil abfallender Felskegel, vom Strande zur Zeit der Ebbe trocknen Fuſses, aber gefahrvoll zu erreichen, daher Mons S. Michaelis in periculo maris genannt, hat verschiedenen Epochen als Heiligtum, Festung und Gefängnis gedient. Dorthin begab sich 1518 Graf Wilhelm zu Pferde mit 4 Dienern. In seiner Rechnung kehren mehrfach die Ausgaben für Spiel wieder, auch mit den geladenen Frauen von Straſsburg. Auch einer, 'der uns einen Tanz pfiff', wird bedacht und einer, 'der vor uns Mordsprung thät'. Wie auch die geringeren Wallfahrer ihr Vergnügen fanden, davon giebt ein Kölner Bericht 1524 Kunde, nach welchem zur Zeit der Aachener Heiltumsfahrt Ungarn mit Tanzbären erschienen.[2]) Für die Vornehmen waren die Pilgerfahrten gewiſs zum groſsen Teil dasselbe wie die späteren Kavalierreisen. Dem entspricht auch die Sitte, den Wappenschild in der Grabeskirche aufzuhängen und in das Wappen auf die gemachte Fahrt bezügliche Beizeichen aufzunehmen, wie Graf Heinrich von Stolberg 1231 die Pilgermuschel, Ritter Droiseke von Kröcher 1311/21 einen Palmzweig.[3]) In diesen Kreisen macht sich auch schon früh eine kritische Auffassung heiliger Stätten bemerkbar. Wilhelm von Boldensele, früher Dominikaner, der vom Pabst für seinen Austritt Dispens empfing, weiſs schon 1336 das Wunder der weinenden Säulen zu Jerusalem zu erklären *per magistros mineralia conscribentes* nach dem Grundsatz: *ubi natura sufficit, non est ad miraculum recurrendum.*[4]) Die Auſserung Kaiser Friedrichs II.: 'Hätte Gott das schöne Land Neapel gekannt, so würde er seinen Sohn nicht in dem elenden steinigen Palästina haben herniedersteigen lassen', sie klingt in verschiedenen Urteilen wieder. Anfang des 14. Jahrhunderts beglückwünscht der Stadtschreiber von Wismar den Lübecker Syndikus Johann Selege, *quod de terra pessima, mortis ianua, incolumes rediistis.*[5]) Bekannt ist die von Luther überlieferte Auſserung Graf Bothos von Stolberg, daſs er dem gelobten Lande die goldene Aue vorziehe.[6]) Eine ähnlich nüchterne Auffassung offenbart sein mehrgenannter Vater, Graf Heinrich, wenn er von dem zur Kontrolle dienenden Gewölbe in Jaffa erzählt: 'darein treibt man die Brüder als die Schafe und zählt sie wieder daraus.' Selbstverständlich fehlt es auch nicht an verzückten Auſserungen, besonders beim ersten Anblick der heiligen Stadt, aber die vielfach wie bei den Kreuzzügen zu Tage tretende kühle Beurteilung der Wallfahrten bildet doch den Übergang zum Zweifel an ihrer Zuträglichkeit überhaupt. In der That hat es nie an Männern gefehlt, die durch die Betrachtung der Persönlichkeiten und ihr oft ungeistliches Leben zu Abmahnungen be-

---

[1]) Von mir herausgegeben in den Neuen Mitteilung. d. Thüring.-Sächs. Vereins, Bd. XVIII.

[2]) Buch Weinsberg ed. Höhlbaum I 39.

[3]) Abbildg. in Regesta Stolbergica u. Urk.-Buch der v. Kröcher.

[4]) Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1852 S. 269.

[5]) Mecklenburg. Urk.-Buch V Nr. 2766. [6]) Zeitschr. d. Harzvereins I.

Digitized by Google

wogen wurden. Schon ein ungenannter Kölner Kleriker, der 1338—48 einen Teil Vorderasiens bereiste, berichtet sehr offen: 'Es gehen Betrüger in dem Lande mit Eisen gebunden und beschmiedet, die da sprechen, daſs sie ihr Vater und Mutter han getötet, als hier in diesem Lande. Es gehn da Pilgrime, die zu den heiligen Stätten gehn und Blinde mit Hunden, die bitten, daſs sie in Pilgrims Weise mögen gehn als hier'.[1]) Mit der ganzen Macht seiner flammenden Energie und Beredtsamkeit erhob sich Bertold von Regensburg gegen die, welche durch Wallfahrten Frau und Kinder daheim in Not und Schulden bringen: *Waz fünde dû ze Kumpustelle, dô dû dar kaeme? Sant Jakobes houbet! Daz ist gar guot, daz ist ein tôtez bein und ein tôter schedel, daz bezzer teil ist dâ ze himele. Sage an, waz vindest dû hie heime an dîme hovezûne, sô ein priester messe in der kirchen singet? Dâ vindest dû wâren got unde wâren menschen mit dem gewalte unde mit der kraft als er in dem himel ist über alle heiligen und über alle engele.*[2]) Der heftige Streit über das Wilsnacker Wunderblut, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts ausbrach, veranlaſste den Augustinerprovinzial Johannes von Dorsten, eine Consultatio gegen das Wallfahren zu erlassen. Man solle die Versuchung zum Wandern durch Gebet überwinden, Eltern und Herren das junge Volk von ihrem Vorhaben abbringen, jeder aber mit den an der Krankheit des thörichten Laufens Leidenden Mitleid haben. Überhaupt bemerken zeitgenössische Quellen miſsfällig den Zulauf gerade von jungem Volk nach Wilsnack.[3]) Ist doch auch 1457 von deutschen Kindern eine Schar von Hunderten nach Mont S. Michel gepilgert.[4]) Luther hat unter den Schäden der Kirche die Wallfahrten nicht vergessen und in der gewaltigen Streitschrift 'An den christlichen Adel deutscher Nation' einen grimmigen Ausfall dagegen gethan: 'So meinen sie (die Bischöfe), es sei göttlich, heilig Ding, sehen nicht, daſs der Teufel solches treibt, den Geiz zu stärken, falsche, erdichtete Glauben aufrichten, Pfarrkirchen zu schwächen, Tabernen und Hurerei zu mehren, unnütz Geld und Arbeit verlieren und nur das arme Volk mit der Nase umführen'.[5]) Kurz und schlagend hat der Volkswitz diese Anschauungen in Sprichwörtern ausgeprägt: Wallfahrt bringt kein Wohlfahrt; Wer oft wallfahrten thut, wird selten gut. Selbst der Araber sagt: Hüte dich vor jedem Jerusalemfahrer.[6])

Ausgedehnter und jedenfalls erfreulicher als auf das Gemütsleben hat auf das geistige die fortdauernde Berührung mit der Fremde, zumal mit dem Orient, gewirkt. Es war die Fortsetzung des märchenhaften Eindruckes aus den Zeiten, da die Kreuzzüge zum erstenmal den kindlich erstaunten Blicken der Abendländer die schimmernden Pforten einer Wunderwelt erschlossen, nicht mehr so überwältigend, aber anhaltender, weil die Persönlichkeiten aufnahme- und urteilsfähiger geworden waren. Der Meister Trougemund, dem zweiundsiebzig Lande kund, wie er in einem Rätselgedicht des 14. Jahrhunderts auf-

[1]) Herausgegeben v. Röhricht u. Meissner, Zeitschr. f. deutsche Philol. XIX 30.
[2]) ed. Pfeiffer I 460. [3]) Märk. Forsch. XVI 253 278.
[4]) Deutsche Städtechroniken, Augsburg III 127. [5]) Märk. Forsch. XVI 280.
[6]) Röhricht, Pilgerreisen S. 35.

Digitized by Google

tritt, ist nichts anderes als die Übersetzung von Dragoman; auch Troczelman wird er genannt nach dem italienischen *turcimano*.[1]) In des Stolbergers Jerusalemfahrt tritt ein solcher unter dem Namen Jakob Landfahrer auf. Die Gestalt des fahrenden Mannes, der auf die wunderbarsten Fragen Antwort weiſs, hat Uhland bedeutsam an die Spitze seiner Volksliedersammlung gestellt; sie wird jetzt ein Typus. Allerdings sind die Bemerkungen über das gesehene Neue derartig in den Reisebeschreibungen verstreut, daſs es nicht möglich ist, ein abgerundetes Bild von dem Stande der solchergestalt gewonnenen Kenntnisse zu entwerfen. Es ist eine Ausnahme, wenn der oben genannte Kölner Anonymus es verstanden hat, seine Beobachtungen zu einer sachlich geordneten Darstellung der anthropologischen, gesellschaftlichen und naturgeschichtlichen Verhältnisse des Orients zu verarbeiten. Dafür haben jene vereinzelten Bemerkungen den Reiz unmittelbarer Beobachtung, den sie aus dem Zusammenhang gerissen verlieren. Einer bis ins vorige Jahrhundert herrschend gebliebenen Richtung gemäſs erweckt der Mensch gröſseren Anteil als die Natur. Von historischen Anschauungen machen sich nur Beziehungen auf antike Sagen bemerkbar. 'Aus der Insel ist vor Zeiten Helena geführt von Paris gen Troja, darum dann Troja zerstört ward', schreibt im Angesicht von Cerigo der Stolberger Berichterstatter. Von modernen Verhältnissen sind es neben auffallenden Sitten und Kleidungen der Orientalen, den Gärten von Damaskus und den Pyramiden vorzugsweise Venedig und Rhodus, die das höchste Interesse erwecken, im besonderen wieder ihre militärischen Anstalten, für die ja ein groſser Teil der Pilger sehr kompetent war.

Den Herzog Wilhelm und seine namhafteren Begleiter lädt der Kommandant venezianischer Streitgaleeren vor Candia auf sein Schiff, bewirtet sie und 'thut Monster, d. i. Musterung, mit Büchsen, Spieſsen und mancherlei Gewehr'. So bucht auch der Graf von Henneberg eine Ausgabe 'für ein Morgensuppen denen, die uns des Königs von Frankreich Meerschiff weisen'. Der Tier- und Pflanzenwelt gegenüber geht das Interesse vornehmlich auf die Herkunft schon bekannter Dinge, so wenn der Stolberger Bericht von einer Insel bei Cephalonia schreibt: 'Da wächst das Gran (granum) damit man die Scharlachtücher färbt — er meint das unechte Cochenille-Insekt —, auch wächst da *uvepasse*, d. i. getrocknete Beeren, Rosinen, sonst auch Meerträublein genannt.' Die Fülle der neuen Erscheinungen zu sammeln hat sich nur der Kölner Anonymus bemüht und so die erste Naturbeschreibung des Orients zusammengebracht, gleichzeitig mit der ersten deutschen des Konrad von Megenberg. In der Regel ist nur das Interesse der Kuriosität vorhanden. Mehr als die abgerichteten Elephanten und die Giraffen, die er übrigens gut und anschaulich beschreibt, bewundert Wilhelm von Boldensele in Ägypten die Hühnerbrutanstalten.

Mannigfaltig, wenn auch nicht sonderlich tief, sind die künstlerischen Ein-

---

[1]) Jerusalemfahrt des Peter Sparnau u. Ulrich v. Tennstädt (1385) ed. Röhricht, Zeitschr. d. Berliner Gesellsch. f. Erdkunde 1891.

Digitized by Google

flüsse der Pilgerreisen gewesen. Den Hauptanteil hat die Architektur. Nach dem Muster der Grabeskirche, von der auch Modelle angefertigt wurden,[1]) errichtete man Kapellen, denen man ihren zentralen Typus gab.[2]) So erbaute Friedrich der Weise nach seiner Rückkehr zu Torgau die hl. Kreuzkapelle.[3]) Eine in die christlichen Kirchen aus antiken Vorbildern übergegangene Fufsbodenverzierung, die in Mosaik angelegten Labyrinthe, gab Anlafs zu einer Sitte, die im Volksglauben eine Jerusalemfahrt ersetzen sollte. Man durchwanderte nämlich ihre Irrgänge unter bestimmten Gebeten oder rutschte auch auf den Knieen, daher sich in Frankreich, wo sie allein noch erhalten sind, der Name *chemins de Jérusalem* dafür festsetzte.[4]) Entferntere Beziehungen walten ob, wenn Ortschaften daheim biblische Namen beigelegt wurden, oder der Erfurter Patrizier, Otto Ziegler, sein Haus zum Rebstock nannte nach einer Rebe, die er 1447 aus Palästina mitgebracht.[5]) Die Plastik erfuhr die bedeutendste Einwirkung in den Calvarienbergen und Stationswegen, die man in den an Ort und Stelle abgeschrittenen Entfernungen anzulegen liebte. Der berühmteste, von Adam Kraft zu Nürnberg, bei dem ein Haus am Tiergärtnertor als Wohnung des Pilatus angenommen wurde, ist nach den Angaben des Bürgers Martin Ketzel hergestellt, der die erwähnten Mafse auf seiner ersten Pilgerfahrt verloren hatte, von der zweiten sie aber glücklich mitbrachte.[6]) Die Malerei wurde vielfach benutzt, um die Erinnerung an das Geschaute festzuhalten. Es ist überliefert, dafs Friedrich der Weise Lukas Kranach auf seine Reise mitnahm, um von allen heiligen Orten 'Aufrifs und Verzeichnung' zu machen. Nicht von ihm rühren zwei Gemälde in der Galerie zu Gotha her; das eine stellt den Kurfürsten im Pilgergewand dar, das andere denselben knieend nebst dem Pilgerschiff und Jerusalem mit Rom aus der Vogelperspektive.[7]) Dafs das Kunstgewerbe, z. B. die Stickerei, vielfach Stoffe diesem Gebiet entnommen haben wird, ist nicht zu bezweifeln, aber bei der Zerstreutheit und Vergänglichkeit der Objekte schwer nachweisbar. So hat sich in Hannover ein Kästchen mit Darstellungen in farbiger Strohmosaik erhalten, dessen Deckel einen Wallfahrtsberg mit einem Kreuz aufweist, den eine Nonne zu ersteigen im Begriff ist, während eine andere ihn verläfst. Wohl in einem Kloster verfertigt, enthält es das Wappen des Kurfürsten Georg Ludwig (seit 1698).[8])

Vom gröfsten Einflufs müssen in dieser Hinsicht die aus dem Orient mitgebrachten Gegenstände der dortigen entwickelten Kunstindustrie gewesen sein, wie solche das Rechnungsbuch Friedrichs des Weisen zahlreich aufzählt. Es finden sich dort Edelsteine, Teppiche, Schleier, Frauenschuhe und aus Italien 'gegossene Angesicht' d. h. Büsten und 'heidnische Misch' d. h. Messing,

---

[1]) Nach Röhricht a. a. O. S. 75 in Weimar, Stuttgart, dem Berliner Hohenzollern-Museum.

[2]) Otte, Handbuch d. kirchlichen Kunstarchäologie S. 85.

[3]) Mencken, Script. II 570. [4]) Otte a. a. O. S. 73.

[5]) Hartung, Häuser-Chronik der Stadt Erfurt S. 247. [6]) Otte a. a. O. S. 907.

[7]) Vgl. Röhricht, Einleitung zu Hans Hundts Rechnungsbuch.

[8]) Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Niedersachsens 1855 S. 381.

Digitized by Google

Bronzen.[1]) Auch die mehrfach in Kirchen teils als Raritäten, teils als Reliquiarien aufbewahrten Strauſseneier und Büffelhörner — diese für Greifenkrallen angesehen — sind wohl meist von Pilgern mitgebracht.[2])

Wie alle die Volksseele mächtig ergreifenden Bewegungen haben auch die Wallfahrten in der Litteratur scharf ausgeprägte Spuren hinterlassen. Als unmittelbare Zeugnisse der Pilger selbst sind neben den zahlreichen von Heimgekehrten entworfenen Aufzeichnungen die Lieder anzusehen, deren Gesang die Deutschen anderen als rühmenswertes Vorbild erscheinen lieſs.[3]) Das beliebteste war die Kreuzleise: In Gottes Namen fahren wir, seiner Gnaden begehren wir.[4]) Die gewaltigste Ballade des Volksliedes hat im Tannhäuser den zu Rom Vergebung suchenden Pilger zum Gegenstand.[5]) Fast tragikomisch wirkt ein Lied vom Ende des 15. Jahrhunderts, das die Leiden der nach St. Jakob Wallenden schildert 'zu einem Stern heiſst Finster' (Kap Finisterre)[5]):

Wer das Elend bauen will,
Der heb sich auf und sei mein Gesell
Wohl auf Sankt Jakobs Straſsen.
Zwei Paar Schuh bedarf er wohl,
Ein Schüssel bei der Flaschen.

Und weiter:

So ziehn wir durch der armen Jecken Land[6]),
Man giebt uns nichts denn Apfeltrank,
Die Berge müssen wir steigen.
Gäb man uns Äpfel und Birn genug,
Wir äſsens für die Feigen.

Daneben fehlt es nicht an zeitgenössischen Stimmen, die der satirischen Neigung des Mittelalters Ausdruck geben. Gewöhnt, auch vor dem Heiligsten nicht Halt zu machen, wie die grotesken Darstellungen an Chorgestühl und Kapitälen der Kirchen beweisen, muſste diese Neigung in der äuſseren Werkheiligkeit vieler Wallfahrten reichliche Nahrung finden. Das Volkslied läſst den galanten Abenteurer im Kleide des Pilgrims auftreten.[7]) Eine Priamel zählt unter Gegenständen unnützen Kopfzerbrechens auf: Ob Zucker süſser sei den Gallen, ob Tanzen nützer sei denn Wallen, — da die Antwort auf sämtliche Fragen ja lautet, ist die Absicht deutlich genug.[8]) Paulis Schimpf und Ernst[9]) erzählt von einem, der ein lange aufgeschobenes Gelübde nach St. Jakob erfüllen wollte. 'Da er aber zwei oder drei Meilen gekommen war, blieb er stehen auf der Straſse und streckte beide Arme aus, einen gegen St. Jakob, den anderen gegen sein Dorf und schrie: Zieh, Jäklein, zieh! Zieh, Metz, zieh! Aber die Metz zog mehr denn St. Jakob, kehrte um und ging wieder heim, und ward das Sprichwort wahr, daſs einer Frauen Haar mehr zieht denn

---

[1]) Hundts Rechnungsbuch. [2]) Otte a. a. O. S. 160. [3]) Röhricht a. a. O.
[4]) Vgl. Röhricht a. a. O.
[5]) Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder Nr. 297. 302. [6]) Armagnaken.
[7]) Uhland a. a. O. Nr. 10. [8]) Alte gute Schwänke ed. Keller Nr. 1.
[9]) ed. Dithmar Nr. 86.

Digitized by Google

ein Glockenseil'. Die Dichtung ist es gewesen, die unserer Vorstellung die Gestalt des Pilgers lebendig erhalten hat, nachdem wenigstens Wallfahrten in ferne Länder zur seltenen Ausnahme geworden waren. Hauptsächlich trug dazu die Romantik bei, die so viele Schatten des Mittelalters wieder mit dem Blute dichterischen Lebens erfüllte. Am ausführlichsten ist der Vorwurf behandelt in Arnims wenig bekanntem Drama Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer, dessen bizarre, aber niemals unschöne und oft rührende Phantastik zahlreiche lebenswahre Züge wie des Studentenlebens so aus den Pilgerfahrten aufweist. Eine rein menschliche Verklärung fand die mittelalterliche Idee in Uhlands Waller, den der Tod auf der Schwelle von S. Jago von Gelübde und Schuld erlöst, und Eichendorff verstand es, sie zum Bilde seines inneren Lebens zu gestalten.[1])

[1]) Ausgabe 1837 S. 374.

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG UND DR. RICHARD RICHTER
GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG — REKTOR UND PROFESSOR IN LEIPZIG

ERSTER JAHRGANG 1898

I. UND II. BANDES 3. HEFT

Ausgegeben am 18. Februar 1898

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1898

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK.

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3.

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 26 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr Joh. Ilberg, Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. Rich. Richter, Leipzig, Parthenstrasse 1, II, zu richten.

INHALT DES III. HEFTES.

I. ABTEILUNG (1. BAND).

II. ABTEILUNG (2. BAND).



Abb 1 Janus auf einem röm. Librales (nach Mommsen, Hist. de la monn rom. trad. par le Duc de Blacas pl. V) Vgl. S. 171

RÖMISCHE GÖTTERBILDER.

Von Georg Wissowa.

Vortrag, gehalten vor der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden.

'Der Mann, der zuerst dem Volke Bilder von den Göttern machte, hat die Gottesfurcht vernichtet und eine Quelle des Irrtums geschaffen.' So urteilte mit tadelndem Hinweise auf die Veräufserlichung des Gottesdienstes seiner Zeit M. Terentius Varro, indem er hervorhob, dafs die Römer der Vorzeit mehr als 170 Jahre lang ihre Götter ohne jedes Bild verehrt hätten. Die präzise Zahlenangabe läfst deutlich erkennen, dafs der grofse Gelehrte die Einführung des Bilderdienstes in Rom an ein bestimmtes historisches Ereignis knüpfte, und die Frage, welches Ereignis er gemeint habe, ist längst aufgeworfen und zutreffend beantwortet. Nach der landläufigen Chronologie der römischen Urgeschichte, welcher auch Varro folgt, fällt das Jahr 170 d. St. in die letzten Regierungsjahre des fünften Königs Tarquinius Priscus, dieser König aber war es, der nach der eignen Angabe desselben Varro den Bau des Juppitertempels auf dem Kapitol unternahm und einen etruskischen Künstler, Volcas von Veji, mit der Anfertigung der Thonstatue des Juppiter für dieses Heiligtum beauftragte. Dieser *Iuppiter fictilis* war also nach Varros Ansicht das älteste Kultbild in Rom, und seine Auffassung findet ihre volle Bestätigung in der Thatsache, dafs überall, wo im römischen Ritual das Götterbild einen notwendigen und wesentlichen Anteil an der religiösen Handlung hat, es sich entweder um den Dienst des kapitolinischen Juppiter selbst oder um den später in Rom eingeführter Gottheiten, insbesondere solcher griechischer Herkunft handelt. Bei bestimmtem Anlasse wird das Bild des Juppiter O. M. selbst lebendig; an dem stolzesten Tage, den ein Römer erleben kann, wenn er als siegreicher Feldherr im Triumphe durch die jubelnde Stadt nach dem Kapitol zieht, stellt der Triumphator das Abbild des Juppiter dar: die gestickten Purpurgewänder, die ihn umhüllen, das von einem Adler bekrönte Elfenbeinszepter, das er in der Hand trägt, die

Digitized by Google

goldene Krone, die ein Sklave über seinem Haupte hält, sind dem Tempelschatze des Kapitols entnommen, ja, um dem Bilde des Gottes ganz zu gleichen, färbte der Triumphator in früherer Zeit das Gesicht und die unbekleideten Teile des Körpers mit Zinnober hochrot, weil die Thonstatue im Tempel eine derartige Belebung durch farbigen Anstrich zu erfahren pflegte. In demselben Prunkanzuge erscheint auch bei den grofsen römischen Spielen der leitende Magistrat; denn diese Spiele bildeten ursprünglich den zweiten Teil der Triumphfestlichkeit, indem der Triumphzug, nachdem der Triumphator seinen Lorbeerkranz auf dem Kapitol vor dem Bilde des Juppiter niedergelegt hatte, von da nach dem Zirkus hinabstieg, wo Wagenrennen die Feier beschlossen. Als später die Spiele, vom Triumphe losgelöst, ein ständig wiederkehrendes Jahresfest bilden, bleibt der festliche Zug zum Zirkus, die *pompa circensis*, ein Hauptstück der Feier: in diesem Zuge aber erscheinen als Gäste des kapitolinischen Juppiter, um dessen Festtag sich die Spiele gruppieren, auf altertümlichen Prunkwagen oder auf Tragbahren die Bilder der Götter, wohl nicht die Kultbilder selbst, sondern Puppen, die mit Kleidern und Schmuck aus dem betreffenden Tempelschatze entsprechend dem Tempelbilde kostümiert waren: aber nicht die alteinheimischen Götter waren es, die man hier erblickte, Janus und Vesta, Consus und Faunus und wie sie alle heifsen, sondern Gottheiten griechischer Herkunft, die in Rom eine neue Heimat gefunden hatten. Der einzige Gewährsmann, der uns von der *pompa circensis* eine ausführliche Beschreibung giebt, Dionysios von Halikarnass, findet in ihr eine wichtige Stütze für die Grundthese seines Werkes, dafs die Römer nicht etwa ein zusammengelaufenes Barbarengesindel, sondern von guter hellenischer Abkunft seien: wie wäre es sonst möglich, so fragt er, dafs sie bei einer so feierlichen Gelegenheit wie beim Zirkusaufzuge unter Vernachlässigung ihrer eigenen Gottheiten alle die Götter im Bilde aufführen, die in Griechenland Tempel und Heiligtümer haben, nicht nur Zeus, Hera, Athena, Poseidon und die übrigen grofsen Zwölfgötter, sondern auch Kronos und Rhea und Themis, Nymphen, Musen und Chariten, Dionysos, Herakles, Selene, Pan und so weiter in endloser Reihe? Wir können dieser ganz bestimmten, auf eigener Anschauung beruhenden Angabe den Glauben um so weniger versagen, als auch bei einer anderen Gelegenheit ausschliefslich griechische Gottheiten es sind, deren Bilder bei einer öffentlichen Kultschaustellung mitwirken. Ich meine die Lectisternien. Als im J. 399 v. Ch. während des Entscheidungskrieges mit der mächtigen Nachbarstadt Veji eine schreckliche Seuche Rom heimsuchte und alle menschliche Kunst sich unfähig erwies, die Gewalt der Krankheit zu brechen, beschlofs der Senat auf Rat der sibyllinischen Bücher, auf ganz neue Weise den Zorn der Gottheit zu versöhnen: durch 8 Tage hindurch lud man sechs bestimmte Götter zum Mahle ein, indem man ihnen auf offenem Platze den Tisch deckte und kostbare Polsterlager rüstete, auf denen die Bilder der geladenen Gottheiten ruhten und wie lebende Gäste mit Speise und Trank bedient wurden; das Volk schaute dem Göttermahle zu und nahm auch selbst an der Tafelfreude teil, denn überall standen in den Häusern der wohlhabenden Bürger bei weit geöffneten Thüren reich besetzte Tafeln, an denen jedermann,

Digitized by Google

bekannt wie unbekannt, willkommener Gast war. Das ist, wie jetzt wohl niemand mehr bezweifelt, von Anfang bis zu Ende griechischer Brauch, eine Übertragung der *θεοξένια*, wie sie uns in verschiedenen Kulten, u. a. denen der Dioskuren und des delphischen Apollo begegnen; ausnahmslos griechisch sind auch die Gottheiten, die in Rom bei diesem ersten Lectisternium und seinen nächsten Wiederholungen beteiligt sind: Apollo mit seinen Kultgenossinnen Artemis und Leto, Herakles, Hermes und Poseidon, griechisch natürlich auch die zur Schau gestellten Götterbilder. Das Aufserordentliche der Caerimonie lag darin, dafs hier eine Mehrzahl verschiedener Gottheiten zum gemeinsamen öffentlichen Schmause geladen wurden, allein und im eigenen Tempel haben die meisten römischen Staatsgötter griechischer Herkunft ihren Speisetisch und ihr Polsterlager gehabt, auf dem sie entweder an bestimmten Festtagen oder auch den gröfsten Teil des Jahres hindurch öffentlich tafelten. Auch in den kapitolinischen Kult ist dieser Brauch eingedrungen. Am Stiftungstage des Tempels, der zugleich den Mittelpunkt der *ludi Romani* bildet, nachher auch am entsprechenden Tage der jüngeren *ludi plebeii*, findet im Heiligtume ein Festschmaus statt, zu dem der ganze Senat geladen ist, dessen Hauptpersonen aber die Götter des Kapitols selbst, Juppiter, Juno und Minerva sind: ihre Bilder, gesalbt, frisiert und festlich gekleidet, werden, ganz wie beim Lectisternium, mit erlesenen Speisen bedient, nur darin ist dem römischen Schicklichkeitsgefühl eine Konzession gemacht, dafs die beiden Göttinnen nicht wie Juppiter auf dem Polsterbett liegen, sondern auf Stühlen sitzen.

Den aufgeklärten Geschmack der Ciceronischen Zeit muteten derartige Schaustellungen begreiflicherweise sonderbar und befremdlich an, und man glaubte eine Entschuldigung nur in dem unvordenklich hohen Alter dieser Bräuche finden zu können: Cicero z. B. hält den Festschmaus des Juppiter für eine Einrichtung des Numa, mit anderen Worten für einen Bestandteil der römischen Urreligion. Thatsächlich aber kann man sich kaum einen schrofferen Gegensatz denken als den der in den geschilderten Caerimonien sich aussprechenden Anschauung und der Gedanken, von denen die älteste Religion der Römer beherrscht wird. Wie in Athen die *ἱερὰ πάτρια* und *ἐπίθετα* gesonderte Kreise bilden, so scheidet das römische Sakralrecht scharf zwischen den altansässigen und den neu aufgenommenen Göttern, den *di indigetes* und *di novensides*: haben auch beide gleiches Bürgerrecht im römischen Staate, so gilt doch nur den ersteren das altrömische Caerimonialgesetz, nur ihre Festtage sind in die bis auf Caesar gültige Kalenderordnung als Feiertage aufgenommen, nur ihnen weihen die Priesterschaften alter Ordnung, der Opferkönig und die Flamines, die Fetialen und die Salier, die heiligen Jungfrauen und die Wolfsgilde ihren Dienst. Natürlich ist auch diese älteste Götterordnung nicht an einem Tage geschaffen, sondern das Ergebnis jahrhundertlanger Entwickelung: aber es kam eine Zeit, wo sie als abgeschlossen galt und alles das, was an religiösen Vorstellungen neu zuwuchs, als anders geartet so zu sagen in einen äufseren Kreis verwiesen wurde, und dieser Zeitpunkt trat ein, bevor die Verehrung des kapitolinischen Göttervereines in Rom Eingang fand. Die Grenze zwischen

Digitized by Google

dem alten und dem neuen Götterkreise war eine feste und unverrückbare, und auch die allergröfste thatsächliche Bedeutung vermochte den Juppiter O. M. oder die Diana vom Aventin ebenso wenig in die Reihen der *di indigetes* überzuführen, wie etwa C. Marius oder Cn. Pompeius durch ihre Triumphe und ihre Machtstellung aus Plebejern zu Patriziern werden konnten. Dieser streng abgeschlossenen alten Götterordnung ist aber jede persönliche Vorstellung von den Göttern durchaus fremd. Schon die Namen beweisen das, die in vielen Fällen nicht persönliche Bildung zeigen, sondern identisch sind mit den Bezeichnungen derjenigen Dinge, die man durch den Gott vertreten oder in denen man jenen wirksam glaubte: Janus der Thorbogen und Vesta der Herd, Tellus das Saatfeld und Ops der Erntesegen, Fons die Quelle und Terminus der Grenzstein bieten schlagende Beispiele für dieses Zusammenfallen des Götternamens mit dem Appellativum. Solche Götter haben nicht nur keine bildliche Verkörperung, sondern sind auch an keine feste Kultstätte gebunden: jedes Saatfeld und jeder Grenzstein bieten Gelegenheit, Tellus oder Terminus anzurufen und zu verehren, und wenn Janus und Vesta feste Kultstätten am Forum besitzen, so folgt das nur aus der Notwendigkeit, aus der unbegrenzten Menge von Thorbögen und Feuerstätten, an denen allen Janus und Vesta wirksam sind, ein Staatsthor und einen Staatsherd herauszuheben, an denen die Gemeinde als Ganzes diesen Göttern dieselbe Verehrung darbringt, wie jeder Hausvater an der Thür oder am Herde seines Hauses. Aber auch wo sich der Name des Gottes vom Gegenstande losgelöst und zu umfassenderer Bedeutung entwickelt hat, bleibt jede persönliche Vorstellung fern, und der Gott ist eins mit der Erscheinung, in der man seine Wirksamkeit erblickt: dem Griechen sendet Zeus mit kräftiger Hand den Blitz, der Römer verehrt Juppiter Fulgur, nicht den Blitzschleuderer, sondern den Blitz selbst; *ὕει μὲν ὁ Ζεύς* sagt der griechische Dichter, 'Vater Zeus läfst es regnen', dem Römer stellt sich der Gedanke in anderer Form dar: *Iuppiter et laeto descendet plurimus imbre*, 'der ganze Himmel kommt hernieder im Regen'; aus griechischer Anschauung heraus läfst Virgil den Juppiter die Venus liebkosen 'mit dem Antlitz, dessen Lächeln Himmel und Wetter aufhellt', *voltu quo caelum tempestatesque serenat*, römisch redet Horaz, wenn bei ihm der abgehärtete Weidmann ausharrt *sub Iove frigido* 'unter kaltem Himmelsstriche'. Eine solche Anschauung, die den Gott nur in der Natur und in den Gegenständen seines Waltens sieht, schliefst den Gedanken an einen Bilderdienst aus; sie kann den Gott nicht im Bilde neben die Sache stellen, in der er wirksam ist. Ja selbst die Verehrung der Gottheit in Symbolen ist der altrömischen Religion fremd: freilich hören wir von dem heiligen Feuerstein des Juppiter, einer Versinnbildlichung des Donnerkeils, und von Schild und Lanze des Mars; aber es sind dies nicht Gegenstände der Anbetung, sondern Ausrüstungsstücke der Priester, wenn sie im Namen des Gottes ihren Dienst thun: dann tragen die Salier bei ihren Tänzen Schild und Speer des Mars, und die Fetialen erschlagen beim Bundesopfer das Opfertier mit dem heiligen *silex*.

Wie lange diese Anschauung von unpersönlichen und unvorstellbaren, den

Digitized by Google

Menschen überall und allezeit umgebenden göttlichen Gewalten in voller Reinheit und Ausschliefslichkeit den römischen Gottesdienst beherrscht hat, läfst sich nicht mehr bestimmen; nur soviel dürfen wir getrost sagen, dafs die 170 Jahre, die Varro dieser Periode der römischen Religionsgeschichte zuweist, für die vorauszusetzende Entwickelung nicht entfernt ausreichen, und dafs sich also auch hier die bereits von Niebuhr gemachte Beobachtung bestätigt, dafs die überlieferte Chronologie der Königszeit mit viel zu kleinen Zahlen operiert. Am Ausgange der Königszeit und in den ersten Jahrzehnten der Republik führt das starke Eindringen griechischer Gottesdienste in Rom eine tiefgehende Umwälzung im Kultus wie in den religiösen Vorstellungen herbei: die alte Kulturstätte Cumae, die wichtigste Vermittlerin griechischer Bildung für Italien, entsendet ihren Apollo, im Gefolge des sizilischen Getreidehandels erscheinen einerseits Demeter mit ihren Kultgenossen Dionysos und Kore, andererseits Hermes in Rom, aus den früh dem griechischen Einflusse erschlossenen Nachbargemeinden Tibur und Tusculum werden Herakles und die Dioskuren aufgenommen. All diese neuen Gottesdienste bringen griechische Kultformen und teilweise auch griechische Priester mit, griechisch sind die Kultlegenden, griechisch die Götterbilder: der im Bilde persönlich auftretende Gott verlangt ein Wohnhaus, daher tritt für diese neuen Kulte an Stelle der früher üblichen Haine und offnen Altäre das Gotteshaus, der Tempel. Der alte Gottesdienst erfährt zunächst weder in seiner Geltung noch in seinen Formen irgend welche Veränderung: noch immer eröffnet der Priester des alten Juppiter die Weinlese, indem er ein Lamm schlachtet und die erste Traube schneidet, noch immer wird Anfang und Ende der Kriegszeit durch die altertümlichen Sühnriten und Tänze der Salier gefeiert, nach wie vor halten alljährlich im Februar die Luperci ihren sühnenden Umlauf um die alte Palatinstadt und zieht zur Zeit der Sommersglut der Flamen Quirinalis hinaus vors Thor, um an der Grenze der römischen Feldmark dem Gotte der Rostkrankheit, Robigus, einen Hund zu opfern und um Fernbleiben der Krankheit von den Getreidefeldern zu bitten: das ganze Jahr hindurch begleiten die Caerimonien des alten Kultus die ländliche und kriegerische Thätigkeit der Gemeinde. Aber daneben stehen die jüngeren und fremden Gottesdienste, die ja in gewöhnlichen Zeitläuften nicht sehr hervortreten und aufser dem üblichen Staatsopfer am Stiftungstage des Tempels nur die Huldigungen eines engeren Kreises von Verehrern erhalten, die aber sofort in den Vordergrund treten, sobald Seuche oder Mifswachs, Kriegsunglück oder Bürgerzwist oder andere Heimsuchungen den Staat treffen, oder in Zeiten der Aufregung aufsergewöhnliche Naturerscheinungen auf das Bevorstehen schrecklicher Ereignisse hinzuweisen scheinen: dann greift man nicht mehr zu den abgenützten und bescheidenen Sühnmitteln des alten Caerimonialgesetzes, sondern zu den sinnfälligeren, das ganze Volk zur Mitwirkung aufrufenden Riten der neuen Gottesdienste: Fasten, Kollekten zur Stiftung von Weihgeschenken und Götterbildern, Götterschmäuse und Volksbewirtungen, Bitt- und Dankprozessionen mit Instrumentalmusik und Chorgesang, Zirkus- und Bühnenspiele, stellenweise sogar Menschenopfer, das sind

Digitized by Google

die Mittel, die eines das andere überbietend und verdrängend zur Abwendung des Götterzornes angewendet werden. Und je häufiger diese Mittel sich als wirksam und erfolgreich erwiesen, um so mehr verblafsten die unpersönlichen Götter des alten Glaubens vor den farbenreichen und sinnfälligen Schöpfungen der hellenischen Phantasie. Der alte Gottesdienst, dessen Vernachlässigung oder Umgestaltung die strenge Gewissenhaftigkeit der Römer in religiösen Dingen nicht zuliefs, erstarrte vielfach in der Hand der Priester zur inhaltlosen und unverstandenen Form, weil die grofse Mehrzahl der Gläubigen unter dem Einflusse der griechischen Auffassung in den alten Göttern etwas ganz anderes zu sehen begann, als das, als was sie ursprünglich gedacht waren, und an ihnen nur in so weit festhielt, als sie im stande war, sie in die greifbare Persönlichkeit griechischer Göttergestaltung zu übersetzen. Dem wurde wirksam Vorschub geleistet durch die Thatsache, dafs ein Teil der griechischen Götter bei ihrer Aufnahme in den römischen Staatskult auf Grund einer wirklichen oder vermeintlichen Wesensverwandtschaft die Namen altrömischer Gottheiten annektiert hatte und sich so bald völlig an ihre Stelle setzte: Ceres und Liber, Neptunus und Bona dea sind Götter der alten Religion, aber nachher usurpierten Demeter und Dionysos, Poseidon und Damia diese Namen, und der Römer etwa der Zeit der Samniterkriege, der zu Ceres betete, dachte dabei gewifs nicht mehr an das gestaltlose *numen*, das nach dem alten Glauben über dem Wachstum der Saaten wachte, sondern an die gleichnamige Göttin, deren Bild jedermann im Tempel beim Zirkus sehen konnte, d. h. an die griechische Demeter; ebenso sind die zwar nicht altrömischen aber altlatinischen Kulte von Diana und Venus zugleich zu Trägern des griechischen Artemis- und Aphroditedienstes geworden, und so erklärt es sich, dafs im Tempel der Diana auf dem Aventin, deren Ritual nicht das griechische, sondern das einheimische war, ein altertümliches Schnitzbild verehrt wurde, das dem in Massilia aufgestellten Bilde der Artemis glich d. h. die Göttin in dem bekannten Typus der ephesischen Artemis darstellte. Zunächst waren es die grofsen Götter der Griechen, die sich solchergestalt erst des Namens und dann auch mehr und mehr des Wesens ihrer römischen Gegenbilder bemächtigten; in dem religionsgeschichtlich bedeutsamen zweiten Jahre des Hannibalischen Krieges, als nach der Niederlage am trasimenischen See die schwere Not der Zeit zu mancherlei Neuerungen auch auf religiösem Gebiete trieb, hielt man zum ersten Male eine Götterbewirtung ab, die über den Kreis der bisher bei diesem Brauche vertretenen Gottheiten weit hinausging; auf sechs Polsterlagern ruhten sechs Paare von Gottheiten, Juppiter und Juno, Neptunus und Minerva, Mars und Venus, Apollo und Diana, Volcanus und Vesta, Mercurius und Ceres: das sind nach Auswahl und Anordnung die zwölf grofsen Götter, wie sie manchenorts in Griechenland als auserlesener Kreis verehrt wurden; aber die Namen sind römisch, der griechische Brauch und das griechische Götterbild hatte sich auch Gottheiten erobert, die, wie Mars, Volcanus, Vesta, zu den alten *di indigetes* der Vorzeit gehörten.

Das Streben nach bildlicher Darstellung hat aber bald über den Kreis

Digitized by Google

derjenigen Götter hinausgegriffen, für die sich eine mehr oder weniger einleuchtende Gleichung mit einer griechischen Gottheit und damit die Möglichkeit ergab, das Bild der letzteren einfach zu übernehmen, es hat auch diejenigen Götter erfafst, die, eigenartig römischer Anschauung entsprungen, ihresgleichen im griechischen Olymp nicht ohne weiteres fanden. Zwar nicht alle Götter des alten Glaubens haben die Wandelung aus unpersönlichen Begriffen zu körperlicher Gestaltung mitgemacht, manch einer ist in Vergessenheit geraten, ehe er zur bildlichen Ausprägung kam; aber die Mehrzahl von ihnen erhielt im Laufe der Zeit Tempel und Tempelbild. Das letztere neu zu schaffen, war keine leichte Aufgabe, denn die altrömische Religion hat keine Mythologie, sie kennt keine Götterehen und Götterkinder, keine Erzählungen von Thaten und Leiden der Götter; man konnte also im Bilde nicht das Leben und Handeln des Gottes wiedergeben, denn er hatte nicht gelebt und gehandelt, sondern war darauf angewiesen, aus dem griechischen Typenvorrat die Darstellung eines Gottes von annähernd ähnlicher Bedeutung und Wirksamkeit auszuwählen und dann den Besonderheiten der römischen Anschauung durch Beigabe von neuen Attributen oder sonstige Modifikationen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Natürlich gelang die Lösung dieser Aufgabe nicht überall mit gleichem Glück. So ist eine der häufigsten Darstellungen die der Kompitallaren, die uns als jugendliche Gestalten mit lockigem Haare entgegentreten, in hochgeschürzter Tunika im Tanzschritte ausschreitend und mit der hochgehobenen Rechten aus einem Trinkhorn in die in der anderen Hand gehaltene Schale einschenkend (s. Abb. 2); obwohl die erhaltenen Denkmäler erst späterer Zeit angehören, können wir doch das Vorkommen dieser Darstellung bis hinauf in die Zeit des Naevius verfolgen, der in seiner Komödie Tunicularia einen griechischen Maler Theodotus verspottete, 'der in seiner Klause, ringsum von Vorhängen verdeckt, auf die Altäre zur Kompitalienfeier mit dem Ochsenschwanze die tanzenden Laren malt'. Das noch nachweisbare Vorbild haben bakchische Darstellungen unteritalischer Kunstübung geboten, die Veranlassung die Laren gerade in solchem wein- und tanzfrohen Gebaren darzustellen gab der Gedanke an die frohe und ausgelassene Festfeier der *uncta Compitalia*; der Gesamtwirksamkeit der Laren aber, in denen der Römer die göttlichen Wächter seines Grundstückes sieht, wird das Bild wenig gerecht. Dafs die Versinnlichung der alten Götter im Bilde erst zu



Abb. 2. Tanzender Lar, Bronzestatuette im Konservatorenpalast (Annali d. Inst. 1882 tav. d'agg. N).

Digitized by Google

einer Zeit erfolgte, in der die Fühlung mit der alten Religion schon merklich gelockert war, zeigt das Bild des Dius Fidius. In ihm stellt sich eine besondere Seite des Himmelsgottes dar: der Himmel, überall sichtbar und alles sehend, ist der berufene Zeuge bei Eid und Versprechen, Dius (= Diovis) Fidius, von den Griechen treffend mit *Ζεὺς Πίστιος* übersetzt, ist Juppiter als Schützer von Treue und Bündnis. Die Statue des Gottes aber, die — inschriftlich gesichert — vor einer Reihe von Jahren zu Tage kam (s. Abb. 3), ist eine jener mit anliegenden Oberarmen und rechtwinkelig vorgestreckten Unterarmen steif dastehenden nackten Jünglingsfiguren, welche die archaische Kunst der Griechen im menschlichen Kreise für Siegerstatuen, im göttlichen für Apollodarstellungen verwendet: die Thatsache, dafs Apollo an vielen Orten Griechenlands als Schwur- und Bündnisgott verehrt wurde, bestimmte die Wahl des Bildes und liefs es völlig vergessen, dafs der römische Gott doch eine Sonderform des Juppiter war. Das griechische Vorbild der Dius Fidius-Statue mufs etwa dem Anfange des 5. Jahrhunderts angehört haben: da im J. 466 v. Chr. Sp. Postumius den Tempel des Dius Fidius auf dem Quirinal weihte, könnte man geneigt sein, die Schöpfung des Bildes mit der Gründung des Tempels in Verbindung zu bringen, aber ein derartiges Verkennen der alten Natur des Gottes, wie sie sich in der Wahl des Apollotypus ausspricht, ist mit einer so frühen Entstehung kaum vereinbar; jedenfalls sind die meisten sonst bekannten Kultbilder altrömischer Gottheiten erst im 3. Jahrh., im Zeitalter der punischen Kriege, und weiterhin entstanden; auch die tanzenden Laren des Theodotus werden etwas Neues gewesen sein zu der Zeit, als Naevius sich über ihren Schöpfer lustig machte.



Abb. 3. Dius Fidius, Marmorstatue im Vatikan (Annali d. Inst. 1885 tav. d'agg. A).

Auch für die Bildung eines anderen alten Gottes hat der griechische Apollo die Vorlage abgegeben: im Tempel des Totengottes Vejovis, der 192 v. Chr. in der Einsattelung zwischen Kapitol und Burg erbaut wurde, stand ein altertümliches Schnitzbild aus Cypressenholz, ein jugendlicher Gott, Pfeile in der Hand haltend, eine Ziege ihm zur Seite. Übel angebrachte Küsterweisheit erinnerte sich an die Ziege Amaltheia, die das Zeuskind genährt hatte, und erblickte in Vejovis, auch dem Namen nach, einen kleinen, jugendlichen Juppiter; Verständigere aber verkannten nicht, dafs das Bild einen Apollo darstellte, als Todesgott aufgefafst und darum mit den verderbenbringenden Pfeilen ausgestattet; die Ziege aber ist römische Zuthat, denn

Digitized by Google

nach römischer Vorstellung gehört sie den Unterirdischen an, und der Flamen Dialis, der Priester des Himmelsgottes, der keine Leiche und kein Grab sehen darf, darf auch eine Ziege weder anrühren noch auch nur den Namen des Tieres nennen.

In der Beifügung derartiger Attribute zur genaueren Bezeichnung des Vorstellungskreises, in dem die Bedeutung des dargestellten Gottes zu suchen ist, liegt eine Eigenart und Stärke der römischen Sakralkunst. Eine besonders glückliche Schöpfung dieser Art stellt das Bild des Genius dar: ursprünglich durchaus an die Person gebunden, ist der Genius die Kraft, die im Hausvater zeugend über dem Fortbestand der Familie waltet, dann weiterhin die Vertretung alles Kräftigen, Energischen, Genufsfreudigen im Manne, der ins Göttliche übersetzte Römer selbst: diese Vorstellung wird treffend verkörpert durch das Bild eines römischen Bürgers im Staatskleide, der Toga, der mit über das Hinterhaupt heraufgezogenem Gewande aus einer Schale die Opferspende ausgiefst, während er im linken Arme ein Füllhorn hält (s. Abb. 4); dieses Füllhorn, das redende Symbol der *genialis copia,* erscheint als unterscheidendes Attribut dieses Gottes auch bei allen sonst vielfach abweichend gestalteten Bildern von Genii der Städte, Korporationen, Truppenkörper u. s. w. Silvanus ist, wie sein Name sagt, zunächst der Gott des Waldes und der Waldweide, der *silvatica pastio,* dann aber stellt sich, als der Wald mehr und mehr der Kultur weicht, auch die an die Stelle des ausgerodeten Waldes tretende Farm, die *villa,* unter seinen Schutz: von alledem redet das typische Bild des Gottes, das uns auf zahlreichen Denkmälern entgegentritt, deutlich und vernehmlich. Ein älterer Mann mit wallendem Haar und Bart — ein Zeustypus scheint zu Grunde zu liegen — trägt auf dem Kopfe einen Kranz von Pinienzapfen und im Arme ein Stück Wald, einen kräftigen Baum oder Baumast; aber das gekrümmte Gärtnermesser in seiner



Abb. 4. Sog. Genius Augusti, Marmorstatue im Vatikan (nach Originalphotographie).

Digitized by Google

Rechten und der mit Früchten aller Art gefüllte Fellschurz, der ihm um den Hals hängt, zeigen, dafs er bereits die Gartenkultur kennt, und zur Seite sitzt ihm der Hund, der treue Wächter des Grundstücks (s. Abb. 5). Eine solche Häufung von Attributen mag künstlerisch betrachtet ihre Bedenken haben, für die so zu sagen logische Auffassung des Römers aber ist sie sehr charakteristisch: er verfährt bei der Beifügung von Attributen zu einem Götterbilde genau ebenso, wie wenn er in der Sprache einen Substantivbegriff durch eine Reihe attributiver Adjektiva einengt und präzisiert. Beispiele für dieses Vorgehen lassen sich namentlich aus dem in Rom so reich vertretenen Kreise von göttlichen Personifikationen abstrakter Begriffe, wie Libertas, Pietas, Aequitas u. s. w. in Menge beibringen; ich möchte mich damit begnügen, hier noch auf einen besonders lehrreichen Fall hinzuweisen. Sulla führte bekanntlich das unwandelbare Glück, das ihm in allen Lebenslagen treu blieb, auf die Gunst der Venus zurück; wie er selbst sich Sulla Felix nannte, so verehrte er die Göttin als Venus Felix und übersetzte seinen Beinamen griechisch mit Ἐπαφρόδιτος. Die Schutzgöttin ihres Gründers nahm die Sullanische Kolonie Pompeji, oder mit vollem Namen *Colonia Veneria Cornelia*, als Stadtgöttin an, und diese Venus Pompeiana vergegenwärtigen uns eine Reihe von Wandbildern (s. Abb. 6): als Venus durch ihre ganze Haltung und Kleidung und durch den neben ihr stehenden Amor, der ihr einen Spiegel hinhält, kenntlich, wird sie durch das beigegebene Steuerruder, das gewöhnliche Attribut der Tyche-Fortuna, als eine schicksalslenkende Gottheit charakterisiert; als Stadtgöttin trägt sie auf dem Haupte eine Zinnenkrone, als Venus Felix einen Ölzweig, den *ramus felicis olivae*, um mit Virgil zu reden; dafs dieser Ölzweig geradezu als eine Übersetzung des Beiwortes Felix in die

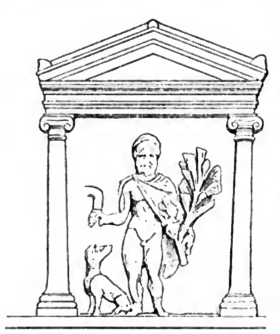


Abb. 5. Silvanus, von einem Relief des Museo archeol. in Florenz (Mitt. d. röm. Inst. I Taf. VIII).



Abb. 6. Venus Pompeiana, von einem pompejanischen Wandbilde (Monum. d. Inst. III 6a).

Digitized by Google

Sprache der Kunst aufzufassen ist, zeigen Münzen Hadrians, die laut Umschrift die Roma Felix darstellen und auf denen sich das Bild der Göttin Roma von den sonstigen Darstellungen nur durch die Hinzufügung des Ölzweiges unterscheidet.

Das Götterbild ist in Rom auf dieselbe Weise entstanden wie das, was sich für römische Göttersage ausgiebt, sekundär auf dem Wege der Reflexion und Kombination, durch Herübernahme griechischer Vorbilder und mehr oder minder geschickte Anpassung derselben an römische Namen und Vorstellungen. Griechen und griechisch gebildete Römer haben den Römern ebenso ihre Göttererzählungen wie ihre Götterbilder gemacht, alteinheimische Göttertypen giebt es ebenso wenig wie eine altrömische Göttersage. Auch wer dies im allgemeinen zuzugestehen geneigt ist, pflegt doch eine Ausnahme zu machen: die doppelgesichtige Bildung des der römischen Religion eigentümlichen Gottes Janus gilt als unbestreitbares Eigentum der Römer oder Italiker, etwa als eine sinnfällige Verkörperung des Himmels, ὃς πάντ' ἐφορᾷ καὶ πάντ' ἐπακούει. Aber die Gründe und Zeugnisse für das hohe Alter und die italische Herkunft des Janusbildes halten vor einer eingehenden Prüfung nicht stand. Die uralte, nie von ihrem Platze verrückte Kultstätte des Gottes ist der *ianus geminus*, das Doppelthor am oberen Forum: dafs dieses Thor von Haus aus als Durchgang diente, ist allgemeine Überlieferung und gewifs nicht zu bezweifeln, damit ist aber der Gedanke an eine innerhalb der Thoröffnung stehende Statue des Gottes als mit der Bestimmung der Baulichkeit im Widerspruche stehend ausgeschlossen. Eine solche Statue stand freilich dort am Ausgange der Republik, und zwar stellte sie den Janus als Gott des Jahres dar, und es waren an ihr die Finger beider Hände so kunstreich gruppiert, dafs sie zusammen in Zahlzeichen die Ziffer 365, die Zahl der Tage des Jahres, nachbildeten: gläubige Gemüter hielten das Bild für eine Stiftung des Numa und stiefsen sich bei dieser freigebigen Datierung weder an die Ungeheuerlichkeit, dafs ein Künstler jener grauen Vorzeit dies raffinierte Kunststück der Fingerrechnung zum Ausdruck gebracht haben sollte, noch an die Thatsache, dafs das bürgerliche Jahr der Römer erst seit der Kalenderreform Caesars 365 Tage zählte. Lassen wir dieses apokryphe Denkmal, wie es sich gebührt, aufser Rechnung, so finden wir den bärtigen Doppelkopf des Janus zuerst auf der ältesten römischen Kupferprägung, wo er bekanntlich die Einheitsmünze, den As, bezeichnet (s. Abb. 1 S. 161). Die Kontroverse der Numismatiker über das Alter dieser ältesten Kupferprägung ist zur Zeit noch unentschieden, es läfst sich daher auch nicht mit Sicherheit ausmachen, ob der unbärtige Doppelkopf auf den Kupfermünzen einiger etruskischen Städte (vor allem Volaterrae) eine modifizierte Nachahmung der römischen Prägung darstellt oder, wofür mir gewichtige Gründe zu sprechen scheinen, von ihr unabhängig ist. Aber unter allen Umständen scheint es mir vorschnell und willkürlich, aus dem Doppelkopfe der Münzen auf eine römische Kultstatue des Janus zu schliefsen, der das Münzbild nachgeahmt sei: wer sich vor Augen hält, wie ausgezeichnet sich der Doppelkopf zur Ausfüllung des Münzrundes eignet, zu

Digitized by Google

welch unlösbaren Schwierigkeiten dagegen der Versuch führt, eine Kultstatue in ganzer Figur mit einem Körper und doppeltem Gesicht zu bilden, der wird sich dem Schlusse nicht entziehen können, dafs zuerst nur der Doppelkopf existierte und die unorganische Bildung einer Ganzfigur der geschilderten Art zu verstehen ist nur unter der Voraussetzung, dafs der Doppelkopf das Frühere und Gegebene war. Dafs die Römer, die für die Teilstücke des As griechische Götterköpfe (Zeus, Athene, Herakles, Hermes) wählten, den Wunsch hatten, das erste Nominal, den As, mit dem Bilde des Gottes zu bezeichnen, von dem bei ihnen der Satz galt *penes Ianum sunt prima*, ist begreiflich; war aber die Aufgabe gestellt, das nach Osten und Westen schauende Doppelthor, den *ianus geminus*, ins Menschlich-Figürliche zu übersetzen, so bot sich der Doppelkopf, der ja auch, männlich und weiblich, bärtig und jugendlich, der älteren griechischen Münzprägung keineswegs fremd ist, ungezwungen als leicht verständliches Symbol. Also nicht für den Gottesdienst, meine ich, sondern als Münzzeichen ist der Doppelkopf zuerst erfunden worden: als dann im J. 260 der Sieger von Mylae, C. Duilius, den ersten und einzigen Tempel des Janus in Rom erbaute, mag man hier zum ersten Male den doppelgesichtigen Gott in ganzer Figur als Kultbild dargestellt haben; wie es sich für den Gott des Einganges gehört, trug das Bild die Abzeichen des Pförtners, Schlüssel und Stab. Augustus aber stellte in diesem Tempel eine von ihm aus Ägypten mitgebrachte Statue des *Ianus pater* auf, von der man nicht genau wufste, ob sie von Praxiteles oder von Skopas herrührte: dafs weder der eine noch der andere ein Standbild des Janus machen konnte, bedarf keines Beweises, es war ein griechisches Götterbild, wahrscheinlich eine Doppelherme des Ἑρμῆς δικέφαλος, das hier zum Janus umgetauft wurde. Denn das ist die letzte Etappe auf dem Siegeszuge des griechischen Götterbildes durch die römische Religion, dafs nunmehr ohne Rücksicht auf die alte Bedeutung des römischen Gottes das Bild eines vermeintlichen griechischen Verwandten sich an seine Stelle setzt und ihn verdrängt, wenn nicht im Kultus, so doch in der Poesie und in der Vorstellung der Gebildeten. Der alte Gott der Herden und der Befruchtung Faunus hat mit dem griechischen Pan von Haus aus nichts gemein, als den verwandten Wirkungskreis; als man das Bedürfnis empfand, an der alten Stätte des Gottes, am Luperkal, ein Bild aufzustellen, bildete man ihn genau so, wie seine Priester am Luperkalienfeste aufzutreten pflegten, als nackten Mann mit einem um den Leib geschlagenen Ziegenfell; eine Mischgestalt aus Mensch und Tier zu verehren war für den nüchternen Sinn der Römer eine Unmöglichkeit. Aber selbst dem Horaz, der sonst auf religiösem Gebiete sich viel mehr als seine Zeitgenossen im römischen Gedankenkreise bewegt, ist Faunus der *Nympharum fugientum amator*, und bei Lukrez, Virgil, Ovid ist der Gott zu einem gehörnten und bocksfüfsigen Gesellen geworden, der auch in der Mehrzahl als Gattungsbegriff unter dem *semideum pecus* des bakchischen Thiasos erscheint. So vollzieht sich unter dem hellenisierenden Einflusse der Augusteischen Poesie eine völlige Umwertung der Begriffe, unter deren Einflusse noch heute unser Sprachgebrauch und unsere Vorstellung steht:

Digitized by Google

wer heutzutage von einem 'faunischen Lächeln' oder von dem 'Janusgesicht der gegenwärtigen Politik' redet, der denkt nicht daran, dafs er als abgegriffene Münze Namen aus einem verschollenen Götterkreise gebraucht, dessen Gestalten, unpersönlich und körperlos gedacht, in demselben Mafse von ihrem ursprünglichen Gehalte verlieren mufsten, in welchem sie sinnlich greifbar im Bilde herauszutreten strebten.

Digitized by Google

CICERO UND TERENTIA.

Von Otto Eduard Schmidt.

Ciceros Ehe mit Terentia verdient unser besonderes Interesse, auch abgesehen von den beteiligten Persönlichkeiten, schon aus einem äufserlichen Grunde: sie ist die einzige Ehe des Altertums, deren Wesen wir aus einer authentischen Überlieferung wirklich zu erkennen vermögen. Was wollen die Aufschlüsse, die uns z. B. die Inschriften über eheliche Verhältnisse bieten, wie wertvoll sie an und für sich sind, bedeuten gegenüber den 24 Briefen Ciceros an Terentia im XV. Buche der Episteln, zumal da uns die gleichzeitigen Ergüsse des Briefschreibers an Atticus und an andere Freunde auch das wiederfinden lassen, was zwischen den Zeilen verloren gegangen zu sein scheint! Dort, in den Inschriften, spiegelt sich in der Regel ein einziger Moment wieder, der des Verlustes, in oft rührenden Lauten der Gattenliebe; aber gerade dieser Moment voll schmerzlicher Sehnsucht nach einem entschwundenen Glück ist geeignet, die Wirklichkeit zu idealisieren: hier, in Ciceros Briefen, sehen wir beide Gatten am sausenden Webstuhl der Zeit stehen in den frischen Farben des Lebens, ein echtes und wahrhaftiges Bild wirkend ihrer selbst in Geschäft und Ruhe, in Freude und Trauer, in Liebe und Erkaltung; unser Beobachtungsgebiet aber erstreckt sich — wenn auch mit grofsen Unterbrechungen — über 22 Jahre, von 68—47 v. Chr. Eine kurze Darlegung der Beziehungen Ciceros zu seiner ersten Frau scheint mir aber auch aus dem Grunde der Mühe wert zu sein, weil die darüber verbreiteten Meinungen nicht ganz zutreffend sind. Dafs wir bei Drumann trotz aller äufserlichen 'Wissenschaftlichkeit' kein objektives Urteil über Ciceros Ehe finden können, wird niemanden überraschen, der die isolierende, räsonnierende und schliefslich karikierende Weise seiner Darstellung kennt. Drumann schildert Terentia als eine Heroine, neben der Cicero eine klägliche Rolle spielt: 'Sie konnte ihn mit seiner gänzlichen Mutlosigkeit nicht übertragen und wurde in sein Schicksal verwickelt . . . .[1]) Für ihn war es ein Glück, dafs eine solche Gattin ihm zur Seite stand und eine Schande, dafs er sie verstiefs.' Aber auch in den Werken von Männern, denen sonst keine Einseitigkeit des Urteils anhaftet, wird die Scheidung Ciceros von

[1]) Die 8 Seiten Drumannschen Textes, die zwischen den beiden zitierten Stellen stehen und hier durch Punkte angedeutet sind, sind voll von schiefen und gehässigen Urteilen, die in der Verdrehung klarer oder doch wenigstens begreiflicher Umstände das Ungeheuerlichste leisten. Ich werde hier und da in den Anmerkungen auf den Kontrast einer gesunden Interpretation mit dieser Aftergelehrsamkeit aufmerksam machen.

Digitized by Google

seiner Gattin mehr oder minder hart verurteilt. So lesen wir z. B. in den Römischen Privataltertümern von Marquardt I S. 70 Anm. 376: 'Auch Cicero schied sich von seinen beiden Frauen ohne besondere Veranlassung', und M. Schneidewin ('Antike Humanität' S. 179 f.) mildert zwar den Vorwurf für Ciceros Person, indem er seine Handlungsweise als typisch für seine Zeit hinstellt, betont aber doch den grellen Kontrast der Lage Terentias als einer verstofsenen Frau mit dem Heldengeist und dem thatkräftigen Opfermut, womit sie offenbar in den schlimmsten Zeiten ihre Aufgabe, eine Lebensgefährtin Ciceros zu sein, durchgeführt hatte, und findet in dieser Scheidung einen 'nicht wegzutilgenden Schatten' auf der antiken Humanität, der durch die Gleichgültigkeit, mit der Cicero die Geschäfte der Scheidung regelte, nicht gemildert werde. Diese Fassung des Urteils steht der Wahrheit etwas näher als das Drumannsche, aber man vermifst doch auch hier einen Hinweis auf die besonderen Verhältnisse, unter denen die Scheidung erfolgte, allzu sehr, um das Urteil gerecht zu finden. Deshalb erlaube ich mir, hier zunächst einmal die Akten über die Ehe und Ehescheidung Ciceros und der Terentia vorzulegen; vielleicht gelingt es uns, auch hier das Unbegreifliche in das Bereich des Verständlichen und des Menschlichen zu rücken.

Terentia war aus begüterter Familie und besafs selbst ein beträchtliches Vermögen.[1]) Genaueres über ihre Herkunft und die Zeit ihrer Verehelichung mit Cicero wissen wir nicht; doch darf man vermuten, dafs die Heirat spätestens etwa im J. 77, nach Ciceros Heimkehr aus Asien erfolgte.[2]) Wichtig ist es, die Art der Eheschliefsung zu erkennen: sie geschah nicht durch eine der drei älteren Formen der *confarreatio*, des *usus* oder der *coëmptio*, durch die die Frau samt ihrem Vermögen in die manus des Mannes überging, sondern durch die moderne Form ohne manus, bei der die Frau mit ihrem Manne nicht in Gütergemeinschaft lebte, sondern ihr Vermögen selbst verwaltete oder durch einen eigenen Prokurator, der zugleich ihr Vertrauter und Ratgeber war, verwalten liefs. Der Beweis dafür, dafs Terentia diese lockere Form der Ehe mit Cicero gewählt hatte, liegt in der Summe der unten zu besprechenden Briefstellen, aus denen mit vollster Deutlichkeit hervorgeht, dafs Terentias Vermögen,

---

[1]) Ad Attic. II 4, 5 (erste Hälfte April 59; vgl. Sternkopf, Fleck. Jahrb. 1892 S. 713 f.): *Terentiae saltum perspeximus. Quid quaeris? praeter quercum Dodonaeam nihil desideramus, quominus Epirum ipsam possidere videamur.* Plut. Cic. 8: *φερνή τε Τερεντίας τῆς γυναικὸς προσεγένετο μυριάδων δέκα . . δηναρίων*; endlich gehörte der Terentia ein *vicus*, vgl. Ep. XIV 1, 8. Woher aber Drumann (VI 693) schliefst, dafs die einträglichen Häuser und Buden Ciceros auf dem Aventin und Argiletum der Terentia gehörten — sie brachten jährlich 80000 Sesterzen ein —, ist mir unerfindlich. Die *praedia dotalia*, deren Einkünfte nach ad Attic. XV 20, 4 für den jungen Cicero verwendet werden sollen, sind doch offenbar ländliche Grundstücke, also, wenn sie von Terentia und nicht von Publilia, der zweiten Gemahlin Ciceros, herrührten, etwa gleichbedeutend mit dem oben erwähnten *saltus*.

[2]) Tullia wurde im Spätherbst 67 mit Piso verlobt (vgl. ad Attic. I 3 fin. und Sternkopf, Ciceros Korrespondenz 68—60 v. Chr. S. 7), und nach Ende 63 war sie verheiratet (vgl. Cic. Catil. IV 3). War sie im J. 76 geboren, so war sie damals etwa 14 Jahre alt, was durchaus den römischen Verhältnissen entsprach.


Digitized by Google

gesondert von dem ihres Gatten, der Obhut ihres Freigelassenen Philotimus anvertraut war. Warum, so fragen wir, hatte Terentia diese Form der Ehe gewählt in einer Zeit, wo sie zwar bereits sehr verbreitet, aber doch keineswegs die ausschliefsliche war (Marquardt, Röm. Privataltertümer I 62)? Diese Frage führt uns auf Terentias Charakter.

'Das Charakteristische der römischen Frau ist die *austeritas*, sie ist sittlich makellos, aber ihr fehlt die Grazie der Griechinnen und die heitere Liebenswürdigkeit, die das Glück des Mannes ausmacht. Ist sie dabei von altem Adel oder erheblichem Reichtum, oder verdankt sie auch nur ihrem Manne eine hervorragende Stellung, so ist sie anspruchsvoll, hochmütig und prunksüchtig. In reichem Schmucke einherzugehen, Gold, Purpur und in späterer Zeit Perlen zu tragen, eine Equipage zu halten, Sklaven und Sklavinnen zum eigenen Dienst zu haben und Handwerker aller Art für ihre eigenen Zwecke zu beschäftigen sind die römischen Damen immer geneigt gewesen; und wenn es gleich zu allen Zeiten glückliche Ehen gegeben hat, so läfst sich nicht allein aus den stehenden Scherzen der Komiker, die, obgleich den Griechen entlehnt, doch auch in Rom grofsen Anklang fanden, sondern aus einzelnen überlieferten Notizen ein Bild einer römischen Frau entwerfen, in welchem herrschsüchtiges Streben nach dem Regiment des Hauses, unfreundliche Strenge und Bewufstsein des eigenen Wertes die Hauptzüge sind.'[1])

Das hier entworfene allgemeine Bild pafst — abgesehen von der nicht besonders bezeugten Putzsucht — fast Zug für Zug auf Terentia: das bestätigt Plutarch[2]) und noch glaubwürdiger der Ehemann selbst. Terentia stand also der Geistesrichtung, die für ihren Gemahl charakteristisch ist und den innersten Kern seines Wesens bildet, der Humanität, fremd gegenüber. Schon ihre Herbheit und Schroffheit bildete einen scharfen Gegensatz zu dem weichen und rücksichtsvollen Wesen des Mannes, der natürlich Milde und Zartheit auch bei der Lebensgefährtin suchte. Hier war die Basis für zahllose Verstimmungen gegeben.

Gröbere Konflikte konnte die der Terentia eigene starke Betonung ihres Sondereigens und die Sucht, es zu vermehren, heraufführen[3]), die gröbsten lagen in der Natur ihres Prokurators und Vertrauten Philotimus. Cicero mufs wohl gewichtige Gründe gehabt haben, diesem gewandten, aber unlauteren

---

[1]) Marquardt a. a. O. I 59 f.

[2]) Cic. 20: '*Und auch im übrigen war sie nicht von sanftem oder zaghaftem Charakter, sondern eine ehrgeizige Frau, die, wie Cicero selbst sagt, mehr an den Staatsgeschäften ihres Mannes teil nahm, als sie ihm Anteil an den Familien- und Vermögensangelegenheiten gestattete.* Vgl. Cic. Ep. XIV 4, 5. 1, 1 u. 5. Im J. 47 scheint Terentia auch ihren Prokurator Philotimus auf eigene Faust nach Alexandria zu Caesar geschickt zu haben, um die damals befürchtete Konfiskation von ihrem und Ciceros Vermögen abzuwenden, vgl. Ep. XIV 8. 24. 23; ad Attic. XI 16, 5. 19, 2. 23, 2. 24, 4.

[3]) Plutarch Cic. 41: *πρῶτον μὲν γὰρ ἀπεπέμψατο τὴν γυναῖκα Τερεντίαν ἀμεληθεὶς ὑπ' αὐτῆς παρὰ τὸν πόλεμον, ὥστε καὶ τῶν ἀναγκαίων ἐφοδίων ἐνδεὴς ἀποσταλῆναι καὶ μηδ' ὅτε κατῆρεν αὖθις εἰς Ἰταλίαν τυχεῖν εὐγνώμονος . . . ἀλλὰ καὶ τὴν οἰκίαν τῷ Κικέρωνι πάντων ἔρημον καὶ κενὴν ἀπέδειξεν ἐπὶ πολλοῖς ὀφλήμασι καὶ μεγάλοις.*

Digitized by Google

Manne zu mifstrauen, denn seine Aussprachen über Philotimus dem Atticus gegenüber lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Philotimus scheint ihn bei der Berechnung und Ablieferung der Erträge des Vermögens der Terentia übervorteilt zu haben, vielleicht zu Gunsten dieses Vermögens, vielleicht aber auch auf eigene Rechnung; er betrieb solche unlautere Manipulationen besonders, wenn ihm Cicero nicht auf die Finger sehen konnte. So schreibt Cicero am 15. Oktober 50 aus Athen ad Attic. VI 9, 2: *παραφύλαξον, si me amas, τὴν τοῦ φυράτου φιλοτιμίαν* (Anspielung auf Philotimus[1]) Namen) *αὐτότατα: . . procura, quantulacunque est, Precianam hereditatem prorsus ille ne attingat. Dices* (sc. Philotimo) *nummos mihi opus esse ad apparatum triumphi* etc.

Am 9. Dez. 50 (ad Attic. VII 3, 7) beschuldigt Cicero den Prokurator geradezu des Betrugs und beschliefst, künftig kein Geldgeschäft mehr durch ihn besorgen zu lassen: *De Philotimo faciam equidem, ut mones. Sed ego mihi ab illo non rationes exspectabam, quas tibi edidit, verum id reliquum, quod ipse in Tusculano me referre in commentarium mea manu voluit quodque idem in Asia mihi sua manu scriptum dedit: id si praestaret, quantum mihi aeris alieni esse tibi edidit, tantum et plus etiam ipse mihi deberet. Sed in hoc genere, si modo per rem publicam licebit, non accusabimur posthac, neque hercule antea neglegentes fuimus, sed amicorum multitudine occupati.* Trotz dieser Gesinnung ihres Mannes gegen Philotimus, die ihr doch nicht verborgen bleiben konnte, trennte sich Terentia nicht von ihrem Prokurator, und Cicero besafs kein Mittel, sie dazu zu zwingen. — So war also von vornherein in dem Widerstreit der *humanitas* Ciceros und der *austeritas* der Terentia, ferner in der lockeren Form der Ehe, die der Terentia eine ihrem Wesen entsprechende Förderung ihres Sondereigens ermöglichte, endlich in dem unlauteren Wesen des in Geldsachen zwischen Mann und Frau stehenden Prokurators Philotimus die Wurzel tiefgehender Konflikte gegeben.[2])

---

[1]) Auf Philotimus bezieht sich auch eine, wie ich meine, bisher noch nicht richtig erklärte Stelle, ad Attic. VII 1, 9: *redeamus domum. Diiungere me ab illo volo: mirus est φυράτης, germanus Lartidius.* Hier wird Lartidius von allen Herausgebern als Eigenname, als Name eines berühmten Spitzbuben, aufgefafst. Man hat das Wort sogar gleich *Laertiades* setzen wollen. Aber dem widerspricht doch *germanus*, das einen Gattungsbegriff fordert, und auch der Parallelismus zu *φυράτης*; *lartidius* ist vielleicht eine Bildung von *lars*, *germanus lartidius* = 'der reine Lord', dem das Geld zwischen den Fingern zerrinnt. Gerade für Philotimus ist Cicero mit interessanten Wortbildungen bei der Hand. Ad Attic. XII 51 (44), 3 ist von einer Kriegsflunkerei des Philotimus die Rede und überliefert: *Solet omnino esse fulvi master* M, das löse ich auf: *fulminaster* 'Blitzkerl', ein Kerl, der es blitzen läfst, vgl. Vergil, Georg. IV 561 f.: *Caesar fulminat bello.*

[2]) Drumann hat diese einfachen und klaren Thatsachen entweder nicht erkannt, oder absichtlich verschleiert. Was er über Philotimus sagt, sind mysteriöse, einander widersprechende Angaben, geeignet den Leser irrezuführen, während sich doch mit zwei Worten das Verhältnis dieses Mannes zu Terentia klarstellen liefs. Statt dessen sagt Drumann VI 688: 'Philotimus, welcher das Geschäft nicht besorgen und das Geld nicht verrechnen sollte, weil Cicero an seiner Redlichkeit zweifelte; mehr sagte er nicht (?), da er den Mann schonen mufste (warum?)'. S. 689: 'Cicero entzog dem betrügerischen Philotimus aus Gründen, welche ihm nicht zur Ehre gereichten (?), die Verwaltung nicht.'

Digitized by Google

Immerhin war die Ehe Ciceros mit Terentia, wenn es auch nicht an vorübergehenden Verstimmungen gefehlt haben mag, lange Zeit eine glückliche. Ciceros sanftes Naturell ertrug die Härten der Gattin geduldig, Terentia war zufrieden über das Aufsteigen des Gemahls bis zum höchsten Staatsamte, an dessen Ehre doch auch sie in gewissem Mafse teilnahm[1]), und Philotimus hatte weniger Gelegenheit, seine Einmischung fühlbar zu machen, so lange sich die Besitzverhältnisse beider Gatten glücklich entwickelten. Allerdings besitzen wir kein schriftliches Zeugnis aus dem ersten Jahrzehnt der Ehe, um so zahlreichere aus dem zweiten. Das älteste ist eine teilnehmende Äufserung aus dem November 68 an Atticus (ad Attic. I 5, 8): *Terentia hat arge Gelenkschmerzen, sie liebt Dich, Deine Schwester und Mutter ganz besonders und läfst Dich herzlich grüfsen, ebenso die kleine Tullia, unsere Wonne.* Glückstrahlend trotz ihrer Kürze ist auch die Anzeige der Geburt des jungen Marcus: *Wisse, dafs mir unter dem Konsulate des L. Julius Caesar und des C. Marcius Figulus ein Sohn geboren worden ist. Terentia befindet sich wohl.*[2]) Sogar in der vierten Catilinaria (§ 3) gedenkt Cicero der Gattin vor dem ganzen Senate: 'Gar oft lenkt das Bild der geängstigten Gattin meine Gedanken nach Hause.' Und 3 Jahre später (am 20. Jun. 60, ad Attic. I 18, 1) klagt er: *So verlassen bin ich von allen guten Freunden, dafs meine einzige Erholung die Zeit ist, die ich mit meinem Weibe, meiner Tullia und meinem süfsen Cicero verbringe.*

Besonders die Trennung liefs die Flecken an Terentias Charakter in Ciceros Vorstellung zeitweilig völlig verschwinden und verklärte ihr Bild zu dem einer heifsgeliebten Frau: das zeigte sich während des Exils (März 58 bis August 57). Am 29. April 58, als sich der Verbannte von Brundisium nach Thessalonich einschiffte, schrieb er an Terentia (Ep. XIV 4, 1): *Wenn diese Zustände dauernd werden, so will ich Dich sobald als möglich sehen und in Deinen Armen sterben* ... und am Schlufs des Briefes: *Meine Terentia, Du mein getreues und gutes Weib, und Du meine teuerste Tochter und Du mein Sohn, auf den ich meine Hoffnung setze, lebet wohl.* In jener Zeit, als die Banden des Clodius das Haus Ciceros auf dem Palatin niederbrannten und seine herrlichen Villen, namentlich das Tusculanum, ausplünderten und zerstörten[3]), erregte Terentia mit Recht Ciceros Be-

[1]) In Ciceros Hause wurde in der Nacht vom 3./4. December 63 das Fest der Bona Dea gefeiert. Dabei geschah es, dafs das schon erloschene Feuer des Altars plötzlich noch einmal hoch aufflammte. Darin erkannten die Vestalinnen ein günstiges Zeichen für das Vorhaben des Konsuls gegen die Catilinarier und beauftragten die Terentia, ihrem Gemahl zu melden, dafs ihm die Göttin durch dieses helle Licht Sieg und Ruhm verheifse, vgl. Plut. Cic. 20.

[2]) Mittelst einer willkürlichen Interpretation wird in den Ausgaben dieses Briefchen ins Jahr 65 gesetzt, und demnach gelten die genannten Konsuln, die im J. 64 amtierten, hier als *designati*. Auf diese Auslegung ist man gekommen, weil die folgenden Sätze des Briefes ad Attic. I 2 sich allerdings durchaus auf das Jahr 65 beziehen. Daraus folgt aber meines Erachtens nur, dafs in ad Attic. I 2 uns 2 falsch vereinigte Briefe vorliegen: die selbständige Geburtsanzeige bis zu den Worten *salva Terentia* (ad Attic. I 2) und der mit *Abs te iam diu nihil litterarum* beginnende Brief ad Attic. I 2a aus dem Sommer 65 v. Chr. Als Geburtsjahr des jüngeren Cicero hat demnach 64 v. Chr. zu gelten.

[3]) Cic. pro Sest. 54; post redit. 18; Ascon. p. 10 etc.

Digitized by Google

wunderung durch die männliche Entschlossenheit, mit der sie die Trümmer seines Vermögens und ihre eigene Habe zu retten suchte. Sie flüchtete mit ihren Kostbarkeiten zu den Vestalinnen, mufste es sich aber gefallen lassen, dafs sie vor das Tribunal gefordert wurde, das an der tabula Valeria, einem Wandgemälde der Curia Hostilia, gelegen war, vermutlich um ihr Besitzrecht an den geretteten Gegenständen nachzuweisen. Die zärtlichsten Koseworte werden ihr für das, was sie geduldet hat und was sie auf sich nimmt, zu teil: *mea lux, meum desiderium . . . mea vita.*[1]) Vor allem aber beschwört sie Cicero, ihre zarte Gesundheit zu schonen. *Tag und Nacht steht mir Dein Bild vor Augen: ich sehe es, wie Du alle Beschwerden auf Dich nimmst, ich fürchte, dafs Du es nicht aushältst.* Mit derselben Wärme spricht sich Cicero gegen andere über Terentia aus, so z. B. gegen seinen Bruder Quintus (ad Quint. I 3, 3): *Ich habe nicht einmal die Begleitung meiner tiefunglücklichen, getreuen Gattin angenommen, damit es jemanden in Rom gebe, der die Trümmer aus unserem Schiffbruch und unsere gemeinsamen Kinder beschützen könnte.* Dieses schöne Verhältnis Ciceros zu seiner Gemahlin blieb, wie die folgenden Briefe des XIV. Buches beweisen, trotz vorübergehender Trübungen bestehen, bis weit über die Zeit hinaus, in der man bei uns die silberne Hochzeit zu feiern pflegt. Bei der Heimkehr aus Cilicien im J. 50 soll ihm seine *süfse und heifsersehnte Terentia* bis Brundisium entgegenreisen[3]); ebenso spricht rührende Sorge für Terentia aus den Briefen XIV 18 und 14, die Cicero nach Ausbruch des Bürgerkriegs am 22. und 23. Januar 49 von Formiae und Minturnae aus geschrieben hat; dieselbe Gesinnung finden wir in Ep. XIV 7 vom 7. Juni 49, dem Briefe, in dem er sich von Terentia und Tullia bei seiner Abfahrt nach Osten zu Pompejus verabschiedet. Ja dieser Brief enthält sogar einen zwar kleinen, aber doch sehr charakteristischen Zug von zarter Rücksichtnahme auf Terentia, auf den neuerdings Schneidewin[4]) aufmerksam gemacht hat: Cicero hat sich längst von dem naiven Glauben an die 'Götter' und von der 'bürgerlichen Religion' des Ritus[5]) zur philosophischen Anschauung der Gottheit aufgeschwungen, nicht so Terentia. Wenn nun aber Cicero, von schwerem Unwohlsein durch ein Gallenbrechen genesen, Ep. XIV 7, 1 schreibt: *χολὴν ἄκρατον noctu eieci, statim ita sum levatus, ut mihi deus aliquis medicinam fecisse videatur, cui quidem tu deo, quemadmodum soles, pie et caste satis facies*[6]), so nimmt er in zarter Weise auf den religiösen Standpunkt seiner Gemahlin Rücksicht.

Aber es war auch das letzte Mal, dafs Cicero mit so zärtlicher Empfindung an seine Gattin schrieb. Der nächste uns erhaltene Brief, Ep. XIV 6 vom 15. Juli 48 aus Dyrrhachium, zeigt einen völlig veränderten Ton. *Oft fehlt es an einem Briefboten, oft an Stoff zum Schreiben. Aus Deinem letzten Briefe*

---

[1]) Ep. XIV 2, 2 vom 5. Oct. 58 aus Thessalonich.

[2]) A. a. O. § 2 u. 3. [3]) Ep. XIV 5, 2.

[4]) Die antike Humanität S. 182 f.

[5]) Vgl. Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte S. 20 f.

[6]) Vgl. damit Ciceros Äufserung Ep. XIV 4, 1: *quoniam neque dii, quos tu castissime coluisti, neque homines, quibus ego semper servivi, nobis gratiam rettulerunt.*

Digitized by Google

ersehe ich, dafs sich keins meiner Landgüter hat verkaufen lassen. Deshalb seht zu, wie der befriedigt werden kann, dessen Befriedigung ich, wie Ihr wifst, dringend wünsche. Wenn Tullia Dir Dank sagt, so wundert mich nicht, dafs Du Dich so um sie verdient machst, dafs sie Dir für ein wirkliches Verdienst Dank sagen könnte.[1] *Sollte Pollex noch nicht abgereist sein, so treibe ihn baldigst dazu. Sorge für Deine Gesundheit. Am 15. Juli.*

Jeder Unbefangene wird mit uns erkennen, dafs dieser Brief aus einer ganz anderen Gesinnung Ciceros gegen Terentia geschrieben ist als alle früheren Briefe: an Stelle der Wärme ist Kälte, an Stelle der Liebe und Verehrung ist kaum verhüllter Tadel und nur schlecht versteckte Ironie getreten. Und es handelt sich dabei nicht um eine augenblickliche Verstimmung Ciceros, sondern dieser frostige Ton bleibt nun durch alle Briefe bis zum Ende der Korrespondenz, die demnach in zwei ganz verschieden getönte Hälften (*a*: XIV 4. 2. 1. 3. 5. 18. 14. 7 und *b*: 6. 12. 19. 9. 17. 16. 8. 21. 11. 15. 10. 13. 24. 23. 22. 20) zerfällt.[2] Hat sich etwa Ciceros Charakter so jäh verändert? Das ist nicht anzunehmen, da er doch in seiner Gesinnung gegen seine Kinder, die Freunde, gegen das Vaterland nach wie vor dieselbe Humanität bethätigte. Also mufs er wohl schwerwiegende Gründe gehabt haben, gerade der Gattin gegenüber sein Verhalten so auffallend zu ändern. Leider reicht das uns in einzelnen brieflichen Andeutungen überlieferte Material nicht aus, um mit vollkommener Sicherheit alles das festzustellen, was sich damals kältend und trennend zwischen ihn und Terentia stellte, aber es genügt doch, um zu erkennen, auf welchem Gebiete die Vergehungen oder sagen wir lieber die gegen Terentia erhobenen Beschuldigungen lagen: es handelt sich um Geld und Gut, um eine eigennützige Fürsorge Terentias für das eigene Vermögen und eine dabei hervortretende Herzlosigkeit gegenüber der finanziellen Not des Gemahls und namentlich gegenüber der unglücklichen Tochter Tullia. Diese war mit Dolabella verheiratet.[3] Diese Ehe, die dritte Tullias, war im wesentlichen das Werk der Terentia; Cicero wurde von der Verlobungsnach-

[1]) Dieses Lob: *Quod nostra tibi gratias agit, id ego non miror te mereri, ut ea tibi merito tuo gratias agere possit* ist wohl vom Verfasser des Briefes absichtlich auf Schrauben gestellt worden und soll natürlich das Gegenteil ausdrücken: den starken Zweifel, dafs Terentia wirklich zu Tullias Gunsten gehandelt habe. Der Gedanke Ciceros würde eigentlich so lauten: *Quod nostra tibi gratias agit, id ego non miror: illud miror te mereri, ut ea tibi merito tuo gratias agere possit.* Möglicherweise schrieb auch Cicero so und die Stelle ist durch falsche Zusammenziehung verdorben, wahrscheinlicher ist mir die absichtliche Geschraubtheit.

[2]) Man vergleiche namentlich Ep. XIV 12, geschrieben bald nach Ciceros Rückkehr nach Italien: *Wenn Du Dich freust, dafs ich gesund nach Italien gekommen bin, so wünsche ich, dafs Deine Freude dauere. Aber ich fürchte, dafs ich, schmerzlich betrübt und beleidigt, etwas unternommen habe, was ich nicht leicht durchführen kann. Deshalb unterstütze mich, soweit Du kannst; wie Du das aber könntest, das fällt mir nicht ein. Dich zu solcher Zeit auf die Reise* (nach Brundisium) *zu machen, ist kein Anlafs: die Reise ist lang und gefährlich, und ich sehe nicht, was mir Deine Ankunft nützen könnte. Lebe wohl. Brundisium am 4. Nov.*

[3]) Vgl. meinen Aufsatz 'Tullia und Dolabella' in Fleckeisens Jahrb. 1897 S. 596—600.

Digitized by Google

richt am 3. August 50 in Sida überrascht[1]); doch gab er seine Einwilligung, in der Hoffnung, der leichtfertige Jüngling werde sich zu einem tüchtigen Manne abklären. Schwierigkeiten bereitete sofort nach Ausbruch des Bürgerkriegs die Beschaffung der festgesetzten Mitgift, die in mehreren Raten gezahlt werden sollte. Dieses Geld war nötig einmal, damit Tullia selbst die nötigen Subsistenzmittel habe, zweitens, um ihr nicht Verlegenheiten von seiten des Gemahls zu bereiten. Trotzdem hatte sich Terentia in Abwesenheit ihres Gemahls erlaubt, eigenmächtig 60000 Sesterzen für ihren eigenen Bedarf wegzunehmen. Deshalb sah Cicero mit banger Sorge dem 1. Juli 48 entgegen, an dem die zweite Rate der Mitgift fällig war.[2]) Er schickte auch ein besonderes Mahnschreiben an Terentia durch Pollex, alle vorhandenen Mittel sollten für Tullia verwendet, unter Umständen eines seiner Güter verkauft werden.[3]) Aber aus dem Schreiben Terentias, auf das der oben mitgeteilte Brief Ep. XIV 6 antwortet, war hervorgegangen, dafs sie oder ihr Prokurator Philotimus wiederum Tullia nicht in der von Cicero gewünschten Weise unterstützt, sondern den eigenen Vorteil höher gehalten hatten. Unter dieser Voraussetzung verstehen wir erst die Ironie, die in den oben übersetzten Worten über Terentias 'Verdienste' um Tullia enthalten ist. Aber das unmütterliche Verhalten gegen Tullia in Sachen der Mitgift war nicht der einzige Vorwurf, den Cicero gegen Terentia erhob: er selbst auch entbehrte in Epirus wie in Brundisium der nötigen Subsistenzmittel, ohne dafs Terentia eingriff: so mufste er sich 70000 Sesterzen vom Gutsverwalter des Atticus borgen (Briefwechsel S. 189) und konnte verwundert fragen, was denn eigentlich aus den Einkünften seiner Landgüter werde.[4]) Reklamierte er aber eine bestimmte Summe für sich, so mufste er sich einen eigenmächtigen Abstrich durch Terentia gefallen lassen. Am 6. August 47 hören wir aus Brundisium folgende bittere Klage[5]): *Mit Terentia — ich lasse alle die übrigen unzähligen Anklagen bei Seite, die ich gegen*

---

[1]) Ep. III 12, 2: *Ego vero velim mihi Tulliaeque meae . . . prospere evenire ea, quae me insciente facta sunt a meis.* Vgl. ad Attic. V 21, 14.

[2]) Ad Attic. XI 2, 2 (Mitte März 48): *De dote quod scribis, per omnes deos te obtestor, ut totam rem suscipias et illam miseram mea culpa et neglegentia tueare meis opibus, si quae sunt, tuis, quibus tibi molestum non erit, facultatibus; cui quidem deesse omnia quod scribis, obsecro te noli pati; in quos enim sumptus abeunt fructus praediorum? Iam illa HS LX quae scribis nemo mihi unquam dixit ex dote esse detracta; numquam enim essem passus. Sed haec minima est ex iis iniuriis, quas accepi, de quibus ad te dolore et lacrimis scribere prohibeor.* Die *culpa*, deren sich Cicero hier selbst anklagt, bestand wohl darin, dafs er dem Pompejus eine grofse Summe geborgt (O. E. Schmidt, Briefwechsel Ciceros S. 188 f.), die *neglegentia* darin, dafs er im Vertrauen auf die treue Fürsorge der Gattin ihr wohl auch die Verwaltung seines eigenen Vermögens während der Zeit seiner Abwesenheit mit übertragen hatte. Die im letzten Satze genannten *iniuriae* können nur von Terentia und ihrem Prokurator Philotimus ausgegangen sein.

[3]) Vgl. O. E. Schmidt, Briefwechsel Ciceros S. 189 und Ep. XIV 6: *Pollicem, si adhuc non est profectus, quam primum fac extrudas.* Man darf aus dieser Stelle schliefsen, dafs Pollex, der ad Attic. XI 3 an Atticus überbrachte, auch einen Brief an Terentia bei sich führte, der noch vor dem 1. Juli in Rom eintraf.

[4]) Ad Attic. XI 2, 2. [5]) Ad Attic. XI 24, 3.

Digitized by Google

sie erheben könnte — hat es jetzt den Gipfel erreicht. Du hattest mir geschrieben, ich sollte mir (in Brundisium vom Bankier) *12000 Sesterzen geben lassen, soviel sei von dem Silbergeld übrig. Terentia aber hat* (dem Bankier) *nur 10000 geschickt und erklärt, nur soviel sei noch da. Wenn sie mir nun im kleinen sogar eine so kleine Summe kürzt, so begreifst Du wohl, wie sie es im grofsen getrieben hat.* Eine dritte Reihe von Vorwürfen knüpft sich an Terentias Testament. Sie entstammen aber einer Zeit, in der die Entfremdung zwischen beiden Gatten schon eingetreten war; sie haben also die Kluft nicht geschaffen, sondern nur erweitert. Eine schwerere Erkrankung Terentias im Juni 47 (Ep. XIV 8; 21) legte den Gedanken nahe, wie Terentia unter den obwaltenden Umständen testieren würde, vgl. ad Attic. XI 16, 5: *Extremum est, quod te orem, si putas rectum esse et a te suscipi posse, cum Camillo communices, ut Terentiam moneatis de testamento: tempora monent, ut videat, ut satisfaciat quibus debet.*[1]) *Auditum ex Philotimo est eam scelerate quaedam facere. Credibile vix est, sed certe, si quid est, quod fieri possit, providendum est.* Als Cicero diese Worte am 3. Juni 47 schrieb, war Philotimus nicht bei ihm, wie man nach dem *auditum ex Philotimo* vermuten könnte, sondern in Asien; Cicero hatte also die Nachricht *eam scelerate quaedam facere* entweder viel früher von Philotimus erfahren (Ciceros Briefwechsel S. 228) oder durch einen Mittelsmann. Worin bestand das 'Verbrechen' der Terentia, das sie in ihrem Testamente plante? Wir sind auf blofse Vermutungen angewiesen, jedenfalls aber kann man sagen, dafs sie wahrscheinlich ihre und Ciceros Kinder Tullia und Marcus gar nicht oder doch nicht in erster Linie berücksichtigen wollte. Dafs sie ihren Enkel, den kleinen Lentulus, den Sohn Dolabellas und der Tullia, später bevorzugte — im Sommer 47 war er noch gar nicht geboren —, kann man vielleicht aus Ciceros Worten in ad Attic. XII 18a schliefsen: *Dabo meum testamentum legendum cui voluerit; intelleget non potuisse honorificentius a me fieri de nepote, quam fecerim.* Im Jahre 47 konnte es sich nur darum handeln, dafs Terentia vielleicht Glieder ihrer eigenen Familie vor ihren Kindern bevorzugen wollte. Überdies hat Cicero, obwohl er die Verhandlung über das Testament durch Atticus und Camillus eröffnen liefs, doch auch selbst der Terentia seinen Willen kundgethan, zuerst Ep. XIV 21: *Da operam, ut convalescas.*[2]) *Quod opus erit, ut res tempusque postulat, provideas atque administres* etc., dann mehr indirekt Ep. XIV 11: *Graviore etiam sum dolore adfectus nostra factum esse neglegentia, ut longe alia in fortuna esset* (Tullia), *atque eius pietas ac dignitas postulabat,* Ep. XIV 15 (vom 19. Juni 47): *Quid velimus et quid hoc tempore putemus opus esse, ex Sicca poteris cognoscere* und endlich Ep. XIV 10 (vom 9 Juli 47): *Quid fieri placeret, scripsi ad Pom-*

---

[1]) Diese Worte hat Boot falsch erklärt 'quemadmodum creditoribus suis solvat'. Das *debet* bezeichnet hier eine moralische Verpflichtung, für die Kinder Tullia und Marcus zu sorgen, vgl. ad Attic. XI 25 fin., wo er eine Auseinandersetzung über die Notlage der Tullia mit den Worten abschliefst: *Haec etiam, si videbitur, cum Terentia loquere, utinam opportune* (s. S. 183 Anm. 2).

[2]) Meines Erachtens interpungiert hier Mendelssohn falsch, wenn er nach *convalescas* nur ein Komma setzt.

Digitized by Google

ponium serius quam oportuit: cum eo si locuta eris, intelleges, quid fieri velim; apertius scribi, quoniam ad illum scripseram, necesse non fuit.

Was Cicero mit diesen Worten meinte, ergiebt sich aus dem einige Tage früher (am 5. Juli 47) an Atticus geschriebenen Briefe XI 25, 3: *Quod ad te iam pridem de testamento scripsi, * * apud aliquem, cuius fortuna extra periculum sit, velim ut possit adservari.*[1] *Ego huius miserrimae* (sc. Tulliae) *facultate confecta conflictor ... Te oro ut in perditis rebus, si quid cogi, confici potest, quod sit in tuto, ex argento atque satis multa ex supellectile, des operam; iam enim mihi videtur adesse extremum nec ulla fore condicio pacis eaque, quae sunt, etiam sine adversario peritura. Haec etiam, si videbitur, cum Terentia loquere, utinam opportune*[2]*: non queo omnia scribere.* Cicero wünscht also, dafs Terentia zu Gunsten der Kinder testiere, das Testament aber und wohl auch die bewegliche Habe bei einem Manne aufhebe, dessen Vermögen weder durch Konfiskation noch durch die Banden des Dolabella, Trebellius oder Antonius bedroht ist. Ebenso soll Atticus das silberne Gerät und den kostbaren Hausrat Ciceros zu sich nehmen, ehe Ciceros Haus von den genannten Banden, deren Unruhen und Kämpfe gegeneinander bis in den Herbst fortdauern, geplündert werde (vgl. Lange, Röm. Altert. III 431 f.).

Was das Ergebnis aller dieser Verhandlnngen und Mahnungen in betreff des Testamentes und der Vermögenserhaltung gewesen ist, wissen wir nicht. Charakteristisch ist aber doch das tiefe Mifstrauen Ciceros gegen Terentia, das sowohl aus ad Attic. XI 25, als auch aus dem in der Anmerkung zitierten Briefe ad Att. XI 24 spricht. Atticus, dem in Rom Terentias Gebaren und Geschäftsführung vor Augen war, scheint dieses Mifstrauen geteilt zu haben. Es macht auch einen sonderbaren Eindruck, dafs Cicero in dem frostigen Billet, mit dem er der Gattin seine bevorstehende Übersiedelung auf das Tusculanum anzeigt, ausdrücklich von ihr verlangt, dafs sie dort eine *Wanne im Badezimmer und was sonst für Leben und Gesundheit nötig sei* besorge (vgl. XIV 20, vom 1. Okt. 47). Cicero hat bei seiner Rückkehr nach Rom nicht nur seine Vermögensverhältnisse, sondern auch seine Villen und sein Haus in desolatem Zustande vorgefunden. Terentia mufs ihm geradezu Geld, Gut und Hausgerät veruntreut haben. Das ist der Sinn einer zwar knappen, aber doch beredten Aus-

---

[1]) Die Überlieferung lautet allerdings ganz anders: *apud epistolas velim ut possim adversas.* Aber hinter *apud* ist, wie ich meine, eine halbe oder ganze Zeile ausgefallen, in *epistolas* steckt *extra pericolum sit* und die Ergänzung ist vorzunehmen nach ad Attic. XI 24. 2: *Vide quaeso etiamnunc de testamento, quod tum factum est cum illa* (Terentia) *ruere* (*quaerere* M *ruere* O. E. Schmidt) *coeperat. Non, credo, te commovit neque enim rogavit ne me quidem; sed quasi ita sit, quoniam in sermonem iam venisti, poteris eam monere, ut alicui committat, cuius extra periculum huius belli fortuna sit. Equidem tibi potissimum velim, si idem illa* (Tullia) *velit, quam quidem celo miseram me hoc timere.*

[2]) *loquere tu opportune* M, ebenso alle Ausgaben; aber der zweifelnde Zusatz *si videbitur* widerspricht doch dem *loquere opportune*; der Erfolg läfst sich doch nicht befehlen, und *tu* ist völlig überflüssig. Wahrscheinlich ist *tu* aus einem misverstandenen Siegel für *utinam* entstanden. Der leise Zweifel am Erfolge, der in *utinam opportune* liegt, pafst vortrefflich auf die Situation.

Digitized by Google

sprache gegen den Cn. Plancius. Dieser hatte ihm zu Anfang des Jahres 46 zu seiner zweiten Ehe mit Publilia Glück gewünscht. Darauf erwidert Cicero Ep. IV 14, 3: *Wenn Du mir zu dem, was ich gethan habe, Glück wünschest, so weiſs ich wohl, daſs Du es gut meinst. Aber ich wäre sicherlich in einer so unglücklichen Zeit nicht auf eine neue Verbindung bedacht gewesen, wenn ich nicht bei meiner Rückkehr mein Hauswesen in ebenso schlimmem Zustande angetroffen hätte wie den Staat. Denn gerade diejenigen, denen mein Wohl und mein Vermögen wegen der zahllosen Wohlthaten, die ich ihnen erwiesen habe, am teuersten hätte sein sollen, haben es durch ihre verbrecherische Handlungsweise soweit gebracht, daſs mir in meinen vier Wänden nichts mehr sicher, nichts mehr ungefährdet war. Deshalb glaubte ich mich durch die Treue eines neuen Ehebundes gegen die Untreue des alten schützen zu müssen.* Ein scharfes, aber wohl nicht ganz unberechtigtes Urteil über Terentia und Philotimus! (Vgl. S. 176 Anm. 3.) Wie war es gekommen, daſs Terentia, ehedem die thatkräftige Erhalterin des Familiengutes, jetzt als die Verwüsterin von Ciceros Vermögen erscheint?

Ich glaube nicht, daſs Terentia in ihren reiferen Jahren einem plötzlichen Hang zur Verschwendung erlegen ist; sie war wohl vielmehr darauf bedacht, bei den schweren Einbuſsen, die ihr und Ciceros Vermögen durch den Bürgerkrieg erlitt, vor allem ihren Besitz zu sichern und zwar auf Kosten des Gatten. Philotimus war dabei, wie es scheint, ihr böser Dämon.[1]) Aber die Charaktergrundlage, auf der sich ihr selbstsüchtiges, ja betrügerisches Verfahren entwickelte, war doch eben eine *austeritas*, die die Selbstherrlichkeit des Weibes und das Vermögen über das Glück des Gatten und der Kinder stellte. —

Das ist es, was sich aus den Akten herauslesen läſst. Natürlich geben sie nur ein einseitiges Bild. Um zwischen den beiden Gatten den richtigen Standpunkt einzunehmen, müſste man auch Terentias Gegenrede hören: sie würde vermutlich ihren Gatten einer schlechten Wirtschaftsführung bezichtigen und manche ihrer Maſsnahmen würde in etwas milderem Lichte erscheinen. Aber bei dieser Sachlage kann man doch nicht sagen, daſs sich Cicero 'ohne besondere Veranlassung' von ihr getrennt habe, oder gar, daſs die Scheidung 'eine Schande' für Cicero gewesen sei. Wer will denn behaupten, daſs die Scheidung nicht auch der Neigung Terentias entsprochen habe? Wenn ihr auch Cicero den Scheidebrief schickte, die Situation, die dazu führen muſste, war doch groſsenteils durch Terentia geschaffen worden. Freilich wäre es edler gewesen, wenn Cicero nach 30jähriger Ehe nun auch noch den Rest des Daseins neben Terentia ausgeharrt hätte, wie es unser christliches Empfinden verlangt. Aber schlieſslich muſs doch jede Zeit mit ihrem Maſsstabe gemessen werden: bei der allgemeinen Lockerung des ehelichen Bandes in seiner Zeit

[1]) Im Jahre 47 hatte Terentia (vgl. S. 176 Anm. 2) diesen Philotimus nach Alexandrien zu Caesar geschickt; er brachte einen günstigen Brief Caesars an Cicero mit, der ihm die Erhaltung von Gut und Blut garantierte. Es könnte zu Gunsten Terentias sprechen, daſs sie ihren Prokurator mit dieser wichtigen Mission betraute, wenn man nicht den Nebengedanken hegen müſste, daſs es ihr in erster Linie dabei um die Sicherung ihres Besitzes zu thun gewesen sei.

Digitized by Google

spricht schon die lange Dauer seiner ersten Ehe und die Fügsamkeit und Geduld, mit der er dreifsig Jahre lang die Härten seiner Gattin ertrug, zu seinen Gunsten. Auch lockte ihn nicht etwa ein 'Johannistrieb' zu neuer Verbindung, sondern lediglich die gebieterische Not: die Fürsorge für seinen Ruf — denn er stand vor dem Bankerott — und die Liebe zu seinen Kindern. Seiner Tullia glaubte er die Mittel zu standesgemäfsem Leben in Rom, seinem Sohne die Mittel zu einem Studienaufenthalte in Athen gewähren zu müssen. Überdies verfuhr Cicero auch in der Konfliktszeit gegen Terentia mit einer gewissen Rücksicht. Er ersparte ihr harte Vorwürfe, er hielt es für schimpflich, seinen Sekretären Einblick in seine schlimmen ehelichen Verhältnisse zu gewähren, deshalb verschweigt er in den Briefen an Atticus vieles, beschränkt sich auf Andeutungen[1]) oder schreibt mit eigener Hand. Er war auch bei der Scheidung nicht gleichgültig, wie Schneidewin S. 180 mit Unrecht behauptet[2]); vielmehr bewahrte er der Gemahlin seiner Jugend ein wehmütiges Andenken, wie es namentlich in den Briefen aus dem Jahre 45 zur Erscheinung kommt, vgl. besonders ad Attic. XII 27 (22), 1: *Wenn Du mir die ganze Last der Verhandlung mit Terentia aufbürdest, so erkenne ich darin nicht Deine sonst gegen mich geübte Nachsicht: denn das sind gerade die Wunden, die ich ohne tiefes Seufzen nicht berühren kann.* Endlich begleitete ihn die Sorge darum, dafs ihr die Mitgift in zuvorkommender Weise herausgezahlt werden sollte, bis nahe an sein Ende[3]).

---

[1]) Z. B. ad Attic. XI 25 fin.

[2]) Schneidewin hat die Worte *Quod scribis Terentiam de obsignatoribus mei testamenti loqui, primum tibi persuade me istaec non curare neque esse quicquam aut parvae curae aut novae loci* einerseits aus dem Zusammenhang des Briefes ad Attic. XII 23 (18 a), 2 herausgerissen, andererseits in falsche Beleuchtung gerückt. Sie beziehen sich nicht auf die Scheidung, sondern auf den auch nach der Scheidung noch fortdauernden Streit um das Testament beider Gatten.

[3]) Ad Attic. XVI 6, 3: *Terentiae vero, quid ego dicam? Etiam ante diem, si potes*; vgl. 15, 5.

Digitized by Google

DIE SOZIALE DICHTUNG DER GRIECHEN.

(Fortsetzung und Schlufs.)

Von Robert Pöhlmann.

An litterarischer Berühmtheit überragt freilich diese ganze Litteratur ein anderer Roman aus derselben Zeit: Die 'heilige Chronik' (ἱερὰ ἀναγραφή), worin Euhemeros von Messana seine umwälzenden Ideen über die Götterwelt und über die bürgerliche Gesellschaft niedergelegt hat; ein Werk, das auch für uns eine besondere Bedeutung besitzt, weil es der erste Staatsroman ist, aus dem uns die Tradition eine Schilderung der wirtschaftlichen und sozialen Rechtsordnung erhalten hat.[1])

Euhemeros erzählt, dafs er auf einer der grofsen Reisen, die er im Auftrage seines Freundes, des Königs Kassander von Makedonien, unternommen, von dem 'glücklichen' Arabien aus[2]) in das südliche Weltmeer verschlagen worden und nach vieltägiger Fahrt zu einer Gruppe von Inseln gelangt sei, deren östlichste, Panchäa, Indien so nahe lag, dafs man von ihr aus das indische Festland erblicken konnte. Hier hauste inmitten einer üppigen Natur ein glückseliges Volk unter der Herrschaft einer priesterlichen Aristokratie, die in dem heiligen Bezirk des prachtvollen Zeustempels, sechzig Stadien von der Hauptstadt Panara entfernt, zusammenwohnte.[3]) Diese Priester hatten die oberste Entscheidung in allen wichtigeren Angelegenheiten des öffentlichen und privaten Lebens, wenn auch neben ihnen weltliche Beamte, ja sogar Könige genannt werden.[4]) Was die soziale Organisation des Volkes betrifft, so erscheint

---

[1]) Es ist unbegreiflich, dafs Kleinwächter in seiner Geschichte der Staatsromane das Werk des Euhemeros nicht einmal nennt. Auch der Verfasser der 'Schlaraffia politica' (1892) giebt nur eine kurze Andeutung, keine geschichtliche Würdigung des hier dargestellten Gesellschaftsideals.

[2]) Es ist das heutige Yemen, das in Alexanders Zeit jenen, thatsächlich ganz unzutreffenden, Namen erhielt, weil sich an diese für Alexanders Flotten noch unzugänglichen Küsten die alten Vorstellungen von dem glücklichen Land am Südrand der Erde ansetzen konnten, wie E. Schwartz (Griech. Rom. S. 101) richtig bemerkt hat.

[3]) Über diese novellistische Einkleidung s. Rohde S. 220 ff. und Schwartz S. 102 f.

[4]) Diese sind allerdings nur Teilfürsten. Denn die bedeutendste Stadt, Panara, die unmittelbar unter der Schutzhoheit des Zeus Triphylios steht, hat keinen König, sondern drei, jährlich neu erwählte, republikanische Präsidenten, 'Archonten' (Diodor V 42). — Wie sich Euhemeros das gegenseitige Verhältnis und die Kompetenzen dieser verschiedenen Gewalten dachte, wird nicht recht klar. Nur von den Archonten Panaras heifst es, dafs sie alles selbständig entscheiden, und blofs das Wichtigste, z. B. das Recht über Tod und Leben, den Priestern vorbehalten sei. Über die Stellung der letzteren zu den Königen erfahren wir aus Diodor gar nichts.

Digitized by Google

es nach den verschiedenen Berufszweigen in besondere (korporativ organisierte?) Abteilungen gegliedert. Neben dem Priestertum steht als zweite selbständige Klasse die der Ackerbauer, als dritte die der Krieger. Eine Gliederung, die — rein äufserlich betrachtet — eine gewisse Ähnlichkeit mit den ständischen Gesellschaftsordnungen des Orients zu haben scheint, in Wirklichkeit aber schon darin eine ganz abweichende Tendenz zeigt, dafs sie dem Nährstand keineswegs einen niedrigeren Rang anweist, als dem Wehrstand. Auch sonst kommt in Panchäa die Ehre der Arbeit in hohem Mafse zur Geltung. Die Vertreter der Künste und Handwerke bilden eine Unterabteilung der ersten Klasse, stehen also in gewisser Beziehung unmittelbar neben den Priestern. Ebenso ist bezeichnender Weise derselben Abteilung, der die Krieger angehören, eine wirtschaftliche Klasse, nämlich die der Hirten, zugewiesen, die also gleichfalls eine durchaus geachtete Stellung einnimmt.[1])

Näheres über die Organisation und das gegenseitige Verhältnis dieser verschiedenen Volksabteilungen erfahren wir nicht. Wir sind eben nur auf den kurzen und nichts weniger als geschickten Auszug angewiesen, den Diodor in seinem Geschichtswerk aus dem Roman gemacht hat. Immerhin läfst schon dies Wenige erkennen, welch ein Geist in dem Verfassungssystem des Idealstaats des Euhemeros waltet. Dafs der Autor einem Staate, den er in den indischen Orient verlegt, Institutionen zuschreibt, die an Brachmanentum und Kastenwesen erinnern[2]), lag im Interesse der dichterischen Illusion. Das gab dem ganzen Bilde erst die rechte Lokalfarbe. Dafs aber Sinn und Tendenz dieser Institutionen wesentlich von der ihrer orientalischen Vorbilder abwich, zeigt schon die Berufsgliederung der Panchäer; am wenigsten aber wollte und konnte ein Atheist, wie Euhemeros, ein theokratisches oder hierokratisches Ideal aufstellen. Dazu war er schon viel zu sehr das Kind einer Zeit, der der aufgeklärte Despotismus ihr Gepräge gegeben hat, und die vor allem von dem Bestreben erfüllt war, die Fesseln zu beseitigen, die die freie Bethätigung der Intelligenz und des Talentes erschweren konnten. Es ist die Zeit, die das Naturrecht des Talentes und des Wissens auf die Leitung der Völker proklamiert hat.[3]) Und was ist es anders, als der Ausdruck dieser Zeitempfindung, wenn Euhemeros die Entstehung der Götter zum guten Teil auf eine Apotheose des Genies zurückführt, wenn nach seiner Ansicht viele Götter ursprünglich nichts anderes waren, als menschliche Geistesgröfsen, die durch die Mitteilung gemeinnütziger Erfindungen einen solchen Ehrenplatz im Glauben der Völker gewonnen hatten? Auch die Hochachtung vor der Weisheit ägyptischer

---

[1]) Diodor V 45, 3: *τὴν δ' ὅλην πολιτείαν ἔχουσι τριμερῆ, καὶ πρῶτον ὑπάρχει μέρος παρ' αὐτοῖς τὸ τῶν ἱερέων, προσκειμένων αὐτοῖς τῶν τεχνιτῶν, δευτέρα δὲ μερὶς ὑπάρχει τῶν γεωργῶν, τρίτη δὲ τῶν στρατιωτῶν, προστιθεμένων τῶν νομέων.*

[2]) Eine auffallende Verwandtschaft zeigt übrigens Panchäa, wie schon Rohde sah (S. 223), in diesem Punkte auch mit den Schilderungen des glücklichen Arabiens, wo man eine ähnliche geographisch-ständische Dreiteilung des Volkes annahm. S. Strabo XVI 4, 25 p. 783.

[3]) S. mein Buch Aus Altertum und Gegenwart S. 287 f.

Digitized by Google

Priester und indischer Brachmanen, die für die Zeit so charakteristisch ist, beruht wesentlich darauf, daſs man in ihnen eben die Summe des Wissens und der Lebensweisheit einer uralten Kultur verkörpert sah. Sie repräsentieren recht eigentlich das Ideal der Zeit: die Herrschaft der Intelligenz.[1]) Und das ist es denn auch, was Euhemeros im Auge hat, wenn er die Priester zu Regenten seines Idealstaates macht. Das Priestertum war eben die Form, in der auf orientalischem Boden in Wirklichkeit das Geschlecht der 'Philosophen' einen entscheidenden Einfluſs auf das staatliche Leben gewonnen hatte.

Gerade weil die Priesterherrschaft hier nichts bedeutete, als eine Kulturaristokratie, eine Hierarchie der Kapazitäten, sind ihr auch die Künstler, Techniker, Gewerbetreibenden zugeteilt, diejenigen Klassen der hellenischen Intelligenz, die durch Alexander und seine Nachfolger, durch die zahllosen Städtegründungen, durch den gewaltigen Aufschwung von Industrie, Handel und internationalem Verkehr eines der wichtigsten Fermente der neuen Weltkultur geworden waren. Sie konnten von einer Klasse, welche vor allem die Intelligenz vertrat, nicht ausgeschlossen werden.

Wird doch von den priesterlichen Regenten Panchäas selbst ein nicht geringes Maſs wirtschaftlichen Fachwissens und wirtschaftlicher Erfahrung verlangt! Zwar sind die Panchäer nicht der Ansicht unserer modernen Marxistischen Sozialdemokratie, daſs, wenn der Staat als 'Repräsentant der ganzen Gesellschaft' von den Produktionsmitteln im Namen der Gesellschaft Besitz ergriffen hat, der 'politische Apparat' überflüssig geworden ist und 'an Stelle der Regierung von Personen ausschlieſslich die Verwaltung von Sachen, die Leitung von Produktionsprozessen tritt'.[2]) Die Panchäer wissen vielmehr recht gut, daſs selbst bei ihnen, wo auſser Haus und Garten alles Gemeingut ist[3]), die Personen so wenig einer Regierung entbehren können, wie die Sachen. Allein insofern entsprechen doch ihre Regierungsbehörden dem Ideale des modernsten Sozialismus, als dieselben zugleich spezifisch ökonomische 'Verwaltungskollegien' sind, die sich 'mit der besten Einrichtung der Produktion, der Distribution, der Festsetzung der notwendigen Vorräte u. s. w. zu befassen haben'.[4]) Was der Platonische Staat seinen theoretisch und praktisch gleich geschulten Staatsmännern als eine Haupt-

---

[1]) So erklärt z. B. Hekatäos bei Diodor I 73 das Ansehen der ägyptischen Priester neben ihrer religiösen Autorität vor allem *διὰ τὸ πλείστην σύνεσιν τοὺς ἄνδρας τούτους ἐκ παιδείας εἰσφέρεσθαι*. Vgl. auch, was z. B. Megasthenes, Onesikritos und Nearch über Brachmanen und indische Büſser berichteten (Strabo XV 1, 39 ff. p. 703 u. 63 ff. p. 715; bes. 64 die einem indischen Büſser in den Mund gelegte Äuſserung: 'das wird für die Welt der gröſste Segen sein, wenn die einsichtig werden, welche die Macht haben, die Gefügigen durch Überredung zur Vernunft und Selbsterkenntnis zu bringen, die Widerspenstigen zu zwingen.') An Alexander rühmt der Weise, daſs er, ein so mächtiger Herrscher, nach Weisheit begehrt, daſs er 'in Waffen philosophiert' (*ἐν ὅπλοις φιλοσοφοῦντα*).

[2]) Fr. Engels, Die Entwickelung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft S. 43.

[3]) *καθόλου γὰρ οὐδέν ἐστιν ἰδίᾳ κτήσασθαι πλὴν οἰκίας καὶ κήπου*. Diodor V 45, 5.

[4]) Bebel, Die Frau S. 317.

Digitized by Google

pflicht an's Herz legt, die Regulierung des Wirtschaftslebens[1]), dieselbe Aufgabe ist den priesterlichen Staatsmännern Panchäas gestellt.

Was nun diese kommunistisch-sozialistische Wirtschaftsordnung selbst betrifft, so lehnt sich der Roman auch hier unverkennbar an wirkliche oder überlieferte Thatsachen des orientalischen Volkslebens an. Man wufste damals bereits aus dem bekannten Reiseberichte Nearchs, dafs in gewissen Gegenden Indiens ein agrarischer Kommunismus herrschte, dafs das Land gemeinschaftlich von Familiengruppen bebaut wurde, die sich in die geernteten Früchte teilten[2]); und von einer ähnlichen Gütergemeinschaft patriarchalischer Familienverbände erzählten Berichte aus dem 'glücklichen' Arabien.[3]) Also ganz das Milieu, in welches das im Angesichte Indiens wohnende Kommunistenvölkchen der Panchäer vortrefflich hineinpafste.

Andererseits ist nun freilich Euhemeros weit davon entfernt, die primitiven Formen des Gemeinbesitzes und der genossenschaftlichen Produktion einfach in seinen Idealstaat herüber zu nehmen. Er weifs sehr wohl, dafs diese für eine intensivere Entfaltung der produktiven Kräfte ein unüberwindliches Hindernis bilden würden. Sein Panchäischer Sozialismus berührt sich zwar in einigen Grundzügen mit jenen älteren Formen kollektivistischer Wirtschaft, im übrigen aber gestaltet er denselben ganz nach der Ansicht des modernen Sozialismus, dafs eine Form der wirtschaftlichen Organisation, die einer entwickelten Volkswirtschaft gegenüber als das Höhere und Vollkommenere erscheinen soll, nicht an einen urwüchsigen Kommunismus, sondern unmittelbar an die Produktion der Gegenwart anknüpfen mufs. So ist zwar in Panchäa alles Acker- und Weideland Gemeingut, aber die agrarische Produktionsweise ist nicht kommunistisch. Es wird an der Einzelwirtschaft selbständiger Kleinbetriebe festgehalten, die ja selbst der moderne Sozialismus, wenn auch nur als Übergangsstufe bis zur schliefslichen Zusammenfassung aller Betriebe, in seinem Zukunftstaat zulassen mufs. Andererseits bebaut zwar der Einzelne das ihm überlassene Stück Land als Funktionär der Gesamtheit, aber diese höhere Einheit bilden nicht private, sich selbst genügende und isolierte Sondergruppen, sondern die gesamte Volksgemeinschaft, eine einheitliche nationale Wirtschaft, wie sie unter der Herrschaft jener älteren Gemeinschaftsformen überhaupt noch nicht existierte.[4])

Auf dieser breiteren Basis ist dann freilich das kollektivistische System in weitem Umfang durchgeführt.[5]) Das Organ der Volksgemeinschaft, der

---

[1]) S. Bd. I S. 354 ff. m. G. des ant. Komm.

[2]) Strabo XV 1, 66 (777): *παρ' ἄλλοις δὲ κατὰ συγγένειαν κοινῇ τοὺς καρποὺς ἐργασαμένους, ἐπὰν συγκομίσωσιν, αἴρεσθαι φορτίον ἕκαστον εἰς διατροφὴν τοῦ ἔτους, τὸν δὲ ἄλλον ἐμπιπράναι τοῦ ἔχειν εἰσαῦθις ἐργάζεσθαι καὶ μὴ ἀργὸν εἶναι.*

[3]) Strabo XVI 4, 25 (783): *κοινὴ κτῆσις ἅπασι τοῖς συγγενέσι, κύριος δὲ ὁ πρεσβύτερος· μία δὲ καὶ γυνὴ πᾶσιν . . . διὸ καὶ πάντες ἀδελφοὶ πάντων εἰσὶν κτλ.*

[4]) Schon darum ist es ganz verfehlt, wenn Laveleye meint, dafs der Kommunismus des Euhemeros die echten Züge der primitiven Agrarverfassung an sich trage.

[5]) Ein ganz falsches Bild erweckt es, wenn Susemihl (Litteratur der Alexandrinerzeit I 318) die 'Verfassung' Panchäas eine 'leise kommunistisch angehauchte' nennt.

Digitized by Google

Staat, erscheint hier als eine öffentliche wirtschaftliche Umsatz- und Zuteilungsanstalt, welche im Interesse möglichst ergiebiger Gesamthervorbringung, vollkommenster Güterversorgung und Verteilung auf der Basis des staatlichen Kollektiveigentums am Boden die verschiedenen Wirtschaftszweige zu einem einheitlichen Ganzen verknüpft. Genau so wie der moderne Kollektivismus in seinen Gedanken über den Zukunftstaat immer wieder die Neigung zur zentralistischen, rein politischen Ausgestaltung gezeigt hat, so sehen wir schon hier den Staat die Volkswirtschaft unmittelbar in sich aufnehmen. Die Volkswirtschaft ist hier eine staatliche Funktion, wie Justiz u. s. w. es sind. Ja man hat schon den Eindruck, als ob der Staat vor allem als Volkswirtschaft gedacht wäre. Es ist ein zentralistischer staatlicher Kollektivismus mit streng autoritären Ämtern und Ordnungen für die Produktion, Zirkulation, Ablieferung und Taxierung der wirtschaftlichen Güter und Arbeitsleistungen.

Da der Staat Eigentümer an den Produktionsmitteln der Landwirtschaft ist und die in ihr Beschäftigten im unmittelbaren Volksdienst stehen, also nicht für sich, sondern für die Gemeinschaft produzieren, so sind auch die Konsumtionsmittel Gesamteigentum. Alle Feldfrüchte müssen von den Ackerwirten in die öffentlichen Magazine abgeführt werden.[1] Ebenso haben die Viehwirte alles nötige Schlachtvieh auf Grund einer sorgfältigen Taxierung nach Zahl oder Gewicht an den Staat abzuliefern.[2] Und der Staat ist es dann, der durch seine Organe, die Priester, die Verteilung des Produktionsertrages an die einzelnen Bürger vornimmt. So regelt sich hier diese Verteilung nicht nach den Gesetzen des freien, sich selbst überlassenen Marktverkehrs, sondern nach streng autoritativ durchgeführten Gesichtspunkten: denselben, welche noch heute den Sozialismus beschäftigen, so weit er überhaupt das Verteilungsproblem ernstlich ins Auge fafst.

Der Bericht Diodors bezeichnet das in Panchäa geltende System der Güterverteilung dahin, dafs die Priester jedem das ihm Zukommende in gerechter Weise zuteilen (*τὸ ἐπιβάλλον ἑκάστῳ δικαίως ἀπονέμουσιν*). Diese Worte sind vieldeutig. Wollen sie sagen: 'Jedem kommt derselbe Anteil zu', und besteht demnach die Gerechtigkeit, die hier gemeint ist, darin, dafs von der Verteilungsbehörde einfach diese 'Gleichheit nach Köpfen' (*ἰσότης κατ' ἀριθμόν*) gewahrt wird, oder handelt es sich hier um die sozialistische Formel, zu der sich die Sozialdemokratie vor der Annahme des Marxischen Standpunktes bekannte: 'Jedem nach Verdienst' (*ἰσότης κατ' ἀξίαν*), Güterzuteilung an die Einzelnen nach Verhältnis von Menge und Wert ihrer Arbeitsbeiträge? Glücklicherweise findet sich bei Diodor noch eine Angabe, welche uns etwas klarer sehen läfst. Darnach erhalten in Panchäa bei der Verteilung der Früchte diejenigen, welche sich als die besten Landwirte erwiesen haben,

---

[1]) Diod. V 45, 4: *οἱ δὲ γεωργοὶ τὴν γῆν ἐργαζόμενοι τοὺς καρποὺς ἀναφέρουσιν εἰς τὸ κοινὸν κτλ.*

[2]) Ebd.: *παραπλησίως δὲ τούτοις καὶ οἱ νομεῖς τά τε ἱερεῖα καὶ τἄλλα παραδιδόασιν εἰς τὸ δημόσιον, τὰ μὲν ἀριθμῷ, τὰ δὲ σταθμῷ, μετὰ πάσης ἀκριβείας.*

Digitized by Google

Ehrenpreise im voraus, deren im ganzen in bestimmter Reihenfolge zehn vergeben werden, 'zur Aufmunterung der Übrigen'.[1]) Demnach weiſs man in Panchäa sehr wohl, daſs eine ganz gleichmäſsige, die Verschiedenheit in den Leistungen der am Produktionsprozeſs Beteiligten völlig ignorierende Verteilung des Produktionsertrages die mächtigste Triebfeder vernichten würde, die den Einzelnen bestimmt, auch wirklich nach dem Maſse seiner Leistungsfähigkeit sich zu bethätigen. Neben ideellen Motiven wird auch das materielle Selbstinteresse in Bewegung gesetzt durch ein Prämiensystem, welches die Forderung des 'Einkommens nach dem Verdienst' wenigstens bis zu einem gewissen Grade verwirklicht. Andererseits zeigt aber gerade dieses Prämiensystem, daſs für die Masse der Produzenten Gleichheit des Einkommens und damit der Lebensbedingungen überhaupt angenommen wird; und dasselbe ergiebt sich aus der weiteren Angabe, daſs die Priester bei der Verteilung der Produkte doppelt so viel erhalten, wie die übrigen Volksgenossen, was eben für diese ein einheitliches Normalmaſs notwendig voraussetzt.[2]) Im groſsen und ganzen bekennt sich hier also der Staat — jene besonders qualifizierten Elemente ausgenommen — zu der Idee der Gleichwertigkeit der Individuen, und er will daher auch für sie alle der Urheber gleich groſsen Glückes sein.

Weitere Schluſsfolgerungen gestattet die Bemerkung Diodors, daſs es in Panchäa auſser Haus und Garten kein Privateigentum giebt und alle 'Erzeugnisse und Einkünfte' an die Priester abzuliefern sind.[3]) Daraus geht unzweifelhaft hervor, daſs hier das gewerbliche Kapital, die Produktionsmittel, wie die Erzeugnisse der Industrie, ebenso verstaatlicht sind, wie die der Landwirtschaft.[4]) Auch der Handwerker muſs die Produkte seines Fleiſses an die Behörde abliefern, von der sie dann — etwa wie in der Utopia des Morus — an die einzelnen Bürger zu ihrem und ihrer Familie Gebrauch verteilt werden. Wenn aber die Übermittelung der Waren von dem Produzenten an den Konsumenten verstaatlicht war, so bedurfte es in Panchäa auch keines Zirkulationsmittels und keines Zwischenhandels. Es hat hier gewiſs so wenig, wie in Utopien Kaufleute und ein Geld gegeben.

Über anderes können wir wenigstens Vermutungen wagen. Diodor schweigt sich völlig aus über die grundlegenden sozialen Ordnungen der Familie, Ehe u. s. w. und stellt uns damit vor die Frage: Hat Euhemeros auch hier den kommunistischen Gedanken durchgeführt und in den Rahmen seines Gesellschaftsideales auch die Idee der Frauen- und Kindergemeinschaft

---

[1]) *καὶ ὅστις ἂν αὐτῶν δοκῇ μάλιστα γεγεωργηκέναι, λαμβάνει γέρας ἐξαίρετον ἐν τῇ διαιρέσει τῶν καρπῶν κριθεὶς ὑπὸ τῶν ἱερέων ὁ πρῶτος καὶ ὁ δεύτερος καὶ οἱ λοιποὶ μέχρι δέκα προτροπῆς ἕνεκα τῶν ἄλλων.*

[2]) Das Gleiche gilt offenbar für die den Soldaten zugeteilte (Natural?)löhnung, *τὰς μεμερισμένας συντάξεις*, wie Diodor 46, 1 sich ausdrückt.

[3]) *πάντα δὲ τὰ γεννήματα καὶ τὰς προσόδους οἱ ἱερεῖς παραλαμβάνοντες τὸ ἐπιβάλλον ἑκάστῳ δικαίως ἀπονέμουσιν.*

[4]) Die Idee einer Verstaatlichung der Industrie war ja nicht neu. Man denke an Phaleas von Chalkedon! S. Bd. I S. 266 m. G. d. ant. Komm.

Digitized by Google

aufgenommen, die längst vor ihm in die kommunistische Theorie und bald nach ihm auch in den Staatsroman Eingang fand? Die Frage wird wahrscheinlich zu verneinen sein. Euhemeros, der bei all seinem ökonomischen Radikalismus eine gewisse Mäfsigung und Nüchternheit nicht verleugnet, der jedem Bürger einen eigenen Bereich, eine abgeschlossene Heimstätte und eigenen Hausstand, vorbehält, in welchem sein individuelles Dasein Wurzel fassen und sich ausgestalten kann[1]), — der konnte doch schwerlich die Grundbedingung einer derartigen privaten Existenz, die Einzelfamilie völlig zerstören! Auch wäre in diesem Falle das Schweigen Diodors immerhin auffallend. Zwar ist seiner elenden und oberflächlichen Berichterstattung alles zuzutrauen. Wer aber dem Unterhaltungs- und Sensationsbedürfnis des grofsen Publikums so sehr Rechnung trägt, wie er, der würde doch schwerlich gerade einen derartigen Zug übergangen haben, den Diodor doch sonst z. B. bei Jambulos hervorzuheben nicht vergifst.

Schwieriger ist bei der Dürftigkeit des erhaltenen Romanfragmentes ein Urteil über den Gesamtcharakter und die allgemeine Tendenz des Romans. Zwar so viel sieht man deutlich: In dem Kommunismus Panchäas prägt sich derselbe Geist des Rationalismus aus, in dem die religionsgeschichtlichen Anschauungen des Euhemeros wurzeln. Die Gliederung der Bürgerschaft ist eine durchaus künstliche und schablonenhafte und erinnert auffallend an das Gesellschaftsideal des Städtebaumeisters Hippodamos von Milet, der dieselbe gleichmäfsige, rein rationale Dreiteilung der Bevölkerung vorschlägt.[2]) Es gilt daher auch von Euhemeros, was man über diesen 'auf der Schwelle des griechischen Aufklärungszeitalters' stehenden Staatstheoretiker gesagt hat: 'Der ganze Plan ist scheinbar einfach und mag dem gesunden Menschenverstand ohne weiteres einleuchten, aber in Wahrheit ist er unnatürlich und thut den verschiedenen lokalen Verhältnissen und Bedürfnissen entschieden Zwang an.'[3]) Auch die Art und Weise, wie Euhemeros mit seiner Lösung des wirtschaftlichen Produktions- und Verteilungsproblems die Forderungen der Gleichheit und Gerechtigkeit und zugleich das Produktionsinteresse befriedigen zu können glaubt, mag den Vorzug der Einfachheit und Verständlichkeit für sich haben. Dafs aber eine derartige mechanische Lösung Menschen und Dingen wirklich gerecht werden könne, kann nur ein ungeschichtlicher und rein doktrinärer Rationalismus für möglich halten. Ein Doktrinarismus, den übrigens noch der modernste 'von der Utopie zur Wissenschaft' fortgeschrittene Sozialismus mit seinem antiken Vorgänger teilt.

Ist es aber, wird man fragen, Euhemeros mit seiner gesellschaftlichen Utopie überhaupt Ernst gewesen? Ist es ihm wirklich um eine Kritik der bestehenden sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu thun, um die Auf-

---

[1]) Übrigens wäre ja sogar der periodische Wohnungswechsel und die periodische Neuverlosung der Häuser, welche in Panchäa durch das Eigentum am Hause ausgeschlossen ist, mit dem Institut der Einzelfamilie vereinbar gewesen, wie die Verhältnisse in der Utopia des Morus beweisen.

[2]) Aristoteles Polit. II 4, 5 p. 1267 b. [3]) Ziegler, Thomas Morus' Utopia XXI.

Digitized by Google

stellung eines Ideals? Oder ist dieser Kommunistenstaat nur 'das phantastische Spiel einer verrauschenden Stunde', ein Produkt des Witzes eines geistreichen Kopfes, der damit nur der Zeitmode einen Tribut entrichtet?

Eine durchaus befriedigende Antwort auf diese Frage wäre nur möglich, wenn wir entweder den Roman selbst oder eine genügende Charakteristik der Sozialphilosophie besäfsen, die in demselben zum Ausdruck kommt. Zu einer solchen Charakteristik war aber unser einziger Berichterstatter über den Roman nicht im stande. Für Diodor ist ja Panchäa ein historisches Land, giebt also Euhemeros Thatsachen, nicht Ergebnisse seines sozialtheoretischen Denkens. Ist daher schon das Programm, welches hier der Wirklichkeit als Ideal gegenübergestellt wird, nur unvollkommen gezeichnet, weil eben als solches gar nicht erkannt, so ist noch weniger die Rede von den ethischen Normen, denen das Programm Geltung verschaffen soll. Wir hören einiges von dem, was der Gründer Panchäas wollte, nicht aber, warum und zu welchem Zwecke er es wollte. Was läfst sich unter diesen Umständen über die eigentliche Tendenz des Romans sagen? Dafs derselbe nicht ein blofses Spiel der Phantasie sein kann, das ist ja allerdings kaum zweifelhaft. Man hat längst bemerkt, dafs bei Euhemeros die Fabulistik nicht Selbstzweck, sondern nur dazu da ist, um 'ernsthafter Belehrung die Stätte zu bereiten'.[1]) Er hält seine Erzählung durchaus frei von allem rein Märchenhaften, Übernatürlichen, 'Teratologischen', womit sonst die griechische Phantasie gerade den Orient auszuschmücken liebte. Die Menschen, die er schildert, unterscheiden sich durch keinerlei überirdische und geheimnisvolle Kräfte und Eigenschaften von der übrigen Menschheit. Sein Sozialismus mutet ihnen z. B. nicht entfernt eine so weitgehende Entsagung zu, wie etwa derjenige Platos. Während eine der Grundbedingungen des Platonischen Sozialstaates die möglichste Verminderung aller Bedürfnisse ist, und zu dem Zweck ganze Produktionszweige, wie z. B. der Weinbau, die Kunstgewerbe u. s. w., in ihrer Entwickelung künstlich beschränkt werden, preist Euhemeros an Panchäa gerade seine Ergiebigkeit an Produkten des Weinbaues und anderen Luxuskulturen, den Reichtum seiner Bergwerke an Gold, Silber, Zinn und Erz, dessen Ansammlung und technische Verarbeitung noch dazu durch ein absolutes Ausfuhrverbot gefördert wird, die Gröfse und Pracht der technischen und baulichen Schöpfungen Panchäas, die ganz an die Leistungen der hellenistischen Fürsten und Städte erinnert. Auch von den Institutionen Panchäas kann man nicht sagen, dafs sie dem gemeinen Menschenverstand von vornherein unausführbar erscheinen mufsten. Man wird also die Möglichkeit nicht bestreiten dürfen, dafs Euhemeros wenigstens gewisse Grundprinzipien seines Sozialstaates Panchäa ebenso für realisierbar halten konnte, wie später der 'Vater des modernen Sozialismus' die grundlegenden Gedanken seiner Utopia.

Wir dürfen nicht vergessen, dafs der Freund Kassanders in einer Zeit lebte, nach deren Anschauungen es für die herrschende politische Macht, für

[1]) S. Rohde S. 224. Vgl. Block, Euhémère S. 57 ff.

Digitized by Google

die ganz von Cäsaristischem Geist erfüllte Monarchie kaum etwas gab, was ihr nicht möglich gewesen wäre. Wie oft hatte man es erlebt, dafs der seit dem vierten Jahrhundert überall in der hellenischen Welt emporkommende Absolutismus den Anstofs zu sozialen Umwälzungen gab, die alles Bestehende einfach über den Haufen warfen und aus dem Ruin der alten eine ganz neue bürgerliche Gesellschaft entstehen liefsen.[1]) Was hatte vollends die Monarchie Alexanders und seiner Nachfolger zerstört oder neu geschaffen! Wer in solcher Zeit einen Fürsten für sich gewann, der durfte sich in der That berufen glauben, auch scheinbar Utopisches möglich zu machen. Dafs sich aber das neue Fürstentum grofsen Reformgedanken zugänglich erweisen würde, war insofern sehr wohl denkbar, als es ja selbst seinem Ursprung und Wesen nach revolutionär, nicht durch die Fesseln der Tradition gebunden war und in der That den Staat möglichst als 'Kunstwerk' und nach rein rationellen Gesichtspunkten gestaltete. Auch hat ja dieser aufgeklärte Absolutismus die Sorge für die materielle Wohlfahrt aller Unterthanen, selbst der Geringsten, das 'Wohlthun', wenigstens zur offiziellen Regierungsmaxime gemacht[2]); und er legte andererseits Wert darauf, seine Gewalt, die der stärksten Stütze, der Legitimität entbehrte, vor der höchsten moralischen Autorität, vor der Geistesbildung der Zeit zu legitimieren. Die Philosophie und ihre Vertreter gewinnen eine ehrenvolle Stellung an den hellenistischen Höfen, und der Cäsarismus verzichtet hier wenigstens in seinen besten Repräsentanten vor diesem Forum auf die einseitige Betonung seiner Rechte und erhebt sich zur Anerkennung seiner Pflichten, ja sogar bis zur Auffassung des Fürsten als des ersten Dieners des Staates.[3]) Kein Wunder, dafs der 'Fürstenspiegel' in dieser Epoche eine stehende litterarische Erscheinung wird, dafs, wie die zahlreichen Titel philosophischer Werke 'über das Königtum' noch jetzt erkennen lassen, die verschiedensten Schulen, Akademiker, Peripatetiker, Megariker und Stoiker, sich wetteifernd bemühten, die neuen staatlichen Gewalten in den Dienst ihrer Ideen zu stellen.

Es ist gewifs kein Zufall, dafs diese Epoche der Fürstenspiegel zugleich die der Staatsromane ist. Wiederholt sich doch genau dieselbe Erscheinung in der Zeit, die den modernen Staatsroman erzeugt hat. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, dafs gleichzeitig mit der Utopia des Thomas Morus Macchiavellis 'Fürst' und des Erasmus 'Lehrbuch für den christlichen Fürsten' verfafst ist, dafs das Zeitalter überhaupt eine ganze Litteratur der Art aufweist. Und man hat an dieses Zusammentreffen die Vermutung geknüpft, dafs wohl beide Litteraturgattungen, der Staatsroman wie der Fürstenspiegel, denselben Zweck verfolgt haben werden, dafs auch jenem mit die Absicht zu Grunde lag, den Fürsten zu zeigen, wie eigentlich regiert werden sollte.[4])

---

[1]) S. Aus Altertum und Gegenwart S. 283 f.

[2]) S. die charakteristische Äufserung in dem Papyrus 63 des Louvre, Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque imp. XVIII 2 p. 361 ff. col. 3, 94. Dazu Schwartz, Rhein. Mus. 40, 256.

[3]) S. Aus Altertum und Gegenwart S. 288. [4]) Kautsky, Thomas More u. s. Utopie S. 336.

Digitized by Google

Es ist sehr wohl möglich, dafs die soziale Utopie des Euhemeros eine ähnliche Tendenz gehabt hat, nicht blofs 'zu den hergebrachten Prunkstücken der Reiseromane gehört'.[1]) Wie das Ideal des Morus im Kopfe eines Fürsten, des Heros Eponymos seiner glücklichen Insel, entsprungen ist, so gehen auch die Einrichtungen Panchäas auf einen König zurück, der dann als Zeus Triphylios göttlicher Verehrung geniefst, ganz ähnlich wie die Fürsten des Hellenismus. Ihm verdanken die Panchäer die priesterliche Geistesaristokratie, die die Seele des ganzen kunstvollen Organismus ihres Gemeinwesens ist. Er hat sie aus Kreta nach Panchäa gebracht und ist eben damit der Schöpfer ihres Sozialstaates geworden. Dieser monarchische Ursprung des Panchäischen Sozialismus ist gewifs nicht bedeutungslos. Es kommt in ihm die Überzeugung zum Ausdruck, dafs, wenn nur ein Fürst wollte, die Verwirklichung des Sozialstaates auch möglich wäre. Dabei braucht man keineswegs anzunehmen, Euhemeros hätte geglaubt, dafs gerade einer der lebenden Machthaber geneigt sein könnte, auf derartige Ideen einzugehen, etwa wie Campanella das Projekt seines Sonnenstaates dem König von Spanien unterbreitete. Er war ein zu nüchterner Kopf, als dafs er dem fascinierenden Reiz, den das Emporstreben der neuen Weltmächte auf einen phantasievollen Geist wohl ausüben konnte, in dem Grade erlegen wäre, wie der Dichterphilosoph der Renaissance. Auch hatte der Freund Kassanders wohl allzu reichliche Gelegenheit, zu sehen, wie sehr sich oft die praktische Bethätigung der Gewalt von der theoretischen Auffassung unterschied, zu der sich die hellenistische Monarchie offiziell bekannte. Allein trotzdem kann es ihm mit der Aufstellung seines Gesellschaftsideals bis zu einem gewissen Grade wenigstens Ernst gewesen sein. Auch Morus gesteht, dafs sich im Gemeinwesen der Utopia gar manches fände, dessen Verwirklichung 'in unseren Staaten' nicht zu erwarten sei. Dennoch spricht er gleichzeitig den Wunsch aus, dafs es einmal verwirklicht werden möchte. Jedenfalls sei vieles so gut geordnet, dafs es zur Berichtigung der (falschen) unsere Gesellschaft beherrschenden Lebensanschauungen dienen könne.[2]) Und dabei ist Morus, der in seiner Utopia überhaupt kein Privateigentum anerkennt, noch ungleich radikaler, als der Verfasser der Panchäa, wo der einzelne wenigstens Haus und Garten sein eigen nennen darf.

Wie gemäfsigt erscheint vollends das Gesellschaftsideal des Euhemeros im Vergleich mit dem kühnen Radikalismus, wie er uns in einem anderen, kaum viel später entstandenen Staatsroman entgegentritt, in dem Sonnenstaat des Jambulos, der in der rücksichtslosen Durchführung des kommunistischen Gedankens nicht nur Euhemeros, sondern auch einen Morus weit überbietet.

Der Verfasser dieses letzten uns bekannten[3]) Staatsromans, der überhaupt

[1]) Wie Schwartz, Vorträge über den griechischen Roman S. 103, annimmt.

[2]) Es können daraus *exempla in corrigendis harum . . . nationum erroribus idonea* entnommen werden (S. 12 in Michels und Zieglers Ausgabe).

[3]) Die Schilderung, die Lucian in seiner 'Wahren Geschichte' II 5—29 von der Insel der Seligen entwirft, ist bekanntlich nur eine Satire auf die ethnographische Fabellitte-

Digitized by Google

den Höhepunkt des dichterischen Utopismus der Griechen bezeichnet, ist ein sozialökonomischer Jules Verne. Er giebt einen Reisebericht im Stile der Abenteuer Simbads des Seefahrers[1]), indem er uns nach einem wundersamen Märchenlande entführt, das in seiner grotesken Ausstaffierung uns ganz wie Prosperos Zauberinsel anmutet, die Wohnstätte eines glückseligen Menschengeschlechts, dem alles physische, sittliche und soziale Elend der übrigen Welt fremd ist. Diese novellistische Einkleidung, die selbst den Beifall eines Lucian fand, hat offenbar zu der Popularität des Romans kaum viel weniger beigetragen, als der sozialistische Kern, den das phantastische Fabelwerk umrankt und fast überwuchert. Auch Diodor, dessen kurzem Auszug[2]) wir die Kenntnis des Jambulos verdanken, hebt diese Seite des Romans besonders hervor. Die Entdeckungsgeschichte der Sonneninsel, an deren Realität er übrigens ebenso glaubt, wie an die Panchäas, giebt er ausführlich wieder; ebenso die Fabeleien über die Naturwunder des Inselreiches, während er sich über die sozialökonomischen Zustände weit kürzer fafst. Jedenfalls ist die novellistische Einkleidung so bestimmend für den ganzen Charakter des Romans, dafs auch wir sie nicht völlig übergehen können.

Der Verfasser berichtet: Von Jugend auf der Bildung beflissen, habe er nach dem Tode seines Vaters, eines Kaufmanns, ebenfalls in Kaufmannsgeschäften eine Reise nach Arabien und nach dem Gewürzland (Somal) unternommen. Hier sei er zuerst Räubern in die Hände gefallen, dann, nachdem er einige Zeit als Hirte gedient, mit einem seiner Gefährten von den Äthiopen gefangen worden, die eben damals eines Sühnopfers bedurften, wie sie es alle sechshundert Jahre nach uralter Sitte dem Ozean darzubringen pflegten. Man gab ihnen ein kleines Fahrzeug und hiefs sie nach Süden fahren, wo sie ein glückliches, von wohlwollenden Menschen bewohntes Eiland finden würden. Nach einer Fahrt von vier Monaten gelangten sie zu einer Insel von runder Gestalt und einem Umfang von fünftausend Stadien, deren Bewohner die Fremdlinge freundlich aufnahmen. Sie gehörte zu einer Gruppe von sieben Inseln, alle ungefähr gleich grofs, gleich weit von einander entfernt und alle von Menschen bewohnt, deren Sitten und Lebenseinrichtungen sich durchaus glichen. Man befand sich hier unmittelbar am Äquator. Tag und Nacht waren immer von gleicher Länge, und am Mittag warf kein Gegenstand einen Schatten. Die Sonne, allezeit im Zenith stehend, bethätigte hier uneingeschränkt die Fülle ihrer segenspendenden Kräfte, ein Moment, das auch im Kultus der Insulaner zum Ausdruck kam. Sie verehrten die Sonne als ihre höchste Gottheit, ihr waren die Inseln und deren Bewohner geweiht.[3]) Daher auch die unerschöpf-

---

ratur, woraus sie die einzelnen Züge zusammenträgt und die sie grotesk übertreibt, um sie zu parodieren.

[1]) Über diese Einkleidung und die litterargeschichtlichen Fragen, die sich an den Roman knüpfen, vgl. Rohde S. 224 ff.

[2]) II 55—60.

[3]) Diodor II 59, 7: *τὸν ἥλιον οὗ τάς τε νήσους καὶ ἑαυτοὺς προσαγορεύουσιν.* Aufserdem werden auch der Himmel und alle Himmelslichter verehrt, und die Siebenzahl der Inseln

liche Produktionskraft, die die Natur in dieser sonnigen Welt auszeichnete. Die Bäume trugen hier stets reife Früchte, wie im Homerischen Phäakenland. Der Boden brachte unbestellt Nahrungsmittel in überreicher Fülle hervor, ebenso Öl und Wein und manch seltsame Pflanzen, unter denen besonders ein Rohr hervorgehoben wird mit erbsenartigen Früchten, die in Wasser gelegt aufquollen und zur Bereitung eines süfsen Brotes verwendet wurden.

In solchem Reichtum der Natur, der übrigens die Bewohner nicht hinderte, in wohl geregelter Mäfsigkeit zu leben, gediehen auch diese in ursprünglicher Kraft und Schönheit. An Leibesgröfse und Lebensdauer überragten sie weit das gewöhnliche Mafs der Sterblichen.[1]) Von Krankheit meist verschont, duldeten sie auch nichts Krankhaftes, Verkrüppeltes, Verfallendes unter sich. Wer an unheilbarem Siechtum oder an körperlichen Gebrechen litt, mufste einem strengen Gesetz gemäfs sich selbst den Tod geben. Ebenso war es Sitte, dafs alle, die eine gewisse Altersgrenze überschritten hatten, freiwillig ihrem Leben ein Ende machten, indem sie sich auf eine Pflanze lagerten, deren betäubender Duft durch einen sanften Schlaf unvermerkt in den Tod hinüber leitete. Was Jambulos sonst über die wundersamen physischen Eigenschaften und Fertigkeiten der Menschen- und Tierwelt fabuliert, können wir übergehen. Nur der wunderbaren abgerichteten Vögel sei hier gedacht, deren sich die Insulaner bedienen, um Mut und Kraft ihrer Kinder zu prüfen. Bald nach der Geburt wird nämlich jedes Kind auf einen solchen Vogel gesetzt und dieser dann fliegen gelassen. Die Kinder, die den Flug aushalten, werden aufgezogen und so die Rasse stets kräftig erhalten.

Diese in der Schilderung der Landessitte hervortretenden Eigentümlichkeiten werfen auch bereits ein helles Licht auf die grundlegenden Prinzipien, auf denen sich das ganze Gemeinwesen aufbaut. Das Sozialprinzip, das Gemeinschaftsinteresse ist hier die allbeherrschende Grundnorm des öffentlichen und privaten Lebens, der sich das Individuum, sei es unter dem Druck des Gesetzes, sei es in freier Ergebung, unbedingt unterordnet.

Was schon Plato als höchstes Ideal für den besten Staat aufgestellt hat,

---

sowie ihre kreisförmige Gestalt hängt offenbar mit dem Planetendienst zusammen, ebenso die eifrige Beschäftigung der Insulaner mit der Sternkunde. Auch in neueren Sozialromanen findet sich diese Beziehung zur Sonne, z. B. in dem 'Sonnenstaat' Campanellas und in der Geschichte der Sevarambier von Vairasse. Hier wird der Sonnenkult damit motiviert, dafs er eben die ursprünglichste und allgemeinste aller Religionen gewesen sei. — Möglich, dafs auch schon für Jambulos dieser Gesichtspunkt mit bestimmend war, dafs ihm der Sonnenkult als die 'natürlichste' Religion am besten für sein Gesellschaftsideal zu passen schien, welches ja möglichst das Naturgemäfse verwirklichen sollte. — Den ursprünglichen Anknüpfungspunkt gab allerdings die Lage dieser und anderer glückseliger Inseln (vgl. den Sonnenstrom Panchäas bei Diod. V 44) in dem nach griechischer Anschauung der Sonne zunächst gelegenen 'äufseren' Meere.

[1]) Übrigens ist hier Jambulos weniger phantastisch, als sein moderner Nachahmer Campanella, dessen Sonnenbürger nicht wie die des Jambulos 150, sondern gar 200 Jahre alt werden.


Digitized by Google

die möglichste Verallgemeinerung des kollektivistischen Gedankens, hier ist es zur That und Wahrheit geworden. Der ganze Sonnenstaat ist eine grofse kommunistische Genossenschaft oder vielmehr ein streng schematisch gegliedertes System solcher Genossenschaften (*συστήματα*)[1], deren Zweck nichts Geringeres ist, als eine vollkommen kommunistische Regelung des gesamten wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Daher stellt jeder dieser Verbände zunächst eine sozialistische Organisation der Arbeit dar, ein System gesellschaftlicher Arbeit, das Hunderte von Menschen — jede Gruppe zählt vierhundert Köpfe — zu gemeinsamem planmäfsigen Zusammenwirken verbindet. Nach dem Grundsatz: Gleiche Arbeitspflicht für alle, gleiche Beteiligung eines jeden an jeder Art von Arbeit! lösen sich die einzelnen Genossen bei aller Thätigkeit gegenseitig ab, sodafs jeder, wie es in unserem dürftigen Berichte heifst, 'abwechselnd die anderen bedient, Fische fängt, Handwerke oder Künste ausübt, öffentliche Geschäfte besorgt' u. s. w.[2]) Erst das Greisenalter entbindet von dieser allgemeinen Dienst- und Arbeitspflicht. Eine Wirtschaftsorganisation, die natürlich andererseits das Kollektiveigentum an sämtlichen Produktionsmitteln voraussetzt, an Grund und Boden ebenso, wie am Kapital, d. h. an Werkstätten und Vorratshäusern, Werkzeugen und Geräten, an Arbeits- und Nutztieren, an allen für die Produktion nötigen Stoffen u. s. w. Auch die Konsummittel sind offenbar Gemeingut. Denn ohne Verstaatlichung der Konsummittel wäre die Kollektivproduktion der Güter in der geschilderten Form gar nicht durchführbar gewesen, und noch weniger die systematische Regelung des Konsums, die sich mit dieser Organisation der Arbeit verband. Denn 'all das, was sich auf die Ernährung bezieht, hat hier ebenfalls eine bestimmte Ordnung'. Wie alle der Reihe nach gleichartig produzieren, so sollen auch alle gleichartig geniefsen. Es ist für die Einnahme der Mahlzeiten eine bestimmte Zeit durch das Gesetz vorgeschrieben, ebenso ist für jeden Tag nur eine bestimmte Gattung von Speisen gestattet, sodafs, offenbar im Interesse einer möglichst naturgemäfsen Ernährung, ein regelmäfsiger Wechsel von vegetabilischer und Fleischnahrung stattfindet.

Es ist, als ob die Bürger des Sonnenstaates ihr Gemeinwesen nach dem Programm geordnet hätten, das die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands 1875 aufgestellt hat. Was hier für die Zukunft gefordert wird, haben sie längst verwirklicht! 'Der Gesellschaft, d. h. allen ihren Gliedern, gehört das gesamte Arbeitsprodukt bei allgemeiner Arbeitspflicht nach gleichem Recht, jedem nach seinen vernunftgemäfsen Bedürfnissen.' — 'Die Befreiung der Arbeit erfordert die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft und die genossenschaftliche Regelung der gesamten Arbeit mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Verteilung des Arbeitsertrags' (Gothaer

---

[1]) Sie erinnern an die Phylarchien der Utopia, die Osmanien der Sevarambier.

[2]) Diodor II 59, 6: *ἐναλλὰξ δὲ αὐτοὺς τοὺς μὲν ἀλλήλοις διακονεῖν, τοὺς δὲ ἁλιεύειν, τοὺς δὲ περὶ τὰς τέχνας εἶναι, ἄλλους δὲ περὶ ἄλλα τῶν χρησίμων ἀσχολεῖσθαι, τοὺς δ' ἐκ περιόδου κυκλικῆς λειτουργεῖν, πλὴν τῶν ἤδη γεγηρακότων.*

Digitized by Google

Programm § 1). Selbst die Regelung des Konsums bedeutet keinen prinzipiellen Unterschied gegenüber dem modernen Zukunftstaat. Denn auch in diesem bestimmt die gesellschaftliche Behörde das Ausmafs der Bedürfnisse eines jeden, das als 'vernunftgemäfs' anzusehen ist.

Jambulos geht in der konsequenten Durchführung des Kommunismus sogar noch weiter, als die seinen Sonnenstaat unbewufst kopierenden Gothaer. Er dehnt den Kommunismus auf ein Gebiet aus, vor dem deren 'Kompromifsprogramm' noch Halt macht. Wie es nämlich im Sonnenstaat keine gesonderten wirtschaftlichen Betriebe giebt, so fehlt auch die sozialökonomische Organisationsform, die dem Sonderbetrieb entspricht, der Einzelhaushalt, die eine ökonomische Einheit bildende Familie. Der Sonnenstaat duldet innerhalb der grofsen, alle umfassenden Gemeinschaft nichts, was irgend ein Sonderinteresse erzeugen, die Gemeinschaftgefühle abschwächen könnte; er verwirft daher auch grundsätzlich das Institut der Einzelehe und was sich an Konsequenzen aus diesem Institut ergiebt. 'Die Frauen sind allen gemeinsam', wie Diodor lakonisch berichtet, ohne ein Wort zur näheren Charakteristik hinzuzufügen.[1]) Doch ergiebt sich für uns wenigstens Sinn und Tendenz dieser Frauengemeinschaft zur Genüge daraus, dafs es eben das Gemeinschaftinteresse ist, nicht das Genufsstreben des Einzelindividuums, dem sie ihren Ursprung verdankt. Wir haben hier ja ein Volk vor uns, das gerade durch weise Selbstbeschränkung, durch Mafshalten im Geniefsen, durch sittliche Reinheit den schroffsten Gegensatz zu dem moralischen Verderben unserer Kulturwelt darstellt und daher nicht einmal die beiden aus dieser bösen Welt stammenden Fremdlinge auf die Dauer unter sich dulden will, in der Besorgnis, es könnten durch sie Keime des Bösen verpflanzt werden. Jambulos und sein Begleiter müssen nach sieben Jahren unfreiwillig das Land verlassen, weil sie unheilbar verderbt seien und die in der alten Gesellschaft eingeimpften Sitten nicht mehr ablegen könnten.[2]) Die Frauengemeinschaft eines solchen Volkes kann nicht so gestaltet gewesen sein, dafs bei ihr möglichst die Sinnengier des Individuums ihre Sättigung fand, d. h. es kann sich nicht um die Anerkennung des Grundsatzes gehandelt haben, dafs jeder Mann aller Weiber, jedes Weib aller Männer geniefsen soll, sondern eben nur darum, dafs kein Mann ein Weib, kein Weib einen Mann sich eigen nenne, damit das Lebensprinzip des Ganzen, der Geist der Eintracht und Brüderlichkeit, nicht gefährdet werde. Diesem Prinzip zu Liebe werden auch die Kinder als 'Kinder der Gemeinschaft' ge-

[1]) Diodor II 58, 1: *γυναῖκας δὲ μὴ γαμεῖν, ἀλλὰ κοινὰς ἔχειν.*

[2]) Diod. II 60, 1: *ὡς κακούργους καὶ πονηροῖς ἐθισμοῖς συντεθραμμένους.* — Nebenbei bemerkt, trägt hier Jambulos dieselbe Lehre vor, wie Hermann Bahr in seinem Drama 'Die neuen Menschen'. Das Schicksal des Jambulos im Sonnenland beweist, dafs es, um mit Bahr zu reden, nie glücken wird, die Menschen der alten Zeit neuen Verhältnissen anzupassen, wenn nicht vorher schon unter den alten Verhältnissen neue Menschen herangebildet werden. Die Menschen stecken zu tief in all dem Alten. Sie vermögen nicht, sich gänzlich davon loszusagen; und je stolzer sie sich eine Zeit lang darüber erhoben, desto härter ist ihr Fall.

Digitized by Google

meinsam erzogen und, um ein gleichmäfsiges Wohlwollen aller gegen alle zu erzielen, sogar die Mütter im ungewissen über die eigenen Kinder erhalten, was man dadurch erreicht, dafs eine öftere Vertauschung der Neugeborenen von Seiten der Wärterinnen stattfindet!

So kennt man in der That, wie Diodor am Schlusse seiner kurzen Andeutungen über den Gegenstand bemerkt, bei diesen Menschen kein ehrgeiziges und selbstsüchtiges Sonderstreben. Allgemein ist als höchstes Gut die Eintracht anerkannt, und in ungetrübter Harmonie verfliefst ihr Dasein.[1]) Das Ideal eines wahrhaft sozialen Lebens ist hier Wirklichkeit geworden, eine Gemeinschaft, in der die Zwecke aller von allen gleichmäfsig in brüderlicher Übereinstimmung verfolgt werden.

Daher fügen sich auch alle in die strenge Unterordnung unter die starke einheitliche Leitung, ohne welche ja die ganze Organisation überhaupt nicht durchführbar gewesen wäre.[2]) Der Kollektivismus des Sonnenstaates ist ein streng autoritärer. Für die soziale Wirtschaftführung seiner kommunistischen Genossenschaften besteht ein Zentralorgan, ein 'Hegemon', dessen Machtvollkommenheit eine lebenslängliche ist und daher von Diodor mit der monarchischen Gewalt verglichen wird.[3]) Er ist offenbar der Organisator der Arbeit für die ganze Genossenschaft. Auch wird dieses Amt nicht durch Wahl von seiten der Genossenschaftsmitglieder besetzt, woraus Rivalität und Parteiung entstehen könnte, sondern der jeweilig Älteste der Genossenschaft ist auch ihr Leiter.[4])

Das Glück, das die Bürger dieser Hingebung an die Gemeinschaft verdanken, ist ein grofses, es ist die Befreiung von dem Übermafs des Arbeitsdruckes, der auf der übrigen Menschheit lastet. Was Thomas Morus, Campanella und Marx von der Beseitigung der kapitalistischen Produktionsform

---

[1]) II 58, 1: *διόπερ μηδεμιᾶς παρ' αὐτοῖς γινομένης φιλοτιμίας ἀστασιάστους καὶ τὴν ὁμόνοιαν περὶ πλείστου ποιουμένους διατελεῖν.*

[2]) Auch die planmäfsige Produktion der kommunistischen Gesellschaft des modernen Marxismus ist ja nicht möglich ohne absolute Aufhebung der Freiheit der Arbeit.

[3]) II 58, 6: *ἑκάστου δὲ συστήματος ὁ πρεσβύτερος ἀεὶ τὴν ἡγεμονίαν ἔχει, καθάπερ τις βασιλεύς, καὶ τούτῳ πάντες πείθονται.*

[4]) Was die Frage nach der Regierung des Gesamtstaates betrifft, von der wir nichts erfahren, so nimmt Rohde (S. 240) an, dafs 'alle übrigen Verhältnisse des Lebens in keiner Weise geregelt und in bestimmte Ordnungen eingeschlossen' gewesen seien. Alles gehe hier so zu, wie es sich bei einem Verfolgen der primitivsten Naturtriebe in einer durchaus noch unorganisierten, durch die glücklichsten Naturverhältnisse aber vor wilden Ausbrüchen der Not und Selbstsucht bewahrten Menschenmenge ganz von selbst machen würde, ein Zustand, der völlig dem Ideale entspreche, wie es Cynismus und Stoa aufgestellt hatten. — Ich will meinerseits die Möglichkeit, dafs das ganze ideale Gemeinwesen nur als Komplex friedlich nebeneinander lebender Genossenschaften ohne einheitliche Spitze gedacht ist, nicht in Abrede stellen. Doch geht Rohde insofern zu weit, als er von einer 'noch durchaus unorganisierten Menschenmenge' spricht. Davon kann doch angesichts der Kollektivwirtschaft der Sonnenbürger nicht die Rede sein. Diese sind überhaupt, wie ja auch ihre wissenschaftliche Bethätigung beweist, in viel höherem Grade Kulturmenschen, als es bei Rohde den Anschein hat. Rohde verfällt hier in denselben Irrtum, wie die meisten modernen Beurteiler der Utopier, in denen sie auch viel zu sehr die 'Naturkinder' sehen, wie Dietzel (a. a. O. Vierteljahrsschr. III S. 396) mit Recht bemerkt.

Digitized by Google

erwarten, die Beschränkung des Arbeitstages auf die notwendige Arbeit, der Kommunistenstaat des Jambulos hat es bereits in idealer Weise verwirklicht. Jene gleichmäfsige Verteilung der Arbeit unter alle werkfähigen Glieder der Gesellschaft, von der der Marxismus eine so grofse Abkürzung der Arbeitszeit erhofft, sie hätte nicht radikaler durchgeführt sein können. Hier war es von vornherein ausgeschlossen, dafs 'eine Gesellschaftschicht die Naturnotwendigkeit der Arbeit von sich selbst ab- und einer anderen Schicht zuwälzen kann'. Hier wurde daher auch nicht, wie nach der Marxschen Ansicht in der kapitalistischen Gesellschaft, 'freie Zeit für eine Klasse produziert durch Verwandlung aller Lebenszeit der Masse in Arbeitszeit'.[1]) Da im Sonnenstaat alle nützlich beschäftigt sind, also keine Arbeitskraft ungenützt bleibt, da andererseits die üppige Produktivkraft der Landesnatur den Arbeitsbedarf vermindert, so ist hier in der That der 'zur materiellen Produktion notwendige Teil des gesellschaftlichen Arbeittages' ein aufserordentlich geringer, der 'für freie geistige und gesellschaftliche Bethätigung der Individuen eroberte Zeitteil um so gröfser'. Die Möglichkeit geistiger Vervollkommnung, der freien Entfaltung der Vernunft, worauf hier, ganz wie in der Utopia, der gröfste Wert gelegt wird[2]), steht jedem offen, der Lust und Talent dazu hat. Und ebenso erfreuen sich alle hinlänglicher Mufse, um sich einer edlen Geselligkeit und den Freuden eines idyllischen Naturgenusses hingeben zu können, die an das Leben in den elysischen Gefilden erinnert.

So hat der Sonnenstaat längst das vorweggenommen, was der Marxismus nach zwei Jahrtausenden als Ergebnis neuester sozial-theoretischer Erkenntnis rühmt: 'Indem sich die Gesellschaft zur Herrin der sämtlichen Produktionsmittel macht, um sie gesellschaftlich planmäfsig zu verwenden, vernichtet sie die bisherige Knechtung der Menschen unter ihre eigenen Produktionsmittel. Die Gesellschaft kann sich nicht befreien, ohne dafs jeder Einzelne befreit wird. Die alte Produktionsweise mufs also von Grund aus umgewälzt werden, und namentlich mufs die alte Teilung der Arbeit verschwinden. An ihre Stelle mufs eine Organisation der Produktion treten, in welcher ... die produktive Arbeit statt Mittel der Knechtung Mittel der Befreiung der Menschen wird, indem sie jedem Einzelnen die Gelegenheit bietet, seine sämtlichen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, nach allen Richtungen hin auszubilden und zu bethätigen, und so aus einer Last eine Lust wird.'[3])

Der Gedanke einer solchen Befreiung des Individuums lag ja gerade der Epoche des Hellenismus ganz besonders nahe. Jene harmonische Vereinigung von öffentlichen und privatwirtschaftlicher Thätigkeit, jene Teilnahme aller Bürger am politischen Leben, die im demokratischen Stadtstaat den Einzelnen immer wieder über den engen Kreis seiner privaten Existenz hinausgehoben hatte, sie war im Rahmen der neuen Monarchien in dieser Weise nicht mehr

---

[1]) Marx, Kapital I[3] 541.

[2]) Diodor II 57, 3: *ὑπάρχειν δὲ παρ' αὐτοῖς καὶ παιδείας πάσης ἐπιμέλειαν, μάλιστα δὲ ἀστρολογίας κτλ.*

[3]) Engels, Anti-Dühring S. 315 f.

Digitized by Google

möglich. Im Grofsstaat des Hellenismus sind diese Beziehungen zwischen Individuum und Staat zerrissen. Der Einzelne kann sich nicht mehr als der Bürger eines von ihm mitregierten Gemeinwesens fühlen und sieht sich mehr und mehr auf sich selbst zurückgewiesen. Überhaupt erscheint die ganze Entwickelung des Hellenismus in Politik und Verwaltung wie im sozialökonomischen und geistigen Leben auf eine Steigerung dieser individualistischen Tendenz angelegt. Mit der technischen Durchbildung der Administration, mit dem technischen Fortschritt in allen Zweigen der Volkswirtschaft machte die Arbeitsteilung weitere gewaltige Fortschritte. Wer sich in dieser vielfach ganz modernen Gesellschaft durchringen und behaupten wollte, mufste auf eine möglichst individuelle Ausbildung bedacht sein. Die Sonderung der Berufe, der Individualitäten wird eine weit intensivere als bisher. 'Man ist nicht mehr in erster Linie Mensch und Bürger, sondern erst Soldat, Beamter, Gelehrter u. s. w.'[1])

Aber die tief im hellenischen Geistesleben wurzelnde Sehnsucht nach harmonischer Entfaltung der Persönlichkeit ist damit nicht beseitigt. Im Gegenteil, sie wird um so lebhafter, je mehr die Schwierigkeiten zunehmen, die ihr die Verhältnisse entgegenstellten. 'Daher das Interesse, das man jetzt an andern Berufen nimmt, das Interesse an andern scharf ausgeprägten Individualitäten, wie wir es in der Kunst dieser Zeit finden. Es ist der Trieb, das einseitige Selbst aus Fremdem zu ergänzen'.[2]) Und aus der tiefen Empfindung für diese Einseitigkeit erwächst dann ganz naturgemäfs ein Gesellschaftsideal, das die Ausbildung des ganzen Menschen proklamiert und zwar im Sinne möglichst allseitiger, geistiger und körperlicher Bethätigung.

Denn auch in Bezug auf diese letztere Seite menschlichen Wirkens ist in der Lebensanschauung des hellenistischen Kulturmenschen ein merkwürdiger Wandel erkennbar. Wir befinden uns in der Epoche der Grofs- und Weltstädte, wo politische Zentralisation, Welthandel und Industrie die städtische Kultur zu höchster Entfaltung brachten, wo daher auch bald die Mifsstände zu Tage traten, die grofsstädtische Menschenanhäufung und das Raffinement spezifisch städtischer Kultur immer zur Folge haben. Eine neue Einseitigkeit, die auch als solche empfunden wurde und jene modern sentimentale Sehnsucht nach der Natur und der 'Unschuld' der Natur hervorrief, wie sie uns in einer neuen, für die Zeit recht eigentlich charakteristischen Litteraturgattung, im bukolischen Idyll entgegentritt. Die Berufe, die den Menschen in unmittelbarer Berührung mit der Natur erhalten, das Leben von Landleuten, Hirten, Jägern, Fischern in seiner genügsamen Einfachheit, Friedlichkeit und 'Natürlichkeit' gewinnt für den kulturübersättigten Städter einen eigenartigen Reiz. Aus diesem Kreise entnimmt das Idyll vornehmlich seine Stoffe; und die Kunst schliefst sich diesem Zuge an, wie die zahlreichen Hirten- und Fischerdarstellungen beweisen, die auf diese Periode zurückzuführen sind.[3])

---

[1]) Nach der treffenden Bemerkung von Furtwängler in seinem Entwurf einer Geschichte der Genrebildnerei bei den Griechen (Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans) S. 66.
[2]) Furtwängler a. a. O. [3]) Ebd. S. 67.

Digitized by Google

So ist es denn nur die letzte Konsequenz einer weitverbreiteten Zeitstimmung, wenn in dem Sonnenstaat des Jambulos wirklich Ernst damit gemacht wird, den dem hellenistischen Grofsstädter verloren gegangenen Zusammenhang mit der Natur in radikalster Weise eben dadurch herzustellen, dafs auch der Gelehrte abwechselnd einfacher Arbeiter, Landmann, Fischer u. s. w. wird. Damit ist zugleich der Gegensatz von Kultur und Natur oder von Stadt und Land beseitigt. Denn das 'Leben auf Wiesen', dessen sich nach der Andeutung Diodors die Bürger des Sonnenstaates erfreuen[1]), ist ohne eine völlige Ausgleichung dieses Unterschiedes nicht denkbar. In diesem Ergebnis berührt sich übrigens der Sonnenstaat bis zu einem gewissen Grade auch mit dem modernen Sozialismus, der ja ebenfalls durch eine Vereinigung der gewerblichen mit der ländlichen Arbeit den Gegensatz von Stadt und Land möglichst zu beseitigen wünscht.

Hat Jambulos wohl selbst an die Möglichkeit geglaubt, dafs die Institutionen dieses seligen Sonnenreiches, deren rein utopischer Charakter für ein klares und nüchternes sozialökonomisches Denken keinen Augenblick zweifelhaft sein kann, die Verpflanzung in die Wirklichkeit vertragen könnten? Ist die märchenhafte Natur, in die er seine Sonnenbürger versetzt, und der vollkommene Menschentypus, den sie repräsentieren, die unentbehrliche Voraussetzung ihrer idealen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, und daher diese selbst von ihm auch nur als ein reines Märchen gedacht, wie die ganze Erzählung, in die ihre Schilderung eingefügt ist?

So viel ist ja klar: in den Wundergeschichten, die Jambulos von seiner glücklichen Insel auftischt, zeigt er sich unverkennbar als der Fabulist, der um jeden Preis ein sensationslüsternes Publikum zu befriedigen sucht. Allein andererseits ist auch zu bedenken, dafs so, wie nun einmal der Reiseroman sich entwickelt hatte, jedes spätere Erzeugnis dieser Gattung auf eine starke Wirkung nur rechnen durfte, wenn es die früheren in der Häufung des Sensationellen womöglich noch überbot. Schon in Bezug auf die bekannten Alexanderromane in Briefen, die älter sind als Jambulos, hat man mit Recht bemerkt, dafs zumal der weniger gebildete Leser eben solche gröbere Ware haben wollte. Wenn Alexander nun einmal nach Indien kam, mufste er dort auch ordentliche, handfeste Wunder erleben[2]), denn die populäre Anschauung über Indien wurde durch ein 'ausschweifendes, im Teratologischen schwelgendes Fabelbuch'[3]), das des Ktesias, beherrscht. Wie hätte da ein Autor, der eben ein im Bereiche des indischen Wunderlandes gelegenes Paradies schilderte, auf solche Reizmittel der damaligen Romantechnik verzichten können, wenn er eben nicht ein Euhemeros war, der als ausgesprochener Rationalist solche handfeste Wunder natürlich nicht gebrauchen konnte? Hat doch auch Hekatäos, bei dem eine ernste Tendenz unverkennbar vorliegt, in

---

[1]) *τούτους ἐν τοῖς λειμῶσι διαζῆν* heifst es bei Diodor II 57. Vgl. übrigens auch die Landschaftsschilderung bei Euhemeros ebd. V 43.

[2]) Schwartz, Griechischer Roman S. 97. [3]) Ebd. S 88.

Digitized by Google

seinem Hyperboreerroman dieser Zeitmode die weitestgehenden Zugeständnisse gemacht und ein recht phantastisches Fabelbuch geliefert! Es ist also nicht notwendig, anzunehmen, dafs deswegen, weil wir es auch bei Jambulos mit einem solchen Fabelbuch zu thun haben, die von ihm geschilderte soziale Utopie weiter nichts ist, als ein blofses Spiel der Einbildungskraft. Es kann sehr wohl eine bestimmte Tendenz zu Grunde liegen. Und in der That kann man sich selbst dem Berichte Diodors gegenüber des Eindruckes kaum erwehren, dafs hier eine Schilderung dessen gegeben werden sollte, was dem Autor selbst als das Ideal eines natur- und vernunftgemäfsen Lebens vor Augen schwebte[1]), wenn dies Ideal für ihn auch nicht mehr war, als ein schöner Traum.

Andererseits ist ja dieses Gesellschaftsideal keineswegs ein rein individuelles Gedankenerzeugnis. Es knüpft vielmehr deutlich genug an thatsächlich vorhandene Stimmungen und Ideen an. Wie hätte sich sonst Jambulos eine Wirkung auf die Leser versprechen können? Wie wir bei einer Reihe von Zügen seiner novellistischen Einkleidung noch nachweisen können, dafs sie aus der ihm vorliegenden ethnographischen Fabellitteratur entlehnt sind, so sind auch in seinem Gesellschaftsideal neben den schon hervorgehobenen noch andere Anklänge an thatsächlich vorhandene geistige Strömungen, so z. B. an platonische, kynische, stoische Ideen unverkennbar[2]); und es würde uns gewifs noch weit mehr als Reflex solcher Zeitrichtungen erscheinen, wenn uns diese eben genauer bekannt wären. Selbst dann also, wenn wir annehmen wollten, dafs für Jambulos persönlich die soziale Utopie seines Romans nur die Bedeutung einer Kuriosität hatte, würde sie es noch lange nicht für die Geschichte der sozialen Ideen sein. Auch die Art, wie Ktesias von der Gerechtigkeit seiner Inder redet, wurzelt nicht in eigener sozialethischer Spekulation — diese gerechten Inder sind für ihn gewifs nur eine sensationelle Kuriosität neben so vielen anderen[3]) —; trotzdem ist dieses Gerechtigkeitsideal das Resultat einer thatsächlich vorhandenen und weitverbreiteten sozialphilosophischen Strömung. Wir dürfen nach alledem auch den Sonnenstaat als ein bedeutsames Zeugnis für die Entwickelungsgeschichte des sozialistischen Gedankens in der hellenischen Welt in Anspruch nehmen. Er läfst uns erkennen, dafs sich hier die Entwickelung des Sozialismus, zum Teil wenigstens, in derselben Richtungslinie bewegte, wie im neueren Europa.

Man liebt es gegenwärtig, Thomas Morus, dem Begründer des modernen Sozialismus, als Repräsentanten des antiken Plato gegenüberzustellen.[4]) Was in der Utopia zu Plato im Gegensatz steht, soll dann 'durchaus modern', d. h. der Antike fremd sein. Als ob der Platonische Staat das letzte Wort des antiken Sozialismus, und die ganze weitere Entwickelung, wie sie uns in der

[1]) Auch Rohde ist dieser Ansicht. [2]) Vgl. Rohde S. 231 und 240 ff.

[3]) Darin stimme ich Schwartz (S. 89) zu.

[4]) So z. B. Kautsky, Thomas Morus S. 291 und Ziegler in der genannten Morusausgabe XXIX.

Digitized by Google

sozialen Dichtung der Griechen entgegentritt, gar nicht vorhanden wäre! So erscheint es von diesem Standpunkt aus als etwas ganz Neues, 'wesentlich Modernes', wenn in der Utopia die Handarbeit nicht für illiberal gilt, sondern alle Volksgenossen zu eben jener banausischen Arbeit verpflichtet werden, von der bei Plato die beiden kommunistischen Stände befreit sind. Wir sehen ganz ab von der falschen konventionellen Ansicht, als ob die 'Ehre der Arbeit' eine durchaus moderne Errungenschaft sei, und stellen einfach die Frage: Ist der Gegensatz des Platonischen Staates zum Sonnenstaat des Jambulos nicht mindestens ein ebenso grofser, wie der zur Utopia? Könnte nicht die moderne Sozialdemokratie von Jambulos mit demselben Rechte, wie von Morus sagen: 'Der grofse Grundsatz der gleichen Arbeitspflicht aller (d. h., 'bürgerlich' ausgedrückt, der ungeheure Rückschritt des gleichmäfsigen Arbeitszwanges) verbindet ihn auf das innigste mit dem modernen Sozialismus, scheidet ihn auf das strengste von dem Kommunismus Platos, der ein Kommunismus der Nichtarbeiter ist?'[1])

Ja wir gehen noch weiter und behaupten: Vom Standpunkt dieses heutigen proletarischen Sozialismus aus ist Morus in ökonomischer Hinsicht sogar weniger 'modern', als sein antiker Vorgänger. Während er seine Utopier an ein bestimmtes, allerdings meist frei gewähltes, Handwerk fesselt, von dessen Betrieb nur die periodisch vorgeschriebene Beschäftigung mit der Feldarbeit zeitweilig entbindet, findet bereits im Sonnenstaat des Jambulos derselbe stetige Wechsel der Arbeit statt, wie im sozialdemokratischen Zukunftstaat. Morus besitzt doch noch so viel gesunde bürgerliche Einsicht, um zu erkennen, dafs bei einer völlig gleichmäfsigen Beteiligung aller an mechanischer und geistiger Arbeit die Talente verkümmern, die besseren Elemente nicht zur Bethätigung ihrer Kraft kommen würden; und er läfst daher in seiner Utopia eine eigene Klasse von Gelehrten zu, die von der Handarbeit befreit ist. Der mechanische Kommunismus dagegen, wie er im Sonnenstaate herrscht mit seiner äufserlichen quantitativen Gleichmachung, kennt diese Ausnahme nicht, ganz wie die moderne Sozialdemokratie! Jambulos hätte mit Bebel sagen können: 'Die Berufsphysiognomien, die unsere Gesellschaft heute aufweist, sind in meinem Staat verschwunden', oder mit Engels: 'Karrenschieber und Architekt von Profession werden nicht verewigt werden, sondern in einer Person vereinigt sein.'

Welch ein Abstand vollends trennt in dieser grundlegenden Frage die letzte hellenische Utopie von der des Plato! Während dieser das Prinzip der Arbeitsteilung auf die Spitze treibt und daher auch die Konsequenz derselben, die 'Niederbeugung' oder 'Knickung' der Psyche, bei ganzen Berufszweigen und Gesellschaftsklassen als etwas Unvermeidliches hinnimmt, schreitet der Sozialismus, wie er uns in dem Roman des Jambulos entgegentritt, kühn über diese Schranken hinweg. Er will nicht, dafs, um Marxistisch zu reden, der Ausbildung einer einzigen Thätigkeit alle übrigen körperlichen und geistigen Fähigkeiten zum Opfer gebracht werden. Er will keine 'knechtende Unter-

[1]) Kautsky S. 292.

Digitized by Google

ordnung der Individuen unter die Teilung der Arbeit'[1]), sondern 'die absolute Disponibilität des Menschen für wechselnde Arbeitserfordernisse'.[2]) Er will wie Marx 'das Teilindividuum, den bloſsen Träger einer gesellschaftlichen Detailfunktion, durch das total entwickelte Individuum ersetzen, für das verschiedene gesellschaftliche Funktionen einander ablösende Bethätigungsweisen sind'.[3]) Unbekümmert darum, daſs er damit thatsächlich einen ungeheuren Rückschritt macht, läſst Jambulos an die Stelle der Arbeitsteilung gerade das diametral entgegengesetzte Organisationsprinzip treten, das durch abwechselnde Inanspruchnahme verschiedener körperlicher und geistiger Kräfte die Arbeit für alle zu einer immer wieder von neuem erfrischenden und anregenden gestalten und, indem es den Arbeitenden durch eine Reihe von verschiedenen Beschäftigungen hindurchführt, alle in ihm schlummernden Fähigkeiten zur Entfaltung bringen, ihm gerade die Teilnahme an jenen höheren Bestrebungen ermöglichen will, die nach der Ansicht Platos den wirtschaftlich Arbeitenden unzugänglich sein sollten.

Hatte Plato die Dinge so beurteilt, wie sie bei einer Beobachtung von oben her erscheinen, so haben wir hier eine Beurteilung von unten aus. Die geistige Arbeit erscheint hier aus der erhabenen Stellung, die ihr Plato angewiesen, verdrängt, die Handarbeit ist ihr sozial durchaus gleichgestellt. Daſs dadurch auch das Niveau der geistigen Arbeit herabgedrückt würde, die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit, um die sich der Platonische Staat so eifrig bemüht, bleibt unbeachtet. Es liegt eben bei dieser Betrachtung von unten offenbar, wie bei unseren modernen Sozialisten, eine Anschauungsweise zu Grunde, die unter Arbeit in erster Linie nur Handarbeit versteht und geistige Arbeit mehr als Erholung und Genuſs ansieht.

Was ferner die Organisation des wirtschaftlichen Arbeitslebens betrifft, so müssen wir uns erinnern, daſs Plato über diesen Punkt zu einem klaren, abschlieſsenden Ergebnis überhaupt nicht gelangt ist, während auch hier wieder Jambulos mit seiner kühnen Zeichnung einer streng autoritär, einheitlich und planmäſsig geleiteten Arbeitsgenossenschaft rücksichtslos die letzten Konsequenzen im Sinne des modernen Marxismus gezogen hat.

Noch in einer anderen Frage, die den Utopismus von jeher lebhaft beschäftigt hat, nähert sich der Sonnenstaat dem modernen Sozialismus. Es ist das schwierige Problem, wer sich wohl in dem idealen Gemeinwesen zur Übernahme der niedrigsten und widrigsten Arbeiten verstehen wird. Für den Platonischen Staat existiert es noch nicht, weil er an der Sklaverei festhält. Aber auch Morus ist hier noch so 'rückständig', daſs er ohne die Arbeit von Unfreien und gedungenen Knechten nicht auskommen zu können glaubt. Dagegen hat es in dem Sonnenstaat des Jambulos Unfreie offenbar ebensowenig gegeben, wie im Kronosreich. Wenigstens enthält der Bericht Diodors nicht die geringste Spur davon, vielmehr gewinnt man aus ihm durchaus den Ein-

---

[1]) Marx, Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms. Neue Zeit IX 1 S. 561 f.
[2]) Engels, Anti-Dühring S. 315. [3]) Ebd. S. 318.

Digitized by Google

druck, dafs 'das sich gegenseitig Bedienen' und die allgemeine Arbeitspflicht der Sonnenbürger jegliche Art nützlicher und notwendiger Arbeit umfafste, dafs also auch die minder angenehmen Arbeiten von allen Arbeitsfähigen abwechselnd verrichtet wurden, ein besonderer Arbeitszwang für eine besondere, benachteiligte Klasse von Arbeitern nicht existierte, — ganz so, wie es die moderne Sozialdemokratie von ihrem Zukunftstaat erträumt. Offenbar wird vorausgesetzt, dafs jener Geist der Gleichheit und Brüderlichkeit, der alle Sonnenbürger beherrscht, eine Hingebung und Dienstbereitschaft erzeugt, wie sie Morus nur von besonders religiös gestimmten, an Zahl völlig unzureichenden Elementen seiner Utopia erwartet. Jedenfalls ist es unberechtigt, wenn man die Lösung, die das Problem durch Morus gefunden hat, ohne weiteres als eine 'antike' bezeichnet[1]) und damit auch dem gesamten antiken Sozialismus die Ansicht unterschiebt, dafs ein ideales Gemeinwesen nur auf der Grundlage der Sklaverei möglich sei. Es wäre ja auch zu verwunderlich, wenn das sozialtheoretische Denken der Griechen, das mindestens schon im vierten Jahrhundert v. Chr. bei der grundsätzlichen Negation der Sklaverei angelangt war[2]), gerade beim Aufbau des sozialistischen Staates durchweg an derselben festgehalten hätte.[3])

Zweifelhaft freilich bleibt die Entscheidung bei einer nicht minder wichtigen Frage, auf die uns bereits der Sozialstaat des Euhemeros geführt hat. Wir sahen, dafs die Seite im Platonischen Gesellschaftsideal, die es vom Standpunkt des heutigen Sozialismus als besonders 'rückständig' und unmodern erscheinen läfst, die Forderung einer möglichsten Einschränkung der Bedürfnisse, bei jenem Vorgänger des Jambulos nicht wiederkehrt. Dagegen läfst es der verworrene Bericht Diodors bei diesem letzteren völlig unklar, ob er die Frage mehr im Sinne des Platonischen oder des modernen Sozialismus gelöst wissen will. Zwar ist es gerade die Mäfsigung in Speise und Trank, die die Sonnenbürger auszeichnet, allein eine primitive oder asketische ist deswegen ihre Ernährung keineswegs; und auch der moderne Sozialismus verbürgt ja einem jeden nur 'Genufs nach seinem vernunftgemäfsen Bedürfen'. Bezeichnender ist schon — und zwar im Sinne einer Abweichung von dem platonischen Standpunkt —, dafs der Sonnenstaat Öl und Wein im Überflufs erzeugt; dagegen ist wieder völlig ungenügend die Bemerkung Diodors über die Fabrikation prächtiger Purpurgewänder, da sie es unbestimmt läfst, ob es sich hier nur um Feierkleider der Sonnenbürger handelt, wie sie ja auch Plato für seine

---

[1]) Wie es Ziegler a. a. O. XXXI thut. Übrigens wird diese Charakteristik auch Morus nicht gerecht. S. Dietzel a. a. O. III 393 f.

[2]) Schon Aristoteles spricht in der Politik (I 2, 3 p. 1253b) von einer Reihe von Denkern, die die Sklaverei als naturwidrig verwarfen und ihre Aufhebung forderten, weil von Natur jeder zur Freiheit geboren sei. Alkidamas aus Elea, ein Schüler des Gorgias, wird als Vertreter dieser Richtung genannt. S. Aristoteles Rhet. I 12, 2 p. 1373b und den Schol. z. d. St.

[3]) Übrigens ist in dem Bericht über den Idealstaat des Euhemeros ebensowenig von Sklaverei die Rede, wie in dem über Jambulos.

Digitized by Google

Magneten und Morus für seine Utopier zuläfst, die im übrigen mit einfarbigen Wollenkleidern oder Fellen vorliebnehmen müssen. Über die sonstige gewerbliche Produktion vollends erfahren wir gar nichts und können daher nicht beurteilen, inwieweit der grofse Unterschied, der nach Diodor zwischen der Lebensweise der Sonnenbürger und derjenigen der übrigen Menschheit besteht[1]), sich auch auf dieses Gebiet erstreckt, ob hier nur an die Ausschliefsung von übertriebenem Luxus gedacht ist oder an die Rückkehr zu einem älteren Stadium der handwerksmäfsigen und kunstgewerblichen Produktion, wie es Plato im Auge hatte.

Doch sei dem, wie ihm wolle; mag in diesem Punkt der Sonnenstaat dem modernen Sozialismus näher oder ferner stehen, mag er in anderen, die sich unserer Kenntnis entziehen, weit von demselben abgewichen sein, soviel läfst uns das Gesellschaftsideal des Jambulos, wie übrigens schon das des Euhemeros, deutlich erkennen, dafs der moderne Utopismus im letzten Grunde nicht in der Utopia des Morus wurzelt, sondern seine Vorbilder schon in der sozialen Dichtung der Griechen hat.[2]) Schon von dem griechischen Staatsroman gilt, was man von Morus gesagt hat: 'Er hat ein Programm aufgestellt, das heute in wesentlichen Zügen das Programm einer grofsen und mächtigen Partei geworden ist und zur Stunde uns alle, Feind und Freund, beschäftigt.'[3]) Dabei ist es von höchstem Interesse, zu beobachten, wie der kühne Gedankenflug hellenistischer Denker in der Vorausnahme scheinbar 'ganz moderner' Ideen selbst jene Schranken durchbricht, welche nach der Ansicht der heutigen sozialistischen Doktrin vor den Zeiten moderner 'Grofsproduktion' und wissenschaftlicher Technik der sozialtheoretischen Spekulation unüberschreitbar gewesen sein sollen.

Nach dieser Doktrin kann eine harmonische Ordnung der individuellen Thätigkeit, d. h. die Möglichkeit, den Arbeitenden mit seinen Arbeiten in rationeller Weise wechseln zu lassen, erst das Ergebnis jener Vereinfachung der einzelnen Arbeitsakte und Handgriffe sein, wie sie durch den modernen Maschinenbetrieb herbeigeführt wird, während im Handwerk bei der Mannigfaltigkeit seiner Verrichtungen die Kettung an ein bestimmtes Gewerbe von Jugend auf eine technische Notwendigkeit sei, und selbst in der kapitalistischen Manufaktur, die doch den Produktionsprozefs schon in verschiedene, je einem Arbeiter ständig zugewiesene und daher rascher erlernbare Teilarbeiten zerlegt, der Arbeiter für längere Zeit an seine Teilarbeit gefesselt werden müsse, wenn

---

[1]) II 56.

[2]) Dafs übrigens schon Morus die Berichte Diodors über die sozialen Romane des Euhemeros und Jambulos gekannt hat, ist nicht zu bezweifeln. Lag doch bereits seit 1472 eine lateinische Übersetzung Diodors aus der Feder Poggios gedruckt vor. Welches Interesse insbesondere dem Roman des Jambulos von der Zeit entgegengebracht wurde, beweisen die französischen und italienischen Übersetzungen und Separatausgaben, die von den betreffenden Abschnitten Diodors im 16. Jahrhundert veranstaltet wurden. (S. den Katalog des brit. Museums.) Und der Einflufs auf Campanella ist ja, wie schon bemerkt, ganz unverkennbar.

[3]) Ziegler, Thomas Morus XXXV.

Digitized by Google

er die nötige Geschicklichkeit erlangen, und seine Arbeit so produktiv als möglich werden soll. Daraus wird geschlossen, dafs aller ältere Sozialismus bei jener 'unmodernen' Organisation der Arbeit, wie wir sie in der Utopia finden, d. h. bei der Fesselung jedes Menschen an ein bestimmtes Handwerk, habe stehen bleiben müssen. Dies sei die notwendige Konsequenz der Produktionsweise gewesen, von der dieser ältere Sozialismus ausging und ausgehen mufste.[1])

In der That, wenn es richtig wäre, was die hier zu Grunde liegende Geschichtsansicht, die Evolutionstheorie des Marxismus, annimmt, d. h. wenn alle gesellschaftlichen Bewufstseinsformen, überhaupt das ganze Ideenleben blofs Reflexionen der ökonomischen Struktur der Gesellschaft wären, dann hätte sich die antike Sozialtheorie ebensowenig zu dem Ideal des harmonischen Arbeitswechsels erheben können, wie der 'Vater des modernen utopistischen Sozialismus'. Indem nun aber gerade die Antike in der rücksichtslosen Verfolgung des sozialistischen Gedankens bis zur Aufstellung eben dieses Ideales fortschritt, hat sie den Beweis erbracht, dafs die Schranken, in welche die mechanische Geschichtsauffassung des ökonomischen Materialismus den Menschengeist bannen will, in dieser Weise überhaupt nicht existieren.

Wenn ferner die materialistische Geschichtstheorie meint, dafs es dem älteren Sozialismus von der Grundlage aus, auf der er stand, unmöglich war, auf die Dienste einer degradierten Klasse zu verzichten, weil erst die moderne grofsindustrielle Technik die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten der verschiedenen Arbeiten so auszugleichen und den etwaigen Rest unangenehmer Arbeit so zu vereinfachen vermöge, dafs sie von allen Arbeitsfähigen abwechselnd verrichtet werden können, so haben wir gesehen, dafs für den sozialen Utopismus der Griechen, wenigstens auf dem Höhepunkt, den der Sonnenstaat repräsentiert, allem Anscheine nach auch diese 'Unmöglichkeit' nicht bestand.

Vollends aber versagt die materialistische Geschichtsauffassung gegenüber der Art und Weise, wie die Frauenfrage im griechischen Staatsroman gelöst wird. Nach dieser Theorie konnte der ältere Sozialismus, wie er uns z. B. in der Utopia entgegentritt, nicht einmal an die Emanzipation der Frau vom Einzelhaushalt denken, da er eine mächtige Grundlage desselben, die bäuerliche und handwerksmäfsige Produktionsweise, bestehen lassen mufste, bei der naturgemäfs jedem gesonderten Betrieb eine gesonderte Haushaltung, eine Familie entsprach. Dieser ältere Sozialismus habe also die 'patriarchalische Familie' notwendig in sein utopisches Gemeinwesen hinüber nehmen müssen. Dieser unmoderne Zug erscheine als eine jener unvermeidlichen Beschränkungen, welche die Rückständigkeit der Zeit ihm auferlegte. Nun, den althellenischen Sozialismus hat die ökonomische Rückständigkeit seiner Zeit nicht gehindert, mit den 'Formen der geschlechtlichen Beziehungen, die der patriarchalischen Familie eigentümlich sind', über die Morus noch vor kaum vier Jahrhunderten 'nicht

[1]) Kautsky, More 286.

Digitized by Google

hinaus konnte', und die ja auch heute noch fest im Volksbewufstsein wurzeln, so gründlich zu brechen, wie nur immer möglich. Während nach der genannten Geschichtstheorie dem älteren Sozialismus nichts weiter übrig geblieben sein soll, als Milderungen des strengen Eherechtes vorzuschlagen, ist schon die soziale Utopie der Griechen bei der grundsätzlichen Negation der Ehe und der radikalsten Emanzipation des Weibes angelangt!

Man sieht nach alledem klar und deutlich: Die Ideen, die in der sozialen Dichtung der Griechen zum Ausdruck kommen, greifen weit über den Rahmen hinaus, durch den eine konventionelle Anschauung von der Antike und eine nicht minder konventionelle allgemeine Geschichtsauffassung die geistige Entwickelung des Altertums auf dem Gebiete des sozialen Gedankens umgrenzt glaubt. Angesichts der Ideenwelt, die sich hier vor uns aufgethan, mufs es in hohem Grade irreführend erscheinen, wenn die moderne Sozialdemokratie, um das Dogma von der absoluten Neuheit ihrer Lehren zu retten, immer nur von einem 'sogenannten' antiken Sozialismus zu reden weifs.[1])

Übrigens bleibt bei solchen Urteilen völlig unbeachtet, dafs die Ideenfülle der Antike auch auf diesem Gebiet noch ganz anders zu Tage treten würde, wenn uns statt elender Trümmer, statt leerer Namen und Büchertitel die gesamte hier in Betracht kommende Litteratur erhalten wäre. Wie viel reicher, mannigfaltiger, umfassender würde sich das Bild gestalten, als jetzt, wo sich dem Darsteller gegenüber einer verwüsteten Überlieferung auf Schritt und Tritt das Gefühl peinlichster Entsagung aufdrängt!

Aber noch eine andere wichtige Erkenntnis erschliefst uns die Geschichte der sozialen Dichtung bei den Griechen. Diese Dichtung wendet sich an das gesamte grofse Publikum und zeigt so recht augenfällig, wie verkehrt die noch immer in einzelnen unpolitischen Köpfen spukende Ansicht ist, dafs aufserhalb der Sophistenkreise und Philosophenschulen von kommunistischen und sozialistischen Ideen bei den Griechen nicht die Rede sein könne, dafs die grofse Masse der Gebildeten wie der Ungebildeten nie ein anderes Verhältnis zu diesen Ideen gehabt habe, als dafs sie — 'darüber lachte, wenn sie ihr auf der Bühne vorgeführt wurden'.[2])

Eine frühere Zeit, die für dergleichen Probleme noch wenig Verständnis hatte, mochte sich mit der Ansicht Droysens begnügen, dafs die proletarische Schlaraffia des Aristophanes sich auf harmlose Diskussionen 'in Hörsälen und vornehmen Zirkeln' bezog, dafs es sich bei ihr nur um einen Stoff handelte, der 'aus den Interessen damaliger modisch-litterarischer Bildung entnommen

---

[1]) Die moderne Sozialdemokratie hat natürlich ein grofses Interesse daran, die 'Grundverschiedenheit' des antiken und modernen Sozialismus möglichst zu betonen. Die Erfolglosigkeit des antiken Sozialismus könnte ja sonst als Präjudiz gegen den modernen ausgenützt werden, ein Gesichtspunkt, den Kautsky, More S. 1, ausdrücklich hervorhebt.

[2]) E. Herzog (Kommunismus und Sozialismus im Altertum. Beil. z. Allg. Ztg. 1894 Nr. 166) hat diese unglaublich naive Ansicht ausgesprochen, über die man stillschweigend hinweggehen könnte, wäre sie nicht ein trauriges Symptom des in der Altertumswissenschaft leider noch immer weit verbreiteten Mangels an sozial-geschichtlicher Bildung

Digitized by Google

war'.[1]) Wer die soziale Dichtung der Hellenen in ihrer Gesamtentwickelung und in ihrem geschichtlichen Zusammenhang betrachten gelernt hat, wird zu einer völlig anderen Ansicht gelangen. Er wird aus ihr den Schlufs ziehen, dafz die ungelösten Fragen der sozialen Sphinx das Nachdenken und die Phantasie von Tausenden beschäftigt haben müssen, dafs ein tiefes Sehnen nach gesellschaftlicher Reform in breiten Schichten vorhanden war. Er weifs zum voraus, dafs, um ein Wort Rankes auf unseren Fall anzuwenden, 'dies Streben Bilden, Wollen nicht beim litterarischen Adel blieb, sondern in gewisser Gestalt da war beim Volke'. Oder glaubt man, dafs die aufserordentliche Popularität und weite Verbreitung der Staatsromane, besonders des des Jambulos, blofs der novellistischen Einkleidung und nicht ganz wesentlich auch dem Interesse an den idealen Gesellschaftstypen zu verdanken war, die hier dem Leser vorgeführt wurden?

[1]) Droysen, Aristophanes II[3] 329.

Digitized by Google

DAS HOHENZOLLERNJAHRBUCH.

Von Erich Marcks.

An Zeitschriften, die der hohenzollerischen Geschichte dienen, mangelt es nicht. Die allgemeinen historischen Zeitschriften, die von Heinrich von Sybel begründete voran, haben sich ihr, in Untersuchungen und Darstellungen, immer zugewandt, die 'Forschungen zur brandenburgischen und preufsischen Geschichte', die nach R. Koser und A. Naudé jetzt O. Hintze herausgiebt, sind als besonderes Organ hinzugetreten und haben in den neun Jahren ihres Bestehens eine stattliche Menge wichtiger Arbeit geleistet; auch die Preufsischen Jahrbücher und das Schmollersche Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft haben die Geschichte Preufsens und seiner Herrscher auf das reichste bedacht, jene mehr von der politisch-historischen, dieses vorwiegend von der verwaltungs- und wirtschaftshistorischen Seite her. Gröfsere Quellenmassen haben seit Sybels Amtsantritt die 'Publikationen aus den preufsischen Staatsarchiven' an das Licht geschafft; der neue Direktor der preufsischen Archive, Reinhold Koser, hat diese Arbeit seines Vorgängers mit frischer Energie aufgenommen. Und neben dieser alle Jahrhunderte berücksichtigenden langen Reihe stehen die besonderen Publikationen zur Geschichte des grofsen Kurfürsten und des grofsen Königs und jetzt die neueste, die von Gustav Schmoller veranlafsten und geleiteten Acta Borussica zur Verwaltungsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Was will neben der Fülle dieser älteren Organe die neue Zeitschrift, deren erster Band soeben, im Dezember des vergangenen Jahres, erschienen ist?[1]) In zwiefacher Beziehung will sie etwas Eigenes: einmal, sie verbindet mit dem Worte das Bild; und dann, sie nimmt sich nicht die preufsische Geschichte, sondern in ganz persönlichem Sinne die der Hohenzollern zum Gegenstande.

Der Herausgeber ist der Leiter des Hohenzollernmuseums und der Kunstsammlungen in den königlichen Schlössern: ihm steht aus beiden Sammlungen der reichste und intimste Stoff zu Gebote; man darf vermuten, dafs er für dessen Erschliefsung der Zustimmung desjenigen sicher ist, der über jenen Stoff und seine Herausgabe zuletzt allein zu entscheiden hat. Neben Seidel haben Vorstände und Beamte der staatlichen Archive wie des Hausarchives bereits an diesem Eröffnungsbande mitgeschaffen: aus den von ihnen verwalteten Schätzen ist uns einiges bereits dargereicht worden und ist noch viel mehr

---

[1]) Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preufsen, herausgegeben von Paul Seidel. I. Jahrgang, 1897. Berlin-Leipzig, Giesecke & Devrient.

Digitized by Google

sicherlich in Zukunft zu erwarten. Im übrigen richtet sich das Jahrbuch offenbar in erster Reihe an das weitere Publikum, an die Blüte der Laienschaft. Seine Aufsätze wollen zu dieser sprechen, auch wo sie auf strenger kritischer Arbeit ruhen und wo sie diese Arbeit für das Auge des fachgenössischen Lesers erkennbar durchschimmern lassen; ich bemerke gleich, dafs die des ersten Bandes das Ziel fast ausnahmslos glücklich erreicht haben. Vor allem, die Illustrationen setzen jenen Kreis von Lesern und Käufern voraus: die glänzend ausgestatteten Bände gehören in den Salon ebensowohl wie in die Stube des Gelehrten. Und in der That vermögen sie etwas zu leisten, was keine der früher genannten Zeitschriften vermag, indem sie Porträts, zeitgenössische Gemälde von historischen Aktionen, Architekturen, bildliche Quellenstücke also oder Kunstwerke von eigenem künstlerischem Werte, in vornehmer und charakteristischer Wiedergabe an die Öffentlichkeit tragen; der Dienst, den sie damit erweisen, ist unmittelbar deutlich: der Historiker, der Kunsthistoriker und der gebildete Liebhaber werden ihn gleichermafsen anerkennen.

Das Jahrbuch selber aber betont daneben und darüber vor allem seine historische Absicht: die Pflege der hohenzollerischen Geschichte, der Geschichte des Herrscherhauses und seiner einzelnen Glieder. Ist nun ein eigenes und neues Unternehmen mit dieser Absicht erforderlich und berechtigt? Es ist kein Zweifel, dafs diese Frage vielfach aufgeworfen werden wird, und nicht jeder wird sie mit Ja beantworten. Ich meinerseits bejahe sie gern. Es liegt nun doch einmal in den Thatsachen der preufsischen Geschichte, dafs die geradezu schöpferische Bedeutung der Persönlichkeiten sich nicht aus ihnen hinwegdenken noch -disputieren läfst. Dafs es eine preufsische Geschichte giebt, ist ihr Werk, das Werk der Hohenzollern, und ihre Wirksamkeit reicht in die innersten Tiefen des Volkslebens, nicht nur des staatlichen, hinab. Auch heute, wo es nicht mehr gilt, aus der preufsischen Vergangenheit den Beruf Preufsens zur Einigung und Beherrschung Deutschlands nachzuweisen, und wo es den Historikern natürlich geworden ist, aus der nationalen Idealisierung der früheren Epochen preufsischer Machtpolitik zu nüchternerer, realerer und gerechterer Betrachtung zurückzulenken; auch heute, wo der Nachweis der Notwendigkeit und Möglichkeit wirtschaftlicher und sozialer Arbeit des Staates, den man seit den siebziger Jahren wiederum aus der altpreufsischen Geschichte erbracht hat, auch wiederum den ersten Schimmer des Neuen und Überwältigenden zu verlieren beginnt und auch der sozialen Politik der Hohenzollern, so gewaltig und so lehrreich sie bleibt, eine immerhin skeptischere Kritik entgegentritt, in begreiflicher Reaktion gegen die Absichtlichkeit einer befohlenen Idealisierung und politischen Ausnutzung: auch heute noch kommt keiner um diese Persönlichkeiten und die ungemeine Gröfse ihrer Wirkung herum, und die Einseitigkeit historischer Auffassungsweise, zu der die jüngsten Tage manchmal neigen, findet in der Hohenzollerngeschichte eine der wertvollsten und unwiderleglichsten Berichtigungen. Man braucht mit Preufsen nur Österreich zu vergleichen, um die ganze Wichtigkeit des regierenden Hauses und seiner wegweisenden Einzelnen — die wesentlich positive Bedeu-

Digitized by Google

tung hier, die wesentlich negative dort — recht zu ermessen. Gewifs, das 'Jahrbuch' hat das gute Recht, seinen Veröffentlichungen die persönliche Geschichte der Hohenzollern zum Mittelpunkt zu geben. Freilich füllt es, unter diesem Gesichtspunkte angesehen, nicht gerade eine Lücke aus, denn die bestehenden Zeitschriften haben die Aufgabe, die es sich da stellt, auch bereits ihrerseits immer berücksichtigt. Aber auch hierin wird es sich seine besondere Stellung schaffen können. Abgesehen von den eigenartigen Mitteln und Zielen, die es durch seine Illustrationen empfangen wird, indem es diese historisch und kunsthistorisch ableitet, einreiht und erläutert, wird es sich auch rein litterarisch sein Gebiet gut abzugrenzen vermögen, indem es einmal rasche, künstlerische Zusammenfassungen eines weiten Inhalts, Charakteristiken bringt, die auf seinen Leserkreis eingerichtet sind, andererseits Materialien ganz persönlicher Art, Erzählungen und ganz besonders Aktenstücke, Briefe, Selbstbekenntnisse, welche den übrigen Zeitschriften zu speziell, zu persönlich erscheinen würden und welche hier ihr volles und wohlbegründetes Daseinsrecht finden; die eigentliche Untersuchung wird das Jahrbuch ja doch vermutlich jenen anderen zu überlassen haben. Bereits hat der Herausgeber (S. 199) den 'alten preufsischen Familien' die Bitte ans Herz gelegt, ihm wertvolle Stücke aus ihren Familienarchiven zur Veröffentlichung zuzusenden — eine Bitte, die zu erfüllen und weiter zu verbreiten ein jeder, der es vermag, sich eifrig angelegen sein lassen sollte. Dafs das Beste in dieser Hinsicht aus den Berliner Archiven, vielleicht vor allen anderen aus dem königlichen Hausarchive zu erhoffen wäre, ist oben schon angemerkt worden.

Durch diese überaus wünschenswerte, ja unentbehrliche Mitwirkung Hochstehender wird allerdings eine Gefahr gesteigert, auf die ich auch bereits hingedeutet habe und die nicht blofs angedeutet werden will. Einer Zeitschrift, die so einem Herrschergeschlechte Namen und Inhalt entnimmt, wird leicht das Mifstrauen begegnen, dafs sie vorbestimmten Auffassungen dienen solle, und dieses Mifstrauen ist heute reger als früher. Dabei ist es wahr, dafs sie selber nur einer warmen Liebe zu ihrem Gegenstande entspringen und nur aus solcher Liebe stets neue innere Nahrung ziehen kann; die anfühlende Liebe zum historischen Gegenstande aber, das warme Gefühl für das Grofse und Echte ist ja die wissenschaftlich berechtigtste, die eigentlich lebenschaffende Empfindung für den Historiker. Mögen Herausgeber und Mitarbeiter allezeit strenge Selbstkritik üben, dafs diese Liebe sie nur anleite, Menschen und Dingen ins Herz zu schauen und sie mit ganzer Seele bescheiden und aufrichtig zu begreifen — nicht aber, eine harte, wenn auch noch so grofse Wirklichkeit unklar zu idealisieren oder zu steigern. Die Klippe, die das Jahrbuch zu meiden haben wird, ist die Lobrede. Wer auf diese Klippe hinweist, thut nur etwas, was heutzutage leicht und beinahe selbstverständlich ist: gänzlich überflüssig pflegt es trotzdem nicht zu sein. Und ich wenigstens würde es lebhaft bedauern, wenn dieses Unternehmen nicht fortführe, seine innere Lebendigkeit kräftig zu erweisen. Franzosen und Engländer besitzen kostbare Werke verwandter Art und wissen sie zu schätzen; Aufgaben genug sind dem Hohenzollern-

Digitized by Google

jahrbuche gestellt; den verschiedensten Interessen vermag es genugzuthun: man kann ihm nur eine glückliche, reiche und gesunde Zukunft wünschen. —

Diese allgemeinen Erwägungen sind, den Zwecken dieser Zeitschrift entsprechend, hier in den Vordergrund gestellt worden; ein Blick auf den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes möge sich anschliefsen — naturgemäfs mehr eine Charakteristik des Ganzen als eine eingehende Kritik, zu der sich, bei der Vielfältigkeit der behandelten Gegenstände, der Referent auch nicht gleichmäfsig kompetent erklären dürfte. Der Band ist schön und reich; man spürt, dafs Verleger und Herausgeber ihr Bestes gethan haben. Seidel hat die verschiedenen Zeiten und Stoffe gleich in diesem Jahrgange zur Behandlung gebracht, und beinahe alle Beiträge sind interessant. Es sind Briefe — wenn auch vorläufig nicht eben zahlreiche — gedruckt aus dem 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert: Briefe hohenzollerischer Frauen aus der früheren Epoche, aus der späteren Briefe Friedrichs II., Friedrich Wilhelms II., Familienbriefe aus Königin Luises Brautzeit: alle zugleich ergiebig für mancherlei Beobachtungen kulturgeschichtlicher Art. Es sind, überraschend in ihrer Fülle und, zum guten Teile, in ihrer Neuheit, Bildnisse veröffentlicht von fast allen hohenzollerischen Fürsten, vom grofsen Kurfürsten an bis auf Kaiser Friedrich. Denen des grofsen Kurfürsten ist eine Notiz von Seidel (über den Maler Matthias Czwiczek), denen Friedrichs II. eine orientierende kritische Abhandlung desselben Verfassers und zumal eine überaus anziehende, von charakteristischen Schilderungen strotzende Zusammenstellung der zeitgenössischen Berichte über Friedrichs äufsere Erscheinung, von R. Koser, beigefügt: dieser letztere Aufsatz durchaus selbständig für sich, derart, dafs die Bildnisse — von Peter Halm in vortrefflichen Federzeichnungen mit einem Menzelschen Hauche wiedergegeben — hier mit gutem Rechte zu blofsen Begleitern des Textes werden, den sie an anderen Stellen mehr ihresteils beherrschen. Rein kunstgeschichtlichen Inhalts sind die Abhandlungen Schneiders (Aschaffenburger Miniaturen aus dem illustrierten Verzeichnisse des Halleschen Heiligtumsschatzes Kurfürst Albrechts von Mainz), Geyers (zur Baugeschichte des königlichen Schlosses in Berlin) und Thourets (die Musik am preufsischen Hofe im 18. Jahrhundert). Die von Geyer und Thouret sind mir insbesondere lehrreich gewesen. Geyer hat den Festsaal des grofsen Kurfürsten und die Schlofskapelle Friedrichs I. rekonstruiert: der Festsaal ist eine Schöpfung der letzten Jahre des Kurfürsten, noch durchaus holländisch in architektonischem wie plastischem Schmuck, ein sprechendes Zeichen der Kulturzusammenhänge, in denen das Leben des grofsen Fürsten bis an sein Ende steht; die Kapelle giebt dem Verfasser Anlafs zu interessanten Blicken auf den Anteil Schlüters am Schlofsbau. Thourets Essay geht schon weiter auf das persönliche Gebiet hinüber: die Epochen des Berliner Musiklebens gliedern sich, von Friedrich I. bis zum Antritt Friedrich Wilhelms III., nach den Regierungen der einzelnen Könige; Thouret verbindet eine anmutige allgemeinere Schilderung sehr hübsch mit einem warmen, gelegentlich fast überzarten Eindringen in das Gemütsleben der Herrscher. — Unmittelbar von den Kunstwerken ausgegangen, aber dann ganz in die politisch-persön-

Digitized by Google

liche Darstellung hinübergelenkt ist der Doppelaufsatz von Seidel und Jähns über die bekannten Wandteppiche mit den Darstellungen der Kriegsthaten des grofsen Kurfürsten (1675—79; die Teppiche vollendet um und nach 1695). Nach einer kurzen Einführung von Seidel giebt Jähns zur Erläuterung der Teppiche eine ausführliche Darstellung der Kämpfe, zunächst bis 1677; es ist das ausführlichste Stück des Bandes und wird auch demjenigen, der diese Kriegsthaten in ihrer ganzen Bedeutung schätzt — denn in der Schwungkraft seiner äufseren Politik und seiner Kriege, und nirgendwo anders, liegt doch für das ganze Werk des Kurfürsten das eigentlich Treibende uud Entscheidende —, im Verhältnis zu der Bedeutung der zu erklärenden Teppiche dennoch vielleicht allzu ausführlich erscheinen. Ich kann hier auf die Vorzüge der Jähnsschen Schilderung ebensowenig eingehen wie auf die Fragen, die sie etwa übrig läfst, und auf die Einwände, die sich erheben. Aber ich will doch bemerken, dafs mir die Gefahren, denen das Jahrbuch ausgesetzt ist, in diesem Doppelaufsatz noch am ehesten entgegengetreten sind: jene Gefahr zumal der einseitigen Verherrlichung der Hohenzollern, von der ich früher sprach; daneben noch die geringere, dafs die einmal zu publizierenden Kunstwerke in ihrem künstlerischen und historischen Werte überschätzt werden. Beides scheint mir hier vorzuliegen, letzteres insbesondere bei dem Wandteppiche, der die Belagerung Stettins darstellt. Für die kunstgeschichtliche Einordnung der Teppiche aber scheint mir zu wenig geleistet zu sein. —

Der Beitrag von Jähns wie der von Koser weisen zu der letzten Gruppe hinüber, die ich hier zusammenordnen möchte: den ganz für sich bestehenden Abhandlungen rein historischen Inhalts. Es sind die beiden Gedenkreden von Schmoller und von v. Mischke auf Wilhelm I. und Friedrich III., die Aufsätze von Krauske: Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I., und von Bailleu: Vor hundert Jahren.

Mit gutem Fug ist Gustav Schmollers Name an den Eingang des neuen Unternehmens, seine Rede an die Spitze dieses Bandes gestellt worden: kein Lebender war so dazu berufen wie er. Und die Gedächtnisrede vom 22. März 1897, die hier neu abgedruckt und somit aufbewahrt worden ist, verdient ihre Stelle. Sie trägt den deutlichen Stempel der Tage, in denen sie entstanden ist, aber sie ist mafsvoll und würdig; sie ist ganz durchdrungen von Persönlichkeit und von innerlichem Schwunge, und dabei schlicht und gehalten wie der ehrwürdige Fürst, dessen Fest sie feierte. Sie öffnet, nach Schmollers gedankenreicher Art, weite historische Ausblicke, formuliert die sachlichen Aufgaben und Ideale der Wilhelmischen Zeit mit voller Wärme, mit der Teilnahme des mitarbeitenden Zeitgenossen, und entwickelt die Persönlichkeit knapp und fest. Sie feiert in Kaiser Wilhelm den Inbegriff seiner Regierung, aber sie schreibt nicht ihm allein deren Thaten zu; das Verhältnis zu Bismarck erörtert sie in eindringlicher Ruhe. Schmoller mag Wilhelm I. nicht als den Grofsen bezeichnen, 'so gewifs er der gröfsten einer war unter den grofsen Fürsten aller Zeiten'; aber der Beiname scheint ihm sein Wesen nicht zu treffen: 'ich möchte Kaiser Wilhelm I. eher den Weisen und Gerechten nennen.' Neben dieser

Digitized by Google

Würdigung des alten Kaisers, aus welcher der historische Grundzug überall hervorblickt, ist die lebhaft empfundene Schilderung seines Sohnes durch General v. Mischke eine Huldigungs- und Weiherede der rein persönlichen Art. Krauske und Bailleu schliefslich stehen auf dem Boden der eigentlich kritischen Forschung. Krauske hat seine älteren Untersuchungen über die Anfänge Friedrich Wilhelms I. in geschickter Erneuerung und Weiterführung vorgetragen, die alten Legenden zur Seite geschoben, aus bunten lebendigen Einzelzügen die grofsen Richtungen des preufsischen Staatslebens, wie der neue König es zu gestalten begann, wirksam heraustreten lassen. Paul Bailleu knüpft an das 'Schicksalsjahr' 1797 eine fein erwägende, fein pointierende Entwickelung des für lange hinaus entscheidenden Wandels, der sich damals für Frankreich und für Preufsen vollzogen habe: für Frankreich von nationaler zu universeller, erobernder Politik, für Preufsen von der alten Sonderpolitik ohne Deutschland zu einer deutschen oder doch norddeutschen Politik, der die Zukunft gehörte. Personen, Strömungen, allgemeine Richtungen werden da mit Zurückhaltung und Gerechtigkeit rasch beschrieben und beurteilt, Fragen angeregt, knappe Formulierungen unternommen und die Linien des langen Herrscherlebens angedeutet, dessen Beginn in diesem Jahre 1797 lag. Bailleu läfst in alledem das Zeichen Leopold Rankes über der neuen Zeitschrift leuchten: und auch wer daran glaubt, dafs wir das Recht und die Pflicht haben und längst daran sind, über den grofsen Meister zugleich hinauszugehen, wird diesem Jahrbuche keinen besseren Wunsch mitgeben können, als dafs ihm beschieden sei, dem Unvergänglichen an Rankes Erbe erhaltend und weiterbildend getreu zu bleiben.

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN.

1) Geschichte von Florenz von Robert Davidsohn. Erster Band: Ältere Geschichte. Mit einem Stadtplan. Berlin 1896, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. XI, 867 S. 8°.

2) Forschungen zur älteren Geschichte von Florenz von Robert Davidsohn. Berlin 1896, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. VI, 188 S. 8°.

Zu Florenz im archäologischen Museum befindet sich die marmorne Basis eines Bildwerkes, das man vor kurzem beim Niederlegen des mittleren Stadtteils auf dem Boden des Forums der römischen Kaiserzeit gefunden hat. Der Stein war dem Genius der Kolonie Florenz geweiht; und als den Schutzgeist der alten Florentia wird er einen Jüngling getragen haben mit der Schale und dem Füllhorn, das göttlichen Segen versinnbildlicht. Robert Davidsohn hat sich diese ehrwürdige, fromme Widmung bei seinem Werke zum Vorbild genommen: er weiht es dem Genius von Florenz. Er ehrt damit das Walten jenes Geistes, der aus bescheidenen Anfängen grofses hervorgebracht hat; und indem er seinen ersten Spuren, schüchternen Anläufen zu bedeutenderen Leistungen liebevoll nachgeht, stellt er sich in den Dienst wahrer Humanität. Es liegt eine nicht zu unterschätzende Entsagung darin, das herrlich Gewordene beiseite zu lassen und sich mit den unscheinbaren Keimen zu beschäftigen. Und doch bringt erst die entwickelnde Methode der Geschichtschreibung wahren Genufs. Davidsohns Buch ist Beweis dafür. An sich mag es ja reizvoller sein, das Florenz Dantes kennen zu lernen oder sich in die Schönheiten des Zeitalters der Medici zu vertiefen — die tiefste Befriedigung bei solchen Studien findet doch erst der, wer da weifs, wie das alles geworden ist. Dafür, dafs uns Davidsohn die Kenntnis des Entwickelungsganges von Florenz vermittelt, müssen wir ihm aufrichtige Dankbarkeit zollen. Er versteht es, dem Werden und Wachsen eines Gemeinwesens ab ovo nahe zu kommen. Nicht die Baugeschichte allein führt er uns vor: fast allen Regungen der Volksseele bringt er feines Verständnis entgegen, und den verschiedensten Äufserungen eines von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt komplizierter werdenden Verwaltungskörpers wird er gerecht. Und dabei hat er noch den seltenen Vorzug des weiten Blickes. Trotz einer bis in die kleinsten, anscheinend unbedeutendsten Einzelheiten sich versenkenden Forschergabe verliert er niemals das Ganze aus dem Auge. Florenzens Stadtgeschichte ist ihm nicht Selbstzweck; Schritt für Schritt fördert er die Landes-, die Reichs-, die Weltgeschichte. Darum gehört Davidsohns 'Geschichte von Florenz' ganz entschieden zu den wenigen Büchern, die kein Historiker — ja, ich möchte fast sagen: kein ernsten Studien geneigter Gebildeter — unbeachtet lassen darf. Damit unterschreibe ich Wort für Wort das ehrenvolle Urteil, das Walter Friedensburg im 'Literarischen Centralblatt' 1897 Nr. 14 über D.s Werk, das für 'alle Zukunft festen Grund' gelegt habe, gefällt hat: es reihe sich 'dem Besten an, was von Deutschen über ausländische Geschichte geschrieben worden ist'.

Nach knapper Berichterstattung über das hundertjährige Dasein des etruskischen Florenz, einer Tochter von Faesulae, und seiner Vernichtung durch Sulla i. J. 82 v. Chr. klärt der Verf. die durch verschiedene Überlieferung arg entstellte Gründungsgeschichte der auf fast jungfräulichem Boden neu erstandenen römischen Florentia auf. Danach ist es mehr als wahrscheinlich, dafs die schöne Arnostadt ihren Ursprung auf Caesar und sein Ackergesetz vom Jahre 59 zurückführen darf. Bereits gegen Ende des dritten nachchristlichen Jahrhunderts schwang sich Florenz zum Haupte der beiden zu einem Verwaltungsbezirke zusammengezogenen Provinzen Tuscia und Umbria auf; es war Sitz der kaiserlichen Verwaltung und Residenz des Herrn 'Korrektors'. Kurz vor 400 n. Chr. scheint es mit Tuscia annonaria der Provinz Aemilia einverleibt worden zu sein. Jeden-

Digitized by Google

falls bildete Florenz in der römischen Kaiserzeit eine sehr respektable Ansiedelung, und ein bedeutender Komplex ward allmählich mit schönen und nützlichen Bauwerken bedeckt. Doch 'der Todeskampf des römischen Reiches' begann, und 'an seine Pforten pochten als ungeduldige Erben germanische Völker'. Daran konnten selbst Siege wie die mit Hilfe von Hunnen und Westgoten durch den grofsen Stilicho bei Florenz herbeigeführte Vernichtung der Ostgoten unter Radagais (23. Aug. 405) schlechterdings nichts ändern. Die alten Götter sanken; ein neuer Glaube bahnte sich unbezwingbar seinen Weg durch das Imperinm Romanum. Nach und nach stiegen auch in Florenz Augustus, Isis und Serapis von ihrem Piedestal herab: am 25. Oktober 250 fällt das Haupt des Minias, des einzigen christlichen Märtyrers, den Florenz aufzuweisen hat, und schon 313 giebt es hier einen Bischof. Achtzig Jahre später weihte der Mailänder Bischof Ambrosius die Laurentius-Basilika ein; es ist charakteristisch für Davidsohn, dafs er glaubhaft machen will, Florenz verdanke seine älteste Kirche einer Jüdin, da sich das Vorgeben eines lapsus linguae (Ambrosius hatte in seiner Weihrede einmal 'Judaea' statt Juliana gesagt) als Rhetorenkunststück entpuppe. Dagegen wird die Erörterung der Anfänge der Reparata-Verehrung durch ihren Scharfsinn und ihre zwingenden Schlüsse jeden überzengen; es war nicht leicht, aus dem üppigen Geranke und Gewirre spätmittelalterlicher, gefälschter Legenden den wahren Kern herauszuschälen, wie es gekommen ist, dafs die (der Zeit nach) zweite Bischofskirche von Florenz, die erst im 14. Jahrhundert dem Dombau hat weichen müssen, gerade einer syrisch-griechischen Märtyrerin aus Caesarea zugeeignet war. In solchen diffizilen Untersuchungen zeigt sich der Verf. als Meister exakter Forschnng und kritischer Methode. Kühl bis ans Herz hinan steht er dem Gegenstande gegenüber, den er untersucht; D. kommt einem bei dem Verfahren, die verhüllten Fäden zu entwirren und das innerste Gewebe blofszulegen, wie ein Anatom vor, der am Seziertische seines Amtes waltet. Das hat aber auch seine Gefahr. So lange sich der Historiker auf dem Boden der reinen Materie, der Erforschung des Thatsächlichen bewegt, braucht er nur die Schärfe des Verstandes schalten zu lassen; begiebt er sich aber auf das Feld des Glaubens, will er die Geschichte religiöser Überzeugungen schreiben, so mufs er es sich bei aller Vorurteilslosigkeit, bei aller Vermeidung liebloser Einseitigkeit doch angelegen sein lassen, dem jeweiligen Zustande des Herzens dessen, den er schildern will, durch ein gewisses Nachempfinden gerecht zu werden. Diese Pflicht eines wahrhaft objektiven Geschichtschreibers hat Davidsohn meines Erachtens versäumt. Das tritt besonders da zu Tage, wo es sich um die Darstellung der Glaubenskämpfe handelt, die Florenz zur Zeit der Reformbewegung innerhalb des abendländischen Christentums und während der Investiturstreitigkeiten durchgemacht hat. Hier wäre es entschieden am Platze gewesen, sich in die Seele eines überzeugten, ernst denkenden Christen des 11. Jahrhunderts zu versetzen — Davidsohn hat nicht einmal den Versnch gewagt. Über die Vorgänge selbst, die Vorgeschichte und die genauen Daten der Ereignisse unterrichtet er uns ausgezeichnet; aber ihren inneren Sinn würdigt er nicht, da er von der Höhe eines über derlei veraltete Märchen erhabenen Kulturmenschen fin de siècle herabblickt. Znm Belege dafür will ich aus dem reichen Inhalte des sehr ausführlich gehaltenen Werkes eine Partie herausgreifen, an der sich die Vorzüge, aber auch die Schattenseiten der Davidsohnschen Schaffens- und Schreibweise recht deutlich studieren lassen. Der Verfasser hat — aus äufseren, buchtechnischen Gründen — die gröfste Zahl der zur Kontrole seiner vielfach unerwarteten Behauptungen nötigen Anmerkungen und sämtliche Exkurse einem Beiheft überwiesen, das 'Forschungen u. s. w.' (siehe oben unter Nr. 2) betitelt ist, eigene Seitenzahlen aufweist und auch inhaltlich zum Teile selbständigen Wert besitzt. Diese 'Forschungen' bringen auf S. 55—60 eine bisher nirgends veröffentlichte Vita des Abtes Johannes Gualberti († 1073). Geschrieben ist sie von einem unbekannten Vallombrosaner Mönch, einem Schüler des schneidigen Antisimonisten, um das Jahr 1127. Sie ist deshalb wertvoll, weil sie über die kirchliche Reformbewegung des 11. Jahrhs., besonders über den Florentiner Bischofsstreit von 1067 Einzelheiten bringt, die das, was man bisher von jener Periode des Kampfes gegen die Simonie und für das Cölibat wufste, wesentlich ergänzen und berichtigen. Zunächst wirft eine Stelle über den Bischof Hildebrand von Florenz (1007/1008—1024/25) ein grelles Licht auf das Treiben der verheirateten Geistlichen. 'Cum [domnus Gnarinus Septimensis coenobii abbas primus] quodam tempore pro quodam negotio accessisset ad Florentinum aepiscopum nomine Ildebrandum cumque perorasset rem pro qua venerat et expectaret aepiscopi responsionem, conjux


Digitized by Google

aepiscopi nomine Alberga iuxta eum sedens respondit: «Domne abbas, de hac re, pro qua tu postulas, domnus meus non est adhuc consiliatus; ipse loquetur cum suis fidelibus et respondebit tibi quod sibi placuerit.» Ad hanc vocem abbas zelo dei accensus cępit vehementer contra eam maledictionis verba promere dicens: «Tu maledicta Jezabel, tanti conscia reatus, audes loqui ante conventum bonorum hominum vel clericorum, quae deberes igne comburi, quia tale dei plasma deique sacerdotem deturpare presumsisti?»' Diesmal bekam der eifernde Abt noch recht von Rom: der Klostervorsteher von Settimo erhielt Krummstab, Sandalen, Mitra und Handschuhe als Abzeichen seiner hohen Würde und wurde dem Papste direkt unterstellt — ein halbes Jahrhundert später aber mufsten die Mönche unverrichteter Dinge abziehen. Das war 1067. Unter der Führung des Abtes Rodulfus von Moscheto erschien die Partei Johanns in Rom, um der Synode und Alexander dem Zweiten die Beschwerden der Mönche über die Simonie des Bischofs Pietro Mezzabarba von Florenz vorzutragen. Trotzdem aber der allmächtige Hildebrand, der spätere Gregor VII. ('vir aegregius et excellentissimus alter Gamaliel'), den Mönchen sekundierte, siegten doch die Gemäfsigten, Pier Damiani an der Spitze. Die Niederlage der Ultras ist aufserordentlich lebendig geschildert; dabei macht die Erzählung den wohlthuenden Eindruck historischer Treue, Schönfärberei verschmäht der wahrheitsliebende Autor prinzipiell.

Interessant in kulturgeschichtlicher Beziehung endlich ist der Bericht deshalb, weil er das zeitlich erste Beispiel der in Florenz heute noch beliebten 'beffe' bietet. Die schlauen Florentiner wollten gern herausbekommen, wieviel der Vater ihres Bischofs, der reiche Pavese Teuzo Mezzabarba, für die Übertragung des Bistums auf seinen Sohn angelegt habe: '«Domne Teuzo, multum pretii pro filii tui dignitate regi contulisti?» Quibus ille utpote simplicissimus homo cępit iureiurando dicere: «Per corpus s. Syri, nec unum molendinum potest homo in domo domini mei regis [Henrici IV.] habere sine magno pretio nedum talem consequi aepiscopatum.» At illi haec audientes alacres et avidi rem scitari rursus expostulant dicentes: «Dic ergo si placet tuę nobilitati, quantum summe potuit haec res constare tibi?» At ille: «Per s. Syrum, sic tria milia libras potestis bene scire me propter hunc aepiscopatum acquirendum dedisse sicut unum valetis credere nummum.»' Die Florentiner wufsten genug.

Dennoch safs der offenbarer Simonie überführte Bischof zu fest auf seinem Stuhle; ihn zu entfernen, kostete grofse Mühe: ein Gewaltmittel demagogischester Art mufste herhalten, damit die eifernden Mönche den verhafsten Mann stürzen konnten. Eins der interessantesten Schauspiele des wundergläubigen Mittelalters, die Feuerprobe, wurde im Kloster Settimo veranstaltet; und der von Johannes Gualberti für dies immerhin nicht ganz ungefährliche Experiment bestimmte Petrus (später 'Igneus' zubenamset) entschied durch seine am 13. Februar 1068 glücklich durchgeführte That, dafs die Sache der Bischofsgegner die gerechte sei. Fesselnd beschreibt Davidsohn (S. 237 ff. des I. Bandes) die Vorgänge, die zu der aufregenden Probe führen, die Vorbereitungen dazu, das Gottesgericht selbst und die Folgen davon. Nur schade, dafs er es hier wie an so vielen anderen Stellen seines Werkes nicht unterlassen kann, dem Wunder- und Aberglauben der katholischen Kirche eins anzuhängen. Mit sichtlichem Behagen verweilt er gerade bei Schilderungen solcher Ereignisse, welche starke Bigotterie beweisen und liberalerer Denkweise als lächerlich und komisch erscheinen müssen. Hier hat er es z. B. nicht verschmäht, zur Bekräftigung seiner von jedem Vernünftigen sowieso geteilten Behauptung: das Orakel der Feuerprobe brauche bei günstigem Ausgange durchaus nicht als ein Wunder aufgefafst zu werden, ein Gutachten des Berliner Branddirektors heranzuziehen! Das geht entschieden zu weit. Ich habe schon an anderer Stelle (Oest. Litt.-Bl. VI Nr. 9 Sp. 267) Gelegenheit genommen, den Verf. zu bitten, derartige Späfschen in den zukünftigen Bänden zu unterlassen; und ich wiederhole diese Mahnung hier, weil ich der Überzeugung bin, ihre Befolgung werde dem grofs angelegten Werke nur zum Segen gereichen.

Von Davidsohns Buch kann ich für heute nicht Abschied nehmen, ohne meiner Anerkennung vor der trotz der eben gemachten Ausstellungen hochbedeutsamen Leistung dadurch eine weitere Stütze zu verleihen, dafs ich auf die schöne Ausstattung hinweise. Die Königliche Hofbuchhandlung von Ernst Siegfried Mittler und Sohn hat dadurch von neuem bewiesen, dafs der deutsche Buchhandel heute noch Idealen lebt. Papier, Satz und Druck sind vorzüglich. Besonderes Lob verdient das sorgfältig zusammengestellte Register und die trotz der grofsen Opfer noch ermöglichte Beigabe eines Planes von Florenz, wie es nach den Resultaten der D.schen Forschungen Anfang des 13. Jahr-

Digitized by Google

hunderts im Grundrifs ausgesehen haben mag; die saubere Zeichnung dazu hat der bekannte Stuttgarter Kunsthistoriker Cornel von Fabriczy angefertigt.

Hans F. Helmolt.

Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol. Mit Abhandlungen über ihre Entwickelung, Komposition, Quellen, Aufführungen und litterarhistorische Stellung herausgegeben von J. E. Wackernell. Graz, Styria CCCXIV, 550 S. 8. [Quellen und Forschungen zur Geschichte, Litteratur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer. Durch die Leogesellschaft herausgegeben von Dr. J. Hirn und Dr. J. E. Wackernell, o. ö. Professoren an der Universität Innsbruck. I.]

Gegenwärtig hat das Studium der deutschen Philologie in Österreich einen viel breiteren Boden als in Deutschland. Das Bewufstsein, dafs Österreich seit den Zeiten des Minnesangs eine so hervorragende Stellung in der deutschen Litteratur eingenommen hat, weckt die Begeisterung, das überkommene Erbe gegen Slawentum und Wälschtum zu wahren und in der wissenschaftlichen Erschliefsung alter und neuer, noch verborgener Schätze der Mit- und Nachwelt zu zeigen, was Österreich für die Entwickelung deutschen Wesens bedeutet. Nun sind zwar die grofsen litterarischen und geschichtlichen Erscheinungen des Mittelalters bekannt, aber wie viel ruht noch in den Archiven und Bibliotheken, das neben diesen weltkundigen Gröfsen für beschränktere Kreise seine Bedeutung hatte und gleichwohl litteratur- und kulturgeschichtlich von höchster Bedeutung ist. Besonders seit der Mitte des 15. Jahrhunderts tritt Österreich in den deutschen Litteraturgeschichten auffallend zurück. Darauf hat man in Österreich bisher zu wenig Aufmerksamkeit gerichtet. Giebt es doch z. B. noch keine ausreichende Sammlung tirolischer Volkslieder, geschweige denn eine litterarhistorische Untersuchung darüber. Hier wollen nun die von Hirn und Wackernell begründeten Österreichischen Quellen und Forschungen helfen. Sie sollen nach der Ankündigung Abhandlungen und Ausgaben, Biographien einzelner Persönlichkeiten und zusammenfassende Darstellung kleiner Perioden oder gröfserer Zeiträume enthalten. Blofse Neudrucke ohne einschlägige wissenschaftliche Untersuchungen werden nur bei besonders wertvollen Litteraturwerken zugelassen. Die litterargeschichtliche und sprachliche Seite steht im Vordergrunde, aber auch eigentliche Geschichtsquellen, Urkunden, Briefe u. dgl. sollen ihre Stelle finden, vorausgesetzt, dafs sie aus österreichischen Archivbeständen stammen oder doch vorherrschend österreichische Verhältnisse behandeln. Bei streng wissenschaftlicher Form und Methode soll doch auch thunlichst auf weitere Leserkreise Rücksicht genommen werden.

Zuerst hat A. Hauffen die deutsche Sprachinsel Gottschee, ihre Volkslieder, Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche behandelt (erschienen 1895 als III. Band) und damit ein schönes Zeugnis von dem deutschen Charakter des Unternehmens abgelegt. Etwas weiter ab liegt der II. Band 'Die ältesten Totenbücher des Cistercienserstifts Wilhering in Österreich ob der Enns' von O. Grillnberger. Von um so gröfserer litteratur- und kulturgeschichtlicher Bedeutung ist der vorliegende I. Band über die Tiroler Passionsspiele, ein überraschender Beweis für das so oft bewährte 'Suchet, so werdet ihr finden'.

Denn was uns vorliegt, ist das Ergebnis mehr als zehnjähriger emsigster archivalischer Forschung und philologischer Arbeit auf einem Gebiete, von dem eigentlich nur das rohe Material von Adolf Pichler vor mehr als 50 Jahren bekannt gemacht war. Schon 1887 hatte Wackernell eine vorläufige Untersuchung der drei ältesten Texte der Tiroler Passionsspiele in den Wiener Beiträgen (Wien, Braumüller) veröffentlicht und diese als Abschriften resp. Bearbeitungen einer verlorenen Vorlage (des 'Tiroler Passions') erwiesen. Auch eine allgemeine ästhetische Würdigung war damit verbunden. Das Ganze konnte als eine Einleitung in das nunmehr vollendete grofse Werk betrachtet werden. Dieses aber nimmt die ganze Untersuchung noch einmal von vorn auf, befestigt die bereits in der ersten Schrift gewonnenen Ergebnisse nach allen Seiten hin, untersucht die Quellen, die mannigfachen Verzweigungen, die Einflüsse auf spätere Dichtungen und geht überhaupt allen historischen und philologischen Fragen nach, die in dem so bestimmt abgegrenzten, einen Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten umfassenden Gebiete liegen.

Die erste Schrift hatte nur 3 Texte untersucht, den Sterzinger, den Pfarrkircherschen und den Haller Text; jetzt werden nicht weniger als 12 Texte geboten. Damit ist aber die Zahl der jetzt bekannten Handschriften und Drucke noch lange nicht erschöpft; es sind nur die altdeutschen; die jüngeren übersichtlich anzugliedern hat sich Verf. wie noch manches andere für eine be-


Digitized by Google

sondere Arbeit vorbehalten, da das ohnehin schon so umfangreiche Werk ins Ungemessene angeschwollen wäre. Hier darf man gewifs auch auf die Einreihung des Oberammergauer Passions in die Überlieferung rechnen. Die blofsen Texte zu geben, lag nicht in der Absicht Wackernells; der eigentliche Wert des Buches liegt in der Ausnutzung des Materials nach der litterar- und kulturhistorischen Seite hin. Und dazu bot auch die scheinbar trockenste Untersuchung Gelegenheit. Die mit dem ganzen philologischen Apparat geführte Untersuchung des Handschriftenverhältnisses z. B., ein ebenso notwendiger wie unangenehmer Teil jeder Ausgabe, ist gleichwohl mit sehr interessanten Ergebnissen der Textgeschichte verknüpft, wie Rollenerweiterung, Rollenveränderung, Interpolationen aus mannigfachen Gründen, die kulturhistorisch von Interesse sind. Die Art der Aufführungen wird bis ins kleinste festgestellt; Namen und Stand der Spieler, ihre Kleidung, die Kosten, die Bühneneinrichtung sind urkundlich vorhanden, und aus ihnen ergiebt sich ein so klares Gesamtbild dieser ganzen Kunstübung, wie es heute der genaueste Bericht von Oberammergau nicht besser geben kann. Auch die allmähliche Entwickelung von der alten, an Ort und Zeit gebundenen Technik zu der modernen, die nicht mehr die alte Dreizahl der Aufführungen (Gründonnerstag, Charfreitag und 1. Ostertag) festhält, sondern alles an einem Tage erledigt, der beliebig in der schönen Sommerzeit gewählt wird, erscheint in den letzten Aufführungen des Sterzinger Passions (Passion ist urkundlich in diesem Sinne Maskulinum), besonders der letzten von 1580. Nicht minder interessant ist die Thatsache, dafs bereits 1514 bei der grofsen siebentägigen Passionsaufführung in Bozen, der glänzendsten, die Deutschland je gesehen hat, F r a u e n mitspielten und sogar eine 'Spielregentin' genannt wird. Bisher schrieb man diese Neuerung im Bühnenwesen erst dem 17. Jahrhundert zu. Von Einzelheiten sei erwähnt, dafs hier auch Hans Ried, der saumselige Abschreiber des Heldenbuches, mitspielte.

Ein dritter, sehr wichtiger Punkt für die Untersuchungen war die Feststellung der Quellen, aus denen die Urfassung sowohl als die verschiedenen Gruppen insbesondere geflossen sind. Die Bibel steht natürlich in erster Linie, daneben aber greifen auch Legenden ein und vor allem lokale und persönliche Bedürfnisse und Verhältnisse, so die Wünsche der Spieler, die durchaus dem besseren Teile der Gesellschaft angehörten, die Begabung des Bearbeiters, das moralische Interesse endlich, das die Spiele zugleich als Predigten verwerten will und u. a. die Teufelsszenen als Sittenspiegel der Zeit erfindet. Auch gegenseitige Entlehnungen treten deutlich hervor.

Alle diese mannigfaltigen Gesichtspunkte halten das Interesse an den weitläufigen Untersuchungen des 1. Teils stets rege. Gleich das erste Kapitel führt uns durch seine Nachrichten über die Spielsammler und gewissermafsen Impresarios Benedikt Debs und Vigil Raber mitten in die spielfrohe Zeit und ihr Treiben. Es folgen die Untersuchungen über die einzelnen Spiele, zunächst die Bozener und Sterzinger und ihr Verhältnis zu einander. Im Anschlufs daran erfährt der 'Tiroler Passion', jene auf philologischem Wege gewonnene Grundlage der Einzelgruppen, eine eingehende Analyse nach seinem hohen dramatischen Werte, nach seinen Quellen und Nachwirkungen, nach seiner litterarischen und kulturhistorischen Bedeutung. Auch der Dichter wird schon hier in den Hauptzügen charakterisiert, doch ist ihm noch ein besonderes späteres Kapitel (XX) gewidmet, was bei der Bedeutung seines Werkes durchaus gerechtfertigt, ja notwendig ist. — Die Aufführungen in Hall und Schwaz, die darauf behandelt werden, erhalten Erweiterungen, besonders im Vorspiel, und diese werden sofort wieder in Bozen aufgenommen, wo dann 1514, noch durch viele andere Zuthaten bereichert, die grofse siebentägige Aufführung zu stande kommt, die den Glanzpunkt der Entwickelung bezeichnet und demgemäfs in einem besonderen Kapitel erörtert wird. Endlich folgt die Untersuchung über den Brixener Passion und sein Verhältnis zu den anderen.

In einigen kleineren Kapiteln werden sodann die Gesamtergebnisse gezogen. Unter ihnen ist besonders Kap. XXI über die Stellung des Tiroler Passions im Gesamtzusammenhange der Passionsspiele Deutschlands hervorzuheben. Er bildet gerade die Blütezeit, die dritte Periode, ca. 1400—1515, die durch das Aufblühen der Städte, ihren Kunstsinn und ihre Kunstfreude bedingt wurde, die für die wohlhabenden Bürger dasselbe bedeutete, was früher Singen und Sagen den Rittern war. Sterzing ist der Mittelpunkt; von da geht die Bewegung nordwärts nach Hall und Schwaz und südwärts bis Bozen, ja darüber hinaus bis nach Wälschland hinein. Die v o r h e r g e h e n d e Periode wird durch den ältesten Frankfurter Passion bezeichnet und umfafst etwa das 14. Jahrhundert.

Digitized by Google

Hier sind die Anfänge dramatischer Gestaltung, die Abhebung von Einzelpersonen von der Masse, dialogische Entwickelung, Versifizierung, deutscher Text, Disposition u. dgl. wahrnehmbar, während in der ersten Periode, dem 13. Jahrhundert, nur kümmerliche Markierung der Handlung ohne Dialog in lateinischer Prosa erscheint. Der Verfall, die 4. Periode, trat im Laufe des 16. Jahrhunderts ein, d. h. die völlige Loslösung von dem kirchlichen Charakter, Einführung der Frauenrollen u. dgl. In diesen Zusammenhang treten die Passionsspiele hier zum ersten Male, und dies allein ist schon eine wertvolle Bereicherung der Litteraturgeschichte. Ein folgendes Kapitel giebt über die Textbehandlung Rechenschaft und ein letztes über 'neuesten Zuwachs', der sich noch während des Druckes einstellte.

Im zweiten Teile des Buches folgen die Texte (S. 1—480). Leitender Text ist für die beiden ersten Spiele (Gründonnerstag und Charfreitag) der Sterzinger; als Lesarten sind darunter gesetzt der 'Amerikaner' (eine nach Amerika verschlagene Handschrift), der Bozener, der Pfarrkircher, eine Mischhandschrift und die alten Bruchstücke des Brixener Passions. Für das 3. Spiel (Ostertag) ist der Pfarrkircher Text die Grundlage; in den Lesarten stehen für den ersten Teil der Amerikaner, Bozener und Brixener, für den zweiten Teil der Haller. Darauf folgt der Haller Passion mit den Lesarten der Mischhandschrift, dann der Brixener und endlich das Vorspiel nach der Mischhandschrift und das Nachspiel aus dem Pfarrkircher Passion. Zu diesen Texten finden wir S. 481—523 reiche Anmerkungen sprachlicher und sachlicher Art, und was hier an Besonderheiten des Wortschatzes nicht besprochen werden konnte, ist doch im Glossar verzeichnet (S. 524—544), das als eine wertvolle Ergänzung zu Weigand sowohl als zu Heyne und Paul, sowie zu Lexers mhd. Wörterbuche und zu den dialektischen von Schmeller und Schöpf zu betrachten ist. Eine ausführliche Inhaltsangabe (S. 545—550) erleichtert die Übersicht und macht ein Register entbehrlich.

Ref. hat sich dem gewaltigen, bisher ganz unbekannten Material gegenüber eingehendere kritische Nachprüfung versagen müssen; die Bedeutung des Werkes, auf die hier hingewiesen werden sollte, wird ohnehin unangefochten bleiben. Nur eine Frage ganz untergeordneter Art sei gestattet: Wäre es nicht empfehlenswert, die österreichischen Formen *ratet*, *verratet*, *ladet* u. ä. zu Gunsten der gemeindeutschen schriftsprachlichen Formen *rät*, *lädt* aufzugeben? Die Verba sind doch nun einmal stark. Mit dem Danke für den Spender des schönen Werkes aber sei die Hoffnung ausgesprochen, dafs uns die Österreichischen Quellen und Forschungen noch manche so bedeutende Erscheinung bescheren mögen.

Gotthold Boetticher.

Ovids Verwandlungen. In Stanzen übersetzt von Constantin Bulle. Bremen 1898, M. Heinsius Nachf. XVI, 537 S. 8.

'Ins Deutsche übersetzen heifst in Sprache und Stil unserer grofsen Dichter übersetzen' hat v. Wilamowitz als Grundsatz aufgestellt, als er den Hippolytos des Euripides mit deutscher Übersetzung herausgab. Es ist gerade in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Versuchen gemacht worden, klassische Dichtungen in modernen Versmafsen wiederzugeben, in der richtigen Erwägung, dafs ein getreues Nachempfinden der Stimmung oft in der anderen Sprache andere Formen wählen heifst. So hat Franz Bader in seiner Nachbildung von sechs Tragödien des Sophokles, die sich auch neben Wendts schöner Sophoklesübersetzung sehen lassen darf, mit Glück statt des Trimeters den Blankvers unserer grofsen Dramatiker verwendet, während ihm in den lyrischen Partien vielfach Goethes Vorbild mafsgebend war. Weniger gelangen die Bearbeitungen Homers. Dafs jemand alle 24 Bücher der Ilias in gereimten trochäischen Langzeilen ins Plattdeutsche übertragen hat mit der seltsamen Begründung, Homer müsse in einen Dialekt übersetzt werden, weil er selbst im Dialekt gedichtet habe, wird zwar bald wieder vergessen sein. Aber auch Herman v. Schelling, der jüngst verstorbene greise Staatsmann, hat mit seiner Odyssee in Stanzen nur einen Achtungserfolg erreicht. Für bedeutsamer halten wir Constantin Bulles Stanzenübersetzung von Ovids Metamorphosen. Die zu Grunde liegende Idee ist ohne Zweifel richtig, die Durchführung aller Ehren wert. Die Stanze, das typische Versmafs des romantischen Kunstepos, ist aufserordentlich geeignet, die Fülle der Ovidischen Märchenwunder aufzunehmen. Wurde ja schon Schiller durch das Erscheinen des Wielandschen Idris und Oberon davon überzeugt, dafs sie wie für das Leichte und Anmutige, so für das Pathetische und Schreckhafte einen Ausdruck habe, 'freilich nur unter den Händen eines Meisters'. Auch Goethe hatte die Schwierigkeit dieser Form nicht unterschätzt. Als er die der Ottava rima angenäherten Stanzen von Heinse kennen

Digitized by Google

lernte, urteilte er begeistert: so etwas habe er für unmöglich gehalten, 'aber der Teufel mache fünfzig solcher Stanzen nach!' Seitdem haben treffliche Vorbilder dem Deutschen die Aufgabe erleichtert, der von Anfang an dem Romanen gegenüber wegen des schwebenden Rhythmus jenes Idioms und dessen unstreitig gröſserer Reimfülle im Nachteil war. Mit gutem Erfolg hat Bulle den Charakter der Stanze zu wahren gewuſst, der nicht verwischt werden darf, ohne daſs man ihren Wert illusorisch macht. Er versteht es, trotz seiner Gebundenheit an das Original, im Verlaufe der Strophe zu steigern und in dem schlieſsenden Verspaare den durch die Natur des Maſses gebotenen Abschluſs des Gedankens auszudrücken, eine Klippe, an der Schelling oft gescheitert ist. Die Reimfolge ist gewandt, die Sprache flüssig und durchsichtig; sicherlich wird diese Umdichtung zahlreichen Philologen Freude machen und auch in weiteren Kreisen zu der Erkenntnis beitragen, daſs die Metamorphosen nicht bloſs ein schwer zu ersetzendes Schulbuch, sondern thatsächlich ein einzigartiges, unvergängliches Werk sind.

Ilb.

GOETHE UND DAS KLASSISCHE ALTERTUM.

(Nachtrag.)

Das von mir in diesen Jahrbüchern (Heft 2 S. 81 ff.) gewürdigte Buch von Fr. Thalmayr, 'Goethe und das klassische Altertum' ist von H. Morsch in der 'Berliner philologischen Wochenschrift' (1898 Nr. 3 Sp. 81 ff.) zum Gegenstand einer scharfen Kritik gemacht worden. Der Rezensent weist nach, daſs der Verf. unselbständig gearbeitet hat, indem er in den wichtigsten Kapiteln ganze Seiten wörtlich aus den Schriften seiner Vorgänger wieder abdrucken lieſs, ohne überall seine Quellen zu nennen. Im einzelnen bezieht sich der Nachweis auf zwei Programmabhandlungen: die eine stammt von Morsch selbst (Goethe und die griech. Bühnendichter, Berlin 1888), die andere von Lücke (Goethe und Homer, Ilfeld 1884). Ich erachte es als Pflicht gegen die ausgeschriebenen Autoren, dieses Sachverhaltes hier Erwähnung zu thun.

Theodor Vogel.

EINE FRAGE AN DIE GOETHEFORSCHER.

Goethes Satire 'Götter, Helden und Wieland' schlieſst mit den von Wieland gesprochenen Worten: 'Sie reden, was sie wollen; mögen sie doch reden, was kümmert's mich?' Nun befindet sich im Museo nazianale zu Neapel und im Britischen Museum je eine Gemme mit der Inschrift: *λέγουσιν,* | *ἃ θέλουσιν·* | *λεγέτωσαν,* | *οὐ μέλι μοι,* welche im C. I. G. IV Nr. 7295 abgedruckt ist. Es entsteht die Frage, ob diese wörtliche Übereinstimmung eine zufällige ist, oder ob Goethe die Inschrift gekannt hat. Ich bemerke noch, daſs in beiden Museen auch Exemplare existieren, welche dem obigen Wortlaut noch die folgenden zwei Zeilen hinzufügen: *σὺ φίλι με·* | *συνφέρι σοι.* Vgl. C. I. G. IV Nr. 7293.

Albert Müller (Hannover).

Berichtigungen.

S. 48 Z. 22 l. 52 S. 591 ff. statt 53 S. 1 ff.
S. 62 Z. 9 v. u. l. Wohllaut statt Wortlaut.
S. 145 Z. 16 v. u. l. Uthina statt Utika.

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. JOHANNES ILBERG UND Dr. RICHARD RICHTER

ERSTER JAHRGANG 1898

I. UND II. BANDES 4. HEFT

Mit 1 Tafel und 2 Abbildungen im Text

Ausgegeben am [illegible] April 1898

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1898

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK.

Druck und Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig, Poststr. 3.

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

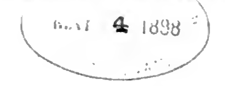
Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstrasse 1, II, zu richten.

INHALT DES IV. HEFTES.

I. ABTEILUNG (1. BAND).

II. ABTEILUNG (2. BAND).

Digitized by Google



DIE NEUENTDECKTEN GEDICHTE DES BAKCHYLIDES.

Von Justus Hermann Lipsius.

Seit vor sieben Jahren wider alles Verhoffen des Aristoteles Buch vom Staat der Athener und unmittelbar danach des Herodas Mimiamben aus ägyptischen Gräbern wieder erstanden waren, durfte die Hoffnung nicht mehr als zu kühn erscheinen, dafs auch von den Schöpfungen der griechischen Lyrik noch Umfassenderes wieder zu gewinnen uns beschieden sein werde, als das schon 1855 entdeckte Stück eines Partheneion von Alkman. Und über Erwarten rasch sahen wir diese Hoffnung in Erfüllung gehen, als vor wenig mehr als Jahresfrist die erfreuliche Nachricht durch die Tagesblätter lief, unter den Papyrus des British Museum sei eine Rolle mit Epinikien des Bakchylides aufgefunden worden. Wäre uns die Freiheit der Wahl verstattet gewesen, so würde sie wohl auf einen anderen Dichter gefallen sein, als auf den, dem unter den neun Meistern des griechischen Melos nicht blofs der Zeitfolge nach die letzte Stelle angewiesen war. Aber als eine Gunst des Geschickes dürfen wir es rühmen, dafs bei näherer Prüfung der Rolle neben vierzehn Siegesgesängen sechs Gedichte von anderer Art sich vorfanden. Denn mag es von nicht geringem Interesse sein, nunmehr vergleichen zu können, wie die konventionelle Form des Epinikions von zwei bedeutenden Dichtern gemäfs ihrer Eigenart verschieden gehandhabt worden ist, von ungleich höherem Werte ist es doch, dafs wir auch über andere lyrische Gattungen nicht mehr blofs aus abgerissenen Bruchstücken, sondern aus einer Anzahl mehr oder weniger vollständiger Gedichte uns eine Vorstellung bilden können und damit unsere Kenntnis der griechischen Chorpoesie überhaupt wesentliche Ergänzung und Berichtigung erfährt.

Von den zwanzig Gedichten, die dank dem aufs neue glänzend bewährten Geschick und Eifer von F. G. Kenyon heute in stattlichem Bande[1]) vorliegen, sind freilich nur sieben ganz vollständig oder doch nur mit so geringfügigen Lücken erhalten, dafs deren Ergänzung fast überall mit voller Sicherheit möglich und der Gedanke an keiner Stelle zweifelhaft ist, darunter die längeren Epinikien auf Hierons olympischen Sieg mit dem Rennpferd (5) und Alexidamos Sieg im pythischen Ringkampf (11), sowie die kürzeren Siegeslieder für Argeios (2) und Lachon (6), dazu die beiden besonders interessanten Gedichte aus der Theseussage (17 und 18), und der Paian auf den pythischen Apollon (16), soweit dieser im Papyrus enthalten war. Von dem andern gröfseren Epinikion für Hieron auf seinen Wagensieg in Olympia (3) fehlen an zwei kurzen Stellen

[1]) The poems of Bacchylides. From a Papyrus in the British Museum edited by Frederic G. Kenyon M. A. D. Litt. London 1897.

Digitized by Google

gröfsere Zeilenteile, so dafs wenigstens an der einen der Zusammenhang dunkel bleibt. Bedeutendere Lücken weisen die übrigen zwölf Gedichte auf, doch ist wenigstens bei der Hälfte soviel erhalten, dafs ihr Umfang im Papyrus sich genau bestimmen läfst, der von einem Strophenpaar mit oder ohne Epode bis zu sechs Perikopen ansteigt; es gilt dies von den kürzeren Epinikien auf Hierons delphischen Wagensieg (4) und auf einen Stadionsieger aus Athen (10), von den längeren auf Automedon (9) und den auch von Pindar gefeierten Pytheas (13), und aus der zweiten Gruppe von den Gedichten mit den Aufschriften Antenoridai (15) und Io (19). Auch von den kurzen Siegesliedern auf Lachon (7) und einen Ungenannten (8), sowie dem langen ersten Lied für Argeios (1) wird sich unten herausstellen, dafs ihr Umfang sich wenigstens annähernd berechnen läfst. So bleiben nur drei Gedichte übrig, von denen nur die Anfänge mit 10—23 Kola vorhanden sind, die Epinikien auf Teisias (12) und Kleoptolemos (14) und das Schlufsgedicht der Sammlung, Idas (20).

Schon dieser Überblick kann eine Vorstellung geben von den grofsen und kleinen Lücken des Papyrus, welche das bald auf die Ausgabe gefolgte Faksimile[1]) uns deutlich vor Augen stellt. Und dieser gegenwärtige Zustand ist erst das Ergebnis einer viel Mühe und Scharfblick erfordernden Arbeit, von deren Schwierigkeit wir einen Begriff gewinnen, wenn wir hören, dafs z. B. die sechzehnte Kolumne aus nicht weniger als 12 Stücken zusammengesetzt werden mufste. Jetzt sind vier gröfsere in sich zusammenhängende Ganze hergestellt, von denen die beiden ersten nach einer glücklichen Beobachtung von Blass unmittelbar an einander schlossen. Diese enthalten auf zusammen 22 Kolumnen die ersten zwölf, das dritte Stück auf 6 Kolumnen die beiden letzten Epinikien, während die 10 Kolumnen des vierten von den zehn anderen Gedichten gefüllt werden. Ob dies vierte Stück von einer zweiten Papyrusrolle stammt, wie um seines Inhalts willen zu vermuten nahe liegt, lassen äufsere Gründe eher zweifelhaft erscheinen; gegen die Annahme nur einer Rolle würde ihr Umfang kein Hindernis bilden, da wir nicht wissen, wieviel aufser den im Anfang und nach Kol. 29 mindestens fehlenden 5 Kolumnen am Schlufs verloren gegangen ist. Setzen wir dafür beispielsweise 10 Kolumnen in Rechnung, so würde eine Rolle von 54 Kolumnen zu durchschnittlich 35 Zeilen hinter der Zeilenzahl z. B. der Pythien Pindars (1976 in den Handschriften) noch etwas zurückbleiben. Etwa siebzig ganz kleine Stücke, zum Teil mit nur wenigen Buchstaben, die auf den zwei letzten Tafeln der Faksimileausgabe vereinigt sind, scheinen alle den im Anfang oder in der Mitte der Rolle fehlenden Teilen anzugehören. Fast die Hälfte ist noch vor Erscheinen der Textausgabe an ihrem Platze einzuordnen gelungen, so dafs in ihr die Zahl dieser 'Fragmente' nur noch 40 beträgt. Und auch von diesen ist noch mehreren ihre Stelle im Papyrus durch Blass ausgemittelt worden, dem schon die Ausgabe manchen Beitrag der Art verdankt.

[1]) The poems of Bacchylides. Facsimile of Papyrus DCCXXXIII in the British Museum. London 1897.


Digitized by Google

Erheblich leichter als die Ordnung des Papyrus war seine Lesung, da er in deutlicher Uncialschrift geschrieben und nicht blofs mit Paragraphi zur Strophengliederung, sondern auch mit Accenten, Apostrophen und Interpunktionszeichen in einem an einer Handschrift des ersten vorchristlichen Jahrhunderts bemerkenswerten Masse versehen ist. Aber auf diese zwei nächsten Aufgaben hat Kenyon sich nicht beschränkt, sondern, wie bei der Aristotelischen Schrift, so auch dieser editio princeps alles beigegeben, was das Studium seines kostbaren Fundes erleichtern kann. Eine grofse Anzahl von Lücken hat er in glücklicher Weise ergänzt, wobei er sich der Beihilfe von Jebb, Palmer, Sandys und Purser erfreuen durfte; von dem erstgenannten Gelehrten sind auch Versuche zur Wiederherstellung stärker zerstörter Partien in den Anmerkungen mitgeteilt. Der Emendation war nur geringerer Spielraum geboten, da die Handschrift sehr korrekt geschrieben und manche Verschreibungen und Auslassungen durch zwei Korrektoren verbessert sind; von den vier Stellen, an denen die überlieferte Lesung nach Kenyon (S. XXII) unverständlich ist, hat die eine (17, 90) bereits durch Blass eine leichte und überzeugende Besserung gefunden, während eine zweite (19, 15) nach meiner Ansicht ganz in Ordnung ist. Gar manche leichtere Verderbnis ist freilich den englischen Gelehrten entgangen, weil sie der Metrik nicht die gebührende Beachtung zugewandt haben. Dem Texte untergelegt ist ein Kommentar, der für die erste Lektüre nützliche Beihilfe leistet, jedem Gedichte vorausgeschickt ein metrisches Schema und Vorbemerkungen über seinen Titel, Anlafs und den Stand seiner Erhaltung. Eine Inhaltsübersicht über alle ist der Einleitung vorbehalten, die aufserdem das Leben des Dichters, kurz auch seinen poetischen Charakter, seine Metrik und Sprache behandelt und über Zustand und Alter des Papyrus Auskunft giebt. Am Schlufs des Ganzen fehlt nicht ein vollständiges Wortverzeichnis. An die verdienstvolle Leistung Kenyons, deren Raschheit besonderen Dankes wert ist, werden die nachfolgenden Bemerkungen überall anzuknüpfen haben. Ihre Aufgabe kann keine andere sein, als über die Bedeutung des glücklich gehobenen Schatzes im allgemeinen zu orientieren und daran die Besprechung einzelner Fragen zu knüpfen, auf die sofort einzugehen mir nahe liegt. Der philologischen Arbeit ist nach den verschiedensten Richtungen ein überaus dankbares Feld erschlossen, dessen Bebauung in Angriff zu nehmen sie nicht säumen wird.[1])

Die Epinikien des Bakchylides sind, anders als bei Pindar, nicht nach

[1]) Meine Bemerkungen sind in allem Wesentlichen im Monat Januar niedergeschrieben, als aufser Kenyons Ausgabe und dem Faksimile nur Blass' Anzeige der ersteren (Centralbl. 1897 Nr. 51/2) vorlag. Erst für die Schlufsredaktion konnten aufser Blass' späteren Beiträgen noch die Aufsätze von Crusius (Philol. LVII S. 150 ff.) und Robert (Hermes XXXIII S. 130 ff.), sowie die Schrift von v. Wilamowitz (Bakchylides, Berlin 1898) eingesehen werden. Auf Polemik gegen abweichende Auffassungen durfte ich ebenso verzichten, wie darauf, Übereinstimmung überall ausdrücklich zu notieren. [Erst bei der Korrektur kann ich die inhaltreiche Besprechung der Kenyonschen Ausgabe von Wilamowitz im Februarheft der Götting. gel. Anzeigen S. 125 ff. nachtragen; sie zu berücksichtigen war nicht mehr möglich.]

Digitized by Google

den Festspielen geordnet, bei denen die Siege gewonnen sind[1]), ebensowenig nach den Kampfarten[2]), sondern im wesentlichen nach der Heimat der Sieger. Den Anfang machen zwei Gedichte auf einen Landsmann des Dichters, Argeios von Keos, offenbar darum, weil in dem ersten die Sagen von des Bakchylides Heimatinsel, namentlich von Euxantios, dem Sohne des Minos und der Dexithea, eingehende Behandlung gefunden hatten. Ihnen sind aber zwei Oden auf einen anderen Keer, Lachon, nicht unmittelbar angereiht, sondern drei Oden auf Hierons hippische Siege diesen vorangestellt, ähnlich wie bekanntlich in Pindars Olympien und Pythien den 'Fürstenoden' der erste Platz angewiesen ist. Bei 8 ist wegen der Verstümmelung Heimat und Name des Siegers so wenig erkennbar, wie Ort und Art seines Sieges, 9 gilt dem Phleiasier Automedon, 10 einem für uns namenlosen Athener[3]), 11 dem Knaben Alexidamos von Metapont, 12 und 13 den Aigineten Teisias und Pytheas, 14 dem Thessaler Kleoptolemos. Besondere Beziehungen zur Peloponnes, in der Bakchylides nach bekanntem Zeugnis einen gröfseren Teil seines Lebens in der Verbannung zugebracht hat, treten also in seinen Epinikien nicht zu Tage. Dafs aber das Altertum von diesen nicht viel mehr besessen hat, als wir nunmehr kennen, hat bereits Blass daraus gefolgert, dafs von den bisher bekannten drei Bruchstücken der Epinikien zwei, von den ihnen durch Vermutung zugewiesenen fünf wenigstens drei sich jetzt im Papyrus wiedergefunden haben. Dafs an seinem Anfange kein Gedicht weggerissen ist, folgt aus dem, was über den Grund der Voranstellung von 1 eben bemerkt wurde. Auch hinter 14 wird kaum etwas fehlen, da dies Lied auf einen Sieger in dem wenig bedeutenden Agon des Poseidon Petraios in Thessalien geschrieben ist, von dem wir bisher nur durch ein Scholion zu Pindar (P. 4, 245) Kunde hatten. Eher könnte bei dem Mangel an Zusammenhang zwischen Kol. 22 und 23 ein Gedicht fehlen, das einem Sieger aus Aigina gegolten haben müfste, dessen Bewohner an den Epinikien des der Insel freilich nahe verbundenen Pindar einen so bedeutenden Anteil haben.

Die Siegesgesänge von Bakchylides sind von sehr verschiedenem Umfange. Von denen, die vollständig erhalten sind oder von denen wenigstens ihre Ausdehnung sich bestimmen läfst, gehen nicht weniger als fünf weit unter das Minimalmafs einer Pindarischen Ode herab. Darunter zunächst das eine der drei Lieder für Hieron (4), das nur aus einem Strophenpaar zu je 10 Kola besteht. Es liegt nahe, hier wie anderwärts die Kürze mit Kenyon daraus zu erklären, dafs das Gedicht zur Aufführung bei einer vorläufigen Siegesfeier am

[1]) Siege in den Olympien betreffen 3. 5. 6. 7, in den Pythien 4. 11 und wahrscheinlich 8, in den Isthmien 1. 2. 10, in den Nemeen 9. 12. 13, in den Petraien 14.

[2]) Siegen mit dem Viergespann gelten 3. 4. 14, mit dem Rennpferd 5, im Stadion 6. 10, im Ringkampf 11. 12, im Pentathlon 9 und wohl 1 wegen V. 7 f., somit auch 2, im Pankration 13. In betreff der Reihenfolge der Kampfarten im Pentathlon stimmt die Folge 9, 32 ff., Diskos, Wurfspeer, zuletzt Ringkampf, mit dem Ergebnis der letzten Untersuchungen von Faber (Philol. L S. 479 ff.) und Mie (N. Jahrb. f. Phil. CXLVII S. 790 ff.).

[3]) Z. 11 scheint der Sieger angeredet, dann müssen aber die Buchstaben verlesen sein.

Digitized by Google

Festorte selbst bestimmt gewesen ist, während für die in Aitna begangene Feier bekanntlich Pindar die glänzendste seiner Oden verfafst hat. Und sicherlich war es einem am Festort anwesenden Dichter möglich, sofort nach dem Siege ein Lied zu dichten, zu komponieren und einzustudieren, wenn zwischen ihm und seiner Feier ein paar Tage in der Mitte lagen, wie dies für Olympia sofort nachzuweisen sein wird. Aber wie man bei Pindar mit der Annahme solcher Bestimmung vielfach zu rasch bei der Hand gewesen und in der jüngsten Erörterung von Drachmann (*Moderne Pindarfortolkning* S. 167 ff.) sie mit Recht auf Pyth. 6 beschränkt worden ist, so scheinen auch für Bakchylides 4 die freilich noch nicht vollkommen aufgehellten Z. 13 ff. vielmehr darauf zu führen, dafs die Ode nach Sizilien gesandt war. Aber sicher nicht auf Anlafs einer von Hieron ausgeschriebenen Preisbewerbung, wie für Pyth. 1 eine beliebte aber gewifs verkehrte Auslegung von V. 42 ff. behauptet hat. Eher möchte ich für das zweite Lied auf Argeios (2), das kürzeste von allen, Aufführung bei den Isthmien selbst wahrscheinlich finden. Der Dichter ruft die *Φήμα σεμνοδότειρα* an, nach dem heiligen Keos die frohe Botschaft von dem Siege zu bringen, den Argeios auf dem Isthmos gewonnen und womit er die Erinnerung an die siebzig Kränze wachgerufen, die Männer von Keos dort bereits errungen haben.[1]) Dies pafst doch weniger zu einer Entstehung des Gedichts erst nach Eintreffen der Siegeskunde in Keos, etwa zur Begrüfsung des heimkehrenden Siegers, zumal wir den Festgesang zur Siegesfeier, wie sich sofort herausstellen wird, in dem ersten Gedicht unserer Sammlung noch besitzen. Für das erste Lied auf Lachon (6) ist Vortrag vor dem Hause des Siegers deutlich bezeugt durch Z. 10 f. *σὲ δ' Οὐρανίας ὕμνος γεραίρει προδόμοις ἀοιδαῖς.* Wenn Kenyon aber zugleich Bezug genommen glaubt auf eine andere in Olympia selbst zur Zeit des Sieges vorgetragene Ode, die er in dem nur zum Teile erhaltenen Gedicht 7 erkennt, so beruht diese Auffassung auf einem Mifsverständnis der ersten Strophe von 6:

Λάχων Διὸς μεγίστου λάχε φέρτατον πόδεσσι
κῦδος ἐπ' Ἀλφεοῦ προχοαῖσ[ι πάντων
5 *δι' ὅσσα πάροιθεν ἀμπελοτρόφον Κέον*
ἄεισάν ποτ' Ὀλυμπίᾳ πύξ τε καὶ στάδιον κρατεῦ[ντες
στεφάνοις ἐθείρας
νεανίαι βρύοντες.

Den auch durch das Metrum Z. 3 geforderten Fufs ergänzt Kenyon mit *σεμναῖς* und Z. 7 *κρατεῦσαν.* Aber dabei bleibt *ὅσσα* ebenso ohne Berechtigung wie *πάροιθεν — ποτέ.* Also Lachons Sieg ist der herrlichste von allen, durch die je vordem Männer aus Keos ihre Insel ehrten; nur auf die Sieger können die letzten Worte gehen, wie die ähnlichen 13, 36 ff. Immerhin bleibt die

---

[1]) V. 6 ff. *καλῶν δ' ἀνέμνασεν ὅσ' ἐν κλεεννῷ αὐχένι Ἰσθμοῦ ζαθέαν λιπόντες Εὐξαντίδα νᾶσον ἐπεδείξαμεν ἑβδομήκοντα σὺν στεφάνοισιν*, von Kenyon irrig auf die Zahl des vortragenden Chors bezogen. Aus *ἐπεδείξαμεν* auf Anwesenheit des Dichters beim Agon zu denken, läfst der Zusammenhang nicht zu.

Digitized by Google

dem 7. Gedicht gegebene Beziehung wahrscheinlich genug, so daſs beide Lieder demselben olympischen Siege des Lachon gelten, ebenso wie die zwei Oden auf Argeios den gleichen Sieg in den Isthmien feiern; andernfalls könnte 1, 17 ff. oder 2, 5 ff. der Hinweis auf den früheren Sieg nicht fehlen. Und dies bestätigt zum Überfluſs ein inschriftliches Zeugnis, das zugleich den Namen des Siegers über jeden Zweifel erhebt.

Mit den ersten Kolumnen des ersten Gedichts ist auch der beigeschriebene Titel abgerissen; bei dem zweiten lautet er einfach wie bei dem siebenten *τῷ αὐτῷ*. 2, 4 f. aber bietet der Papyrus *ὅτι μ[..]ας θρασύχειρ Ἀργεῖο[. ἄ]ρατο νίκαν* mit Spuren eines *λ* vor *ας*. Darum ergänzt Kenyon *Μέλας θρασύχειρ⟨ος⟩ Ἀργεῖον*, wiewohl er sich dem Bedenken wegen des zweigeschlechtigen *Ἀργεῖος* nicht verschlieſst. Dazu kommt, daſs 1, 3 *ἔπλε[το καρτε]ρόχειρ Ἀργεῖο[*. der Name des Siegers kaum fehlen konnte. Darum lesen Sandys und Blass beidemal *Ἀργεῖος*, und daſs dies unzweifelhaft richtig ist[1]), beweist eine von Pridik, *De Cei insulae rebus* S. 160 f. veröffentlichte Siegerliste von Keos, die in den Anfang des vierten Jahrhunderts gesetzt wird. Über deren zweitem Teil steht die Überschrift *οἵδε Νέμεια ἐνίκων οἱ* —; der erste Teil, dessen Überschrift mit dem oberen Stück des Steines weggebrochen ist, führt an vorletzter Stelle *Ἀργεῖος Πανθ[εί]δεω παίδων* auf. Also verzeichnet er die Sieger aus Keos bei den Isthmien, und der hier genannte Sieg des Argeios ist es, dem die beiden Lieder des Bakchylides gelten. Auch unter den Nemeensiegern kehrt an viertletzter Stelle *Ἀργεῖος Πανθ[εί]δεω*, aber *ἀγενείων* wieder. Den 2, 14 genannten Namen von des Argeios Vater *Πανθείδης* änderte Kenyon in *Πανθοίδης* und ergänzte danach auch 1, 9 *τόσα Παν[θοίδᾳ*, weil *Πανθεύς* nicht zu belegen sei. Aber *Πανθείδης* kommt von *Πάνθης*, ein Name der *Inscr. gr. It. et Sic.* n. 1866 begegnet.

Der Stein hilft aber noch weiter, zur Beseitigung einer weittragenden Folgerung, die Kenyon an das erste Gedicht für Lachon geknüpft hat. Nach Z. 15 hat Lachon im olympischen Stadion gesiegt. Er fehlt aber in dem durch Eusebios bewahrten Verzeichnis der Olympioniken, und darum dehnt Kenyon die berechtigten Zweifel, die zuerst Mahaffy gegen die Verlässigkeit des Verzeichnisses für die beiden ersten Jahrhunderte erhoben hat, sofort auf ein ferneres Jahrhundert aus. Zum Glück überhebt uns die Siegerliste von Keos jedes weiteren Eingehens auf diese überaus bedenkliche These. Auf jener steht unter den Nemeensiegern unmittelbar hinter Argeios zweimal *Λ]άχων Ἀριστομένεος παίδων.*[2]) Im Knabenagon hat also Lachon auch in Olympia

---

[1]) Aber nicht *μέγας*, wofür 17, 98 nicht angeführt werden darf. Warum sollte B. *μέλας* nicht wie *ξανθός* (20, 2) als Beiwort gebraucht haben, das doch der Personenname voraussetzt?

[2]) Gegenüber diesem Zusammentreffen der Namen kann die Identität mit den vom Dichter gefeierten Männern nicht zweifelhaft sein, trotz Halbherrs späterem Zeitansatz der Inschrift. Mit diesem stimmt gut, daſs unter den Siegern beider Spiele zuletzt ein Herold *Λέων Λεομέδοντος* auftritt. Der Agon *ἀγενείων* steht nun aber für das fünfte Jahrhundert fest, für das er bisher nur vermutet war, vgl. Reisch bei Pauly-Wissowa I S. 772.

Digitized by Google

gesiegt und mufste darum in der Liste der Stadioniken fehlen, die nur die Männer verzeichnete.

Dagegen giebt das andere Epinikion auf Lachon in seinem Eingang eine willkommene Auskunft, so lückenhaft er auch erhalten ist:

ὦ λιπαρὰ θύγατερ Χρόνου τε καὶ Νυκτός, σὲ πεντήκοντα μ[ῆνες
ἑκκαιδεκάταν ἐν Ὀλυμπ[ίᾳ — — —
κρίνειν τα[χυτῆτά τε] λαιψηρῶν ποδῶν
Ἕλλασι καὶ γυ[ίων ἀ]ριστάλκὲς σθένος.[1])

Die Tochter der Zeit und der Nacht mufs der Tag sein; wenn nach dem Ablauf von 50 Monaten dem 16. Tage das Urteil zusteht über den Wettbewerb in Schnelligkeit und Kraft, so bestätigt sich, was der ältere Scholiast zu Pind. O. 3, 35 und der jüngere zu 5, 8 angiebt und Mie, *Quaestiones agonisticae* S. 30 f. für Erfindung der Grammatiker hielt, dafs am 16. Tage des Olympienmonats die feierliche Verkündung der Preise stattfand. Das erstere Scholion ist zugleich unsere Hauptquelle zur Bestimmung des Festmonats.

Leider ist es eine besonders zerfetzte Kolumne (13), die das siebente Gedicht von Zeile 4 ab und den ersten Teil des achten enthalten hat. Denn an Blass' Zusammenfügung von Z. 4—10 aus vier kleinen Stücken mit den wenigen Zeilenenden der Kolumne läfst sich nicht rütteln. Aber weder in jene Zeilen noch in die auf Kolumne 14 stehenden 16 letzten Zeilen von 8 läfst sich ohne gröfsere Änderungen Responsion bringen, also ist nur soviel zu sagen, dafs beide Gedichte aus je einem Strophenpaar, das letztere mit Epode, bestanden haben.

Von den gröfseren Epinikien ist das erste eben darum, weil es am Anfang stand, der Verstümmelung am meisten ausgesetzt gewesen. Die erste vollständige Kolumne setzt mit Beginn einer Perikope ein, die es mit der Person des Argeios zu thun hat, während die zweite mit ethischen Betrachtungen das Gedicht abschliefst. Aber aus dem ihm bereits in der Ausgabe nach Blass zugewiesenen Fr. 1 ersehen wir, dafs die Sagen von Keos den Inhalt bildeten. Minos kommt auf einem Kriegszuge mit funfzig Schiffen nach der Insel (denn sie ist mit der *πολύκρημνος χθών* Z. 12 natürlich gemeint), gewinnt dort die Dexithea und läfst ihr bei seiner Heimfahrt die Hälfte seiner Mannen zurück. Aus ihrer Verbindung geht Euxantios hervor, nach dem die Insel in dem zweiten Gedicht auf Argeios *Εὐξαντίς* heifst; er ist also einer der Minossöhne, von denen Thukydides die Kykladen beherrscht werden läfst. Über den Fortgang der Sage gewinnen wir leider auch aus den anderen Bruchstücken nichts, deren Zugehörigkeit zu 1 Blass erkannt oder mindestens wahrscheinlich gemacht hat. Ersteres gilt von Fr. 6, das schon in der Ausgabe in den Eingang des Gedichtes gesetzt wird[2]), und 5, das nach Kenyons freundlicher Mitteilung in Farbe und ganzem Aussehen Fr. 1 vollkommen ähnelt; letzteres von Fr. 13

[1]) Die Ergänzung von *ταχυτῆτα*, nicht *τάχος*, scheint das Metrum zu fordern, wiewohl der Raum für jenes kaum ausreicht.

[2]) Z. 6 ergänzt man leicht *γαμ]βρὸν Νηρέ[ος* und versteht Peleus, aber das fördert nicht

Digitized by Google

und 15, bei denen die Farbe des Papyrus, wie Kenyon mir schreibt, der von Fr. 5 nicht sehr gleich ist, zwar dunkel, aber von verschiedener Nuance. Doch stimmt bei 13 das Metrum, wenn mit Z. 2 eine Strophe, mit Z. 10 eine Antistrophe begann. Damit kommen wir auf 4 Triaden, und da 3 Triaden fast ganz genau 2 Kolumnen entsprechen, werden von der Rolle vorn 4 Kolumnen abgerissen sein.

Das gröfste Interesse beanspruchen unter den Epinikien die drei auf Hieron (3. 4. 5) schon darum, weil hier Bakchylides in Konkurrenz mit Pindar trat. Die Folge der Gedichte in der Sammlung ist die umgekehrte wie die Folge der drei hippischen Siege, denen sie gewidmet sind, weil sie offenbar durch die Bedeutung der Siege bestimmt ist. Das früheste und ausgedehnteste der Gedichte (5) geht auf den Sieg, den Hieron mit seinem Renner Pherenikos in Olympia gewann, dem bekanntlich auch Pindars erste olympische Ode gilt. Nach dem Eingang ist das Gedicht von Keos gesandt. Mit stolzen Worten vergleicht sich der Dichter dem Adler des Zeus:

βαθὺν δ' αἰθέρα ξουθαῖσι τάμνων
ὑψοῦ πτερύγεσσι ταχείαις αἰετός, εὐρυάνακτος ἄγγελος
20 *Ζηνὸς ἐρισφαράγου, θαρσεῖ κρατερᾷ πίσυνος*
ἰσχύϊ· πτάσσοντι[1]) *δ' ὄρνιχες λιγύφθογγοι φόβῳ·*
οὔ νιν κορυφαὶ μεγάλας ἴσχουσι γαίας οὐδ' ἁλὸς ἀκαμάτας
δυσπαίπαλα κύματα· νωμᾶται δ' ἐν ἀτρύτῳ χάει
30 *λεπτότριχα σὺν Ζεφύρου πνοαῖσιν ἔθειραν ἀρίγνωτος μετ' ἀνθρώποις ἰδεῖν.*

So öffnen sich dem Dichter überall unzählige Wege, den Ruhm des Hieron und seiner Brüder zu preisen — man sieht, es ist der Zweck seines Gedichtes, seine Dienste dem Herrscher von Syrakus zu empfehlen, an dessen Hofe Pindar gastliche Aufnahme gefunden und wohl auch Simonides damals weilte. Denn wenn Bakchylides sich als *ξένος* des Fürsten bezeichnet, so kann er damit nur die Beziehung meinen, in die er durch seinen Oheim zu ihm getreten war. Den Mythus aber, den das Epinikion erfordert, entnimmt er dem Zusammentreffen des Herakles in der Unterwelt mit Meleager, der sein Geschick erzählt zur Bewährung der Lehre *οὐ γάρ τις ἐπιχθονίων πάντα γ' εὐδαίμων ἔφυ*, oder wie Z. 94 f. motivierend sagt, *χαλεπὸν θεῶν παρατρέψαι νόον ἄνδρεσσιν ἐπιχθονίοις*. Und dafs diesem Gesetze auch Herakles seinen Zoll entrichten mufste, daran erinnert der Dichter mit dem Hinweis auf seine künftige Vermählung mit Deianeira, mit dem er den Mythus sehr wirksam abbricht. Aber minder zweckmäfsig als Pindar, der die gleiche Sage wohl schon vor ihm behandelt hatte (Fr. 249 Bergk)[2]), läfst er Herakles sich selbst zum Gatten von Meleagers Schwester antragen, während bei Pindar dieser die Bitte an ihn gerichtet hatte. Ob der Fürst durch die Mahnung des Mythus besonders angenehm berührt worden ist, darf man billig bezweifeln, mag auch das Lied, so gut wie das vierte, die Aufführung gefunden haben, für die jedes Epinikion bestimmt ist.

[1]) Beiläufig sei die Bemerkung erlaubt, dafs das Verbum auch 13, 24 herzustellen ist.
[2]) Ebenso Robert S. 152.

Digitized by Google

Durch das eben besprochene Gedicht hat eine viel verhandelte Streitfrage erfreuliche Lösung gefunden. Dafs des in Pindars erster Olympie gefeierten Sieges des Pherenikos auch Bakchylides gedacht hatte, wufsten wir schon aus einem Scholion, das auch die Worte des Dichters beisetzte

ξανθότριχα μὲν Φερένικον Ἀλφεὸν παρ' εὐρυδίναν
πῶλον ἀελλοδρόμαν εἶδε νικάσαντα.

Aber erst unser Papyrus vervollständigt den Satz durch die Worte *χρυσόπαχυς Ἀώς, Πυθῶνί τ' ἐν ἀγαθέᾳ.* Damit ist bewiesen, dafs der olympische Rennsieg von dem gleichen Pherenikos gewonnen ward, wie die Siege in der 26. und 27. Pythienfeier, die Pindar Pyth. 3, 74 erwähnt. Wer diese nach Böckhs Zählung der Pythiaden in die Jahre 486 und 482 setzte, konnte den olympischen Sieg, zumal wenn er diesen erst Ol. 77 = 472 gewonnen glaubte, unmöglich dem gleichen Rosse zuschreiben, sondern mufste mit Fennell annehmen, dafs zwei verschiedenen Pferden der gleiche Name um seiner guten Vorbedeutung willen beigelegt war. Da aber jetzt durch den vollständigen Wortlaut diese Auskunft abgeschnitten ist, bleibt kein anderer Rat als der, für den sich Kenyon entschieden hat, jene beiden Pythiaden nach der Zählung von Scaliger und Bergk je vier Jahre herab und den olympischen Sieg vier Jahre herauf, also in Ol. 76 zu rücken. Zu dem letzteren Ansatz wird man um so eher sich entschliefsen, je mehr schon bisher für ihn nach meinem Urteile überwiegende Gründe sprachen, die sich in aller Kürze darlegen lassen. Ganz aus dem Spiele zu bleiben hat natürlich die angebliche Anspielung auf den Anfang der Ode am Schlufs von Ol. 3, auf die Hermann und Bergk allein sich stützten. Aber dafs die alten Erklärer über die Abfassung in Ol. 76 nicht in Zweifel waren, lehrt ein Scholion zu V. 33 (23). Dort lasen manche für *Συρακόσιον..βασιλῆα* gegen das Metrum *Συρακοσίων*, weil bei seinem Siege Hieron *Αἰτναῖος* geheifsen habe, von dem Ol. 76, 1 gegründeten Aitna. Aber, fährt das Scholion fort, *εὐήθεις φησὶ Δίδυμος τούτους· τότε γὰρ ὁ Ἱέρων ἦν Συρακούσιος καὶ οὐδὲ ἦν Αἰτναῖος, ὥς φησιν Ἀπολλόδωρος. ὁ δὲ Ἀριστόνικος ἀξιοπίστως Αἰτναῖον ὄντα Συρακούσιον ὀνομάζεσθαι.* Bei dieser Kontroverse stand offenbar für beide Teile die Voraussetzung fest, die Ode sei Ol. 76, 1 geschrieben. Aristonikos nahm an, dafs Aitna schon gegründet, aber Hieron auch darnach Syrakusier heifsen konnte; dagegen bestritt Didymos unter Berufung auf Apollodor, dafs Aitnas Gründung dem Siege vorausliege. Um so weniger kann ein Zweifel sein, dafs in dem Scholion zur Überschrift *νικήσαντι ἵππῳ κέλητι τὴν ογ' ὀλυμπιάδα· ὁ δὲ αὐτὸς καὶ τὴν οζ' νικᾷ κέλητι* mit Bergk für ΟΓ herzustellen ist ΟϜ; die dem Fürsten gewidmete Ode zehn Jahre vor seinen Regierungsantritt zu setzen, konnte keinem alten Erklärer in den Sinn kommen.[1]) Anders

[1]) Am wenigsten dem Didymos, wie Christ meinte, Sitzungsber. d. bayer. Ak. d. Wiss. Philol. Kl. 1888 S. 377. Denn er nahm ja gerade die Lesung *Συρακόσιον* in Schutz. Warum ich Pausanias nicht das entscheidende Gewicht in der Frage beimessen kann, wie Lübbert *De Pindari poetae et Hieronis regis amicitiae primordiis et progressu,* kann ich hier nicht auseinandersetzen.

Digitized by Google

freilich steht es mit der Pythiadenzählung. Denn was für Ol. 49, 3 als deren Epochenjahr in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten geltend gemacht worden ist, reicht alles nicht aus, um die Wahrscheinlichkeitsgründe aufzuwiegen, die sich aus Pyth. 1 gewinnen lassen. Aber dies Urteil näher zu begründen ist heute zwecklos, da niemand sich der entscheidenden Instanz der Bakchylidesstelle entziehen kann. Allerdings mufs man es dabei in den Kauf nehmen, dafs ein Pferd noch *πῶλος* heifst, das schon sechs Jahre zuvor in der Rennbahn gesiegt hat. Aber eine schärfere Begrenzung im dichterischen Gebrauche des Wortes ergab sich doch erst dann, als besondere Agone für *πῶλοι* neben denen von *ἵπποι τέλειοι* eingerichtet worden waren, was in erheblich spätere Zeit fällt. Auch Sophokles durfte in der Schilderung des pythischen Wagenrennens *πῶλος* unterschiedslos neben *ἵππος* verwenden.[1])

Es springt in die Augen, welche Bedeutung diesem Ergebnis für die Chronologie von Pindars Leben und Dichtungen zukommt, die auf dieser nunmehr gesicherten Grundlage einer durchgreifenden Revision zu unterziehen ist. Für Bakchylides folgt zunächst das eine, dafs er im Jahre 476 noch nicht mit Pindar zusammen an Hierons Hofe geweilt hat. Auch in dem sechs Jahre später gedichteten kleinen Epinikion weist noch nichts auf persönlichen Verkehr mit dem Fürsten hin. Erst die Ode (3) auf den olympischen Wagensieg, den Hieron 468, im Jahre vor seinem Tode, erlangte, schlägt einen wärmeren Ton an, der auf ein näheres Verhältnis zwischen beiden zu schliefsen berechtigt, und schon die Thatsache darf man bezeichnend finden, dafs diesmal Bakchylides der Auftrag zufiel, den Festgesang für die Siegesfeier in Syrakus zu schaffen. Denn für diese ist das Gedicht sicherlich bestimmt, nicht, wie Kenyon wollte, für die Weihung goldener Dreifüfse in Delphi als Dankopfer für den Sieg. Deren Erwähnung in Z. 17 ff. diente doch nur als Überleitung zu der Erzählung von Kroisos, der, als Sardes sein von Zeus verhängtes Geschick erfüllte[2]), von dem selbstgewählten Flammentod durch Apollon zum Lohn für seine dem Heiligtum des Gottes bethätigte Frömmigkeit errettet und samt seinen Töchtern in das Land der Hyperboreer entrückt wurde. Und darum bewirkt der Dichter auch die Rückkehr zum Sieger durch scharfe Hervorhebung der Parallele mit Kroisos; diesen hat Apollon gerettet

δι᾽ εὐσέβειαν ὅτι με[γιστα θ]νατῶν ἐς ἀγαθέαν ⟨*ἀν*⟩*έπεμψε* [*Πυθ*]*ώ.*
ὅσ[οι γε] μὲν Ἑλλάδ᾽ ἔχουσιν οὔ τις, ὦ μεγαίνητε Ἱέρων, θελήσει
65 [*αὐχεῖ*]*ν σέο πλείονα χρυσὸν* [*Λοξί*]*ᾳ πέμψαι βροτῶ*[*ν.*[3])

Das Bedenkliche, das auch hier in der Erinnerung an das Hieron sicher nicht unbekannte Los des Kroisos lag, wird durch die Schlufswendung wesentlich gemildert. Dafs aber in seiner Gestaltung der Sage der Dichter nicht eigener Erfindung folgt, wird für den einen Zug, die freie Wahl des Todes, durch

---

[1]) Elektr. 698 ff. Danach ist auch Pind. P. 2, 8 anders zu beurteilen, als Böckh gethan.

[2]) Z. 25 f. lies: *εὖτε τὰν πεπ[ρωμέναν] Ζηνὸς τελε[ιοῦσαι κρί]σιν* u. s. w.

[3]) So amendiere ich Blass' Ergänzung von Z. 65 f., da nach Kenyon *θελήσει* ebenso fest steht wie *οὔ τις*.

Digitized by Google

ein bekanntes Vasenbild[1]) erwiesen, und wie geläufig dem Volksglauben von Homer bis Pindar und länger die Vorstellung von der Entrückung gottgeliebter Menschen in selige Gefilde gewesen ist, das hat Rohde in seiner Psyche gezeigt.

Wenn wir so Bakchylides im Wettbewerb mit Pindar seine Kunst in den Dienst von Hierons Festen stellen sehen, darf man sich nicht länger sträuben, in einzelnen Aufserungen beider Dichter Beziehungen auf den anderen anzuerkennen. Vor allen Pyth. 1, 42 ff., wo Pindar die Hoffnung ausspricht, in Hierons Lobe mit weitem Wurf die Gegner zu übertreffen (*μακρὰ ῥίψαις ἀμεύσασθ' ἀντίους*), ist es geradezu unmöglich, Bakchylides nicht mit verstanden zu glauben, der für den gleichen Sieg gedichtet hatte. Und in der bekannten Stelle Ol. 2, 86 ff.:

σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾷ· μαθόντες δὲ λάβροι
παγγλωσσίᾳ κόρακες ὣς ἄκραντα γαρύετον
Διὸς πρὸς ὄρνιχα θεῖον

macht schon der aufs beste bezeugte Dual die alte Deutung auf Bakchylides und Simonides unabweisbar. Es ist bekannt, dafs die Scholiasten noch an einer Reihe von Pindarischen Stellen Beziehungen auf diese beiden Dichter oder einen von ihnen aufgespürt haben, für die man nur eine Möglichkeit oder nicht einmal diese zuzugeben hat. Aber in das andere Extrem ist zuletzt wieder Michelangeli verfallen, wenn er in seiner unmittelbar vor Kenyons Publikation erschienenen Arbeit *Della vita di Bacchilide* (Messina 1897) alle jene Beziehungen ausführlichst bekämpft (S. 13—48). Übrigens wird durch ihre Anerkennung ein persönliches Zusammentreffen beider Dichter in Syrakus keineswegs bedingt, dem manches Bedenken entgegensteht.

Schon bei früherem Anlafs war Bakchylides mit Pindar in Wettbewerb getreten. Denn auf denselben Sieg des Pytheas im Knabenpankration[2]) zu Nemea, dem Nem. 5 gilt, ist offenbar das 13. Epinikion unseres Buches gedichtet. Wir können damit die dichterische Thätigkeit des Bakchylides etwas über 480 hinauf verfolgen, denn dafs der Sieg einige Jahre vor diesem Jahre fällt, steht aus Pindar fest. Aber auf dies besonders zerstückte Gedicht wie auf die übrigen Siegeslieder einzugehen, mufs ich mir versagen, um für einige allgemeinere Bemerkungen Raum zu behalten, ehe ich mich dem zweiten Teile des Buches zuwende.

Wenn man von der Lektüre der Pindarischen Epinikien zu denen des Bakchylides kommt, so empfindet man einen Abstand, wie er gröfser zwischen zwei Vertretern der gleichen Dichtart nicht leicht gedacht werden kann. Nicht etwa in der ganzen Anlage der Gedichte. Die Gesichtspunkte, die ihren Inhalt bedingen, und in der Hauptsache auch die Folge, in der sie zum Worte kommen,

[1]) Welcker, Alte Denkmäler III T. 33, unvollkommen wiederholt in Baumeisters Denkmälern II S. 796. Vgl. auch Duncker, G. d. A. IV[4] S. 328.

[2]) Wenn Christ dies trotz N. 5, 6 bezweifelt, weil dieser Agon in Olympia erst Ol. 145, in Delphi Ol. 108 eingerichtet sei, so beseitigt auch diesen Zweifel die oben verwertete Siegerliste von Keos, deren erster Teil an zweiter Stelle von Argeios *Σίνις Ἀξίλεω παίδων παγ[κράτιον* nennt.

Digitized by Google

sind bei beiden Dichtern die gleichen; von den wesentlichen Stücken der Pindarischen Topik, dem enkomiastischen, dem mythischen und dem lehrhaften, läfst auch Bakchylides wenigstens in den ausgeführteren Oden keines vermissen. Offenbar hatten für die Kunstform des Epinikions sich rasch bestimmte Regeln ausgebildet, unter deren Herrschaft schon Pindar stand, wiewohl wir keinen früheren Vertreter der Spielart kennen, als den ihm nur etwa ein Menschenalter vorausgehenden Simonides[1]), und sie Bedeutung überhaupt erst dann gewinnen konnte, als um die Mitte des sechsten Jahrhunderts mit der Ausbildung der Chormelik die gesteigerte Wertschätzung der in den grofsen Nationalspielen gewonnenen Siege zusammentraf. Aber um so gewaltiger ist der Abstand in der Art der Durchführung. Bei Pindar hat das Verständnis auf Schritt und Tritt mit Schwierigkeiten zu ringen, die nicht sowohl auf dem Gebiete des sprachlichen Ausdrucks liegen, den nur die Kühnheit der Bilder und Metaphern mitunter dunkel macht, als in zwei anderen Momenten begründet sind, die beide in der Gedankenfülle und Gedankentiefe des Dichters ihre Wurzel haben, einmal in der knappen, überall mehr andeutenden als ausführenden Darstellung, und andererseits in der unvermittelten Schroffheit der Übergänge — Momenten, die vor allem die Lösung der unerläfslichen Aufgabe erschweren, ein jedes Gedicht als Ganzes, in dem inneren Zusammenhange seiner einzelnen Teile zu begreifen. Nichts von alledem findet sich bei Bakchylides wieder. Leicht folgen wir dem anmutigen Flufs seiner Rede, die auch im längsten Satzgefüge, auch da, wo sie sich zu bildlichen und neugeschaffenen Wendungen erhebt, überall klar und durchsichtig bleibt. Nirgends läfst uns der Dichter über den Zusammenhang seiner Gedanken, über den Plan seines Gedichts im Dunkeln, wo nicht die Lücken der Überlieferung im Wege stehen, und niemand könnte es bei ihm in den Sinn kommen, was bei Pindar die Reaktion gegen zu weit getriebene Bewunderung fertig gebracht hat, die Fähigkeit zu konsequenter Durchführung eines klaren Gedankengangs dem Dichter abzusprechen. Nur so viel Kenntnis der Sagengeschichte setzt er bei seinen Hörern voraus, dafs, wo er den Faden des Mythus abreifst, sie ihn selber weiter zu spinnen vermögen, wie in dem fünften Epinikion die Erzählung mit dem Hinweis auf Herakles' Vermählung mit Deianeira abbricht und dem Hörer hinzuzudenken überläfst, wie auch jener damit dem Verhängnis verfiel — ein Kunstmittel, von dem Bakchylides häufigen Gebrauch auch in der zweiten Gruppe seiner Dichtungen gemacht hat, wie sofort zu zeigen ist. Über die Wahl des Mythus selbst, für die in gar mancher Pindarischen Ode der Grund so wenig zu Tage liegt, dafs zu seiner Ermittelung viel Scharfsinn vergeblich aufgeboten worden ist, bleibt unser Dichter in keinem der fünf Epinikien, in denen ein mythischer Teil vorhanden und erhalten ist, die Aufklärung schuldig. In dem elften Gedichte auf Alexidamos von Metapont steht der lang ausgesponnene Sagenbericht über die Proitostöchter freilich nur in lockerer Verbindung mit dem Anlafs der Ode:

---

[1]) Dessen Geburt 557/6 steht durch sein Selbstzeugnis fest; Pindar kann so gut 526 wie 522 geboren sein, aber nicht erst 518, wegen Pyth. 10.

Digitized by Google

der Sieg wird der Artemis verdankt und deren Kult ist nach Metapont vom Lusos in Arkadien übertragen[1]), wo der Göttin Heiligtum und Fest zum Dank für die Heilung der Proitiden vom Wahnsinn geweiht war. Den hiermit gegebenen Wink wird die Pindarerklärung nicht unbenutzt lassen dürfen. Eigentümlich aber an Bakchylides ist es, dafs er an die Stelle des Mythus einmal die Legende setzt, die Geschichte von Kroisos und seiner Entrückung in das Hyperboreerland.

Gerade in diesen erzählenden Partien haben wir die eigentlichen Glanzstücke der neuen Siegeslieder zu erkennen. Ihres Dichters Virtuosität liegt in der Kunst lebensvoller Darstellung, welche die geschilderten Szenen mit voller Anschaulichkeit zu vergegenwärtigen weifs. Wir verspüren eben auch an ihm die eigentümliche Begabung des ionischen Stammes, die diesen vor allen anderen zur Pflege von Epos und Historie berufen hat. Und auch darin fühlen wir uns an das Epos erinnert, dafs der Dichter in noch weiterem Umfang als Pindar es liebt, die Helden seiner Erzählung selbst redend einzuführen; so vollzieht sich z. B. die Begegnung zwischen Herakles und Meleagros in der Unterwelt fast ausschliefslich im Dialog. Mit besonderer Vorliebe aber verwendet Bakchylides als Mittel der Veranschaulichung den Zusatz malender Epitheta. Auch in einfacher Rede läfst er nicht leicht ein Substantiv ohne treffendes Beiwort, wie, um ein paar Beispiele herauszuheben, in den schon oben ausgeschriebenen Versen von Pherenikos oder in den Eingangsstrophen des allerdings besonders kunstvollen dritten Gedichtes:

ἀριστοκάρπου Σικελίας κρέουσαν Δάματρα ἰοστέφανόν τε κούραν
ὕμνει, γλυκύδωρε Κλειοῖ, θοάς τ' Ὀλυμπιοδρόμους Ἱέρωνος ἵππους.
σεύοντο γὰρ σὺν ὑπερόχῳ τε νίκᾳ σὺν ἀγλαΐᾳ τε παρ' εὐρυδίναν
Ἀλφεόν, τόθι Δεινομένευς ἔθηκαν ὄλβιον γόνον στεφάνων κυρῆσαι.

Zahlreich sind die Stellen, wo ein Nomen ein doppeltes Epitheton empfängt, nicht ganz selten auch die Fälle, wo es deren drei hat, wie Argos 11, 79 f. *κάλλιστον κλυτὸν ἱππόβοτον* oder 13, 161 f. Athene *χρυσάρματος σεμνὰ μεγάθυμος* heifst. Ja auch vier Epitheta finden sich für Artemis 11, 37 f. *ἀγροτέρα χρυσαλάκατος ἁμέρα τοξόκλυτος*, wobei zu beachten, dafs *ἁμέρα* erst durch das Prädikat *νίκαν ἔδωκε* sein Recht erhält. Freilich können gerade diese Beispiele zeigen, dafs bei dieser Fülle von Beiworten auch manche farbloseren und konventionellen mit unterliefen. Aber weitaus die Mehrzahl bilden doch die sinnlich malenden Epitheta, daher die Vorliebe des Dichters für Komposita mit *χρυσός, χαλκός*, daneben für superlativische Ausdrücke mit *πᾶς, ὕψι*. Es begreift sich, dafs der Dichter diesen Bedarf nicht mit dem vorhandenen Sprachgute allein zu bestreiten vermochte, sondern dafür vielfacher Neubildungen bedurfte. Von den 102 neuen Worten, mit denen er nach Kenyons Zählung unsere Lexika bereichert, kommt die weitaus gröfste Zahl auf solche von ihm selbst geprägte Komposita. Sonst berührt er sich wie natürlich in

---

[1]) Den von Kenyon vermifsten Beleg für den Artemiskult in Metapont liefert eine von Wernicke bei Pauly-Wissowa angeführte Münze im British Museum, Italy Nr. 263.

Digitized by Google

diesem Schmucke sehr vielfach mit dem Epos. Wenn einzelnes sich für uns nur noch bei Pindar wiederfindet, so braucht das noch nicht auf bewufster Nachahmung zu beruhen. Eher darf man ein Zusammentreffen mit Simonides bezeichnend finden, wie *ἀρίσταρχος* als Epitheton von Zeus bei beiden schon von den alten Grammatikern angemerkt wurde (Kenyon zu 13, 25), oder das Simonideische Beiwort der Nachtigall *χλωραύχην* von Bakchylides auf Deianeira übertragen ist (5, 172).

Kein Dichter des Altertums, selbst Aischylos nicht ausgenommen, übertrifft Pindar in Kühnheit uud Tiefe der Bilder. Auch Bakchylides hält in diesem Stücke keinen Vergleich mit ihm aus, wenngleich es nicht an Stellen fehlt, in denen er sich zu bildlichem Schwunge erhebt, wie in den schon vorhin ausgehobenen Versen der Ode an Hieron, wo er sich mit dem Adler vergleicht, der über Berg und Meer in den Lüften sich wiegt. Aber während Pindar seine Bilder blofs andeutet, liebt der ionische Dichter mehr nach epischer Weise seine Vergleiche auszuführen, am breitesten 13, 91 ff., wo er die Achaier, die beim Fernbleiben des Achill neuen Mut schöpfen, vergleicht mit den Schiffern, die nach Ende des Sturms wieder aufatmen:

ὥστ' ἐν κυανάνθεϊ Θ[ρήιξ ναυτίλους
πόντ[ῳ Βορ]έας ὑπὸ κύμασιν δαΐζει
95 *νυκτὸς ἀντάσας ἀναπ[αυομένων?]· λῆξεν δὲ σὺν φαεσιμ[βρότῳ*
'Αοῖ, στόρεσεν δέ τε πό[ντον]· οὐρίᾳ νότου δ' ἑκόν[τες ἐξίεν
ἱστίον ἁρπαλέως τ' ἄελπτον ἐξίκοντο χ[έρσον·
100 *ὣς Τρῶες ἐπέκλυον αἰχματὰν 'Αχιλλέα*
μίμνοντ' ἐν κλισίῃσι u. s. w.[1])

Durchweg aber wird Wahl und Durchführung der Bilder durch die Zwecke malerischer Darstellung bestimmt, und man wird geneigt sein, eine geistige Verwandtschaft mit dem blutsverwandten Simonides anzuerkennen, dem nicht nur die bekannte Definition der Poesie als redender Malerei zugeschrieben, sondern von dem feinsinnigsten Kunstrichter des Altertums für den einzelnen Fall leibhafteste Veranschaulichung nachgerühmt wird.[2])

Noch in einem anderen Punkte drängt sich der Vergleich mit Pindar auf. Schon an den bisher bekannten Bruchstücken hat man die Menge der Sentenzen bemerkenswert gefunden, und noch mehr tritt dieser Reichtum in den nun vorliegenden Epinikien zu Tage, die ja zu seiner Bethätigung besondere Gelegenheit boten. Freilich kann dieser Reichtum sich nicht messen mit der Fülle und Tiefe der Pindarischen Gnomen, die es zu einer dankbaren, wiederholt bearbeiteten Aufgabe gemacht hat, die in ihnen niedergelegte Lebensweisheit zusammenfassend darzustellen. Im Vergleich mit ihnen halten sich die Sentenzen des Bakchylides durchweg auf der Oberfläche und selbst nicht frei von

---

[1]) *οὐρίᾳ* und *ἁρπαλέως τ'* bieten die Korrekturen des Papyrus, die fast überall das Richtige herstellen. Darnach habe ich *ἑκόντες ἐξίεν* eingesetzt, im übrigen aber die Ergänzungen bei Kenyon beibehalten; nur dafs V. 91 Jebb *Θράκιος νέα* schreiben wollte.

[2]) [Longin] *π. ὕψους* 15, 7: *ἣν οὐκ οἶδ' εἴ τις ὄψιν ἐναργέστερον εἰδωλοποίησε Σιμωνίδου.*

Digitized by Google

Trivialität, wie die gehäuften Reflexionen des ersten Gedichts. Wohl aber hat auch er es verstanden, einer allgemein anerkannten Wahrheit präzisen Ausdruck zu verleihen und die Wirkung seiner Sprüche durch geschickte Einfügung in Erzählungen oder Reden zu steigern. Gern lehnt er sich dabei an die Autorität eines älteren Spruchdichters an, wie des Hesiod 5, 191 ff.:

Βοιωτὸς ἀνὴρ τάδε φών[ασεν παλαιὸς
Ἡσίοδος πρόπολος Μουσᾶν, ὃν ⟨ἂν⟩ ἀθάνατοι τι[μῶσιν, ἐσθλὰν?
καὶ βροτῶν φῆμαν ἕ[πεσθαι.[1])

Und aus ähnlicher Quelle stammt das von Apollon an Admet gerichtete Wort 3, 78 ff.:

θνατὸν εὔντα χρὴ διδύμους ἀέξειν
γνώμας ὅτι τ' αὔριον ὄψεαι μοῦνον ἁλίου φάος,
χὤτι πεντηκοντέτεα ζωὰν βαθύπλουτον τελεῖς.

Solche Stellen erschliefsen uns das volle Verständnis für ein paar von Clemens aufbehaltene Verse, in denen schon Neue (Fr. 13) eine Rechtfertigung des Dichters gegen einen Ausfall des Pindar, etwa das oben besprochene Wort Ol. 2, 86, erkannte:

ἕτερος ἐξ ἑτέρου σοφὸς τό τε πάλαι τό τε νῦν·
οὐδὲ γὰρ ῥᾷστον ἀρρήτων ἐπέων πύλας ἐξευρεῖν.

Es sind nur wenige charakteristische Züge, die hier zunächst für die Epinikien hervorzuheben waren, aber auch für die zweite Gruppe der neuen Dichtungen ihre Geltung haben, nur dafs bei diesen der Mythus nicht den hauptsächlichen, sondern den einzigen Inhalt bildet. In allen sechs wird uns ein kleiner Ausschnitt aus einem gröfseren Sagenganzen, eine mythische Einzelszene in knapperer oder breiterer Fassung vorgeführt, so dafs jedem Leser die Parallele mit der modernen Ballade sich nahe legt. Desto schwerer aber fällt die Zuweisung der Gedichte an die verschiedenen Arten der antiken Lyrik, unter welche die Gelehrten von Alexandrien den Nachlafs der grofsen Meliker eingeordnet hatten, so gut oder so übel es eben anging. Denn nur eine beschränkte Anzahl dieser melischen Formen war durch die Regel des Kultus oder Gewöhnung der Praxis fest ausgeprägt, während zwischen anderen die Grenzen schwankend und flüssig blieben. Gleich das erste Gedicht der Gruppe, dem der zweite Korrektor des Papyrus den Doppeltitel *'Αν]τηνορίδαι [ἢ Ἑλένη]ς ἀπαίτησις*[2]) beigeschrieben hat, läfst uns über seine Bestimmung völlig im Dunkel, woran auch nicht der Verlust fast der ganzen ersten Strophen die Schuld trägt; denn soviel erkennen wir, dafs im Eingang erzählt war, wie Odysseus und Menelaos nach Troja kamen, um Helena zurückzufordern, und bei Antenor und seinem Weibe Theano gastliche Aufnahme fanden, eine Sage, die aus der Ilias bekannt ist

[1]) Die Ergänzung von 191 entlehne ich von Kenyon, *ἂν τιμῶσιν* und *ἕπεσθαι* von Blass; *ἐσθλάν* habe ich *κείνῳ* vorgezogen trotz der baldigen Wiederkehr des Wortes. In der ehrenden Erwähnung des Hesiod sah Kenyon ein Kompliment des Dichters gegen seinen Rivalen Pindar.

[2]) Ich setze *ἢ* ein, weil der zweiteilige Titel so wenig wie bei 17 zwei Teilen des Gedichtes entsprochen haben wird.

Digitized by Google

und nach Welckers jetzt auch durch Bakchylides empfohlener Vermutung den Inhalt von Sophokles Drama *Ἑλένης ἀπαίτησις* gebildet hat, von dem man seine *Ἀντηνορίδαι* wohl nicht mit Recht geschieden hat.[1]) Welche Rolle Antenors funfzig Söhne spielten, ist bei dem Umfange der Lücke auf Kolumne 30, von der uns nur die Enden der ersten Zeilen erhalten sind, nicht mehr zu erkennen. Denn Kolumne 31 setzt mit einem kahlen auf sie bezüglichen *ἄγον* ein und berichtet dann nur die durch ihren Vater veranlafste Berufung der troischen Volksversammlung und die von Menelaos da gehaltene Rede, deren erste Hälfte uns schon durch Clemens bekannt war (Fr. 29 Bergk); es ist interessant, dafs die Zuweisung der Verse an Bakchylides sich bestätigt, aber zugleich der Grund, auf den sie sich stützte, hinfällig wird. Mit der Warnung des Menelaos vor der Hybris, die auch die übermütigen Giganten ins Verderben gestürzt, bricht das Gedicht plötzlich ab, ohne irgend einen Abschlufs zu bringen. Man könnte trotzdem darin nur eine weitgehende Anwendung jenes Kunstmittels finden, von dem oben die Rede war, und sich darauf berufen, dafs dem wissenden Hörer der Hinweis auf die unentrinnbaren Folgen der Hybris eine deutliche Perspektive eröffnete. Dennoch erscheint mir das Gedicht mit der fast zwei Triaden füllenden Erzählung von Antenor und seinem Hause zu breit angelegt, als dafs es nach der dritten mit jener Rede des Menelaos abreifsen könnte, die nicht einmal die *Ἑλένης ἀπαίτησις* ausdrücklich formuliert, sondern sich lediglich in ethischen Betrachtungen ergeht. Dazu enthält ihre Einführung mit den Worten *Μοῦσα, τίς πρῶτος λόγων ἆρχεν δικαίων* einen nicht zu verkennenden Hinweis auf weitere Verhandlungen. Ich meine also, dafs das Gedicht nur in seinem ersten Teil in dem Papyrus erhalten ist; besäfsen wir den zweiten Teil, so würde er uns wohl auch einen Fingerzeig über die Bestimmung des Ganzen geben, an dem es in den meisten andern Gedichten der Gruppe nicht fehlt.

So gleich in dem nächsten *Ἡρακλῆς* von Kenyon überschriebenen, wiewohl es die Unvollständigkeit mit dem eben besprochenen gemein hat. Der Dichter fordert die Aufmerksamkeit seiner Hörer, weil die mildgesinnte Muse ihm ein goldenes Fahrzeug voll unsterblicher Hymnen gesandt hat auf den Gott, der am blumenreichen Hebros sich freut am Gesange seines Schwans[2]) — man kennt die Strophe aus Aristophanes Vögeln (769 ff.) von dem Gesange der Schwäne am Hebros auf Apollon und seiner wunderbaren Macht und weifs durch Himerios von dem Paian des Alkaios, der die Fahrt des Gottes zu den Hyperboreern auf dem Schwanengespann und seine Rückkunft nach Delphi feierte, die von der ganzen Natur mit begangen wird. Und dann in rascher Wendung an den Gott selbst:

Πύθι' Ἄπολλον, τόσα χοροὶ Δελφῶν
σὸν κελάδησαν παρ' ἀγακλέα ναόν.

[1]) Was Strabon XIII S. 608 aus Sophokles anführt, konnte in den *Ἀντηνορίδαι* blofs vorausgesagt sein.

[2]) V. 1 ergänze ich *ἀκούετε πᾶς ἐπεὶ* — und gebe im folgenden den Sinn nach Kenyons Text, wenn auch einzelnes in ihm bedenklich ist.

Digitized by Google

Aber bevor solche Lieder angestimmt werden,

πρίν γε κλέομεν λιπεῖν Οἰχαλίαν πυρὶ δαπτομέναν
Ἀμφιτρυωνιάδαν θρασυμήδεα φῶτα.

Und nun folgt im Rest der Antistrophe und der Epode der einzigen Perikope die Erzählung von dem aus Sophokles bekannten Opfer, das Herakles am Kenaion brachte zur selben Zeit, da Deianeira auf die Kunde von der Liebe des Helden zur Iole verderblichen Rat sann —

ἁ δύσμορος, ἁ τάλαιν' οἷον ἐμήσατο·
φθόνος εὐρυβίας νιν ἀπώλεσεν,
δνοφερόν τε κάλυμμα τῶν ὕστερον ἐρχομένων,
ὅτ' ἐπὶ ποταμῷ ῥοδόεντι Λυκόρμᾳ
δέξατο Νέσσου πάρα δαιμόνιον τέρας.

Damit bricht das Gedicht ab, das wie das vorausgehende besonderes Interesse durch die Berührung mit dem Stoffe eines Sophokleischen Dramas gewinnt. Aber es heifst gewifs nicht mit vorgefafster Meinung an die antike Poesie herantreten, wenn ich, zumal nach der eben gemachten Wahrnehmung, in Zweifel ziehe, ob in der kurzen Vergegenwärtigung jener Parallelszene am Kenaion und in Trachis der ganze Inhalt eines Gesanges sich erschöpfen konnte, der am Fest des pythischen Apollon vorgetragen wurde. Ob in Delphi selbst, scheint mir nach dem Eingange wenig wahrscheinlich; ich möchte an Keos selbst denken, wo in Iulis wie in Karthaia Tempel des pythischen Apollon standen und an letzterem Orte *Πύθια* mit lyrischen Choraufführungen begangen wurden, bei denen Simonides seine Kunst zu üben Gelegenheit fand.[1])

Die interessantesten und glücklicherweise zugleich lückenlosesten Stücke unserer Sammlung sind die beiden folgenden aus der Theseussage. 17 ist überschrieben *Ἠΐθεοι [καὶ] Θησεύς*; dafs die Reihenfolge in dieser Gruppe die alphabetische ist, hat sofort Blass bemerkt. Wie in 15 werden wir gleich in medias res geführt:

κυανόπρωρα μὲν ναῦς, μενέκτυπον
Θησέα δὶς ἑπτά τ' ἀγλαοὺς ἄγουσα
κούρους Ἰαόνων
Κρητικὸν τάμνε πέλαγος.

An einer der Jungfrauen, Eriboia, findet Minos, der in Person den Menschentribut eingefordert hat, grofses Gefallen. Aber Theseus wehrt ihm mit kühner Rede, sich an dem Mädchen zu vergreifen; wie jener ein Sohn des Zeus, so sei er selber Sohn des Poseidon. Daraus spinnt Minos verderbliche List; er erbittet von Zeus einen Blitz zur Bewährung seiner Abkunft, dafür soll Theseus einen Ring, den er ins Meer wirft, aus dem Hause seines angeblichen Vaters heraufholen. Als der Blitz erfolgt, säumt Theseus nicht, dem Verlangen zu entsprechen. Delphine tragen ihn in seines Vaters Wohnung, dort sieht er die Nereiden am Reigentanz sich ergötzen und schaut Poseidons Gemahlin Amphitrite,

[1]) Vgl. Chamaileon bei Athen. X S. 456 F und die Nachweisungen von Pridik a. a. O. S. 124 f. 132 f.

Digitized by Google

die ihn mit Mantel und Kranz beschenkt. So geschmückt taucht er am Schiffe wieder empor, ein Wunder für alle; vom Jubelruf der Mädchen hallt das Meer wieder,

ἤϑεοι δ' ἐγγύϑεν νέοι παιάνιξαν ἐρατᾷ ὀπί.

Und an diesen Schlufsvers der fesselnden Erzählung reiht sich unmittelbar die Anrufung des Apollon, mit der das Gedicht kurz abschliefst:

Δάλιε, χοροῖσι Κηΐων φρένα ἰανϑεὶς
ὄπαζε ϑεόπομπον ἐσϑλῶν τύχαν.

Also zum Vortrag an den Delien, die auch von Keos mit einem Chor beschickt wurden, ist das Gedicht bestimmt, das wir darum mit Kenyon als Paian zu bezeichnen haben.

Der Besuch des Theseus bei Amphitrite, der den Glanzpunkt in der Erzählung des Dichters bildet, ist schon vor ihm zum Gegenstand bildnerischer Darstellung gemacht worden, nach Pausanias bekanntem Bericht von Mikon in einem Gemälde des Theseion und in dem bekannten Vasenbilde des Euphronios. Auch für eine vielgedeutete Darstellung der François-Vase glaubt nun van Branteghem bei Kenyon in unserem Gedicht den Schlüssel gefunden zu haben. Der oberste Streifen der einen Seite stelle in seinem linken Teile das Wiedererscheinen des Theseus nach seinem Besuche bei Amphitrite dar; der schwimmende Mann an der Seite des Schiffes, der die verschiedensten Deutungen erfahren hat[1]), sei offenbar Theseus, und das Erstaunen, das die Bemannung des Schiffes zu deutlichem Ausdrucke bringt, sei eben durch die unverhoffte Wiederkunft des Theseus aus der Meerestiefe veranlafst. Es sei also schwer eine direkte Beeinflussung des Dichters durch den Vasenmaler in Abrede zu stellen — gewifs eine interessante Bereicherung der Beziehungen zwischen Bild und Lied, wenn sie nur vor näherer Prüfung standhielte. Aber entscheidend spricht dagegen schon die eine Erwägung, dafs damit die Darstellung des Streifens abweichend von allen andern in zwei ganz verschiedene Szenen auseinandergerissen würde, denn keine Beziehung bliebe zwischen Schiff und Schwimmer und dem rechts von ihnen abgebildeten Festzuge der geretteten sieben Jünglinge und sieben Mädchen, dem Theseus mit der Lyra voranschreitet. Und doch gilt das Staunen der Schiffer deutlich nur dem Vorgange auf dem Lande, nach der treffenden Bemerkung von Heberdey, Archäol.-epigr. Mitteil. aus Österr. XIII S. 79. Weiter würde bei Branteghems Deutung das Fehlen des Minos ebenso auffallen, wie die Haltung des offenbar dem Lande zustrebenden Schwimmers wenig für den aus dem Meere auftauchenden Theseus sich eignet. Ebenso fehlt an ihm alles, was auf den Besuch bei Amphitrite weisen könnte, vor allem der Kranz, der einen wesentlichen Zug der Sage bildet, und das Nebensächliche seiner Erscheinung kommt auch im Fehlen des Namens zum Ausdruck, der allen Teilnehmern des Zuges beigeschrieben ist. Man wird also gut thun, das Gedicht des Bakchylides bei Erklärung der Vasendarstellung ganz aufser Betracht zu lassen; auch bei Ergänzung des Namens in Z. 14 kommt die mir auf der Vase deutlich scheinende

[1]) Vgl. Weizsäcker, N. Rhein. Mus. XXXIII S. 381 f.

Digitized by Google

Form Ἐπίβοια nicht in Frage. Wohl aber mufs dem Euphronios und Mikon die gleiche Quelle wie dem Dichter zur Grundlage gedient haben.[1])

Besonders eigentümlicher Art ist das andere Gedicht Θησεύς (18), ein Wechselgespräch in vier Strophen, von denen die erste und dritte auf die Frage, die zweite und vierte auf die Antwort kommt. Sprecher der letzteren ist Aigeus, wie die zweimalige Anrede an ihn zeigt. Die beiden anderen Strophen werden von Kenyon der Medeia zugeschrieben, die doch gleichfalls näher bezeichnet sein müfste. Auf eine andere Auffassung führt der Inhalt der ersten Frage:

τί νέον ἔκλαγε χαλκοκώδων σάλπιγξ πολεμηΐαν ἀοιδάν;

Die Frage pafst doch am besten eben für die, welche durch den Klang der Kriegstrompete herbeigerufen sind. Und für dieselben eignen sich auch die Worte, die an die weitere Frage, ob ein feindlicher Feldherr oder Räuber ins Land gebrochen seien, angeschlossen werden:

φθέγγου· δοκέω γὰρ εἴ τινι βροτῶν
ἀλκίμων ἐπικουρίαν καὶ τὶν ἔμμεναι νέων.

Damit werden sich die Sprecher eben selbst meinen, und ihrer Stellung zum König ziemt endlich auch die respektvolle Anrede am Anfang und Schlufs der Strophe:

βασιλεῦ τᾶν ἱερᾶν Ἀθανᾶν, τῶν ἁβροβίων ἄναξ Ἰώνων —
ὦ Πανδίονος υἱὲ καὶ Κρεούσας.

Der König erwidert, ein Herold sei vom Isthmos gekommen und habe von unerhörten Thaten eines starken Helden berichtet, der Sinis, Skiron, den Eber von Kremmyon, Kerkyon und Prokoptas[2]) erschlagen, er fürchte, worauf das hinaus wolle. Und auf die weiteren Fragen[3]) nach Herkunft und Tracht des Helden, ob er an der Spitze eines Kriegesheeres einherziehe oder allein und waffenlos, also in göttlicher Sendung, giebt Aigeus eine Schilderung des ihm noch unbekannten Theseus, von der ich wenigstens den Schlufs hersetze:

ὀμμάτων δὲ στίλβειν ἄπο Λαμνίαν
φοίνισσαν φλόγα· παῖδα δ' ἔμμεν πρώθηβον, Ἀρηΐων δ' ἀθυρμάτων
μεμνᾶσθαι πολέμου τε καὶ χαλκεοκτύπου μάχας,
δίζησθαι δὲ φιλαγλάους Ἀθάνας.

---

[1]) Die obigen Bemerkungen habe ich unverändert gelassen, auch nachdem ich Roberts in gröfserem Zusammenhange gegebene Ausführungen a. a. O. S. 144 gelesen habe, die zum gleichen Ziele kommen. Wenn Robert auf das Fehlen des Kranzes in der Darstellung der François-Vase kein Gewicht legt und ihn auch bei Euphronios nicht findet, so spricht gegen letzteres die ausdrückliche Versicherung des ersten Herausgebers de Witte (Monum. gr. I 1 S. 11), auf die mich mein Kollege Studniczka aufmerksam macht: *Il ne reste que peu de traces de cette couronne, que l'on distingue pourtant parfaitement dans la peinture originale.*

[2]) Die einzig natürliche Auffassung der Worte Πολυπήμονός τε καρτερὰν σφῦραν ἐξέβαλεν Προκόπτας ἀρείονος τυχὼν φωτός ist doch die, dafs Prokoptas, der hier an die Stelle des sonst genannten Prokrustes tritt, den Hammer des Polypemon überkommen, also dessen Handwerk fortgesetzt hat.

[3]) Responsion findet sich auch in mancher Einzelheit. Z. 32 und 47 steht λέγει genau an derselben Stelle in Frage und Antwort; auch das Ausgehen von Strophe 2 und 3 auf τελεῖται wird nicht zufällig sein.

Digitized by Google

Van Branteghem bei Kenyon wollte in dem Gedicht ein Beispiel der *δράματα τραγικά* erkennen, die unter den Werken des Pindar in dem Kataloge bei Suidas aufgeführt werden. Aber seitdem Hiller im Hermes XXI S. 357 ff. den endgültigen Nachweis geliefert hat, dafs das Mehr von Titeln, das dieser Katalog gegenüber dem Verzeichnis in der alten Biographie Pindars und bei Eustathios enthält, nicht den geringsten Anspruch auf Glaubwürdigkeit hat[1]), sollte von einer besonderen Dichtgattung tragischer Dramen, die bis zuletzt manchem Hypothesenbau zum Anlafs gedient hatte, überhaupt nicht mehr die Rede sein. Dagegen mufs der für unser Gedicht aufgezeigte Wechselgesang zwischen Chor und König sofort gemahnen an die berühmte Nachricht des Aristoteles von Entstehung der Tragödie *ἀπὸ τῶν ἐξαρχόντων τὸν διθύραμβον*, wie er andererseits dieser Nachricht zum Schutze gereicht gegen den jüngst gemachten Versuch, ihre Unrichtigkeit aus der vermeintlichen Unmöglichkeit zu erweisen, dafs der tragische Schauspieler sich aus dem Chor herausgelöst habe.[2]) Denn auch bei Bakchylides tritt der Einzelsänger nicht zu dem Chor hinzu, sondern aus ihm heraus, und dafs der erste Schauspieler nur Sprecher, nicht auch Sänger gewesen, das zu behaupten giebt unser bescheidenes Wissen von den Anfängen der Tragödie uns noch kein Recht. Allerdings können wir Parallelen zu unserem Gedicht erst in dem jüngeren Dithyrambos, namentlich bei Philoxenos, nachweisen, während es von den Dithyramben Pindars in Form wie Inhalt durchaus verschieden ist; von den Dithyramben des Simonides geht uns leider jede nähere Kenntnis ab. Aber erst eingehendste Untersuchung über die Vortragsweise der melischen Gesänge, die zwischen Einzelvortrag und Chorgesang sicherlich mannigfache Übergangsformen kannte, würde die Berechtigung zu erweisen haben, jenen Wechselgesang als einen dem Dithyrambos ausschliefslich eigentümlichen zu betrachten, was in der Angabe des Aristoteles keineswegs enthalten ist.

Eine andere Frage freilich ist es, welcher Gattung die sammelnden Gelehrten von Alexandrien Gedichte wie die unseren zugerechnet haben. Schon Blass hat Gewicht darauf gelegt, dafs ein Zitat bei Servius aus 17, unzweifelhaft einem Paian, auf Bakchylides *in dithyrambis* lautet[3]), und als Dithyrambos werden wir sofort auch 19 anzusprechen haben. So wird auch 18 als solcher gegolten haben und uns somit in dem zweiten Teil des Papyrus etwa die Hälfte von den Gedichten des Bakchylides erhalten sein, die die alten Ordner als

[1]) Dies wesentliche Ergebnis bleibt bestehen, auch wenn man mit Immisch, N. Rhein. Mus. XLIV S. 553 ff. die *δράματα τραγικά* bei Suidas nicht als Einzeltitel, sondern als Gesamtbezeichnung aller Gedichte Pindars auffassen wollte.

[2]) Bethe, Prolegomena zur Geschichte des Theaters S. 27 ff.

[3]) Blass beruft sich auch darauf, dafs Fr. 41 Bgk. sich wiedergefunden hat in Fr. 2 des Papyrus, weil er es ebenso wie Neue mit dem anderen Serviuszitat aus den Dithyramben (Fr. 18 Bgk.) identifiziert. Aber in jenem ist nur die Rede davon, dafs die Mantineer auf ihrem Schilde das Bild des Poseidon tragen, während auf das in dem anderen Bruchstück Wesentliche, das Umkehren des Schildes bei arkadischen Leichenbestattungen keine Spur hinweist. Ob aber vielleicht Fr. 16 Bgk. aus dem nicht erhaltenen Teil des Heraklesgedichtes stammt?

Digitized by Google

seine *διθύραμβοι* zusammengestellt haben. Denn der anderen Möglichkeit, dafs 15—20 eine Auswahl aus verschiedenen Büchern darstellen, wird niemand den Vorzug geben wollen, zumal nach dem, was sich über die relative Vollständigkeit der Epinikien ergeben hat. So dient unser Papyrus zur Bestätigung der schon oben hervorgehobenen Unsicherheit in der Abgrenzung der verschiedenen Arten des Melos, die z. B. dazu führte, dafs nach dem Verfasser *περὶ μουσικῆς* 9 f. die Gedichte des Xenodamos von den einen als Paiane, von den anderen als Hyporcheme, die des Xenokritos bald als Paiane, bald als Dithyramben angesehen wurden. Waren doch wenigstens in Athen auch an dem Apollinischen Hauptfeste der Thargelien die Gesangsvorträge kyklischen Chören anvertraut[1]), die mit den dithyrambischen für identisch gelten.

Wenn das besprochene Theseusgedicht durch seinen Inhalt seine Bestimmung für Athen erkennen läfst, so hat in dem nächsten (19) mit der Aufschrift *Ἰὼ Ἀθηναίοισι* die gleiche Bestimmung deutlichen Ausdruck in dem Eingang gefunden, nach dessen selbstbewufstem Ton es in die reiferen Jahre des Dichters zu gehören scheint. Die Muse soll berichten, wie es gewesen[2]), als Io nach Zeus Willen aus Argos floh, und Hera ihr Argos zum nieschlummernden Hüter gab, den selbst Hermes nie zu täuschen vermochte; wie er dennoch endlich dem Gott erlegen, das können wir nur erraten, da der zweite Teil der Antistrophe und die Epode des nur eine Perikope umfassenden Gedichtes auf der letzten Kolumne des Papyrus stehen, von der nur die vorderen Zeilenhälften erhalten sind. Aber sie reichen doch aus, um zu zeigen, dafs von der Geburt des Epaphos in Agypten und seinem Nachkommen Kadmos die Rede war, dessen Tochter Semele *τὸν ὀρσιβάκχα[ν —]τίκτε Δίον υἱόν — — καὶ χορῶν στεφά[νων τ' ἄνακτα.*[3]) Nach diesem Schlufs liegt hier unzweifelhaft ein Dithyrambos vor, der in Athen ziemlich gleichzeitig mit dem uns leider nur zum Teil aufbehaltenen Dithyrambos von Pindar zur Aufführung gelangt ist. Es ist sehr interessant, zu beobachten, wie beide nicht allein in der metrischen und sprachlichen Form, sondern vor allem in der ganzen Anlage ungleich gröfsere Verschiedenheit aufweisen, als wir sie bei den Epinikien der beiden Dichter wahrgenommen haben.

Von dem Schlufsstück der Rolle *Ἴδας* mit dem wieder aus den Anfangsworten entnommenen Zusatz *Λακεδαιμονίοις* sind uns nur elf Zeilen teilweise bewahrt, die eine willkommene Vervollständigung erfahren würden, wenn die von Crusius versuchte Zuweisung von Fr. 7 sich bestätigen sollte. Auch so erkennen wir den Gedanken des Eingangs: 'Solch ein Lied sangen einst in Sparta die blonden lakedaimonischen Mädchen, als der kühnherzige Idas die schönarmige Marpessa heimführte, dem Tode entgangen durch die windschnellen Rosse, die Poseidon ihm geschenkt.' Wie eingehend aber in diesem Hymenaios zur Vermählung

[1]) Vgl. A. Mommsen, Heortologie S. 423.

[2]) Z. 15: *τί ἦν Ἄργος ὅθ' ἵππιον λιποῦσα φεῦγε χρυσέα βοῦς.* Kenyon hält *τί ἦν* wegen des Trochäus in der Antistrophe für verdorben, aber es ist die Freiheit der sogenannten aiolischen Basis.

[3]) *Δίον υἱόν* mit Blass, der Schlufs nach der Ergänzung von Crusius.

Digitized by Google

des Paares über seine früheren Geschicke berichtet war, das lehrt das Zitat in einem Pindarscholion (Fr. 61 Bgk.).

Am meisten zu thun übrig gelassen hat der englische Herausgeber in metrischer Hinsicht. Wie die Pindarhandschriften, setzt auch der Papyrus des Bakchylides die einzelnen Kola ab, und wenn ihm Kenyon darin gefolgt ist, so hat das für eine editio princeps seine gute Berechtigung. Aber wie wir durch Böckh gelernt haben, dafs die Pindarischen Kola sich nicht sofort zur Einheit der Strophe, sondern zunächst zu Versen zusammenschliefsen, so wird es auch bei Bakchylides unerläfsliche Aufgabe des nächsten Herausgebers sein, die Versteilung durchzuführen, von der auch die Feststellung des Textes nicht selten bedingt wird. Die gröfsere Hälfte der Gedichte hat daktylo-epitritisches Metrum von ganz ähnlichem Bau, wie ihn die Mehrzahl der Pindarischen Epinikien aufweist. Als Beispiel diene die letzte Perikope des ersten Gedichtes (Subjekt der ersten Worte ist *πλοῦτος*):

25 *ἐθέλει δ' αὔξειν φρένας ἀνδρός. ὁ δ' εὖ ἔρδων θεοὺς* στρ.
ἐλπίδι κυδροτέρᾳ σαίνει κέαρ· εἰ δ' ὑγιείας
θνατὸς ἐὼν ἔλαχεν ζώειν τ' ἀπ' οἰκείων ἔχει,
30 *πρώτοις ἐρίζει. παντί τοι τέρψις ἀνθρώπων βίῳ*
ἕπεται νόσφιν γε νόσων πενίας τ' ἀμαχάνου. ἀντιστρ.
35 *ἶσον ὅ τ' ἀφνεὸς ἱμείρει μεγάλων ὅ τε μείων*
παυροτέρων. τὸ δὲ πάντων εὐμαρεῖν οὐδὲν γλυκὺ
θνατοῖσιν, ἀλλ' αἰεὶ τὰ φεύγοντα δίζηνται κιχεῖν.
40 *ὅντινα κουφόταται θυμὸν δονέουσι μέριμναι,* ἐπῳδ.
ὅσσον ἂν ζώῃ χρόνον, εὖ γ' ἔλαχεν· τί μάν; ἀρετὰ δ' ἐπίμοχθος
ἐκτελ]ευταθεῖσα δ' ὀρθῶς
45 *ἄφθιτο]ν εὖτε θάνῃ λεί[πει πολυ]ζήλωτον εὐκλείας ἄ[γαλ]μα.*

νόσων für *νούσων* des Papyrus verlangt das Metrum, ebenso ist Fr. 1 Z. 15 *Εὐρωπίδ[α* nicht *Εὐρωπίδ[ος* zu ergänzen; Z. 2 ist *με[τέπειτα* falsch wegen des vokalischen Ausgangs. Z. 42 habe ich *εὖ γ' ἔλαχεν* versuchsweise eingesetzt für *τόνδ' ἔλαχεν* (die letzten Buchstaben sind im Faksimile undeutlich); unmöglich kann ein Kretikus und Choriamb mit einer daktylischen Tripodie respondieren; *τιμάν* würde den Sinn verderben. Bemerkenswert aber ist, dafs im 5. Epinikion in dem ersten Strophenpaar die daktylische Tripodie zweimal auf einen Spondeus, in den anderen Strophen auf die Arsis ausgeht; beide Bildungen sind rhythmisch gleich. Etwas gröfsere Freiheit der Responsion kommt den logaödischen Gedichten zu, die wie bei Pindar in zweiter Reihe stehen. Sie und das eigentümliche Metrum in 17 fordern noch eingänglicheres Studium. Dafs Bakchylides in seinen Metren sich an den Stil des Pindar, nicht an den des Simonides anschliefst, hatten bereits Rossbach und Westphal gezeigt.

Auch der Dialekt des Dichters stellt zusammenfassender Behandlung eine lohnende Aufgabe, während Kenyon sich auf Hervorhebung einiger Hauptsachen beschränken durfte. Die Untersuchung wird zugleich Simonides zu gute kommen, der im gleichen Dialekte schreibt, während die Differenz von Pindar schon auf Grund des früheren sehr beschränkten Materials in den Arbeiten von Schaum-

Digitized by Google

berg und der besseren von Mucke im ganzen richtig erkannt war. Manche Übereinstimmung in Dorismen findet erst jetzt sichere Bezeugung, im Infinitiv auf *εν*, im Dativ *τίν*, in der Flexion *ὄρνιχες*, aber die Accusative auf *ἄς* und *ος* fehlen auch jetzt. Von Aiolismen bietet der Papyrus die Partizipialendung auf *οισα* und *Μοῖσα*, sowie *πεδά* nur je einmal; es wird darauf zu achten sein, ob solche Varianten in dem verschiedenen Charakter der Gedichte ihren Grund haben. Von Wichtigkeit für Beurteilung des dichterischen Dialektes ist die Beobachtung von Kenyon, dafs in zwei aufeinanderfolgenden Silben *ᾱ* vermieden wird, darum *φήμα*, *εἰρήνα*, *κυβερνήτας*, *ἀδμήτα*, aber *ἄδματοι*; doch findet sich aufser dem konstanten *Ἀθάνα* und *Ἀθᾶναι* auch *σελάνα* und nach wahrscheinlicher Ergänzung *προφάτας*.

Dafs der kritischen Arbeit noch gar manches für Ergänzung kleiner Lücken und Sicherstellung des Gedankens bei gröfseren Defekten zu thun bleibt, ist schon wiederholt zum Ausdruck gekommen; unmöglich konnte alles gleich auf den ersten Wurf gelingen. Aber schon jetzt wird man daran denken können, die besterhaltenen Stücke, besonders die beiden Theseusgedichte und das früheste Epinikion auf Hieron, der Gymnasiallektüre zugänglich zu machen, um auch in die melische Dichtung der Griechen einen Einblick zu gewähren, zu dem Pindar sich am wenigsten für unsere heutigen Primaner eignet.

Digitized by Google

EINE NEUE AUFFASSUNG DER ANTIGONE.

Von Ewald Bruhn.

Inter Creontem iuris publici vindicem et Antigonam iuris gentilicii patronam pugnatur, qua ex pugna consentaneum erat Antigonam victam discedere: violatae legis legitima rei publicae poena solvenda erat — diese Sätze geben die Auffassung der Antigone wieder, welche G. Kaibel in einem jüngst erschienenen Göttinger Universitätsprogramm[1]) zu begründen sucht. Ich habe sie in der Überschrift als neu bezeichnet: sie ist das nicht in dem Sinne, dafs noch niemand über die Personen des Dramas und ihr Handeln ähnlich geurteilt hätte; Hermann Hinrichs, dessen Schrift über 'das Wesen der antiken Tragödie' Goethe mit Eckermann am 20. März 1827 bespricht, würde Kaibel als Bundesgenossen begrüfst haben; aber neu ist sie durch die Art ihrer Entstehung. Hinrichs ging aus von Hegels Anschauung über das Wesen der Tragödie und suchte diese Auffassung an einem Drama, das er als eine vollendete Tragödie ansah, durchzuführen; Kaibel hat sich nicht auf so luftigen Bahnen bewegt: er ist auf dem Wege der Interpretation, ja schliefslich von der Interpretation einer Stelle aus zu seiner Auffassung gekommen. Und wenn ich nun sage, dafs diese Stelle das berüchtigte Enthymem V. 904—912 ist, so darf ich bei denen, welche in diesen Fragen zu Hause sind, wohl Interesse für eine Darlegung und Beurteilung dieser Auffassung voraussetzen.

Ich möchte indessen auch für die, deren spezielles Arbeitsgebiet nicht die Tragödie ist, den status causae kurz darlegen.

Kreon hat Antigonens Klage über das harte Los, das sie betroffen habe, mit rauhem Hohn abgeschnitten; da nimmt sie noch einmal das Wort; nicht an die Lebenden wendet sie sich, bei denen sie kein Mitleid gefunden hat, sondern an das Grab, das ihre Brautkammer werden soll, an die Lieben, denen sie drunten im Schattenreiche begegnen wird, an die Götter, für deren heiligen Willen sie gekämpft hat:

ὦ τύμβος, ὦ νυμφεῖον, ὦ κατασκαφὴς
οἴκησις ἀείφρουρος, οἷ πορεύομαι
πρὸς τοὺς ἐμαυτῆς, ὧν ἀριθμὸν ἐν νεκροῖς
πλεῖστον δέδεκται Φερσέφασσ' ὀλωλότων·
895 *ὧν λοισθία ἐγὼ καὶ κάκιστα δὴ μακρῷ*
κάτειμι, πρίν μοι μοῖραν ἐξήκειν βίου.

---

[1]) De Sophoclis Antigona scripsit Georgius Kaibel Gottingae [1897].

Digitized by Google

ἐλθοῦσα μέντοι κάρτ' ἐν ἐλπίσιν τρέφω
φίλη μὲν ἥξειν πατρί, προσφιλὴς δὲ σοί,
μῆτερ, φίλη δὲ σοί, κασίγνητον κάρα·
900 ἐπεὶ θανόντας αὐτόχειρ ὑμᾶς ἐγὼ
ἔλουσα κἀκόσμησα κἀπιτυμβίους
χοὰς ἔδωκα. νῦν δέ, Πολύνεικες, τὸ σὸν
δέμας περιστέλλουσα τοιάδ' ἄρνυμαι·
καίτοι σ' ἐγὼ 'τίμησα τοῖς φρονοῦσιν εὖ.
905 οὐ γάρ ποτ' οὔτ' ἄν, εἰ τέκνων μήτηρ ἔφυν,
οὔτ' εἰ πόσις μοι κατθανὼν ἐτήκετο,
βίᾳ πολιτῶν τόνδ' ἂν ἠρόμην πόνον.
τίνος νόμου δὴ ταῦτα πρὸς χάριν λέγω;
πόσις μὲν ἄν μοι κατθανόντος ἄλλος ἦν,
910 καὶ παῖς ἀπ' ἄλλου φωτός, εἰ τοῦδ' ἤμπλακον·
μητρὸς δ' ἐν Ἅιδου καὶ πατρὸς κεκευθότοιν
οὐκ ἔστ' ἀδελφὸς ὅστις ἂν βλάστοι ποτέ.
τοιῷδε μέντοι σ' ἐκπροτιμήσασ' ἐγὼ
νόμῳ, Κρέοντι ταῦτ' ἔδοξ' ἁμαρτάνειν
915 καὶ δεινὰ τολμᾶν, ὦ κασίγνητον κάρα.
καὶ νῦν ἄγει με διὰ χερῶν οὕτω λαβὼν
ἄλεκτρον ἀνυμέναιον, οὔτε του γάμου
μέρος λαχοῦσαν οὔτε παιδείου τροφῆς,
ἀλλ' ὧδ' ἔρημος πρὸς φίλων ἡ δύσμορος
920 ζῶσ' εἰς θανόντων ἔρχομαι κατασκαφάς·
ποίαν παρεξελθοῦσα δαιμόνων δίκην;
τί χρή με τὴν δύστηνον ἐς θεοὺς ἔτι
βλέπειν; τίν' αὐδᾶν ξυμμάχων; ἐπεί γε δὴ
τὴν δυσσέβειαν εὐσεβοῦσ' ἐκτησάμην.
925 ἀλλ' εἰ μὲν οὖν τάδ' ἐστὶν ἐν θεοῖς καλά,
παθόντες ἂν ξυγγνοῖμεν ἡμαρτηκότες·
εἰ δ' οἵδ' ἁμαρτάνουσι, μὴ πλείω κακὰ
πάθοιεν ἢ καὶ δρῶσιν ἐκδίκως ἐμέ.

Die durch gesperrten Druck ausgezeichneten Verse bilden die Stelle, welche ich vorher berüchtigt nannte, berüchtigt deshalb, weil seit mehr als siebzig Jahren das Urteil über ihre Echtheit und Unechtheit hin und her geschwankt hat; die bloſse Aufzählung der Litteratur, die sich allmählich darumgelagert hat, würde manche Druckseite füllen. Wir nennen billig Goethe zuerst unter denen, welche diese Worte dem Dichter nicht zutrauen zu können meinten; er hat in dem vorher zitierten Gespräche mit Eckermann das Bedenken, welches immer und überall den eigentlichen Anstoſs zur Athetese gegeben hat, geäuſsert: 'Nachdem die Heldin im Laufe des Stückes die herrlichsten Gründe für ihre Handlung ausgesprochen und den Edelmut der reinsten Seele entwickelt hat, bringt sie zuletzt, als sie zum Tode geht, ein Motiv vor, das ganz schlecht ist und fast ans Komische streift ... Dies ist wenigstens der nackte

Digitized by Google

Sinn der Stelle, die nach meinem Gefühl in dem Munde einer zum Tode gehenden Heldin die tragische Stimmung stört, und die mir überhaupt sehr gesucht und gar zu sehr als ein dialektischer Kalkul erscheint. Wie gesagt, ich möchte sehr gern, dafs ein guter Philologe uns bewiese, die Stelle sei unecht.'

Der Philologe hatte sich, ohne dafs Goethe es wufste, schon gefunden. August Jacob hatte schon 1821 in seinen *Quaestiones Sophocleae* (I 363 ff.) diese Verse athetiert und sie als eine Interpolation bezeichnet, deren Quelle eine Stelle im dritten Buche des Herodot sei. Dareios hat den Intaphernes nebst seinen Kindern und Verwandten zum Tode verurteilt, aber die Klagen der Gattin des Intaphernes rühren ihn so weit, dafs er ihr gestattet, aus der Zahl der Verurteilten einen auszuwählen, dem er das Leben schenken wolle. Sie wählt den Bruder, und auf des Königs verwunderte Frage, warum sie das Leben des Bruders höher achte als das ihres Mannes und ihrer Kinder, erwidert sie (III 119): *ὦ βασιλεῦ, ἀνὴρ μέν μοι ἂν ἄλλος γένοιτο, εἰ δαίμων ἐθέλοι, καὶ τέκνα ἄλλα, εἰ ταῦτα ἀποβάλοιμι· πατρὸς δὲ καὶ μητρὸς οὐκέτι μοι ζωόντων ἀδελφεὸς ἂν ἄλλος οὐδενὶ τρόπῳ γένοιτο.*

Ich will den Leser nicht mit einer Geschichte des Streites, der sich an diese Athetese geknüpft hat, ermüden, sondern sogleich auf Kaibel übergehen. Er verspricht uns am Anfang seines Programms *certissimis rationibus* zu zeigen, dafs die Stelle echt sei. Sein Beweis zerfällt in zwei Teile. Er sucht zunächst auf S. 3—9 zu zeigen, dafs, wenn wir das Enthymem nebst den untrennbar damit verbundenen Versen 913—920 streichen, eine Lücke zurückbleibt, dafs V. 921 die Verse 916—920 fordert, die ihrerseits V. 913—915 und damit also auch 904—912 voraussetzen. Ich meine nicht, dafs ihm dies gelungen sei, aber ich verzichte darauf, das sehr feinfädige Gewebe dieses Beweises hier aufzulösen. Denn was Kaibel zu leisten verspricht, ist ja unter allen Umständen mehr, als man von ihm verlangen könnte. Wer eine Interpolation statuiert, ist widerlegt, sobald ich ihm zeige, dafs dieser Gedanke in dieser Form bei diesem Schriftsteller an dieser Stelle verständlich ist; dafs ich ihm die Unentbehrlichkeit der getilgten Stelle zeige, kann er nicht fordern. Eine lebendige Rede ist nun einmal kein mathematisches Exempel, bei dem jedes Stück des Beweises sich als notwendig müfste aufzeigen lassen; man wird oft, aber nicht immer zeigen können, dafs ein von ihr abgetrenntes Stück nach logischen oder psychologischen Gründen unentbehrlich war.

Fassen wir also den zweiten Teil dieses Beweises ins Auge, der die gegen unsere Stelle erhobenen Einwürfe widerlegen soll. Soweit sich diese gegen Einzelheiten des Ausdrucks richten, hat Kaibel sie zum Teil schon vorher berührt, teils lehnt er es auch ab, auf sie einzugehen; und mit Recht. Denn gar zu augenscheinlich ist es, dafs alle Bemängelungen der einzelnen Wendungen dieser Stelle nur aufgesucht sind, um den Hauptanstofs, den unser Gefühl an den Worten nimmt, zu rechtfertigen. Diesen Anstofs also will Kaibel beseitigen. Man hatte bisher geschlossen: Frömmigkeit und Bruderliebe sind die Motive, denen Antigone in ihrem Handeln folgt; also widerspricht es ihrem Charakter, wenn sie hier ein ganz anderes Motiv anführt. Kaibel dreht diese

Digitized by Google

Schlufsfolgerung um: diese Stelle beweist, dafs Frömmigkeit und Bruderliebe nicht die Hauptmotive Antigonens sind, also müssen wir ihr Handeln aus anderen Motiven ableiten. Dort hiefs es: in das Bild, das wir uns von Antigone machen, pafst dieser Zug nicht hinein; hier: nun, so macht euch ein Bild von Antigone, in das dieser Zug hineinpafst.

Begleiten wir denn Kaibel auf seinem Gange durch das Stück, um zu sehen, woher er die Züge zu dem neuen Bilde seiner Heldin nimmt. Wir glaubten bisher, die Furcht vor den göttlichen Geboten sei, wenn auch nicht das einzige, so doch ein Hauptmotiv für Antigonens Handeln; Kaibel findet, dafs von Anfang an der Dichter uns auf einen anderen Weg leitet:

> ὦ κοινὸν αὐτάδελφον Ἰσμήνης κάρα,
> ἆρ' οἶσθ' ὅτι Ζεὺς τῶν ἀπ' Οἰδίπου κακῶν
> ὁποῖον οὐχὶ νῷν ἔτι ζώσαιν τελεῖ;[1])

Non narrantis vel deliberantis haec verba sunt sed incusantis et acerbe litigantis (S. 10). Die Götter sind es, die sie anschuldigt, mit denen sie rechtet. Und zwar wirft sie ihnen vor: *nihil quod ab Oedipi scelere derivari possit ipsis quantumvis insontibus Iovem reliqui fecisse . . . verbis utitur ferocibus iniquis impiis: 'nostro capite', inquit, 'cum solae superstites simus, patris culpam perlui dei voluerunt'* (S. 11). Also kann auch ihr Handeln nicht dem Bestreben entsprungen sein, die Gebote der Götter gegen Verletzung der Menschen zu schützen; und so mufs der Schlufs ihrer Absage an die Schwester

> κεῖνον δ' ἐγὼ
> θάψω. καλόν μοι τοῦτο ποιούσῃ θανεῖν.
> φίλη μετ' αὐτοῦ κείσομαι, φίλου μέτα,
> ὅσια πανουργήσασ'· ἐπεὶ πλείων χρόνος
> 75 ὃν δεῖ μ' ἀρέσκειν τοῖς κάτω τῶν ἐνθάδε.
> ἐκεῖ γὰρ ἀεὶ κείσομαι· σοὶ δ' εἰ δοκεῖ,
> τὰ τῶν θεῶν ἔντιμ' ἀτιμάσασ' ἔχε

sich anders auffassen lassen, als man es bisher that: *non deorum religionem profert, non deorum poenam irasque metuit, sed quo timidum sororis ingenium moveri putat breviter et submaligne iacit 'vide num quae apud deos in honore habentur tibi vilia videri possint'*.

Aber was Antigone hier kurz berührte, spricht sie ja mit vollstem Nachdruck aus, als sie Kreon gegenübersteht:

> 450 οὐ γάρ τί μοι Ζεὺς ἦν ὁ κηρύξας τάδε,
> οὐδ' ἡ ξύνοικος τῶν κάτω θεῶν Δίκη

[1]) Kaibel setzt kein Kreuz, er meint diese Verse erklären zu können: *dic age, quodnam, dic quale tandem malum a nobis deus abstinuerit* (S. 11). Aber wenn er *dic age* für ἆρ' οἶσθα einsetzt, dann *dic* wiederholt, endlich *quod* durch *nam*, *quale* durch *tandem* schärft, so legt er damit in Antigonens schmerzbewegte Worte eine Erregung, die freilich die Wiederaufnahme des Objekts erträglicher machen würde, die aber Sophokles nicht angedeutet hat. Von den Belegen, die er anführt, könnte einer einen Augenblick blenden, Trach. 707: πόθεν γὰρ ἄν ποτ', ἀντὶ τοῦ θνῄσκων ὁ θὴρ ἐμοὶ παρέσχ' εὔνοιαν; In Wahrheit verbessert sich dort Deianeira; das πόθεν ist ihr zu unbestimmt.

Digitized by Google

τοιούσδ' ἐν ἀνθρώποισιν ὥρισεν νόμους·
οὐδὲ σθένειν τοσοῦτον ᾠόμην τὰ σὰ
κηρύγμαθ', ὥστ' ἄγραπτα κἀσφαλῆ θεῶν
455 *νόμιμα δύνασθαι θνητά γ' ὄνθ' ὑπερδραμεῖν.*
οὐ γάρ τι νῦν γε κἀχθές, ἀλλ' ἀεί ποτε
ζῇ ταῦτα, κοὐδεὶς οἶδεν ἐξ ὅτου 'φάνη.
τούτων ἐγὼ οὐκ ἔμελλον, ἀνδρὸς οὐδενὸς
φρόνημα δείσασ', ἐν θεοῖσι τὴν δίκην
δώσειν.

Auch Kaibel wird natürlich nicht leugnen, dafs das, was Antigone hier sagt, subjektiv wahr sei, aber dennoch haben die Ausleger mit Unrecht angenommen, dafs hier das wirkliche Motiv ihres Handelns ausgesprochen sei. *Non satis illi hoc attenderunt quod deorum leges aeternas propterea Antigona advocavit ut cum novicia Creontis lege compararet, ut Creontis legem prae illis contemptu dignam notaret* (S. 14). Freilich, Kaibel fühlt, dafs, wenn seine Auffassung richtig wäre, Kreon doch eigentlich seine Verfügung gegen diesen Angriff verteidigen müfste. Warum unterläfst der König dies denn? Der Grund liegt nicht eben an der Oberfläche: *gentilicios honores, non privatum erga fratrem pietatis exemplum ab Antigona praestari probe intellegit. huius autem officii particeps Ismena erat*[1]*); ipse vero rex aliena de gente natus neque audet gentilicia iura impugnare nec regis vel rei publicae iura gentilium voluntati posthaberi vult* (S. 15). Mit besonderer Deutlichkeit spricht hier Kaibel aus, was er von Antigone hält: *regis invisi edicto adversata est, quo fratri gentique suae omni iniuriam fieri sentiebat; adversatura etiam tum erat si aliud quidlibet Creo iussisset quod suis gentilibus iniuriosum existimaret, non deorum legibus opitulatura sed Labdacidarum honores a regis novicii impetu vindicatura* (S. 15). Nicht Gottesfurcht, ja kaum ein Gefühl der Zärtlichkeit gegen den toten Bruder treibt sie zum Handeln an; ihre Familie ist beschimpft, mit ihr sie selber, von einem Menschen, den sie stets gehafst hat[2]); dagegen bäumt sich ihr stolzer Eigenwille auf; sie will lieber den Tod leiden, als solchen Schimpf dulden.

Als es dann zum Sterben geht, da wacht freilich auf, was an Weichheit in ihr ist, und sie klagt, dafs sie vom Sonnenlichte scheiden, dafs sie ins Totenreich hinabsteigen soll, ohne das Ziel des Frauenlebens erreicht zu haben, ohne Gattin und Mutter geworden zu sein. Aber dennoch, sie hat kein Mitleid mit dem Vater, der Mutter, dem Bruder; dafs sie selber die Frucht einer fluchbeladenen Ehe ist, dafs sie unvermählt sterben soll, dafs es aus ist mit der Herrlichkeit der Labdakiden, darüber ergiefst sie sich in bittren Klagen und schöpft keinen Trost daraus, dafs sie gegen die Götter und gegen den Bruder ihre Pflicht erfüllt hat (S. 17). Und als Kreon wieder auftritt, als sie seinen *sermo asperior* — so nennt Kaibel S. 19 die rohen Worte 882 ff. — vernimmt, da wird sie wieder hart; in ihrer letzten Rede *punctim et caesim urget feritque*

---

[1]) Der Zweck dieses Zusatzes wird sich später (S. 257) zeigen.

[2]) Dies liest Kaibel aus V. 10 heraus.

Digitized by Google

hostem (S. 20): nicht um des Gatten oder der Kinder willen würde sie dies Gebot übertreten haben; für einen Gatten — nämlich für Haimon! — hätte sie einen andern bekommen können und ein Kind von einem andern Manne, wenn sie diesen — nämlich Haimon! — verloren hätte; einen Bruder kann sie nicht wieder bekommen. Also Kreons reines Geschlecht verachtet sie gegenüber dem verfluchten Stamm der Labdakiden: *non tam fratrem luget soror quam ultimam nobilissimae gentis spem sublatam, neque alio nomine virum filiosque futuros contemnit nisi quod per illos suae gentis radices propagari non posse videt* (S. 20). Also nicht die berühmte Antwort an Kreon enthält den Gedanken, der die Achse des Stückes bildet, sondern eben dies viel geschmähte Enthymem. Und so hat denn der Dichter ganz recht daran gethan, die scharfsinnige Antwort der Gattin des Intaphernes für sein Drama zu benutzen, wenn er nicht etwa — die ganze Tragödie auf dieser Geschichte aufgebaut hat (S. 20). Fürwahr, der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden.

Kaibel findet eine Bestätigung seiner Auffassung in der Teiresiasszene: hätte Antigone in Wahrheit für das göttliche Recht gekämpft, so hätte der Seher für sie eintreten, hätte ihre Sache zu der seinen machen müssen (S. 20). Doch geschieht dies zunächst überhaupt nicht; Teiresias erhebt nur von neuem die Forderung, dafs der Leichnam des Polyneikes bestattet werde; dann erst äufsert er seine Mifsbilligung gegen die Strafe, welche Kreon über die Jungfrau verhängt hat.[1]) Und so ist denn, wenn wir ein Urteil fällen sollen, Antigone mit Recht gefallen: sie hat sich gegen das Gesetz des Staates empört, und kein Athener konnte dem König vorwerfen, dafs er ihr Unrecht gethan habe (S. 22).

Wenn sich Antigonens Schale senkt, so mufs sich die Kreons heben. Hören wir, wie K. ihn charakterisiert: *Creo provectioris aetatis homo, in re publica nondum versatus, imperandi insuetus, bona voluntate magis quam prudentia commendabilis, mollioribus animi motionibus nec suis neque alienis indulgens, fortis honestus severus pertinax, publici commodi observantissimus sed quid prosit aliorum magis institutione edoctus quam ipse expertus, Tiresiae ope ad regnum evectus, suae virtutis ipse probe sibi conscius, dignitatis suae eo magis sollicitus quo minus se civibus gratum sentit, Creo igitur ut probum ac gravem, iustum ac severum dominum se praeberet simulque ut civium voluntatem parum propensam experiretur,*

---

[1]) Auch das Verhältnis des Teiresias zu Kreon fafst Kaibel anders auf, als es sonst geschah. Aus V. 1058 *ἐξ ἐμοῦ γὰρ τήνδ᾽ ἔχεις σώσας πόλιν* schliefst er, dafs Teiresias gegenüber einer Oppositionspartei in der Bürgerschaft, zu der auch Antigone gehört habe, für die Thronbesteigung Kreons mit Erfolg eingetreten sei. Darauf soll auch 994 zielen: *τοιγὰρ δι᾽ ὀρθῆς τήνδε ναυκληρεῖς πόλιν.* Kaibel braucht natürlich nicht erst von mir zu hören, dafs diese beiden Verse sich auch anders auffassen lassen. *ἔχεις* braucht nicht den Besitz auszudrücken, sondern kann mit *σώσας* zusammen sehr wohl den Sinn des Perfekts von *σῴζω* bezeichnen: Du hast die Stadt gerettet und sie ist jetzt wohlbehalten. Und V. 994 braucht nicht zu bedeuten *propterea quod mihi semper oboediens fuisti, nunc regnas, non per ambages, sed recta via ad rei publicae gubernacula evectus, nulla difficultate impeditus* (S. 22), sondern kann einfach heifsen: Darum lenkst Du jetzt das Staatsschiff in geradem, richtigem Kurse, nicht durch Stürme seitwärts verschlagen.

Digitized by Google

Polynicem cum adversus patriam arma tulisset edicto vetuit sepeliri, omne aequitatis pondus in eo positum esse ratus ut amicus non pari atque hostis honore haberetur utque discrimen fieri intellegeretur bonos inter atque improbos. civium quidem nonnullis edictum parum probatum iri expectabat, Antigonam vero ut mulierem patienter laturam esse non dubitabat (S. 24). Und so sind im Grunde beide Gegner gleichwertig: *finxit poeta duo homines contraria volentes, alterum cum altero pugnantes, firma fortique utrumque voluntate praeditum, flecti ac cedere nescium utrumque . . . paria paris duritiae ingenia pulcro artificio ipse poeta descripsit . . . hominum duorum ingenio consimilium res agitur* (S. 25). Hier aber zeigt sich schliefslich der Unterschied zwischen Hinrichs und Kaibel. Bei jenem sind wichtiger als Antigone und Kreon die Prinzipien, welche sie vertreten; jene vertritt das Recht der Familie, dieser das des Staates, beide aber einseitig, darum gehen beide zu Grunde. Nach Kaibel liegt der Nachdruck nicht auf dem Kampfe der beiden Prinzipien, sondern auf dem dieser beiden so gearteten Menschen: *non ratio cum ratione confligit — utram enim poetam dicas vincere voluisse si quidem perit Antigona plus quam perit Creo? — sed homo cum homine* (S. 25). —

Prüfen wir nun Kaibels Argumente. Es klingt wunderlich, aber es mufs doch ausgesprochen werden: der Philologe, an dem wir sonst gerade die Ruhe und Unbefangenheit des Urteils bewunderten, ist hier mit einer vorgefafsten Meinung an das Stück herangetreten und hat herausgelesen, was er zu finden wünschte. *Non narrantis vel deliberantis prima Antigonae verba sunt, sed incusantis et acerbe litigantis.* Und warum nicht *non sine acerbitate quadam querentis?* Nicht die Worte können das entscheiden, sondern der Ton, in dem sie gesprochen sind; und was wissen wir davon? *Nihil quod ab Oedipi scelere derivari possit ipsis quantumvis insontibus Iovem reliqui fecisse*; wo steht bei Sophokles *quantumvis insontibus? 'Nostro capite', inquit, 'cum solae superstites simus, patris culpam perlui dei voluerunt.'* Das sagt sie nicht, das legt Kaibel ihr in den Mund. Und wenn (S. 12) die Berufung auf den Willen der Götter *submaligne* gesagt sein soll, so operiert er wieder mit dem Ton, den wir doch nicht vor Gericht stellen können.

Und warum soll Antigonens feierliche Berufung auf die göttlichen Satzungen nicht gelten? Weil Kreon nichts darauf erwidert. Und warum erwidert er nichts darauf? Weil er sich scheut, ihr wirkliches Motiv zu nennen und zu bekämpfen. Zunächst sind es ja nach Kaibel zwei Motive, die hier Antigonens Handeln bestimmen: *haud ignorat* (Creo) *sui pariter odio ac fratris gentisque pietate illam moveri* (S. 24). Davon konnte er das eine doch jedenfalls ohne Scheu aufdecken. Und das andere, die Verteidigung der *gentilicia iura* sollte der herrische Mann gegenüber dem verschüchterten Chore nicht aufzudecken wagen? Er sollte nicht sagen dürfen: 'Was Du da sagst, klingt schön, aber Du bringst es nur vor, um Deine That zu beschönigen. Den Bruder willst Du der verdienten Strafe entziehen. Aber die Strafe kommt ihm zu, und höher als sein Wohl und das seiner Familie steht das der Gemeinde'? Ich denke, sein Schweigen erklärt sich viel einfacher. Er sagt nichts, weil er nichts zu

Digitized by Google

sagen hat, weil er fühlt, dafs sie recht hat. Und dafs er dies fühlt, zeigt er, wie Leute seines Schlages es zu zeigen pflegen: indem er grob wird; sein Auffahren soll den Mangel an Gründen verdecken.

In der Klage, mit der Antigone auf das Wort des Chores *πατρῷον ἐκτίνεις τιν' ἆθλον* erwidert (857 ff.), vermifst Kaibel ein Wort des Mitleids für Vater, Mutter und Bruder. Ich sehe keine Veranlassung zur Aufserung eines solchen Gefühls gerade an dieser Stelle. Der Chor hat sie hingewiesen auf den Urquell, aus dem auch ihr Leid stammt; das bestätigt sie und führt es aus; die Ihren in Schutz zu nehmen hätte sie nur Veranlassung, wenn sie angegriffen wären.

Dafs endlich Teiresias zunächst Antigonens nicht gedenkt, finde ich nicht befremdlich. Wir stehen unmittelbar vor der Peripetie, wo Kreons trotziger Eigenwille gebrochen werden soll, also mufs dieser Trotz gerade jetzt besonders stark hervortreten. Damit er das kann, wird an Kreon zunächst nicht die schwerere Forderung gestellt, Antigone frei zu geben und dadurch einen formell berechtigten Regierungsakt zurückzunehmen, sondern die leichtere, in die Bestattung des Polyneikes zu willigen, nachdem sich gezeigt hat, dafs durch ihre Unterlassung ein *μίασμα* über die Stadt gebracht ist. Kreon weist diese Forderung trotzig ab, und nun wird die Verschuldung, welche er durch die Verurteilung Antigonens auf sich geladen hat, auch von Teiresias hervorgehoben.

Ich meine gezeigt zu haben, dafs Kaibel seinen Satz nicht bewiesen hat; aber ich möchte versuchen zu beweisen, dafs das Gegenteil seines Satzes richtig ist. Dabei will ich ausgehen von seiner Beurteilung Kreons; denn, wie vorher gesagt, das Urteil über den einen der beiden Gegner mufs das über den andern beeinflussen; so viel Recht Kreon hat, so viel Unrecht hat Antigone und umgekehrt. Es gilt zunächst einen sicheren Stützpunkt zu finden, der nicht auf dem Gefühle des Lesers ruht, sondern auf einer Thatsache, die sich mit dem Verstande feststellen und beurteilen läfst.

Eine solche Thatsache ist der auch für den Stil der attischen Tragödie ungewöhnliche Reichtum an Sentenzen, den Kreons Reden zeigen.[1]) Es sei mir gestattet, sie ihrem wesentlichen Gedankeninhalt nach kurz anzuführen:

1) 175—177: Erst wenn ein Mann eine herrschende Stellung einnimmt, läfst sich seine Persönlichkeit ganz erkennen. 2) 178—181: Wer als Staatslenker sich durch Furcht von einer heilsamen Mafsregel zurückhalten läfst, ist ein Feigling. 3) 182—183: Wer einen *φίλος* höher achtet als das Vaterland, ist ein Nichtswürdiger. 4) 188—190: Das Vaterland ist es, das uns erhält, dem wir auch die *φίλοι* danken. 5) 221—222: Durch die Hoffnungen, die er erweckt, richtet der Gewinn vielfach Menschen zu Grunde. 6) 295—301: Das Geld vernichtet ganze Gemeinden wie einzelne Staatsbürger, indem es die Sittlichkeit untergräbt. 7) 313—314: Unrechter Gewinn bringt öfter Verderben als Heil. 8) 326: Unredlicher Gewinn bringt Leid. 9) 473—478: Gerade der harte Sinn wird am ehesten gebrochen. 10) 478—79: Wer andern unterthan

[1]) Auf Grund einer Mitteilung von mir hat auf diesen Punkt kurz hingewiesen A. Biese, Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. CLIV 109.

Digitized by Google

ist, darf nicht stolz sein. 11) 493—494: Den Schuldigen verrät bald sein böses Gewissen. 12) 580—581: Auch der Kecke flieht, wenn er den Tod vor Augen hat. 13) 641—647: Nur gehorsame Kinder sind den Eltern etwas nütze. 14) 650—651: Ein böses Weib ist ein *ψυχρὸν παραγκάλισμα*; denn 15) 651—652: ein *φίλος κακός* ist das gröfste Übel, das einen treffen kann. 16) 661—662: Wer den Seinen gegenüber ein braver Mann ist, wird sich auch in der Gemeinde als gerecht zeigen. 17) 666—671: Dem von der Gemeinde eingesetzten Herrscher mufs man in allem gehorchen; wer das thut, ist ein tüchtiger Bürger und ein zuverlässiger Kamerad. 18) 672—676: Zuchtlosigkeit vernichtet, Zucht erhält die Staaten. 19) 780: Die Toten zu ehren ist ein eitles Bemühen. 20) 1044: Die Götter kann kein Mensch beflecken. 21) 1055: Alle Seher sind gewinnsüchtig.

Ich hoffe, man wird, ohne eine Statistik über das Vorkommen von Sentenzen in der attischen Tragödie von mir zu verlangen[1]), zugeben, dafs Kreons Reden von Sophokles mit diesem Schmucke überreichlich bedacht sind, dafs manche dieser Sentenzen ungewöhnlich lang und dabei ungewöhnlich billig sind, endlich dafs der Redende die meisten von ihnen ohne irgendwelche innere Nötigung an den besonderen Fall, den er im Auge hat, anknüpft. Ich nenne ein besonders signifikantes Beispiel. Die Wächter sind nach Kreons Meinung von politischen Gegnern bestochen, um sein Gebot zu übertreten. Dann sind also doch nur jene Gegner eigentlich wirksam, die Wächter lediglich deren Werkzeuge. Und doch hören wir hier von Kreon eine Deklamation von 7 Versen, die lediglich an diese Untreue seiner Diener anknüpft:

295 *οὐδὲν γὰρ ἀνθρώποισιν οἷον ἄργυρος*
κακὸν νόμισμ' ἔβλαστε. τοῦτο καὶ πόλεις
πορθεῖ, τόδ' ἄνδρας ἐξανίστησιν δόμων·
τόδ' ἐκδιδάσκει καὶ παραλλάσσει φρένας
χρηστὰς πρὸς αἰσχρὰ πράγμαθ' ἵστασθαι βροτῶν·
300 *πανουργίας δ' ἔδειξεν ἀνθρώποις ἔχειν*
καὶ παντὸς ἔργου δυσσέβειαν εἰδέναι.

Welche Absicht verfolgte denn nun Sophokles, wenn er Kreon diese Vorliebe für sentenziöse Redeweise beilegte? Ich finde nur eine: er wollte ihn darstellen als einen eitlen, selbstgefälligen Menschen, der überall das Bedürfnis hat, seine billige Weisheit zur Schau zu stellen und sich zu zeigen als den, der das Menschenleben kennt bis auf den Grund, der jedes einzelne Vorkommnis unter einen allgemeinen Erfahrungssatz einordnen kann. Ich könnte für meinen nächsten Zweck mich hiermit begnügen. Denn wenn Sophokles Kreon als eitel und selbstgefällig aufgefafst wissen wollte, so wollte er, dafs wir ihn verachteten, und wenn er das wollte, so konnte er nicht wollen, dafs wir ihn als gleichberechtigten Gegner Antigonens ansehen sollten. Aber die einzelne Charaktereigenschaft wird erst glaubhaft dargelegt sein, wenn es sich zeigt,

[1]) Immerhin sei beispielsweise König Oedipus mit Kreon verglichen. Wir hören aus seinem Munde sechs Sentenzen: 109. 280—81. 296. 314—15. 380—82. 999.

Digitized by Google

dafs sie sich in ein Gesamtbild dieses Charakters einfügt, und Kaibel selbst bietet uns Gelegenheit, noch eine andere Seite von Kreons Charakter zu besprechen.

Er suchte eine Erklärung dafür, dafs Kreon Antigonens stolze Berufung auf die göttlichen Satzungen, wiewohl er sie als unberechtigt empfand, doch nicht zurückwies. Noch ein Zweites fiel ihm an Kreons Antwort auf. Wenn der König sagt:

αὐτή τε χἡ ξύναιμος οὐκ ἀλύξετον
μόρου κακίστου· καὶ γὰρ οὖν κείνην ἴσον
490 *ἐπαιτιῶμαι τοῦδε βουλεῦσαι τάφου.*
καί νιν καλεῖτ᾽· ἔσω γὰρ εἶδον ἀρτίως
λυσσῶσαν αὐτὴν οὐδ᾽ ἐπήβολον φρενῶν,

so fragen wir uns doch, wie er dazu kommt, auch Ismenen zu beschuldigen und zu verurteilen. *Cuius repentini consilii estne hoc satis causae quod modo se vidisse ait Ismenam domi furentem et quasi mente alienatam? quidni, id quod erat, sororem de sororis sorte sollicitam esse intellegebat?* (S. 15). Wir haben oben gesehen, wie wenig Kaibels Erklärung ausreicht, um Kreons Verhalten auch nur gegenüber der von Antigone vorgebrachten Begründung verständlich zu machen. Wenn wir seinen ungerechten Verdacht gegen Ismene erklären wollen, so müssen wir uns vor allem daran erinnern, dafs er nicht sie allein ungerecht verdächtigt. Als der Chor schüchtern vermutet, dafs der Götter Hand bei der Bestattung des Polyneikes im Spiele sei, weist er ihn schroff ab:

οὐκ ἔστιν· ἀλλὰ ταῦτα καὶ πάλαι πόλεως
290 *ἄνδρες μόλις φέροντες ἐρρόθουν ἐμοί,*
κρυφῇ κάρα σείοντες, οὐδ᾽ ὑπὸ ζυγῷ
λόφον δικαίως εἶχον, ὡς στέργειν ἐμέ.
ἐκ τῶνδε τούτους ἐξεπίσταμαι καλῶς
παρηγμένους μισθοῦσιν εἰργάσθαι τάδε.

Ist dieser Verdacht minder sinnlos? Seit gestern ist er König, und schon hat er längst die Existenz einer Oppositionspartei bemerkt, die jetzt die Wächter bestochen haben soll? Aber ein drittes Mal noch hören wir eine solche Verdächtigung: als Teiresias ihm — nicht etwa herrisch auf seine überlegene Weisheit pochend, sondern milde und freundlich — zuredet, dafs er sein Edikt gegen Polyneikes zurücknehmen möge, wirft er mit völliger Gewifsheit, als handle es sich um eine durchaus feststehende Thatsache, ihm vor, er sei bestochen.

Dabei fällt uns doch wohl eine andere Sophokleische Tragödie ein, in der gleichfalls eine Person dreimal eine falsche Beschuldigung, die auf blofser Vermutung beruht, als Thatsache hinstellt. König Oedipus ist es, der 124 behauptet, mit thebanischem Gelde seien die Räuber gedungen, die Laios getötet hätten; der 378 ff. Teiresias beschuldigt, er habe, um ihn zu stürzen, das delphische Orakel im Bunde mit Kreon ersonnen, den er dann ans Regiment bringen und mit dem er die Herrschaft teilen wolle; der endlich 1062 f. Iokasten vorwirft, sie wolle ihn an der Erforschung seiner Abkunft hindern,

Digitized by Google

damit ihr Gatte sich nicht als unebenbürtig herausstelle. Drei ungerechte Verdächtigungen hier und da, je eine auf Bestechung lautend, je eine gegen Teiresias gerichtet — die Ähnlichkeit ist grofs. Und doch ist wieder ein Unterschied da: die Verkehrtheit der Vermutungen ist viel gröfser bei Kreon als bei Oedipus. Dieser kann allerdings nicht beweisen, dafs des Laios Mörder von Theben aus gedungen sind, aber möglich war das immerhin und viel wahrscheinlicher, als dafs gegen den soeben ernannten König Kreon sich schon eine Oppositionspartei gebildet haben sollte, die nun nicht etwa etwas Ernstliches gegen ihn unternommen, sondern ein Gebot von ihm übertreten hätte, nur um ihn dadurch zu ärgern. Im König Oedipus hatte Kreon zur Befragung des Teiresias geraten; Teiresias erhob jetzt eine Anklage, deren Unsinnigkeit für Oedipus ganz fest stand: war es so befremdlich, wenn Kreon und Teiresias sich verbunden hatten, um den Eindringling zu stürzen? In der Antigone sollte wieder jene erträumte Oppositionspartei thätig gewesen sein und den greisen Seher mit einer Summe Geldes erkauft haben: diese Beschuldigung war nicht nur ungerecht, sondern auch abgeschmackt. Endlich Iokaste — warum stellte sie sich plötzlich dem leidenschaftlichen Verlangen ihres Gatten so dringend in den Weg? War es so wunderbar, wenn sie sich ungern als Gattin eines Sohnes der Tyche sah? Dagegen wer Ismenen kannte von klein auf, der konnte ihr eine solche That gar nicht zutrauen. Kurz, dort sehen wir, wie ein Mensch, der seinen Scharfsinn einst glänzend bewiesen hat, eben diesen Scharfsinn am unrechten Orte anwendet, hier einen Thoren, der ohne Überlegung den ersten besten Gedanken aufgreift und ihn mit völliger Gewifsheit als Thatsache hinstellt.

Nicht in diesem Punkte allein verhält sich Kreon so zu Oedipus; jener ist eitel, dieser zeigt ein hohes Selbstbewufstsein, das aber berechtigt ist: denn er hat wirklich einst durch seinen Scharfsinn die Stadt gerettet.

Und noch einen letzten Charakterzug des Oedipus finden wir bei Kreon wieder: die jäh hervorbrechende Zornmütigkeit. Aber wieder mit demselben Unterschiede. Oedipus wird heftig und ungerecht, Kreon roh, ja blasphemisch. Mochte Antigone immerhin aus Liebe zu ihrem Bruder gethan haben, was sie nicht sollte; er durfte sie nicht höhnen, wie er es thut:

κάτω νυν ἐλθοῦσ', εἰ φιλητέον, φίλει
525 *κείνους· ἐμοῦ δὲ ζῶντος οὐκ ἄρξει γυνή.*

So üblich in der Tragödie der Vergleich des Zeugens mit dem Pflügen ist, wenn er auf Ismenens entsetzte Frage, ob er seines Sohnes Braut töten wolle, erwidert:

569 *ἀρώσιμοι γὰρ χἀτέρων εἰσὶν γύαι,*

so dürfte das auch für einen Hellenen eine Roheit sein. Haimon hat seinen Vater erzürnt, aber dieser überschreitet doch Mafs und Ziel, wenn er ausruft:

760 *ἄγαγε τὸ μῖσος, ὡς κατ' ὄμματ' αὐτίκα*
παρόντι θνῄσκῃ πλησία τῷ νυμφίῳ.

Nur ein unfrommer Sinn kann von denen im Totenreiche sagen:

780 *πόνος περισσός ἐστι τὰν Ἅιδου σέβειν.*

Digitized by Google

Aber er scheut vor Zeus selber nicht zurück:

486 ἀλλ' εἴτ' ἀδελφῆς, εἴθ' ὁμαιμονεστέρα
τοῦ παντὸς ἡμῖν Ζηνὸς ἑρκείου κυρεῖ,
αὐτή τε χἡ ξύναιμος οὐκ ἀλύξετον
μόρου κακίστου,

und stärker noch 1040:

τάφῳ δ' ἐκεῖνον οὐχὶ κρύψετε,
οὐδ' εἰ θέλουσ' οἱ Ζηνὸς αἰετοὶ βορὰν
φέρειν νιν ἁρπάζοντες ἐς Διὸς θρόνους,
οὐδ' ὥς, μίασμα τοῦτο μὴ τρέσας, ἐγὼ
θάπτειν παρήσω κεῖνον,

wo er selber fühlt, dafs er zu weit gegangen ist, und die — in seinem Munde schale — Entschuldigung anfügt:

εὖ γὰρ οἶδ' ὅτι
θεοὺς μιαίνειν οὔτις ἀνθρώπων σθένει.

Wir können das alles zusammenfassen, indem wir sagen: Kreon in der Antigone ist eine Karikatur des Oedipus im König Oedipus.[1])

Und diesem Menschen steht nun Antigone gegenüber; vor ihm spricht sie es aus, dafs sie nicht geglaubt habe, seine Gebote hätten soviel Kraft,

ὥστ' ἄγραπτα κἀσφαλῆ θεῶν
νόμιμα δύνασθαι θνητά γ' ὄνθ' ὑπερδραμεῖν,

fast denselben Gedanken und dieselben Worte, die Sophokles selber O. R. 865 ff. brauchte. Ich denke, es ist doch so, wie wir immer geglaubt haben: Antigone weifs, dafs man Gott mehr gehorchen soll als den Menschen, und dies Bewufstsein giebt ihr die Kraft, kühn aufgerichtet[2]) dem Tyrannen, der ihr das Todesurteil sprechen wird, ins Auge zu blicken. Und es ist allerdings so, dafs diese Szene die Achse darstellt, um die sich das Stück dreht: das bezeugen die Schlufsworte des Chores — der nun nicht mehr wie vordem seinem Herrn nach dem Munde zu reden braucht. Sie wissen nichts von einer Gleichberechtigung der beiden Gegner, die an der Härte ihres Sinnes beide zu Grunde gegangen seien; sie zielen auf Kreon allein, den seine ἀφροσύνη zur ἀσέβεια führte und der zum φρονεῖν erst kam, als die strafende Hand der Götter ihm sein Lebensglück zerschlagen hatte.

Und dennoch sind Kaibels Ausführungen nicht überflüssig gewesen. Es giebt auch Leute, welche sich für verpflichtet halten, Antigone zu einer Heiligen zu erheben, die nur aus selbstlosen Motiven ihr Leben einsetzt, um ihre Pflicht zu thun. Und diesen gegenüber ist allerdings zu betonen, dafs Sophokles in seiner Heldin nicht nur ein solches blasses Idealbild geschaffen hat, sondern eine lebendige Menschenseele, die hassen und verachten kann so gut wie lieben.

[1]) Von einem anderen Gesichtspunkte aus habe ich dies Verhältnis der beiden Charaktere dargelegt in meiner Neubearbeitung der Schneidewin-Nauckschen Ausgabe des König Oedipus S. 44 ff.

[2]) Denn sie hebt doch wohl 450 das Haupt, das sie bis 441 gesenkt hielt, als ginge der ganze Vorgang sie nichts an.

Digitized by Google

Ich denke nicht an ihr Verhältnis zu Ismene. Der ist sie allerdings, wie die Anrede im ersten Verse bezeugt, mit warmem Herzen entgegengetreten. Und wenn sie von dem Augenblicke an, wo die Schwester sich geweigert hat, ihr zu helfen, ihr mit so schneidender Schärfe entgegentritt, die nur ganz wenig sich mildert, selbst als Ismene mit ihr sterben will, so finde ich darin nur die natürliche Härte einer starken Seele, für die Erkenntnis und Erfüllung einer Pflicht zusammenfällt, die sich nicht wie die meisten Menschen vor Alternativen scheut, der böse heifst, was nicht gut ist. Aber ihr Verhältnis zu Kreon ist nicht lediglich bestimmt durch das Bewufstsein, dafs sie um des Bruders und um des göttlichen Gesetzes willen sein Gebot übertreten mufs. Freilich, das Wort *ἐχθροί* im Prolog,

ἤ σε λανθάνει
πρὸς τοὺς φίλους στείχοντα τῶν ἐχθρῶν κακά;

beweist dafür noch nichts; ein *ἐχθρός* könnte er ihr geworden sein eben durch sein jetzt erlassenes Gebot. Aber einen deutlichen Hinweis giebt uns Sophokles einige Verse später:

31 *τοιαῦτά φασι τὸν ἀγαθὸν Κρέοντά σοι*
κἀμοί, λέγω γὰρ κἀμέ, κηρύξαντ' ἔχειν.

Was soll hier die effektvolle Wiederaufnahme des *ἐμοί*? Ich meine, sie ist nur verständlich, wenn Antigone der Gedanke vorschwebt: Nicht Dir allein, Du sanfte Seele, die er doch vielleicht hoffen konnte einzuschüchtern, hat er dies geboten; auch mir, von der er doch wissen mufste, wie sehr ich ihn verachte. Kreon bestätigt diese Deutung selber, als er den Streit zwischen den Schwestern um die Mitschuld Ismenens gehört hat:

561 *τὼ παῖδέ φημι τώδε τὴν μὲν ἀρτίως*
ἄνουν πεφάνθαι, τὴν δ' ἀφ' οὗ τὰ πρῶτ' ἔφυ.

Er hat ja die beiden Mädchen aufgezogen und gekannt von klein auf. Freilich war es zu schwereren Konflikten zwischen Antigone und ihrem Oheim bisher nicht gekommen; sie würde ja sonst nicht seines Sohnes Braut sein; aber längst hat sie Kreon in seiner eitlen Nichtigkeit durchschaut, er andererseits die Unbeugsamkeit dieser Natur, die in seinen Augen nur *ἄνοια* sein kann, kennen gelernt. Und darum tritt sie ihm, als er sie fragt, ob sie sich zu ihrer Schuld bekenne, nicht nur entgegen mit dem ruhigen Bewufstsein ihres Rechts, sondern mit zorniger Verachtung. *φὴς ἢ καταρνῇ;* hat er gefragt; es ist Hohn, wenn sie sich nicht begnügt das erste Glied dieser Alternative zu bejahen, sondern zugleich das zweite verneint:

443 *καί φημι δρᾶσαι κοὐκ ἀπαρνοῦμαι τὸ μή.*

Er fühlt das, er weifs, dafs es einen heftigen Auftritt geben wird; darum schickt er zunächst den Wächter weg, damit der Mann aus dem Volke der Familienszene nicht beiwohne. Und er hat sich nicht getäuscht. Als er fragt:

447 *ᾔδησθα κηρυχθέντα μὴ πράσσειν τάδε;*

begnügt sie sich wieder nicht mit der einfachen Antwort, sondern zeigt ihm, dafs seine Frage überflüssig war:

ᾔδη· τί δ' οὐκ ἔμελλον; ἐμφανῆ γὰρ ἦν.

Digitized by Google

Bitter ironisch ist dann das *ᾠόμην* 453: 'ich meinte das damals; vielleicht lerne ich ja jetzt einsehen, daſs ich mich irrte'.

An jedem Satze dieses Gespräches könnte man das gleiche nachweisen[1]), aber es wird nicht mehr nötig sein; so fasse ich das Resultat dieser ganzen Erörterung kurz zusammen. Sophokles wollte nicht Antigone und Kreon als gleichberechtigte Gegner aufgefaſst wissen; jener sollte nach ihm ganz unrecht, diese ganz recht haben. Aber wenn an seinem Geschick sich bestätigen sollte, was der fromme Dichter glaubte, daſs Menschentrotz machtlos sei gegen Götterwillen, so ist darum doch für Antigone die Scheu vor den göttlichen Geboten nicht das einzige Motiv ihres Handelns; wohl würde dies im Verein mit der Liebe zu dem toten Bruder ausgereicht haben, sie zu ihrer That zu bewegen; aber daſs sie diese That mit Freuden thut, daſs sie, als sie gethan ist, sich mit Freuden dazu bekennt, erklärt sich daraus, daſs sie zugleich ihre Selbständigkeit wahrt gegenüber dem Versuche eines von ihr verachteten Schwächlings, sie unter seinen Willen zu beugen.

Wir sind ausgegangen von jenem aus Herodot stammenden Enthymem V. 904—912. Ich halte es mit Kaibel für echt, und die herbe Verachtung ihres Gegners[2]), die sich nach ihm darin aussprechen soll, würde an sich ihr nicht fremd sein. Aber in die Stimmung dieser Abschiedsworte paſst dies Gefühl doch wohl nicht hinein. Hören wir nur, wie sie gleich darauf von Kreon spricht:

τοιῷδε μέντοι σ' ἐκπροτιμήσασ' ἐγὼ
νόμῳ, Κρέοντι ταῦτ' ἔδοξ' ἁμαρτάνειν
915 *καὶ δεινὰ τολμᾶν, ὦ κασίγνητον κάρα.*
καὶ νῦν ἄγει με διὰ χερῶν οὕτω λαβὼν
ἄλεκτρον ἀνυμέναιον, οὔτε του γάμου
μέρος λαχοῦσαν οὔτε παιδείου τροφῆς,
ἀλλ' ὧδ' ἔρημος πρὸς φίλων ἡ δύσμορος
920 *ζῶσ' εἰς θανόντων ἔρχομαι κατασκαφάς.*

Kann man wirklich in demselben Atem einem Menschen seine Verachtung kundgeben und gegen ihn eine so bitter schmerzliche Anklage erheben? Also Kaibels Versuch, diese Worte mit Antigonens Charakter in innere Beziehung zu setzen, halte ich für miſslungen; warum ich trotzdem nicht wagen möchte, die Stelle zu streichen, habe ich in diesen Jahrbüchern Supplbd. XV 311 auseinandergesetzt; ich möchte eins der dort in anderem Zusammenhange vorgebrachten Argumente klarer und weiter ausgeführt wiederholen, ein anderes hinzufügen.

Als der greise Oedipus Ismenen begrüſst und nun also von seinen beiden Töchtern die Treue erfahren hat, welche die Söhne an ihm nicht bewiesen

---

[1]) Woraus denn höfische Philologen, die an diesem schroffen Auftreten der 'Prinzessin' dem 'regierenden Fürsten' gegenüber Anstoſs nahmen, eine 'Schuld' Antigonens gedrechselt haben.

[2]) Aber freilich auch Haimons!

Digitized by Google

haben, spricht er seine Entrüstung über diese, seine Dankbarkeit gegen jene in folgenden Worten aus:

ὢ πάντ' ἐκείνω τοῖς ἐν Αἰγύπτῳ νόμοις
φύσιν κατεικασθέντε, καὶ βίου τροφάς·
ἐκεῖ γὰρ οἱ μὲν ἄρσενες κατὰ στέγας
340 *θακοῦσιν ἱστουργοῦντες, αἱ δὲ σύννομοι*
τἄξω βίου τροφεῖα πορσύνουσ' ἀεί.
σφῷν δ', ὦ τέκν', οὓς μὲν εἰκὸς ἦν πονεῖν τάδε,
κατ' οἶκον οἰκουροῦσιν ὥστε παρθένοι,
σφὼ δ' ἀντ' ἐκείνων τἀμὰ δυστήνου κακὰ
345 *ὑπερπονεῖτον.*

Ein wunderlicher Vergleich! *δεινὰ τἀν κείνοις τὰ νῦν* hatte Ismene eben vorher von ihren Brüdern gesagt; das klingt doch nicht wie ein friedliches *θακεῖν κατὰ στέγας*; also wie sollte wohl 'Oedipus glauben, aus Ismenes Mitteilungen entnehmen zu dürfen, die Brüder säfsen ruhig daheim?' Und in allem gleichen sie den Aegyptern? Worin denn noch aufser in dem, was der Vater anführt? Die Antwort giebt Herodot II 35: *Αἰγύπτιοι . . πάντα ἔμπαλιν τοῖσι ἄλλοισι ἀνθρώποισι ἐστήσαντο ἤθεά τε καὶ νόμους, ἐν τοῖσι αἱ μὲν γυναῖκες ἀγοράζουσι καὶ καπηλεύουσι, οἱ δὲ ἄνδρες κατ' οἴκους ἐόντες ὑφαίνουσι . . τρέφειν τοὺς τοκέας τοῖσι μὲν παισὶ οὐδεμία ἀνάγκη μὴ βουλομένοισι, τῇσι δὲ θυγατράσι πᾶσα ἀνάγκη καὶ μὴ βουλομένῃσι.* Also wie die Stelle der Antigone aus Herod. III 119 stammt, so diese aus Herod. II 35; wie dort so ist hier Herodot ohne jede innere Nötigung, ja gewaltsam herbeigezogen.

Aber freilich, über Oedipus schütteln wir den Kopf, was Antigone sagt, verletzt uns innerlich. Wenigstens in einem Punkte müssen wir uns dabei doch wohl hüten, modernes und antikes Empfinden gleichzusetzen. Schon daran wird sich unser Gefühl stofsen, dafs die Mutter sich über den Tod eines Kindes trösten soll mit dem Gedanken, sie könne ein anderes dafür bekommen; und doch tröstet Perikles wirklich die trauernden Athener so: *καρτερεῖν δὲ χρὴ καὶ ἄλλων παίδων ἐλπίδι οἷς ἔτι ἡλικία τέκνωσιν ποιεῖσθαι* (Thuk. II 44, 3[1])), und Alkestis sagt, Admets Eltern hätten wohl für ihren Sohn sterben können:

293 *μόνος γὰρ αὐτοῖς ἦσθα, κοὔτις ἐλπὶς ἦν*
σοῦ κατθανόντος ἄλλα φιτύσειν τέκνα.

Zeigt sich hier wirklich einmal die 'herbe Ehrlichkeit' des Altertums im Gegensatze zu der erkünstelten Feinheit des Gefühls der Modernen?

---

[1]) Ch. Harder führt in seiner vortrefflichen kleinen Schülerausgabe des Thukydides (Leipzig 1894) mit Recht die Antigonestelle an.

Digitized by Google

DIE ANLAGE DES OBERGERMANISCHEN LIMES UND DAS RÖMERKASTELL SAALBURG.

Von Ernst Schulze.

Seit der deutsche Reichstag am 6. Juni 1892 die erforderlichen Mittel bewilligt hatte, ist die Reichslimeskommission mit der Erforschung des römischen Grenzwalles, der hinter ihm liegenden Kastelle und bürgerlichen Ansiedelungen, sowie des Strafsennetzes und der sonstigen zugehörigen Anlagen nach einheitlichem Plane eifrig beschäftigt gewesen. Alljährlich bringt das unter F. Hettners und O. von Sarweys Leitung in Trier erscheinende Limesblatt die Berichte der Streckenkommissare in 5—6 Nummern, und seit 1895 erscheint in Heidelberg in einzelnen Lieferungen das grofse, die Ergebnisse zusammenfassende Werk: 'Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreichs. Im Auftrage der Reichslimeskommission herausgegeben von dem militärischen und dem archäologischen Dirigenten O. von Sarwey und F. Hettner.' Durch die angestrengte Thätigkeit der Streckenkommissare, welche die Ausgrabungen oft fern von ihrem Wohnorte anordnen und in schwierigem Gelände, nicht selten bei ungünstiger Witterung leiten und überwachen müssen, ist eine Menge wichtiger Einzelheiten erforscht worden, die sich allmählich zu einem Gesamtbilde der grofsartigen Anlage römischer Kriegsbaukunst, die in die Kulturentwickelung des deutschen Volkes so tief eingegriffen hat, zusammenschliefsen werden. Die beiden oben erwähnten Publikationen, von deren Fortsetzung in den nächsten Jahren noch wichtige Aufklärungen zu erwarten sind, haben die wissenschaftliche Erkenntnis der römischen Grenzanlage gegenüber dem Werke des hochverdienten A. von Cohausen, Der römische Grenzwall in Deutschland, Wiesbaden 1884, sehr gefördert.

Neben diese Publikationen ist in jüngster Zeit das Werk L. Jacobis getreten, eines der eifrigsten und erfolgreichsten Limesforscher.[1]) Die Bedeutung des Buches besteht darin, dafs es über die Saalburg bei Homburg, das von allen Limeskastellen am sorgfältigsten untersuchte, in genauester Weise berichtet, in verschiedenen Einzeluntersuchungen die Leistungen der Römer auf dem noch wenig erforschten Gebiete der Technik klarlegt und über die Anlage

[1]) Das Römerkastell Saalburg bei Homburg vor der Höhe. Nach den Ergebnissen der Ausgrabungen und mit Benutzung der hinterlassenen Aufzeichnungen des königl. Konservators Obersten A. von Cohausen von L. Jacobi, Mitglied der Reichs-Limes-Kommission. Mit einer Karte, 80 Tafeln und 110 Textabbildungen. Homburg v. d. Höhe 1897. Zwei Bände. Im Selbstverlage des Verfassers.

Digitized by Google

des Limes auf Grund der vom Verfasser gemachten Entdeckungen Aufklärungen von allgemeiner Tragweite giebt. In 15 Abschnitten behandelt Jacobi die Geschichte der Ausgrabungen, die Ringwälle, Namen, Lage und Bedeutung der Saalburg, die Wege und Strafsen, den Limes und die Geschicke der Saalburg in römischer Zeit. Dann wird die Anlage des Kastells, der bürgerlichen Niederlassung, der Gräber behandelt, es werden die technischen Ergebnisse und die Erhaltungsarbeiten dargelegt — für Ausgrabungen und für Erhaltung sind in der Zeit von 1853—1893 rund 80000 Mark verausgabt worden —, sodann werden die Funde: Inschriften, Gefäfse, Münzen (1948 Stück), Geräte, Schlösser, Leder und Schuhwerk, Schmucksachen, Hufeisen, ferner Baumfrüchte und tierische Überreste, endlich das Saalburgmuseum nach Entstehung und Einrichtung besprochen. Ausführliche Namen-, Orts- und Sachregister, welche die Benutzung des Werkes sehr erleichtern, machen den Schlufs.

Bei unserer Besprechung wollen wir von dem Abschnitte ausgehen, der von der Anlage des Limes im Taunus handelt.[1]) Schon Drusus hatte, als Mogontiacum zum militärischen Stützpunkt der Römerherrschaft am Main gemacht worden war, zum Schutze des rechtsrheinischen Vorlandes ein Kastell im Taunus, vielleicht am Zugmantel nördlich von Wiesbaden, angelegt.[2]) Die ganze untere Mainebene mit der Wetterau bis nördlich von Friedberg wurde durch den Feldzug des Kaisers Domitian im J. 83 dem römischen Reiche einverleibt.[3]) Wir dürfen annehmen, dafs damals die Grenzlinie bis auf die Nordseite der Taunuskette vorgeschoben, die Gebirgsübergänge und die Thalwege durch kleine Erdkastelle gesperrt und dadurch die römischen Ansiedelungen und Felder in der Mainebene vor räuberischen Überfällen der Chatten gesichert wurden.[4])

Schon längst waren von deutschen Forschern am Limes in gröfserer oder geringerer Entfernung flache Erdhügel wahrgenommen worden. Mehrere von ihnen hatte man aufgegraben und untersucht, ohne über ihre Bedeutung volle Aufklärung geben zu können. Man hielt sie für Reste von eingestürzten Nebengebäuden, ähnlich den hügelartigen, aber unregelmäfsigen Überbleibseln von Steintürmen, die, mit dicken, in den Boden hineinreichenden Grundmauern erbaut, in Entfernungen von durchschnittlich 850 m von einander den Grenzwall begleiten. Die genaue Untersuchung Jacobis aber hat über die Anlage und Einrichtung jener Hügel im Taunus folgendes ergeben. Ein solcher Hügel ist

---

[1]) S. 38—54. Vgl. Jacobis Bericht im Limesblatt 1894 Nr. 7 und 8; den Aufsatz 'Grenzmarkierungen am Limes' in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst XIV 147—172, Trier 1895; Hettners Bericht über die Thätigkeit der Reichslimeskommission im Archäol. Anzeiger 1896, 4. Heft S. 175—203.

[2]) Tacit. Ann. I 56: *Germanicus . . . posito castello super vestigia paterni praesidii in monte Tauno expeditum exercitum in Chattos rapit.* Vgl. Limesblatt Nr. 16 S. 437.

[3]) Mommsen, Röm. Gesch. 5, 136

[4]) Frontin, Strateg. I 3, 10 berichtet: *Imperator Caesar Domitianus Augustus, cum Germani more suo e saltibus . . . subinde inpugnarent nostros tutumque regressum in profunda silvarum haberent, limitibus per centum viginti milia passuum actis . . . mutavit statum belli.*

Digitized by Google

gewöhnlich kreisrund, meistens mit einem Halbmesser von etwa 6 m (20 röm. Fufs), und von einem sichtbaren Gräbchen umgeben, auf dessen Sohle sich eingelegte Basaltstücke, Kohlen, Kiesel, vorrömische und römische Gefäfsscherben finden. Der Hügel selbst ist mit der an Ort und Stelle anstehenden Erd- oder Gesteinart angeschüttet und zeigt keine Beimischung von Bausteinen oder sonstigen Resten eines Baues aus Menschenhand. Nach sorgfältiger Entfernung der aufgeschütteten Erde kam eine genau nivellierte, kreisrunde horizontale Fläche zum Vorschein, die z. B. am Nordabhange des grofsen Feldbergs mit grofser Mühe dem schräg abfallenden Steinboden abgewonnen worden ist. In dieser horizontalen Fläche entdeckte Jacobi vier quadratische Löcher von 30 cm Breite und etwa 1 m Tiefe, die, scharfkantig bis zur Sohle gehend, jetzt mit lockerer Erde gefüllt erscheinen, früher aber viereckig behauene Holzpfosten enthalten haben müssen, die im Laufe der Zeit vermodert sind. Die vier Pfosten stehen in quadratischer Aufstellung, in der Regel je 3,60 m von einander. Zwischen die Pfosten sind bisweilen mauerähnlich, aber ohne Mörtel, Steine eingelegt.

Die gleiche Einrichtung der Hügel ist nun auch im Odenwald, in Oberhessen und anderwärts nachgewiesen worden. Über die Station am Sommerberg z. B. schreibt Soldan: 'Der Hügel enthält eine elliptische, etwas bergab geneigte Plattform, die nach Art einer Tenne mit Sand und Lehm abgeglichen ist. Ihre beiden Achsen haben 11,0 bezw. 10,20 m Länge ... In die Plattform sind vier ca. 1,40 m tiefe Löcher eingeschnitten, in welche scharfkantig behauene Pfosten von 30—35 cm Stärke eingesetzt waren.'[1] v. Cohausen, Soldan[2]), Anthes, Löschcke, Hettner u. a. vertreten die Ansicht, dafs die vier Pfosten einen römischen Wartturm getragen haben, dafs Gefäfsscherben und Kohlen von dem Aufenthalte der Bewohner dieses Turmes herrühren und dafs der Einsturz des von den Römern vernachlässigten Turmes und das Vermodern der Trümmer ohne menschliche Mitwirkung die Hügel gebildet habe.

Dagegen behauptet Jacobi, dafs die Hügel nicht Überreste von irgend welchen Baulichkeiten, sondern die wirklichen, uns vollkommen erhaltenen ältesten Grenzmale zur Festlegung der römischen Reichsgrenze seien. Diese Ansicht scheint mir nach Besichtigung der im Taunus aufgefundenen Hügel und nach Erwägung des Zusammenhanges der von den Limesforschern festgestellten Thatsachen die richtige zu sein.

Bei Anlage eines Wartturmes hätten die Römer gewifs nicht das untere Ende der Balken scharfkantig behauen; sie hätten vielmehr dem Baumstamm seine volle Rundung und Dicke gelassen, um ihn gegen die Feuchtigkeit des Bodens widerstandsfähiger zu machen. Der Einsturz eines ziemlich hohen Holzbaues wäre meistenteils seitwärts, nicht senkrecht nach unten erfolgt, hätte daher nicht die gleichmäfsige, kunstvoll gewölbte Form der Grenzhügel erzeugt. Ferner liegen die Hügel häufig an Stellen, wo niemals ein Weg vorüberführte, also eine Überwachung des Waldreviers zwecklos war. Unerklär-

[1]) Limesblatt Nr. 23 S. 625. [2]) Limesblatt S. 479 ff. 630 ff.

Digitized by Google

lich erscheint, wenn wir an Grenzverteidigung oder -überwachung denken, warum häufig, wie z. B. am Kieshübel, Weifsenstein (s. Abb. 1), Rofskopf, Roten Kreuz, Glaskopf und ebenso im Odenwald (Limesbl. S. 468) zwei Hügel so nahe an einander liegen, dafs ihre Umfassungsgraben sich fast berühren. Für die Grenzwache genügte ein Turm, und wollte man die Besatzung besser schützen, so mufste man diesen Bau gröfser und fester anlegen, vor allem ihn mit einem steinernen Fundament versehen. Die nötigen Steine für eine starke Trockenmauer wären leichter zu beschaffen gewesen, als die gut behauenen Balken.

Wie aber kam, wenn die angeblichen Holztürme einstürzten — und sie müfsten, nach der Zahl der Hügel zu schliefsen, in grofser Menge eingestürzt

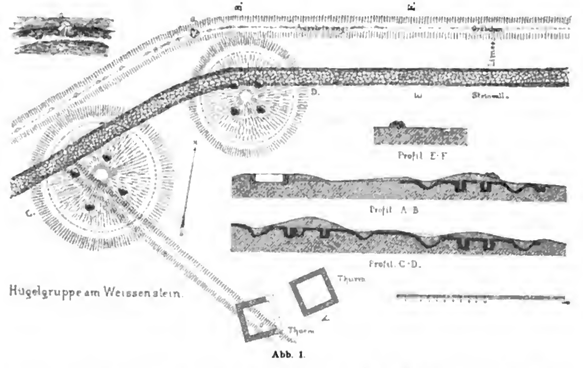


Abb. 1.

sein — Erde und Steingeröll aus dem Graben auf die Trümmer? Soldan, der von seinen Grabungen in Oberhessen ausdrücklich berichtet, ein Teil der Erde des Grabens habe 'zweifelsohne auch zur Bildung der Kalotte gedient' (Limesbl. S. 647), vermag diese Frage nicht zu beantworten, sondern sagt, 'die Entstehung der hohen Erdkalotte über der Plattform der Holztürme bleibe noch zu erklären'. Mir scheint es undenkbar, dafs Naturkräfte die Steine des Grabens über den Trümmern eines zusammengestürzten Baues in regelmäfsiger Wölbung aufgehäuft haben, ebenso undenkbar aber, dafs Menschen sich an vielen Punkten der Grenze dieser völlig nutzlosen Mühe unterzogen haben.

Auf welche Weise sollen wir erklären, dafs an manchen Stellen im Taunus, ebenso in Baden (Limesbl. S. 555) der Pfahlgraben über die sonst unversehrten Hügel hinwegzieht? Die Thatsache beweist, dafs die Hügel älter sind als der Pfahl. Steckten nun wirklich in allen diesen Hügeln eingefallene römische Holztürme, so müfsten die Römer in ungewöhnlichem Leichtsinn ihre eigenen

Digitized by Google

Anlagen haben verfallen lassen. Viele Jahrzehnte lang müfsten die Türme in Trümmern gelegen haben, denn hätten die Römer bei Anlage des Pfahls die Balken noch unverfault gefunden, so hätten sie diese beiseite getragen und es wäre überhaupt kein Hügel entstanden. Die angeführten Gründe sprechen gegen die Annahme, die Hügel seien die Überreste eingestürzter römischer Holzbauten.

Jacobis Ansicht dagegen geht dahin, die Hügel seien von Anfang an nichts anderes als Grenzmale gewesen, die Holzpfosten hätten nur wenige Fufs aus der Erde emporgeragt und durch ihre wohlbefestigte, kistenförmige Stellung den Zug der Grenze unverrückbar bestimmt. Sie wurden scharfkantig behauen, um eine gerade Linie zu bezeichnen. Zwei solche, neben einander errichtete Grenzmale — von denen bisweilen eins eine viereckige Plattform hat — dienten dazu, an einem Winkel der Grenze die verschiedenen Fluchtlinien festzulegen. Die Erde aus dem Graben wurde sofort auf die Grenzbezeichnung aufgeschüttet, um die Anlage vor Zerstörung zu sichern.[1]) Der Graben ringsum hatte den Zweck, das heilige Grenzzeichen gegen Verletzung möglichst sicher zu stellen. Bekannt ist aus Ovid (Fast. II 641 ff.), wie hoch von den Römern der Gott Terminus, der in unbestechlicher Treue die Grenzen der Privatländereien und der Staatsgebiete bezeichnet, verehrt wurde. Auch dem Grenzsteine selbst wurde göttliches Wesen zugeschrieben:

Termine, sive lapis, sive es defossus in agro
Stipes, ab antiquis tu quoque numen habes.

Die Grenznachbarn setzten nach feierlichem Opfer unter Beobachtung religiöser Gebräuche die Steine, die ihre Grundstücke von einander trennten.[2])

Die Römer hatten die Sitte, in den Erdboden unter die äufserlich sichtbaren Grenzmale unverwesliche Gegenstände als *signa*, Merkmale, zu legen. Dasselbe geschieht noch heute bei uns.[3]) Wenn nun in dem Rundgraben der Hügel sich solche Gegenstände finden, so läfst sich allenfalls behaupten, sie seien als Reste von Gebrauchsgegenständen zufällig hineingefallen. Wenn aber auf der Sohle der Pfostenlöcher sich Nägel, Gefäfsscherben, Kohlen, Mühlsteinstücke finden, so ist es unmöglich anzunehmen, sie seien dorthin geraten, während der angebliche Holzturm bewohnt war. Sie müssen vor dem Ein-

---

[1]) Vgl. Schriften der röm. Feldmesser, her. v. Blume, Lachmann und Rudorff, I 307, 5: *In terminatione sub terra ipsos palos cooperuimus*; 349, 15: *Palos picatos sub terra defiximus.*

[2]) Vgl. Röm. Feldm. I 141, 8: *Sacrificio facto hostiaque immolata . . . super calentes reliquias lapides conlocabant.*

[3]) Vgl. Röm. Feldm. I 140, 11: *Quibusdam videtur sub omnibus terminis signum inveniri oportere . . . aut cinus aut carbones aut testea aut vitrea fracta.* Augustin. de civ. dei 21, 4: (*carbonum*) *tanta firmitas, ut nullo humore corrumpantur, nulla aetate vincantur usque adeo, ut eos substernere soleant, qui limites figunt, ad convincendum litigatorem.* — Erlafs des preufs. Finanzministers vom 25. Okt. 1881 § 67: 'In Gegenden, in denen grofse Besitzstände vorherrschen, ist die Vermarkung durch Grenzhügel weit verbreitet und auch als ausreichend anzusehen, wenn unter dem Hügel in gehöriger Tiefe der eigentliche Grenzpunkt durch unverwesliche Gegenstände, wie Schlacken, Glas, Porzellanscherben u. dgl., scharf markiert ist.'

Digitized by Google

setzen der Holzpfosten absichtlich als *signa* in die Löcher gelegt worden sein. Die vorrömischen Scherben, die sich in den Hügeln, aber nicht in den späteren Steinkastellen finden, beweisen, dafs die Hügel in sehr früher Zeit, d. h. noch im ersten Jahrh. unserer Zeitrechnung angelegt worden sind.

Es sei noch bemerkt, dafs die Punkte für die Anlage der Hügel von den Römern sehr umsichtig so gewählt worden sind, dafs man von jedem nach den beiden benachbarten sehen konnte, wenn durch den Wald eine Schneise gemacht wurde.

Im Spätherbst 1897 ist es Jacobi mit grofser Mühe und nach vielem vergeblichen Suchen gelungen, ein unter dem Waldboden hinlaufendes, sogar durch den Emsbach fortgeführtes, ausgesteintes Gräbchen, das die Hügel vom Roten Kreuz mit denen am Glaskopf verbindet, auf der ganzen mehrere Kilometer langen Strecke nachzuweisen. Wir haben in ihm wohl sicher die älteste Festlegung der römischen Reichsgrenze vor uns. Der später angelegte Grenzwall zieht weiter nördlich vorüber. Einem ausführlichen Bericht über diese Entdeckung sehen wir entgegen.

Die enge Zusammengehörigkeit der Hügel und der römischen Grenzlinie ist durch das Vorhandensein des verbindenden Gräbchens aufser Zweifel gestellt. Wir verstehen auch, dafs die Römer in späterer Zeit bei Anlage des Walles diesen bisweilen über die Hügel führten, ohne sie — was sehr leicht gewesen wäre — einzuebnen. Die Hügel hatten gerade in der Festlegung des Grenzzuges ihre eigentliche Bestimmung und erfüllten sie, indem sie dem Walle seine Richtung vorschrieben. Sie wurden aber nicht vernichtet, weil ihnen die Heiligkeit von Grenzmalen innewohnte.

Es bleibt jetzt noch zu erklären, welchen Zweck die mühsame Herstellung der runden, sorgfältig nivellierten Plattform gehabt haben mag. Die Festlegung der Reichsgrenze war ein Staatsakt, durch den die römischen Kaiser ihre Eroberungen gegenüber barbarischen Nachbarvölkern sicherten. Balbus, ein höherer Offizier, der entweder unter Domitian im J. 85 oder 105 mit Trajan nach Dacien zog, schreibt: 'Sobald wir das Feindesland betreten hatten, erforderten die Unternehmungen unseres Kaisers eine methodische Vermessung.'[1]) Natürlich wurden bei einer solchen Vermessung auch Zeichnungen aufgenommen, aus denen Richtung und Länge der Grenzlinie zu ersehen waren. Die Karten von Privatgrundstücken und Stadtgebieten wurden nach der amtlichen Vermessung auf Kupferplatten gezeichnet, und ein von den Regierungsfeldmessern hergestelltes zweites Exemplar auf Leinwand (*mappa*) wurde mit dem erläuternden Protokolle der Vermessungskommission (*commentarii*) im kaiserlichen Archive niedergelegt.[2]) Es ist daher wohl anzunehmen, dafs im kaiserlichen Archive die Zeichnungen der ungleich wichtigeren Reichsgrenze nicht fehlten. Auch wird uns das Vorhandensein von Provinzialkarten bezeugt. Ein tüchtiger Feldherr soll nach

[1]) Röm. Feldm. I 92, 11: *Postquam primum hosticam terram intravimus, Celse, Caesaris nostri opera mensurarum rationem exigere coeperunt.*

[2]) Vgl. Röm. Feldm. II 405 I 223, 6: *Huius territorii forma in tabula aeris ab imperatore Traiano iussa est describi.*

Digitized by Google

Vegetius III 5, 6 nicht nur vollständige schriftliche Wegweiser über Strafsen, Flüsse, Gebirge, Ortschaften der ihm zu kriegerischen Unternehmungen angewiesenen Gegend besitzen, sondern er soll auch Wegekarten (*itineraria provinciarum picta*) vor Augen haben, *ut non solum consilio mentis, verum aspectu oculorum viam profecturus eligeret.*

Sollte nun nach Festlegung der Grenzpunkte durch die Hügel eine Zeichnung der Grenze aufgenommen werden, so mufste man nicht nur die geraden Linien von Hügel zu Hügel ausmessen, sondern man mufste auch an jedem Hügel den Meridian (*cardo*) bestimmen. Dieser aber war zu einer Zeit, wo man keinen Kompafs und keine richtig gehende, mechanische Uhr zur Bestimmung der Mittagszeit besafs, nur durch eine umständliche Beobachtung zu finden. Die Vorschriften über das einzuschlagende Verfahren geben Vitruv (de architect. I 6, 12) und Hygin (de limitibus constit., Röm. Feldm. I 188, 17) übereinstimmend. Auf einer geebneten Fläche nimmt man einen Mittelpunkt an und beschreibt einen Kreis.[1]) Im Mittelpunkt der Fläche stellt man einen Stab senkrecht auf und bezeichnet den Punkt, wo am Vormittag das Ende seines Schattens die Peripherie berührt. Dann wartet man, bis der um die Mittagszeit sich verkürzende Schatten wieder wächst und am Nachmittag die Peripherie zum zweitenmal berührt. Die beiden Berührungspunkte verbindet man durch eine gerade Linie, halbiert diese und zieht von dem Halbierungspunkte eine Gerade nach dem Mittelpunkte des Kreises, diese ist der Meridian.[2])

Wenn, wie wir annehmen, diese Vorschrift der Feldmesser zum Zweck der Festlegung der Süd-Nord-Linie bei Bestimmung der Reichsgrenze beobachtet wurde, so erklärt sich die Notwendigkeit der mühevollen Herstellung einer kreisrunden, genau nivellierten Ebene, wie wir sie in den Hügeln am Abhange des Taunus finden. Der Umstand, dafs bei einem Hügel im Taunus 10 cm tiefe Rillen vorhanden sind, die, vom Mittelpunkt der Plattform strahlenförmig auslaufend, den Eindruck einer Sonnenuhr machen, und dafs bei anderen die Nordlinie durch Steinsetzung bezeichnet ist, spricht sehr dafür, dafs die horizontale Fläche als Mittel der Bestimmung der Himmelsgegenden benutzt wurde.[3])

Auf die Festlegung der wichtigsten Grenzpunkte durch die Hügel folgte — wir wissen nicht, in welchem Zeitabstande — die Herstellung einer ununterbrochen fortlaufenden Grenzlinie. Diese Linie, die nördlich von dem jetzt sichtbaren Grenzwall im Taunus und mit ihm parallel, aber unter der Decke des Waldbodens verborgen, läuft, im Anschlufs an Soldans vorausgegangene Beobachtung gefunden zu haben, ist das Verdienst Jacobis. Sie ist die eigentliche Grenzlinie des römischen Reichs, und ihre Wichtigkeit für uns be-

[1]) *Erit in exaequata planitie centrum, ubi est littera A,* Vitruv; *primum scribemus circulum in loco plano in terra,* Hygin.

[2]) *Notatis ergo duabus partibus intrantis umbrae et exeuntis loco rectam lineam a signo ad signum circumferentiae ducemus et mediam notabimus. Per quem locum recta linea exire debebit a puncto circuli, per quam lineam cardinem dirigemus,* Hygin; *haec linea erit index meridianae et septentrionalis regionis,* Vitruv.

[3]) S. Archäol. Anzeiger f. 1896 S. 179.

Digitized by Google

steht besonders darin, dafs sie auch auf Strecken, wo der Grenzwall im Kulturland eingeebnet und vollständig verschwunden ist, unter dem Boden erhalten geblieben ist. Nach ihrer Auffindung im Taunus im J. 1893 ist sie auch von den übrigen Streckenkommissaren an der ganzen Länge des Limes nachgewiesen worden. Die Richtung der Grenzlinie wurde auf die Verbindungslinie der Hügel als Standlinie eingemessen.[1])

Zum Zwecke der Festlegung der Reichsgrenze zogen die römischen Vermessungsbeamten einen ununterbrochen fortlaufenden Graben[2]), den sie selbst in die festen Quarzite des Taunuskammes mit grofser Mühe 70 cm tief einhauen liefsen (s. u. Taf. I Abb. 4). Auf dem Boden des Grabens stellten sie in einer Fluchtlinie grofse Platten und dazwischen kleinere Steine auf (Läufer, *cursorii*) und warfen darauf den Graben wieder zu. An den Knickpunkten wurden gröfsere Steine (*termini egregii, epidecticales*), mit Felsstücken fest verkeilt, so aufgestellt, dafs sie über den Boden hervorragten und das Auffinden des verschütteten Gräbchens erleichterten.[3]) Scherben, Kohlen, fremde Steine wurden als Merkzeichen unter diese Grenzsteine gelegt. Obwohl die Ecksteine aber, wie erwähnt, aus der Erde hervorsehen, waren sie doch, da sie unbehauen und von Moos und Humus überzogen sind, im Waldboden sehr schwer zu entdecken. Nach Auffindung des Grenzgrabens (1893) aber waren sie als von Menschenhand gesetzt unzweifelhaft zu erkennen.

Mit der äufseren Grenzlinie war jedoch der Limes des Römerreichs noch nicht vollkommen bestimmt. Wie *limen* — zu *limus* gehörig — den Querstein unten an der Hausthür, so bezeichnet *limes* den Querweg eines Grundstücks und in der Kaiserzeit, wie Th. Mommsen in seiner Abhandlung über den Begriff des Limes (Westdeutsche Zeitschr. 1894 S. 134 ff.) nachweist, den Grenzstreifen des römischen Reichs, den man quer überschreiten mufs, wenn man das Gebiet verlassen oder betreten will. Der Limes ist die 'für militärische Begehung eingerichtete Grenzstrafse'. Er hat daher wie jede Strafse eine gewisse Breite und bedarf einer zweifachen Begrenzung.[4]) Im Spätherbst 1894 gelang es Jacobi, die innere Grenzlinie des Limes zu finden. Sie wird durch ein etwa 30 cm tiefes, an einzelnen Punkten ausgesteintes Gräbchen gebildet, das 6 m 20 r. Fufs) von dem Aufsengraben entfernt, diesem parallel läuft. Die Auf-

[1]) Das rechtwinkelige Einmessen der Grenzpunkte eines Gebietes auf die gerade Standlinie beschreibt Frontin, Röm. Feldm. I 33, 7: *Cuiuscunque loci mensura agenda fuerit, eum circumire ante omnia oportet et ad omnes angulos signa ponere, quae normaliter ex rigore cogantur* e. q. s.

[2]) Es ist oben erwähnt worden, dafs ein vom Laufe des Pfahlgrabens abweichendes ausgesteintes Gräbchen im Taunus nachgewiesen wurden ist. Ob und wo sonst noch solche doppelte Grenzbestimmungen, aus älterer und aus späterer Zeit, neben einander bestehen, mufs noch genauer untersucht werden.

[3]) Vgl. Röm. Feldm. I 141, 13: *Lapides conlocabant atque ita diligenti cura confirmabant; adiectis etiam quibusdam saxorum fragminibus circumcalcabant, quo firmius starent.* S. oben Abbild. 1 *G*.

[4]) Hygin sagt — Röm. Feldm. I 168, 15 — von den Wegen innerhalb eines Stadtgebietes: *Limites actuarii habent latitudinem ped. XII; per hos iter populo sicut per viam publicam debetur.*

Digitized by Google

findung war deshalb so schwierig, weil bei Aushebung des Grabens und Aufschüttung des Grenzwalles das innere Gräbchen als nunmehr bedeutungslos verschwand und unter den Wall zu liegen kam. Mit voller Sicherheit liefs es sich daher erst nur an solchen Stellen, am Klingenkopf und Weifsenstein im Taunus, nachweisen, wo ein Erdwall wegen des felsigen Bodens von den Römern nicht angelegt, sondern nur ein Steinwall aufgeschichtet worden ist. Andererseits ist die Überschüttung des inneren Gräbchens durch den Grenzwall ein Beweis dafür, dafs die beiden den Grenzweg einfassenden Gräbchen fertiggestellt waren, ehe man an die gewaltige Arbeit der Herstellung des Grenzwalles ging.[1]) Es wurden also, nachdem Bezeichnung der wichtigsten Grenzpunkte durch die Hügel vorausgegangen war, zuerst die beiden Grenzlinien des Limes von kaiserlichen Vermessungsbeamten bestimmt und durch zwei parallele Gräbchen festgelegt. Darauf wurde der 20 Fufs breite Grenzweg zwischen ihnen von Bäumen gesäubert und eingeebnet. Im Anschlufs hieran hatten römische Soldaten den Hauptgraben auszuheben und den Grenzwall herzustellen. Es stimmt dies genau überein mit der Schilderung, die Balbus von den ihm nach Besetzung Daciens obliegenden Arbeiten giebt. Er sagt: 'Anzulegen waren mit bestimmtem Zwischenraum für den Weg zwei Parallellinien, an denen zur Überwachung des Verkehrs die mächtigen Wälle sich erheben sollten.'[2])

Der Grenzwall konnte nach Art seiner Anlage für den Ansturm eines grofsen feindlichen Heeres kein ernstliches Hindernis sein, auch liefs er sich nicht in seiner ganzen Ausdehnung — 542 km — vom Rhein bis zur Donau mit einer genügenden Zahl römischer Truppen besetzen. Dennoch ist auch seine militärische Bedeutung nicht zu unterschätzen. Mit seinen etwa achtzig Kastellen und sechshundert steinernen Wachttürmen konnte er kleineren Unternehmungen der Feinde wohl Widerstand leisten, zumal da im Vorlande beständig Reiterabteilungen (*exploratores*; *exploratio Halic.* am Feldberg, Jacobi S. 25) patrouillierten, um etwaige Bewegungen der germanischen Stämme rechtzeitig zu melden. Jedenfalls hat die Limesanlage zweihundert Jahre lang, bis in die Zeiten des Gallienus, für die Römer eine gute Operationsbasis gebildet und das Reich wirksam geschützt.

Neben der militärischen Aufgabe aber hatte der Limes, wie K. Zangemeister in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern 1895 S. 83 ausführt, einen fiskalisch-polizeilichen Zweck. Er war die sichtbare Grenze des Römerreichs, die nur an wenigen Stellen, wo für Wege ein Durchlafs war, überschritten werden durfte. Hier mufste sich jeder Germane, der Einlafs begehrte, beim Kommandierenden melden und mufste die Waffen, die er trug, abgeben. Auch ein Römer durfte nur mit besonderer Erlaubnis ins Ausland gehen. Und aufser der Überwachung des Grenzverkehrs der Menschen fand an den Durchgangsstellen des Limes die Beaufsichtigung des Warenverkehrs statt. Manche Ware

[1]) Vgl. den Bericht des württembergischen Streckenkommissars, Professors G. Sixt, im Limesblatt S. 361.

[2]) Röm. Feldm. I 92, 13: *Erant dandi interveniente certo itineris spatio duo rigores ordinati, quibus in tutelam commeandi ingens vallorum adsurgeret molis.*

mufste bei der Ausfuhr Zoll zahlen; einige, wie Gold und Waffen, durften überhaupt nicht ausgeführt werden. Die meisten Produkte des Auslandes unterlagen einem Einfuhrzoll. Natürlich entwickelte sich an der langgedehnten Grenze auch der Schmuggel, und die Besatzungen der Wachttürme hatten die Aufgabe, dem heimlichen Herüberschleichen von Landstreichern und Schmugglern[1]) nach Kräften zu wehren. —

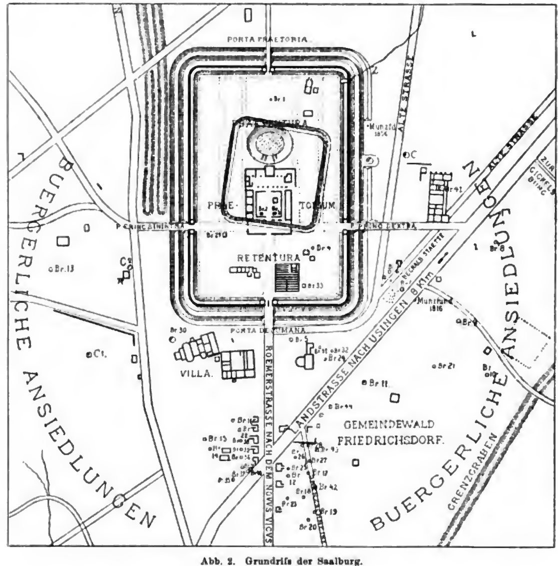


Abb. 2. Grundrifs der Saalburg.

Indem wir uns nun der Aufgabe zuwenden, die wichtigsten Ergebnisse, die Jacobis Forschungen im Saalburggebiete ans Licht gestellt haben, in Kürze zusammenzufassen, handeln wir zuerst über Lage, Bauperioden und Einrichtung des Kastells, dann über die Lagerstadt und die Villa, zuletzt über die Thätigkeit der Soldaten und der Zivilbevölkerung sowie einige Punkte der Technik. Wir werden dabei, wo es förderlich erscheint, die schriftliche Überlieferung zur Vergleichung heranziehen.

[1]) *Clandestini latrunculorum transitus* C. I. L. III 3385.

Digitized by Google

Die Saalburg (Abb. 2) liegt nördlich von Homburg v. d. Höhe auf einer weithin sichtbaren Einsenkung des Taunusgebirges an einem alten Verkehrswege der germanischen Stämme. Mit der porta praetoria den Chatten im Lahngebiete zugewandt, hatte sie die Aufgabe, die untere Mainebene vor Einfällen von Norden her zu schützen. Als Sperrung des Köpperner Thales, durch das jetzt die Homburg-Usinger Bahn geht, stand ihr im Osten das kleine Kastell bei der Lochmühle zur Seite; weiterhin folgte die Kapersburg bei Friedberg, westlich lag das Kastell 'Feldberg'. Mit Mogontiacum, dem Sitze des Statthalters von Obergermanien, stand die Besatzung der Saalburg durch die über Höchst führende Heerstrafse in Verbindung. In südlicher Richtung führte eine zweite, 14 km lange Strafse nach Novus vicus (Heddernheim; Wolff, Limesbl. S. 274). Eine dritte stellte, nach Osten abbiegend, die Verbindung mit der Wetterau her.

Deutlich lassen sich drei Bauperioden der Saalburg unterscheiden. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung legten die Römer ein kleines Erdkastell von 91 m Länge auf der Pafshöhe an. Im Jahre 1894 ist es Jacobi gelungen (S. 61 Taf. IV), innerhalb des jetzt sichtbaren Kastells und zwar unter dem Pflaster einer späteren Lagerstrafse die Profile des dem Erdkastelle zugehörigen Spitzgrabens zu finden und den ganzen Umfang dieser ältesten Anlage festzustellen. Im zweiten Jahrhundert reichte diese kleine Festung zum Grenzschutze nicht mehr aus. Es wurde daher ein etwa viermal so grofses Kastell mit steinernen Aufsenmauern angelegt. Ihm gehört ein grofser Widmungsstein zu, der, im J. 140 n. Chr. dem Kaiser Antoninus Pius zu Ehren gesetzt, bis jetzt die älteste am Limes gefundene Inschrift bietet (S. 273). Dieses Kastell bestand bis etwa 220. Darauf wurde das letzte, jetzt noch sichtbare Kastell gebaut. Es wurde dabei mit grofser Hast verfahren. Gut behauene Gewölbsteine warf man in die Lücken des Walles, in die eine Menge Brandschutt hineingeriet. In der Wallerde hat sich das Stück einer Glasscheibe gefunden, deren übrige Bruchstücke in der bürgerlichen Niederlassung zusammen mit einer Münze des Septimius Severus (gest. 211) zum Vorschein kamen, und die bei der Aufschüttung der Erde in den Wall hineingeratenen Münzen reichen von der Zeit des Antoninus Pius bis auf Caracalla (gest. 217). Unter Severus Alexander (223—235) wurde durch das Vordringen der Alamannen die Mainebene und das Taunusland unsicherer Besitz. Von Gordianus III. (238—244) hat das Saalburggebiet noch 114, von Philippus Arabs (244—249) 3 Münzen geliefert. Bald darauf ging unter Gallienus (gest. 268) das überrheinische Gebiet den Römern verloren, mit ihm die Kastelle am Limes, die auch Probus (276—282) nicht dauernd behaupten konnte.

Das uns erhaltene Kastell aus dem dritten Jahrhundert ist ein Rechteck, dessen lange Seite 221,45 m, dessen kurze Seite 147,18 m mifst. Da nun der römische Doppelschritt 1,479 m hat, so liegen offenbar die Mafse 150:100 passus zu Grunde. Die Schmalseite ist demnach um ein Drittel kürzer als die Langseite. Damit wird die Forderung Hygins erfüllt: *castra, in quantum fieri potuerit, tertiata esse debebunt* (de mun. castr. 21), die er durch das Verhältnis

2400 : 1600 Fufs erläutert. Eine zweite Forderung Hygins lautet: *angulos castrorum circinari oportet* (c. 54). Die Abrundung ist an der Saalburg mit einem Halbmesser von 40 Fufs (8 passus) vorgenommen worden, denn an zwei Ecken hat die Messung einen Radius von 11,70 und 11,93 m ergeben (Jacobi S. 81. Vgl. u. Taf. I Abb. 5). Das Terrain für ein Kastell soll nach Hygin wo möglich so ausgesucht werden, dafs es sich von der porta decumana nach der dem Feinde zugewendeten porta praetoria ein wenig senkt.[1]) Genau in dieser Weise ist die Saalburg eingerichtet. Die porta decumana, deren zwei Einfahrten von Türmen flankiert werden, liegt an der höchsten Stelle des Geländes. Von hier senkt sich der Boden nach dem Feindeslande zu und erreicht an der Nordostecke des Kastells mit einem Höhenunterschiede von 6 m seinen tiefsten Punkt. Dort (Abb. 2 *Z*) fliefsen die sich sammelnden Wasser unter dem Walle hindurch ins Freie. Die unterirdische Kanalisation des Kastells ist auch heute noch so wirksam, dafs der Boden selbst nach heftigen Regengüssen rasch trocken wird. Das Kastell ist von einer 2 m dicken Wallmauer umgeben, die mit Zinnen zum Schutze der Verteidiger ausgerüstet waren. Die Mauer war, um sie vor dem Eindringen der Feuchtigkeit zu schützen und ihr ein freundliches Aussehen zu geben, mit Kalk verputzt und angestrichen. An Türmen des Limes haben sich Stücke gelben Verputzes mit quadratförmig eingeschnittenen roten Fugen erhalten (S. 44). Die Berme, der schmale äufsere Umgang um die Mauer, war mit Steinplatten belegt. Ein doppelter Spitzgraben, jeder von 7—8 m Breite, erschwerte dem Feinde die Annäherung.

Von den Gebäuden im Innern des Kastells können wir nur das Wichtigste hervorheben. Das Prätorium, ein umfangreicher Bau in der Mitte des Lagers, hatte zwei Stockwerke und enthielt mehrere heizbare Räume. Von einem Peristyl sind die mit Pfostenlöchern versehenen Steine, welche die Holzsäulen trugen, erhalten. Als Sockelsteine sind auch drei Stücke der oben erwähnten Dedikationsinschrift für Antoninus Pius benutzt. Hier im Hofe stand auf einer steinernen Basis eine überlebensgrofse Bildsäule aus Bronze, von der Bruchstücke erhalten sind, wahrscheinlich eine Victoria. Ein kleiner Steinbau von quadratischer Grundfläche, 5,20 × 5,20 m, war das Sacellum, wo die Kaiserbilder und Feldzeichen aufgestellt waren und wo die Ersparnisse der Soldaten aufbewahrt wurden.[2])

Nördlich vom Prätorium ist eine elliptische Vertiefung von 27 m Durchmesser in den Boden hineingearbeitet. Reste von Unterbauten für Zuschauer lassen den Raum als ein einfaches Amphitheater erscheinen, in dem — nach den Funden von Sporen und Hufeisen zu schliefsen — besonders Reiterkunst-

---

[1]) Cap. 56: *Nam quod attinet ad soli electionem in statuenda metatione, primum locum habent, quae ex campo in eminentiam leniter attolluntur, in qua positione porta decimana eminentissimo loco constituitur, ut regiones castris subiaceant. Porta praetoria semper hostem spectare debet.*

[2]) Vgl. Vegetius, Epit. rei milit. II 20: *Illud vero ab antiquis divinitus institutum est, ut ex donativo, quod milites consecuntur, dimidia pars sequestraretur apud signa et ibidem ipsis militibus servaretur.*

Digitized by Google

stücke vorgeführt wurden, um die Langeweile des Lagerlebens zu verscheuchen. Einen 38,5 m langen, 11,5 m breiten Bau ohne alle Zwischenmauern südlich vom Prätorium hat von Cohausen als Exerzierhalle bezeichnet. Hier konnten bei schlechtem Wetter sich die Soldaten in zwei Abteilungen im Werfen des Pilums üben, ihre Fechtkünste gegen einander oder gegen einen Holzpfahl versuchen und bewaffnet auf ein hölzernes Pferd springen.[1]) Rechts und links vom Prätorium standen die Baracken der Soldaten. Diese hatten verschiedene Gröfse, 4 × 8 bis 6 × 12 m. Das Holzfachwerk des einstöckigen Baues, das mit Lehm verputzt war, ruhte auf Sockelsteinen. Der Fufsboden wurde hergestellt, indem man auf einer Steinpackung einen sehr festen Estrich aus Lehm mit Einmischung von gehacktem Stroh und Farrenkraut und mit Einstreuung feinen Sandes herstellte. In der Mitte hat der Boden eine von grofsen Steinen umgrenzte kellerartige Vertiefung, die zur Aufbewahrung von Vorräten diente und mit Brettern bedeckt war. Feuerstellen, von Steinen umstellt, finden sich auf dem Lehmboden, den die Hitze allmählich zu einer ziegelartigen Masse verhärtete. Der Rauch, für dessen Abzug Schornsteine nicht vorhanden waren, mufste durch eine Öffnung des Daches abziehen. Die Thüren wurden wohl oft mit Tierfellen verhängt, um das Eindringen der kalten Luft zu verhindern. Um das Dach herzustellen, trug man auf das Lattenwerk zuerst eine Schicht Strohlehm auf, auf diesem befestigte man dann Lagen von Stroh oder Schilf. So wurde das Dach fest und weniger feuergefährlich. Stücke von solchen mit Lehm verdichteten Strohdächern haben sich im Schutte gefunden.[2]) Vielfach wurden auch für bessere Wohnungen 50 cm lange Schindeln aus Eichenholz für die Bedachung benutzt.[3]) Zur Erhellung der langen Winternächte diente das offene Herdfeuer und daneben Fackeln, deren unteres Ende in eine in die Wand eingeschlagene eiserne Hülse (Taf. 46, 11) gesteckt wurde. Talg- und Wachskerzen, deren Gebrauch durch die Auffindung verschiedenartiger Leuchter bewiesen wird (Fig. 72 S. 460), und Öllampen waren wohl nur im Besitz der Offiziere.

Backöfen und eine Küche, deren Kesselummauerung auf gemeinschaftliches Kochen für die Mannschaften schliefsen läfst, fanden sich auf der Ostseite des Kastells. Auf derselben Seite lag, unweit der porta decumana, das

---

[1]) Vgl. Veget. II 23: *Ut tempore hiemis de tegulis vel scindulis . . . tegerentur quaedam velut basilicae, in quibus tempestate vel ventis aëre turbato sub tecto armis erudiebatur exercitus.* I 11: *Non tantum mane, sed etiam post meridiem exercebantur ad palos . . . Contra illum palum tamquam contra adversarium tiro se exercebat, ut nunc quasi caput aut faciem peteret, nunc a lateribus minaretur, interdum contenderet poplites succidere.* I 18: *Equi lignei hieme sub tecto, aestate ponebantur in campo; supra hos iuniores primo inermes, dum consuetudo proficeret, deinde armati cogebantur ascendere . . . non solum a dextris, sed etiam a sinistris partibus insilire et desilire.*

[2]) S. 90 223 233; Rekonstruktion Taf. XI 1. Vgl. Ovid. Met. VIII 630, wo es vom Hause Philemons heifst: *stipulis et canna tecta palustri*; Caes. B. G. V 43: *casae, quae more Gallico stramentis erant tectae.*

[3]) Vgl. Plin. Nat. hist. XVI 36: *Scandula contectam Romam fuisse ad Pyrrhi usque bellum Cornelius Nepos auctor est.*

Digitized by Google

Magazin. Der lateinische Name *horreum* ist uns durch die glücklich aufgefundene Bauinschrift des entsprechenden Gebäudes der Kapersburg sicher gestellt. Zahlreiche Parallelmauern dienten den Balken dieses Gebäudes als Stütze, damit der Boden eine grofse Last von Getreide tragen könne. Doppelt gekrümmte eiserne Haken und Knochen von Tieren beweisen, dafs hier auch die Vorratskammer für Fleisch war. Die Knochen rühren von Rindern, Schafen, Schweinen, Auerochsen, vom Sumpfschwein, Edelhirsch und Reh her. Kleine Altäre und Steinbilder des Genius centuriae standen auf steinernen Sockeln an der Lagergasse westlich vom Prätorium (S. 404). Das Wasser für gewerbliche Zwecke wurde in runden, 2—3 m tiefen Zisternen (Abb. 2*C*), die mit Letten ausgestampft waren, gesammelt (S. 145). Um zum Trinken und Kochen gutes Wasser zu gewinnen, gruben die Römer Brunnen, deren bis jetzt sechs im Kastell, achtunddreifsig in der bürgerlichen Niederlassung gefunden worden sind. Die älteren von ihnen sind viereckig und mit eichenen Bohlen verschalt, die jüngeren sind rund und mit Bruchsteinen ausgemauert. Über den Brunnen ging ein von zwei Pfosten getragener Querbalken, an dem mittels eines Eisenbeschlags eine Rolle aus Eichenholz angebracht wurde. Ein Eimer mit eisernem Henkel wurde an einem Hanfseile, das über die Rolle lief, in den Brunnen hinabgelassen und gefüllt wieder heraufgezogen. Alle genannten Gegenstände sind bei den Ausgrabungen gefunden worden und jetzt in dem Museum im Kurhause zu Homburg aufgestellt.[1]) Die Tiefe der Brunnen geht von 6 bis zu 14 m.

Wie an hundert anderen Orten, so entstand auch neben dem Römerkastell Saalburg eine bürgerliche Niederlassung. Händler, die dem Truppenkörper gefolgt waren, und ausgediente Soldaten, die ihr Standquartier und ihre langjährigen Kameraden lieb gewonnen hatten, siedelten sich östlich und westlich, besonders aber auf dem Südabhange vor dem Kastelle an, betrieben hier Garten- und Ackerbau, mancherlei Handwerke und vor allem Schenkwirtschaft.[2]) Unweit der porta decumana liegen parallel mit der Hauptstrafse fünf kleine Wirtshäuser (canabae), in denen sich die Soldaten zu stärken pflegten, wenn der anstrengende Dienst zu Ende war. Gut gemauerte, durch Kanäle trocken gehaltene Keller, in die eine Treppe hinabführt, dienten zum Aufbewahren von Getränken und Mundvorrat. Grofse, an die Wände angelehnte Amphoren, Bruchstücke von Trinkgläsern und Thongefäfsen und die zum Aufstellen von Milchtöpfen geeigneten Nischen beweisen dies. Über den Kellermauern lag eine horizontale Decke von eichenen Balken und darüber erhob sich der aus Fachwerk mit Lehmwänden hergestellte, mit einem Schieferdach abgeschlossene Oberbau. Hinter jedem dieser Häuser war ein Hof mit Ziehbrunnen und kleineren Nebengebäuden. Die Besatzung des Kastells der

---

[1]) S. 161; vgl. Veget. IV 10: *Si natura non praestat*, sc. perennes fontes, *cuiuslibet altitudinis effodiendi sunt putei aquarumque haustus funibus extrahendi.*

[2]) Vgl. *veterani et cives Romani consistentes ad canabas legionis V Macedonicae* C. J. L. III 6166.

Digitized by Google

zweiten Periode hat, wie die Funde darthun, manches Geldstück in diese Kneipen getragen. Einer der Marketender (canabenses) ist bei einem feindlichen Überfall in den Keller geflüchtet und dort von den Trümmern seines brennenden Hauses erschlagen worden (S. 117). Ein Schlachthaus, von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden umgeben (Taf. XIV 1) stand an derselben Strafse nah beim Kastell. Im Hofe war eine Basaltsteinplatte eingemauert, in der ein grofser eiserner Ring befestigt ist. Ein durch diesen Ring gezogenes Seil diente dazu, das zum Schlachten bestimmte Tier niederzuziehen. Der Fund von Trensen, Wagenbeschlägen, Ketten und von sieben dicht bei einander liegenden Hufeisen bekundet, dafs hier auch ein Ausspann für die aus der Ebene heraufkommenden Pferde war. Dem Handel und Verkehr diente ein 50 m langes, östlich vom Kastell an einer ins Ausland führenden Römerstrafse gelegenes Kaufhaus. Es hatte eine überdachte, aber nach Osten hin offene Halle, in der an Markttagen Handelsgeschäfte zwischen Römern und Germanen abgeschlossen wurden. Verschiedene Räume mögen zum Aufbewahren von Getreide und als Stallungen zu vorübergehender Aufnahme von Vieh gedient haben. Ein Zimmer war durch ein Hypokaustum heizbar (S. 124 Fig 19). Vielleicht brachten die Chatten auch Kriegsgefangene feindlicher Nachbarstämme hierher zum Verkauf.[1])

Das stattlichste von allen Gebäuden der Saalburg ist die südwestlich vor dem Kastell gelegene sogenannte Villa. Ihre Aufsenmauern, die zum Teil heute noch 2 m über den Erdboden hervorragen, umschliefsen elf gesonderte Räume, von denen acht durch Hypokausten heizbar waren. Der schönste Saal hat eine Länge von 12,50 m und eine Breite von 6,25 m. Er ist auf beiden Seiten durch halbrunde Apsiden abgeschlossen, war durch bemalte Stuccatur der Wände verziert und besafs in bedeutender Höhe über dem Fufsboden Fensteröffnungen, die durch Glasscheiben das Sonnenlicht, dem die eine der Apsiden zugewandt ist, einliefsen (S. 118—122). Der eben erwähnte Saal erinnert mit seiner nach Süden liegenden Apsis, seinem Hypokaustum und den Leitungsröhren für die warme Luft an ein Zimmer des Landgutes des Plinius bei Laurentum.[2]) Und wenn Plinius von seinem Landhause aus weithin die blauen Wogen des Meeres überschauen konnte, so schweifte der Blick des höheren Offiziers oder Verwaltungsbeamten, der die Villa bei der Saalburg bewohnte, über die fruchtbare Mainebene bis hinüber zu den blauen Bergen des Odenwaldes.

Ohne Zweifel waren die Fufsböden einstmals mit Matten und Teppichen belegt. Ein sehr gut zementiertes Badezimmer, das aus einem nahen Brunnen

---

[1]) Symmach. Ep. II 78: *Quoniam servorum per limitem facilis inventio et pretium solet esse tolerabile, te deprecor, ut XX iuvenes iubeas comparari.*

[2]) Epist. II 17, 8: *cubiculum in hapsida curvatum, quod ambitum solis fenestris omnibus sequitur . . . Adhaeret dormitorium membrum transitu interiacente, qui suspensus et tubulatus conceptum vaporem salubri temperamento huc illuc digerit et ministrat;* vgl. V 6, 24: *cubiculum hieme tepidissimum, quia plurimo sole perfunditur. Cohaeret hypocauston, et si dies nubilus, immisso vapore solis vicem supplet.*

Digitized by Google

mit Wasser versehen werden konnte, diente dem Behagen der Bewohner. Bleiröhren, die über einen hölzernen Kern gehämmert und mit Zinn zusammengelötet waren, vermittelten den Abfluſs des Wassers. Die Villa gehört in ihrer jetzigen Gestalt der dritten Bauperiode des Kastells an, denn es ist in ihr ein von den Rätern der Fortuna geweihter Votivstein aus der Mitte des

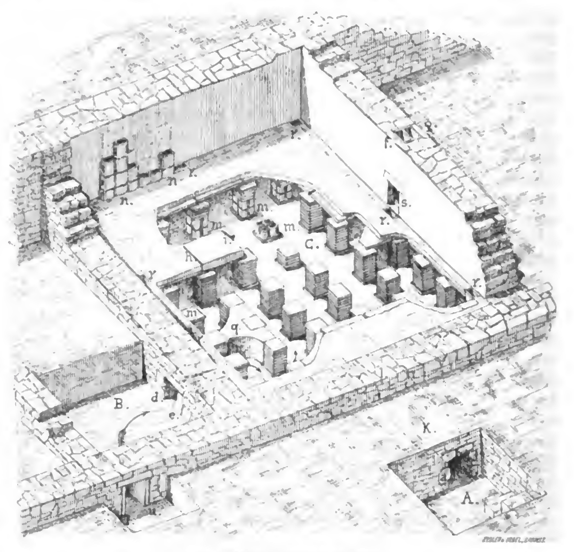


Abb. 3. Pfeilerhypokaustum der Villa.

A praefurnium; *K* elliptisch erweiterter Heizraum aus Basaltsteinen; *m* Ziegelpfeiler; *C* unterer Boden des Heizraumes; *h—i* Sandsteinplatte als Verschluſs eines zum Zwecke der Reinigung gelassenen Einsteigeloches; *n n* sechs als Rauchabzug dienende Röhren; *r r* verschlieſsbare Öffnungen im Fuſsboden zum Einlassen der heiſsen Luft; *fg* in die Wand eingebauter, nach dem Zimmer offener, doppelter Kanal zum Ventilieren; *u* Luftkanal, der frische Luft in den Vorraum *B*, dann durch einen gebogenen Gang *deq* in das Hypokaustum führt.

zweiten Jahrhunderts als Deckplatte eines Kanals eingemauert worden (S. 277). Es ist daher begreiflich, daſs die Verbesserungen der Wohnungseinrichtungen, die in Italien im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Eingang fanden — Glasfenster und Luftheizung — in diesem vornehmen römischen Bau des dritten Jahrhunderts, dem rauheren Klima Germaniens entsprechend, zur Anwendung kamen. Über die Anlage der Hypokausten giebt Jacobi (S. 245—260) auf Grund genauer Untersuchungen eine ausführliche Darstellung, die durch

Digitized by Google

eine Reihe von Abbildungen noch anschaulicher gemacht wird (vgl. Abb. 3). Der Boden des Heizraumes ist, wie Vitruv (V 10, 2) vorschreibt, so angelegt, dafs ein hineingeworfener Ball auf der geneigten Fläche zum Schürloch zurückrollt (*solum inclinatum ad hypocausim, ut pila cum mittatur non possit intro resistere, sed rursus redeat ad praefurnium ipsa per se*). Die aus quadratischen Backsteinen hergestellten Pfeiler haben eine Höhe von durchschnittlich 74 cm. Auf ihnen liegen grofse Ziegelplatten und diese tragen den 15 bis 30 cm starken Estrich, der die Wärme des Fufsbodens lange gleichmäfsig erhielt. Dem Schürloch gegenüber stehen an der hintern Wand sechs übertünchte Hohlkacheln (tubi), die an Stelle eines einzigen Schornsteins von grofsem Querdurchmesser den Rauch durchs Dach ins Freie führten.[1]) Geheizt wurde nicht mit Holz, sondern mit Holzkohlen. Nach Erlöschen des Feuers wurde durch einen Seitenkanal frische Luft in den durchglühten Heizraum eingeführt, die den Wohnraum erwärmte und zugleich vortrefflich ventilierte. Die Verwendung der Hypokausten reicht weit ins Mittelalter hinein. Die Ritter in Marienburg und die Mönche des Klosters Maulbronn haben die sehr zweckmäfsige Heizeinrichtung des Altertums beibehalten.

Nur ganz kurz sei noch der Begräbnisstätte gedacht, die sich rechts und links an der nach Süden führenden Hauptstrafse hinzieht. Etwa 250 Gräber sind geöffnet worden (S. 133). Sie bergen fast ausschliefslich die Gebeine wenig bemittelter Leute, deren Leichen auf einen mit Bruchsteinen untermauerten, 6 m im Quadrat messenden Verbrennungsplatze (ustrina) dem Feuer übergeben worden waren. Die Knochenreste wurden dann auf einen Thonteller gelegt und so in eine mit Steinen umstellte Grube gethan unter Beigabe kleiner Lampen, Krüge, Münzen und unbedeutender Schmucksachen. Mit einer rohen Steinplatte wurde sodann das Grab geschlossen. Ein steinernes Haus, der Ustrina gegenüber, inmitten des Friedhofs gelegen, das seine Thür der Landstrafse zuwendet, hatte wohl den Zweck, als Leichenhaus zu dienen. Hierher schaffte man die Leichen sofort nach Eintritt des Todes, um sie nach Entfernung aus den Wohnräumen der Überlebenden einige Tage bis zur feierlichen Bestattung aufzubahren.

Versuchen wir es nun noch, uns ein Bild zu machen von der Thätigkeit, die einstmals im Kastell Saalburg und seiner Umgebung von der Besatzung und den bürgerlichen Ansiedlern entfaltet wurde. Wir sehen dabei ab von den eigentlich militärischen Aufgaben, der täglichen Übung im Marschieren und im Gebrauche der Waffen, dem Beziehen der Wachen an den Durchgängen durch den Wall und in den benachbarten Türmen des Limes, dem Patrouillieren jenseits der Grenze u. s. w., und richten unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen Arbeiten, die der Hebung der menschlichen Kultur dienen, und deren Ausübung im Saalburggebiet durch die Funde von Werkzeugen, von fertigen und halbfertigen Erzeugnissen sicher gestellt wird.

[1]) Vgl. Seneca, Ep. 90, 25: *Quaedam nostra demum prodisse memoria scimus, ut suspensuras balneorum et impressos parietibus tubos, per quos circumfunderetur calor, qui ima simul ac summa foveret aequaliter.*

Digitized by Google

Es galt als Grundsatz, dafs im römischen Lager Handwerker zur Anfertigung aller dem Heere nötigen Dinge vorhanden sein müfsten.[1]) Für die Erdarbeiten finden sich die nötigen Werkzeuge wie Hacken, Spaten und Schaufeln. Um Steine für die Kastellmauer und den Häuserbau zu gewinnen, haben die Römer einen Kilometer südlich von ihrem Standlager zwei Steinbrüche im Taunus angelegt, aus denen sie Quarzit holten. Schiefer für die Herstellung der Dächer wurde am nördlichen Fufse des Feldbergs gewonnen. Basalt lieferte ein Steinbruch bei Obererlenbach, Sandstein das Ufer der Nidda bei Vilbel, doch ist der feinkörnige gelbliche Sandstein, aus dem eine Geniusstatue hergestellt worden ist, aus der Gegend von Trier herbeigeschafft worden. Durch genaue Untersuchung der Steinarten sind die Orte ihrer Herkunft festgestellt worden. Eiserne Keile und Hämmer zum Losbrechen der Steine sind zum Vorschein gekommen (S. 218 Fig. 32), auch fehlt es nicht an Kellen zum Auftragen des Mörtels (trulla). Den Kalk holten die Römer aus Gruben an der Nidda, die zum Teil wegen ihres guten Materials das ganze Mittelalter hindurch in Gebrauch geblieben sind. Ziegel wurden hauptsächlich bei Höchst, wo sich Brennöfen gefunden haben[2]) und an anderen Stellen der Ebene hergestellt. Der Lehm wurde sorgfältig gereinigt, gut geknetet und dann kuchenartig festgeschlagen, so dafs die römischen Ziegel sogar die modernen Maschinenziegel an spezifischem Gewicht übertreffen. Mit den reich verzierten Stempeln der 22. Legion versehen, deren Mannschaften aus Mainz zur Fabrikation kommandiert waren, wurden Ziegel in gewünschter Anzahl an die Kastelle im Taunus abgegeben. Die Richtigkeit der Lieferung wurde durch einen Abnahmestempel 'iustum fecit' bescheinigt.

Holzarbeiten aller Art wurden von den Römern im Taunus selbst ausgeführt. Der Urwald, der dieses Gebirge bedeckte, enthielt keine Tannen, denn Tannenholz findet sich weder unter den bearbeiteten Stücken aus dem Schlamme der untersuchten Brunnen, noch unter den Resten verkohlten Holzes. Auch steht urkundlich fest, dafs erst im siebzehnten Jahrhundert bei Homburg Tannen angepflanzt worden sind. Die Eiche war der am meisten verbreitete Waldbaum und wuchs zu Stämmen von gewaltiger Gröfse empor. Dies entspricht ganz der Beschreibung, die Plinius vom Hercynischen Walde giebt.[3]) Die Römer haben diese Riesen des Urwalds gefällt und mit Säge und Beil zu Balken und Brettern verarbeitet, wie sie nur ein Stamm von mindestens 90 cm Durchmesser liefern konnte. Aus Eichenholz haben sie, so schwer es auch zu

[1]) Veget. II 11: *Habet praeterea legio fabros tignarios, structores, carpentarios, ferrarios, pictores reliquosque artifices ad hibernorum aedificia fabricanda . . . Habebant etiam fabricas scutarias, loricarias, arcuarias. Haec enim erat cura praecipua, ut quicquid exercitui necessarium videbatur, numquam deesset in castris.* I 7: *Fabros ferrarios, carpentarios, macellarios et cervorum aprorumque venatores convenit sociare militiae.* II 25: *Habet* (*legio*) *ad fossarum opera facienda bidentes, ligones, palas, rutra, alveos, cofinos, quibus terra portetur. Habet quoque dolabras, secures, ascias, serras, quibus materies ac pali dedolantur atque serrantur.*

[2]) Vgl. G. Wolff im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 1893, III 212—346.

[3]) Nat. h. XVI 2: *Roborum vastitas intacta aevis et congenita mundo prope immortali sorte miracula excedit.*

Digitized by Google

bearbeiten ist, sogar das Dachgebälk hergestellt, das z. B. beim Exerzierhause einen sehr breiten Raum überspannen mufste. Bei dem grofsen Waldreichtum des Taunus wurden von den Römern an verschiedenen Stellen, auch nahe bei der Saalburg (S. 553), Meiler angelegt, um Holzkohlen und damit ein möglichst rauchfreies Feuer zu erzielen. Zum Anbrennen hatten die Meiler eine horizontal in den Boden eingegrabene Zündgasse. Mit den hier erzeugten Holzkohlen wurde, soweit man sie nicht im Kastell verbrauchte, ein reger Handel in die Mainebene hinab getrieben.

Neben den Arbeiten des Zimmermanns wurden feine Tischlerarbeiten von geschickten Handwerkern auf der Saalburg hergestellt. Das wichtigste Werkzeug des Schreiners, der Hobel (runcina), ist in verschiedenen Exemplaren gefunden worden, und zwar sind die Eisen nicht nur zum Hobeln von glatten Flächen, sondern auch zum Zähnen eines Brettes und zum Einschneiden von Profilen eingerichtet (Textfigur 29 und 31). Auch feine Zirkel sind zum Vorschein gekommen, darunter einer mit vier Schenkeln, von denen die zwei kürzeren ein Drittel der Spannweite der längeren messen. Von Drechslern sind hölzerne Schüsseln, runde Schachteln, Rollen und ähnliche Dinge, ferner Haarnadeln aus Horn hergestellt worden. Da sich öfter halbfertige Nadeln und angeschnittene Stücke von Hirschgeweihen gefunden haben, können wir nicht daran zweifeln, dafs die Arbeiten beim Kastell selbst gemacht wurden.

Gerbereien sind im nächsten Umkreis der Saalburg nicht gewesen, sondern das Leder mufste aus gröfseren Fabriken bezogen werden. Aber alle möglichen Lederarbeiten, vor allen Dingen die derben Soldatenschuhe, sind an Ort und Stelle angefertigt worden, denn Schusterhämmer, Messer, Pfriemen, Ahlen und sonstiges Schuhmacherwerkzeug sind in reichlicher Menge zum Vorschein gekommen. Auch Zaum- und Riemenzeug, Gürtel und Lederkoller wurden angefertigt und ausgebessert. Der Brunnen Nr. 18 hat uns ein abgenutztes und geflicktes Lederwams aufbewahrt.

Sehr eifrig wurde die Bearbeitung des Eisens auf der Saalburg betrieben. Im Mai 1895 entdeckte Jacobi nördlich vom Pfahlgraben, bei Obernhain, einen tiefen Schacht, in dessen obersten Teilen sich Scherben von fränkischen Gefäfsen fanden, während tiefer unten Bruchstücke von terra sigillata und andere Gegenstände zweifellos römischen Ursprungs zum Vorschein kamen. In der Nähe dieses Eisenbergwerks fanden sich die sehr gut erhaltenen Überreste von Schmelzöfen (S. 555), in deren Nachbarschaft sich grofse Schlackenhalden ausbreiten. Auch Meiler zur Bereitung von Holzkohlen waren zur Zeit der Römerherrschaft an derselben Stelle in Thätigkeit. An diesen Schmelzöfen ist in der Römerzeit mit gröfster Anstrengung gearbeitet worden. Vermutlich waren es die auf der Saalburg als Besatzung liegenden Räter, die ihre heimatliche Vertrautheit mit Bergbau und Hüttenwesen hier im Dienste der Römer bewährten. Bewundernswert sind die grofsen eisernen Ambofse, die sie mit ihren unvollkommenen Vorrichtungen herzustellen verstanden. Der gröfste dieser Eisenblöcke, der 1,40 m hoch ist und 484 Pfund wiegt, hat seinesgleichen in keinem anderen Museum. Er ist nicht gegossen, da man den nötigen Hitze-

Digitized by Google

grad zum Eisengufs nicht erzeugen konnte, sondern aus zehn einzeln geschmiedeten Blöcken allmählich mit unendlicher Mühe bei Weifsglühhitze zusammengeschweifst worden. Auf solchen schweren Ambofsen schmiedeten die Römer in Waldschmieden beim Dreimühlenborn — nicht weit vom Pfahlgraben — Wagenreifen, Brechstangen, Meifsel, Beile, die Thürangeln für die grofsen Thore, Hämmer, Hufeisen und ähnliche Dinge, die der Erdboden und die Brunnen zu Hunderten aufbewahrt haben. Auf kleineren Ambofsen, die in einen Holzblock eingesetzt wurden, wurden feinere Dinge, wie Messer, Scheren und Pfeilspitzen geschmiedet. Ein Ambofs von eigentümlicher Form, der oben ein enges rundes Loch und seitwärts eine Offnung hat, diente beim Schmieden von Nägeln. Ein Eisenstäbchen wurde zugespitzt, glühend gemacht, in der gewünschten Länge abgehauen und durch die obere Öffnung des Ambofses senkrecht hineingetrieben. Dabei blieb das obere, dickere Ende aufsen und wurde als Kopf des Nagels breit geschlagen. Eiserne Giefslöffel, in denen man Blei flüssig machte, um eiserne Thürhaken in steinernen Pfosten zu befestigen, waren im Kastell in Gebrauch; auch Bleikugeln und bleierne Leuchter wurden in Gufsformen hergestellt. Die auf der Saalburg gefundenen Hufeisen beginnen mit der ältesten Form, dem Pferdeschuh (solea ferrea). Diese annähernd ovale Schutzvorrichtung wurde dem Tiere, wenn es auf steinigen Wegen gehen sollte, unter den Fufs gelegt und mit Stricken, die man durch drei hinten und zu beiden Seiten angeschmiedete Ösen zog, am Hufe angebunden. So müssen wir uns den Eisenschuh bei dem Maultiere befestigt denken, von dem Catull sagt, dafs es ihn im Schmutze verliert.[1]) Später nagelte man die Hufeisen an den Pferdeschuh an und machte sie — was beim Ziehen bergauf, besonders bei anhaltender Nässe, zum Schutze nötig war — breiter und stärker. Alle Werkzeuge des Hufschmieds: das Hufmesser zum Beschneiden des Hufes, Hauklinge, Feile, Hammer und Zange sind unter den Fundstücken. Auch die ganze Ausstattung einer Schlosserwerkstätte ist aus den Funden der Saalburg zusammengestellt worden. Die oft sehr geschmackvoll und reich verzierten Bronzegriffe der Schlüssel stammen aus Fabriken, aber der Kamm wurde oft im Kastell zurechtgefeilt. Sehr beliebt waren die kleinen, an einem Fingerring angebrachten Kassettenschlüssel. Auf Einzelheiten können wir nicht eingehen, doch sei bemerkt, dafs gerade der Abschnitt über die Schlösser und ihr Zubehör zu den gründlichsten und lichtvollsten Untersuchungen des Werks gehört (S. 462—480, dazu Textabbild. 73—76 mit 191 Nummern).

Die besseren Glaswaren der Saalburg sind gewifs aus der Ferne eingeführt, die Glasscheiben dagegen sind höchst wahrscheinlich in der Nähe — am Glaskopf nördlich von Königstein — verfertigt. Dort sind, dicht am Pfahlgraben, alte Glasöfen mit Bruchstücken römischen Glases unter vielen Schlacken gefunden worden. Das römische Glas besteht aus Kieselsäure, Kalk

[1]) *Ferream ut soleam tenaci in voragine mula (derelinquit)* Cat. 17, 26; vgl. *Poppaea, coniunx Neronis principis, soleas delicatioribus iumentis suis ex auro quoque induere iussit* Plin. Nat. hist. XXXIII 140; s. Textfigur 87, 8.

Digitized by Google

und Natron und ist weniger hart als das moderne Kaliglas.[1]) Die flüssige Glasmasse wurde, um Fensterscheiben herzustellen, nicht geblasen, sondern in eine quadratische Form von 30 cm Seitenlänge auf eine Unterlage von feinem Sande gegossen. Deshalb ist die Dicke der Scheibe ungleich, die Ecken sind abgerundet, und die eine Seite ist rauh. Völlig durchsichtig sind solche Scheiben nicht, dennoch leisteten sie für Erhellung der Wohnräume und als Schutz gegen die Kälte unschätzbare Dienste.

Von den Arbeiten zur Gewinnung der nötigen Lebensmittel sind Gemüse- und Obstbau zu erwähnen, wozu die nötigen Werkzeuge sich vollständig finden. Wir nennen nur Hacke, Grabscheit, Rechen und Hippe (falx arboraria)[2]). Es ist durchaus wahrscheinlich, dafs die Mirabellen und Kirschen, deren Kerne ein Brunnen aufbewahrt hat, in den Gärten der römischen Ansiedler gewachsen sind. Zum Mahlen des Getreides, das man zum gröfsten Teile aus der Mainebene, wo römische Bauernhöfe nachgewiesen worden sind, herauffuhr, wurden Hand- und Eselmühlen (molae manuariae und asinariae) in Betrieb gehalten. Mühlsteine haben sich mehr als hundert von 38—82 cm Durchmesser gefunden. Sie sind aus der Basaltlava der Steinbrüche von Nieder-Mendig bei Koblenz gefertigt. Auch der Viehstand war bedeutend. Glocken aus Eisenblech, den Schweizer Kuhschellen ganz ähnlich, wurden wohl von dem im Walde weidenden Vieh getragen. Sicheln (falx faenaria) und Heugabeln, um Winterfutter für das Vieh einzubringen, waren in bester Ausführung vorhanden (S. 446. Textfigur 69). Mit Pfeil und Bogen und mit dem Jagdspeer bewaffnet zogen die Saalburgbewohner aus, um Hirsche, Wildschweine und anderes Wild zu erlegen. Auch hatten sie, wie die heutigen Italiener, eine grofse Vorliebe für gebratene kleine Vögel. Sie fingen sie mit weitmaschigen Netzen[3]), die ihre Frauen mit einer doppelseitigen Filetnadel herstellten (s. Textfigur 71, 12). Knochen von Vögeln sind unter den Hausabfällen im Kastell zu Tage gekommen. Die Frauen kochten die Speisen in kupfernen Kesseln oder in irdenen Töpfen (S. 245), das Fleisch brieten sie auf eisernen Bratrosten und waren für Herstellung der Kleidung mit der Spindel und mit Nähnadeln aus Bronze und Eisen thätig (S. 456 503).

Ein regelmäfsiger starker Wagenverkehr ist bei einer Ansiedelung von der Gröfse der Saalburg an sich nicht zu bezweifeln, er wird aber noch bestätigt durch das Auffinden von Rädern mit gedrehten Speichen aus Eschenholz, von eisernen Linsenhaltern zum Befestigen der Seitenhölzer des Wagens, von Achsenbüchsen, Deichselringen und Ketten. In Wagenladungen schaffte man Backsteine von Höchst, Thongefäfse von Seulberg, Sandsteine und Kalk von der Nidda, Getreide aus der Ebene bei Homburg und Obereschbach, Eisenstein aus

---

[1]) Vgl. Plin. Nat. hist. XXXVI 194: *In Volturno amne Italiae harena alba nascens . . . pila molave teritur. Dein miscetur tribus partibus nitri . . . ac liquatis in alias fornaces transfunditur. Ibi fit massa, quae vocatur hammonitrum, atque haec recoquitur et fit nitrum purum ac massa vitri candidi.*

[2]) Vgl. Hor. Epod. 2, 13: *Inutilesque falce ramos amputans feliciores inserit.*

[3]) Vgl. Hor. Epod. 2, 33: *Aut amite levi rara tendit retia, turdis edacibus dolos.*

Digitized by Google

der Lahngegend auf die Höhe und lieferte dafür den Bewohnern der Ebene Holzkohlen und Wildbret. Den regelmäfsigen Verkehr mit Mainz, der Residenz des Statthalters von Obergermanien, vermittelten die Kuriere (veredarii), die ihrem Genius auf der benachbarten Kapersburg einen Denkstein geweiht haben (vgl. Hettner im Arch. Anz. 1896 S. 195). Auch der Epona, der Schutzgöttin der Maultiere und Pferde, ist ebendort ein Relief mit Inschrift geweiht worden.[1])

Die Thätigkeit von Ärzten auf der Saalburg ist durch Funde sicher gestellt.[2]) Sonden (specilla) dienten zum Untersuchen von Wunden, Pinzetten (volsella) zum Herausnehmen von Knochensplittern, kleine Trichter zum Einträufeln von Öl, eine Zange von vortrefflicher Konstruktion zum Ausziehen kranker Zähne (s. Textfigur 71, 6). Von Augenärzten wurden Salben zum Bestreichen kranker Augen verschrieben (vgl. S. 350 Okulistenstempel des Lepidus).

Auf die geistige Arbeit, die in der Grenzfestung geleistet wurde, können wir mit Sicherheit von den bedeutenden technischen Anlagen der Römer schliefsen. Dem Bau von Wegen, Schanzen, Türmen und anderen Befestigungen mufsten genaue militärisch-technische Untersuchungen und Vermessungen vorhergehen, und die Anlegung von Ziegeleien, Schmelzöfen und Glashütten ist undenkbar, wenn nicht vorher an Ort und Stelle ausführliche Baupläne mit Berücksichtigung des Geländes festgestellt und gezeichnet wurden.

Sehr viel wurde auf der Saalburg geschrieben. Dies bezeugen 127 bei den Ausgrabungen zum Vorschein gekommene Griffel, von denen einer durch spiralförmig eingehämmerten Goldbronzedraht verziert ist. Auch 21 cm lange Schreibtäfelchen aus Pinienholz, die früher mit einer Wachsschicht überzogen waren, sind uns erhalten und Tintenfässer aus Weifsmetall und Bronze, die durch einen drehbaren Deckel nach der Benutzung verschlossen werden konnten. Über jedes Kommando, jeden Wachtdienst, jede Beurlaubung, über Belohnungen und Strafen wurde ebenso Buch geführt wie über die Lieferung von Getreide und Bekleidungsstücken.[3]) Auch zu rechnen gab es viel, nicht nur bei Empfang und Auszahlung des für den Sold bestimmten Geldes, sondern auch bei Aufbewahrung des von den Soldaten ersparten Geldes, bei den Einzahlungen für eine Sterbekasse, beim Abschlufs von Lieferungsverträgen und bei Quittungen über empfangene Zahlung. Deshalb sah man darauf, unter den Rekruten auch gewandte Rechner zu gewinnen.[4])

---

[1]) Vgl. Juven. Sat. 8, 156 f.: *Iurat solam Eponam et facies olida ad praesepia pictas.*

[2]) Veget. II 10: *Aegri contubernales et medici, a quibus curabantur, . . . ad eius,* sc. praefecti castrorum, *industriam pertinebant.* Hygin. grom. 4: *valetudinaria.*

[3]) Veget. II 19: *Totius legionis ratio sive obsequiorum sive militarium munerum sive pecuniae cotidie adscribitur actis maiore prope diligentia, quam res annonaria vel civilis polyptychis adnotatur . . . Quando quis commeatum acceperit vel quot dierum, adnotatur in brevibus.*

[4]) Veget. ib.: *In quibusdam,* sc. tironibus, *notarum peritia, calculandi computandique usus eligitur;* 20: *Saccus, in quem tota legio particulam aliquam conferebat, sepulturae scilicet causa . . . ideo signiferi eligebantur, qui et servare deposita scirent et singulis reddere rationem.* Vgl. Sueton. Domit. 7; Zangemeister im Limesblatt S. 75; v. Domaszewski, Die Religion des röm. Heeres S. 15.

Digitized by Google

Ihre Ergebenheit gegen die Kaiser hat die Besatzung der Saalburg wiederholt durch Weihinschriften, die sie dem Antoninus Pius, dem Marcus Aurelius, Septimius Severus und Caracalla widmete, kundgegeben. Die von Rom aus erlassenen Befehle wurden auch im Taunus pünktlich vollzogen. Ein im Jahre 1896 auf der Kapersburg gefundener Inschriftstein bezeugt, dafs der Name des Geta, den Caracalla schmählich ermordet und dann für einen Hochverräter erklärt hatte, auf höheren Befehl ausgemeifselt worden ist.[1]) Ihrer Dankbarkeit gegen die Götter haben einzelne Offiziere der Saalburg und die Kohorte der Räter mehrfach auf Votivsteinen, die dem Juppiter Dolichenus, dem Merkur, der Fortuna, dem Genius centuriae, den Quellnymphen geweiht sind, Ausdruck verliehen. Die Spuren des Bekenntnisses der christlichen Religion bei der Besatzung des Kastells — ein in Glasscherben eingeritzter Fisch und die Inschrift eines kleinen beinernen Röhrchens (S. 457 u. 573) — sind nicht unbedingt beweiskräftig.

Der Zweck des vorstehenden Berichtes war nicht, eine Übersicht über den ganzen Inhalt des Jacobischen Werkes zu geben. Nur die Hauptpunkte konnten besprochen werden, manche Abschnitte aber — z. B. die über Gefäfsinschriften, über Schmucksachen, über die Erhaltungsarbeiten, über Anlage und Einrichtung des Saalburg-Museums — mufsten ganz übergangen werden. Dennoch wird der Leser zu der Überzeugung gelangt sein, dafs Jacobi durch seine zielbewufste Durchforschung des Saalburg-Gebietes viele kulturhistorisch wichtige Thatsachen ermittelt und festgestellt hat. Seine Untersuchungen haben bei der nicht zu verkennenden engen Verbindung römischer und germanischer Arbeit auch die Einsicht in die Kulturentwickelung unseres eigenen Volkes gefördert.

Am 18. Oktober 1897 hat Kaiser Wilhelm in Wiesbaden den Entschlufs ausgesprochen, das Prätorium der Saalburg wieder aufzubauen und darin das Museum der Reichslimesforschung zu errichten. Wenn dieser Bau zur Ausführung kommt und darin die wichtigsten Fundstücke nebst grofsen Karten der Grenzanlage, Modellen der bedeutenderen Bauten und einer Sammlung aller nötigen litterarischen Hilfsmittel vereinigt werden, so wird in schöner Umgebung eine enge Verbindung hergestellt sein zwischen den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung und den grünen Wällen des besterhaltenen Limeskastells, eine Verbindung, die den Geist des Forschers anregen und jeden Freund des Altertums durch Erweckung lebendigen Verständnisses für die grofsartige Anlage der Römer erfreuen mufs.

---

[1]) S. Hettner im Archäol. Anzeiger 1896, S. 195; vgl. Cassius Dio LXXVII 12: *καὶ τοὺς τὰς εἰκόνας αὐτοῦ βαστάσασι λίθοις ὠργίζετο.*

[Die Clichés zu den fünf Abbildungen, die obigem Aufsatze beigegeben worden sind, verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Baurat Jacobi in Homburg.]

Digitized by Google

ZUR ÄSTHETIK DES TRAGISCHEN.

Von Veit Valentin.

Unter der Bezeichnung 'Ästhetik des Tragischen' hat Johannes Volkelt Betrachtungen über diesen wichtigen Gegenstand veröffentlicht, die mit vollem Rechte grofse Beachtung gefunden haben.[1] Volkelt versteht es nicht nur, seine Gedanken in klarer Entwickelung zu geben, so dafs sich ihnen leicht folgen läfst, auch wo er schwierige Probleme erörtert: er versteht es auch, solche klar entwickelte Gedanken in eine meisterhafte Form zu giefsen, aus deren rednerischer Kraft der volle Ton der Überzeugungssicherheit erklingt und deren schöne Gestaltung zugleich das Gefühl des künstlerischen Eindrucks erweckt. Wer die Freude gehabt hat, Volkelt selbst sprechen zu hören — und wir in Frankfurt haben diese Freude mehrere Winter hindurch in den Lehrgängen des Hochstiftes in weiten Kreisen geniefsen dürfen — wird beim Lesen überall den Wohllaut wieder erklingen hören, der aus den so natürlich fliefsenden und doch so kunstvoll gegliederten Perioden beim lebendigen Vortrag des geschriebenen Wortes noch wirksamer in das Gemüt eindringt, als es für den Leser der Fall ist, der den Tonfall des Redners nicht aus der Erinnerung hinzufügen kann. Erhöht diese Erinnerung den Eindruck, so bedarf ihrer das geschriebene Wort keineswegs mit Notwendigkeit: es läfst auch für sich allein deutlich erkennen, dafs der Forscher auf ästhetischem Gebiete selbst auch ein Erwecker ästhetischen Eindruckes ist.

Bei der Prüfung des Inhaltes des Werkes wird man zunächst den Titel wohl zu beachten haben, um der Untersuchung gerecht werden zu können. Volkelt will eine 'Ästhetik des Tragischen' geben: das Tragische selbst ist ein Vorhandenes, Gegebenes, und bedarf nicht erst einer Wesensuntersuchung. Es soll vielmehr der Ausgangspunkt von der Thatsache genommen werden, 'dafs die vorhandenen Theorien des Tragischen, so viel Wertvolles und Tiefes sie auch enthalten, sich mit der reichen, vielgestaltigen Fülle dessen, was uns in den Dichtungen als tragisch ergreift, keineswegs decken, ja meistens von ausschliefsender, unduldsamer Art sind. Das Tragische stellt sich in einer verwickelten Mannigfaltigkeit von Arten, Abstufungen, Übergangs- und Nebenformen dar. Diesem Reichtum ästhetischer Gestalten und Werte ist die Theorie des Tragischen bisher nicht gerecht geworden.' Volkelt will ihr gerecht werden: er bestrebt sich, den grofsen Reichtum tragischer Formen festzustellen.

---

[1]) Johannes Volkelt, Ästhetik des Tragischen. München 1897, C. H. Beck. XVI, 445 S.

Digitized by Google

Er will zu diesem Ziele gelangen, indem er 'das Hauptaugenmerk auf die Gewinnung möglichst bedeutungsvoller ästhetischer Gefühlstypen richtet.' Demgemäſs wird 'der Hauptgesichtspunkt die naturgemäſse Gliederung der Auſserungsweisen der ästhetisch erregten Seele zu bilden haben.' Wo dabei für die Formen und Stufen des Tragischen der gewöhnliche Sprachgebrauch keine festen Bezeichnungen hat, werden passende Ausdrücke erst zu suchen sein. Volkelt hat jedoch die Überzeugung gewonnen, daſs 'sich die Natur des Tragischen in maſsgebender Weise nur an den Schöpfungen der Dichtkunst studieren läſst'. So entnimmt er in seinen Untersuchungen, nachdem er in den übrigen Künsten das Tragische entweder als nicht vorhanden oder doch nicht voll zum Ausdruck gelangend geschildert hat, 'die Fälle des Tragischen ausschlieſslich der Dichtkunst', beschränkt sich aber dabei nicht auf die klassischen Dichter, sondern zieht mit weit ausgreifender Belesenheit auch die neueren und die neuesten Dichtungen, und zwar keineswegs nur aus der deutschen Litteratur, zu diesem Zwecke heran. Er beschränkt sich dabei auf Epos und Drama: nur in ihnen 'erfährt das Tragische seine völlig angemessene Verwirklichung'. Das im Leben vorkommende Tragische gewinnt Volkelt für die ästhetische Betrachtung, indem er erklärt: 'soll ein Vorgang des Lebens uns tragisch ergreifen, so muſs er von uns in lebhafter Anschauung innerlich nachgebildet werden', und durch diese innerliche Nachbildung wird der Eindruck ästhetisch. 'Steht die Person, deren erschütterndes Los wir erleben, unserem Herzen nahe, oder sind wir gar selbst die tragisch getroffene Person, so kann sich der Eindruck des Tragischen in uns nicht rein entwickeln. Die schmerzvollen, betäubenden Affekte beherrschen uns dann derart, daſs wir des Grades von innerer Freiheit und Stille entbehren, der zum Entstehen tragischer Gefühle erforderlich ist.' Erst wenn der Vorfall uns zeitlich entrückt ist, oder 'wenn wir die erstaunliche Geisteskraft besitzen, uns über die Stürme im persönlichen Ich in den Äther des Allgemein-Menschlichen zu erheben, beginnt das Ereignis die weihevollen Züge des Tragischen in entschiedener Weise anzunehmen'. Somit 'fällt auch das Tragische der Wirklichkeit in das ästhetische Gebiet' — wenn diese Annahmen richtig sind.

Und nun entwickelt Volkelt an der Hand einer Reihe maſsgebender Gesichtspunkte die reiche Fülle von Einzelgestaltungen des Tragischen in sorgfältiger Gliederung A 1, a, α u. s. w. innerhalb der einzelnen Kapitel, indem er mit erstaunlicher Virtuosität allen einzelnen Nüancen nachgeht und alle nicht nur charakterisiert, sondern auch benennt.[1]) Es kommen dabei nach

[1]) Z. B.: Zweite Richtung des ästhetischen Gewinnes durch die Aufnahme der erhebenden Momente in das Tragische: A. Erhebende Momente in der subjektiven Haltung des tragischen Menschen. 1. Gemütsverhältnis zu der Gegenmacht. a) Die trotzige Haltung im Untergang. b) Der Gleichmut im Untergang. c) Ergebung in das Schicksal. α) Ergebung des Verbrechers. β) Ergebung des Schuldlosen. d) Jubelndes Schreiten in den Untergang. 2. Stellung des Gemütes zum Scheiden aus dem Leben. a) Pessimistische Form. b) Optimistische Form. c) Übergangsfälle (zwischen a und b gelegen). 3. Stellung des Gemütes zur Schuld. a) Moralische Reinigung. α) Die moralische Reinigung als Zerrüttung. b) Das

Digitized by Google

und nach die wichtigsten Fragen zur Behandlung, die bei den Untersuchungen des Tragischen eine grofse Rolle spielen, so dafs sich die Gliederungen der Formen des Tragischen zugleich zu einer Revue der verschiedenen Anschauungen über das Tragische gestalten. Und wenn sich nun auch keine eigentliche Darlegung des Wesens des Tragischen findet, so ergeben sich unterweges doch gelegentlich Hinweise auf 'wesentliche Erfordernisse' des Tragischen. Ein solches ist das 'Schicksalsmäfsige'. Oder 'die Gröfse des leidenden Menschen giebt dem tragischen Eindruck eine charakteristische, ausgezeichnete Beschaffenheit'. Oder es ergiebt sich aus einigen Abschnitten, 'dafs ein wertvoll eigenartiger Eindruck entstehe, wo ein grofser Mensch durch seine Gröfse in leidvolles Schicksal und Untergang gerät und auf diese Weise uns den Weltzusammenhang in furchtbarem Lichte zeigt': dieser ästhetischen Grundgestalt sind wir berechtigt den Namen des Tragischen zu geben. Die Grundvoraussetzung ist dabei für das Tragische dieselbe, die Volkelt für die Kunst überhaupt macht: 'wenn die Kunst überhaupt das menschlich Bedeutungsvolle zu ihrem Inhalt hat, so gilt dies in ganz besonders hohem Grade von den tragisch wirkenden Kunstwerken . . . die Tragödie soll uns mit dem Eindruck entlassen: wir sind in dem Bewufstsein, was es heifse ein Mensch zu sein, reicher geworden.' Die dabei zur Wirkung kommende Lebens- und Weltanschauung hat jedoch mit dem Künstlerischen als solchem nichts zu thun und darf ihr keinen Schaden zufügen: die 'Gestalt' des Tragischen wird eine wesentlich andere sein, je nach dem Boden, auf dem die gerade vorwaltende Weltanschauung erwachsen ist. Der eine Boden ist einer besonderen 'Gestalt' des Tragischen günstiger als ein anderer. Allein dieser Gesichtspunkt hat auf die Gliederung der Formen des Tragischen keinen Einflufs und bleibt daher in der Darlegung der von Volkelt durchgeführten Systematisierung unberücksichtigt: das Material für diese wird vielmehr ohne Unterschied von überall hergenommen, wo es sich findet. Sollen für einen bestimmten Fall Beispiele gegeben werden, so treten Romeo und Julia, Othello, Max Piccolomini und Thekla, Sappho von Grillparzer, Pastor Rosmer und Rebekka, Johannes Vockerat, oder Klytämnestra bei Äschylos, Richard III., Macbeth und seine Gattin, Goneril, Regan, Edmund aus König Lear, die Marwood, Philipp II. bei Schiller, der Herzog von Gothland und Don Juan bei Grabbe, Golo bei Hebbel, Nero in Hamerlings Ahasver, der Bischof Nikolai in Ibsens Kronprätendenten nebeneinander, und so überall in reichster Mannigfaltigkeit ohne Rücksicht auf Zeit und Periode der Entwicke-

---

furchtlose Bejahen der Schuld. 4. Wirkung des Unterganges auf die Entfaltung des Innenlebens. a) Verkümmerung des Innenlebens durch den Untergang. b) Erhöhung des Innenlebens durch den Untergang. — B. Erhebende Momente in dem objektiven Ausgang der Sache. 1. Aussicht auf den zukünftigen Sieg der Sache. a) Allzufrühes Vertreten der Idee. 2. Sieg der Sache in der Gegenwart. 3. Untergehen im Glauben an die Sache. 4. Hervorhebung des Wertes der unterliegenden Sache. — C. Erhebende Momente im Tode selbst. 1. Das sittlich Befriedigende des Todes im Tragischen der Schuld. 2. Der Tod als Läuterung. 3. Der Tod als Erlöser vom leidvollen Leben. 4. Der Tod als gefühlsmäfsige Bezeugung des Sieges. 5. Erhebender Ausblick auf das Jenseits. — D. Die Berechtigung der Gegenmacht als erhebendes Moment.

Digitized by Google

lung für jede der zahlreichen Rubriken. Man wird dies auch von dem Standpunkte des Verfassers aus ganz gerechtfertigt finden — es fragt sich nur, wie es mit diesem Standpunkte selbst bestellt ist.

Volkelt hat sich mit seiner Untersuchung zu einem Linné der Ästhetik des Tragischen gemacht: er hat auf Grund 'möglichst bedeutungsvoller ästhetischer Gefühlstypen' ein künstliches System der 'Gestalten' des Tragischen aufgestellt, indem er allen Besonderheiten ihrer Erscheinungsweisen nachspürte und sie in Klassen, Genera und Spezies gliederte. Sobald die unterscheidenden Merkmale stimmen, erfolgt die Zuweisung zu der besonderen Einteilungsrubrik. Es ist keine Frage, daſs hierdurch manche Klarheit entsteht, daſs mancher Zusammenhang zwischen scheinbar Fremdartigem aufgedeckt und mancher dunkle Punkt einer interessanten Beleuchtung unterworfen wird. Nur muſs man sich festhalten, daſs über das Wesen des Tragischen selbst keine neue Klärung gegeben ist. Das Werk hat also eine groſse Bedeutung für die Sichtung und Ordnung des Bestandes nach einem Systeme, dessen Klarheit selbst in erfreulicher Weise wirkt, das jedoch seine Berechtigung schlieſslich doch nur in der subjektiven Auffassungsweise seines Urhebers hat: das Werk ist aber kein Fortschritt auf dem Gebiete der Frage nach dem Wesen des Tragischen selbst. Man kann nun jene Bedeutung in ungeschmälerter Weise anerkennen und doch der Überzeugung sein, daſs die Lösung der zweiten Aufgabe von noch gröſserer und wichtigerer Bedeutung sein müſste. Wie Goethe nach der Urpflanze forschte und über die Unterschiede der Klassen und Arten hinaus nach dem Ursprung suchte, der den Zusammenhang des scheinbar Verschiedenen herstellen könnte, wie er die Bedingungen aufweisen wollte, die mit Notwendigkeit die besondere einzelne Gestaltung als Umgestaltung des Ursprünglichen faſslich machen könnte, so will es scheinen, daſs auch das Urphänomen des Tragischen erforscht werden muſs, das sich je nach den besonderen Bedingungen von Zeiten und Anschauungen zu den einzelnen Erscheinungen umgestalten konnte, wie sie sich geschichtlich darstellen. Es ist sicherlich sehr belehrend, z. B. die beiden 'berechtigten' Formen des Tragischen, des Tragischen der abbiegenden und des Tragischen der erschöpfenden Art, dargestellt zu sehen und zu verfolgen, wie das Tragische abbiegender Art die doppelte Gestalt des Tragischen mit versöhnendem Ausgang und des Tragischen mit ungewissem Ausgang darbietet, wie das letztere in der Mitte steht zwischen dem Tragischen mit versöhnendem Ausgang und dem Tragischen mit verderblichem Ausgang, wie der tragische Untergang sodann drei Formen annehmen kann, so daſs nur leiblicher Untergang oder nur innere Vernichtung eintritt oder endlich äuſserer Tod und innere Vernichtung zusammen, u. s. w. Aber wenn die Frage, warum jede dieser Formen aus dem Wesen des Tragischen heraus 'berechtigt' ist, unbeantwortet bleibt, wenn nicht weiter geforscht wird, wo denn das Gemeinschaftliche steckt, das uns berechtigt, alle diese Formen als tragische anzuerkennen, und worin denn nun der Kern des Tragischen, das Urtragische, besteht, so ist von dem reichen Gebiete doch nur ein Teil und zwar der äuſsere behandelt. Auch dafür wollen wir dankbar sein, zumal, wenn es mit solchem

Digitized by Google

Wohlbedacht durchgeführt ist, wie es bei Volkelt der Fall ist: aber dieser Dank darf uns nicht verleiten, hier schon die letzte Lösung gegeben zu finden; er darf uns nicht abhalten zu erklären, dafs das Wichtigste hier noch nicht gegeben ist.

Aber dies hätte vielleicht zu einer 'spekulativen' Asthetik geführt? Und Volkelt lehnt eine solche von vornherein ab und stellt sich auf den Standpunkt der psychologischen Methode. Es kann ihm in diesem Grundsatze niemand wärmer zustimmen, als ich es thue. Aber man darf doch dabei nicht übersehen, dafs sich das Psychologische keineswegs vom Physiologischen wird trennen lassen, dafs vielmehr ein Übergang von dem einen zum anderen gesucht werden mufs und sicherlich auch gefunden werden kann. Ich selbst habe einen dahin gehenden Versuch gemacht, auf den ich hier hinweisen mufs, da er von Volkelt in seltsamer Weise mifsverstanden worden ist. Der rätselhafteste Punkt in dem Wesen des Tragischen, sobald es auf den Menschen zu wirken anfängt, ist die mit dem Gefühle des Tragischen verbundene Freude am Schmerz. So lange dieses Phänomen nicht erklärt ist, wird sich auch das Wesen des Tragischen nicht verstehen lassen — folgt aber daraus, dafs beide Fragen identisch sind? Ist es wirklich so schwer, zu unterscheiden, dafs die Erklärung der Freude an einer Schmerzerregung nicht dasselbe ist mit der Erklärung des Tragischen selbst? Es möchte fast so scheinen, da nun schon der zweite Philosoph an der Festhaltung dieses Unterschiedes scheitert. Und doch liegt die Sache so einfach. Volkelt läfst mich infolge dieses Mifsverständnisses auf S. 392 seines Buches sagen, ich hätte die aufserästhetische Wirkung des Tragischen, 'die Ruhe, das Gleichgewicht, die Schmerzlosigkeit', die sich nach den Aufregungen und Schmerzen 'in manchen Fällen' einstellt, 'zur Hauptsache des tragischen Eindrucks gemacht'. Zum Beweise dafür zitiert er, mit den einleitenden Worten 'Es komme im Tragischen auf das Erleben von schmerzlichen Empfindungen an' die durch Hinzusetzung von Anführungszeichen mir zugeschriebenen Worte: 'die künstlich und absichtlich erregt werden, um dann wieder durch ihre Entfernung in uns eine willkommene Empfindung zu erregen'. Ich kann zwar nicht finden, wo an der von Volkelt zitierten Stelle oder sonstwo bei mir diese Worte so stehen. Indessen sind sie dem Sinne nach meiner Ansicht entsprechend, sobald sie in dem richtigen Zusammenhange erfafst werden. Allein diesen Zusammenhang zerstört Volkelt: die einleitenden Worte 'Es komme im Tragischen auf das Erleben von schmerzlosen Empfindungen an' fügt er willkürlich hinzu und setzt ein Urteil, das in dem richtigen Zusammenhange von den körperlichen Schmerzen gilt, in eine Erklärung des Tragischen um, wie ich sie nie gegeben, vielmehr ausdrücklich bestritten habe. Volkelt zitiert meine Abhandlung 'Das Tragische und die Tragödie' (M. Kochs Zeitschr. für vergl. Litteraturgesch. N. F. V 395 ff.) und sagt auf Grund dieses Zitates: 'Es scheint sonach diese Theorie darauf hinauszulaufen, dafs das Tragische sein Ziel in dem wohlthuenden Gefühle finde, von den tragischen Schmerzen und damit von dem Tragischen selbst loszukommen.' Man wird doch annehmen müssen, dafs Volkelt die zitierte Abhandlung wenig-

Digitized by Google

stens an der zitierten Stelle gelesen habe: ich kann mich aber nicht des Eindrucks erwehren, dafs er sich viel mehr als durch eigenes Lesen durch den Einflufs einer karikierenden Darstellung eines anderen Philosophen hat leiten lassen, dem er, zutreffenden Falles, allerdings zu viel Vertrauen geschenkt hätte: die Richtigkeit der Ansichten, die jemand vorträgt, steht nicht immer im geraden Verhältnis zu dem Aplomb seines Vortrages. Im Verlaufe meiner Entwickelung sage ich vielmehr S. 370 jener Abhandlung: 'Ich glaube durch meine Theorie in der That dargethan zu haben, dafs, insoweit im Tragischen die Freude am Leiden, die Freude am Schmerze mitwirkt, der Grund für diese Freude auf psychologischem Boden gesucht werden mufs. Der Punkt, wo er mit dem ästhetischen Elemente sich verbindet, ist scharf bezeichnet. Ich bin aber nicht so einseitig, zu glauben, dafs mit der Erklärung eines Elementes des Tragischen dieses selbst seine Erklärung gefunden hätte. Bei der Freude am Tragischen kommt noch eine Fülle anderer Elemente hinzu, die aus dem Wesen und der Eigenart des Kunstwerkes überhaupt entspringen, sowie aus dem Wesen und der Eigenart der besonderen Gattung von Kunstwerk, die der Künstler in seinem besonderen Falle als Träger des Tragischen angewendet hat'. Und trotzdem behauptet Volkelt, ich hätte die aufserästhetische Wirkung des Tragischen 'zur Hauptsache am tragischen Eindruck' gemacht! Volkelt hat aber jedenfalls — denn er hätte sonst so nicht urteilen können — die Abhandlung nicht beachtet, auf die in der Zeitschriftsabhandlung verwiesen ist, weil dort die Entwickelung des physiologischen Eindruckes bis zum psychologischen Stufe für Stufe nachgewiesen ist. Er hätte dort gesehen, dafs ich den Kern des Tragischen in etwas ganz anderem finde. Dort[1]) heifst es: 'Die Empfindung aber, welche in uns durch ein vorgestelltes seelisches Leiden erweckt wird, das bei an und für sich berechtigtem Handeln durch ein anderes an und für sich gleichfalls berechtigtes Handeln entsteht, ist die tragische'. Wo ist hier von einer aufserästhetischen Wirkung des körperlichen Schmerzes auch nur mit einer Silbe die Rede? Man darf aber verlangen, dafs bei der Wiedergabe einer 'Theorie' der physiologische Ausgangspunkt, die psychologische Fortführung und der ästhetische Endpunkt richtig unterschieden bleiben. Hier kommt es indessen zunächst nur darauf an, festzustellen, dafs der von Volkelt ausschliefslich betonte psychologische Standpunkt einer Ergänzung bedarf, weil sich das physiologische Element von ihm nicht trennen läfst, vielmehr zu seiner Erklärung sehr notwendig ist.

Volkelt wendet sich nun in seinem Kampfe für die psychologische Methode gegen das Abstrahieren von autoritativen Beispielen. 'Da wird ohne weiteres angenommen, dafs an gewissen als «klassisch» anerkannten Tragödien — etwa an denen von Äschylos, Sophokles, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller — die Musterbilder des Tragischen vorliegen, und dafs es darauf ankomme, von diesen Mustern das Tragische durch Abstraktion zu gewinnen.' Aber nach

[1]) S. 110 der Abhandlung: 'Die Tragik in Werken hellenischer Plastik' in dem Buche 'Über Kunst, Künstler und Kunstwerke', Frankfurt a. M. 1889, Litterarische Anstalt.

Digitized by Google

Volkelt giebt es keine Bürgschaft dafür, dafs 'durch die Tragödien der ausgewählten Meister der Eindruck, der den Namen des Tragischen verdiene, hervorgebracht werde'. Es ist nun sicherlich nicht richtig, sich auf einzelne als 'klassisch' anerkannte Meister und ihre Werke zu beschränken, wenn man das Tragische erkennen will — berechtigt dies aber zu einem Zweifel daran, dafs dort überhaupt das Tragische zum Ausdruck gekommen sei? Man kann den aus ihren Werken gewonnenen Eindruck sehr wohl als 'tragisch' gelten lassen und braucht sich doch nicht gegen die Werke moderner Dichter zu verschliefsen. Natürlich dürfen auch sie nicht als ausschliefsliche Autoritäten gelten, und Volkelt nimmt auch seine Beispiele aus beiden Fundgruben. Das Wesen des Tragischen freilich ist weder einseitig aus den Autoritäten noch aus den Nichtautoritäten zu erschliefsen: der Ausgangspunkt wird vielmehr, wie ich es in der Abhandlung 'Das Tragische und die Tragödie' gezeigt habe, die Wirklichkeit selbst sein müssen. Volkelt weifs selbstverständlich sehr gut, dafs die Wirklichkeit mit Tragik erfüllt ist: er benutzt sie aber nicht, da das Wesen des Tragischen zu ergründen aufserhalb seines Weges liegt. Nur weil er das Vorkommen des Tragischen in allen 'Gestalten' feststellen will, lehnt er sich gegen die einseitige und beschränkende Autorität der klassischen Dichtung auf und gewinnt sich damit in sehr verdienstlicher Weise für seinen speziellen Zweck ein reiches Gebiet. Er weist aber die Wirklichkeit von einem ganz besonderen Gesichtspunkt aus zurück. Für Volkelt gehört die Wirklichkeit selbst schon in das ästhetische Gebiet, sobald sie 'in lebhafter Anschauung innerlich nachgebildet wird'. Es möchte freilich dann kaum irgend etwas geben, was nicht ins ästhetische Gebiet gehörte. Denn was Volkelt hierbei noch für Unterschiede macht, sind nur Verschiedenheiten des Grades, nicht des Wesens: es handelt sich nur darum, ob die Anschauung, die innerlich nachgebildet wird, eine lebhafte oder eine flüchtige sei — in dem letzteren Falle soll sie nicht ästhetischer Natur sein. Für das Wesen des Tragischen ist es aber zunächst ganz gleichgiltig, ob wir den einzelnen Fall unter den Gesichtspunkt des Ästhetischen stellen: damit kommt in das Tragische ein Element, das ihm durchaus nicht wesentlich ist und von dessen Vorhandensein oder Fehlen das Tragische in seinem Bestande keineswegs abhängt. Aber Volkelt will ja gar nicht das Wesen des Tragischen ergründen, sondern den Reichtum der ästhetischen Formen des Tragischen darstellen: so kann das Tragische der Wirklichkeit für ihn erst wirksam werden, wenn es ästhetisch geworden ist — geschieht es nicht durch die künstlerische Verarbeitung, so mufs es wenigstens durch die lebendige innere Anschauung ästhetisch geworden sein!

Volkelt leugnet nun keineswegs, dafs in den übrigen Künsten das Tragische wenigstens dem Ansatze nach in mehr oder weniger entwickelter Weise vorkommen kann: aber nur 'in der Dichtung kann sich das Tragische in seiner vollen Entwickelung durch alle seine Vorbereitungen und seine Stufen hindurch darlegen', wozu noch der Vorteil der Dichtung durch die Bestimmtheit der vollen Individualität und den Reichtum des Vorstellungs- und Gedankengehaltes hinzukommt. Das Entscheidende ist jedoch der erste Punkt, die volle

Digitized by Google

Entwickelung in dem Verlaufe der Handlung. Denn nach Volkelt ist 'das Tragische stets ein Entwickelungsvorgang'. Diese Annahme hält jedoch vor den Thatsachen nicht Stich. 'Das Tragische setzt keineswegs eine Handlung voraus: es bezeichnet vielmehr zunächst die Eigentümlichkeit einer Lage, einer Situation' (vgl. 'die Tragik und die Tragödie' S. 337), das Tragische kann daher ebensogut in der Bildkunst wie in der Dichtkunst vorkommen und kommt auch thatsächlich vor: Nachweis und Beispiele sind a. a. O. ausführlich gegeben. Es folgt aber daraus, dafs 'das Wesen des Tragischen nicht in dem unglücklichen Verlauf einer Handlung, nicht in dem unglücklichen Ausgang, in dem Untergang der bestimmten Persönlichkeiten liege, an welchen das Tragische zur Erscheinung kommt': Volkelt erkennt diese Thatsache und schildert sie als das 'Tragische der abbiegenden Art'. Soll der Ausgang gleichfalls tragisch werden, 'so ist das ein Neues, was ursächlich sehr wohl mit Notwendigkeit erfolgen kann, nicht aber aus dem Umstande, dafs die Lage vorher bereits tragisch war': ein solcher Gesichtspunkt liegt der Untersuchung Volkelts fern, da er ja auf ein ganz anderes Ziel ausgeht als auf die Erkennung des Wesens des Tragischen.

Diese Erkennung kann und mufs aber nicht auf dem Wege der von Volkelt mit Recht verworfenen, einseitig von einigen Musterbeispielen abstrahierenden Methode erfolgen: sie kann und mufs auf Grund der psychologischen Methode gewonnen werden. Das Ergebnis einer auf solchem Wege erlangten Erkenntnis ist für mich der Satz, der schon oben angeführt ist. Es ergiebt sich aber ferner daraus, dafs das Tragische nicht ein Einfaches, sondern ein Zusammengesetztes ist. 'Es wird entstehen, wenn ein Zusammenströmen und Zusammenwirken mehrerer Motive auf einen Punkt in der Art eintritt, dafs erstens diese Motive untereinander widersprechender, in ihrer Durchführung einander ausschliefsender Natur sind, und dafs zweitens jedes dieser Motive für sich betrachtet eine absolute oder doch wenigstens relative Daseinsberechtigung hat' (a. a. O. S. 345). Auf Grund dieser Erkenntnis wird man über den irreführenden Begriff der tragischen Schuld kommen und an deren Stelle die tragische Unschuld zu setzen haben: nur wo eine solche, absolut oder relativ, vorhanden ist, nur da kann überhaupt von Tragischem die Rede sein. Was freilich, absolut oder relativ, als berechtigt zu gelten hat, hängt von der jedesmaligen Weltanschauung ab, auf deren Boden eine bestimmte einzelne tragische Lage entsteht. Erscheint sie in einem Kunstwerke, so wird sie auch hier ihre richtige Beurteilung nur aus den Voraussetzungen heraus finden können, auf denen dies einzelne Kunstwerk sich aufbaut. Der gemeinsame Kern jedoch, der in allen diesen Einzelerscheinungen wiederkehrt und der die unbedingt notwendige Voraussetzung der Thatsache des Tragischen überall ist, zeigt sich in der in irgendwelcher, von uns auf Grund der vorausgesetzten Weltanschauung für diesen Fall zugestandenen, relativen oder absoluten Berechtigung zu dem Auftreten und Handeln der Persönlichkeit, deren Schicksal uns tragisch berühren soll. Durch die tragische Unschuld allein kann sie uns sympathisch werden: dies Moment der Sympathie ergiebt sich

Digitized by Google

mit Notwendigkeit aus den Verhältnissen selbst und ist daher eine nicht zu umgehende Voraussetzung. Dafs dagegen irgendwelche menschliche Gröfse vorliegen müfste, ist nicht der Fall. Volkelt kommt zu dieser Behauptung nicht aus der Natur des Tragischen her, sondern er nimmt diese Forderung aus seiner Definition der Aufgabe der Kunst überhaupt. Diese soll 'das menschlich Bedeutungsvolle zum Inhalte haben', die Tragödie speziell aber 'soll uns mit dem Eindruck entlassen: wir sind in dem Bewufstsein, was es heifse ein Mensch zu sein, reifer geworden'. Ob dieser lehrhafte Zweck nicht schon an sich dem Wesen der Kunst widerspricht, soweit sie ästhetischer Natur ist, und daher nur für manche Zeiten giltig bleibt, mag hier unberücksichtigt bleiben — wenn nur der Ausdruck selbst bestimmter, die bezeichnete Sache greifbarer wäre! Das menschlich Bedeutungsvolle — für wen? Für den Handelnden oder für den die Handlung Nacherlebenden? Ein solcher Zweifel darf sich bei einer solchen grundlegenden Forderung nicht erheben — Ausgangs- und Zielpunkt des menschlich Bedeutungsvollen müfsten klar gestellt sein, zumal wenn es sich um ein Prinzip handelt, von dem alles abhängt. Gegenstand der Kunst ist aufserordentlich häufig Nichtmenschliches — also wird man das dargestellte Objekt als an sich 'menschlich' bedeutungsvoll nicht annehmen können. Gegenstand der Darstellung von Menschen ist aufserordentlich oft etwas, von dem sich als Wesenseigenschaft das 'menschlich Bedeutungsvolle' nicht wird behaupten lassen: also wird auch der das Dargestellte in sich Nacherlebende nichts menschlich Bedeutungsvolles darin finden können. Fafst man das menschlich Bedeutungsvolle als das, was 'bezeichnend für menschliches Leben und Streben' ist, so mufs unsagbar viel aus der Kunst gestrichen werden, was für viele schön ist, ihnen Freude macht und hohen ästhetischen Genufs gewährt. Ein toter Hase von Weenix oder sein wundervoller toter weifser Pfau in Wien ist nicht menschlich bedeutungsvoll, weder als Gegenstand selbst, da er überhaupt aufserhalb des Menschlichen steht, noch ist er für menschliches Leben und Streben bezeichnend —, man müfste denn die dabei zur Verwendung gelangte künstlerische Auffassungsweise und Kunstfertigkeit gelten lassen wollen, wovon jedoch bei Volkelt nichts zu finden ist und was auch kaum seiner Ansicht entsprechen möchte. Aber selbst in dem engen Sinne, in dem das menschlich Bedeutungsvolle gelten könnte als das, was für den Menschen wertvoll ist, ist der Ausdruck noch viel zu allgemein; es giebt nichts, was für den Menschen als solchen schlechthin in der Weise von Bedeutung wäre, dafs es für jeden Menschen gelten müfste. Welche Unterschiede schon in dem, was für Mann und Frau, was für das Kind und den Erwachsenen, für den Gebildeten und den Ungebildeten bedeutungsvoll ist — ganz der Unterschiede zu geschweigen, die durch den Wechsel von Zeiten und Völkern hinzukommen! So mufs der Ausdruck entweder in seinem Geltungsbereich so einschrumpfen, dafs von einer Allgemeingiltigkeit der Vorschrift keine Rede mehr sein kann, oder aber, wenn er allgemeingiltig bleiben soll, in seinem Inhalte sich so verflüchtigen, dafs er alles umfafst, was für irgend einen Menschen in irgend einer Weise bedeutungsvoll ist: dies würde freilich der Ansicht Volkelts am

Digitized by Google

allerwenigsten entsprechen. Es hängt nämlich diese Definition mit einer anderen grundlegenden Ansicht Volkelts über die Aufgabe der Ästhetik zusammen: sie soll normativen Charakter haben — also mufs es auch eine allgemeingiltige Norm geben.

Volkelt will durchaus nicht, dafs die Ästhetik in Psychologie aufgehen solle, so sehr er auch für die Anwendung der psychologischen Methode eintritt: 'die Ästhetik unterscheidet sich von aller Psychologie durch den mafsgebenden Gesichtspunkt der Norm. Die ästhetischen Gefühle werden nicht blofs beschrieben, zergliedert, eingeteilt, in ihren gesetzmäfsigen Beziehungen untersucht, sondern zugleich nach Wertmafsstäben beurteilt.' Es ist durchaus logisch: soll eine Norm aufgestellt werden, so bedarf es eines objektiven Mafsstabes. Ob es aber möglich ist, als solchen den Begriff des Wertes zu verwenden, ist mehr als fraglich. Ob irgend etwas Wert hat, hängt nicht von dem Gegenstand an sich ab, sondern ganz ausschliefslich von dem Bedürfnisse, das der einzelne nach dem Gegenstande hat: der Begriff des Wertes ist ein durchaus subjektiver und wechselt daher beständig mit dem Wechsel des Subjektes. Begiebt sich der Einzelne seines Urteiles und schliefst sich dem Urteil eines für ihn mafsgebenden Subjektes an, thun viele Einzelne das Gleiche, so entsteht wohl ein verhältnismäfsig allgemein giltiges Urteil, das auf den gleichen Gegenstand Wert legt: es ist aber kein objektives, sondern doch nur ein auf gleichartige Bedürfnisse gegründetes oder zur Mode erweitertes subjektives Urteil. Wenn zu Zeiten Raffael geringer als Correggio geschätzt und Hobbema kaum beachtet wurde, so waren solche Bestimmungen des Wertes wahrlich keine, die einen objektiven Wert festlegten, so wenig wie die es sind, die jetzt den Wert der Werke dieser Künstler aufs höchste schätzen lassen. Kann man aber den Begriff des Wertes nicht als einen objektiv giltigen erweisen, so wird es auch mit der Feststellung von Normen bedenklich stehen: die Wertbestimmungen vermögen nur relative Giltigkeit zu behaupten. Es ist dies kein Nachteil für die ästhetischen Urteile: sie erhalten vielmehr die Möglichkeit, ihre wahre Aufgabe zu erfüllen, nämlich das Verhältnis eines bestimmten Objektes zu einem bestimmten Subjekte unter den Begriff des Gefallens zu stellen und die Gründe dafür aus diesen beiden Elementen nachzuweisen. Auch eine solche Ästhetik wird Normen aufstellen können: aber sie werden sich auf klar bestimmte Voraussetzungen gründen und nur für klar bestimmte Verhältnisse Giltigkeit haben. Sie wird z. B. die Norm für das Tragische in der Feststellung des besonderen Verhältnisses finden, wie es durch das Entgegentreten zweier an und für sich berechtigter Willensäufserungen, sei es in einem einzigen, sei es in mehreren Subjekten, entsteht. Inwieweit der einzelne Fall eine tiefergehende Wirkung hat, inwieweit er im stande ist, seinen Geltungsbereich über die in Betracht kommenden Subjekte auszudehnen und über die wechselnden Anschauungen der Menschen je nach Zeit und Raum zu behaupten, wird davon abhängen, ob die Voraussetzungen, auf denen die Anerkennung der Berechtigung einer Willensäufserung beruht, noch anerkannt werden oder durch Einleben in sie noch anerkannt werden können, trotzdem

Digitized by Google

das Fremdartige zum klaren Bewufstsein gelangt. Auch wenn wir nicht mehr an die Einwirkung der Behandlung des Leichnams auf den Zustand seiner Seele glauben, so fällt es uns auf Grund der pietätvollen Fürsorge, die auch wir dem Leichnam eines Angehörigen zukommen lassen, doch nicht schwer, in die Steigerung der Pietät zur Erfüllung eines göttlichen Gebotes uns einzufühlen, und wir halten das Auftreten der Antigone, soweit es sich um die Erfüllung des göttlichen Gebotes handelt, durchaus für berechtigt. Wir sind von der Notwendigkeit des Staates vollständig überzeugt und auch davon, dafs die Einzelinteressen hinter dem allgemeinen Interesse zurücktreten müssen: wir halten für durchaus berechtigt, dafs Kreon den Neffen nicht anders behandeln will als jeden anderen Bürger auch, der gegen die Vaterstadt gekämpft hätte. Wenn nun die Leidenschaft jedes der beiden in dem Bestreben, seine berechtigte Auffassung durchzuführen, zu rücksichtslosem und dadurch jeden Vergleich, wie er sachlich sehr wohl möglich wäre, ausschliefsendem Vorgehen führt, so entsteht die tragische Lage, die uns nur deshalb so tief ergreift, weil wir die Berechtigung des Auftretens jedes der beiden Gegner einsehen und daher mit ihm fühlen können. An und für sich ist in dieser Lage die Notwendigkeit des tragischen Ausgangs nicht enthalten: der schroffste Gegensatz konnte nach griechischer Anschauung durch das Dazwischentreten der Gottheit selbst aufgehoben werden, wie es bei Philoktet und seinen Gegnern der Fall war. Dafs ein anderer Weg eingeschlagen wird, ist Sache des Dichters: hier verwendet er zur Herbeiführung der Lösung des Gegensatzes nur Menschen und ist dadurch in der Lage, die Mafslosigkeit des Zornes Kreons alle Schranken durchbrechen zu lassen, so dafs die Gottheit nur noch strafend einwirken kann. Weil die Strafe aber so ist, dafs der berechtigte Kern in Kreons Auftreten vollständig unberücksichtigt bleibt, weil sie also in einem Mifsverhältnis zu seinem Handeln steht, bleibt ihm bei uns immer noch Sympathie gesichert: ohne diese könnte seine mit immer tieferem Leid sich erfüllende Lage nicht tragisch wirken. So gründet sich die tragische Wirkung nicht auf die Bestrafung seiner Schuld, sondern auf das Gefühl, dafs der vernichtende Zorn der Gottheit über seine relative Berechtigung rücksichtslos fortschreitet. Auch Antigone läfst ihrem Zorne die Zügel schiefsen und geht weit über das rechte Mafs hinaus. Noch ehe Kreon ihr ein hartes Wort gesagt hat, bricht ihre persönliche Abneigung gegen ihn in schmähenden Worten hervor, die das harte Auftreten Kreons wenn auch nicht rechtfertigen, so doch erklärlich erscheinen lassen. Und ebenso leidenschaftlich zieht sie die Konsequenz aus der tragischen Lage, in die sie sich gebracht hat. Aber unsere Sympathie ist ihr trotz alledem sicher. Nicht ihre Schuld und nicht die Strafe für ihre Schuld macht ihr Los tragisch, sondern ihre relative Berechtigung, ihre relative Unschuld, der gegenüber das Schicksal, das über sie hereinbricht, als unverhältnismäfsig furchtbar erscheint. So können wir mit ihrem Leiden mitleiden, und da dieses Mitleiden nicht ausschliefslich auf Barmherzigkeit, sondern auf Anerkennung ihrer relativen Berechtigung beruht, so wirkt ihr Geschick auf uns tragisch. Noch tiefer greift dieses Gefühl, wenn nicht eine relative, sondern eine absolute

Digitized by Google

Unschuld vorhanden ist. Wenn auf Grund einer ganz anderen Weltanschauung, nach der das Göttliche nicht mehr aktiv und unmittelbar in das Geschick der Menschen eingreift, sondern diese ihren menschlichen Leidenschaften, Neigungen und Abneigungen überläſst, wie sie sich ergeben, sobald schrankenloses Ausleben des Willens das Geschick der Menschen gestaltet, Cordelia dem Vater die erwartete Lüge versagt und die unerwartete Wahrheit entgegenbringt, so ist hier die absolute Unschuld vorhanden, die volle Berechtigung ihres Handelns, das uns mit vollster Sympathie erfüllt. Und wenn sie nun der Tücke zum Opfer fällt, nachdem sie ihre echte Liebe zum Vater statt durch trügerische Worte durch opferwillige That bewährt hat, so wirkt das Tragische mit der erschütterndsten Wucht: je gröſser die Berechtigung ihres Auftretens ist, je greller der Widerspruch der Unschuld und des Unterganges ist, um so gewaltiger erscheint das Tragische in seiner furchtbaren Gröſse.

Solche Beispiele sind bequem darzulegen, weil sie durch die Kunst zur ästhetischen Auffassung hergerichtet sind: alles, was in der beziehungsreichen Welt störend und unsere Auffassung beeinträchtigend eingreifen könnte, hat des Künstlers sorgsame Hand beseitigt: er hat uns einen Lebenskreis geschaffen, dessen Beziehungen leicht übersehbar sind, während alles, was auſserhalb der von ihm als mitwirkend und giltig anerkannten Beziehungen noch eingreifen könnte, von vornherein ausgeschlossen bleibt. Gerade durch diesen Prozeſs ist der erste Schritt zur ästhetischen Beurteilung und zur Anregung einer ästhetischen Betrachtung des Falles gegeben. In dem Tragischen selbst liegt jedoch die Verbindung mit dem Ästhetischen, die Notwendigkeit, ästhetisch zu wirken, in keiner Weise enthalten. Es hat vielmehr einer lange dauernden Kunstentwickelung bedurft, bis das Tragische in seiner reinen Gestalt in die Kunst zum Zwecke des Gefallens, also zur Herbeiführung einer ästhetischen Wirkung, aufgenommen wurde. Aus dieser Thatsache entwickeln sich drei Fragen, die nicht miteinander vermengt werden dürfen: 1. Was ist das Tragische an sich, das reale Tragische, das Tragische der Wirklichkeit? 2. Wie ist es möglich, daſs das Tragische zur Gewinnung eines ästhetischen Eindrucks verwendet werden kann, mit der Unterfrage: woraus erklärt sich die ästhetische Freude an der Erregung eines Schmerzgefühles? 3. Welche Gestaltungen nimmt das Tragische, sobald es zur ästhetischen Verwendung gelangt ist, auf den verschiedenen Gebieten an, in denen die Kunstthätigkeit des Menschen sich äuſsert? Der Beantwortung der dritten Frage ist Volkelts Buch gewidmet, jedoch mit der Beschränkung auf das Tragische in der Dichtkunst: er hat sie mit der ihm eigentümlichen Schärfe der Beobachtung durch Teilung und Gliederung nach einem bestimmten Systeme gelöst: hierin liegt der bedeutende Wert seines Buches, ohne daſs damit zugestanden wäre oder auch nur zugestanden zu werden brauchte, daſs die hier gegebene Lösung die einzig mögliche und darum absolut giltige sei. Die zweite Frage kommt für Volkelt nur soweit in Betracht, als sie zur Begründung der subjektiven Wirkung des bereits ästhetisch gestalteten Tragischen dient: sie ist jedoch einer Lösung an sich bedürftig, und diese muſs, wenigstens nach meiner Auffassung, ihren Ausgangs-

Digitized by Google

punkt in der physiologischen Beschaffenheit des Menschen suchen. Die erste Frage liegt der von Volkelt gegebenen 'Ästhetik des Tragischen' als besonderer Untersuchungsgegenstand ganz fern, weil ihre Lösung aufserhalb des Ästhetischen gesucht werden mufs. Auch sie kann ohne Zuhilfenahme des physiologischen und des psychologischen Unterbaues der dahingehenden Untersuchungen nicht gelöst werden.

Ganz getrennt von diesem Streben nach Erkenntnis des Wesens des Tragischen liegt nun aber die Anerkennung der Thatsache des Tragischen in der Welt, und diese Thatsache drängt den spekulativen Kopf zu der Aufwerfung der weiteren Frage: Was bedeutet das reale Verhältnis, das wir Menschen als tragisch bezeichnen, in dem Wesen des Weltganzen? Das Tragische mufs auch als 'metaphysische Kategorie' betrachtet werden. Zu ihrer Erklärung 'werden diejenigen metaphysischen Zusammenhänge aufzuzeigen sein, die etwas der ästhetischen Grundgestaltung des Tragischen Entsprechendes, etwas ihr Ähnliches an sich tragen. Diese Zusammenhänge werden als Tragik in dem prinzipiellen Aufbau der Welt, in der inneren Beschaffenheit und Entwickelung alles Seins als die Tragik des ewigen Wesens der Dinge, als die Tragik des Weltgrundes bezeichnet werden dürfen'. Volkelt thut diesen Schritt, und er hat recht ihn zu thun — freilich haftet ihm auch hier der sein Buch beherrschende Gesichtspunkt des Ästhetischen noch an, der bei dieser Betrachtung doch wohl richtiger ganz beiseite gelassen werden müfste. Es sollte indessen damit wohl nur eine Berechtigung für die hier zum Schlufs aufgeworfene Frage in dem Zusammenhang mit dem herrschenden Charakter des Buches gewonnen werden. Thatsächlich weifs Volkelt sehr gut und spricht es in der Vorrede ganz ausdrücklich aus, 'dafs die Theorie des Tragischen von den Darlegungen des letzten, der Metaphysik des Tragischen gewidmeten Abschnittes gänzlich getrennt und unabhängig ist'. Wenn wir uns nun auch nicht ganz des Gedankens erwehren können, ob nicht das, was wir tragisch nennen, nur ein Ergebnis unserer irdisch menschlichen Betrachtungsweise ist, während von einer höheren Intelligenz das für uns Unlösbare seine Lösung fände, so dafs vielleicht von einer metaphysischen Kategorie überhaupt keine Rede sein könnte, so folgen wir dem Verfasser doch gerne 'zu kurzem Hinabsteigen in die Tiefe der Metaphysik' und freuen uns nicht nur über diesen Schritt, sondern auch über den Führer. Festen Blickes geht er auf sein Ziel los, 'die bei aller Einheit dennoch zwiespältige Natur des letzten Weltgrundes' darzulegen. Ihr entspricht die auch der endlichen Welt als solcher innewohnende Tragik, und so bildet 'die widerspruchsvolle Verknüpfung des Endlichen und des Unendlichen den tragisch-metaphysischen Kern menschlichen Wesens'. Damit kommt Volkelt wieder an der 'Schwelle der Ästhetik des Tragischen' an, so dafs Gedanke wie Darstellung gleich harmonisch und sinnvoll sich in sich abrunden — der Verfasser ist eben selbst von künstlerisch gestaltender Kraft erfüllt, die auch auf seine wissenschaftlichen Schöpfungen ihren wohlthuenden Einflufs ausübt.

Begiebt sich jemand auf ästhetischem Gebiete in die Beurteilung von

Digitized by Google

Einzelfragen, so erhebt er mit jeder Darlegung seiner Auffassung zugleich ein neues Problem, das je nach dem besonderen Standpunkt der weiteren Beurteiler verschiedene Lösungsversuche hervorruft. So geht es auch bei Volkelt: es ist daher nicht zu verwundern, wenn in der Beurteilung von Einzelnem Widerspruch entsteht. Von solchen Punkten sei hier abgesehen, und zwar um so mehr, als, worauf Volkelt schon selbst hinweist, infolge abweichender Auffassung das eine oder das andere Beispiel in Wegfall kommen kann, da jeder wichtigere Punkt seiner Darlegung durch zahlreiche andere Beispiele noch gestützt ist. Zugleich aber wirken sie, auch wo sich berechtigter und begründeter Widerspruch erheben mufs, anregend und eben dadurch auch wieder fördernd ein. Hier kommt es darauf an, den Charakter des Buches zu beurteilen und den Standpunkt des Verfassers klar zu legen: auch wo der Beurteiler nicht zustimmen kann, wird er gerne und laut betonen, dafs er vor einer in hohem Grade achtunggebietenden Arbeit steht. Die wahre Schätzung des Buches wird sich in eben dem Mafse steigern, in dem man sich das Gebiet klar macht, das der Verfasser bearbeitet hat. Eine Lösung des Problemes des Tragischen überhaupt wollte Volkelt nicht geben, und sollte das Buch so aufgefafst werden, so müfste im Interesse des Verfassers dagegen Einspruch erhoben werden. Deshalb ging unsere Beurteilung von der scharfen Betonung des Titels aus, die die Absicht des Verfassers klar ausspricht: nicht ein Werk über das Tragische liegt hier vor, sondern ein System der Formen, die das Tragische in der Kunst und zwar speziell in der Dichtkunst gefunden hat, und dies bezeichnet Volkelt als 'Ästhetik des Tragischen'.

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN.

ZUM HARPALISCHEN PROZESS.

Über den Harpalischen Prozefs ist bis auf den heutigen Tag, soweit es sich um die Schuld des Demosthenes handelt, ein tiefes Dunkel ausgebreitet.[1] Um einigermafsen Klarheit in diese Sache zu bringen, sind in folgendem einige Fragen aufgestellt und zu beantworten gesucht.

1. Hat Demosthenes wirklich 20 Talente aus dem Harpalischen Gelde an sich genommen? Die Antwort auf diese Frage kann nicht zweifelhaft sein; die Anzeige des Areopag[2] und das Zugeständnis des Demosthenes selbst, diese Summe zu einem Vorschufs an die Theorikenkasse verwendet zu haben[3], beweisen zur Genüge, dafs dies in der That geschehen ist.

2. Wann ist dieses Geld in die Hände des Demosthenes gekommen? Aus Pausanias II 33, 4 f. weifs man, dafs der zu Rhodos aufgegriffene und von Philoxenos ins Verhör genommene Kassenführer des Harpalos unter den von diesem Bestochenen den Demosthenes nicht nannte. Also hatte der Redner, solange noch das Geld dem Harpalos zur Verfügung stand, keinen Anteil daran, und erst als es auf der Akropolis lag, kann er somit die angegebene Summe entnommen haben. Nun übernahm Demosthenes zur Feier der 114. Olympiade (im Metageitnion, d. i. August-September 324) im Auftrage des Rates die Liturgie eines Architheoren[4]; dieses Amt aber hätte er nicht übernehmen können, wenn er damals schon im Verdachte der Bestechung gestanden. Da also offenbar erst nach seiner Rückkehr aus Olympia

[1]) Über die Entstehung und den Verlauf dieses Prozesses s. A. Schäfer, Demosthenes und seine Zeit III 304 ff.

[2]) Hyperid. in Dem. fr. 104 und 105 col. A; Dinarch. in Dem. § 6: *προκλήσεις καὶ συκοφαντίαι παρὰ Δημοσθένους ἥκουσιν, ἐπειδὴ οὗτος ἀποπέφανται εἴκοσι τάλαντα ἔχων χρυσίου* u. ö.

[3]) Hyperid. in Dem. fr. 102 col. B C: *ὥστε τὸ μὲν πρῶτον ᾤετο δεῖν ὁμολογεῖν εἰληφέναι τὰ χρήματα, ἀλλὰ κατακεχρῆσθαι αὐτὰ ὑμῖν προδεδανεισμένος εἰς τὸ θεωρικόν.*

[4]) A. Schäfer a. a. O. III 314 f.; Dinarch a. a. O § 82: *ἐπειδὴ δὲ τοὺς φυγάδας Ἀλέξανδρον ἔφασαν κατάγειν καὶ Νικάνωρ εἰς Ὀλυμπίαν ἧκεν, ἀρχιθεωρὸν αὐτὸν ἐπέδωκε τῇ βουλῇ.*

das Gerücht aufgetaucht ist, dafs auch er 20 Talente des Harpalischen Geldes erhalten oder sich widerrechtlich angeeignet, so liegt der Schlufs nahe, dafs er das Geld bei seiner Abreise dorthin an sich genommen habe.

3. Wann ist Harpalos zum zweiten Male nach Athen gekommen, und wann ist er entflohen? Der Umstand, dafs Harpalos von Philokles aufgenommen wurde[1], der Ol. 113, 4 Stratege und Hafenkommandant war[2], beweist, dafs er (Harpalos) noch vor Ablauf der Amtsperiode dieses, also vor Beginn des attischen Jahres am 1. Hekatombäon 324 (d. i. Mitte Juli), somit auf jeden Fall vor der Feier der Olympien dorthin gekommen sein mufs. Entflohen aber kann er erst nach der Rückkehr des Demosthenes sein, denn wenn er vor der Abreise dieses entkommen wäre, so hätte man, da man ja den Redner beschuldigte, sein Entkommen veranlafst zu haben[3], diesen sicherlich ebensowenig zum Architheoren ernennen können, wie wenn er zur Zeit schon der Bestechlichkeit angeklagt worden wäre. Harpalos kann aber auch nicht während der Abwesenheit des Demosthenes entwichen sein, denn sonst wäre eine Beschuldigung des Redners in dieser Beziehung überhaupt unmöglich.

4. Zu welchem Zweck hat Demosthenes dieses Geld an sich genommen? Keineswegs um sich zu bereichern; dafür ist seine Uneigennützigkeit zu sehr bekannt.[4] Überdies

[1]) Dinarch in Phil. § 1.

[2]) A. Schäfer a. a. O. III 308 u. Anm.

[3]) Hyperid. a. a. O. fr. 102 col. B: *σὺ δ' ὁ τῷ ψηφίσματι τοῦ σώματος αὐτοῦ τὴν φυλακὴν καταστήσας καὶ οὔτ' ἐκλειπομένην ἐπανορθῶν οὔτε καταλυθείσης τοὺς αἰτίους κρίνας . . .*

[4]) Um nur einige Beispiele von seiner Uneigennützigkeit anzuführen, so übernahm Dem. im Jahre 357 eine freiwillige Trierarchie (Dem. de cor. § 99); bei seiner zweiten Gesandtschaft an Philipp wies er das ihm von diesem angebotene Geschenk zurück und verwandte auf dieser Reise ein ganzes Talent (4500 M.) aus eigenen Mitteln zum Loskauf athenischer Gefangenen. Zu dem Hilfsgeschwader, das die Athener nach Byzanz sandten (340), schenkte Dem. eine Triere; nach der Schlacht bei Chäronea gab er, als man in Athen freiwillige Gaben dem Vaterlande darbrachte, wieder ein Talent. Zum Vorsteher des Mauerbaues von seiner Phyle erwählt, fügte er dem

Digitized by Google

fehlt es ihm an Geld, die verhältnismäfsig geringe Strafsumme von 50 Talenten zu bezahlen, über die er bei seiner anerkannten Nüchternheit hätte verfügen müssen, wenn seine Gegner mit der Behauptung Recht hätten, dafs er seine politische Thätigkeit für Geld verkauft habe.[1] Wenn Demosthenes sagt, er habe die 20 Talente zu einem Vorschufs an die Theorikenkasse benutzt, so ist auch dies zweifellos nicht der Wahrheit entsprechend, denn man begreift nicht recht, wie er in diesem Falle hätte verurteilt werden können. Offenbar hat auch der Redner nach den Worten der Hyperidesstelle *τὸ μὲν πρῶτον ᾤετο* . . . seine ursprüngliche Behauptung über die Verwendung der Gelder nicht aufrecht erhalten. Nun aber fährt Hyperides in Dem. fr. 102 col. C fort: *καὶ περιιὼν Κνοσίων καὶ οἱ ἄλλοι φίλοι αὐτοῦ ἔλεγον, ὅτι ἀναγκάσουσι τὸν ἄνθρωπον οἱ αἰτιώμενοι εἰς τὸ φανερὸν ἐνεγκεῖν, ἃ οὐ βούλεται καὶ εἰπεῖν ὅτι τῷ δήμῳ προδεδάνεισται τὰ χρήματα εἰς τὴν διοίκησιν.* Demnach, so schliefst A. Schäfer III 323 Anm. 1 mit Recht, handelte es sich um ein Staatsgeheimnis.

5. Worin bestand dieses Staatsgeheimnis, und wufste der Areopag darum?

Um den zweiten Teil der Frage zuerst zu beantworten, so glaube ich wohl, dafs der Areopag die Kenntnis dieses Geheimnisses mit Demosthenes teilte. Denn wie hätte er sonst überhaupt wissen können, dafs der Redner 20 Talente genommen? Sodann scheint sein Zögern[2], womit er die Liste der Schuldigen herausgiebt, nicht, wie Dinarch[3] meint, aus der Furcht vor der Macht der Angeschuldigten hervorgegangen zu sein, vielmehr bin ich geneigt zu glauben, dafs die Areopagiten, um das Staatsgeheimnis wissend, den Demosthenes möglichst lange zu schonen suchten. Warum, so kann man fragen, hat der Areopag seine Anzeige nicht durch Zeugnisse und Beweise irgend welcher Art belegt? Offenbar mochte er das Staatsgeheimnis nicht preisgeben und liefs lieber, als er, von dem Volke gedrängt[1], nicht länger zaudern konnte, den Redner fallen.[2] Auch bin ich versucht zu glauben, dafs die verhältnismäfsig geringe Strafe von 50 Talenten, wo doch nach Dinarch § 60 auf einem Vergehen, wie es Demosthenes schuld gegeben wird, entweder der Tod oder der zehnfache Betrag *τοῦ ἐξ ἀρχῆς λήμματος* als Strafe stand, auf den Einflufs des Areopag zurückzuführen ist.

Schwieriger ist die Frage nach dem Wesen dieses Staatsgeheimnisses. Auf jeden Fall war es derart, dafs der Areopag nicht davon sprechen mochte, und dafs Demosthenes selbst nach seiner Zurückberufung sich lieber schuldig bekennen, als davon reden wollte. Nun ist es nicht unmöglich, dafs Demosthenes, wie oben gesagt, bei seiner Reise nach Olympia die 20 Talente aus dem Harpalischen Gelde an sich genommen hat. Ferner läfst eine Stelle bei Dinarch in Demosth. § 81: *ἐπεὶ Νικάνορι διὰ τῆς ἀρχιθεωρίας ἐντυχεῖν ἐβούλετο*, darauf schliefsen, dafs Demosthenes öfter vor seiner Reise den Wunsch geäufsert hat, die Gelegenheit zu bekommen, mit (dem aus Stagiros gebürtigen) Nikanor zu reden.[3] Aufserdem ist es auffällig, dafs Demosthenes vor seiner Reise

---

überwiesenen Gelde aus eigenen Mitteln noch 100 Minen (7500 M.), als Vorsteher des Getreidewesens ein Talent zu. Dafs er auch sonst im Privatleben wohlthätig war, beweisen seine in der Kranzrede § 268 offen ausgesprochenen Worte.

[1] Hyperid. a. a. O. fr. 102 col. B und 110 col. B: *καὶ Δημοσθένη καὶ Δημάδην ἀπ' αὐτῶν τῶν ἐν τῇ πόλει ψηφισμάτων καὶ προξενιῶν οἶμαι πλείω ἢ ἑξήκοντα τάλαντα ἑκάτερον εἰληφέναι ἔξω τῶν βασιλικῶν* (Dem. empfing von dem Perserkönig im J. 335 300 Talente zu Agitationszwecken gegen Alexander) *καὶ τῶν παρ' Ἀλεξάνδρου.* Vgl. ferner fr. 108 col. A u. ö., sowie Dinarch in Dem. § 28: *μισθωτὸς οὗτος, ὦ Ἀθηναῖοι, μισθωτὸς οὗτός ἐστι παλαιός.*

[2] Hyperid. fr. 104: *ταῦτ' οὐχ ἑκόντες, ἀλλ' ὑπὸ τοῦ δήμου πολλάκις ἀναγκαζόμενοι.*

[3] Dinarch a. a. O. § 5: *προορῶσα ἡ βουλή, ὦ ἄνδρες, τὴν τούτων ἰσχὺν καὶ τὴν ἐν τῷ λέγειν καὶ πράττειν δύναμιν.* Wie sollte aber der Areopag noch den Demosthenes fürchten, wo neben seinen früheren Gegnern noch seine bisherigen Parteigenossen ihm feindlich gesinnt waren?

[1] Hyperid. fr. 104.

[2] Demosthenes scheint dies nicht erwartet zu haben. Sein Antrag, dafs der Areopag über ihn Untersuchungen anstellen solle, und seine Erklärung, den Tod erleiden zu wollen, wenn er von diesem schuldig befunden würde (Dinarch in Dem. § 1. 8. 40 u. ö.), beweist deutlich entweder, dafs er sich vollständig unschuldig fühlte — was aber nach dem bisher Gesagten nicht wahrscheinlich ist — oder sicher darauf rechnen zu können glaubte, dafs der Areopag aus gewissen Gründen ihn nicht nennen würde. Dieser aber mag bei der herrschenden Stimmung im Volke und bei der Unmöglichkeit, den Verbleib des Geldes anderweitig zu erklären, nicht haben anders handeln können.

[3] Dafs sich Demosthenes um die Liturgie eines Architheoren eifrig beworben hat, beweisen die Worte Dinarchs in Dem. § 82: *ἀρχιθεωρὸν αὐτὸν ἐπέδωκε τῇ βουλῇ.*

Digitized by Google

gegen, nach derselben für die Göttlichsprechung des Alexander[1]) geredet hat. Schliefslich giebt die Art, wie der Redner von seiner Strafe gelöst wird, zu denken. Er erhält nämlich, wie bekannt, den Auftrag, den Altar des rettenden Zeus für 'das erst am Schlusse des Jahres, also ungefähr 6 Monate nach seiner Rückkehr' zu feiernde Opferfest aufzurichten und zu schmücken, wofür ihm der Staat die ganze Summe der zu erlegenden Bufse von 50 Talenten aus der Staatskasse anweist.[2]) Wenn wir zu diesem allen aus Plutarch Alex. 77 erfahren, dafs sechs Jahre nach dem Tode Alexanders der Verdacht entstand, dafs der König an Gift gestorben[3]), wenn wir hier hören, dafs Olympias den Iollas, den Bruder des Kassander, als Thäter in Verdacht hatte, wenn wir in derselben Schrift § 74 lesen, dafs Alexander einmal den Kassander in der schmählichsten Weise behandelte und dafs dieser in späterer Zeit bei einem unerwarteten Anblick der Alexanderstatue in Delphi in grofsen Schrecken geriet, wenn wir erfahren, dafs Kassander Ende des Jahres 318 seinen bisherigen treuen Freund Nikanor heimtückischer Weise kurz vor der Zeit tötete[4]), da Alexanders Mutter Olympias, nach Macedonien zurückgekehrt, offen Kassander und dessen Bruder Iollas des Mordes an ihrem Sohne zeiht, so mufs der Verdacht entstehen, dafs Demosthenes den Nikanor mit den fraglichen 20 Talenten (90 000 M.) bestochen und dafs durch dessen Vermittelung Kassander[5]) und Iollas den unglücklichen König aus dem Wege geschafft haben.[6])

Bei einer solchen Annahme werden alle Erscheinungen des Harpalischen Prozesses klar. Es wird klar, warum Demosthenes erst gegen die göttliche Ehrung Alexanders spricht — damals hatte er den unheilvollen Gedanken noch nicht gefafst — und dann für dieselbe seine Stimme erhebt. Es erklärt sich, warum der Areopag so lange mit seiner Anzeige zögert. Offenbar wartet er die Nachricht von dem Erfolge der Bestechung ab. Es erklärt sich, warum man den Harpalos entfliehen liefs; man wollte ihn nicht an Alexander ausliefern, um an ihm in dem bevorstehenden Kampfe gegen Macedonien einen treuen Helfer zu gewinnen. Die Worte, die Demosthenes nach Plutarch Demosth. c. 26 spricht und womit er sich über die Gefahren der politischen Laufbahn beklagt und u. a. sagt, dafs der Weg zum Tode dem zur Rednerbühne vorzuziehen sei, werden durch unsere Annahme erst in das richtige Licht gerückt, und die Art, wie der Redner von seiner Strafe gelöst wird, Errichtung und Ausschmückung eines Altars, wird erst recht verständlich. Zum Schlufs erklärt sich das Stillschweigen, das Demosthenes über die Verwendung des Geldes bewahrt. Allerdings mag er manches Mal zur Zeit seiner höchsten Anfeindung daran gedacht haben, das Geheimnis preiszugeben; dafür spricht die oben zitierte Stelle des Hyperides, dafs Knosion umhergegangen sei und gesagt habe, Demosthenes habe das Geld genommen *εἰς τὴν διοίκησιν*, ein Wort, das an Perikles erinnert, der nach der Bestechung des Pleistoanax (445) bei der Rechenschaftsablage das dazu verwendete Geld als *ἀνηλωμένον*

---

[1]) Hyperid. a. a. O. fr. 111 col. C; Dinarch in Dem. § 94.

[2]) Plutarch, Demosth. c. 27; Leben der X Redner p. 846d und A. Schäfer III 370 Anm. 1.

[3]) Man vergleiche auch Arrian, Anab. VII 27, wo als unverbürgte Nachricht das Gerücht erwähnt wird, dafs Aristoteles das Gift bereitet, Antipater es durch seinen Sohn Kassander nach Babylon geschickt und Iollas, ein zweiter Sohn des Antipater und Mundschenk Alexanders, dieses dem Könige gereicht habe. Dazu Plutarch, Alex. 77, wonach ein gewisser Hagnothemis dies von dem Könige Antigonus gehört haben will.

[4]) Diodor XVIII 75; Polyaen IV 11, 1.

[5]) Es ist mir immer merkwürdig erschienen, dafs Antipater nicht seinen Sohn Kassander, sondern Polyperchon bei seinem Tode zum Reichsverweser gemacht hat. Sollte er von dem Verbrechen seines Sohnes Kenntnis gehabt haben?

[6]) Im Leben der X Redner p. 849 wird sogar erzählt, dafs Hyperides gleich nach dem Tode Alexanders einen Antrag auf Ehrung des Iollas, der den König getötet, eingebracht habe. Obgleich diese Notiz mit der oben aus Plut. Alex. 77 angeführten in Widerspruch steht, so glaube ich sie doch nicht ganz von der Hand weisen zu dürfen. Es könnte immerhin möglich sein, dafs das Gerücht von einer Ermordung schon gleich nach Alexanders Tode auftrat, aber in der Folge auf Grund der ärztlichen Veröffentlichungen (*ἐφημερίδες βασίλειοι* Arrian VII 26) verschwand, bis es dann durch irgend einen Zufall — ich nehme an Verrat des Nikanor — wieder zu Tage trat. Dafs Aristoteles dem Könige das Gift bereitet habe (Plut. Alex. 77; Arrian VII 27), glaube ich gerade so wenig, wie diese Gewährsmänner. Möglicher Weise aber kann der Umstand, dafs sowohl Nikanor wie Aristoteles aus Stagiros stammten, sowie der Wunsch der in das Geheimnis eingeweihten Athener, den Verdacht auf falsche Fährte zu lenken, diese Verwechselung herbeigeführt haben. Vgl. Stahr, Aristotelea I 136

Digitized by Google

εἰς τὸ δέον anführte.[1]) Ja, wenn Hyperides sagt, Demosthenes habe erklärt, *ὅτι Ἀλεξάνδρῳ χαριζομένη ἡ βουλὴ ἀνελεῖν αὐτὸν βούλεται*, so scheint auch dies darauf hinzuweisen, dafs Demosthenes wohl Andeutungen hat fallen lassen, aber natürlich von dem Nichteingeweihten nicht verstanden wurde.

Es fragt sich nun, ob die Sache, was Demosthenes betrifft, psychologisch möglich ist. Was dies anbelangt, so erinnere ich nur an sein Auftreten bei der Todesnachricht des Philippus.[2]) Ein Mann, der bei dem Tode eines Gegners seiner Freude einen solchen Ausdruck zu geben im stande ist, wie dies von Demosthenes überliefert wird, ist von einem Schritt, wie Bestechung zur Ermordung des gefährlichsten Feindes seines Vaterlandes, nicht gar weit entfernt, besonders wo der Tyrannenmord bei den Griechen für eine verdienstliche That galt, wie die Verherrlichung des Harmodius und Aristogiton beweist.

Bei Lykurg, Leocratea § 92 finden sich die Verse

ὅταν γὰρ ὀργὴ δαιμόνων βλάπτῃ τινά,
τοῦτ' αὐτὸ πρῶτον ἐξαφαιρεῖται φρενῶν
τὸν νοῦν τὸν ἐσθλόν, εἰς δὲ τὴν χείρω τρέπει
γνώμην, ἵν' εἰδῇ μηδὲν ὧν ἁμαρτάνει.

Diese Worte passen auf Alexander den Grofsen. Mit seinem Verlangen, unter die Götter aufgenommen zu werden, beging er wenigstens den Macedoniern und Griechen gegenüber einen nicht wieder gut zu machenden Fehler. Denn dadurch machte er sich bei diesen verhafst, ohne bei seinen Göttern, in deren Kreis er sich eindrängte, Hilfe zu finden. Mit richtigem Blick mochte Demosthenes erkennen, dafs jetzt oder nie die Zeit zu einem Anschlage gegen den Gefürchteten gekommen sei.

Ob ich mit meiner Vermutung das Richtige getroffen habe, weifs ich nicht. Ich übergebe sie hiermit berufeneren Männern zur Beurteilung und bitte nur, sie nicht etwa nur deshalb zurückzuweisen, weil sie erst heute, nach mehr als 2000 Jahren geäufsert wird. Ich glaube aber, dafs wir durch die Überlieferung in den Stand gesetzt sind, gerade so gut wie ein Zeitgenosse in dieser Sache unser Urteil abzugeben.

Hugo Willenbücher.

[1]) Plut. Pericl. 23; Aristoph. Nub. 858.
[2]) Aeschin. in Ctesiph. § 77 und 160; Plutarch, Demosth. c. 22 u. ö.

ZWEI HISTORISCHE SAMMELWERKE.

In schlichtem Gewande, ihrem in engerem Sinne wissenschaftlichen Zwecke gemäfs, tritt die Historische Bibliothek vor die Öffentlichkeit. Sie ist hervorgegangen aus der bekannten 'Historischen Zeitschrift', die, begründet von Heinrich von Sybel, jetzt von Friedrich Meinecke herausgegeben wird: die hier und da bemerkbare Abneigung der Gelehrten, ihre Forschungsergebnisse zu kürzeren Aufsätzen zu verarbeiten, hat die Redaktion dazu geführt, Abhandlungen gemischten Inhalts, deren Umfang über den Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes hinausreicht, auch kleinere Sammlungen noch unbekannter Quellenstücke in Buchform in zwangloser Folge erscheinen zu lassen; also Veröffentlichungen, die den Anspruch erheben, neues geschichtliches Wissen zu erschliefsen, für die aber Verständnis auch bei einem weiteren Leserkreis vorausgesetzt werden kann. Das erste Bändchen ist dem grofsen Mitarbeiter und für kurze Zeit auch Mitherausgeber der Historischen Zeitschrift, Heinrich von Treitschke, gewidmet. Theodor Schiemann erzählt dessen 'Lehr- und Wanderjahre 1834—1866' bis zu der Berufung an die Universität Kiel und der Begründung einer eigenen Häuslichkeit; vielfach gestützt auf unbekannte Briefe und urkundliche Nachrichten über die äufseren Lebensereignisse, eine recht lesenswerte Vorarbeit zu einer künftigen Lebensgeschichte dieser gewaltigen, reichen und doch lichtvollen Persönlichkeit. Im zweiten Bande bringt Emil Gigas 34 Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius zum Abdruck, wertvoll als Bereicherung unseres Bildes von seiner Persönlichkeit, wie als Quelle zur Geistesgeschichte seiner Zeit. Der dritte Band ist dem Andenken Heinrich von Sybels gewidmet. Conrad Varrentrapp bietet in der Einleitung eine Darstellung seines Lebensganges mit einem nach der Zeitfolge geordneten Verzeichnis aller seiner Schriften. Daran schliefsen sich 'Vorträge und Abhandlungen', von denen die zur Geschichte bedeutender Männer der Geschichtswissenschaft, sowie die Aufsätze über die Berliner Märztage 1848 und die preufsische Heeresreform von 1860 besonderes Interesse erregen. Im jüngst erschienenen vierten Bande behandelt Rosenmund 'die Fortschritte der Diplomatik seit Mabillon vornehmlich in Deutschland-Österreich'; d. h. er schildert die Verdienste, die sich hervorragende Gelehrte, verstorbene und lebende, namentlich das Haupt der Wiener Diplomatikerschule, der Herausgeber der deutschen

Digitized by Google

Kaiserurkunden, Theodor Sickel, und neben und nach ihm Julius Ficker und der Berliner Rechtshistoriker Heinrich Brunner um die Fortbildung dieser Hilfswissenschaft der Geschichte erworben haben. Angekündigt ist eine Abhandlung über 'Territorium und Stadt' aus der Feder des auf diesem Gebiete verdienten Forschers G. von Below, sowie eine Darlegung Heycks über 'Adel, Fürstentum und Königtum bei den Germanen'.

Dient die Historische Bibliothek nur nebenbei der Mehrung des geschichtlichen Wissens unter den Gebildeten Deutschlands, so wenden sich die Monographien zur Weltgeschichte 'in reich illustrierten, vornehm ausgestatteten Bänden' an diese fast ausschliefslich. Die Leitung des Unternehmens liegt in den Händen von Ed. Heyck. Die Sammlung, bestimmt 'einst ein Ganzes zu bilden, das die Höhepunkte der geschichtlichen Entwickelung umfassen wird', soll die vielbändigen Weltgeschichten ersetzen, die zu blofsen Nachschlagewerken geworden sind; angestrebt wird 'eine Behandlung der einzelnen Zeitalter in der Weise, dafs sie an ihren hervorragendsten, für die Zeit mafsgebenden und charakteristischen Erscheinungen dargestellt werden sollen'. Bis jetzt liegen drei Bände vor, 'Die Mediceer' aus der Feder des Herausgebers, 'Königin Elisabeth von England' von Erich Marcks, 'Wallenstein' von Hans Schulz. Es wird darin eine fesselnde Persönlichkeit von allgemeingeschichtlicher Bedeutung in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt, lebensvoll hervortretend aus dem breit aufgetragenen Hintergrunde des Zuständlichen ihrer Zeit. Eigentümlich ist diesen Monographien zweierlei. Einmal der Versuch, auf äufserst knappem Raume — durchschnittlich werden es bei Abzug der Bilder 60—70 Seiten sein — ein ganzes Zeitalter dem Leser so vorzuführen, dafs er nicht etwa bei völliger Voraussetzung der Kenntnis des Stoffes nur allgemeine Darlegungen über den Gang der Entwickelung erhält, sondern wirklich ein volles Bild des damaligen Lebens mit beinahe allseitiger Berührung der verschiedenen Lebensgebiete. Eine solche Behandlung setzt ungemeine Beherrschung des Einzelnen im Dasein und im Geschehen des dargestellten Zeitraumes voraus, zugleich aber eine aufserordentliche Fähigkeit, in das Wesen der Dinge einzudringen. Entschieden geglückt ist die Bewältigung dieser Aufgabe in den Arbeiten von Heyck und Marcks; ja Marcks bietet bei seiner Kraft der Charakteristik, bei seinem hellen Blick für die im tiefsten Grunde bewegenden Mächte der Zeit, bei seiner Verwertung noch wenig bekannter Geschichtsquellen, z. B. der anziehenden deutschen Reiseberichte, auch dem, der mit der Geschichte des Zeitraums vertraut ist, eine Fülle von Belehrung. Schulz beschränkt sich in höherem Mafse auf das Leben seines schicksalsvollen Helden, das er gemäfs dem gegenwärtigen Stande der Forschung in schlichter Form erzählt. Es wird also in den Monographien wirklich ein Bildungsmittel geschaffen, das einem unleugbaren Bedürfnis genügt. Freilich möchte man wünschen, dafs allen, denen Geschichte nicht ein ergötzliches Schauspiel, sondern ein tiefes und ernstes Mittel zur Herausarbeitung einer eigenen Lebensanschauung ist, diese Monographien nicht mehr sein möchten, als Anregung; gelegentlich ein Ersatz der umfassenderen Darstellungen, aber nicht ein bequemes Mittel, jene auf die Dauer zu entbehren.

Das zweite der Sammlung Eigentümliche ist die ganz ungewöhnlich reiche Beigabe von Bildern: hier tritt in Geschichtswerken das Bild zum ersten Male völlig ebenbürtig dem Wort zur Seite; es teilt den verwendeten Raum mit jenem sogar sehr ehrlich. Gewifs kann nun das Bild nicht nur künstlerischer Schmuck sein, sondern auch Erkenntnismittel, zumal wenn, wie es hier geschieht, Kunstwerke der behandelten Zeit selbst in ausgiebiger Weise verwendet werden. Es wird damit einem Wunsche von Ottokar Lorenz entgegengekommen, der es 1891 als eine der lohnendsten Aufgaben bezeichnete, 'wenn endlich ein Regestenwerk nicht für die Urkunden, sondern für die äufseren Gestalten aller Regierenden und der ihnen nahe stehenden Personen von einem Institute für Geschichte besorgt würde'. Aber die in den Monographien beliebte Art der Illustration bedeutet keine organische Verbindung von Wort und Bild, die höchst selten zu einander passen. Eine verständnisvolle Aufnahme des Textes wird oft geradezu unmöglich, weil die Aufmerksamkeit beständig abgelenkt wird. Es ist dringend zu verlangen, wenn hier ein Bildungsmittel geschaffen werden soll, das ernsten Zwecken dient und nicht nur dem flüchtigen Vergnügen des Schauens, dafs diesem Übelstand abgeholfen werde, trotz der gewifs nicht geringen technischen Schwierigkeiten. Erst dann wird man das Unternehmen den wirklich Gebildeten in unserem Volke ohne Vorbehalt empfehlen können.

Rudolf Kötzschke.

Digitized by Google

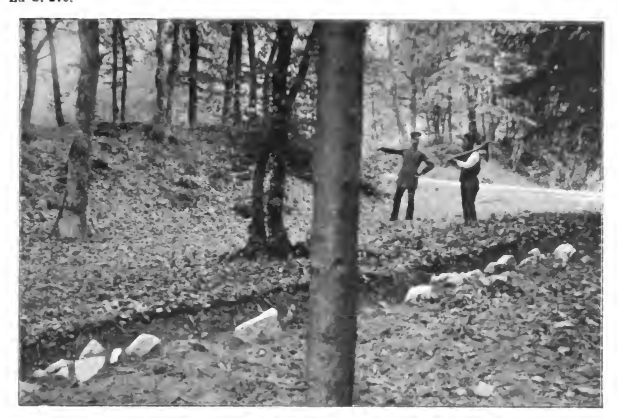


Abb. 4. Limes und ausgesteintes Gräbchen nördlich von der Saalburg.

Zu S. 274.

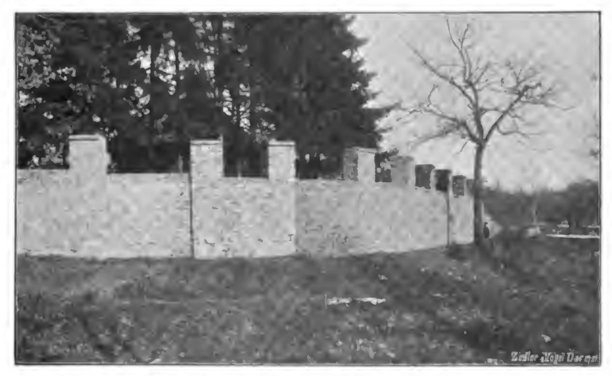


Abb. 5. Rekonstruktion der Zinnen an der Südwestecke des Kastells.

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG UND **DR. RICHARD RICHTER**

ERSTER JAHRGANG 1898

I. UND II. BANDES 5. HEFT

Ausgegeben am 2. Juni 1898



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1898

**NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK.**

Druck und Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig, Poststr. 3.

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstrasse 1, II, zu richten.

INHALT DES V. HEFTES.

I. ABTEILUNG (1. BAND).

II. ABTEILUNG (2. BAND).

Digitized by Google



DAS PROBLEM DER ÄSOPISCHEN FABEL.

Von August Hausrath.

Die letzten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts haben in allen modernen Litteraturen das Studium der volkstümlichen Gebräuche und Überlieferungen mächtig aufblühen sehen, das *folklore* ist eine eigene Wissenschaft geworden. Auch auf dem Gebiet der altklassischen Litteratur haben analoge Bestrebungen eine Fülle neuer Erkenntnis geschaffen. Man hat auf das achten lernen, was Wilamowitz mit glücklichem Worte als die 'ungeschriebene Litteratur' bezeichnet hat. Wie die Odyssee einen reichen Kranz alter Schiffersagen von den Wundern und Schrecken ferner Länder voraussetzt, so hat manche unbegreifliche Phantastik in der älteren attischen Komödie durch den Hinweis auf versprengte Reste alter Volksmärchen ihre glückliche Deutung gefunden.[1]) Auch der dramatische Dichter, der einen vielbehandelten Sagenstoff neu formte, setzte sich nicht weniger sorgsam mit den im Volk umlaufenden lokalen Traditionen auseinander wie mit den Kunstschöpfungen seiner berühmten Vorgänger.[2]) Auf diese allgemein bekannte, nirgends im Zusammenhang aufgezeichnete Überlieferung beziehen sich zahlreiche Anspielungen in den Schriften späterer Autoren in Griechenland wie Rom, man braucht nur an Xenophon, Plutarch, Lucian, an Varro, Horatius, Petronius zu erinnern. Überall ist sie zu spüren, die ungeschriebene Litteratur des Volkes, nur an einer Stelle tritt sie uns greifbar entgegen: in den Sammlungen der äsopischen Fabeln.

Denn auch in das merkwürdige Konglomerat, das unter dem Titel *Fabulae Aesopicae* in unkritischem Durcheinander zuletzt von Halm (1852) neu abgedruckt worden ist — 'bearbeitet' kann man nicht sagen —, haben diese Forschungen etwas Licht gebracht. Lehrte die Litteraturgeschichte seit Tyrrwhitt und bis auf Christ[3]), daſs diese *μῦθοι Αἰσώπειοι* in ihrer Gesamtheit nichts seien als Auflösungen der *μυθίαμβοι* des Babrius, so wissen wir heute, daſs das nur auf den allerkleinsten Bruchteil derselben zutrifft. Die Mehrzahl ist von den Kunstschöpfungen des späten Syrers völlig unabhängig, und ein leider nicht mit absoluter Genauigkeit zu bestimmender Bruchteil geht auf jene volkstümlichen Traditionen zurück, die jedem Griechen von der Ammenstube, der Schule, den Gastgelagen, wie sie in Aristophanes Wespen geschildert werden, geläufig waren. Aus demselben Boden war zu der Zeit, da der epische Sang allein

[1]) Zielinski, Märchenkomödie. Petersburg 1885.

[2]) v. Wilamowitz-Moellendorff, Einleitung zu Euripides' Hippolytos S. 35 ff.

[3]) Gr. Litterat.-Gesch.² S. 122.

Digitized by Google

herrschte, sicher schon manche volkstümliche Dichtung entsprossen. Die Reste des Margites, jenes uralten scherzhaften Epos, das man dem Homer selbst zuzuschreiben kein Bedenken trug, die Batrachomachie, deren unbekannter Verfasser populäre Tierschwänke zur Parodie des Heldenepos verwandte, vertreten hier eine verloren gegangene Litteratur. Derartige, zunächst wohl ebenso wie die grofsen Epen mündlich weiter getragene Dichtungen und die im Volk umlaufenden, sich stets vermehrenden Märchen und Fabeln waren dem Archilochos bekannt, der, wie die litterarhistorische Forschung des Altertums bereits hervorhebt, schon vor Äsop 'äsopische' Fabeln verfafste.[1] Um 600 herum mag dann die schriftliche Fixierung erfolgt sein in Sammlungen, die für das Volk bestimmt waren. Seitdem ist diese gesamte Litteratur mit dem Namen des Asop verknüpft, den Herodot auf Grund einer für uns nicht mehr kontrollierbaren Kombination zum Zeitgenossen der Sappho macht.

Neben diesen eben charakterisierten Volksbüchern aber, die ihren Inhalt dem wechselnden Geschmack der Zeiten anpassen, hat die neuere Forschung eine weitere Quelle erkennen gelehrt, die bei der Herstellung der uns vorliegenden Sammlungen der *Αἰσωπικά* reichlich ausgenutzt wurde. Es sind dies Schulbücher, wie sie der im folgenden genauer darzustellende Betrieb der Rhetorenschulen zur Voraussetzung hat.

Was so auf dem Gebiet der äsopischen Fabel durch eine Reihe von Einzeluntersuchungen ermittelt ist, soll auf den folgenden Blättern zusammengefafst und in einigen Punkten ergänzt werden. Als Grundlage dieser Studien mufs auch heute noch die Abhandlung von O. Keller erwähnt werden, der im 4. Supplementband der Jahrb. für class. Phil. die Geschichte der Fabel im Altertum zu entwerfen suchte, wenn auch seine Ausführungen oft der nötigen kritischen Schärfe entbehrten und in wesentlichen Partien überholt sind. Das Hauptverdienst, dafs wir jetzt über Kellers Ergebnisse hinausgekommen sind, gebührt O. Crusius, der nun in den Prolegomena der Babriusausgabe und dem Artikel Babrius bei Pauly-Wissowa diese Studien zu einem vorläufigen Abschlufs gebracht hat.

Freilich, über Heimat und Ursprung der Fabel weifs die neuere Forschung nicht mehr zu künden, als vor 50 Jahren geboten wurde, wo diese Frage vielfach erörtert worden ist. Im Gegenteil, man hat sich hier daran gewöhnt, die Grenzen des mit Sicherheit Erkennbaren enger zu umschreiben. Wenn man früher darüber stritt, ob die Fabel aus Indien oder Arabien den Griechen zugebracht worden sei, so gilt diese Frage heute als müfsig, seitdem man erkannt hat, dafs bei dem phantasievollen Volke selbst alle Vorbedingungen zur Entstehung dieses wie anderer Litteraturzweige gegeben waren.

Ebenso mafsen wir uns heute nicht mehr an, zwischen den einzelnen Unterarten des *λόγος Αἰσώπειος*, für die uns die Rhetoren eine Fülle von Namen — *λόγοι Λιβυστικοί*, *Αἰγύπτιοι*, *Κίλικες*, *Καρικοί* u. s. w. — zur Verfügung stellen,

[1] Vgl. Schol. in Aristoph. av. 652: *σαφῶς ἀντετίθεσαν Αἰσώπῳ τοὺς λόγους, καὶ τοῦτον τὸν παρὰ τῷ Ἀρχιλόχῳ λεγόμενον, καίτοι πρεσβυτέρῳ ὄντι* (Schol. ed. Dind. IV 3 p. 201).


Digitized by Google

mit Sicherheit scheiden zu wollen. Keller hat hierauf vergeblich vielen Scharfsinn verwandt, und A. Ludwich[1]) ist ihm dieser Tage trotz seiner Abneigung gegen 'ins Blaue hineinspielende Hypothesen'[2]) wieder viel zu weit auf diesem Wege gefolgt. Schon die Notauskunft der Rhetoren, die Fabeln seien dann karische, wenn der Anfang laute: *Καρικὸς ἀνήρ* ..., dann kyprische, wenn sie begännen: *Κύπρια γυνή* ... und so weiter durch alle Möglichkeiten[3]), beweist deutlich, dafs die Herren schon zu Theons Zeit nicht klüger waren als wir heute. Nur von einer der bei den Rhetoren aufgezählten Abarten wissen wir Genaueres: das sind die *λόγοι Συβαριτικοί*, von denen noch die Rede sein wird.

Was nun schliefslich die Persönlichkeit des Äsop selbst angeht, so beruht das Urteil hier nach wie vor allein auf dem Bericht des Herodot (II 134 135). Er erzählt von einer weitverbreiteten Tradition, nach der Äsop am Sitze des Orakels zu Delphi von der Hand der Priester erschlagen worden sei. Die Blutschuld rief schweren Groll des Gottes hervor — *Αἰσώπειον αἷμα· ἐπὶ τῶν δυσαπονίπτοις καὶ κακοῖς ὀνείδεσι συνεχομένων* heifst es seitdem im Sprichwort. Um sich zu lösen, erboten sich die Priester, den Nachkommen des Äsop hohe Summen zu zahlen. Schliefslich meldete sich ein Samier, der ein Enkel des Iadmon zu sein vorgab, in dessen Diensten einst der Sklave Äsop gestanden. Man sieht, der Vater der Geschichtschreibung bietet auch hier nichts anderes als eine novellistische Erzählung, wie die Götter den Tod des Unschuldigen an den Priestern rächen. Schon zu seiner Zeit also hat sich die Volkssage der Persönlichkeit des Fabulisten bemächtigt. Spuren dieser volkstümlichen Traditionen über Äsop finden sich noch viele. Schon Lessing[4]) hat bemerkt, dafs die ältesten Fabeln immer an ein bestimmtes äufseres Ereignis, d. h. an ein Erlebnis ihres Autors geknüpft erscheinen. Sie scheinen also mit einer Lebensbeschreibung des Äsop zusammenzuhängen, in die nachweislich mit der Zeit vieles aufgenommen worden ist, was von andern Lieblingen des Volks auf Äsop übertragen wurde.[5]) Eine letzte Überarbeitung dieses *βίος* liegt uns heute in dem sogenannten Äsoproman, der fälschlich dem Maximus Planudes zugeschrieben wird, in zwei Rezensionen vor. In früheren, im einzelnen nicht mehr genau festzustellenden Fassungen glaubt nun Crusius dieses 'Volksbuch vom Äsop' bei Aristophanes, Plato, Xenophon wiederzuerkennen, die daneben alle einen bestimmten Kreis inhaltlich gleichartiger Erzählungen als äsopisch bezeichnen. Ob wirklich alle diese Fabeln zuerst im Rahmen einer solchen volkstümlichen Legende vom weisen Äsop vorgetragen worden sind, mufs einstweilen dahingestellt bleiben: ein starker Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme scheint darin zu liegen, dafs auch Phädrus offenbar eine Quelle

---

[1]) Einleitung zur Batrachomachie S. 7—14 26 29 37.

[2]) Ebenda S. 8 Anm. 18.

[3]) Theo, Progymn. cap. 3 (Rhet. gr. ed. Walz I p. 172).

[4]) Abhandlungen über die Fabeln I (V 359 Lachmann).

[5]) Auf die in mancher Beziehung lehrreiche Parallele zu Till Eulenspiegel hat schon Reiske hingewiesen (Brief an Lessing, Nr. 433 der Ausgabe von R. Förster, Abh. d. Sächs. Ges. d. W. 1897).

Digitized by Google

benutzt, die ihre Fabeln in dieser Weise mit dem Leben des Äsop in Verbindung brachte.

Wodurch nun diese Gruppe von *μῦθοι Αἰσώπου* innerlich zusammengehalten wurde, ist, wie gesagt, meiner Ansicht nach ein heute noch nicht gelöstes Problem. Das Wichtigste dabei aber ist die Thatsache, dafs Aristophanes, Plato, Xenophon, Aristoteles mit diesem Wort des *μῦθος Αἰσώπου* einen bestimmten, feststehenden Begriff verbinden. In seiner Art mufs also dieser Mann, dessen persönliche Existenz schon durch diese Thatsache allein sicher erwiesen wird, in der Litteratur der Fabel Epoche gemacht haben. Während es eitles Beginnen wäre, ermitteln zu wollen, worin etwa seine Neuerung bestanden haben könne, ist es wichtig, den Charakter der Erzählungen festzustellen, die durch das Zeugnis von Autoren klassischer Zeit als dem Grundstock der äsopischen Fabelsammlungen angehörig erwiesen werden.

Hier begegnen wir nun Erfindungen, die wegen ihrer einfachen, wirkungsvollen Plastik in die Fabelsammlungen aller Völker übergegangen sind. Ich nenne die vielzitierte[1]) Fabel vom Fuchs vor der Löwenhöhle, der aus den Fufsspuren das Schicksal der Gäste in dieser Behausung zu erraten weifs. Aristophanes erwähnt[2]) unter andern die Geschichte von der Feindschaft zwischen Adler und Fuchs, wo der erfindungsreiche Vierfüfsler sich auch an dem beflügelten Gegner zu rächen weifs. Aristoteles[3]) erzählt eine weitere Fuchsgeschichte, mit der Äsop das Treiben der Demagogen gekennzeichnet haben soll. Der Fuchs bittet den mitleidigen Igel, der ihm die Hundsläuse ablesen will, diese lieber sitzen zu lassen, da sie schon vollgesogen und unschädlich seien und anderen, gefährlicheren Peinigern den Platz versperrten.

Was hier und in ähnlichen[4]) alten Stücken geboten wird, ist praktische Lebensweisheit in schlichter Form vorgetragen. Ein lehrhafter Zweck ist kaum zu erkennen. Der Hörer freut sich der Klugheit des Fuchses, lacht über die Thorheit anderer Geschöpfe, ohne dafs es ihm in den Sinn kommt, nach der besonderen Lehre zu fragen, die gerade in dieser Erzählung stecken soll. Die *epimythia* der uns erhaltenen Sammlungen, die oft mit wenig Geschick dem Leser eine Moral aufnötigen, stammen alle aus späterer Zeit. — In derlei altertümlichen Tierfabeln haben wir also die älteste Schicht der äsopischen zu erkennen. Anzumerken ist dabei, dafs der Kreis der auftretenden Tiere ein beschränkter ist, Fuchs, Löwe, Hund, Esel, Wolf kehren immer wieder. Den Chorführer aber macht bei Äsop der Fuchs, der auch auf einem von Philostratus geschilderten Gemälde diese Rolle spielt.[5])

---

[1]) Zuerst im gröfseren Alkibiades (123 A), der zwar nicht von Platon selbst, jedoch aus guter Zeit herstammt.

[2]) Aves 653 f. = Halm, Fab. Aesop. 5.

[3]) Rhetor. II c. 20 = Halm, Fab. Aesop. 36.

[4]) Ich verwende hier und im folgenden absichtlich stets nur drei Beispiele.

[5]) Philostr. maior. im. I 3: *φιλοσοφεῖ δὲ ἡ γραφὴ καὶ τὰ τῶν μύθων σώματα. θηρία γὰρ συμβάλλουσα ἀνθρώποις περιίστησι χορὸν τῷ Αἰσώπῳ ἀπὸ τῆς ἐκείνου σκηνῆς συμπλάσασα· κορυφαία δὲ τοῦ χοροῦ ἡ ἀλώπηξ γέγραπται· χρῆται γὰρ αὐτῇ ὁ Αἴσωπος διακόνῳ τῶν πλείστων ὑποθέσεων, ὥσπερ ἡ κωμῳδία τῷ Δάῳ.*

Digitized by Google

Mit der Freude an solchen harmlosen Erzählungen hängt es zusammen, daſs in die Sammlungen von alter Zeit her Stücke aufgenommen sind, die jedes lehrhaften Zuges entbehrend völlig den Charakter des Märchens tragen. Dahin gehören in den Prosasammlungen die Erzählung von der Feindschaft zwischen Adler und Mistkäfer, wo der erboste *κάνθαρος* selbst dem Göttervater einen üblen Streich spielt, das Märchen vom geschundenen Wolf, der Versuch, die Eigenschaften der Fledermaus, des Dornstrauchs, der Nachteule nach Art ätiologischer Mythen zu erklären (Halm 7 255 306) und andere mehr. Noch Babrius hat solche Erzählungen im Märchenton eingemischt — man vergleiche die Erzählungen aus des Löwen Haushalt (95 97 102 103 106 Crus.), von denen die letzte ganz mit Unrecht von Rutherford (Babrius, London 1883) als unecht bezeichnet worden ist.

An diesen Grundstock reihte sich allmählich eine ganze Menge von Fabeln, die zum Teil dem Muster des alten Phrygers ziemlich genau nachgebildet sind, bei denen jedoch der alte duftige Märchenton mehr und mehr abgestreift wird. Neben behaglichen Plaudereien finden sich stramm aufgebaute kurze Szenen, die bewuſst auf den lehrhaften Schluſs hinarbeiten. Während die Märchenerzähler eigentümliche Erscheinungen an Tier und Pflanze sinnig zu deuten suchten, werden jetzt ohne jede Deutung beglaubigte und unbeglaubigte Züge aus dem Leben der Tierwelt eingeschoben — man fühlt sich an die *prodigia* gemahnt, die in mittelalterlichen Fabelbüchern eingestreut sind und sich aus diesen bis in unsere Volkskalender, z. B. Hebels Rheinischen Hausfreund, hinein erhalten haben. Wenn so bei den Paradoxographen Anleihen gemacht wurden, so sind andererseits aus Florilegien und Apophthegmensammlungen Anekdoten und Witze aller Art eingedrungen. Was letztere betrifft, so waren die Grenzen hier seit alter Zeit flüssig. Neben dem *λόγος* und *μῦθος Αἰσώπειος* steht bei Aristophanes die Bezeichnung *Αἰσώπου γελοῖον*, die für kurze Witzworte gebraucht wird, als deren Schöpfer ebenfalls Äsop galt, der bei Suidas *εὑρέτης λόγων καὶ ἀποκριμάτων* genannt wird. Ferner scheint es eines der wenigen sichern Resultate aus Neubners anspruchsvoller Arbeit[1]) zu sein, daſs die Tierfabel zuerst im Rügegedicht Verwendung fand. Man denke an den alten *αἶνος* von *ἴρηξ καὶ ἀηδών* in Hesiods strafender Verwarnung des Bruders und an des Archilochus Affen- und Fuchsfabeln. Wenn man verfolgt, wie dieser der treulosen Neobule und ihrem wortbrüchigen Vater in diesen Fabeln zu Leibe rückt, so ist der Unterschied zwischen *μῦθος* und *γελοῖον* oft schwer anzugeben.

Kaum zu trennen aber sind von den *Αἰσώπου γελοῖα* die *Συβαριτικά*, die schon Aristophanes mit diesen in einem Atem nennt. Ihre Pointe bestand in möglichst gesteigerter Albernheit, mit der sich gelegentlich Anspielungen auf die sprichwörtliche Üppigkeit und Weichlichkeit der Sybariten verbinden. Dahin gehört die Geschichte vom *Σμινδυρίδης* (Aelian, Var. hist. IX 24), der auf Rosenblättern lagernd Schwielen kriegt, von dem Sybariten, der sich vom

[1]) Apologi Graeci antiquissimi historia critica, Leipz. Diss. 1887.

Digitized by Google

Zusehen beim harten Arbeiten einen Bruch zuzog, sowie das Prototyp der bekannten Erzählung vom Lehrer, der dem Schüler die mitgebrachten Feigen wegnahm 'und scheltend selber sie gefressen' (Ael. v. h. XIV 20). Wenn nun Aristophanes (Wesp. 1401—6) den vom Gastmahl heimkehrenden Äsop einem ihn anbellenden Hund den weisen Rat erteilen läfst: ὦ κύον, κύον, | εἰ νὴ Δί' ἀντὶ τῆς κακῆς γλώττης ποθὲν | πυροὺς πρίαιο, σωφρονεῖν ἄν μοι δοκοῖς —, so kann dies trotz des Sprechers sehr wohl als ein Συβαριτικὸν γελοῖον bezeichnet werden. Von dergleichen bewufsten Albernheiten, die nur in der knappsten Fassung vorgetragen ihre Wirkung thun, finden sich auch Proben in unsern Fabelsammlungen, freilich von späten Verfassern oft mit stilwidriger Breite erzählt. Ich nenne die Anekdote vom feigen Koch, der dem Hund, der mit dem gestohlenen Herzen (altes Märchenmotiv, vgl. Babr. 95, Äs. 243, das Vorbild von 'Petrus, der das Leberlein gegessen') davoneilt, die Worte nachruft: ὅπουπερ ἂν ᾖς, φυλάξομαί σε· οὐ γὰρ ἀπ' ἐμοῦ καρδίαν εἴληφας, ἀλλ' ἐμοὶ καρδίαν δέδωκας (H. 232), die Erzählung vom Wanderer, der dem Knaben, der am Ertrinken war, Vorwürfe machte, statt ihn zu retten (Babr. 165, H. 352), vom Manne, der den Hund auffordert, die zur Reise nötigen Vorbereitungen zu treffen (Babr. 110).

Mit und neben diesen Συβαριτικά sind nun in die Fabel- und Unterhaltungsbücher eine Fülle von guten und schlechten Witzen, Schwänken und novellistischen Erzählungen eingedrungen.

Unter die erste Kategorie rechne ich die vielleicht von Babrius ersonnene, jedenfalls von ihm besonders geschickt vorgetragene Erzählung von der Krähe, die die Renommage der Schwalbe über ihre mythologische Vergangenheit mit der Bemerkung abschneidet, sie wäre begierig zu erfahren, was sie erst erzählen würde, wenn ihr Tereus nicht die Zunge ausgerissen hätte (Babr. 12, H. 10). Thörichter schon ist die ähnliche Nummer (H. 37), wo der Fuchs die Prahlereien des Krokodils, das sich als geübten Turner aufspielt, mit der Bemerkung abtrumpft, man sehe es schon der karrierten Haut an, dafs jenes viel Gymnastik getrieben habe — auch hier sind alte, gute Motive ungeschickt weitergebildet worden, vgl. ἀλώπηξ καὶ πάρδαλις (Babr. 180 cf. Plut. VII cap. 12, Avian 40, H. 42).

Bei den Witzen hat man eine besondere Gattung zu unterscheiden gesucht, die sogenannten 'epilogischen' Witze, die meist die Form des Spruchverses haben und in aller Volkslitteratur ungemein beliebt sind. Als Muster dieser sprichwörtlichen Wendungen, der Otto Jahn einst mit besonderer Vorliebe nachgegangen ist, gilt seit alter Zeit[1]) der Vers bei Theokrit (Adoniaz. 77): ἔνδοι πᾶσαι ὁ τὰν νυὸν εἴπ' ἀποκλᾴξας; dazu vergleiche man Kratinus fr. 252: ταῦτ' αὐτὰ πράττω 'φασκ' ἀνὴρ οὐδὲν ποιῶν, und aus Petronius (45): '*Modo sic, modo sic' inquit rusticus: varium porcum perdiderat*, wozu sich leicht aus unserer Spruchlitteratur Parallelen bringen liefsen.

Aus einer derartigen Wendung herausgesponnen ist wohl die Erzählung

[1] Vgl. Haupt, Opuscula II 395.

Digitized by Google

von der Mücke, die, im Fleischkessel ertrinkend, einer hedonistischen Lebensauffassung[1]) mit den Worten Ausdruck giebt: *ἀλλ' ἔγωγε καὶ βέβρωκα καὶ πέπωκα καὶ λέλουμαι καὶ θνησκούσῃ οὐ μέλει μοι* (H. 292). Auch die Geschichte vom *ἀνὴρ φέναξ*, dem die Götter mit gleicher Münze heimzahlten (H. 58), scheint auf ein Witzwort dieser Fassung zurückzugehen.

Dazu kommen dann noch kurz angedeutete Novellenstoffe und breiter ausgeführte Schwänke, zum Teil sehr minderwertiger Art. Manche Stücke dieses Genres sind in die gröſseren bisher allein bekannten Sammlungen, wohl ihres frivolen Charakters wegen, nicht aufgenommen worden. Aber aus bisher nicht ausgenutzten Handschriften lassen sich hier noch Nachträge liefern, die im Ton mit der im Altertum weitbekannten Geschichte vom allzujungen Buhlen (*ἀνήρ, γυνὴ καὶ μοιχός*, auch nur bei Babrius [116] überliefert) übereinstimmen. Nur durch die Sammlung der sogenannten Accursiana bekannt und vermutlich erst in später Zeit entstanden ist die Erzählung von der Frau, die ihren stets trunkenen Mann im Rausche auf den Kirchhof schaffen lieſs, um auch dieses Mittel bei dem Unverbesserlichen scheitern zu sehen (H. 108).[2]) Auch die Witwe von Ephesos ist in den Rahmen des Äsopromans eingeschaltet worden (H. 109). Unter den Schwänken verdient die von Babrius sehr hübsch ausgeführte Nummer vom *ἰατρὸς ἄτεχνος* Erwähnung. Er begegnet einem Patienten, dem er das Leben abgesprochen, bei dessen erstem Ausgang und fragt ihn, wie es drunten in der Unterwelt aussehe. Er erfährt dann, Pluto habe gerade befohlen, alle Ärzte zur Stelle zu schaffen — doch könne er unbesorgt sein, da der Patient für ihn ein gutes Wort eingelegt habe, mit der Versicherung, es sei eitles Gerede, daſs jener von der Heilkunst etwas verstehe (Babr. 75, H. 168). Zu den miſslungensten Erfindungen aber gehört (H. 196) *κλέπτης καὶ πανδοχεύς*, eine alberne Verwendung des Werwolfglaubens, die Furia aus einer späten, für die Kenntnis der volkstümlichen Litteratur der Byzantiner interessantes Material bietenden Handschrift herausgegriffen hat.

Überblickt man nun diese reiche Fülle verschiedenartigster *λόγοι*, die sich neben den alten schlichten *μῦθοι Αἰσώπειοι* in unsern Sammlungen findet, so kann es nicht zweifelhaft sein, daſs die Erklärung hierfür eben in der Geschichte dieser Fabel- und Unterhaltungsbücher zu suchen ist. In diesen Wandlungen spricht sich die Rücksichtnahme auf den Geschmack weiter Volkskreise aus, für die diese Bücher zum Gebrauch des gemeinen Mannes bestimmt waren.

Diese Beliebtheit in niederen Schichten haben die Fabelsammlungen auch im Mittelalter behauptet, die Sprache der Handschriften liefert hierfür den schlagendsten Beweis. So erklärt sich auch die übergroſse Zahl der Handschriften, in denen die Texte zum Teil sehr willkürlich gestaltet sind. Trotzdem ist es gelungen, in der Masse der Rezensionen drei Haupttypen zu scheiden, auf die alle übrigen sich zurückführen lassen. Auch über diese ist ein kurzes

---

[1]) Bürger, Hermes XXVII S. 359—62.

[2]) Wohl die erste Verwendung des Motivs vom 'begrabenen Ehemann', mit dem Boccaccio (Decam. III 8: Ferondo nel purgatorio) und Hans Sachs ('der Ehemann im Fegefeuer') so meisterlich zu wirken wissen.

Digitized by Google

Wort hier am Platze: haben doch die Aesopea das mit dem Alexanderroman, dem Buch von den sieben Meistern (Syntipas) und andern volkstümlichen Schriften gemein, dafs in ihnen die Geschichte der Stoffe und die der Texte unlöslich verbunden ist. Die älteste und wichtigste Sammlung ist die des Augustanus (Aug. Mon. 564), deren Bedeutung bereits Lessing mit sicherem Blicke erkannte[1]); die älteste Handschrift dieser Gruppe, der Parisinus 690, entstammt dem XI. Jh. Ihr zunächst steht die oft weit überschätzte Sammlung von Monte Cassino, von der eine Handschrift aus dem XII. Jh. (Vindob. hist. graec. 130) erhalten ist. Diese Sammlung vereinigt mit den im Augustanus in knappster Fassung gebotenen Prosafabeln die wertlosen Spielereien byzantinischer Mönche, die eine uns auch selbständig erhaltene Prosaauflösung des Babrius[2]) in sogenannte politische Zwölfsilbler verarbeiteten. Die dritte Gruppe ist durch zahlreiche Handschriften des XIII.—XV. Jh. und die editio princeps des Pisaners Bonus Accursius (1479) vertreten. In ihr sind die eben angeführten und andere uns zum Teil unbekannte Sammlungen benutzt und die stilistisch oft sehr verwilderten Texte des Casinensis nicht ohne Geschick überarbeitet. Sprachliche und stilistische Anzeichen weisen darauf hin, dafs der Verfasser mit dem des sogenannten Äsopromans identisch ist — daher wohl die von Bentley aufgestellte Vermutung, dafs es Maximus Planudes sei, die schon durch das Alter der Handschriften widerlegt wird.[3]) Im grofsen und ganzen dürfen wir die Entstehung der uns überlieferten Sammlungen ins XI. Jh. verlegen, in jene Zeit, wo auch der Äsoproman und die übrigen fabulae Romanenses niedergeschrieben wurden, wo überhaupt der Sinn für diese Art von Litteratur neu erwachte.[4])

Diese Einsicht in die Genesis der uns vorliegenden Sammlungen zeichnet den Weg für eine kritische Ausgabe deutlich vor; die heute verbreiteten Drucke geben nur eine planlose Auslese aus den in Handschriften und den in Autoren überlieferten Fabeln. —

Neben den Volksbüchern aber, die im vorstehenden als eine Hauptquelle der uns überkommenen Aesopica dargethan wurden, sieht die neuere Forschung eine weitere Quelle dieser Sammlungen in den Schulbüchern, wie sie für den Betrieb in Rhetorenschulen bestanden haben. Da die aus dieser Erkenntnis für die Beurteilung einer grofsen Anzahl von Prosafabeln sich ergebenden Schlüsse noch nicht gezogen sind, soll auf diesen Punkt etwas näher eingegangen werden.

Die Fabel wird in den Rhetorenschulen als das einfachste litterarische Erzeugnis an den Anfang des Unterrichts gestellt und zunächst an Beispielen studiert: *πρῶτον μὲν δεῖ . . . παράδειγμα προστάττειν τοῖς νέοις ἐκμανθάνειν* (Theon, Rh. gr. I 158 W.) . . . *ὁ γὰρ καλῶς καὶ πολυτρόπως διήγησιν καὶ μῦθον*

---

[1]) Wolfenbüttler Beiträge I 72 (IX 57 Lachm).

[2]) Paraphrasis Bodleiana ed. P. Knöll, Wien 1877.

[3]) Die aber trotzdem noch bei Christ, Gr. Litt.[3] S. 122 Anm. 3 und Krumbacher, Byz. Litt.[2] S. 544 vertreten ist.

[4]) Krumbacher a. a. O. S. 885 ff. und A. Eberhard, Fabulae Romanenses, praef. IX.

Digitized by Google

ἀπαγγείλας καλῶς καὶ ἱστορίαν συνθήσει (I 147 W.). Diese Beispiele werden mit Vorliebe den Historikern, Philosophen und Dichtern entnommen, aber auch Äsop findet sich verwandt (*κάμηλος κεράτων ἐπιθυμήσασα ..., κύων κρέας φέρουσα ...* Theon I 177 u. a.). Für die Späteren dient durchweg der von Aphthonius zum erstenmale in diesem Sinne verwandte *μῦθος τῶν μυρμήκων καὶ τῶν τεττίγων προτρέπων τοὺς νέους εἰς πόνους*. An diesen Beispielen werden nun verschiedene Übungen, zunächst sehr elementarer Art, vorgenommen: *κλιτέον τοὺς μύθους εἰς τοὺς ἀριθμοὺς καὶ τὰς πλαγίας πτώσεις* (Theon I 176 W.)[1]), dann sucht man sie zu erweitern: *ἐπεκτείνωμεν τὰς ἐν τῷ μύθῳ προσωποποιίας μηκύνοντες καὶ ποταμὸν ἤ τι τοιούτων ἐκφράζοντες*, indem man die Szenerie genauer schildert oder die Charaktere der handelnden Personen sich in Reden entwickeln läſst — hier nähern sich *μῦθος, διήγησις* und *ἠθοποιία*. Dann wird wieder das Gegenteil geübt und die Fabel auf eine möglichst knappe Form gebracht, so daſs sie, dem Witz und der pointierten Anekdote sich nähernd, möglichst direkt auf das lehrreiche Epimythium hinarbeitet: *ὁ δὲ Γεωμέτρης τάδε περὶ τῆς τοῦ μύθου φράσεως λέγει ... ὡς ὁ μῦθος καθ' ἑαυτὸν γλυκεῖαν ἔχει τὴν ἔννοιαν· ... ἀκόλουθος δὲ ταύτῃ πάντως καὶ ἡ λοιπὴ φράσις ἀφελὴς καὶ σαφής* (Doxopater II 176 W.). In letzterer Vortragsweise war Aphthonius Meister, wie Doxopater S. 183 W. ganz richtig hervorhebt, und sein Beispiel hat in den Rhetorenschulen maſsgebend gewirkt.[2]) Eine weitere Übung bestand in der Verknüpfung ähnlicher Fabeln oder der Beifügung eines geschichtlichen Ereignisses, das die aufgestellte Lehre zu bestätigen geeignet erschien: *συμπλέκομεν δὲ ὧδε· ἐκθέμενοι τὸν μῦθον ἐπιφέρομεν διήγησιν ... οἷον πεπλασμένον, ὅτι κάμηλος ἐπιθυμήσασα κεράτων καὶ τῶν ὤτων ἐστερήθη· τοῦτο προειπόντες ἐποίσομεν τὸ διήγημα τοῦτον τὸν τρόπον· παραπλήσιόν μοι δοκεῖ τι παθεῖν τῇ καμήλῳ ταύτῃ καὶ Κροῖσος ὁ Λυδός, καὶ ὅλον ἐφεξῆς τὸ διήγημα τὸ περὶ αὐτόν* (Theon 177 W.). Namentlich Phädrus verleugnet in dieser Beziehung den Rhetorenschüler nicht. — Nun erst erfolgte der letzte Schritt, indem dem Schüler aufgegeben wurde, selbständig eine Fabel zu ersinnen, die der zuletzt behandelten Lehre zum Beweise dienen könne: *τὴν τοῦ λόγου δύναμιν ἁπλῆν προτείναντες προστάξομεν τοῖς νέοις νέον τινὰ μῦθον πλάσαι τῷ προτεθέντι πράγματι οἰκεῖον* (Theon I 178 W.). Nur die Umkehrung davon ist die Aufgabe, aus einer gegebenen Fabel eine neue Lehre zu ziehen: *γένοιντο ἑνὸς μύθου πλείονες ἐπίλογοι καὶ ἀνάπαλιν ἑνὸς ἐπιλόγου πάμπολλοι μῦθοι* (ib. 178).

[1]) Hieraus erklärt sich wohl, daſs dieselbe Fabel in der einen Sammlung in oratio recta, in der andern in oratio obliqua gegeben wird.

[2]) Daher überwiegen in unsern Sammlungen die straff gebauten lehrhaften apologi, in denen Herder mit Recht den Duft der voll entwickelten äsopischen Fabel vermiſste. Er verglich sie mit gepreſsten Blumen, faſste sie aber irrig als 'byzantinische Exzerpte' alter echter Aesopica auf (XV 550 Suph.). Andererseits hat bekanntlich Lessing, dessen Geist überall auf epigrammatische Zuspitzung des Problems drängte, sich ganz der Auffassung des Aphthonius angeschlossen und sie auch theoretisch gegen Lafontaine als die 'äsopische' zu erweisen gesucht (V 409 Lachm.). Gegen Lessing ist für des Franzosen 'allerliebste rhetorische Floskeln' Erich Schmidt (Lessing I 391 ff.) eingetreten, ohne den historisch gegebenen, richtigen Standpunkt gewinnen zu können.

Digitized by Google

In Wirklichkeit war meist das Epimythium der Ausgangspunkt, wie der Scholiast zu Aphth. (II 10 W.) richtig bemerkt: *ἐκ τῆς τοῦ ἐπιμυθίου παραινέσεως οἱ ῥήτορες τὸν μῦθον ὑφαίνουσιν, ὢν (ὥστε?) εἶναι τὴν παραίνεσιν ὑστέραν μὲν τῇ τάξει, προτέραν δὲ τῇ φύσει καὶ τῇ δυνάμει.*[1])

Schliefslich wurde in den alten Rhetorenschulen auch noch Kritik an den Fabeln geübt, indem die Unwahrscheinlichkeit des Erzählten darzuthun war oder die Gegenaufgabe gestellt wurde, die Glaubwürdigkeit des Fabulisten durch Zusammenstellen ähnlicher Züge darzuthun: *ἀνασκευαστέον μὲν δεικνύντας, ὅτι ἀπίθανα καὶ ἀσύμφορα λέγει, κατασκευαστέον δὲ ἐκ τῶν ἐναντίων* (Theon I 179 W.). Auch hier finden sich über die Glaubwürdigkeit, innere Wahrscheinlichkeit des *μῦθος* u. s. w. eine Reihe guter Bemerkungen, vgl. Theon I 180—82 W., Doxopater II 161—62 W. Der Zusammenhang der letztgenannten Übungen mit den *ἔπαινοι* und *ψόγοι*, die in den Progymnasmata eine so grofse Rolle spielen, liegt auf der Hand.

Nimmt man nach diesen Vorstudien die Halmsche Sammlung in die Hand, die nur in den allerseltensten Fällen die Provenienz der einzelnen Stücke angiebt, so fällt es nicht schwer, mit Sicherheit eine grofse Anzahl von Stücken als Produkte der Rhetorenschulen zu erkennen. Sieht man dann sich nach den Quellen um, so findet man bei vielen, dafs sie thatsächlich den Progymnasmata des Aphthonius, Nicolaus u. s. w. entnommen sind, und das bestärkt uns im Urteil über andere, in den Sammlungen ohne Autornamen überlieferte Nummern.

Zunächst bietet eine ganze Reihe von Stücken in übertriebener Knappheit mehr ein Gerippe zur Fabel als einen vollen *μῦθος* — es sind *συστελλόμενα*, im *χαρακτὴρ ἀφελής* des Aphthonius geschrieben. So die Nummern 13 (*Αἰθίοψ*), 21b (*ἀλέκτορες*), 61b (*γεωργὸς καὶ ἀλώπηξ*) und ein halbes Dutzend andere, die alle der Fabelsammlung dieses Sophisten entnommen sind. Dafs sie absichtlich auf Kürze hinarbeiten, läfst ein Studium der Nummern 63b (*ἄνθρωπος καὶ λέων συνοδεύοντες*) und 78c (*βάτραχος καὶ ἀλώπηξ*) erkennen, da uns hier die ausführlicheren Muster erhalten sind. Dafs er gelegentlich auch *ἐκτείνων* zu schreiben wufste, beweisen die Nummern 174b (*ἵππος γέρων*), 204b (*κόραξ καὶ ἀλώπηξ*), 404b (*τράγος καὶ ἄμπελος*), die ebenfalls von ihm herstammen. Sein getreuer Nachahmer ist der sogenannte Syntipas, freilich schon ein später Byzantiner. Im *λόγος ἀφελής* hat er z. B. die Nummern 43b (*ἀλώπηξ καὶ πίθηκος*), 65b (*ἀνὴρ καὶ τέττιξ*), 164 (*θηρευτὴς καὶ κύων*) verfafst, während 51 (*ἀνήρ, ἵππος καὶ πῶλος*), 53 (*ἀνὴρ καὶ Κύκλωψ*) 318 (*ὄναγρος καὶ ὄνος*) sich dem behaglichen Tone nähern. Auch die vom Rhetor Themistius herrührende Fassung der Fabel von den 2 Bündeln, die jeder durchs Leben schleppen mufs (H. 359), zeigt dieselbe absichtliche Knappheit. Aber auch Aphthonius ist nicht der Erfinder dieser Technik, sondern nur derjenige, bei

[1]) Auch diesen Brauch hat Lessing wieder einzubürgern versucht in der Abhandlung 'Von einem besonderen Gebrauch der Fabeln auf Schulen' (V 418—22 Lachm.), die übrigens im wesentlichen nur eine Anregung von Camerarius ausführt und auf eigentümlich übertriebenen Voraussetzungen vom Wert der Belehrung beruht.

Digitized by Google

dem sie uns am deutlichsten vor Augen tritt. Er selbst sah sie dem Hermogenes ab, dessen Mustermythus von den Affen, die eine Stadt bauen wollen (H. 361), dieselbe übertriebene Straffheit der Komposition aufweist.[1]) Schon früher haben volkstümliche Schriftsteller das Wirkungsvolle dieser Vortragsweise erkannt, man vergleiche die drei von Halm aus Plutarch aufgenommenen Nummern 82b *βορέας καὶ ἥλιος*, 222 *κυνὸς οἰκία* und namentlich 282 *λύκος καὶ ποιμήν*, die in ihrer Prägnanz an Lessing erinnert. Auch Lucian giebt die Geschichte vom Esel in der Löwenhaut in der gedrängtesten Kürze (H. 333b), ebenso den selbsterfundenen *μῦθος* vom Reiter auf dem wilden Pferd, Cynicus 550. Nach diesen Proben auf die Regel wird es leicht, auch unter den namenlos überlieferten Fabeln Stücke nachzuweisen, über deren Provenienz aus Rhetorenschulen kein Zweifel sein kann. So zeigen viele Nummern in der Sammlung des Augustanus das Bestreben, die Fabel auf die kürzeste Form zu reduzieren, z. B. H. 33 (*ἀλώπηξ καὶ βότρυες*), H. 337b (*ὄνος καὶ τέττιγες*), H. 347 (*ὄφις πατούμενος*). Man ist bisher gewohnt, in solchen Fällen 'Exzerpte aus Babrius' oder anderen poetischen Gestaltungen anzunehmen, aber eine genauere Analyse der Prosasammlungen lehrt, dafs vielmehr bewufste Neugestaltung schon bekannter Fabelstoffe vorliegt. Wesentlich exzerpierend verfahren dagegen die Verfasser der Oxforder und Pariser Babriusparaphrasen, denen eine dritte bisher unedierte Sammlung im Cod. Vatic. gr. 949 an die Seite zu stellen ist. Auch in anderen Handschriften sind ähnliche Machwerke auf uns gekommen, dahin gehören bei Halm die Nummern 151 (*Ζεὺς καὶ Ἀπόλλων*) und 394 (*λέων καὶ ταῦροι τρεῖς*).

Einfacher liegt die Sache bei den künstlich erweiterten. Als Mittel zu diesem Zweck nennt Theon an der oben angeführten Stelle unter anderem die Einschiebung einer *ἔκφρασις ποταμοῦ*. Babrius hat auch diese Lehre getreu befolgt, man vergleiche in der Fabel von der Krähe mit den gestohlenen Federn die hübsche Einlage (Babr. 72, 5): *ἔσταζε πέτρης αἰγὶ δυσβάτου κρήνη* u. s. w., wie überhaupt an manchen seiner poematia das Anziehendste die Ausführung solcher geschmackvoll gewählter Details ist.[2]) Dieselbe Fabel in der gleichen nur noch gesteigerten Manier finden wir bei Libanius (IV 853 Reiske), der in derselben Weise auch die Fabeln vom Wolf und den Schafen und vom Wettlauf der Schildkröte und des Pferdes (statt des Hasen) erzählt (ib. 854 f.). Schon Dio Chrysostomus liebte solche behagliche Breite des Vortrags bei Fabelstoffen (vgl. H. 105 u. 106). Spätere wie Gregor von Nazianz (H. 416b) fallen gar in unerträgliche Geschwätzigkeit.

Auch für diese *ἐκτεινόμενα* fällt es nicht schwer in den Fabelsammlungen

---

[1]) Auch Hermogenes scheint in beiden Sätteln gerecht gewesen zu sein, man vgl. das Urteil des Nicephorus (Rh. I 425 W.) *ὁ μῦθος οὗτος (περὶ ἵππου καὶ ἐλάφου) ἔστι μὲν Αἰσώπειος, τὴν δὲ μελέτην ἐκ τῶν Ἑρμογένους προγυμναστικῶν μεθόδων ἠρανίσατο πλατύτερον ἐξειργασμένος, ὡς ἐκεῖνος μεθοδεύει ἐν τοῖς περὶ μύθου.*

[2]) Bekanntlich ein alter Kunstgriff: Horat. de arte poet. 15: *Purpureus late qui splendeat unus et alter Adsuitur pannus, cum lucus et ara Dianae Et properantis aquae per amoenos ambitus agros Aut flumen Rhenum aut pluvius describitur arcus.*

Digitized by Google

Belege zu finden. Dahin gehört die wortreiche Schilderung des Streits der Land- und Wasserschlange (H. 147), die Beratung der Vögel, wie den Nachstellungen der Menschen zu entgehen sei (H. 417b), die *γαλεομαχία* (H. 291b) u. a. Gelegentlich sind so Fabelsüjets zu vollständigen rhetorischen Ethopoiien erweitert, wie wir sie aus den Progymnasmata als eine höhere Stufe des Unterrichts kennen. So könnte H. 67, wo ein vielleicht der Komödie oder dem Mimus entlehntes Motiv weiter ausgeführt wird, sehr wohl die Überschrift tragen: *τίνας ἂν λόγους εἴποι ἀνὴρ δειλὸς λέοντα χρυσοῦν εὑρών.* Dieselbe Provenienz möchte man für die Geschichte von *πατὴρ δειλὸς καὶ υἱὸς γενναῖος* (H. 349) vermuten, wo der von der Löwenjagd zurückgehaltene Sohn das in eine Tapete eingewirkte Bild eines Löwen apostrophiert.[1]) Unter die *ἐγκώμια* liefse sich *κώνωψ* (H. 234), unter die *συγκρίσεις* aufser anderen *χειμὼν καὶ ἔαρ* (H. 414), *χελιδόνες καὶ κύκνοι* (H. 416) einreihen. Bei manchen dieser Fabeln könnte man die Vermutung hegen, dafs ein poetisches Original zu Grunde liege, bei dem der Zwang des Metrums und das Bedürfnis nach genauerer Charakterisierung der Handelnden und glatt dahin fliefsender Schilderung die bei der Prosafassung störende Breite herbeigeführt habe. Das letztere trifft nur auf die wenigen an Babrius angeschlossenen Stücke zu, der Zwang des Metrums erklärt die Umständlichkeit vieler Nummern in Furias Sammlung. Denn diese sind, wie oben erwähnt, ursprünglich in sogenannten politischen Zwölfsilblern gebaut, deren einziges Gesetz in der Silbenzahl und der Betonung der vorletzten Silbe durch den Accent besteht.[2]) Solche Stücke liegen vor (bei Halm nicht, wie Korais richtig gethan hatte, nach Verszeilen abgesetzt): *ἀλέκτορες* (H. 21c), *ἄνθρωπος καὶ κύων* (H. 62), *ἡμίονος* (H. 157) u. s. w.

Wenn bei den bis jetzt betrachteten Fabeln die Art der Ausführung auf die Vorschriften der Rhetorenschulen hinzuweisen schien, so ist von vornherein die Annahme berechtigt, dafs die Zahl der Fabeln noch gröfser sein mufs, die in Anlehnung an bestehende Muster als Schulexercitien neu geschaffen sind.[3]) Mustern wir die Fabeln des Aphthonius und des sogenannten Syntipas, so lassen sich bei einigen die Vorbilder leicht feststellen. Aphthonius hat selbst die alte Fabel vom Rohr und der Eiche behandelt (H. 78c), die dem Sturme mit ungleichem Erfolg zu widerstehen trachten. Genau diesem Muster hat er dann die Fabel vom Ölbaum und Feigenbaum nachgebildet, die im Winter ein ähnliches Schicksal haben (H. 124). Ebenfalls nach bekannten Mustern hat er das 'Schuster bleib' bei deinem Leisten' an den Weihen illustriert, die

[1]) Die nächste Parallele bieten aber auch hier wieder die Redner; vgl. Libanius IV 1021: *τίνας ἂν εἴποι λόγους δειλὸς θεασάμενος πόλεμον ἐν τῷ οἰκείῳ οἴκῳ γεγραμμένον*, 1043: *τ. ἄ. εἴπ. λ. δειλὸς φιλάργυρος εὑρὼν χρύσεον ξίφος.*

[2]) Fedde, Programm des Breslauer Elisabetans 1877.

[3]) Einiges der Art, lange nicht alles, ist von Halm erkannt und unter die Parallelen verwiesen worden. Dies ist fast der einzige Punkt, der in Rutherfords History of Greek fable selbständig, aber nicht ohne Übertreibung ausgeführt ist. Vgl. s. XL: *Given a fable, write down its moral. Given a moral, write out a fable to illustrate it. Given certain animals, compose a fable in which they act in character . . . . Poor lads, poor masters!* u. s. w.

Digitized by Google

sich wie die Schwäne aufs Singen verlegten (H. 170b). Nur eine Weiterbildung dieses Themas ist dann die ebenfalls von Aphthonius herrührende Erzählung vom Raben, der es dem Schwane nicht an Stimme, sondern an Farbenschönheit nachthun will und deshalb die Altäre, die er bisher plünderte (Anlehnung an *κόραξ νοσῶν καὶ μήτηρ* H. 208), verläfst und sich ins Wasser stürzt, worin er umkommt (H. 206). So setzt auch Syntipas an die Stelle des Bocks, der von der Mauer herab den Wolf verhöhnt (H. 135, Babrius 96, *ἀφ' ὑψηλοῦ μου καταγελᾷς* Sprichwort bei Diogenian III 24 Paroem. Gott. I 217), den Fuchs am Löwenkäfig (H. 40). Wenn der Fabulist einer freien Zeit den Wolf an dem von der Kette abgeschabten Hals des Hundes erkennen läfst, dafs dessen Wohlbeleibtheit allzu teuer erkauft ist (Phaedr. III 7, Babr. 100, Avian 37, H. 278), so fafst Syntipas (H. 318) die Sache von der anderen Seite und läfst den wilden Esel vom Löwen zerrissen werden, während den zahmen der Hirte beschützt.

Auch unter den namenlos überlieferten Fabeln lassen sich leicht die Kopien noch erhaltener Originale erkennen. Wenn Plato scherzend einen *μῦθος* ersann, um die Bedürfnislosigkeit der Grillen zu erklären (H. 399), so gab er damit das Vorbild zu der auch von Babrius nacherzählten Fabel von den Weihen, die ihre klangvolle Stimme auf ähnliche Weise einbüfsten (Babr. 73, H. 170). Wie er zu erklären suchte, warum Freude und Trauer sich stetig ablösen (H. 156), so deutet Plutarch das Verhältnis von Fest und Katzenjammer (H. 133) und Babrius (Babr. 184, H. 1) verallgemeinernd das der *ἀγαθά* und *κακά*, und dieselbe Thatsache, dafs das Glück wetterwendisch ist, suchen dann sowohl die Fabeln H. 23 wie H. 367 zu verwerten. Die Beobachtung, dafs das Unglück meist von der Seite naht, wo man es am wenigsten befürchtet, ist von einem Fabulisten, dem die alte Verwandlungssage vom *Ἀλκυών*, die noch Lucian mit Liebe erzählt, nicht mehr lebendig war, am Geschick dieses Vogels illustriert worden, der vor den Menschen auf einsame Klippen flüchtet, um dort Nest und Junge von den Fluten vernichtet zu schauen (H. 29). Mit abgeschmackter Übertreibung hat dann ein spitzfindiger Jünger der Rhetorik danach die Geschichte eines Hirsches ersonnen, der, auf dem einen Auge blind, sich nach der Küste zurückzog, um dort, das gesunde Auge sorglich dem Lande zukehrend, zu weiden: Schiffer erlegten ihn vom Meere aus (H. 126). Im allgemeinen haben die Bearbeiter der uns überlieferten Sammlungen keinen Anstofs daran genommen, verschiedene Behandlungen desselben Themas aufzunehmen. Aber das uralte Märchen vom geschundenen Wolf, das die Grundlage unseres germanischen Tierepos geworden ist[1]), ist doch wohl deswegen nur in der jüngsten Sammlung, der sogenannten Accursiana, überliefert, weil in den anderen die Parallelfabel von der boshaften Ziege stand, die dem Esel rät, sich krank zu stellen; der Arzt verordnet dann eine Kur mit Ziegenblut, und die Ziege büfst wie im Reineke der Wolf (H. 18). Beispiele für solche parallel laufende Fabeln liefsen sich noch zu Dutzenden anführen; wenn man den Ver-

[1]) Jac. Grimm, Reinhart Fuchs S. LII

Digitized by Google

such macht, die wirklich selbständigen Typen von den Variationen zu scheiden, schwinden die umfänglichen Sammlungen sehr zusammen. Die Rhetoren arbeiteten eben mit Vorliebe mit dem altbewährten Gute und zeigten ihren Scharfsinn nur in geschickten Kombinationen.

Die Übung der Schule hat aber auch gewisse *τόποι μύθων* geschaffen. Dahin gehört vor allem die Anlehnung an die Schöpfung von Mensch und Tier durch Zeus oder Prometheus, die namentlich bei ätiologischen Erfindungen passend war. So erzählt ein Feind des ehrsamen Handwerks (H. 136), als Zeus nach der Schöpfung dem Hermes befohlen habe, allen Handwerkern Lügengift zu trinken zu geben, seien die Schuster zuletzt gekommen und hätten nun den ganzen Rest schlucken müssen. Woraus sich erklärt, dafs alle Handwerker lügen, am meisten aber die Schuster. In der Sammlung des Parisinus suppl. gr. 690 wird die Fabel zweimal fast wörtlich gleichlautend erzählt, nur ist an die Stelle des Schusters im zweiten Falle der Arzt getreten, *invento ni fallor recentiore*, wie Crusius zu Babr. 221 bemerkt. Der Nachahmer hat sich eben die Sache hier besonders leicht gemacht und sich der typisch schlechten Rolle erinnert, die die Ärzte in der Fabellitteratur (vgl. Babr. 75, H. 107 169) spielen. Mit ganz ähnlicher Wendung erklärt Himerius in einem duftigen *μῦθος* die verschiedene Art, in der sich die Liebe bei den Menschen äufsert (H. 142). Ebenso an den Schöpfungsakt knüpft die unsaubere Erzählung *Ζεὺς καὶ Αἰσχύνη* (H. 148) an, mit der verschiedene bedenkliche Geschichten bei Phädrus (IV 14 15 16) zusammenzuhängen scheinen. Einige Reminiszenzen bei Plutarch, Conv. sept. sap. Cap. 3 lassen vermuten, dafs uns hier wie öfters die griechischen Originale verloren gegangen sind. Dasselbe Motiv ist noch oft verwendet, so z. B. in der Parabel von den Menschenaltern *ἵππος, βοῦς, κύων καὶ ἄνθρωπος* (H. 173b) und dem breit ausgeführten Paradoxon *λέων, Προμηθεὺς καὶ ἐλέφας* (H. 261), das im wesentlichen nur die Überarbeitung eines Kapitels bei Achilles Tatius (II 21 f.) darstellt.

Eine andere vielgebrauchte Szenerie läfst die Tiere vor Zeus Thron über ihr unglückliches Los Klage führen. Man vgl. *ὄνοι πρὸς τὸν Δία* (H. 319), *ὄφις πατούμενος* (H. 347), *κάμηλος καὶ Ζεύς* (H. 184, wohl die Vorlage für *Ζεὺς καὶ μέλισσαι* Babr. 183, H. 287) u. s. w. Uralt ist auch die Form des Wettstreits der Tiere und Pflanzen unter einander um den Preis der Schönheit, Stärke u. s. w. Sie benutzen u. a. *κολοιὸς καὶ γλαῦξ* (H. 200), *ῥόδον καὶ ἀμάραντον* (H. 384), *λέαινα καὶ ἀλώπηξ* (H. 240) und viele andere. Hiermit verband sich leicht das alte Märchenmotiv von der Königswahl, so in *ἀλώπηξ καὶ πίθηκος* (H. 44), *Ζεὺς καὶ ἀλώπηξ* (H. 149), *πίθηκος καὶ κάμηλος* (H. 365). Schliefslich sei noch auf die häufige Erwähnung eines Kriegszustandes in der Tierwelt hingewiesen: *λύκοι καὶ κύνες* (H. 267), *μύες καὶ γαλαῖ* (H. 291), *στρουθοκάμηλος* (H. 391) u. s. w.

Wenn so die Technik viel befolgte Vorschriften für die Ausführung der Fabel an die Hand gab, so bildete sich bald auch eine Tradition, wo die Stoffe für neue Fabeln herzunehmen seien. Man knüpfte dabei gern an volkstümliche Überlieferungen an, wie sie im Märchen und Sprichwort in Umlauf

Digitized by Google

waren. Namentlich das letztere wurde in solchem Umfang herbeigezogen, dafs spätere Theorie (Lucill von Tarrhae) die Fabel überhaupt als *παροιμία ἐξηπλωμένη* bezeichnen konnte. Solche aus sprichwörtlichen Sentenzen herausgesponnene Erzählungen verraten sich zum Teil schon dadurch, dafs für die Entstehung des gleichen Worts verschiedene Erklärungsversuche vorliegen. So ist nach Suidas *ὄνου παρακύψεως* ein Wort gewesen, das *ἐπὶ τῶν καταγελάστως συκοφαντούντων* gebraucht wurde. Seit Korais und Furia findet sich nun in unseren Fabelsammlungen eine Geschichte, die berichtet, dafs ein Esel die von einem Töpfer aus Lehm geformten Vögel zertreten habe und nun dessen Herr *ὄνου παρακύψεως* verklagt worden sei. Dafs diese, dazu noch möglichst ungeschickt gefafste Erzählung (es sind zwei Versionen ineinander gearbeitet, nach der anderen hatte der Esel *παρακύψας διὰ τῆς θυρίδος* lebendige Vögel aufgescheucht, die beim Aufflattern nun allerlei Unheil anrichteten), nur einen mäfsigen Deutungsversuch der Parömiographen darstellt, beweist der Umstand, dafs in der Quelle von Ps.-Lucians *ὄνος* und Apuleius' Metamorphosen ein sinnvollerer Versuch zur Erklärung dieser dunkeln Wendung gemacht wird. Dort schafft sich nämlich der Held während seiner Metamorphose selbst wieder neues Unheil, indem er sich in einer gefährlichen Situation der Natur seiner augenblicklichen Erscheinungsform gemäfs neugierig vornüberbeugt und durch seinen Schatten sich und seinen Herrn verrät: *κἀκ τότε ἐξ ἐμοῦ πρώτου ἦλθεν εἰς ἀνθρώπους ὁ λόγος οὗτος· ἐξ ὄνου παρακύψεως* (Luc. 613, wo das *ἐξ* auffällig ist), vgl. *unde etiam de prospectu et umbra asini frequens natum est proverbium* (Apul. Met. IX 42). — Dafs eine Schwalbe keinen Sommer macht, scheint auch bei den Griechen bereits volkstümliche Weisheit gewesen zu sein, aus der mit ersichtlicher Mühe ein Jünger der Rhetoren die Geschichte vom *νέος ἄσωτος* herausarbeitete. Dieser trug den Winterchiton ins Leihhaus, sobald er den ersten Sommerboten erblickt hatte. Als er dann vor Frost zitternd am Strande die Schwalbe tot daliegen sah, brach er in die Worte aus: *ὦ χελιδόνιον, σὺ καὶ σὲ καὶ ἐμὲ ἀπώλεσας* (Babr. 131 H. 304). Vielleicht gehört unter diese Kategorie auch die umständliche Erzählung vom *παρακαταθήκας εἰληφὼς καὶ Ὅρκος* (H. 354), die der volkstümlichen Anschauung Ausdruck geben soll, dafs auch den flüchtigsten Verbrecher die hinkende Strafe ereilt.[1])

Für einen derartigen Betrieb sind weitverbreitete Handbücher eine notwendige Voraussetzung. Schon das mehrfach erwähnte Verfahren, aus einer bekannten Fabel durch leichte Abänderungen, Hineinflechten anderer, ebenfalls altbewährter Motive u. s. w. neue zu bilden, macht die Existenz von Buchtexten wahrscheinlich. Aber wir sind auch in der Lage, die Richtigkeit dieser Annahme strikt zu beweisen. Es kommt nämlich der merkwürdige Fall vor, dafs von einer Fabel sich verschiedene Varianten finden, die sich nur als auseinandergehende Heilungsversuche einer in der gemeinsamen Quelle — dem

[1]) Vgl. Hesiod, Op. 219 Rz.: *αὐτίκα γὰρ τρέχει ὅρκος ἅμα σκολιῇσι δίκῃσι* (cf. Theog. 231 f.). Buttmann, Lexilogus II 55.



Digitized by Google

Handbuch — verstümmelt überlieferten Fabel erklären lassen. So ist bei H. 257 (*λέων, ἀλώπηξ καὶ μῦς*) eine 'Fabel' der Nachwelt aufbewahrt, die so sinnlos ist, dafs man sie auch dem thörichtesten Rhetorenschüler nicht zutrauen mag. Eine Maus huscht über den schlafenden Löwen dahin, so dafs dieser erwacht und wild um sich blickt. Der Fuchs verhöhnt ihn, er aber erwidert: *οὐ τὸν μῦν ἐφοβήθην, ἀλλὰ τὴν κακὴν ὁδὸν καὶ τὴν συνήθειαν ἀνατρέπω.* So die Vulgata (H. 257b), die selbst den Abschreibern dunkel blieb, so dafs es in einigen Handschriften kurz, aber kaum verständlicher heifst: *ἀλλὰ τὴν πεῖραν.* Die Bearbeiter der im Augustanus und Casinensis vorliegenden Sammlungen verfuhren radikaler. Dort (H. 257) heifst es: *ἀλλὰ κατὰ τῆς γνώμης αὐτοῦ τὴν ὁρμὴν ἔχω* (*ὀργὴν* Cas., aber vgl. Tzetzes: *οὐ μῦν φοβοῦμαι, ⟨φιλτάτη,⟩ τὴν δὲ ὁρμὴν ἐκτρέπω*). Aber all das ist überflüssige Mühe, da der ganze Unsinn nur die Nachwirkung einer korrupten Stelle in der gemeinsamen Grundlage ist, die auch in den Babriustext eine doppelte Fassung hat eindringen lassen. Während der Athous dort einen der oben mitgeteilten Vulgata nahe stehenden Text bietet, ist das Richtige bei Suidas überliefert: *χαίτην δ' ἔμελλε τὴν ἐμὴν καταισχύνειν* (= *καταχέζειν*, vgl. Crusius zu Babr. 82, 8), so dafs also der König der Tiere seine Furcht mit einer derben, aber glücklichen Wendung bemäntelte. Die Fabel 257, 257b aber ist aus unseren Sammlungen zu tilgen.[1]

Ähnlich liegt die Sache bei der Fabel vom Frosch als Arzt (H. 78). In der, wie wir erst durch Crusius' Ausgabe erfahren haben, nach Ausweis des Athous auch von Babrius (120) befolgten Fassung benutzt der Fuchs die leichenblasse Farbe des angeblichen Heilkünstlers zu einem Angriff auf dessen Fähigkeiten: *πῶς . . . ἄλλον ἰήσῃ, ὃς σαυτὸν οὕτως χλωρὸν ὄντα οὐ σώζεις*; dieselbe Fassung kannten Aphthonius: *ἀλώπηξ τὸ ψεῦδος ἀπὸ τοῦ χρώματος ἤλεγχεν* und der ganz von Babrius abhängige Avian: *pallida caeruleus cui notet ora color.* Dafs aber auch hier in der gemeinsamen Quelle die Lesart schwankte, beweisen die Sammlungen des Casinensis und der Accursiana. Im Cas. nämlich wird dem Frosch wenig passend sein Hinken vorgeworfen (*σαυτὸν χωλὸν ὄντα μὴ θεραπεύεις*), die Accursiana aber, die sich auch hier als letztes Glied der Prosaversionen erweist, hilft diesem Mifsstand dadurch ab, dafs sie *χωλός* beibehält, aber an Stelle des Frosches einen unbehilflichen Wurm (*σκώληξ*) zum Träger der Handlung macht — womit freilich auch die Spitze der Erzählung, die sich gegen den grofsmäuligen Schreier richtete, rettungslos verloren geht.

Die Existenz dieser Handbücher läfst sich weiter aber auch aus der Litteratur beweisen. Wenn wir zu verschiedenen Zeiten den gleichen Kreis von Fabeln mit nur geringfügigen Abweichungen in der Ausführung wiederfinden, so ist der Schlufs geboten, dafs hier eine gemeinsame Quelle dieser Art zu Grunde liegt. Dafs dieser Fall bei Phädrus und Plutarch vorliegt, die

---

[1]) Interessant ist, dafs die Babrius- und 'Äsop'versionen sich scharf scheiden: Babr., par. Bodl., Neveletana, Ignatius (*ὁδός*) auf der einen, Augustanus, Casinensis, Tzetzes (*ὁρμή*) auf der anderen Seite.

Digitized by Google

eine Reihe von Fabeln ziemlich gleichlautend erzählen, ist schon lange bemerkt worden.[1])

Weiter sind in der römisch-griechischen Sprachlehre des Pseudo-Dositheus Fabeln in beiden Sprachen mitgeteilt, wobei die lateinischen in der Auswahl und im Text zum Teil mit der unter dem Namen des Romulus gehenden Prosaauflösung des Phädrus stark übereinstimmen.[2]) Auch für die griechischen Texte des Ps.-Dositheus läfst sich jetzt die Vorlage genauer bestimmen. In Palmyra sind Wachstafeln gefunden worden, auf denen ein des Griechischen offenbar nur wenig kundiger Syrerknabe griechische Fabeln, wie es scheint nach dem Diktat eines etwas ungeduldigen Lehrers, niedergeschrieben hat. Der Text derselben stimmt so auffällig zu dem der gleichen Fabeln bei Ps.-Dositheus, dafs auch hier offenbar das gleiche Handbuch zu Grunde gelegen hat.[3])

Dergleichen Handbücher sind in der Litteratur ja auch nicht ohne Parallele. Wie für den Elegiker Cornelius Gallus Parthenius die *παθήματα ἐρωτικά* zusammenstellte, scheinen auch für den Novellenschreiber ähnliche Stoffsammlungen bestanden zu haben. Darauf weisen die Eingangsworte von Apuleius' Metamorphosen: *Tibi . . . varias fabulas conseram.*[4]) Ähnliches läfst sich für Lucian erschliefsen, der überhaupt in hervorragendem Mafse mit der Fabellitteratur vertraut ist. In seinen Schriften findet sich eine überraschend grofse Zahl aus den Sammlungen der Aesopica bekannter Erzählungen, die teils unverändert übernommen, teils leicht umgearbeitet sind. Er, der für das Wirkungsvolle schlicht vorgetragener **μῦθοι** ein feines Verständnis besitzt[5]), kann auch als der Erfinder einer neuen Kunstgattung auf diesem Gebiet bezeichnet werden: ist doch der ganze *Διόνυσος* (III 125—129 Jacob.) nichts als ein kunstgerecht durchgeführter *μῦθος* vom gottbegnadeten und vom gemeinen Zecher. Der Abschlufs lautet: *μὰ τὸν Δί' οὐκ ἂν ἔτι ἐπαγάγοιμι τὸ ἐπιμύθιον·*[6]) *ὁρᾶτε γὰρ ἤδη καθ' ὅτι τῷ μύθῳ ἔοικα. ὥστε ἢν μέν τι παραπαίωμεν, ἡ μέθη αἰτία, εἰ δὲ πινυτὰ δόξειε τὰ λεγόμενα, ὁ Σειληνὸς ἄρα ἦν ἵλεως.* Viel ist sicher auch sonst bei ihm Produkt der eigenen Phantasie. Aber für all die Freundschaftsmärchen des Toxaris, all die Spukgeschichten des Philopseudes, die verschiedenen Variationen des Wunschmärchens im Navigium u. a. m. wird er sich wohl ebenso bereitstehender Sammlungen bedient haben, wie in den Hetärenbriefen, wo manches novellistische Motiv verwendet ist, das auch bei Alciphron und Aristaenetus wiederkehrt.

---

[1]) Crusius, Rh. Mus. XXXIX 605; J. Denis, De la fable dans l'antiquité classique. Caen 1883, p. 49—51.

[2]) Überhaupt hängen die uns erhaltenen griechischen Fabelsammlungen mit den römischen des Phädrus, Avianus, Romulus u. s. w. durch die mannigfachsten Fäden zusammen.

[3]) Vgl. meine 'Untersuchungen zur Überlieferung der äsopischen Fabeln' S. 299; Crusius, Babr. S. 3.

[4]) Crusius, Philol. XLVII 448.

[5]) Vgl. den oben (S. 315) angeführten Mythos vom Reiter auf dem rasenden Pferde.

[6]) Vgl. auch Scytha 868: *βούλεσθε οὖν ἤδη ἐπαγάγω τῷ μύθῳ τὸ τέλος, ὡς μὴ ἀκέφαλος περινοστοίη;*

Ob und wie nun diese Stoffsammlungen für den Dichter und Novellisten mit den Volksbüchern und den Handbüchern für Rhetorenschulen, deren Spuren im vorhergehenden verfolgt wurden, zusammenhängen, ist schwer zu sagen. Schöpfungen der lebendigen volkstümlichen Lust am Fabulieren, die in Griechenland von jeher heimisch war, kreuzen sich hier wunderlich mit den schalen Produkten einer alternden Rhetorik. Diese Verhältnisse zuerst richtig erkannt zu haben, ist eines der Verdienste des grofsen Meisters, um den heute die Philologie trauert, Erwin Rohdes. Denn auf sein wunderbar abgerundetes, nie versagendes Werk vom griechischen Roman und den bei aller Knappheit die gesamte Entwickelung scharf und sicher skizzierenden Vortrag über die griechische Novellendichtung sind die wesentlichsten Anregungen zu den Studien zurückzuführen, von denen hier ein Bild zu entwerfen versucht wurde.

Digitized by Google

ITALIENISCHE FUNDBERICHTE.[1]

Von Hans Graeven.

Auf dem griechischen Festland und auf den griechischen Inseln, ebenso an den Küsten Kleinasiens sind seit Jahrzehnten alle grofsen Nationen, die als Trägerinnen der modernen Kultur gelten dürfen, in edlem Wettstreit bemüht, dem Schofs der Erde die Zeugen ihrer grofsen Vergangenheit zu entreifsen, die Überreste der klassischen Kunst ans Licht zu ziehen. Auch die Italiener haben sich an diesen Bestrebungen beteiligt; ihnen danken wir die Auffindung der wichtigen Inschrift[2]), welche das Stadtrecht von Gortyn enthält, die Untersuchung des dortigen Apollotempels und der Zeusgrotte am Ida.[3]) In Italien selbst ist es indessen dem Fremden versagt, den Spaten anzusetzen. Als vor zwei Jahren ein Mitglied der École française de Rome in der Tenuta Conca den Tempel der Mater Matuta, das Heiligtum der alten Volskerstadt Satricum, entdeckt hatte und ihn blofszulegen begann[4]), wurden die Arbeiten von der Regierung sistiert, die dann selbst die Ausgrabung fortsetzte. Wenige Monate später beabsichtigte der Direktor der neugegründeten amerikanischen Schule in Rom zur genaueren Erforschung Norbas einige der Ruinen von dem Schutt, der sie teilweise verdeckte, zu befreien[5]), ihm wurde die Erlaubnis dazu verweigert. Den Ruhm, die Altertümer ihres Landes aufzudecken, wollen die modernen Italiener mit niemandem teilen. Man mufs gestehen, dafs die von ihnen veranstalteten Ausgrabungen in vorzüglicher Weise ausgeführt werden, die Untersuchungen der Pfahlbauniederlassungen in Norditalien, der Nekropolen

---

[1]) Die archäologischen Funde in Italien werden in ausgezeichneter Weise bekannt gemacht durch verschiedene periodische Publikationen, deren Organisation geschildert ist durch v. Duhn, Neue Heidelberger Jahrbb. VI 1896 S. 21. Es sind vor allem die Notizie degli scavi und das Bulletino di paletnologia italiana. Dazu treten die Monumenti antichi pubbl. dall' Accademia dei Lincei, Atti della Reale Accademia di Napoli, das Bulletino della commissione archeol. comunale di Roma. Aus den Fundberichten, die im Jahrgang 1897 der betreffenden Organe niedergelegt sind, ist im folgenden das Wichtige ausgezogen.

[2]) S. die Publikation in den Monumenti antichi pubblicati per cura della R. Accademia dei Lincei III 1893.

[3]) S. Monumenti etc. I 1890 S. 1 und Museo italiano di antichità classica II 1888 S. 689 ff.

[4]) S. École française de Rome, Mélanges d'archéol. et d'histoire XVI 1896 S. 131 ff. Der Tempel lag nicht innerhalb der Stadt, deren Platz noch nicht mit Sicherheit festgestellt ist, sondern isoliert auf einem Hügel. Die aufgedeckten Grundmauern zeigen, dafs der alte Tempel zweimal erneuert ward, jeder Neubau hatte eine etwas veränderte und vergröfserte Gestalt. Zahlreiche Reste der Terrakotten, welche die Tempel zierten, und eine Fülle von Weihgeschenken aus Thon, Bronze und Bernstein ward gefunden.

[5]) S. American journal of archaeology II series I 1897 S. 59 ff.

Digitized by Google

in Sizilien können als musterhaft gelten[1]; aber die Mittel sind beschränkt, an vielen Orten, wo ergiebiges Material zur Erweiterung unserer Kenntnis des italischen Altertums zu erwarten ist, wird es lange, vielleicht für immer begraben bleiben.

Wie unendlich reich der italienische Boden ist, davon zeugen Jahr für Jahr die zufälligen Funde sowie jeder noch so bescheidene Tastversuch, der vorgenommen wird. Die Direktion der Museen und Ausgrabungen in Neapel, die eine systematische Erforschung der südlichen Provinzen anstrebt, hatte im vorletzten Sommer einen jungen Archäologen zu einer kurzen Rekognoszierungsreise ausgesandt; auf verhältnismäfsig kleinem Gebiet, im Norden des alten Lucaniens, konnte er nicht weniger als ein halbes Dutzend pelasgischer Mauerringe besuchen, die teilweise noch gänzlich unbekannt waren. Drei derselben lassen sich identifizieren mit lucanischen Städten, die in der litterarischen Überlieferung vorkommen. Numistro und Blanda werden in der Geschichte des zweiten punischen Krieges erwähnt; bei dem ersteren, in der Nähe des heutigen Muro, fand 210 eine unentschiedene Schlacht zwischen Marcellus und Hannibal statt (Liv. XXVII 2); Blanda, unfern der Küste im Gebiet des heutigen Tortora, gehörte zu den Städten, die mit den Karthagern ein Bündnis eingegangen waren und 214 von Q. Fabius zurückerobert wurden (Liv. XXIV 20). Consilinum, das man auf einer Höhe unweit Padulas wiedergefunden hat, nennt Cassiodor in einem Briefe als civitas antiquissima (Var. VIII 33). Gerade von dem nächst Numistro bedeutendsten Mauerringe wissen wir nicht, welche antike Stadt er umgab. An ihrem Platze liegt der kleine moderne Ort Àtena, er nimmt nur den höchsten Punkt eines zweigipfeligen Hügels ein, sein Vorgänger umfafste beide Gipfel, deren jeder eine Akropolis bildete. Die Anlage entspricht hochaltertümlichen vorhellenischen Gründungen auf Kreta, z. B. bei Gulàs und Kani Kastelli. Die Befestigung der lucanischen Städte besteht aus zwei Parallelmauern von unregelmäfsigen grofsen Blöcken, die ohne Mörtel aufeinandergefügt sind. Ihre Höhe ist nicht mehr festzustellen, da nie mehr als zwei oder drei Steinschichten erhalten sind; der etwa 3 m breite Zwischenraum der beiden Mauern war mit kleinerem Geröll ausgefüllt. Die Akropolen hatten ihre eigenen Ringe, zu deren Herstellung aber minder schwere Steine verwandt sind.

Von den Menschen, die vor den Erbauern der Burgen jene Gegend bewohnten, erzählen uns zahlreiche dort befindliche Höhlen, in deren einer nunmehr auch bei einer Versuchsgrabung Steinwaffen zu Tage gekommen sind. Die Fortsetzung der Ausgrabungen einer Terramare nahe bei Forlì hat ebenfalls die dortige Sammlung von Steingeräten bereichert, und Einzelfunde dieser Erzeugnisse einer primitiven Kultur sind in verschiedenen Teilen Oberitaliens gemacht worden. Minen, in denen das Material für Steinwerkzeuge gewonnen wurde, hat man in Sicilien aufgespürt. Nahe bei Ragusa liegt ein Kalkhügel Montetabuto, in dessen Flanken niedrige, aber geräumige Kammern unregel-

[1] S. F. v. Duhn, Neue Heidelberger Jahrbb. VI 1896 S. 19 ff.: Über die archäologische Durchforschung Italiens innerhalb der letzten acht Jahre (1887—1895).

Digitized by Google

mäfsiger Form ausgehöhlt sind, um von ihnen aus Gänge ins Innere des Berges zu treiben. Sie haben eine Länge von 15—40 m, sind aufserordentlich eng und erweitern sich nur da, wo in der Kalkschicht die für Waffen brauchbaren Steinarten häufiger sind. Basaltbeile, deren einige in den Grotten aufgelesen wurden, bildeten die Werkzeuge, mit denen die alten Siculer ihren mühsamen Bergbau betrieben.

Aus dem Lande der Aequer wird uns von neuentdeckten polygonalen Bauten berichtet. Auf einem Hügel oberhalb des alten Nersae, dessen Lage im Gebiet von Civitella Salto durch Inschriftenfunde festgestellt war, sind die Reste einer polygonalen Ringmauer verhältnismäfsig wohlerhalten und hatten bereits die Aufmerksamkeit älterer Archäologen auf sich gezogen. Sie umschliefsen ein Viereck, dessen Seiten annähernd 90 m lang sind. Die Südseite zeigt einige Stücke der Mauer in der ursprünglichen Höhe von 5 m, neun Reihen von Blöcken lagern hier übereinander. Die Vorderseite derselben ist geglättet, und die unregelmäfsigen Kanten sind wohl aneinandergepafst, so dafs die Mauer sich vergleichen läfst mit der viel bewunderten Befestigung Alatris im Hernikerland. An der Ostecke der Südmauer sind auf einem Stein zwei einander zugekehrte Phalli ausgemeifselt, ein oft verwandtes Apotropaion. Wenige km von diesem Ringe entfernt liegen die bisher unbeachteten Trümmer einer ähnlichen Konstruktion unter alten Eichen nnd Gestrüpp verborgen.

In geschichtliche Zeit führen uns die Reste einer Mauer, die man in einer Villa bei Porto d'Anzio aufgedeckt hat. Sie besteht aus Schichten regelmäfsiger Quadern, die 0,60 m, d. i. 2 röm. Fufs hoch sind, und wird im VII. oder VI. Jahrhundert zum Schutz der Volskerstadt erbaut sein. Bei Nepi sind ebenfalls Teile der alten Stadtbefestigung blofsgelegt, die im System von Bindern und Läufern errichtet ist gleich der Servianischen Mauer in Rom.

Eine eigenartige Befestigung hat der unermüdliche Orsi, durch dessen fast zwanzigjährige Thätigkeit über die älteste Geschichte Siciliens ungeahntes Licht verbreitet ist, jüngst am Monte Finocchito ausgegraben. An den Hängen des Berges finden sich altsiculische Nekropolen, die gemäfs der Grabanlage und den Beigaben der Toten vom X.—VII. Jh. im Gebrauch gewesen sind; auf dem Gipfel des Berges mufs die dazu gehörige Niederlassung gestanden haben. Derselbe fällt nach drei Seiten steil ab, so dafs er einer künstlichen Befestigung hier nicht bedurfte, um aber den Aufgang zu verteidigen, ist auf dem Isthmus, der die Kuppe mit einem Rücken verbindet, eine Bastion errichtet. Die Konstruktion der Mauer ist ähnlich wie bei den lucanischen Burgen, eigentümlich ist dem sicilischen Bau, dafs aus der geraden Mauerlinie ein gröfserer und ein kleinerer Halbkreis vorragt. Die Festungsmauern der mykenischen Epoche haben nur eckige Türme und Vorsprünge, Anlagen gleich der unsrigen kennen wir erst aus altgriechischer Zeit sowohl im Mutterlande als auch in Sicilien selbst, wo Megara Hyblaea solche bietet. Dadurch wird Orsi zu dem scharfsinnigen Schlusse geführt, dafs die alten Bewohner des Monte Finocchito die Befestigungskunst, die sie bei den Griechen kennen gelernt hatten, angewandt haben beim Bau jener Bastion, als sie sich gegen die von der Küste ins Innere

Digitized by Google

vordrängenden Hellenen verteidigen mufsten. Sie haben sich ihrer nicht zu erwehren gewufst. Da die Reihe der Grabfunde mit denen, die der ersten Hälfte des VII. Jh. angehören, abreifst, ist es sicher, dafs die Niederlassung damals zu Grunde gegangen ist, und zwar ist aufser der Bastion keine Spur von ihr geblieben.

Reste einer noch älteren siculischen Siedelung wurden dagegen von Rizzo, einem Schüler Orsis, in der Agrigentiner Gegend aufgefunden. Ungefähr 3½ km vom Meer entfernt auf den Hügeln von Cannatello zwischen dem gleichnamigen Flusse und dem Fiume di Naro wurde ein Terrain von etwa 100 qm zur Bepflanzung von Gräben durchfurcht, die etwa 0,70 m breit und 1,40 m von einander entfernt waren. Die ausgehobene und auf die Stege geworfene Erde zeigte an vielen Punkten schwarze Flecke und war hier mit Tierknochen, Kohle und Scherben durchsetzt. An den betreffenden Stellen der Gräben lag eine mindestens 0,50 m tiefe gleiche Schicht. Rizzo mafs in zwei Parallelgräben die korrespondierenden Flecke, in einem waren sie 2,85 m, im andern 1,60 m lang. Da sie bei der kurzen Entfernung der Gräben nicht als Reste zweier Hütten angesehen werden können, mufs man entweder auf Trapezform der Hütten schliefsen oder annehmen, dafs die Flecke Kreissegmente sind mit ungleichem Abstande vom Mittelpunkte. Dafs die Hütten kreisförmig waren, wird durch eine andere Überlegung wahrscheinlich. Die Gräber pflegen ein Abbild der Häuser zu sein, welche die Toten während ihres Erdendaseins bewohnten, unsere Niederlassung aber gehört nach ihren Thongefäfsen und Bronzen, die, wie mitgefundene Giefsformen beweisen, teilweise an Ort und Stelle entstanden sind, der zweiten siculischen Periode an; in dieser waren die Gräber backofenförmig.[1])

Nicht alle siculischen Niederlassungen teilten das Geschick der Schwestern am Monte Finocchito und auf den Hügeln Cannatellos, deren Bewohner einstmals vernichtet oder vertrieben worden sind; andere siculische Orte hielten sich, wurden aber allmählich gräcisiert. Die Stadt *Νέαιτον* (Netum) z. B., die an Stelle des 1693 durch Erdbeben zerstörten Noto Vecchio lag, war eine alte siculische Gründung. Diese Annahme der Historiker hat jetzt durch Orsis Erforschung der Nekropolen ihre Bestätigung gefunden. Die Anlage der griechischen Stadt oder gar die ihrer Vorgängerin zu untersuchen, wird durch die darüber gelagerten Ruinen der mittelalterlichen Stadt unmöglich gemacht.

Besser steht es um eine untergegangene Stadt Umbriens, von der wir gelegentlich dort gefundener Thonreliefs hören (s. u. S. 334). Sie lag halbwegs an der Strafse von Sassoferrato nach Arcevia auf einem Hügel, dessen Name Civitá Alba die Erinnerung an eine ehemalige Stadt bewahrt. Die litterarische Überlieferung zwar weifs von keiner Stadt Alba in jener Gegend, doch war dieser Name für Städte, die auf dem Berge schimmerten, sehr gebräuchlich. Gerade die Lage auf einem Berge zusammen mit etlichen Einzelfunden beweisen, dafs die Stadt keine römische Gründung war, sondern schon bestand,

[1]) Vgl. Holm, Aus dem klassischen Süden, oben S. 131.

Digitized by Google

als die Römer 295 bei Sentinum die vereinigten Samniten und Gallier besiegten und jenes Gebiet zu kolonisieren begannen. Ihre Gründungen sind in die Ebene gerückt. Unbekannt ist, wie lange die Stadt auf Cività Alba bewohnt blieb; erst systematische Ausgrabungen, die seit Jahren geplant sind, aber immer verschoben werden mufsten, können hier Licht bringen. Der Lauf der Stadtmauer, die aus grofsen Kieseln und Travertinquadern besteht, läfst sich vollständig feststellen; deutlich erkennbar ist eine Akropolis mit besonderem festem Mauerringe. Bei Feldarbeiten ward einmal ein langes Stück Strafse freigelegt, gepflastert mit denselben Kieseln, die in die Mauern verbaut sind; ein andermal kam eine Wasserrinne zum Vorschein und ein Töpferofen gleich den zu Heddernheim und Nocera entdeckten. Man stiefs auch auf Mosaikfufsböden und auf bemalte Hauswände, die noch bis zur Höhe von 0,50 m aufrecht stehen. Die Häuser, von denen eine Probe durch Versuchsgrabungen freigelegt wurde, zeigen den Pompejanischen Typus.

In Pompeji ist, seit das schöne Haus der Vettier von seiner Schuttdecke befreit wurde, in dessen Nachbarschaft weitergegraben worden, ohne dafs Wichtiges dort gefunden wäre. Die glücklichen Finder der antiken Villa in Boscoreale, welche den reichen nach Paris verkauften Silberschatz spendete, haben auf einem ihnen gehörigen Landgut eine zweite Villa rustica freigelegt, so dafs wir über derartige Anlagen jetzt gut unterrichtet sind. Mauerreste und Mosaiken[1]) von römischen Bauten sind an manchen Orten zu Tage getreten, besonders zahlreich in der Nähe Roms. Die Umgebung der Hauptstadt war in der üppigen Kaiserzeit mit Landhäusern besät; Trümmer von solchen und mannigfache Reste ihres Skulpturenschmuckes sind in Castel Gandolfo, am Monte Cavo, in Frascati und Montecellio dem Boden entstiegen.

Da die Wohnungen der Lebenden der Zerstörung und dem Verfall weit mehr ausgesetzt waren, als die der Toten, sind diese oftmals die einzigen Überbleibsel von den Bewohnern einer Gegend. Auf den Hügeln zwischen dem trasimenischen See und dem von Chiusi z. B. mufs eine Reihe etruskischer Ortschaften gelegen haben, die im Sullanischen Kriege zerstört sind; von wenigen nur sind Trümmer erhalten, und diese äufserst dürftig, aber von Zeit zu Zeit stöfst der Landmann auf wohlerhaltene Grabkammern. Drei derselben wurden jüngst etwa 4 km vom trasimenischen See im Gebiet der Badia di S. Cristoforo geöffnet. Ein langer in den Tuff gehauener Gang bildet den Zugang; längs der Kammerwände sind Nischen angebracht, jede mit einem Ziegel verschlossen, der des Toten Namen trägt. Die Asche ruht entweder in einem

[1]) Über ein Mosaik, das bei Torre Annunziata gefunden ist, wird unten ausführlicher gehandelt werden. Seit der Auffindung des Silberschatzes von Boscoreale, der von Rothschild mit einer halben Million bezahlt wurde, sind viele Grundbesitzer der Umgegend um die Erlaubnis eingekommen, Ausgrabungen auf ihrem Grund und Boden zu machen. Nur die Signora Masucci d'Aquino hat einen nennenswerten Erfolg erzielt; auf ihrem Besitztum fand sich unter den Trümmern eines antiken Hauses das Mosaik, das sogleich, da die Neapler Archäologen seine Bedeutung erkannten, um 50000 Lire für das Neapler Museum angekauft ward.

Digitized by Google

henkellosen bauchigen Gefäfse oder in einer viereckigen Thonciste, auf deren Deckel eine in den Totenmantel gehüllte Figur lagert. Die vierzehn Urnen dieser Art zeigen auf der Vorderseite ein Relief; fünfmal ist der Brudermord des Eteokles und Polyneikes wiederholt, neunmal sehen wir einen mit der Pflugschar bewaffneten Mann im Kampf mit gerüsteten Kriegern. Dieselbe Darstellung kommt sehr häufig vor, und man deutete früher die Hauptfigur als Echetlos, der in der Schlacht von Marathon die Pflugschar als Waffe benutzt haben soll; jetzt hat man die wahrscheinlichere Deutung aufgestellt, dafs es Kadmos ist, der die aufgegangene Saat der Drachenzähne vernichtet. Neben einer dieser Urnen lag innerhalb der geschlossenen Nische ein römischer semis mit dem Jupiterkopf und einem Schiffsvorderteil, dadurch wird als die Zeit des Grabes die erste Hälfte des II. Jh. bestimmt. Weit älter mufs das Grab sein, das auf demselben Terrain unter einem künstlichen Hügel verborgen ist. In dessen oberen Schichten hat man Gräber Hadrianischer Zeit gefunden, auf seinem Gipfel stand eine Sonnenuhr aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert oder aus noch früherer Zeit; sie verrät, dafs sich hier ein Auguraltempelchen befand oder ein ager effatus, auf dem Auspicien veranstaltet wurden. In den Kern des Hügels ist man noch nicht vorgedrungen.

Eine neue siculische Nekropole ward von Orsi bei Licodia Eubea untersucht. Die dortigen Gräber zeigen drei Typen: es giebt rechtwinkelige Kammern mit flacher oder giebelförmiger Decke und mit kleinem Pavillon vor der Thür; daneben kommen rechtwinkelige Brunnenschachte vor mit einer Grabstätte im Boden und mit je einem loculus an der Langseite, der eine ausgestreckte Leiche aufnehmen konnte. Der dritte Typus ist eine Verbindung der beiden anderen: in einem Brunnenschachte mit den loculi öffnet sich an der Schmalseite die Thür einer Kammer mit Totenbetten. Vasen einheimischer Fabrikation mit geometrischen Mustern und griechische Erzeugnisse von der Zeit des korinthischen Stils bis zu der des strengrotfigurigen (VII.—V. Jh.) bilden die Ausstattung. Wir lernen hier zum erstenmale eine Nekropole aus der vierten siculischen Periode kennen, in der sich die Kultur der alten Einwohner mit der der Eindringlinge mischte.

Von den zahllosen übrigen Gräberfunden verdienen nur noch zwei Erwähnung. Bei Palestrina stiefs man in dem Raume, der zwischen der 1876 gefundenen hochaltertümlichen und aufserordentlich reichen tomba Bernardini und einer Gruppe von 92 ärmeren Gräbern später Zeit liegt, auf zwei dicht benachbarte Grabanlagen an der Seite einer antiken Strafse. Von dieser aus wurden kurze Gänge in dem neben der Strafse ansteigenden Terrain ausgehoben, an deren ausgebauchtem Ende die schweren Sarkophage niedergesetzt wurden. Starben später Angehörige des zuerst Beigesetzten, so ward das Grab erweitert, um ihre Särge ebenfalls aufzunehmen, wodurch die Form der Gräber mehr oder minder unregelmäfsig ward. Das eine der neugefundenen enthält vier Särge; zwei, ganz nahe aneinander gerückt, bargen offenbar ein Ehepaar, neben ihnen ruht ein junges Mädchen und ein Kind. In dem zweiten Grabe ward zuerst ein Mann bestattet, dann eine Frau, die in vorgerücktem Lebensalter

Digitized by Google

starb, wie die Knochenbildung und die abgenutzten Zähne erkennen lassen. Bei ihrer Beerdigung haben die Totengräber den Deckel des älteren Sarkophags teilweise zertrümmert, um die Leiche ihrer Beigaben zu berauben. Die viereckigen, schmucklosen Sarkophage aus Peperin haben grofse Dimensionen (der Innenraum ist bis 2,24 m lang, 1 m breit und tief), von den Deckeln ist nur einer giebelförmig, die übrigen sind flach, auf ihnen wurden in mehreren Fällen Kalksteine gefunden. Sie sind in Erinnerung an den alten Brauch, über dem Grabe einen Steinhaufen zu errichten, von den Angehörigen auf den Sarg gelegt, gleich wie bei uns die Leidtragenden eine Hand voll Erde in die Grube zu werfen pflegen. Im Innern zweier Sarkophage fand sich ein Stück aes rude, das in Praenestinischen Gräbern bis zum III. Jh. abwärts oftmals vorkommt. In diese Periode weisen auch die übrigen Beigaben, zumeist campanisches und apulisches Fabrikat. Der Mann, dessen Grab unberührt war, hatte an der rechten Seite eine Lanze, die rechte Hand hielt eine Striegel, eine zweite lag neben der linken Schulter und neben der Linken stand ein Ölgefäfs an Kettchen. Das Kindergrab barg Reste von Spielzeug, die Frauengräber waren am reichsten ausgestattet. Goldplättchen und -fäden rühren vom Besatz der Gewänder her, aus demselben Metall sind Ohr- und Halsschmuck sowie Fingerringe. Zu Häupten der Leichen standen Salbgefäfse aus Thon oder Alabaster, ihre Rechte hielt den Spiegel, zu ihren Füfsen hatten sie verschiedenartiges Thongerät, Arbeitskörbchen und Webegewichte. Neu und ungewöhnlich ist es, dafs neben jedem Schenkel des jungen Mädchens ein aus Thon gefertigtes und bemaltes Ei lag, eine Nachahmung wirklicher Eier, die in etruskischen Gräbern nicht selten sind und als Wegzehrung für den Toten oder als Lustrationsopfer gedacht waren.

In Tarent ward eine Grabkammer der Verborgenheit entrissen, die aus wohlgefügten, aber nicht mit Zement verbundenen Quadern erbaut ist. Den Thürbalken stützte eine ernste dorische Säule, deren altertümliche Form der ersten Hälfte des VI. Jh. angehört. Dem entsprechen die attischen Thongefäfse, welche die Grabkammer enthielt, der Mehrzahl nach Kyliken mit schwarzen Figuren. Die Hauptdarstellung findet sich an der Aufsenseite in einem Streifen unmittelbar unter dem Schalenrande. Ein Wagenrennen, die kalydonische Jagd, der Kampf der Pygmaeen gegen die Kraniche, Achill und Penthesilea sind die Gegenstände der Malereien, ihr Stil ist verwandt mit dem der sogenannten Kleinmeister, die um die Mitte des VI. Jh. blühten. Zwei unserer Gefäfse tragen unter dem Fufse den Namen ihres Verfertigers, eines bisher unbekannten Töpfers, ΑΝΤΙΔΩΡΟϹ. Die Bemalung seiner Produkte scheint er verschiedenen Händen anvertraut zu haben, sie sind unter sich nicht gleichartig und stehen an Feinheit den meisten von den Kleinmeistern signierten Werken nach.

Nicht minder wertvoll als die Beigaben, mit denen die Liebe der Hinterbliebenen die Toten ausstattete, sind für unsere Kenntnis der antiken Kunst die Weihgaben, welche frommer Sinn den Göttern darbrachte. Vier km von dem sicilischen Städtchen Granmichele, das erst nach dem Erdbeben von 1693 gegründet ist, führt ein Hügelkomplex den Namen Terravecchia; einer der Hügel

Digitized by Google

trägt die Trümmer des durch das Erdbeben zerstörten Ortes Occhiolà, aber von der ehemaligen Gräberstadt, welche auf diesem Terrain lag, sind nur zerstreute dürftige Spuren vorhanden. In grofser Zahl sind nur am Abhang des Pojo dell' Aquja Terrakottafiguren ans Licht gekommen, die eine lange Entwickelung repräsentieren, denn die ältesten reichen hoch bis ins VI. Jh. hinauf, die jüngsten stammen aus dem Ende des IV. Jh. Sie sind in verschiedenen künstlichen Grotten aufgefunden, wo sie offenbar geborgen wurden, als das Heiligtum von älteren wertlosen Weihgeschenken befreit werden sollte. Die meisten stellen Frauen dar, sitzend oder stehend, eine Krone oder ein Modius schmückt das Haupt vieler der Gestalten, als Attribute erscheinen in ihren Händen die Fackel, die Mohnblume, der Granatapfel und das Schwein. Dies führt zu der Vermutung, dafs auch an diesem Platze, inmitten einer sehr fruchtbaren Gegend, ein Heiligtum der Demeter und Kora bestand, die in Sicilien besondere Verehrung genossen. Vom Tempel, der den Gipfel des Pojo dell' Aquja eingenommen haben wird, ist indes keine Spur zu entdecken; es ist nicht ausgeschlossen, dafs es nur ein Holzbau gewesen ist.

Überreste von steinernen Tempeln sind an mehreren Orten aufgetaucht. In der Nachbarschaft von Padula, unmittelbar neben der dortigen Certosa, liegen Architekturstücke ionischer Ordnung, die aus dem Kalkstein der Gegend gearbeitet sind und noch unbeeinflufst scheinen von römischer Architektur. Ebenfalls aus Kalkstein sind die Bauglieder eines Tempels, der unterhalb der polygonalen Ringe im Aequerlande (s. oben S. 325) lag, unter ihnen ist ein korinthisches Kapitell. Korinthisch ist auch das gewaltige Marmorkapitell, das auf der Area des kapitolinischen Juppitertempels dem römischen Boden entstieg. Das berühmteste der städtischen Heiligtümer war zuerst unter den Tarquiniern von etruskischen Baumeistern errichtet worden, und bei allen Neubauten hatte der alte Grundplan beibehalten werden müssen; nur durch gröfsere Höhe und gröfsere Kostbarkeit des Materials hatten die Späteren den ursprünglichen Bau überbieten können. Die letzte Erneuerung geschah durch Domitian, nachdem das Werk seines Vaters nach kaum zehnjähriger Dauer in Flammen aufgegangen war. Mächtige Säulen pentelischen Marmors trugen das Gebälk des Neubaus; aus einem Kapitell, das gegen Ende des XVI. Jh. gefunden ward, konnte Flaminio Vacca den Löwen verfertigen, der vom Grofsherzog Toscanas bestellt war und der jetzt an der Loggia dei Lanzi in Florenz die eine Treppenwange schmückt. Das neugefundene Kapitell hat einen Durchmesser von fast 2 m, leider sind die Zierformen desselben sehr zerstört.

Der römische Boden hat ferner den kopf- und armlosen Torso einer kolossalen Minervastatue gespendet, der beim Palazzo Sciarra am Corso begraben lag. Das nächstgelegene antike Bauwerk, dem die mächtige Figur mit Wahrscheinlichkeit zugewiesen werden kann, ist der Tempel der Minerva Chalcidica, dessen Platz die Kirche S. Maria sopra Minerva einnimmt. Nach einer alten Nachricht ist in der Umgebung der Kirche die berühmte Minerva Giustiniani gefunden, die deshalb gewöhnlich als Kultbild des untergegangenen Tempels angesehen wurde. Doch jener Notiz steht eine andere gegenüber, die

Digitized by Google

den Fundort der Giustinianischen Statue in die Nähe der Porta Maggiore verlegt. Gesetzt aber auch, diese Figur stamme aus dem Bereich des alten Tempels, es ist nichts Ungewöhnliches, dafs mehrere Bilder einer Gottheit in ihrem Heiligtum standen, und die kleinen Dimensionen der Giustinianischen Statue, die nur 2 m hoch ist, sprechen entschieden dagegen, dafs sie das Kultbild des gröfsten römischen Minervatempels gewesen ist. Die neuentdeckte Statue, deren Torso 2,83 m mifst, war viel eher dazu geeignet. Sie repräsentiert denselben Typus wie die auch in der Gröfse übereinstimmende Pallas Velletri im Louvre, deren Arbeit aber geringwertiger ist. Beide gehen auf ein attisches Original des V. Jh. zurück, das, wie Münzen wahrscheinlich machen, in Athen aufgestellt war.

In Rom ward auch die Zahl der isolierten Altäre, die in den letzten Jahrhunderten der Republik lokalen Gottheiten errichtet wurden, um ein neues Exemplar vermehrt. Der bekannteste dieser Altäre ist der an der Südwestecke des Palatin stehende, einer Gottheit geweiht, von der es ungewifs war, ob sie eine männliche oder eine weibliche war (SEI DEO SEI DEIVAE). Ein anderer ward dem Gotte Verminus aufgestellt. Welcher Gottheit unser Altar zugeeignet war, wird durch die Inschrift, die an Stelle der ursprünglichen Weihung auf vertiefter Fläche steht, nicht vermeldet, sie nennt nur die Konsuln Nero Claudius Drusus Germanicus und T. Quinctius Crispinus (9 v. Ch.) als diejenigen, welche die Ara restituierten.

Aus andern Teilen Italiens zeugen einige neugefundene Inschriften von der Verehrung des Juppiter Dolichenus, der Matronen, der Bona Dea und der Heroen. Für den Kult der letzteren sind in den Hügel, der die Griechenstadt Netum trug (s. oben S. 326), zwei geräumige Kammern hineingearbeitet mit zahlreichen Nischen, die in Relief oder Malerei die Bilder heroisierter Toter enthielten. Im Tympanon einer Nische ist noch zu lesen ΗΡⲰϹ ΑΓΑΘΟϹ, unter einer anderen ΑΝΤΑΛΛος ΗΡως.

Von neuen Inschriften, die unsere Kenntnis des öffentlichen und privaten Lebens zu erweitern vermögen, ist die älteste auf einem cylinderförmigen Cippus der Gracchischen Ackerverteilung. Solcher Cippen waren bisher sechs bekannt, drei, aus dem Gebiet von Aeclanum stammend, nennen als tresviri a(gris) i(udicandis) a(dsignandis) M. Fulvius Flaccus, C. Gracchus, C. Papirius Carbo. Flaccus und Carbo waren gewählt worden an Stelle der verstorbenen P. Licinius Crassus und Appius Claudius, die zunächst nach des Tiberius Gracchus Tode mit seinem Bruder das Kollegium gebildet hatten. Der jüngst in Àtena entdeckte Stein trägt auf einer Seite des Cylindermantels die Inschrift C · SEMPRONIVS · TI · F · | AP · CLAVDIVS · C · F · | P · LICINIVS · P · F · | III VIR · A · I · A. Dieselben Namen kehren wieder auf den im Gebiet von Capua, Suessula, Consilinum gefundenen Cippen, alle vier müssen daher den Jahren 132 und 131 angehören. Da Consilinum und Àtena dicht benachbart sind, werden die betreffenden Cippen von ein und derselben Vermessung herrühren. Leider ist bei dem stark korrodierten Stein aus Consilinum keine Inschrift auf der Kopffläche erkennbar; ob der Stein aus Suessula, der verschollen ist, dort eine In-

Digitized by Google

schrift trug, ist nicht konstatiert worden; der Stein aus Capua bietet an dieser Stelle: *k(ardo) undecimus d(ecumanus) primus.* Am Stein aus Atena ist auf der Seite des Cylindermantels, die der Hauptinschrift gegenüberliegt, eingegraben: *k(ardo) septimus*; auf der Kopffläche ist in der Mitte ein Kreis, von dem vier gerade Linien in gleichem Abstand dem Rande zulaufen. An eine derselben lehnt sich ein kleiner Halbkreis an, der je nach dem Standpunkt als C oder D aufgefafst werden kann. Die Bedeutung dieses gromatischen Zeichens ist noch nicht ergründet; nur soviel läfst sich mit Sicherheit sagen, dafs im Gegensatz zu den Cippen aus Aeclanum, welche nur die Festsetzung der Grenze zwischen öffentlichem und privatem Eigentum bezeichnen, der Ateneser wie der Capuaner Cippus sich auf die Verteilung des öffentlichen Ackers beziehen, der durch festgelegte cardines und decumani parzelliert ward.

Um eine Scheidung zwischen öffentlichem und privatem Besitz handelte es sich auch bei der Termination der Tiberufer in Rom durch die Censoren M. Valerius Messala und Q. Servilius Isauricus (54 v. Ch.). Von den Cippen, die sie aufstellten zur Bezeichnung der Linie, bis zu welcher das Ufer dem Staate gehörte, sind uns verhältnismäfsig viele erhalten, zu 15 bereits vorhandenen sind jetzt zwei hinzugekommen. Sie standen am linken Tiberufer, etwa dem ersten Meilenstein der Via Flaminia entsprechend, mit der Inschrift dem Flusse zugekehrt, von dessen Rande sie etwa 6 m entfernt waren. Ihre Entfernung von einander betrug 28,50 m, d. i. 100 röm. Fufs.

In Praeneste sind zwei Fragmente aufgetaucht, deren eines zu den am dortigen Forum aufgestellten Konsularfasten gehörte, während das andere vom Kalender des Verrius Flaccus stammt. Es enthält die Angabe, dafs am 1. August zur Erinnerung an die Einnahme Alexandriens gemäfs einem Senatsbeschlufs der Victoria und der Victoria Virgo am Palatin sowie der Spes am Forum Holitorium geopfert werden mufste. Durch eine Inschrift aus Cagliari, die auf die Zeit vom 1. Jan. bis 13. Sept. 83 n. Ch. zu datieren ist, weil Domitian darauf die Titel TRibunicia POTestate II und COnSul VIIII führt, werden wir belehrt, dafs damals Sardinien einen procurator Augusti hatte. Nero hatte 67 die Provinz dem Senat überlassen, und unter Marc Aurel wird sie von Prokonsuln verwaltet; dafs aber in der Zwischenzeit die Insel wieder unter kaiserlicher Verwaltung gestanden hat, war durch eine Inschrift aus Vespasians Regierung wahrscheinlich geworden. Jetzt erhalten wir dafür eine Bestätigung. In Sardinien ward ferner ein Ehrendekret der Sulcitaner für Hadrian vom Jahre 118 aus der Erde gezogen und bildet ein neues Zeugnis für die Lage des alten Sulci beim heutigen S. Antioco.

Einer Inschrift des III. nachchristlichen Jh., die am Golf von Bajae ans Licht kam, danken wir die Aufklärung einer bisher dunklen Stelle in Ciceros Briefen. M. Caelius Rufus schreibt dem Freunde gegen Ende Mai 51 (Ep. ad fam. VIII 1, 4): *Te a. d. VIIII K. Iun. subrostrani — quod illorum capiti sit — dissiparant perisse: urbe ac foro toto maximus rumor fuit te a Q. Pompeio in itinere occisum. Ego qui scirem Q. Pompeium Baulis embaeneticam facere et usque eo, ut ego misererer eius, esurire, non sum commotus.* Statt der Lesart

Digitized by Google

des Laurent. 49, 9 (M) *baulis embaeneticam* steht im Paris. 17812 (R) *baulisem beneticam*, im Harleian. 2773 (G) *bauli seni beneticam*, leichte Korruptelen des im Laur. Überlieferten. Da das Wort *embaeneticam* nirgends anderswo vorkommt und sein Sinn nicht ergründet werden konnte, haben verschiedene Kritiker zu ändern gesucht; der letzte Herausgeber, Mendelssohn, setzte ein Kreuz an die Stelle und bemerkte: 'Mihi — idemque veteres quidam editores senserunt — Pompeius necessitate eo adductus videtur esse ut ei sordidum opificium aliquod vitae sustentandae causa Baulis exercendum esset, vocabulum tamen quod placeat non reperio.' Das überlieferte Wort, das nur einer ganz kleinen Korrektur bedarf, giebt den geforderten Sinn, wie die folgende Inschrift zeigt: D · M | L › CAECILIO DIOSCORO | CVRATORI AVGVSTALIVM | CVMANOR › PERPETVO › | ITEMQVE › AVGVSTALI | DUPL · PVTEOLANOR · | ET CVRATORI PERPET › | EMBAENITARIORVM › | III PISCINIENSIVM › | VIXIT ANNIS › LXXIII · MVIII › | CAECILIVS HERMIAS › PATRONO › B › M › F › In der dritten Zeile von unten ist das Zeichen III wahrscheinlich aufzulösen als *trierum*; das Wort *embaenitarii* ist abgeleitet von ἐμβαινίζειν und wird hier gebraucht zur speziellen Bezeichnung der Schiffer, die in den Piscinen thätig waren. Sogliano, der die Inschrift herausgegeben hat, erinnert an den Gebrauch des italienischen *gondoliere*, das nicht allgemein den Barkenführer bezeichnet, sondern nur den Barkenführer in den Lagunen. Das Handwerk der *embaenitarii* hieſs offenbar *embaenitica*, und *embaeniticam facere* ist daher an der Cicerostelle zu schreiben statt des überlieferten *embaeneticam*, das nur erklärt werden könnte als Ableitung von ἐμβαίνω durch falsche Analogiebildung nach παραινετικός, ἐμπορητικός. Die Piscinen des Golfs von Bajae waren hochberühmt; zwar die groſsartigsten gehören erst der Kaiserzeit an, wie das Stagnum Neronis und die Schöpfungen des Alexander Severus, aber auch in der Ciceronianischen Epoche fehlte es dort nicht an derartigen Anlagen. Vom Redner Q. Hortensius erzählt Plinius, Nat. hist. IX 81: *Apud Baulos in parte Baiana piscinam habuit . . . in qua muraenam adeo dilexit, ut exanimatam flesse credatur*, und Varro, De re rust. III 17, 5 hebt hervor, daſs die Piscinen des Hortensius *magna pecunia* erbaut worden seien. Vielleicht war es gerade des Hortensius Fischteich bei Bauli, wo Q. Pompeius dem elenden Lebenserwerb nachgehen muſste, der selbst das Mitleid seines ehemaligen Anklägers erregte.

Die Zahl der plastischen Werke, welche letzthin in Italien gefunden worden sind, ist nicht erheblich. Den Minervatorso aus Rom haben wir bereits kennen gelernt (S. 330), die Skulpturen aus den oben erwähnten Villen (S. 327) sind dekorative Dutzendware. In Tarent ward der Torso eines ruhenden Herakles ausgegraben, der interessant ist als neue Replik einer Statue des jüngeren Skopas. Die Zeit dieses Bildhauers ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt, sein Werk aber kennen wir aus einer Reihe von Nachahmungen, unter denen bisher nur eine Rundfigur war. Ein Relief des den Stier bändigenden Herakles, zu Tramutola in einem Treppenhause eingemauert, soll der Stätte des alten Grumentum entstammen und ist in einem Sandstein der dortigen Gegend ge-

arbeitet. Der Stier strebt nach rechts zu entspringen, Herakles aber hat mit der Linken das eine Horn desselben gepackt und greift mit der Rechten in das Fell seines Halses; das Kompositionsschema ist dasselbe wie auf einer Metope des Theseions in Athen, doch ist deren Darstellung freier und bewegter. In dem lucanischen Relief erinnert die Bildung des Stieres ganz an archaische Bildwerke, der menschliche Körper aber weist trotz einiger Fehler, die der Ungeschicklichkeit des lokalen Künstlers zuzuschreiben sind, auf eine Zeit, die vollständige Kenntnis der Anatomie besafs; die Stellung der Beine — das eine, im Profil gesehen, steht fest auf dem Boden, das andere in Vorderansicht ist gehoben — ist von der Art, wie sie auf attischen Vasen vom Ende des V. Jh., auf süditalischen des IV. Jh. begegnet. Bei der grofsen Seltenheit lokaler Skulpturen der süditalischen Binnenlandschaften ist dies Relief nicht unwichtig, weil es uns in charakteristischer Weise das Ringen der eingeborenen Künstler mit den Leistungen der griechischen Plastik vor Augen stellt.

Der unzweifelhaft wertvollste Fund der letzten Zeit ist ebenfalls ein Erzeugnis einer einheimischen Kunst, das in der Stadtruine auf dem Hügel Cività Alba (S. 326) zum Vorschein kam. Ein Landmann, der einen Graben zur Anpflanzung von Obstbäumen und Weinstöcken zog, entdeckte in der Tiefe von 1 m auf einem etwa 4 m langen Raum vereint die Bruchstücke zahlreicher Terrakotten, teilweise in einer Reihe liegend, teilweise übereinander geschichtet. Die Ordnung und Zusammensetzung der Fragmente ergab mehr als zwanzig Figuren, einige völlig frei gearbeitet, der Mehrzahl nach an einen Reliefgrund angelehnt. Sie lassen sich in zwei Serien sondern; die eine umfafst Figuren von 0,65 m Höhe, die alle dem bakchischen Kreise angehören, die andere bietet Gestalten einer Gallierschlacht von 0,45 m Höhe. Die ersteren bildeten drei gesonderte Gruppen. Diejenige, die sich am vollständigsten rekonstruieren liefs, stellt die Auffindung der Ariadne durch den Thiasos in ähnlicher Komposition dar, wie wir sie von Sarkophagreliefs, campanischen Wandmalereien und Mosaiks her kennen. Die verlassene Geliebte des Theseus schlummert am Boden ausgestreckt, die Rechte aufs Haupt gelegt; ein Satyr, der von links herbeieilt, hebt das Gewand der Schlafenden empor, so dafs der schöne Oberkörper derselben entblöfst wird. Hinter Ariadne ragt eine ruhig stehende weibliche Gestalt auf, die Linke auf die Hüfte stützend; sie ist fast nackt, nur fällt ihr von der linken Schulter ein Gewand herab, das zwischen die Beine geklemmt ist. Dadurch gleicht sie vollständig der Venus auf zahlreichen etruskischen Aschenurnen, wo die Göttin bei der Wiedererkennung des Paris durch seine Eltern zugegen ist; den Namen Venus dürfen wir daher auch unserer Terrakottafigur beilegen. Rechts von ihr werden zwei von rechts kommende Satyrn sichtbar, die ihr Erstaunen über die Schönheit Ariadnes ausdrücken und andere Begleiter herbeirufen.

Der ersten Gruppe entsprach in vollständiger Symmetrie die Auffindung einer Nymphe, von der indes nur zwei Figuren bisher zusammengesetzt werden konnten. Die Nymphe kehrt dem Beschauer den entblöfsten Rücken zu, und während Ariadnes Kopf nach rechts hin liegt, erscheint der ihrige links. Der

Digitized by Google

Satyr, der ihr Gewand lüftete, kam von rechts herbei. Auch hinter ihr steht eine Venus, die ein genaues Pendant zu der der andern Gruppe bildet.

Von einer dritten Gruppe sind drei weibliche Flügelwesen erhalten, die ein grofses Gewand baldachinartig ausspannen. Eine der Genien wird oberhalb des Gewandes sichtbar, die beiden andern sind auf die rechte und linke Seite gestellt, eine fein abgerundete Komposition. Die Mitte des Gewandes ist weggebrochen, vor ihr befanden sich die Hauptpersonen der Szene. Brizio, der die Terrakotten herausgab, erinnert an eine Graburne aus Chiusi, die unter einem von zwei Frauen ausgebreiteten Gewand zwei Männer und eine Frau zeigt. Man deutete sie als Brautpaar mit dem Brautvater und sieht in der Darstellung einen altitalischen Hochzeitsbrauch. Nach dieser Analogie[1]) läfst sich in der Terrakottagruppe das göttliche Brautpaar, Dionysos und Ariadne, voraussetzen. Die Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch eine Einzelfigur, die mit dieser Gruppe offenbar in Zusammenhang stand; es ist der elegante Torso eines nackten geflügelten Jünglings. Er schreitet nach rechts, aber der Oberkörper und der jetzt verlorene Kopf waren umgewendet; die Rechte schultert eine Fackel, das Attribut des Hymenaeus. Es kann kein Zweifel sein, dafs die letzte Gruppe die Mitte einnahm zwischen den beiden anderen ganz symmetrisch angeordneten Gruppen.

Die kleineren Terrakotten ergeben keine aus mehreren Figuren zusammengesetzten Gruppen, sie lassen vielmehr eine friesartige Anordnung erkennen. Eine Darstellung der Gallier aus dieser Gegend verdient besondere Beachtung, da den Künstlern der Stadt, die kaum vier Meilen von Sena Gallica entfernt war und unmittelbar an das Gebiet von Sentinum grenzte, gewifs die Gallier durch eigene Anschauung bekannt waren. Der Typus und das Kostüm derselben sind daher in der That mit scharfer Charakteristik wiedergegeben. Aus den bisher gefundenen Fragmenten liefsen sich fünf Gallier mehr oder minder vollständig wiederherstellen. Das Haar ist lang und struppig, über der Stirn einen aufstrebenden Schopf bildend, mit der Ausnahme eines Mannes, dessen Stirn kahl ist. Alle tragen starke Schnurrbärte, dazu kommt bei einem ein dichter Vollbart, bei einem andern ein gefurchter Knebelbart. Die Adlernasen, die Falten auf der Stirn, die Augen mit tief eingegrabenen Pupillen verleihen den Gesichtern einen finsteren, trotzigen Ausdruck. Da es bei den Galliern Sitte war, dafs die mutigsten nackt in den Kampf stürzten, nur mit einem um die Hüften gegürteten Tau, sehen wir auch hier einen Krieger so dargestellt. Aufser dem Tau trägt er noch die Torques, statt ihrer ist bei zwei anderen ein kleines Mäntelchen um den Hals geschlungen; sie schützen sich mit einem oblongen Schild, dessen Oberfläche durch einen erhöhten Rand und ein aufgelegtes Kreuz gröfsere Festigkeit erhalten soll. Eine gegürtete Tunica, die aber die rechte

---

[1]) Eine noch treffendere Analogie bietet eine andere Aschenurne aus Chiusi, die in der Sammlung Scalambrini war (Catalogo della Collezione Giuseppe Scalambrini, Rom 1888, tav. VIII). Braut und Bräutigam sitzen einander gegenüber, hinter ihnen steht je eine Frau, eine dritte in der Mitte; jede hebt ein grofses Gewand, um es über die Köpfe des Paares zu halten.

Digitized by Google

Schulter frei läfst, trägt allein der bärtige Mann, der auf einem mit vier Pferden bespannten Streitwagen erscheint. Die Benutzung der Streitwagen durch die Gallier bezeugen die alten Schriftsteller; in unseren Reliefs dient er dazu, den Anführer auszuzeichnen. Der letzte der Gallier, der nicht am Kampfe teilnimmt, sondern im Begriff ist, eine grofse Vase wegzuschleppen, hat seinen Oberkörper mit einem zottigen Fell umhüllt. Von den Kämpfern sind zwei bereits in die Knie gesunken, die übrigen eilen flüchtig nach links und wenden entsetzt den Kopf; die Wagenpferde sprengen über einen zu Boden gesunkenen Krieger dahin, um die Wildheit der Flucht zu kennzeichnen.

Von den Gegnern der Gallier ist bisher nur eine kopflose Figur zu ermitteln gewesen. Sie trägt einen ärmellosen Chiton, der Mantel ist um den Leib gegürtet, ihre Füfse stecken in Kothurnen, ihre Rechte schnellte einen Pfeil vom Bogen. Die Deutung der Figur als Artemis wird gesichert durch die völlige Übereinstimmung derselben mit der Artemis in der Gigantomachie des Pergamenischen Zeusaltars. Die Übereinstimmung ist zu grofs, um eine zufällige zu sein, der umbrische Künstler mufs eine Replik jener Figur vor Augen gehabt haben, wodurch wir einen festen Ansatz für die Zeit unserer Reliefs gewinnen und sie dem II. Jh. zuweisen können. Die Figur der Artemis beweist zugleich, dafs wir keinen rein historischen Kampf vor uns haben, sondern es ist die Verteidigung Delphis durch die Götter dargestellt. Nach einer Version haben die Gallier im Jahre 278 das Delphische Heiligtum geplündert und sind mit reicher Beute abgezogen, nach einer andern Version wurden sie durch Apollo, Artemis und Athena an der Plünderung verhindert. Der Thonkünstler hat die beiden Versionen vereinigt; der eine Gallier hält ein geweihtes Gefäfs, das er dem Heiligtum entwendet hat, in den Händen, zwischen den Beinen der Krieger sehen wir Opferschalen liegen, die den Räubern entfallen sind, als sie die göttliche Strafe ereilte.

Es ist zu hoffen, dafs neue Ausgrabungen auch die Gestalten der beiden andern Götter liefern. Wird der Apollo hier der berühmten Statue des Belvedere entsprechen? Von ihrem Original wird bekanntlich angenommen, dafs es zur Verherrlichung des Sieges über die Gallier geschaffen sei, und man ergänzt die Statue mit einer Aegis in der Linken, deren Anblick die Feinde vertrieben habe. Den neuen Ausgrabungen ist daher mit Spannung entgegenzusehen, wir dürfen von ihnen auch weitere Gallierfiguren erwarten und Aufschlufs über die Verwendung der Terrakotten. Der friesartige Charakter der Schlacht legt die Vermutung nahe, dafs sie den Fries an der Cellawand eines kleinen Heiligtums bildete, während die drei Gruppen im Giebelfelde aufgestellt waren. Die Vereinigung von Bildwerken aus dem apollinischen und bakchischen Kreise an demselben Tempel hat nichts Befremdliches, der grofse Tempel in Delphi bietet dafür das klassische Beispiel. Der eine seiner Giebel zeigte Apollo, Artemis, Leto und die Musen, der entgegengesetzte Giebel enthielt Dionysos unter den Thyiaden.

Obwohl an Kunstwert den Terrakotten bedeutend nachstehend, hat doch das oben (S. 327 Anm. 1) erwähnte Mosaik aus Torre Annunziata seines Inhalts

Digitized by Google

wegen weit mehr Beachtung gefunden.[1]) Es hat quadratische Form (86 × 85 cm), ringsum läuft eine reiche Guirlande von Blättern, Blumen und Früchten, mit bakchischen Masken in den vier Ecken und in der Mitte jeder Seite. Das Mittelfeld zeigt eine Versammlung von sieben Philosophen oder Gelehrten unter freiem Himmel. Links erheben sich zwei Pilaster mit einem Architrav darauf, der drei Vasen trägt; rechts davon steht ein belaubter Baum, von dem ein kräftiger Ast unter dem Architrav durchgewachsen ist. Ähnliche Darstellungen sind auf den sogenannten hellenistischen Reliefbildern und auf Pompejanischen Bildern sehr häufig; wir dürfen daraus schliefsen, dafs die Vorbilder derselben in den damaligen Gärten nicht selten waren. Jedem Besucher Frascatis wird das malerische Thor der Villa Falconieri erinnerlich sein, aus dem ein grofser Zweig der dahinter stehenden Eiche hervorragt, ein Zeuge dafür, dafs der Geschmack der Ahnen in den Enkeln fortlebt. Im Hintergrunde des Mosaiks sieht man rechts eine ummauerte Stadt mit einer besonders ummauerten Akropolis. Im Vordergrunde befindet sich eine halbkreisförmige Steinbank mit Fufstritt und Lehne, hinter deren Mitte eine Säule mit Sonnenuhr aufsteigt. Halbkreisförmige Bänke wurden oft als Ausstattung eines Grabmals angelegt; zwei derselben finden sich vor dem Stabianer Thor Pompejis, zwei vor dem Nolaner Thor, auch unmittelbar an der Porta Salaria Roms liegt eine gleiche. Noch genauer entspricht aber der Darstellung des Mosaiks die *scola et horologium*, die laut der Inschrift von den Duumvirn L. Sepunius Sandilianus und M. Herennius Epidianus auf dem Forum triangulare in Pompeji errichtet ist.

Vor der Säule sehen wir einen der Versammelten auf der Lehne der Bank oder auf einer an dieser Stelle befindlichen Erhöhung sitzen; er stützt den rechten Ellenbogen auf das Knie und legt das Kinn auf die Rechte, um aufmerksam den Worten des Protagonisten zu lauschen, der links von ihm auf der Bank selbst sitzt. Dieser, ein ehrwürdiger Greis mit weifsem Bart und Haupthaar, stützt den linken Arm auf die Lehne der Bank, der Kopf ist vornübergebeugt, und die Rechte weist mit einem langen Stabe auf eine von Zonen kreuzweise umzogene Kugel, die im Mittelpunkt des Ganzen auf einem Gestell ruht. Der Vortrag betrifft demnach ein Kapitel der Astronomie. Auf die Himmelskugel sind die Blicke eines dritten Mannes gerichtet, der zwischen den beiden erwähnten hinter der Bank steht, und ihr wendet sich auch das rechts befindliche Paar zu. Der eine sitzt auf dem Ende der Bank und hebt mit der Rechten eine Rolle, eine Bewegung, die das Staunen über etwas eben Gehörtes auszudrücken scheint. Die vor der Bank stehende Figur erscheint ganz in Vorderansicht, dreht aber den Kopf dem Mittelpunkt zu, ihre Rechte ist an das obere Ende der geschlossenen Rolle gelegt, welche die Linke hält. Durch die Bewegung wie durch die Haltung wird der Eindruck erweckt, als ob dieser Mann in Bereitschaft stehe zum Widerspruch gegen das Vorgetragene. Da-

[1]) Publiziert ward das Mosaik zuerst von Sogliano im Augustheft der Notizie degli scavi 1897 S. 337; eine bessere Reproduktion brachten Chiapelli und Stein im Archiv für Gesch. der Philosophie 1897 S. 180. Petersen vereinigte mit diesem Mosaik eines aus Sarsina (s. unten) in den Mitteil. des arch. Inst. Röm. Abt. XII 1897 S. 328 f.

Digitized by Google

gegen nimmt das gegenüberliegende Paar an dem Vortrag gar keinen Anteil. Der ganz links stehende Mann betrachtet etwas, das er in der halbgeschlossenen Rechten vor die Brust hält, und der vor ihm auf der Bank sitzende, dem er die Linke auf die Schulter legt, wendet seinen Kopf demselben Gegenstande zu. Zwischen ihnen am Boden steht ein Kasten. Vielleicht war ihm der betreffende Gegenstand entnommen, doch läfst sich auch an einen Rollenbehälter denken.

Die Mehrzahl der Versammelten ist einfach mit einem Mantel bekleidet, der gewöhnlich die rechte Hälfte der Brust unbedeckt läfst, nur die mittelste Figur trägt unter dem Mantel einen Chiton. Alle sind bärtig und haben individuelle, ausdrucksvolle Gesichter, so dafs es auf den ersten Blick klar ist, wir haben bestimmte ausgeprägte Porträts vor uns, die von dem Mosaikarbeiter gut und scharf wiedergegeben sind. Weniger ist dies der Fall bei einem längst bekannten Mosaik aus Sarsina[1]), das dem neugefundenen sehr nahe steht und auf dasselbe Original zurückgeht, aber weit roher gearbeitet ist. Eine Reihe von Abweichungen ist daher gewifs der Nachlässigkeit des umbrischen Mosaikarbeiters zuzuschreiben, z. B. die Weglassung des Baumes und des Kastens, aber es sind hier auch wesentliche Anderungen der Komposition mit Absicht vorgenommen. In dem Raum zwischen der Bank und der Stadt, die kleiner gebildet ist und ohne Andeutung der Burg, ist ein charakteristisches Gebäude eingeschoben; wir sehen in einen Hof, der auf den Seiten von Gemächern flankiert ist und in eine halbkreisförmige Apsis endigt. Die Gruppierung der Versammelten ist zwar annähernd dieselbe, aber der Protagonist hat seine Rolle abgetreten an den ganz rechts stehenden Mann. Dieser, ins Profil gerückt, hat den Stab in der Rechten und berührt damit den Globus, während der Vortragende des campanischen Mosaiks gespannt der Auseinandersetzung des Jüngeren folgt. Der hinter der Bank aufragende Mann, der auf dem Sarsinatischen Mosaik bartlos ist, legt die Rechte wie zur Begütigung dem Alten auf die Schulter. Bartlos sind auch die beiden links befindlichen Personen geworden, und sie wenden jetzt ihre Aufmerksamkeit auch der Himmelskugel zu. Derjenige, welcher auf dem andern Mosaik einen kleinen Gegenstand den Augen näherte, hat die Rechte gesenkt, hält aber in ihr eine kleine Schlange. Sie galt älteren Erklärern als Zeichen, dafs hier eine Versammlung von Arzten dargestellt sei, gleichwie in einer Miniatur der Wiener Dioskurideshandschrift, wo der Nikander eine am Boden liegende Schlange betrachtet.[2]) Indessen die Schlange kann auch das Studienobjekt eines Philosophen sein, der sich eingehend mit Naturwissenschaften beschäftigt.

Es ist sehr zu bedauern, dafs auch auf dem neugefundenen Mosaik Namensbeischriften fehlen. In Afrika ist vor nicht langer Zeit ein Mosaik entdeckt worden mit inschriftlich beglaubigtem Porträt Vergils, und der vom Mosaik-

[1]) Abgeb. Winckelmann, Mon. ant. ined. Taf. 185 II. Vgl. Helbig, Führer durch die Sammlungen in Rom II S. 95.

[2]) Abgeb. Visconti, Iconographie grecque, Paris 1811, Taf. 34.

Digitized by Google

fabrikanten Monnus verfertigte Fufsboden in Trier bietet die Porträtköpfe des Hesiod, Ennius, Menander, Cicero u. s. w., die Figur des Arat mit der Urania, und neben anderen Musen einige Weise des Altertums, von deren Leistungen wir sehr dunkle Kunde haben, wie Thamyris, Agnis, Acicarus. Für die Deutung unseres Mosaiks sind wir auf Vermutungen angewiesen. Zwei Gelehrte nun, Chiapelli und Stein, haben bereits für alle Personen Namen gefunden. Sie sehen die Darstellung als eine Vorläuferin der Raphaelschen Schule von Athen an, darin die Häupter verschiedener Philosophenschulen vereinigt seien: Plato, Zeno, Epikur, Sokrates, Pythagoras, Aristoteles; nur in Bezug auf die siebente Figur sind die beiden Forscher nicht gleicher Meinung, dem einen ist sie Theophrast, der andere schlägt für sie die Namen Pyrrho, Arkesilaos oder Karneades vor. Den Ausgangspunkt dieser ganzen Erklärung bildet die Ansicht, 'dafs Porticus, Baum und Säule die Stoa, den Garten Epikurs und die Akademie symbolisieren sollen'. Ein Epistyl auf zwei Pilastern ist aber keine Porticus, sondern ein bedeutungsloser Gartenschmuck, und die Stele mit der Sonnenuhr ist das übliche Zubehör jeder beliebigen Scola. Damit wird der phantasievollen Deutung der Boden entzogen.

Eine antike Vorläuferin des Raphaelschen Gemäldes würde sehr merkwürdig sein. Bis jetzt ist, abgesehen von Unterweltsszenen, keine Darstellung aus dem Altertum bekannt geworden, die Personen verschiedener Zeiten in demselben Raume vereinigt zeigte. Zwar in der erwähnten Miniatur der Dioskurideshandschrift und in einer anderen desselben Codex sehen wir jedesmal sieben Ärzte, deren Lebenszeiten durch Jahrhunderte von einander getrennt sind; aber hier sind nur Einzelbilder auf dieselbe Fläche gesetzt, die Personen stehen nicht in irgend welcher Beziehung zu einander, sie befinden sich nicht in einem bestimmt charakterisierten Raume. Anders ist es auf den Mosaiken. Wie schon der erste Herausgeber des campanischen Mosaiks, Sogliano, erkannt und Petersen näher begründet hat, ist hier die Akademie dargestellt. Die Stadt mit der Akropolis entspricht der Ansicht Athens, die man von dem Platze der Akademie im NNO hatte. Das Gebäude, welches auf dem Sarsinatischen Mosaik vor der Stadt erscheint, kann der Form nach als Gymnasium gelten und soll jedenfalls zur schärferen Charakterisierung des Lokals dienen, denn Diogenes Laertius III 7 liefert folgende Beschreibung von der Akademie: *τὸ δ' ἐστὶ γυμνάσιον προάστειον ἀλσῶδες, ἀπό τινος ἥρωος ὀνομασθὲν Ἑκαδήμου.* Mit dem erhöhten Sitze der Mittelfigur des campanischen Mosaiks vergleicht Petersen ein Heroon der Stadt Termessus Maior in Pisidien. Dort ist aus dem natürlichen Fels eine halbkreisförmige Bank geschnitten, deren Lehne nach der Mitte zu ansteigt und an der höchsten Stelle eine Aushöhlung zeigt, das Grab eines als Heros verehrten Toten. Die Akademie hatte ihren Namen vom Heros Hekademos, die scola des Mosaiks ist wahrscheinlich als sein Grabmal aufzufassen. Das urnengekrönte Epistyl mit dem Baume ist gerade an dieser Stelle neben einem Grabe besonders passend, ein Baum des Hekademos wird direkt erwähnt vom Sillographen Timon, in dessen Versen es von Plato heifst:

Digitized by Google

τῶν πάντων δ' ἡγεῖτο πλατύστατος, ἀλλ' ἀγορητὴς
ἡδυεπὴς τέττιξιν ἰσογράφος, οἵ θ' Ἑκαδήμου
δένδρει ἐφεζόμενοι ὄπα λειριόεσσαν ἰᾶσιν.

Der den Cikaden vergleichbare, wohllautend redende Plato ist in dem Alten zu erkennen, der auf dem campanischen Mosaik das Wort führt. Leider sind die Gesichtszüge desselben hier teilweise zerstört, aber auf dem andern Mosaik ist gerade der Kopf der entsprechenden Figur verhältnismäſsig sorgfältig gearbeitet; beiderwärts ist die Ähnlichkeit mit den gesicherten Platohermen[1]) ersichtlich. Wer aber sind die Schüler, die den Meister umgeben? Für den, der auf dem Sarsinatischen Mosaik das Wort ergriffen hat, ist der Name Aristoteles vorgeschlagen und dabei an Aelians Erzählung erinnert worden (Var. hist. III 19), wonach der Stagirite, während Xenokrates verreist war und Speusipp krank lag, in die Akademie gekommen sei, um den achtzigjährigen Plato anzugreifen. Sein Gegenüber würde man gerade geneigt sein, Speusipp zu nennen, von dem es bekannt ist, daſs er naturwissenschaftliche Studien trieb. Für ihn also würde die Schlange in der Hand als Studienobjekt passend erscheinen. Doch mit solchen Mitteln lassen sich ikonographische Fragen nicht entscheiden. Bisher giebt es von keinem Schüler Platos ein inschriftlich beglaubigtes Porträt, ohne solche wird die weitere Ausdeutung des Mosaiks unmöglich sein. Aber wie viel neue Funde, wie viel ungeahnte Aufschlüsse dürfen wir noch von dem Boden des klassischen Altertums erwarten! Die Reichhaltigkeit dieses Berichts, der sich auf Italien beschränkt, nur die Funde eines kurzen Zeitraums umfaſst, ja aus ihnen nur das Wichtigste ausgehoben hat, ist uns dafür eine zuverlässige Bürgschaft.

---

[1]) S. Winter, Jahrb. des arch. Inst. V 1890 S. 153; Collignon, Hist. de la sculpture grecque II S. 346.

Digitized by Google

DIE BESIEDELUNG SACHSENS.

Von Robert Wuttke.

Unter allen Aufgaben, die der deutschen Geschichtschreibung gestellt sind, ist die Darstellung der inneren Kolonisation und Besiedelung Deutschlands eine der interessantesten. Von welcher Seite man auch dies Problem betrachten mag, immer führt es zu einer Reihe der wichtigsten Fragen unserer Geschichte.

Die Prähistorie berichtet uns von den Ureinwohnern Deutschlands. Erst mit dem Beginn der Kolonisationsbewegung setzt die Geschichte ein. Der Übergang von einer zur anderen Forschungsmethode, das In- und Nebeneinandergehen von Prähistorie und Geschichte, die schliefsliche Trennung dieser beiden Wissenszweige bietet für die Geschichtschreibung grofsen Reiz. Die Besiedelungsgeschichte führt uns unmittelbar in die Gegenwart. Durch die Kolonisation haben wir erst unser heutiges Stammesgebiet errungen. Die Ritter, die erobernd hinauszogen, die Bauern, die in harter Arbeit das Land urbar gemacht und den Slawen deutsche Sitte und Sprache aufzwangen, legten den Grund zu unserer jetzigen Machtstellung. Aber nicht allein die Grundlagen unseres heutigen politischen Ansehens danken wir jenen Kolonisten; auch unsere heutige soziale und wirtschaftliche Ordnung hängt von den Formen der damaligen Besiedelung ab. Wie die Grundherren und Bauern das Dorf anlegten, wie sie die Feldflur ausmafsen und unter sich verteilten, wurde mafsgebend für ihre Nachkommen bis auf unsere Zeiten. Jeder Fortschritt in der Volkswirtschaft lehrt uns mehr und mehr die enge Wechselwirkung der Verteilung von Grund und Boden zu dem Handeln und Thun der Menschen. Auf der einen Seite sehen wir die Natur als Siegerin; der Mensch mufs sich der von ihr geschaffenen Lage anpassen, sich ihr unterordnen. Auf der andern Seite zeigt sich die Natur durch Menschenkraft besiegt. Entscheidend für diesen Kampf zwischen Natur und Mensch ist die erste Besiedelung des Landes. Sie bildet den Ausgangspunkt für die Thätigkeit aller künftigen Geschlechter; sie giebt aber auch gleichzeitig den Rahmen ab, innerhalb dessen sie sich bewegen müssen. Die erste Anlage wird meist für die Frage, ob der bäuerliche Grundbesitz oder der Grofsgrundbesitz vorwiegen werde, entscheidend, damit aber auch für die soziale Schichtung und für die Kräfteverteilung auf dem Lande. Nur unter grofsen Schwierigkeiten läfst sich Grofsgrundbesitz in Bauernhöfe aufteilen, und nur nach schweren Kämpfen ist das Bauerngut zu gunsten des Grundherrn eingezogen worden. Uberall in Deutschland werden wir bei den agrarpolitischen Fragen, die die Gegenwart beherrschen, auf die Grundbesitzverteilung geführt;

Digitized by Google

von ihr hängt in erster Linie die jeweilige Zunahme der Bevölkerung, des Urquells aller Volkskraft, ab. Sie entscheidet, welche Stände und Klassen in der politischen und wirtschaftlichen Entwickelung eines Volkes die mafsgebende Rolle spielen. So greift die Vergangenheit unmittelbar in die Gegenwart ein. Die ersten Besiedelungsformen eines Landes bestimmen auf Jahrhunderte hinaus die treibenden Kräfte des Volkes.

Eine Geschichte der deutschen Besiedelung schreiben heifst also die Grundlagen unseres heutigen Volkslebens entwickeln. Liegen auch Jahrhunderte hinter der Zeit, wo die ersten Kolonisatoren sich niederliefsen, die Wirkung ihrer Arbeit können wir heute noch spüren. Man sieht, es wird wenige historische Probleme geben, die eine ähnliche Tragweite besitzen.

Das Problem der Besiedelung zeigt auch in der Methode der Erforschung Eigenartiges. Wo kann man sonst in der Geschichtschreibung an der Hand der Gegenwart und aus ihr heraus so erfolgreich die Vergangenheit entziffern? Die heutige Agrargeschichte arbeitet nicht mit der philologischen Deutung der Dorfnamen, sie legt darauf wenigstens keinen grofsen Wert; wohl sucht sie das ganze vorhandene Urkundenmaterial zu benutzen, ihre Hauptkraft setzt sie jedoch ein, um aus der gegenwärtigen Gestaltung der Dorfmark, des Dorfes, des Hauses die ursprüngliche Anlage zu erkennen. Die Natur bietet ihr hilfreich die Hand, um auf Grund der heutigen Anlage den alten Formen nachzuspüren. Einem Historiker, der nur in Büchern vergraben sitzt, der nicht in Feld und Flur sich lebensfroh umzuschauen vermag, bleibt diese Forschungsmethode fremd.

Verhältnismäfsig früh, ehe man in anderen deutschen Ländern daran dachte, fing man in Sachsen an, sich mit der Feldmark und der Dorfanlage zu beschäftigen. So erscheint schon am Ausgang des XVIII. Jahrhunderts ein Buch[1]), das in seiner ganzen Anlage sich den neuesten Forschungen verwandt zeigt. Der Verfasser ist ein Geistlicher, der anschaulich die Bewirtschaftung der Dörfer im damaligen Kurkreis schildert. Er ist meines Wissens der erste, der die slawische Dorfform mit dem sprechenden Namen 'Rundling' bezeichnet. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er den flämischen Dörfern, die sich zerstreut im Kurkreis fanden, und es ist recht bezeichnend für den weiteren Fortgang der deutschen Dorfforschung, dafs man mehr Interesse den eingewanderten Flämlingen als den Slawen und Deutschen zuwandte. Eine ganze Reihe von Arbeiten erschienen über die Flämlinge und machten uns vertraut mit ihren Sitten und Gebräuchen wie mit ihrer Sprache, die noch Anklänge an ihr altes Heimatsland aufwies. Sie schildern eingehend die Fluranlage, die Be- und Entwässerungsarbeiten, die Dorfform u. s. w. Diese Untersuchungen erhielten einen gewissen Abschlufs durch die grundlegende Arbeit von A. v. Wersebe, 'Über die niederländischen Kolonien, welche im nördlichen Teutschlande im XII. Jahrh. gestiftet worden' (Hannover 1815—16, 2 Bde.). Aber merkwürdigerweise schlägt

[1]) J. E. Spitzner, Die Landwirtschaft in Gemeinheiten . . . nach der Einrichtung im Kurkreis. Leipzig 1791.

Digitized by Google

diese Forschung nicht breitere Wurzeln; die slawischen und germanischen Dorfformen werden nicht weiter verfolgt. Es ist eine Blüte, die keine Früchte trägt.

Als dann der Sinn für alte deutsche Art in unserem Volke wieder erwachte, und als man mit Begeisterung in die Sprache und Volksdichtung sich vertiefte, mit neu wieder aufgenommenem Verständnis den vaterländischen Sitten und Gebräuchen nachforschte, da zeigte man trotzdem kein Interesse für die ursprünglichen Formen der Besiedelung. Wie so oft in der deutschen Kulturgeschichte kam von aufsen die Anregung. Der Däne Olafsen wurde bei seinen Studien auf die germanische Flureinteilung geführt und wandte ihr bald seine Neigung zu. Seine Arbeiten fanden Wiederhall in der noch jugendfrischen Seele des späteren Führers und Meisters der deutschen Agrargeschichte, in Georg Hanssen, der als junger Privatdozent von Kiel nach Kopenhagen als Kammersekretär berufen wurde und dort die Bestrebungen Olafsens kennen lernte. Die empfangenen Eindrücke suchte er durch eigene Forschung auf deutschem Boden zu erweitern und zu vertiefen. Er wandte sich jedoch in seinen Arbeiten vorwiegend der Erforschung der germanischen Flureinteilung zu — ein grofses und weites Gebiet; die slawische Dorfverfassung liefs er beiseite liegen.

Hier setzten v. Haxthausen und Victor Jacobi ein; letzterer kommt für Sachsen in erster Linie in Betracht. Hanssen war von 1842—48 in Leipzig Professor der Kameralwissenschaft, unter ihm habilitierte sich Jacobi, und sicherlich ist dieser in seinen Bestrebungen von Hanssen unterstützt worden. Von allen deutschen Gelehrten, die das Dunkel der älteren deutschen Agrargeschichte aufzuhellen versucht haben, war vielleicht keiner für die Eigenart dieser Forschung so veranlagt wie V. Jacobi; leider hat er, einer unglücklichen Neigung zu philologischen Untersuchungen nachgebend, die glänzenden Erwartungen, die seine ersten Schriften erweckten, enttäuscht und seine eigenen wertvollen Leistungen verdunkelt. Jacobi war sowohl als praktischer Landwirt wie als Kameralist ausgebildet worden; er arbeitete mit unermüdlichem Fleifse in den Archiven; doch blieb er hierbei nicht stehen, sondern durchstreifte das Land nach allen Richtungen und beobachtete mit feinstem Sinn und Verständnis die bäuerliche Eigenart. Er fafste seine Arbeitsweise in den Worten 'Natur und Karten'[1]) zusammen. Ihm verdanken wir, wenn auch nicht die Entdeckung, so doch die eigentliche Erforschung des slawischen Dorfes. Er stellte zuerst die als typisch erkannten Dorfformen auf und suchte die Anlage des Dorfes in Beziehung zu Wasser, Berg und Thal zu setzen. Sein feiner Natursinn zeigte ihm, wie dieser oder jener Stamm Neigung hatte, sich am Gehänge oder längs eines Baches anzusiedeln. Von ihm stammen die ersten eingehenden Arbeiten in Deutschland über den Ackerbau und die Volksart der Slawen. Fafst man das Ergebnis seiner Studien zusammen, so kann man sagen: was er über den 'Rundling' ausführte, gilt heute als Gemeingut der Wissenschaft; was er über das innere Leben der Slawen schrieb, ist dagegen weit überholt worden und kann nur als ein erster Versuch gelten.

---

[1]) Slawen und Teutschthum S. 162.

Digitized by Google

Ein äufserer Umstand führte Jacobi auf dieses seiner Begabung am meisten zusagende Gebiet. Der Herzog von S.-Altenburg erliefs ein Preisausschreiben über die Geschichte des altenburgischen Osterlandes. Mit deutscher Gründlichkeit fing Jacobi die Untersuchung mit der Besiedelung des Landes an; darüber hinaus ist er auch nicht gekommen. Er legte die ersten Ergebnisse seiner Arbeit in einem Artikel[1]) nieder, der 1845 in der Leipziger Illustrierten Zeitung und später selbständig erschien. An Kartenbeispielen erläuterte er vier verschiedene typische Dorfarten, die sich in Sachsen finden. Auf Grund dieser Arbeit wurde von der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaft in Göttingen durch Preisaufgabe eine Untersuchung der von den Wenden abstammenden Niederlassungen im Lüneburgischen angeregt. Aus der Bearbeitung dieser Aufgabe entstand ein gröfseres Buch von Jacobi: 'Slawen- und Teutschthum, in cultur- und agrarhistorischen Studien zur Anschauung gebracht, besonders aus Lüneburg und Altenburg. Quellenmäfsige Beiträge zur Geschichte der Dörfer und Landwirthschaft in Teutschland. Hannover 1856.' In diesen Arbeiten hat Jacobi die Grundzüge der slawischen Besiedelungsarten festgestellt. Er fand für seine Ideen einen hohen Förderer in dem Prinzen Johann. Schon 1849 hatte der Prinz in dem Kgl. sächsischen Altertumsverein einen Vortrag über die Wohnsitze der Deutschen und Slawen am linken Elbufer gehalten, und im Jahre 1852 besprach er in diesem Verein die historische Kolonisationskarte des Professor Jacobi[2]), über die er urteilte, es sei eine sehr interessante, auf gründlichen Forschungen beruhende, in der Hauptsache ein richtiges Resultat liefernde Vorarbeit, welche zu weiterer umfassender Behandlung des Gegenstandes auffordere. Leider ist weder diese Karte noch die Erläuterung dazu von Jacobi im Druck veröffentlicht worden. Jacobi wandte sich um diese Zeit von der Besiedelungsgeschichte Sachsens ganz ab und anderen wissenschaftlichen Fragen zu. Prinz Johann hat dann auf seine Kosten den Archivar Landau zur Erforschung der heimischen Dorfformen wie des Hausbaues auf Reisen geschickt. Der frühe Tod Landaus liefs die Ergebnisse[3]) dieser Studienreisen nicht ausreifen. So tritt nun in den sechziger Jahren, nachdem die Erforschung der ältesten sächsischen Agrargeschichte so kräftig eingesetzt hatte, ein völliger Stillstand ein. Jacobi liefs seine Arbeiten fallen, der Prinz Johann wendete anderen Fragen sein Interesse zu, und Hanssens Nachfolger in Leipzig, Wilhelm Roscher, lieferte uns wohl in grundlegender systematischer Darstellung die erste Agrargeschichte, aber den vielen ungelösten Fragen auf dem Gebiete der sächsischen Besiedelung trat er nicht näher.

Unterdessen hatte in Preufsen, unter Führung von A. Meitzen, die Agrargeschichte einen neuen Aufschwung genommen. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt

---

[1]) Forschungen über das Agrarwesen des altenburgischen Osterlandes mit besonderer Berücksichtigung der Abstammungsverhältnisse der Bewohner. Mit 6 in den Text gedruckten Flur- und Dorfkarten. Leipzig 1845. 4.

[2]) Mitteilungen des Kgl. sächs. Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Altertümer. 1852. 6. Hft. S. 25.

[3]) Der Hausbau. 1859—62.

Digitized by Google

arbeitete sich Meitzen mehr und mehr zum anerkannten Führer und Meister in der älteren Agrargeschichte herauf. Das blieb schliefslich nicht ohne Rückwirkung auf Sachsen. 1889 stellte die Jablonowskische Gesellschaft die Preisaufgabe: Geschichte der Kolonisation und Germanisierung der wettinischen Lande. Doch erst 1895 wurde der Preis Ed. O. Schulze für seine Arbeit: 'Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe' (Leipz. 1896) zu teil. Fast gleichzeitig erschien das grofse Werk: 'Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen' von A. Meitzen, in dessen zweitem Bande die Rückeroberung der Slawengebiete in Osterreich, Bayern und Sachsen ausführlich behandelt wird. Beide Gelehrte sind nicht unabhängig nebeneinander hergegangen. Sie standen während ihrer Arbeit in gegenseitiger Fühlung und in ihren Ergebnissen, soweit sie die Grundzüge der sächsischen Besiedelung betreffen, weichen sie nicht von einander ab. Man kann wohl sagen, dafs mit diesen beiden grofsen Werken die ältere Agrargeschichte Sachsens in gewissem Sinne zu einem Abschlufs gekommen ist. Es wird sich deshalb empfehlen, die Ergebnisse der beiden Forscher kurz zusammenzustellen.

Uber die Verfassung, Wirtschaft und die soziale Gliederung der Sorben, die seit dem VI. Jahrhundert die Elbe und die Saale besiedelten, erhalten wir durch diese beiden Arbeiten ein anschauliches Bild. Es ist kein Volk, das unser Interesse zu wecken vermag und dessen Untergang durch die Germanen irgend ein Gefühl des Bedauerns hervorruft. Schulze, der mit grofser Sorgfalt, fast mit Liebe die Sorben schildert, charakterisiert sie als voll von Rachsucht, hinterlistig und treulos, stets bereit, das dem Gegner gegebene Wort zu brechen; geneigt zu Zank und Streit untereinander, unbotmäfsig gegen ihre Führer, voll wilder Grausamkeit und wahrhaft teuflischer Lust an den Qualen ihrer Feinde. Aber gelegentlich zeigen sie auch ein freundliches, fast gutmütiges Wesen, und ihre Gastfreundschaft wird allgemein gerühmt; sie ging bis zur Verschwendung, ja um ihre Gäste reichlich zu bewirten, vergriffen sie sich an fremdem Gut.

Die Familie bildete bei ihnen, wie wir es noch heute bei den Südslawen finden, eine Art Genossenschaft, die sich von aufsen abschlofs. Eine solche Familie pflegte ein Dorf zu bewohnen. Die Dörfer waren deshalb sehr klein, sie bestanden aus wenigen Häusern; gröfsere Dörfer, wie wir sie bei den Germanen treffen, kannten die Slawen nicht. Auf die Feldarbeit verwendeten sie keine grofse Mühe; sie suchten sich den am leichtesten zu bearbeitenden Boden aus. Meist breiteten sie sich in der Ebene aus; das Gebirge und die grofsen Waldmassen des Erzgebirges suchten sie zu vermeiden. Die Feldmark teilten sie nicht wie die Deutschen in einzelne Hufen und Gewanne ein; sie zerfiel in sogenannte Blöcke, urbar gemachte Streifen Landes von verschiedener Gröfse und Form, die unregelmäfsig durcheinander lagen.

Zwei Dorfformen, das Strafsen- oder Gassendorf und der Rundling sind bei ihnen verbreitet. In Sachsen findet sich vorwiegend der Rundling. Die einzelnen Gehöfte waren fächerförmig oder hufeisenförmig angeordnet. In der Mitte des Dorfes lag der Dorfplatz, meist mit einem Wassertümpel versehen.

Digitized by Google

Bei der Anlage war man auf Schutz vor etwaigen Feinden bedacht gewesen. Nur ein Eingang führte in das Dorf. Hinter den Gehöften kamen zunächst Gärten, die dann schliefslich durch eine Hecke mit einem Graben abgeschlossen wurden. Noch heute kann man fast überall im sächsischen Lande auf Dörfer stofsen, die ganz rein die ursprünglichen slawischen Formen zeigen.

Zwei Mächte suchten vom IX.—XI. Jahrh. wechselseitig die Herrschaft über die Sorben zu erringen: die christliche Kirche, um neue Gläubige und mit ihnen neue Steuern und Abgaben zu gewinnen, und die deutschen Herren, die erst ihr Land vor den Einfällen der Slawen zu schützen, dann sie zu unterwerfen trachteten. Am Ausgang des XI. Jahrh. war die deutsche Oberherrschaft befestigt und die Eroberung des slawischen Landes vollendet. Die Sorben hatten einen neuen Herrn bekommen, aber im wesentlichen waren sie im Besitze ihres Landes gelassen worden; ihr Pflug bestellte noch den väterlichen Boden; bald jedoch sollten sich diese Verhältnisse ändern.

Seit dem XI. bis in das XIV. Jahrh. drängte aus dem Süden und Westen Deutschlands eine Völkerwelle nach dem Osten vor. Der politischen Eroberung der Slawenländer durch die deutschen Ritter folgte nun die planmäfsige Besiedelung des Landes durch den deutschen Bauern. Zunächst nahm er die von den Slawen freigelassenen Gebirgszüge, dann den in der Ebene unbebauten Boden, schliefslich aber drängte er den Slawen aus seinem Dorfe hinaus. Das sorbische Dorf war aber für ihn zu klein, er suchte durch Umlegung der Feldflur es zu erweitern. An die Stelle des kleinen slawischen Weilers trat nun das deutsche Dorf. Meitzen schätzt die Zahl der übriggebliebenen slawischen Dörfer auf ein Drittel bis auf ein Viertel der früheren Zahl, und anschaulich zeigt er an Kartenbeispielen, wie ein slawischer Weiler in deutsche Gewanne umgelegt wurde. Lange hat die sächsische Lokalforschung das Dunkel, das über der Zerstörung und Erweiterung resp. Umbildung sorbischer Dörfer lag, durch Untersuchung der Dorfnamen vergeblich zu lichten versucht. Die Namenforschung läfst hier im Stich, denn die slawische Benennung eines Ortes ergiebt keinen sicheren Anhalt, ob wir es mit einer ursprünglich slawischen Anlage zu thun haben. Schulze weist überzeugend nach, dafs die deutschen Bauern, dem Zug zum Fremdartigen, der unser Volk leider beherrscht, nachgebend, ihren neu angelegten Dörfern häufig slawische Namen gaben. Treffend ist sein Hinweis darauf, dafs auch heute noch die Siedler in Amerika, Australien und Afrika die Ortsbezeichnung oft dem Sprachschatz der Ureinwohner entnehmen.

Mit der deutschen Eroberung wurde die ganze sorbische Bevölkerung unfrei. Entsprechend der älteren sozialen Gliederung des Volkes können wir aber verschiedene Stufen der Unfreiheit beobachten. Eine etwas bessere Stellung nahmen die Supane, Withasen, eine verachtete die Smurden ein. Nachdem der deutsche Bauer das Land besiedelt hatte, verschwinden in Sachsen, man kann fast sagen lautlos, die Slawen. Es entstand allmählich seit dem XIII. Jahrh. eine einheitliche Bevölkerungsmasse. Nicht überall ist ein derartiger Ausgleich beider Völker gelungen. In der Lausitz haben bis heute die Wenden Sprache, Tracht

Digitized by Google

und Eigenart bewahrt. Diese Verschmelzung hatte aber tiefgreifende Folgen für die deutsche bäuerliche Bevölkerung. Wir stofsen auf ein Problem, das noch nicht genügend aufgeklärt ist; man könnte sagen, die Rache der untergehenden Sorben setzt hier ein. Als Sieger über die Sorben liefs sich der deutsche Bauer nieder, bald aber wurde ihm, der als Freier ins Land gekommen war, die Freiheit genommen. Die Unfreiheit der Slawen drückte den Deutschen herab, und der Besiegte übertrug seine Ketten auf den Sieger. Als im XV. und XVI. Jahrh. der Gegensatz zwischen slawisch und deutsch längst geschwunden war, da war auch der Bauer zur Hörigkeit herabgesunken. Der Ritter, der ihn in das Land gerufen, dem er das Land urbar gemacht und bestellt hatte, der ihm seine Stellung gegen die Sorben erst befestigen geholfen, drückte ihn zur Erbunterthänigkeit herab. Und dort, wo sich, eingesprengt in die deutsche Bevölkerung, Reste von Slawen erhalten haben, finden wir unsern deutschen Bauern seit der Reformation in einer Lage, die sich nur mit Leibeigenschaft bezeichnen läfst. — Die deutsche Politik hat verschiedene Wege zur Germanisierung der wettinischen Lande eingeschlagen. Zuerst galt es, sich vor den Einfällen der slawischen Völker zu schützen; dann, als dies erreicht war, ging man zur Eroberung des Landes über. In dem neugewonnenen Gebiet setzten sich Herren und Ritter fest und beherrschten die unterworfene slawische Bevölkerung. Noch aber bestand die Masse der bäuerlichen Klasse aus Slawen; erst mit der Einwanderung des deutschen Bauern ward vollendet, was die deutschen Könige begonnen hatten.

Die Geschichtschreibung hat in der Beurteilung der Politik Heinrichs I. und Ottos d. Gr. mehrfach geschwankt. Die Ziele, die Heinrich verfolgte, werden in der neueren Geschichtschreibung enger gefafst. Er gilt nicht mehr als ein Mehrer des Reichs nach dem Osten, denn die Eroberung der slawischen Grenzländer strebte er nicht an. Er wollte seinen Landen Schutz gegen die Einfälle der Slawen, besonders der alles verwüstenden Ungarn gewähren, er befand sich noch in der Verteidigung gegen die slawische Hochflut. Der Weg, den er einschlug, war ein wahrhaft staatsmännischer. Langsam, Schritt vor Schritt ging er vor und gewann gesicherte Grundlagen für die spätere staatliche Entwickelung. Da er den Schutz seines Landes vornehmlich ins Auge gefafst hatte, legte er den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in militärische Mafsnahmen. Er schuf ein schlagfertiges Reiterheer und umsäumte sein Land mit einer Kette von Burgwarten, die nun eine Art von Militärgrenze bildeten. An eine Kolonisation der slawischen Länder, die ihm mehrfach zugeschrieben worden ist, dachte er nicht. Erst unter Otto d. Gr. ging man von einer mehr passiven zu einer aktiven deutschen Politik über. Nicht länger wollte man sich defensiv gegen die Slawen verhalten, man wünschte jetzt ihre Unterwerfung, um ihre kriegerischen Gelüste im Zaum zu halten und dem Reich den Frieden zu sichern. Eng verknüpft mit dem Gedanken an den Reichsfrieden war der an die Christianisierung der Heiden. Das Christentum machte aber nicht durch sich getragen unter den Heiden Fortschritte; nur wo der deutsche Herr befahl, vermochte es in langsamer und stiller Arbeit sich auszubreiten.

Digitized by Google

Die eigentliche Germanisierung der Sorbenlande begann nach Schulze um 950, Thüringen war der Ausgangspunkt der Bewegung; aber noch bis zum XI. Jahrh. konnte man nicht von einer eigentlichen Germanisierung des Landes sprechen, sondern allein von einer Festsetzung und Ausbreitung der deutschen Herrschaft. Die Bevölkerung auf dem platten Lande blieb durchgängig sorbisch, und eine freie unabhängige Bauernschaft gab es auch nicht. Überall im Lande setzten sich weltliche und geistliche Grundherren fest, gleichsam wie ein Netz mit engen Maschen das ganze sorbische Land überziehend. Sie hatten sich unter dem Schutz der Landesherren die Herrschaft errungen und den Sorben sich dienstbar gemacht.

Damit sind wir am Ausgang des XI. Jahrh., an einem wichtigen Wendepunkt der innerpolitischen Entwickelung angelangt. Die Frage stand offen: sollen diese Lande nur von deutschen Herren beherrscht, oder sollen sie deutscher Kultur erschlossen werden? Bei dem grofsen Gebiet, das die Deutschen den Slawen abgewonnen haben, können wir verschiedene Formen der Eroberung wie der Besiedelung der slawischen Länder unterscheiden. Die spätere Entwickelung hat gezeigt, welcher Wert für die Germanisierung jeder dieser Formen zukommt. Die Entwickelung in Sachsen hatte im XI. Jahrh. zu ganz ähnlichen Zuständen geführt, wie wir sie heute noch in den russischen Ostseeprovinzen finden: Herrscher und Beherrschte durch Rasse geschieden; auf der einen Seite der Grundherr, auf der anderen die unterworfene Bevölkerung, kein Bindeglied zwischen beiden, keine eingewanderte deutsche bäuerliche Landbevölkerung. Und das Ergebnis: der deutsche Ritter hat wohl die russischen Ostseeprovinzen zu erobern, aber nicht zu germanisieren vermocht. Auch heute finden wir in der Oberlausitz noch wendische Volksart weit verbreitet. Sie hat sich in alle den Gegenden, wo der deutsche Adel lieber mit unfreien Wenden fortwirtschaftete, als dafs er freie deutsche Bauern ansiedelte, zu erhalten vermocht. Nur wo der deutsche Bauer eindrang, ist die Germanisierung der Landbevölkerung gelungen.

Die Geschichte vollzieht sich nicht nach dem Darwinschen Gesetz der natürlichen Auslese; gälte es, dann hätte der geistig hochstehende, unternehmungslustige und thatkräftige deutsche Ritter den Sieg für das Germanentum erfechten müssen. Der handfeste deutsche Bauer, der nichts von der Regsamkeit und Gewandtheit des Slawen besafs, oft ihn kaum geistig überragte, der aber an harte, schwere, entsagungsvolle Arbeit gewöhnt war, wurde jedoch zum Träger der deutschen Kultur!

Zum Glück für unsere politische Machtstellung in Europa nahm die Entwickelung in Sachsen einen anderen Verlauf als in den Ostseeprovinzen. Im XII. und XIII. Jahrh. begann der Zuzug von Bauern, und erst mit ihrer Einwanderung kann man von einer eigentlichen Germanisierung des Landes sprechen. Nicht aus eigenem Antrieb kam der deutsche Bauer, politische und wirtschaftliche Vorgänge in seinen Stammländern unterstützten seinen Abzug; die Anregung dazu ging von den Grundherren und den Klöstern aus. Sie versprachen sich von der Besiedelung des Landes mit deutschen Bauern mannig-

Digitized by Google

faltige Vorteile: Stärkung des deutschen Elementes, Zunahme wehrhafter und zuverlässiger Männer, dann wirtschaftliche Ausnutzung des Wald- und Ödlandes und Steigen der Einnahmen aus Abgaben und Diensten. Für die Kirche kam besonders der höhere Ertragszehnt, den der Deutsche im Gegensatz zu dem fixierten Zehnt des Slawen zahlte, in Betracht.

Die eigentlichen Kolonisatoren waren die Ritter und die kleinen Grundherren. Sie zogen mit Versprechungen die Bauern heran, und ihrer Vermittelung bedurften die Fürsten und die Kirche, wenn sie Land besiedeln wollten. Zahlreiche Urkunden zeigen anschaulich, wie dieses 'Unternehmertum' arbeitete. Die Bauern holte es sich zumeist aus den benachbarten Gauen. Sachsen, Thüringen, Franken lieferten den Stamm der neuen Ansiedler. Einzelne sächsische Dorfnamen weisen auch auf den Zuzug aus anderen deutschen Gauen hin. Eine besondere Stellung nahmen die Niederländer oder Flämlinge ein; zerstreut in kleinen Ansiedelungen traf man sie im Norden wie im Süden des Reiches bis zu den Karpathen. Sie vermieden gebirgige Gegenden und liefsen sich lieber nieder, wo es viel Wasser gab. Die Elbthalniederungen und die Marschen verstanden sie kunstvoll zu entwässern. Von der deutschen wie wendischen Bevölkerung lebten sie abgeschlossen, und nur sehr allmählich sind sie von den Deutschen aufgesogen worden. Der Bauer pflegte mit dem Grundherrn einen Vertrag abzuschliefsen. Die noch erhaltenen Verträge zeigen, dafs die Ansiedler ihre volle Selbständigkeit und Freiheit zu erhalten verstanden. Der Bauer verwahrte sich meist gegen jeden Eingriff des Grundherrn wie seiner Beamten in seine persönlichen Rechte. Er verpflichtete sich nur zur Zahlung eines Erbzinses. Der Zins war eine Vergütung für das überlassene Land und bedeutete nicht etwa das Zeichen irgend einer rechtlichen Abhängigkeit vom Grundherrn.

Das ganze Ansiedelungswerk hatte mit einem Schlage die Stellung des deutschen Bauern zum Grundherrn völlig geändert. Die Fesseln, die den Bauer in seiner alten Heimat, in Franken wie in Thüringen, an seinen adeligen Herrn banden, warf er, als er nach Sachsen zog, ab, um als freier und unabhängiger deutscher Mann sich neben dem Sorben niederzulassen. Seine Freiheit aber hat er, wie wir schon anführten, nicht behaupten können. Im XVII. und XVIII. Jahrh. wurde die gesamte sächsische Bauernschaft zur Hörigkeit herabgedrückt, und erst die Bauernbefreiung in diesem Jahrhundert hat ihm seine politische und wirtschaftliche Freiheit wieder gebracht.

In Meitzens grofs angelegtem Werke wird die Eroberung und Besiedelung Obersachsens nur als eine Episode in der deutschen Rückeroberung der Slawengebiete behandelt; Ed. O. Schulze dagegen wendet besondere Sorgfalt auf die Darstellung der sozialen Schichtung und der Lage der bäuerlichen Bevölkerung in Sachsen. Sein Buch erweitert sich zu einer Agrargeschichte Sachsens bis zum Ausgang des Mittelalters. Noch ist die Geschichte der Besiedelung der wettinischen Lande nicht zum völligen Abschlufs gebracht. Über die Gründung, die erste Anlage der Städte, wie die Entwickelung des Bürgertums in den Städten, im Gegensatz zur ländlichen Bevölkerung, fehlt uns eine abschliefsende Arbeit. Es ist jedoch begründete Aussicht vorhanden, dafs in kurzer Zeit

Digitized by Google

von berufener Seite diesem Mangel abgeholfen werden wird. Ferner hat sich die Kgl. sächsische Kommission für Geschichte ein grofses Verdienst erworben, indem sie von der bewährten Hand Ed. O. Schulzes einen Flurkartenatlas zur Geschichte der Besiedelung und des Agrarwesens in Sachsen herausgeben will. Der Atlas soll 40—50 Tafeln enthalten, und auf 50—60 Bogen Text soll die Entwickelung der agrarischen Verhältnisse von der Sorbenzeit und der ersten deutschen Einwanderung bis in unser Jahrhundert beschrieben werden. Wenn dieses grofse Werk abgeschlossen vorliegt, werden wir Gelegenheit nehmen, die Ergebnisse den Lesern dieser Zeitschrift vorzuführen.

Digitized by Google

SCHILLER UND PLUTARCH.

Von Karl Fries.

Wenn Kaiser Hadrian den Blick von seinem weltbeherrschenden Throne aus in die Niederungen der arbeitenden, rastlosen Menschheit gleiten liefs, so mufste er mit Befriedigung einen eigenen Glanz über dieser ganzen Welt wahrnehmen, einen Glanz, dessen Strahlen alle auf ihn zurückfielen, in seiner Krone ihren Brennpunkt hatten. Wie gern sonnte sich der selbstgefällige Cäsar in der Pracht seines Werkes, wenn rings die Leiern erklangen, die Grabstichel sich regten, die Hallen der Philosophen und Rhetoren vom Beifall der Menge erdröhnten. Dieser neue Frühling des Geisteslebens — sein Werk! Und doch konnte er der schönen Gegenwart nicht froh werden. Wie rein, wie korrekt man die Atthis auch schrieb und sprach, der neue Aufschwung war kein organisch gewordener, es fehlte der Ausdruck der Freiheit, der Natur, der Unbewufstheit in den Mienen dieser bombastischen Sophisten, dieser gleifsnerischen Panegyriker. Tausend warnende Zeichen verkündeten es, dafs der jüngste Tag dieser Kultur nahe, dafs nicht Kunst und nicht Gewalt den drohenden Strom der Zeit und der Entwickelung hemmen würden. Klug wufste der Monarch noch einmal alle Heerscharen der Bildung, des Klassizismus um seinen Thron zu sammeln, um den Angriffsmächten der Zersetzung und Barbarei durch das stolze Bild einer blendenden Parade Einhalt zu gebieten. Aber vergebens erschöpften jene Dio, jene Plutarch und Pausanias ihre Kraft in der Nachahmung der Antike, die beschworenen Geister konnten nicht retten. Man glich eben schliefslich dem Geist, den man begriff, nicht demjenigen, aus dem die Werke der Perikleischen Zeit hervorgegangen waren, mochte man sie auch noch so begeistert rühmen. So schritten diese antiken Romantiker, die Augen auf die versinkende Sonne gerichtet, den Weg der Geschichte dahin.

Vielleicht darf zwischen jener Revolution, an der das Heidentum der alten Welt, und derjenigen, an der der Despotismus einer bevorrechteten Gesellschaftsklasse im Frankreich des vorigen Jahrhunderts zu Grunde ging, eine Parallele gezogen werden. Dort wie hier um sich greifende Korruption, dort wie hier Sehnsucht nach Ausmerzung infizierter Teile, nach tiefster, völliger Regeneration. Wenn aber dort die Bildung in den Dienst der absterbenden Zeit trat, Kunst und Wissenschaft an den Stufen des Thrones sich mit den Mustern der Vergangenheit durchdrangen und sich an ihnen idealisierten, so ruft hier die Kultur nach dem Neuen, Kommenden, Niedagewesenen; von Hoffnungen durchglüht naht sie der Schwelle des Jahrhunderts, um sie im Triumph zu überschreiten.

Digitized by Google

Montesquieu und Rousseau blicken auch auf das Altertum zurück, aber nicht mit jener halben Resignation Hadrians, sondern in dem frohen Gefühl, in den antiken Äufserungen des Freiheitsdranges und Menschengefühles Präzedenzfälle ihres eigenen, allerdings kühneren Denkens und Handelns zu finden.

Wenn Rousseau freilich in dem Johannistrieb der Antoninischen Zeit sich einen Helden erliest, so ist das ein verfehltes Beginnen. 'Plutarch', äufsert er bei Sturz[1]), 'hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halb grofsen Menschen wählte, wie es in ruhigen Staaten Tausende giebt, sondern grofse Tugendhafte und erhabne Verbrecher.' Das trifft für die Biographien des Artaxerxes, Lucullus, Crassus u. a. schwerlich zu. Aufserdem kam es Plutarch bekanntlich hauptsächlich darauf an, die Charaktere berühmter Männer psychologisch zu beleuchten und mit einander zu vergleichen, während ihm der etwas geschraubte Rousseausche Begriff der 'Gröfse' an sich ganz fremd war. 'Plutarch glänzt durch Detailschilderungen, die wir nicht nachzuahmen wagen. Er hat eine unnachahmliche Gabe, grofse Männer in kleinen Zügen zu schildern, und er ist in der Wahl derselben so glücklich, dafs oft ein Wort, ein Lächeln, ein Gestus ihm genügt, seinen Helden zu charakterisieren' (Emil II 211). — 'Ich ziehe einzelne Lebensbeschreibungen vor, wenn ich das Menschenherz studieren will; da enthüllt der Mensch sein Inneres, der Historiker folgt ihm überall und gewährt ihm keine Ruhepause, keinen Winkel, sich vor dem durchdringenden Blick des Betrachters zu flüchten. Je mehr er sich zu verbergen glaubt, je mehr wird er enthüllt. Diejenigen, sagt Montaigne, die Biographien schreiben, verweilen lieber beim Wägen ihrer Helden, als ihrem Wagen, mehr bei dem, was aus ihrem Innern kommt, als bei dem, was draufsen vorgeht; sie stehen mir näher, das ist der Grund, weshalb in jedem Betracht mein Mann Plutarch ist' (ebd. S. 210 f.). Plutarch also ist ihm das Ideal des Historikers, des Seelenkünders, er ist der rechte Lehrer Emils, der ihm den wahren, grofsen Menschen zeigen soll. Demgegenüber möge Plutarch sich selbst äufsern. Er sagt im Anfang des Cimon: 'Man verlangt von einem Maler, der schöne Personen, die viele Reize haben, abbildet, dafs er die Flecken, die etwa das Original hat, nicht ganz weglasse, aber auch nicht zu genau ausdrücke, weil jenes das Gemälde unähnlich, dieses aber es häfslich machen würde. Ebenso mufs man, da es schwer, ja wohl unmöglich ist, das Leben eines Menschen ganz untadelhaft und fehlerfrei darzustellen, bei guten Menschen die Wahrheit, als die Ähnlichkeit, vollkommen beobachten, aber die Fehler und Vergehungen, welche von einer Leidenschaft oder politischen Notwendigkeit nach den Umständen herkommen und sich in die Handlungen einschleichen, mehr für Mängel der Tugend als Bosheiten des Lasters halten und sie nicht gar zu absichtlich und weitläufig in der Geschichte erzählen, sondern eine gewisse Ehrfurcht vor der menschlichen Natur haben, wenn sie keine ganz vollkommene Schönheit und keinen ganz tadelfreien tugendhaften Charakter

---

[1]) H. P. Sturz' Schriften, erste Sammlung (Leipzig 1779) S. 145.

Digitized by Google

hervorbringt.' Das entspricht eigentlich nicht recht dem Standpunkt des von Rousseau geschilderten Historikers und Psychologen. Plutarchs stilisierte, für einen Corneille recht zugestutzte Helden haben mit dem verlorenen und wiedergefundenen Menschen des Rousseauschen Paradieses nichts zu thun. Was der Franzose seinen Landsleuten in Plutarch entdeckt zu haben glaubte, das fand der Germane Lessing in dem grofsen britischen Rassenbruder, dessen Name wie Feuer in den Zunder der Sturm- und Drangstimmung schlug und Wirkungen erzielte, an welche die des Griechen nicht im entferntesten heranreichen. Rousseau aber erhob Plutarchs Namen zum Schlagwort, und ein Wort von ihm wirkte orakelhaft. 'Plutarch, mein Lehrer und Tröster!' hallte es in allen jungen Genies nach. 'Soll ich nun weiter lesen in Brutus' Leben?' fragt Grimaldi in Klingers Zwillingen, und Julio in der 'Neuen Arria' hat den 'Plutarch im Fieber gelesen'. Goethes Plan zum Julius Cäsar ist gewifs durch Shakespeare, vielleicht auch von Plutarch eingegeben. Eine Erinnerung an jene Zeit findet sich vielleicht in der Stelle der klassischen Walpurgisnacht, wo von der Schlacht bei Pharsalus die Rede ist:

> Hier träumte Magnus früher Gröfse Blütentag,
> Dem schwanken Zünglein lauschend wachte Cäsar dort!

Die Benutzung Lucans für die Episode ist nachweisbar, aber daneben dürfte der Dichter doch auch in die Plutarchische Cäsarvita geblickt haben. Hier träumt Pompejus vor der Schlacht, er befände sich auf dem Theater zu Rom und werde von den Römern mit Händeklatschen begrüfst. Cäsar aber opfert vorsichtig vor der Schlacht und fragt den Priester, ob er auch in dem Opfer glückliche Zeichen wegen des Ausgangs der Schlacht bemerke. — Wie hoch der Dichter jedenfalls Plutarch noch in späteren Jahren stellte, geht aus mehreren Stellen der Tagebücher und der Gespräche hervor. Wenn er z. B. ein Buch über Lord Byron besonders loben will, nennt er es 'eines Plutarch würdig' (Eckerm. 11. Juni 1825). An der Stelle, die Goethe hier besonders hervorhebt, wird der Abstand zwischen dem britischen Edelmann und seinen bürgerlichen Beurteilern und der Nachteil, der daraus für Byron erwächst, hervorgehoben. Etwas Plutarchisches läfst sich darin schwerlich finden; es ist klar, dafs der Grieche hier im Rousseauschen Sinn als Typus und Muster des grofsen Historikers aufgefafst wird. Dafs die 'Mütter' aus der Marcellusbiographie stammen, ist bekannt.

Von allen jungen Genies trieb Schiller den Plutarchkultus am weitesten. Ohne Rousseau wäre er freilich wohl nie zu dieser Vorliebe gekommen, denn eine innere Verwandtschaft konnte ihn kaum an den Griechen fesseln, von dessen Person und Schaffen er vielleicht recht wenig wufste. Und doch mochte aus den Biographien dem jungen Dichter ein Geist des Ernstes, der philosophischen Würde entgegentreten, die ihn auch ohne Rousseaus Empfehlung angesprochen hätten. Waren doch beide Männer, ohne ein eigenes System zu bilden, von tiefem Hang zur Philosophie erfüllt, der eine dem Neuplatonismus mit seiner Ekstase, seinem Dämonenglauben, seiner geläuterten Gottesvorstel-

lung, der andere dem Kantischen Idealismus zugethan. Beide wirken durch die bestechende Form und die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung für die Verbreitung ihrer Lieblingsdogmen, beide vereinigen mit der Philosophie die Geschichte, ohne wissenschaftliche Gesichtspunkte, der eine mit ethischer, der andere mit ästhetischer Tendenz, beide ohne produktive Gründlichkeit, aber beide voll sittlichen Ernstes, beide von edlem nationalem Feuer beseelt trotz der Ungunst der äufseren Verhältnisse. 'Ich setze die Arbeit aus eigener Lust fort, indem ich die Vortrefflichkeiten der beschriebenen Männer in der Geschichte so wie in einem Spiegel betrachte und mich ihnen gleich zu bilden suche. Und es ist soviel, als wenn man einen fortgesetzten vertrauten Umgang mit diesen Männern unterhielte, wenn man sie aus der Geschichte gleichsam bei sich aufnimmt, bemerkt, wie grofs, wie vortrefflich jeder gewesen, und die merkwürdigsten und schönsten ihrer Thaten auszeichnet. Welches Vergnügen könnte gröfser sein, welches zur Verbesserung unseres Charakters wirksamer!' schreibt Plutarch (Aemil. Paul. 1), und jedes Wort hätte Schiller als Dichter und Historiker unterschreiben können. Alle diese Übereinstimmungen hätten aber doch eine nähere Beziehung zwischen ihnen nicht bewirkt, wenn Rousseau seinem Jünger nicht diese Bahn gewiesen hätte. Plutarch war nicht der Mann, den man in ihm verehrte, und das Künstliche des Verhältnisses zwischen Schiller und ihm mag ein Grund dafür sein, dafs man es bisher versäumte, die Wechselwirkung zwischen ihnen zum Gegenstand einer besonderen Betrachtung zu wählen.

Die erste Hinweisung auf Plutarch empfing Schiller auf der Akademie. Im Jahre 1779 hörte er bei Friedrich Ferdinand Drück, der, wie sein Schüler, in Marbach geboren, 25jährig als Professor der alten Sprachen an die Akademie berufen wurde und die Schriftsteller des Altertums philologisch und historisch erklärte. 'Recht im Widerspruch zu der in der Akademie herrschenden Subordination stellte Drück seinen Zöglingen die politischen Ideale der Griechen und Römer zur Nacheiferung hin' sagt Minor von ihm (I 165). Er war also ein echter Schüler Rousseaus, und er wies Schiller auf Plutarch hin, dessen Biographien bald die Lieblingslektüre des jungen Eleven bilden sollten. Als dieser im Dezember 1780 die Akademie verliefs, schaffte er sich die Übersetzung der Lebensbeschreibungen von Gottlob Benedikt Schirach an, die in den Jahren 1777—1780 bei Decker in Berlin erschienen war. Das Werk behielt Schiller immer bei sich, und es findet sich noch jetzt in der Schillerbibliothek.[1]) Jeder Band ist mit einem Titelkupfer versehen, und jedem geht eine Widmung an einen adligen Freund des Übersetzers und eine historische Einleitung desselben voraus. Schirach vertritt überall die strengste aristokratische Auffassung. Nur im siebenten Band werden die Übergriffe des römischen Adels gerügt. Aber der Tadel eines Braunschweiger Rezensenten veranlafst Schirach im nächsten Bande (S. XVIII f.) zu folgender Palinodie: 'Keine Staatsverfassung

[1]) Es lohnte sich, dies Exemplar einmal auf etwaige Randbemerkungen Schillers hin durchzusehen, die vielleicht manchen nützlichen Hinweis für unser Thema enthalten.

Digitized by Google

ist schlechter, als die demokratische, und man verstand mich falsch, wenn man glaubte, daſs ich in der Vorrede zu dem vorhergehenden siebenten Theile meiner Übersetzung des Plutarchs, der reinen Demokratie das Wort geredet hätte. Ich halte die demokratische Regierungsform, mit dem Plato, für einen Jahrmarkt aller Regierungsverfassungen, für ein buntes, vielfarbiges Kleid, an welchem sich Kinder und Weiber ergötzen.' — 'Zu unseren Zeiten sollten erleuchtete Männer aufhören, sich wider die monarchische Regierungsform zu erklären, und der republikanischen Freyheit das Wort zu reden.' Im Leben des Dion fürchtet der Übersetzer, wie er in den Anmerkungen sagt, daſs Plutarch seinen Helden in zu günstigem Licht erscheinen läſst und den Dionysius, der in der Vorrede auf jede Weise entlastet wird, zu streng beurteilt. Es ist ein eigenes Spiel des Zufalles, daſs Schiller gerade aus solcher Hand die Nahrung empfing, die die Begeisterung für Gedankenfreiheit in ihm erregte. Die Übersetzung ist in flüssigem und ansprechendem Stil geschrieben, und ihre Anmerkungen bringen in textkritischer und sachlicher Hinsicht manches Brauchbare.

Charakteristisch für Schillers damalige Stimmung ist eine Stelle in dem 'Bericht von den Krankheitsumständen des Eleven Grammont' vom 11. Juli 1780, den Schiller als Medikus abzustatten hatte. Er schreibt an den Obersten Seeger: 'Er lieſs sich von mir einige Zeit aus den Biographien des Plutarchs vorlesen.' Selbst am Krankenbett vergaſs er seinen Liebling nicht, wie er denn überhaupt in der Ausübung der ärztlichen Praxis öfters durch plötzliche Besuche der Muse gestört wurde.

Alles Groſse und Kühne entsprach dem Ideal der Sturm- und Drangzeit. Wenn Plutarch im Anfang des Demetrius sagt: 'Beide Männer (Demetrius und Antonius) bestätigen das Urteil des Plato, daſs groſse Naturen sowohl groſse Laster als groſse Tugenden zu haben pflegen', so muſste das eine willkommene Bestätigung ihrer Theorie sein, und Rousseaus Zustimmung wirkte elektrisierend. Einen groſsen Mann suchte auch Schiller, als die Gestaltungskraft sich zuerst in ihm regte. Der Held der 'Räuber' ist ein Rousseauscher 'groſser Verbrecher'. 'Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von groſsen Menschen.' Er legt das Buch weg und zieht jene vernichtenden Parallelen zwischen Altertum und Neuzeit, zwischen Alexander, Hannibal, Scipio und den Pygmäen seiner Zeit.

Vieles in den Räubern mahnt an Plutarch. Der Stoff ist freilich modernen Quellen entnommen, obgleich das Schicksal des Moorschen Hauses an den Tod des Königs Philipp III. von Macedonien erinnert, der den Verleumdungen seines einen Sohnes Gehör schenkt, den anderen ins Verderben stürzt und später aus Reue und Verzweiflung darüber stirbt (Aemil. Paul. III 89 Schirach), und zwar besonders deutlich, wenn man das Genauere bei Livius nachliest. Der Hungerturm des alten Moor geht gewiſs auf Vorbilder bei Gerstenberg und Lenz zurück. Aber was vom Aufenthalt des jungen Crassus in der Höhle und seiner heimlichen Ernährung durch den Sklaven erzählt wird, mag gleichfalls in der Erinnerung des Dichters lebendig gewesen sein (Crassus V 91).

Digitized by Google

Mit einiger Zuversicht wird man dagegen folgende Stelle aus dem Leben des Brutus mit gewissen Partien der 'Räuber' in Zusammenhang bringen dürfen (VIII 432 ff. Schir.): Brutus ging 'nach Velia am Meere. Von hier wollte eben seine Gemahlin Porcia wieder nach Rom zurückkehren. Sie suchte soviel wie möglich, ihren schweren Kummer zu verbergen. Aber sie verrieth ihn doch, so herzlich sie sonst war, bey Erblickung eines Gemähldes. Dieses war ein griechisches Gemählde, und stellte den Abschied der Andromache vom Hektor vor, wie sie von seinen Armen ihr Kind widernimmt, und ihn anblickt. Porcia konnte bey der Betrachtung dieses Gemähldes ihre Rührung nicht zurückhalten; sie zerflofs in Thränen, und gieng darauf vielmals hin, und betrachtete weinend dieses Gemählde. Ein gewisser Acilius, ein Freund des Brutus, brachte bei dieser Gelegenheit die Worte der Andromache gegen den Hektor an: Hektor, Du bist mir Vater, bist mir theure Mutter, und Bruder, Du, mein geliebter Gemahl! Brutus sagte dazu mit Lächeln: Aber ich kann gegen die Porcia das nicht sagen, was Hektor sagt — Befiehl Deinen Dienerinnen, fleifsig zu weben und zu spinnen — Denn obgleich Porcia durch die Schwachheit ihres Körpers verhindert wird, es uns an tapferen Thaten gleich zu thun, so thut sie es doch gewifs an herzhaftem Muthe fürs Vaterland, ebenso gut wie wir, allen andern zuvor.'

Es kann wohl kein Zweifel sein, dafs Schiller durch diese Stelle zur Abfassung des Gedichtes 'Hektors Abschied' inspiriert wurde, und nicht durch Homer, wie man bisher annahm. Diesen hat er jedenfalls erst nach der Anregung durch die Brutusstelle aufgeschlagen. Von Homerischen direkten Einflüssen ist bei dem jungen Schiller nirgends eine Spur zu bemerken. Die Gewifsheit des Plutarchischen Ursprungs jener Konzeption gründet sich auf die Rolle, die das Gedicht in den Räubern spielt. Wir können noch weiter gehen und behaupten, dafs die ganze Szenenreihe zwischen Amalia und dem als Graf auftretenden Karl stark unter dem Einflufs jener Episode steht. Auch Amalia und Karl stehen vor einem Gemälde, das sie an ihr eigenes Ungemach erinnert, und auch Amalia weint bei seinem Anblick (IV 2), auch sie kehrt trauernd zu dem Gemälde zurück, auch hier wird die Situation in ein Wechselgespräch zwischen Hektor und Andromache eingekleidet.

Eine andere Koinzidenz ergiebt sich aus der folgenden Stelle des Brutus (VIII 489 Schir.): 'Inzwischen bemerkte einer von der Gesellschaft, den selbst durstete, dafs auch Brutus durstig war, er lief daher mit dem Helme an den Flufs, um damit Wasser zu holen. Weil unterdessen ein Lärmen an dem jenseitigen Ufer entstand, so lief Volumnius, und der Schildträger des Brutus, Dardanus, etwas voraus, um Kundschaft einzuziehen. Wie sie bald drauf wieder zurückkamen, fragten sie, ob kein Wasser mehr für sie da wäre? Brutus sahe den Volumnius mit einem ausdrucksvollen Lächeln an, und sagte: «Es ist alles ausgetrunken, aber es soll auch wieder anderes geholt werden.» Es wurde derjenige, der vorher das Wasser gebracht hatte, wieder abgeschickt, aber er lief Gefahr, von den Feinden gefangen zu werden, und entkam mit genauer Noth und verwundet zurück.'

Digitized by Google

Sofort fällt uns die Episode im dritten Akt ein, in der Schweizer mit Lebensgefahr dem verschmachtenden Hauptmann Wasser im Hut bringt. Ja, betrachten wir die ganze Plutarchstelle im Zusammenhang, die wehmütige Einsamkeit des Brutus mit wenigen Getreuen nach der Schlacht von Philippi, so werden wir an die Donauszene erinnert. 'Brutus gieng über einen Bach, der mit Gebüschen bewachsen war und ein steiles Ufer hatte. Von da gieng er nicht viel weiter, da es schon ganz finster geworden war, sondern setzte sich in einem tiefen Grunde nieder, vor welchem ein grofser Felsen stand' (S. 487). Die Dekoration ist dieselbe bei Schiller: 'Gegend an der Donau. Die Räuber gelagert auf einer Anhöhe, unter Bäumen, die Pferde weiden am Hügel hinunter.' Im Plutarch heifst es weiter: 'Es waren nur wenige von seinen Officieren und Freunden bey ihm, er blickte an den Himmel, der eben voller Sterne war, und sagte zwey Verse her, davon Volumnius nur den einen in seiner Nachricht davon anführt: — Jupiter, es entgehe dir nicht der Urheber dieser Übel! Den anderen aber, wie er vorgiebt, vergessen hat.' Dieser andere wird dann in der Anmerkung nachgeholt: 'Elende Tugend! Du warst also nur ein Wort: ich verehrte Dich als etwas wirkliches? Allein du bist eine Sklavin des Glücks.' Auch Karl Moor klagt über die Nichtigkeit der Welt und menschlichen Wollens, 'dieses bunte Lotto des Lebens, worin so Mancher seine Unschuld und — seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen, und — Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin.' — 'Es giebt ein fruchtbares Jahr. — Meinst Du? Und so würde doch ein Schweifs in der Welt bezahlt. Einer? — Aber es kann ja über Nacht ein Hagel fallen und alles zu Grunde schlagen.' Auch Karl Moor blickt zum Himmel auf und vergleicht sich mit der untergehenden Sonne. Von Brutus heifst es weiter an derselben Stelle: 'Kurze Zeit darauf erwähnte er jeden seiner Freunde, die in der Schlacht vor seinen Augen umgekommen waren, namentlich, besonders seufzete er bey der Erinnerung an den Flavius und Labeo, von welchen dieser sein Legat, und Flavius Oberaufseher der Zimmerleute gewesen war.' Karl Moor sagt: 'Es war ein heifser Nachmittag — und nur einen Mann verloren — mein Roller starb einen schönen Tod.' Wir werden demnach nicht Anstand nehmen, die ganze Szene an der Donau als eine Nachbildung der Brutusszene nach der Schlacht bei Philippi, wie Plutarch sie schildert, anzusehen. Brutus scheint überhaupt der Liebling Schillers gewesen zu sein, und man wird daher dessen Biographie besonders genau beachten. Brutus safs 'in der Nacht vor dem Übergang seiner Armee aus Asien nach Europa, in einer stockfinsteren Nacht, bey dem dunklen Scheine einer Lampe in seinem Zelte, da im ganzen Lager schon allgemeine Stille herrschte, und war mit tiefen Gedanken beschäftigt, als es ihm auf einmal vorkam, als wenn jemand zu ihm hereinkäme.' Es folgt die Erscheinung Cäsars, die ihn vor Philippi warnt. Ebenso ruht Karl Moor vor der entscheidenden Turmszene im Walde, auch in tiefe Gedanken versunken. Die Räuber 'lagern sich auf der Erde und schlafen ein'. Da erscheint auch ihm Cäsar, seine Phantasie ruft ihn herbei, und er stimmt den Wechselgesang zwischen Brutus und Cäsar an. 'Den Römergesang mufs ich

Digitized by Google

hören, dafs mein schlafender Genius wieder aufwacht.' Wenn auch der Cäsar des Brutus eine ganz andere Rolle spielt, als der vor der Turmszene besungene, so sieht man doch, wie immer Plutarchische Vorstellungen in der poetischen Werkstatt des jungen Dramatikers Eingang finden. Der Dichter wird hier wohl nicht nur aus Shakespeares 'Julius Cäsar' geschöpft haben. In dem 'Römergesang' drückt sich trotz der mythologischen Einkleidung doch eine mehr historische Grundstimmung aus, der Verfasser kommt offenbar eben von eifriger Beschäftigung mit der Zeit der Bürgerkriege zurück, es ist ein geschichtliches Interesse, das er am Stoffe nimmt.[1]) Auch das Folgende in der Stelle der Biographie, Brutus' Unterredung mit Cassius über den Traum und die rationalistischen Auseinandersetzungen über den natürlichen Ursprung der Wahnvorstellungen und Träume, scheint seine Spuren in den Franzszenen des letzten Akts und den Erörterungen über die Bedeutung der Träume zurückgelassen zu haben. An Plutarch werden wir aber auch sonst in einzelnen Stellen und Worten erinnert, so wenn Kosinsky auftritt und sofort den Hauptmann erkennt: 'Ich habe mir immer gewünscht, den Mann mit dem vernichtenden Blicke zu sehen, wie er safs auf den Ruinen von Karthago — jetzt wünsch' ich es nicht mehr.' Hier hat Schiller zwei Plutarchstellen kombiniert, erstens die Gefangenschaft des Marius in Minturnä, wo er ermordet werden sollte: 'Das Zimmer, worinnen Marius lag, war dunkel, und es kam dem Soldaten vor, als wenn eine grofse Flamme aus den Augen des Marius führe, und ihm eine Stimme aus der Dunkelheit zuriefe: 'Du unterstehst Dich, den Cajus Marius umzubringen?' (IV 177 Schir.) und zweitens die Stelle, wo er vom Prätor aus Afrika ausgewiesen wird: 'Dieser Befehl machte, dafs Marius vor Traurigkeit und Schwermut keine Worte finden konnte, sondern eine lange Zeit stillschweigend den Gerichtsdiener mit starrem Blick ansah. Der Gerichtsdiener fragte ihn endlich, was er denn dem Prätor für eine Antwort bringen sollte? Marius antwortete mit einem tiefen Seufzer: «Sag' ihm, du hättest den Cajus Marius als einen Flüchtling auf den Ruinen von Karthago sitzen gesehen»' (S. 180 Schir.). Dieser Mann ist es, den Kosinsky sucht und in Moor findet. Im Lied von der Männerwürde findet sich, wenn auch nicht in heroischem, sondern in burschikosem Bürgerschem Stil, dieselbe Erinnerung an Marius:

Seht ihr den Römer stolz und kraus
In Afrika dort sitzen?
Sein Aug' speit Feuersflammen aus,
Als säht ihr Hekla blitzen.

Da kommt ein Bube wohlgemuth,
Giebt manches zu verstehen —
'Sprich, du hättst auf Karthago's Schutt
Den Marius gesehen.'

[1]) Im Anschlufs daran mag an die Vignette am Schlufs der ersten Ausgabe erinnert werden, auf der Brutus und Cäsar in Charons Nachen steigend dargestellt sind. Brahm Schiller I 120.

Digitized by Google

So spricht der stolze Römersmann,
Der Bub' thät fürbafs eilen;
Das dankt der stolze Römersmann,
Das dankt er seinen Pfeilen!

Auch hier die Verbindung beider Stellen, denn von einem Feuerblick in Karthago hören wir nichts, desto lebhafter erinnern die 'Feuerflammen' und der 'blitzende Hekla' an die andere Stelle. — Auch einige Ausdrücke, wie Spiegelbergs 'freie Passage zu Cäsar und Catilina' oder Rollers 'ohne Oberhaupt ging Rom und Sparta zu Grunde' u. a. m., liefsen sich zur Dokumentierung der Plutarchischen Stimmung des Dichters anführen, zu der sich dieser ja auch selbst bekennt.

Auch sonst in den Gedichten dieser Zeit findet sich dieselbe Erscheinung; wenn es z. B. in dem oben zitierten Gedicht heifst:

Pompejus hat mein Talisman
Bei Pharsalus bezwungen,

oder in späterer Fassung:

Den Perser hat mein Talisman
Am Granikus bezwungen,

so werden auch hier Cäsar und Alexander dem entarteten Jahrhundert als Muster aller männlichen Vollkommenheiten vorgehalten.

Bei Sturz sagt Rousseau: 'In der neuen Geschichte gab es einen Mann, der seinen (Plutarchs) Pinsel verdient, und das ist der Graf von Fiesque, der eigentlich dazu erzogen wurde, um sein Vaterland von der Herrschaft der Doria zu befreien. Man zeigte ihm immer den Prinzen auf dem Thron von Genua; in seiner Seele war kein anderer Gedanke, als der, den Usurpator zu stürzen.' Den Anfang der Stelle zitiert Schiller in der Vorrede zur zweiten Auflage der Räuber, und auch in der 'Erinnerung an das Publikum' 1784 wird darauf angespielt. Also auch beim Fiesko haben Rousseau und Plutarch Pate gestanden.

In den Räubern wird in die Abgründe der Menschennatur hineingeleuchtet. Die Probleme des Stoffs ruhen auf der denkbar breitesten Unterlage, es ist die Kain- und Abel-Tragödie, die älteste der Menschheit, die sich wieder abspielt. Der leitende Genius des Dichters war hier der grofse Franzose, der jene Urprobleme wieder aufgerührt hatte. Plutarchs Einflufs konnte nur ein gelegentlicher sein und in einzelnen Episoden hervortreten. Die fundierenden Thesen, die Charaktere, die Idee haben nichts mit ihm gemein. 'Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen. — Hier versuche ich das Gegenteil, ein Opfer der Kunst und Cabale' heifst es in der Vorrede zum Fiesko. Während also die Räuber den Menschen im weitesten Sinn angehen, wendet sich die zweite Tragödie nur an das 'politische Wesen', politischer Sturm und Drang ist ihre Grundlage. Sie steht in viel höherem Grade unter dem Einflufs Plutarchs, als die Räuber, und in ihr sucht der Dichter sich mit den Eindrücken seiner Plutarchlektüre abzufinden. Idee, Handlung, Charaktere des 'republikanischen Trauerspiels' atmen

Digitized by Google

antike Gesinnung. Der Verrina ist gleichsam wörtlich aus dem Plutarch übersetzt. Er hat den starren Sinn Catos und begeht die That des Brutus. Auch Appius Claudius war sein Muster, wenn er wie Lessings Odoardo die Ehre der Tochter schützen will. Fiesko trägt viele schöne Züge von Cäsar, und Minor, der Brutus sein Vorbild nennt, denkt wohl hauptsächlich an die äufsere Handlung. Indessen gebärdete sich doch auch Cäsar zunächst als Befreier vom Joch der Aristokratie, bis er schliefslich die Maske abwarf und wie Fiesko nach der Krone griff. Beide scheitern an der republikanischen Idee. Spielend überwinden beide anfangs ihre Gegner, ihre Liebenswürdigkeit bezaubert Freund und Feind, beide herrschen, indem sie zu dienen scheinen. 'Zu Rom machte den Cäsar der Reiz seiner Beredtsamkeit in gerichtlichen Reden ebenso berühmt, als sein gefälliges, freundliches Betragen gegen jedermann, mit welchem er sich weit herablassender zeigte als man von seinem jugendlichen Alter erwarten konnte, ihm die Liebe des Volkes erwarb. Dazu kam die Gunst, die er sich durch Freygebigkeit und Gastmahle verschaffte, und überhaupt seine glänzende Lebensart, wodurch er nach und nach immer zu mehr Ansehn im Staate gelangte. — Cicero war der erste, der die Absicht seiner Staatsmaximen durchschauete, und ihre lächelnde Heiterkeit für ebenso gefährlich als die heitere Stille des Meeres hielt. Er bemerkte, dafs in Cäsars menschenfreundlichem gefälligen Wesen ein gefährlicher Charakter verborgen läge, und sagte, er sähe in allen seinen Maasregeln und Staatsunternehmungen tyrannische Absichten versteckt; «wenn ich aber dagegen», setzte er hinzu, «die so künstlich accommodierten Haare des Cäsars, und ihn sich selbst mit dem einen Finger im Kopfe kratzen sehe, so scheint mir dieser wieder garnicht der Mann zu seyn, der einen so grofsen Frevel, als der Umsturz der römischen Staatsverfassung ist, sich könnte in den Sinn kommen lassen»' (VI 363 f. Schir.). Das ist der ganze Fiesko. Der junge Cäsar schwebte Schiller vor, wie Shakespeare den älteren schilderte. Wie letzterer auch auf Schiller bei Gestaltung eines späteren Helden wirkte, wird noch zu erwähnen sein. Für Fiesko kommt aber auch der Demetrius Poliorketes in Betracht, von dem sich folgende Charakteristik bei Plutarch findet (VIII 7 Schir.): 'Demetrius war von grofser Statur, obgleich nicht ganz so grofs wie sein Vater, und von einer so bewunderungswürdig schönen Gestalt und Gesichtsbildung, dafs kein Bildhauer und Mahler im Stande war, die völlige Ähnlichkeit seiner Schönheit zu erreichen. Er vereinigte Grazie und Ernst, und etwas Furchtbares mit einem sehr angenehmen Wesen: unter seiner jugendlichen Lebhaftigkeit blickte ein schwer nachzuahmendes heroisches Ansehen, und eine königliche Würde hervor. Eben so setzte sein moralischer Charakter die Menschen in Erstaunen, und gewann zugleich ihre Liebe. Er war im Umgange bey lustiger Gesellschaft, und Gastmählern, der angenehmste Mann, und der weichlichste Fürst, und wiederum bey den Geschäften der thätigste, strengste, und unermüdet ämsigste Mann. Er suchte daher am meisten dem Gotte Bacchus nachzuahmen, als welcher im Kriege ebenso tapfer, als aus dem Kriege, den ernährenden Frieden zu verschaffen, fähig gewesen und ein Freund der Fröhlichkeit und der Freude gewesen war.' Man erkennt

Digitized by Google

die Ähnlichkeit sofort, wenn man die ersten Szenen des Fiesko mit den lebendigen Beschreibungen seiner Person oder seine Charakteristik im Personenverzeichnis liest: 'Junger, schlanker, blühend schöner Mann von 23 Jahren — stolz mit Anstand — freundlich mit Majestät — höfisch geschmeidig, und ebenso tückisch.' — Berthas Verwandtschaft mit Virginia-Emilia Galotti ist bekannt. Auch Andreas ist ein antiker Charakter. Leonore vergleicht sich selbst mit Porcia (V 5): 'Eine Heldin soll mein Held umarmen — mein Brutus soll eine Römerin umarmen — Ich bin Porcia'. — Für ihr Auftreten als Amazone hat man auf Ossian und auf Vorgänge im siebenjährigen Kriege hingewiesen. Vielleicht läfst sich folgende Stelle aus dem Leben des Arat (welches auf das Leben des Brutus folgt) anführen (VIII 560 Schir.): 'Während dieser Verwirrung (Überfall der Stadt Pallene durch die Achäer) safs eine von den Gefangenen, die Tochter des Epigethes, eines vornehmen Mannes, ein ungemein schönes und wohlgewachsenes Mädchen, in dem Tempel der Diana, wohin sie ihr Räuber gebracht, und ihr seinen Helm mit drey Federbüschen aufgesetzt hatte. Sie lief bey dem entstandenen Tumulte vor die Thüre des Tempels, und sahe in ihrem Helme mit den drey Federbüschen dem Gefechte zu. Dieser ungewöhnliche Anblick schien den Bürgern von Pallene eine erhabene, übermenschliche Gestalt zu seyn, und die Feinde hielten ihn auch für eine göttliche Erscheinung und geriethen in Zittern und Schrecken, so dafs niemand weiter an eine tapfere Verteidigung dachte.' Es wäre nicht undenkbar, dafs diese Stelle Schiller vorgeschwebt hat, als er den letzten Akt schrieb. Freilich für Leonores Katastrophe fehlt jede Analogie, aber es ist ja auch nicht von einer eigentlichen Anregung, sondern nur von einer leisen Erinnerung die Rede. Wie dort z. B. die Helmbüsche der Jungfrau den Bürgern auffielen, so erkennt Fiesko seine Leonore an dem Busch und Mantel des vermeintlichen Gianettino (V 11): 'Kenn' ich nicht diesen Busch und Mantel? Ich kenne den Busch und Mantel!' Die Einschliefsung im Tempel erinnert an die Berthaszene, in der Bertha in einem unterirdischen Gewölbe dem Kampfgetöse zuhört, bis sie der Freiheit zurückgegeben wird. Endlich mag hier gleich zur Erwägung gestellt werden, ob die Ähnlichkeit zwischen dem Eindruck der behelmten Jungfrau Plutarchs auf die Feinde, die, wie erwähnt, 'in Zittern und Schrecken gerieten, und nicht mehr an eine tapfere Verteidigung dachten' und der ersten Erscheinung der Johanna d'Arc völlig zufällig ist. Es bedarf keines längeren Zitates aus der Erzählung Raouls. Nur die letzten Worte mögen wegen der Ähnlichkeit mit der Plutarchstelle angeführt werden. Vom Feinde heifst es da:

> Der, hoch betroffen, steht bewegungslos,
> Mit weit geöffnet starrem Blick das Wunder
> Anstaunend, das sich seinen Augen zeigt —
> Doch schnell, als hätten Gottes Schrecken ihn
> Ergriffen, wendet er sich um
> Zur Flucht, und Wehr und Waffen von sich werfend
> Entschaart das ganze Heer sich im Gefilde.

Digitized by Google

Viel Gewicht darf man auf solche Übereinstimmungen nicht legen, die immer auf einem Zufall beruhen können, aber erwähnt dürfen sie werden, wenn auch nur der Vervollständigung wegen. Die Aratvita enthält aber noch andere Züge, die ihre Benutzung durch den Fieskodichter wahrscheinlich machen. Die ganze, hochdramatische Beschreibung der Einnahme von Korinth durch Arat mit ihren nächtlichen Strafsenkämpfen erinnert lebhaft an den letzten Akt unseres Dramas. Sie ist zu umfangreich, um hier eingefügt werden zu können (Plut. VIII 528—544 Schir.), aber es lohnt sich wirklich sie zu lesen, da sie neben der Schilderung der Schlacht bei Carrhä und derjenigen des untergehenden Pyrrhos vielleicht zu den farbigsten und dramatischsten Stellen der Biographien Plutarchs überhaupt gehört. Um so gröfser erscheint die Möglichkeit, dafs Schiller sich ihrer erinnerte. Dafs der Dichter in der Fieskozeit in der That an die Aratbiographie dachte, scheint aus einer anderen Stelle derselben hervorzugehen, die zunächst angeführt werden möge (VIII 524 Schir.): 'Als Aratus die Gemählde, die die Tyrannen vorstellten, gleich nach der Befreiung der Stadt (Sicyon), vernichten liefs, war er doch lange Zeit unschlüssig, was er mit demjenigen, das den Aristratus vorstellte, welcher zur Zeit des Königs Philippus herrschte, machen sollte. — Es stellte den Aristratus auf einem Siegeswagen vor, und war so bewundernswürdig, dafs Aratus sich anfänglich durch die Kunst dafür einnehmen liefs, bald drauf überwog aber doch der Hafs gegen die Tyrannen, und er befahl, dies Stück zu vernichten. Der Mahler Nealkes, ein Freund des Aratus, legte mit Thränen eine Fürbitte ein'. Arat läfst sich dann zur Milde umstimmen unter der Bedingung, dafs die Gestalt des Tyrannen übermalt werde. Dafs die Romanoepisode im zweiten Akt auf Emilia Galotti zurückgeht, steht aufser Zweifel, aber bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dafs die Unterschiede zwischen beiden betreffenden Szenen sehr erhebliche sind. Der Contiszene fehlt jedes politische Moment. Conti malt weibliche Portraits, Nealkes und Romano politische Vorgänge, 'Scenen aus dem nervigten Alterthum'; Romano kommt zum Fiesko, die grofse Linie zu einem Brutus zu finden, also auch er von Rousseau und Plutarch begeistert. Diese republikanische Gesinnung hat er nicht mit dem Hofmaler Conti, sondern mit dem Freunde des Befreiers Arat, dem Nealkes gemeinsam, der zur Rettung seines Gemäldes sagt: 'Man mufs gegen die Tyrannen, nicht aber gegen die Gemählde der Tyrannen Krieg führen.' Arat will das Gemälde aus Hafs gegen den Gegenstand vernichten lassen, Verrina entbrennt in Wut gegen den gemalten Tyrannen: 'Spritz zu, eisgrauer Vater! — Zuckst Du, Tyrann? — Wie so bleich steht ihr Klötze, Römer — ihm nach, Römer — das Schlachtmesser blinkt — Mir nach, Klötze, Genueser — Nieder mit Doria! Nieder! nieder! (Er haut gegen das Gemälde)', und Fiesko schilt den Maler, der Republiken nur mit dem Pinsel frei mache und seine eigenen Ketten nicht brechen könne. Verächtlich wirft er das Gemälde um, das Romano mit Bestürzung forttrügt. Nealkes rettet sein Bild dadurch, dafs er den Tyrannen durch einen Palmenbaum verdeckt. In demselben Arat begegnet übrigens noch ein Gemälde mit politischer, republikanischer Tendenz, welches von Timanthes

Digitized by Google

gemalt war und die erwähnte Eroberung und Befreiung Korinths darstellte. Wenn nun auch in der Romanoszene viele Züge unleugbar auf Lessing hinweisen, so darf doch angenommen werden, dafs neben dieser Anregung die Plutarchische in Betracht kommt, der Schiller die Verbindung des politischen Moments mit dem künstlerischen verdankt.

In der Theaterbearbeitung des Fiesko von 1783 unterdrückt der Held seine Herrschgelüste und schenkt dem Volk die Freiheit wieder. Das erinnert an eine Stelle derselben Vita, wo von dem Tyrannen von Megalopolis, Lysiades, erzählt wird (S. 556): 'Er wurde aber der Last der Monarchie bald überdrüssig, und da er den Aratus wegen seines Ruhmes beneidete, und wegen seiner Nachstellungen fürchtete, so entschlofs er sich zu der rühmlichsten Veränderung, erstlich sich selbst von allem Hasse, Neid, Wache und Trabanten zu befreyen, und dann der Wohlthäter seines Vaterlandes zu werden.' Auch folgende Charakteristik erinnert an Fiesko: 'Lysiades war von Natur edelmüthig, und ruhmbegierig, und hatte sich nicht, wie viele andere Monarchen, durch Herrschbegierde und Habsucht zur Ungerechtigkeit gegen seine Mitbürger hinreifsen lassen, sondern ein erweckter Trieb nach Ehre, und die falschen eitlen Vorstellungen, die man ihm von der Alleinherrschaft, als von einer höchstglücklichen und bewunderten Sache, gemacht (vgl. Fiesko III 2), hatten den hohen Geist dieses jungen Mannes zu den Gedanken verleitet, dafs er sich selbst zum Oberherrscher aufwarf.'

Selbst für die Beziehungen Fieskos zu Julia finden sich, was man am wenigsten erwarten sollte, Analogien in derselben Biographie. Es wird da von den Absichten des Antigonus auf Akrokorinth erzählt, übrigens wieder gelegentlich der Schilderung jener Korinthischen Kämpfe. Mit Gewalt konnte er den Platz nicht nehmen. Da machte er der Nicäa, der Herrscherin der Stadt, Aussicht auf Vermählung mit seinem Sohn, 'wodurch sich auch Nicäa, da sie als eine bejahrte Frau das Vergnügen einer Verbindung mit einem jungen Prinzen haben sollte, bald einnehmen liefs. Antigonus gebrauchte aber nur seinen Sohn gleichsam zu einer Lockspeise gegen sie' (S. 530). Sie übergiebt die Festung noch nicht, Antigonus läfst trotzdem alle Anstalten zur Vermählung treffen, 'wobey Schauspiele und tägliche Gastmale waren, dafs man glauben mufste, Antigonus habe vor Freude und Vergnügen alle seine Gedanken blofs auf Scherz und Lustbarkeit gewandt.' Als die Zeit der Hochzeit herannaht, sendet er Nicäa nach dem Theater, dem Schauplatz der Feier, und begleitet sie selbst, 'welche über die ihr widerfahrende Ehre ungemein vergnügt war, und an nichts weniger als das, was ihr bevorstand, dachte.' Plötzlich wird sie dann im Stich gelassen, und die Burg wird mit einem Handstreich überrumpelt.

Wir sehen, dafs die Spuren dieser Einflüsse fast alle auf die Biographie des Arat zurückgehen. Sie folgt in dem Bande der Schirachschen Übersetzung unmittelbar auf den Brutus, mit dem sie bei Plutarch aber nicht in Parallele gesetzt wird. Schiller hat sie also gewifs öfter als einmal gelesen, wenn er vom Brutus kommend in dem Bande, der ihm so wert war, angeregt weiter blätterte. Und in der That ist sie eine der interessantesten Biographien der

Digitized by Google

ganzen Sammlung; der Schriftsteller konnte hier aus dem reichen Born familiärer Tradition schöpfen, und es ist den behaglich breit ausmalenden Detailschilderungen deutlich anzumerken, wie dem Verfasser bei der Arbeit die häuslichen Erzählungen von den Thaten der Vorvorderen im Ohre klangen. Die Person des Arat mufste Schiller anheimeln. Er war 'ein Bürgerfreund, von einer erhabnen Denkungsart, und für das gemeine Beste mehr als für sein eignes sorgfältig, ein bitterer Feind der Tyrannen, und gewohnt, das allgemeine Beste zur Grenze der Freundschaft und Feindschaft zu machen' (S. 519), also ein Held, wie Schiller ihn in jener Periode suchte. Geldgeschenke der Könige schlägt er nicht aus, sondern verteilt sie unter das Volk, Summen, 'von denen nur ein geringer Theil andere Feldherren und Demagogen, wenn sie sie von einem Könige erhalten hätten, fähig gewesen wäre zu allen Ungerechtigkeiten und Verräthereyen gegen ihr Vaterland zu bewegen' (S. 525). Er söhnt die Armen und Reichen aus, sichert die Wohlfahrt der Republik und scheut jeden Verdacht monarchischer Gelüste. Stolz und freimütig begegnet er den Königen und erinnert hierin etwas an den Marquis Posa. Dadurch erwirbt er sich die Freundschaft des Antigonus, der, ähnlich wie Philipp, von ihm sagt (S. 527): 'Ich nehme diesen jungen Mann auch gern an, bin entschlossen seine Dienste zu nutzen, und will, dafs ihr ihn alle für unsern Freund erkennt.' Natürlich darf man hierin nicht zu weit gehen und verkennen, dafs auch andere Vorbilder eingewirkt haben, wie Timoleon, den Schiller in späteren Jahren noch anführt, und über den Abel im ersten Bande des Wirtembergischen Repertoriums einen Aufsatz geschrieben hatte, und Brutus, auf dessen Zeit Fiesko selbst hinweist (II 5): 'Genua ist da, wo das unüberwindliche Rom wie ein Federball in die Rakete eines zärtlichen Knaben Octavius sprang!'

Die Fabel, die Fiesko den Deputierten erzählt, mag auf neuerer Quelle beruhen; die Anregung zur Anwendung derselben auf die Politik verdankt Schiller wohl dem Plutarch, bei dem sich viele politische Fabeln finden. Am bekanntesten ist diejenige des Menenius Agrippa im Coriolanus (II 329), aber auch im Themistokles (I 464), Phocion (VI 505), Demosthenes (VII 396) und Cato (III 401) finden sich Beispiele dafür, in letzterem Falle wird auch ein reifsendes Tier mit dem Tyrannen verglichen. Im einzelnen geht sonst die Ähnlichkeit nicht weit, aber im ganzen läfst sich gegen die Möglichkeit einer Einwirkung im genannten Sinne wohl nichts einwenden.

Wenn Fiesko in der Verschwörungsszene (III 5) dem Doria zuruft:

Auch Patroklus ist gestorben,
Und war mehr als Du,

so beweist das nichts für Schillers unmittelbare Beachtung des 21. Buches der Ilias, da Plutarch im Leben des Alexander erzählt (VI 310): 'Kallisthenes soll, wie er die Ungnade des Königs gemerkt, als er nach Hause gekommen, zwey oder dreymal zu sich selbst gesagt haben: — Auch Patroklus kam um, ein Mann weit besser als Du.'

(Schlufs folgt.)

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN.

ZUR GESCHICHTE DER ASTRONOMIE.

Der Jesuit Petau beginnt die 8 Bücher seiner 'Variae dissertationes', die zum sogenannten Uranologium gehören (erschienen 1630), mit den Worten: 'Ortus stellarum occasusque cognitio res est ad multas vitae partes utilis et ad scriptorum veterum intelligentiam apprime necessaria, et ad absolvendam temporum doctrinam haud levis ex ea fit accessio.' Dieser Satz hat in seinem mittleren Teile noch heute volle Gültigkeit; ein jeder weifs, wie oft bei griechischen und römischen Dichtern der Auf- oder Untergang sei es eines ganzen Sternbildes oder eines einzelnen Sternes zur Zeitbestimmung verwendet wird. Die wissenschaftliche Forschung hat sich daher schon früh mit solchen dichterischen Beziehungen auf die Erscheinungen am Himmel beschäftigt, wie z. B. von Ideler in den Abhandlungen der Kgl. preufs. Akademie aus den Jahren 1822 und 1823 (gedruckt 1825, S. 137—169) die Angaben der Fasten von Ovid einer eingehenden Prüfung unterworfen worden sind. Von späteren Arbeiten, die einen gleichen Zweck verfolgen, ist mir nur bekannt geworden die Abhandlung von G. Hofmann 'Über die bei griechischen und römischen Schriftstellern erwähnten Auf- und Untergänge der Sterne' (Programm des k. k. Gymnasiums in Triest 1879). Aus diesen beiden Quellen, besonders aus der Abhandlung von Ideler haben dann die verschiedenen Kommentatoren der antiken Dichter ihre Bemerkungen zu den betreffenden Stellen entlehnt.

Daneben sind nun noch in jüngster Zeit die Auf- und Untergänge der Fixsterne behandelt worden von Walter F. Wislicenus in seiner 'Astronomischen Chronologie' (Leipzig 1895). Ein eigenes Kapitel (S. 35—44) bespricht hier im Anschlufs an Petau und Ideler die täglichen und jährlichen Auf- und Untergänge der Gestirne, um dann folgende Tabelle aufzustellen (S. 40 f.):

A. Mit blofsem Auge nicht wahrnehmbar:
1. Der wahre kosmische Aufgang: Stern, und Sonne gehen gleichzeitig auf (Geminos: *ἐπιτολὴ ἑῴα ἀληθινή*).
2. Der wahre kosmische Untergang: der Stern geht bei Sonnenaufgang unter.
3. Der wahre akronychische Aufgang: der Stern geht bei Sonnenuntergang auf.
4. Der wahre akronychische Untergang: Stern und Sonne gehen gleichzeitig unter (Geminos: *δύσις ἑσπερία ἀληθινή*).

B. Mit blofsem Auge wahrnehmbar:
5. Der heliakische Aufgang: der erste sichtbare Aufgang des Sternes in der Morgendämmerung (Geminos: *ἐπιτολὴ ἑῴα φαινομένη*).
6. Der heliakische Untergang: der letzte sichtbare Untergang des Sternes in der Abenddämmerung (Geminos: *δύσις ἑσπερία φαινομένη*).
7. Der scheinbare akronychische Aufgang: der letzte sichtbare Aufgang des Sternes in der Abenddämmerung (Geminos: *ἐπιτολὴ ἑσπερία φαινομένη*).
8. Der scheinbare kosmische Untergang: der letzte sichtbare Untergang des Sternes in der Morgendämmerung (Geminos: *δύσις ἑῴα φαινομένη*).

'Für die Nummern 5 bis 8', fährt Wislicenus fort, 'hat Ideler die deutschen Namen Frühaufgang, Spätuntergang, Spätaufgang und Frühuntergang vorgeschlagen, während er für die unter 1 bis 4 aufgeführten Phänomene dieselben Namen unter Vorsetzung des Beiwortes «wahrer» gebraucht wissen will.' Richtiger wäre es, zu sagen, Ideler hat Nr. 1—4 als die 'wahren', Nr. 5—8 als die 'scheinbaren' Phänomene bezeichnet, und darin ist man ihm, so viel ich sehen kann, ganz allgemein gefolgt. So spricht G. Hofmann (a. a. O. S. 11) von 'scheinbarem Spätuntergang' (Nr. 6), 'scheinbarem Frühaufgang' (Nr. 5), 'scheinbarem Spätaufgang' (Nr. 7), 'scheinbarem Frühuntergang' (Nr. 8), und auch Wislicenus gebraucht den Ausdruck 'scheinbar' bei Nr. 7 und 8 in gleichem Sinne. Vgl. besonders die oben zitierte Abhandlung von Ideler S. 139 ff.

Ich behaupte nun, dafs hier überall 'scheinbar' eine falsche Übersetzung des griechischen *φαινομένη* ist, das auf Auf-

Digitized by Google

und Untergänge von Fixsternen angewandt nichts anderes bedeuten kann als 'sichtbar' (ich habe jene falsche Übersetzung, die sich dann bis zum heutigen Tage erhalten hat, am frühesten gefunden in Idelers 'Historischen Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten' (1806, S. 312).

Nebenbei sei bemerkt, dafs wir jetzt in Autolykos aus Pitane (1885 von Hultsch herausgegeben) eine sehr wertvolle, den Früheren so gut wie unbekannte Quelle für die antike Lehre von den Auf- und Untergängen der Fixsterne besitzen. Dieses älteste, wohl noch aus dem 4. Jahrhundert vor Chr. stammende Denkmal der mathematisch-astronomischen Litteratur der Griechen enthält zu den einzelnen Lehrsätzen auch die ausführlichen Beweise, und aus denen können wir mit vollster Evidenz ersehen, dafs φαινόμενος von Auf- und Untergängen gebraucht nie 'scheinbar', sondern nur 'sichtbar' bedeutet. Was soll denn überhaupt ein 'scheinbarer' Aufgang irgend welches Sternes, wie bisher stets der terminus technicus lautete, zu bedeuten haben? Da 'scheinbar' der logische Gegensatz zu 'wirklich' ist, so kann doch, sollte ich denken, ein 'scheinbarer' Aufgang allenfalls nur das Aufleuchten eines Sternes bezeichnen, der schon längst über dem Horizonte stand, als es noch hell war, und nun erst bei eintretender Dunkelheit aus der Tiefe des Himmels zu strahlen beginnt. Das könnte man allenfalls den scheinbaren Aufgang eines Sternes nennen, im Gegensatze zu seinem vorausgegangenen wirklichen, der Helligkeit wegen aber unsichtbaren Aufgange, wo er über den Horizont heraufkam. Bei Plinius (N. h. XVIII 218) liegt in der That eine Stelle vor, wonach es den Anschein hat, als hätten die Römer nicht ganz genau auch jenes Aufleuchten aus dem tiefen Grunde des Himmels *exortus* genannt; Plinius meint, er würde für die entsprechende Erscheinung lieber den Ausdruck *emersus* gebrauchen. Selbst aber wenn die Stelle bei Plinius anders gedeutet werden müfste, jedenfalls bedeutet φαινομένη ἐπιτολή oder δύσις ein wirkliches Heraufsteigen des Sternes über den Horizont oder ein wirkliches Hinabsteigen unter denselben, und zwar ein solches, bei welchem der Stern je nachdem zum ersten oder zum letzten Male s i c h t b a r ist. Er passiert in Wirklichkeit ja stets innerhalb 24 Stunden auf- oder absteigend zweimal den Horizont, aber so und so lange im Jahre ist dieser Auf- und Untergang nicht sichtbar, weil es noch zu hell ist. Die Ausführungen bei Autolykos lassen keinen Zweifel zu, dafs φαινόμενος in solcher Anwendung auf Auf- oder Untergänge nur 'sichtbar', nicht 'scheinbar' bedeutet. Dementsprechend würde man dann das Gegenteil, die ἀληθινὴ ἀνατολή, am besten übersetzen mit 'gleichzeitiger, aber unsichtbarer Aufgang' (Gemin. Cap. 11: αὕτη δὲ ἡ — ἀληθινὴ — ἐπιτολὴ ἀθεώρητος γίνεται διὰ τὰς αὐγὰς τοῦ ἡλίου).

Es mag auf den ersten Blick befremden, dafs einem so sprachkundigen Astronomen, wie Ideler war, ein derartiges Versehen in der Übersetzung von φαινόμενος hat zustofsen können, vielleicht wird aber die merkwürdige Thatsache einigermafsen verständlich durch folgende Erwägungen. Fortgesetzte Beobachtungen der Planeten und ihrer Bahnen führten im Altertume schliefslich zu der Annahme, die vor allem (wenigstens für die Sonne) Hipparch zu begründen suchte, dafs die Planeten sich in exzentrischen Bahnen um den Mittelpunkt der Welt und des Zodiakus bewegen, den die im Verhältnis zur Fixsternsphäre nur punktförmig zu denkende Erde einnimmt. Auf dieser exzentrischen Bahn bewegt sich nun der Planet in voller Regelmäfsigkeit mit Beziehung auf den Mittelpunkt des exzentrischen Kreises (die Epicykeltheorie kann hier füglich der Kürze halber ganz aus dem Spiele bleiben), d. h. in gleicher Zeit legt er auf dem exzentrischen Kreise stets gleiche Bogen zurück, und zu diesen gleichen Bogen des exzentrischen Kreises gehören stets gleiche Zentriwinkel des exzentrischen Kreises. Nun befindet sich ja aber die winzig kleine Erde, von der aus wir Menschen die Planetenbewegungen am Himmel beobachten, nicht im Mittelpunkte der exzentrischen Planetenbahn, sondern daneben im Mittelpunkte des Weltalls und des Tierkreises. Daraus ergiebt sich mit zwingender Notwendigkeit, dafs die an sich stets gleichmäfsige Bewegung des Planeten auf der exzentrischen Bahn für den beobachtenden Menschen im Mittelpunkte der Welt ungleich und unregelmäfsig wird. Für diesen Schein der Unregelmäfsigkeit, dem in Wahrheit vollste Regelmäfsigkeit der Planetenbewegung auf der exzentrischen Bahn zu Grunde liegt, verwendet nun aber die griechische Astronomie ebenfalls stets das Verbum φαίνεσθαι, das dann ganz sachgemäfs mit 'scheinbar' übersetzt wird (der Gegensatz dazu ist bei Ptolemaeus, Theon und Proklos gewöhnlich ἀκριβής oder auch ὁμαλός). Das ist aber nur e i n Fall, wo die antike Astronomie ganz richtig den Begriff 'scheinbar' verwendet; daneben giebt es noch andere Fälle, wo die Bezeichnung 'scheinbar' vollständig

Digitized by Google

berechtigt ist, z. B. wenn es sich um die wahre und scheinbare ἐποχή (Ort) eines Sternes handelt oder in der Lehre von der Parallaxe des Mondes, worauf wir hier nicht weiter eingehen.

Wer nun vom Studium des Almagestes zur Lehre von den Auf- und Untergängen der Fixsterne übergeht, dem kann es ja allenfalls beikommen, das ihm aus dem Almagest ganz geläufige φαινόμενος so wie dort mit 'scheinbar' zu übersetzen, allein trotzdem ist diese Übersetzung, bei Auf- oder Untergängen der Fixsterne angewendet, durchaus falsch, denn φαινόμενος bezeichnet hier nur 'sichtbar'. Somit sollten hinfort alle 'scheinbaren' Auf- und Untergänge verschwinden; es giebt nur einerseits sichtbare und andererseits gleichzeitige, aber unsichtbare Auf- und Untergänge der Fixsterne.

Albin Häbler (†).

---

1) J. Jastrow und G. Winter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273). Erster Band (1125—1190). [Bibliothek deutscher Geschichte, herausgegeben von H. v. Zwiedineck-Südenhorst.] Stuttgart 1897, J. G. Cotta Nachfolger. XXII, 644 S. 8.

Das grofse Unternehmen der 'Bibliothek deutscher Geschichte', das unter Weglassung des gelehrten Apparats 'eine auf quellenmäfsiger Grundlage ruhende, für jeden gebildeten Leser zugängliche Darstellung' unserer gesamten Geschichte geben will, schreitet seiner Vollendung entgegen. Die Geschichte der Hohenstaufen liefs lange auf sich warten. Hier war der Boden noch nicht soweit vorbereitet wie in den übrigen Perioden. Zugleich sollte hier auch ein Überblick über die frühmittelalterlichen Zustände in Kultur und Verfassung geboten werden, die in der Zeit der Hohenstaufen bekanntlich weitgehende Wandelungen erfuhren. J. Jastrow, der die Bearbeitung dieses Zeitalters übernommen hatte, mufste zuletzt wegen Änderung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit die Vollendung des Werkes anderen Händen überlassen. Der jetzt vorliegende erste Band ist noch gröfstenteils Jastrows geistiges Eigentum; das erste Buch stammt vollständig von ihm, das zweite und dritte hat G. Winter nach seinem Entwurf ausgearbeitet.

Im ersten Buch erhalten wir ein grofs angelegtes, lebensvolles Gemälde von Land und Leuten zu Beginn der Hohenstaufenzeit. Ausgehend von dem gemeinsamen Kulturkreis der alten Welt führt uns der Verfasser zunächst die verschiedene Entwickelung von Morgen- und Abendland vor, die Bildung von vier selbständigen Verkehrsgebieten, dem chinesisch-indischen, dem arabisch-türkischen, dem griechischen und dem lateinisch-germanischen, ihre wechselnden Beziehungen zu einander, worin Araber und Griechen die Vermittlerrolle zwischen dem äufsersten Osten und dem äufsersten Westen spielen, bis das Abendland zuerst in den Normannen selbständig die Wege zum Osten findet, und im Zeitalter der Kreuzzüge Morgen und Abend unter den Bannern des Islams und des Christentums den Kampf um die Handelsherrschaft beginnen. In lehrreicher Weise wird uns die noch sehr unbedeutende Stellung Deutschlands im damaligen Weltverkehr gezeigt. Während Araber und Griechen die römische Kultur teilweise unzerstört übernommen und sich zu eigen gemacht hatten, war dem Abendland von allen Schöpfungen des Römerreiches allein die Kirchenverwaltung geblieben. Indem nun Jastrow 'Westeuropa in kirchlicher Einigung' schildert, scheint er dem Rezensenten in seinem Streben nach dem Zusammenhang des Ganzen in der Weltgeschichte doch etwas zu weit zu gehen. Thatsächlich hat es doch bis auf Gregor VII. keine gemeinsame lateinische Kirche gegeben. Die eigentümliche Verfassung der deutschen Reichskirche hätte eine ausführliche Darstellung erhalten müssen. Die weiteren Schilderungen des deutschen Landes und seiner Bewohner, der sozialen Gliederung, von Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, Recht und Gericht lassen überall den kundigen Führer erkennen und machen sich dem Leser durch plastische Anschaulichkeit gefällig. Ziemlich dürftig ist dagegen die Darstellung des Heerwesens ausgefallen. Der Abschnitt 'Fürstentümer, Bistümer, Stadtgemeinden' leidet unter einer gewissen Unsicherheit in der Auffassung der Verfassungsformen, die sich u. a. in der schon bemerkten Vernachlässigung der Reichskirchenverfassung äufsert. Was ist denn das Gemeinsame der drei hier zusammengenommenen Begriffe? Die Stadtgemeinde gehört in jener Zeit noch nicht zu den politischen Gebilden, den Gliedern des Reiches, sondern fällt durchaus unter die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse. Die übrigen Abschnitte des ersten Buches behandeln die Stellung des Königs, den Gesamtcharakter der Verfassung, das Lehnswesen, Kunst, Litteratur, geistiges Leben und die Verhältnisse in den einzelnen Ländern des Reiches. Im ganzen möchte man eine etwas straffere Disposition wünschen; der Stoff fällt manchmal ein wenig auseinander.

Digitized by Google

Das zweite Buch führt den Titel 'Das Zeitalter Bernhards von Clairvaux'. Wir lernen die Erschöpfung der Laienwelt nach den stürmischen Zeiten der Salier, das Übergewicht der kirchlichen Ideen in Deutschland kennen. Kaiser Lothar erscheint trotz mehrerer Anläufe zur Selbständigkeit fast völlig als Diener dieser Ideen. Neben Bernhard von Clairvaux hat besonders Norbert von Magdeburg bestimmenden Einfluſs auf die Politik Lothars. Die Stellung des Kaisers ist vielleicht etwas zu ungünstig gezeichnet. Die Thatsache, daſs Innocenz II. sich dem Urteilsspruche Lothars unterworfen hat, bleibt doch immerhin bestehen, und das Investiturrecht des Königs ist mindestens nicht geschmälert worden. — Unter dem 'Pfaffenkönig' Konrad III. erreichte die Herrschaft der Kirche ihren ersten Höhepunkt; der Beredsamkeit des heiligen Bernhard gelang es, das deutsche Königtum mit fortzureiſsen in den Kampf gegen den Islam, die Zeit des theoretischen Weltreiches schien gekommen, als das gänzliche Scheitern des zweiten Kreuzzuges die Völker von dem Banne des heiligen Eiferers erlöste.

Als der glänzendste Vertreter der wiedererwachten Laienwelt besteigt Friedrich I. den Thron. Wie die aufsteigende Sonne den Nebel der asketischen Weltanschauung siegreich durchbricht, wie sich die arbeitsfrohen Kräfte der Nation willig um den neuen Herrn scharen, wie dieser durch Nachgiebigkeit im kleinen und Festigkeit im groſsen in kurzer Zeit jeden fremden Einfluſs auf die Reichsregierung ausschlieſst und die ersten Grundlagen sicherer Rechtszustände schafft, das schildert in trefflicher Weise der erste Abschnitt des dritten Buches. Dann sehen wir das neugekräftigte Königtum die Schiedsrichterstellung in den Kämpfen der lombardischen Städte ergreifen und den Kampf gegen das Papsttum Alexanders III. aufnehmen. Als rücksichtsloser Verfechter der kaiserlichen Ansprüche beherrscht Friedrichs Kanzler Reinald von Dassel jene Zeit. Sein Tod im Jahre 1167 bezeichnet einen Wendepunkt in Friedrichs Politik, der nun zu einer ihm persönlich wohl näherliegenden versöhnlichen und maſsvollen Richtung zurückgreift. Der Niederlage von Legnano messen die Verfasser entgegen der gewöhnlichen Anschauung nur geringe Bedeutung bei. Man muſs ihnen insofern recht geben, als der Kaiser dem lombardischen Bunde gegenüber seine Stellung unverrückt behauptete. Aber mit Alexander III. trat er thatsächlich doch erst jetzt in Friedensverhandlungen ein, so daſs man eine Folge der Schlacht hier nicht wohl leugnen kann. Ein besonderer Abschnitt ist der Monarchie Heinrichs des Löwen und ihrem Sturz gewidmet. In den 80er Jahren sehen wir dann den Kaiser auf der Höhe seiner Macht. Über den Schiebungen und Reibungen der unermüdet beweglichen Bevölkerungsschichten erscheint er als der starke und milde Herrscher, wie sich sein Bild im Bewuſstsein des Volkes erhalten hat. Der letzte Abschnitt schildert 'Friedrich Barbarossas Kreuzzug und Tod'.

Auch in der zweiten Hälfte des Buches kann sich der Rezensent nicht ganz mit der Verteilung des Stoffes befreunden. Durch die völlige Trennung der lombardischen, der kirchlichen und der deutschen Angelegenheiten wird es schwer, in den einzelnen Zeiträumen die Gesamtlage zu überschauen. Wenigstens in den entscheidenden Zeitpunkten, etwa 1160, 1167, 1176 hätte eine Übersicht über die gleichzeitig auf verschiedenen Gebieten wirkenden Kräfte gegeben werden sollen, denn auf die Entscheidung haben sie jedesmal alle miteingewirkt. Im ganzen erfüllt das vornehm und verständlich geschriebene Buch, das auch der Fachmann mit Nutzen lesen wird, seinen Zweck vortrefflich. Möge uns bald der zweite Band beschieden werden!

2) Heinrich Gerdes, Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur im Mittelalter. Zweiter Band: Geschichte der salischen Kaiser und ihrer Zeit. Leipzig 1898, Duncker und Humblot. XII, 665 S. 8.

Als der erste Band des vorliegenden Werkes im Jahre 1890 erschienen war, wurde von manchen Seiten, wie der Verfasser in der Vorrede des zweiten Bandes erzählt, 'die Ansicht ausgesprochen, daſs das eigentliche Ziel einer künstlerischen Bearbeitung eine innige Verschmelzung der Erzählung der äuſseren Ereignisse mit der Darstellung der mannigfachen Seiten des Kulturlebens sein müſste'. Man wird nicht finden können, daſs der Verfasser diese Ansicht hinlänglich widerlegt habe. Die von ihm auch in dem eben erschienenen zweiten Bande seiner Geschichte des deutschen Volkes beibehaltene Einteilung in eine 'äuſsere' und eine 'innere Geschichte' muſs als ein recht unglücklicher Gedanke bezeichnet werden. Wenn er selbst in der Vorrede die Wichtigkeit der inneren Verhältnisse des Reiches hervorhebt, die 'den Schlüssel für das Verständnis der bedeutungsvollen politischen Vorgänge jener Zeit enthalten', so macht er damit gerade auf einen empfindlichen Fehler seiner Arbeit aufmerksam. Denn indem er die 'äuſsere Geschichte'

Digitized by Google

als selbständigen Teil und vor der 'inneren' behandelt, verzichtet er darauf, jenen Zusammenhang zwischen beiden, in dem doch die inneren Verhältnisse das Primäre sein sollen, darzulegen. Aber die Überschrift der beiden Teile entspricht auch nicht recht ihrem Inhalt. Der Verf. giebt uns in der ersten Hälfte seines Buches eine Erzählung der äufseren und inneren Kriege sowie der ja damals noch recht geringfügigen sonstigen auswärtigen Beziehungen der deutschen Könige in den Jahren 1024—1125. Die zweite Hälfte besteht aus 4 Abschnitten, von denen der erste den Staat, der zweite die Kirche, der dritte die sozialen Verhältnisse, der letzte das geistige Leben der salischen Epoche schildert. Ein derartiges Sammelwerk darf man aber doch nicht eine Geschichte des deutschen Volkes nennen; es sind nur Beiträge zu einer solchen, mögen sie auch im einzelnen noch so sorgfältig ausgearbeitet sein. Der Verf. macht für seine Methode geltend, dafs so 'die fortlaufende Geschichtserzählung nicht beständig durch Darlegung der politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte unterbrochen wird, und dafs einzelne Punkte der inneren Geschichte je nach Bedürfnis in gröfserer Ausführlichkeit behandelt werden können'. Aber dieser scheinbare Vorteil wird bei weitem aufgewogen durch den schweren Nachteil, dafs die äufsere Geschichte teils des rechten Inhalts entbehrt, teils Stücke der inneren vorwegnimmt, und der zweite Teil unter häufigen Wiederholungen leidet. Die Verhältnisse der Kirche werden fast auf jeder Seite des ersten Teils erwähnt, das Lehnswesen kann in der Geschichte Konrads II. nicht unberührt bleiben, und auf S. 324—329 finden wir sogar ein Kapitel 'Innere und äufsere Verhältnisse des Reiches'; aber zu einer befriedigenden Schilderung kann es der Verf. hier nirgend kommen lassen, da er sich diese Dinge ja für den zweiten Teil aufsparen mufs. Man möchte zuweilen wünschen, das ganze Buch von hinten nach vorn zu lesen.

Die Erzählung des ersten Teils ist klar und anschaulich. Jedem der salischen Herrscher wird am Schlusse seiner Geschichte ein Kapitel über seine geistigen und körperlichen Eigenschaften gewidmet. Der Verf. stellt die politische Begabung der Salier mit Ausnahme Heinrichs III. sehr hoch. Ihre unermüdliche Thatkraft, ihre zähe Beharrlichkeit und diplomatische Gewandtheit hebt er treffend hervor. Heinrich dem Dritten wird er nicht gerecht. Dieser soll in unbesonnenem Idealismus das Werk seines praktisch verständigen Vaters zerstört, in gutmütiger Schwäche der klerikalen und aristokratischen Revolution die Wege gebahnt haben. Aber die 'praktische' Geistesrichtung Konrads II. hat es meiner Ansicht nach verschuldet, dafs das Königtum seine Stellung an der Spitze der geistigen Bewegung des Jahrhunderts verlor. Heinrich III. hat es verstanden, die Zügel noch einmal in die Hand zu bekommen und bis an sein Ende festzuhalten. Vielleicht wäre er auch der Mann gewesen, die notwendige Neuordnung der kirchenpolitischen Verhältnisse ohne gewaltsame Erschütterungen zu vollziehen, indem er der Kirche ihr Recht gab und das Recht des Königs wahrte. War es seine Schuld, dafs nach seinem jähen Tode ein Knabe den Thron bestieg, und eine so gewaltige Persönlichkeit wie Hildebrand die Geschäfte der Kirche übernahm? Heinrich III. hat den Geist seiner Zeit besser verstanden als Konrad II. und Heinrich IV. Die Fragen, die die neuere Geschichtforschung an Heinrichs III. Hofhaltung zu Goslar anknüpft, hat Gerdes merkwürdiger Weise ganz unberührt gelassen. Seine Darstellung auf S. 122 und 126 f. sowie andere Stellen seines Buches lassen erkennen, dafs ihm Nitzschs Geschichte des deutschen Volkes zu seinem Schaden unbekannt geblieben ist.

Im zweiten Teil ist das Beste die Darstellung der päpstlichen Politik, die Entwickelung der Lehren Gregors von der Forderung kanonischer Wahlen an bis zur absoluten Herrschaft des Papstes in geistlichen und weltlichen Dingen. Nicht ganz konsequent ist der Verf. in seiner Auffassung von dem Erfolge dieser Politik. S. 481 behauptet er: 'Schon nach dem Tode Heinrichs IV. im Jahre 1106 konnte die völlige Unterwerfung der deutschen Kirche unter Rom als beendigt angesehen werden.' Aber aus dem ersten Teile hat man doch einen anderen Eindruck davon gewonnen, vgl. S. 305 über die letzten Jahre Heinrichs IV.: 'Deutschland war in der That vom Papste abgefallen; es gab nur noch kaiserliche Bischöfe'; S. 340 zum Jahre 1112: 'Die deutsche Kirche blieb dem Kaiser im ganzen treu!' Bei der Behandlung der ständischen Verhältnisse möchte man öfter eine schärfere Begriffsbestimmung wünschen. Man hat den Eindruck, als ob der Verf. seines Stoffes nicht ganz Herr geworden wäre. Auch hat ihm hier offenbar die nötige Litteratur gefehlt. Die Unterscheidung zwischen Fürsten und Grafen z. B. entspricht nicht dem damaligen Zustand (vgl. Ficker, Vom Reichsfürstenstand). Ausführliche Belehrung erhalten wir über das

Digitized by Google

wirtschaftliche, häusliche und gesellige Leben der Deutschen und zum Schlufs eine dankenswerte Übersicht über die Schulbildung, Litteratur und Kunst, namentlich die Baukunst.

Die in den Monumenta Germaniae historica gesammelten Quellen hat der Verfasser fleifsig benutzt, auch die Litteratur öfter, freilich nicht gleichmäfsig, herangezogen. Dem Fachmann wird das Buch wenig bieten. Zur Einführung in die Geschichte jener Zeit kann es jedoch nützliche Dienste thun.

3) Gustav Richter, Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter von der Gründung des fränkischen Reichs bis zum Untergang der Hohenstaufen. Mit durchgängiger kritischer Erläuterung aus den Quellen und den neueren Bearbeitungen. Ein Handbuch für das wissenschaftliche Studium der deutschen Geschichte im Mittelalter. III. Abteilung: Annalen des deutschen Reichs im Zeitalter der Ottonen und Salier. Zweiter Band. Halle a. S. 1898, Buchhandlung des Waisenhauses. XIV, 782 S. 8.

Während die von der Münchener hist. Kommission herausgegebenen 'Jahrbücher der deutschen Geschichte' alle historischen Überlieferungen über die deutschen Könige zu einer ausführlichen Darstellung verarbeiten, haben sich die 'Annalen' G. Richters zur Aufgabe gesetzt, nur das, was zur Reichsgeschichte in unmittelbarem Zusammenhang steht, in einer Weise zusammenzustellen, die für Sonderuntersuchungen dem Fachmann sichere Anknüpfungspunkte und Anregungen, dem Lehrer eine wissenschaftliche Grundlage für den Geschichtsunterricht und jedem, der sich über irgend einen Teil der Reichsgeschichte unterrichten will, rasche und zuverlässige Auskunft gewährt. Der jetzt erschienene zweite Band der dritten Abteilung behandelt den Zeitraum vom Tode Heinrichs III. bis zu dem Kaiser Lothars. Die Zeit Heinrichs IV. ist vom Herausgeber bearbeitet, die Heinrichs V. nach einem Entwurfe Horst Kohls von Walter Opitz. Die Einrichtung des Buches ist im ganzen dieselbe wie in den früheren Bänden. Als erfreuliche Neuerung sind die Jahreszahlen am Kopf jeder Seite zu begrüfsen, die das Nachschlagen sehr erleichtern. Der Text der Zeittafel ist etwas ausführlicher gehalten; die Quellenauszüge sind etwas beschränkt worden, werden aber doch wie bisher das Nachschlagen der Quellenwerke vielfach entbehrlich machen. Die kritischen Erörterungen haben im neuen Band einen ziemlich grofsen Umfang erreicht, was sich durch die Fülle des in neueren Quellenausgaben und Einzeluntersuchungen zusammengetragenen Stoffes hinlänglich erklärt. Die Jahrbücher Heinrichs IV. von Meyer von Knonau reichen bekanntlich nur erst bis zum Jahre 1077. Die Zeit von 1077—1106 findet in den 'Annalen' ihre erste den neueren Fortschritten der Wissenschaft entsprechende Bearbeitung. Aber auch für die vorhergehenden und die folgenden Jahrzehnte, wo die 'Jahrbücher' als Grundlage dienten, ermangeln die Annalen durchaus nicht der selbständigen Forschung, zumal auch eine Reihe wichtiger Veröffentlichungen nach Erscheinen der 'Jahrbücher' noch zu bearbeiten waren. Vielseitigem Interesse wird u. a. die gründliche Untersuchung über die Vorgänge von Tribur und Canossa 1076—1077 auf S. 220—248 begegnen. Als Anhang zu den Annalen Heinrichs IV. giebt Richter in ausführlicher Darstellung 1) 'Das Charakterbild des Königs nach dem Urteil der Zeitgenossen' und 2) einen Abschnitt 'Zur historiographischen Würdigung', worin er die wechselnden Auffassungen der Geschichtschreiber über den unglücklichen Herrscher seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Tage schildert, mit teilweise wörtlichen Anführungen aus den Geschichtswerken. Am Schlufs des Bandes hat der Unterzeichnete eine Übersicht über die Verfassung des deutschen Reiches während der sächsischen und salischen Periode geliefert.

Auf ausführende Darstellung leisten die Annalen grundsätzlich Verzicht. Sie stellen sich gewissermafsen dar als Auszug aus den Monumenta Germaniae historica und den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft und als Quintessenz des in den 'Jahrbüchern' verarbeiteten Stoffes. Sie werden vielen Gelehrten, denen jene grofsen Werke nicht leicht zur Hand sind, Ersatz bieten können; namentlich wer keine grofse Bibliothek in der Nähe hat, wird gern nach einem solchen Hilfsmittel greifen. Was Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft für den Altphilologen ist, das sollen Richters Annalen dem Historiker sein, der sich dem deutschen Mittelalter widmet.

Ernst Devrient.

Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker, o. ö. Professor an der Universität München. München 1896 ff., Carl Haushalter.

Ein vielversprechendes Unternehmen sind die 'Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte', herausgegeben von Franz Muncker. Sie sollen in zwang-

Digitized by Google

loser Folge wissenschaftliche Abhandlungen philologisch-historischer Methode oder auch ästhetisch-psychologischer Betrachtungsweise enthalten aus dem Gebiete der deutschen Litteratur sowie fremdländischen Schrifttums vom Ausgang des Mittelalters bis auf die unmittelbare Gegenwart und die 'wechselseitigen Einwirkungen dieser Litteraturen wie nicht minder die mannigfachen Beziehungen zwischen Dichtung und Wissenschaft, zwischen Litteratur, Musik und bildender Kunst beleuchten'. Doch wollen sie trotz ihres streng wissenschaftlichen Charakters auch die Aufmerksamkeit solcher Leser erregen, die nicht zu der kleinen Zahl der Fachleute gehören. Vier treffliche Abhandlungen liegen vor zur Bestätigung dieses Programms. Die erste gehört zur Faustlitteratur: 'Nachklänge der Sturm- und Drangperiode in Faustdichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts' von Roderich Warkentin. Nachdem Lessing in seinem berühmten 17. Litteraturbrief den Faststoff aufs neue beschworen hatte, mufste der Held dieser Sage in seinem Hochmut und seiner Vermessenheit so recht eine Idealgestalt der Stürmer und Dränger werden. Ein unbedeutender Wiener Dichter, Paul Weidmann, hat das Verdienst, 1775 als erster aus der Periode des Sturms und Drangs einen Faust auf die Bühne gebracht zu haben, ein 'allegorisches Drama', wie er es nannte, während Goethes 'Urfaust' bereits geschrieben war. An dieses Weidmannsche Drama haben die beiden Geniedichter Maler Müller mit seinen Bruchstücken aus dem dramatisierten Leben Fausts und Klinger mit seinem Roman 'Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt' angeknüpft, und eine grofse Zahl von Dichtern und Dichterlingen hat sich unter dem Einflufs der Sturm- und Drangperiode des Faststoffes bemächtigt. Deren Dichtungen führt uns der Verfasser vor und beleuchtet ihr gegenseitiges Verhältnis zu einander, soweit sie bis zur Vollendung des Goethischen Faust erschienen sind. Es sind der Vergessenheit anheimgefallene Namen bis auf Chamisso, dessen Faust 1803 gedichtet ist, Klingemann, dessen bühnenkundiges Effektstück, 1815 entstanden, auf dem Theater viel Glück machte und noch heute in der Ausgabe der Reclamschen Bibliothek gelesen wird, und Grabbe, der in unglücklicher Weise den Faust- und Don Juanstoff mit einander verquickte.

Die zweite Abhandlung versetzt uns in das 17. Jahrhundert und zieht ein ungedrucktes Werk von Moscherosch an das Licht: 'Die Patientia', nach der Handschrift der Stadtbibliothek zu Hamburg zum erstenmal herausgegeben von Ludwig Pariser, der sich schon wiederholt um Philander von Sittewald verdient gemacht hat. Die Patientia ist kein vollendetes Werk, obwohl der Dichter von 1627 bis in die sechziger Jahre, die letzten seines Lebens, daran gearbeitet hat; es sind nur Vorarbeiten und zwar in der Hauptsache drei Entwürfe zu einem Lehrgedicht mit Erläuterungen in Prosa, das die Nützlichkeit der Geduld in allen Lebenslagen behandeln sollte. Dazu kommt allerhand Beiwerk, das mit dem Thema des Gedichtes nicht in unmittelbarem Zusammenhang steht, ein ausführliches Gespräch eines Geängstigten und eines Freundes über den Hofdienst, ausgeführt nach dem Vorbild eines Traktats von Amos Comenius, wie der Verfasser nachweist, Gebete aus allerhand Situationen, Vorreden in Briefform, ein Wust von gelehrten Zitaten aller Sprachen und Materialien, aus denen weitere Strophen für das Lehrgedicht und die prosaischen Erläuterungen genommen werden sollten. An diesem überreichen Beiwerk ist schliefslich die ganze Arbeit des Dichters erstickt.

Die wertvollste Abhandlung ist die von Sulger-Gebing, 'Die Brüder A. W. und F. Schlegel in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst', wertvoll einmal als bedeutsame Vorarbeit für eine zukünftige Geschichte des Kunstgeschmacks, dessen Entwickelung und Wandlung ja noch so wenig erforscht ist, andererseits in ihrem Zusammenhange mit der viel behandelten Frage: Goethe und die bildende Kunst. Beider Brüder Jugend steht, wie es sich in ihren ersten Kunstschriften zeigt, unter dem Zeichen der antiken Kunst, wie sie Winckelmann und Mengs der Welt gedeutet hatten, nur dafs sich schon jetzt August Wilhelm als der vielseitigere und geschmakvollere, Friedrich als der naivere und originellere zeigt. Nun nehmen die Begründer der romantischen Schule als reife Männer nicht nur die litterarischen Bestrebungen der Sturm- und Drangzeit wieder auf, sondern auch, was eine Hervorhebung verdient hätte, die Art der Betrachtung bildender Kunst, die vor 30 Jahren Hamann durch Herder die Stürmer und Dränger gelehrt hatte, über die uns Volbehr ('Goethe und die bildende Kunst') so überzeugend aufgeklärt hat. Schon hier bei Hamann und Herder, nicht erst bei den Romantikern, ist der erste Schritt zum historischen Begreifen der bildenden Kunst zu suchen. Der junge Goethe, der in seiner Freude an der Gotik die Flugschrift 'Von deutscher Baukunst' schrieb, der aber zu gleicher Zeit den Griechen die 'höchste Schönheit' zuerkannte

und im Mannheimer Antikenkabinett mit Entzücken das Pantheonkapitäl bewunderte, der in der Düsseldorfer Gallerie sich an den Niederländern ergötzte und kurz vor seinem Betreten Weimars schrieb: 'Ich zeichne, künstle und lebe ganz mit Rembrandt', dachte historischer als der spätere, der allein die Bahn des klassizismus eingeschlagen hatte und im Jahre 1816 von seiner hohen Warte allgemeinster Interessen bei der Redaktion der Italienischen Reise Ausfälle gegen die Gotik einschob, wie sie der Reisende von 1786 in gleichem Grimme nicht gefühlt hatte.

Diese historische Auffassung der Kunst haben die Gebrüder Schlegel wieder aufgenommen und weiter ausgebildet, gestützt auf eine aufserordentlich reiche Sachkenntnis, die sie sich zunächst an der Hand der Dresdner Gallerie erwarben, wie es vom Verfasser eingehend und klar dargestellt wird, und die sie aufs sorgsamste vervollständigten, Friedrich bei seinem Aufenthalte in Paris von 1802—1804, wo damals Napoleon die beweglichen Meisterwerke von Bildern und Statuen aus ganz Italien und Spanien zusammengehäuft hatte, August Wilhelm auf seinen Reisen in Italien im Dienste der Frau von Staël. Auf der Höhe ihrer Leistungen als Ästhetiker und Kunstforscher stehen die Brüder in ihrem gemeinsamen Wirken an ihrer Zeitschrift, dem Athenäum, die gröfste systematische Leistung sind aber die Berliner Vorlesungen von Wilhelm August. Nach ihrer verschiedenen Art haben die Brüder eine ganz getrennte Weiterentwickelung genommen. Überraschend finden wir oft das Urteil Friedrichs, wie zum Beispiel seine Verurteilung der Maler der zweiten Bologneser Schule, der Caracci, Guido, Domenichino, die bisher neben Raffael an der Spitze der italienischen Malerei gestanden hatten, wie sie Goethes Vorliebe bilden, als er Italien betritt. Aber er ist später abwärts geschritten, hat sich abgekehrt von dem Ideale seiner Jugend, der Antike, bis zu ihrer Verdammung, ist dem Mystizismus und dem Katholizismus anheimgefallen, und der einst so freie, vielseitige Mann ist in beschränkter Einseitigkeit bei den Nazarenern gestrandet. Reich ist noch die kunstschriftstellerische Thätigkeit August Wilhelms gewesen, aber er hat nur die alten Gedanken weiter ausgestaltet und ist über seine Glanzzeit zu Beginn des Jahrhunderts in Berlin nicht hinausgekommen.

Erstaunlich beherrscht der Verfasser das grofse, weitverzweigte kunstschriftstellerische Material der Gebrüder Schlegel sowie das der Kunstgeschichte, wie er sich auch im letzten Goethe-Jahrbuch so heimisch gezeigt hat in dem Rom der Goethischen Zeit.

In die unmittelbare Gegenwart führt uns endlich die vierte Abhandlung: 'Gerhart Hauptmann' von U. C. Woerner. Der grofse Bühnen- und Bucherfolg von Hauptmanns 'Versunkener Glocke' im vorigen Jahre hat den Dichter so sehr in das allgemeine Interesse gerückt, dafs zu gleicher Zeit nicht weniger als drei ausführliche Bücher über ihn erschienen sind. Die Biographie von Paul Schlenther, dem vertrauten Freunde des Dichters, ist zu subjektiv gefärbt zum Lobe Hauptmanns, das Buch von Adolf Bartels wird ihm oft zu wenig gerecht. Auf der rechten Mittelstrafse bewegt sich unsere Schrift von Woerner, die mit Beschränkung auf die notdürftigsten biographischen Angaben, wie sehr auch bei Hauptmann Leben und Dichten zusammenhängt, in besonnener, sachlicher Kritik die Werke des Dichters von seiner Jugenddichtung 'Promethidenlos' bis zur 'Versunkenen Glocke' bespricht. Der Verfasser weifs sein Lob und seinen Tadel wohl zu begründen, so dafs man sich im ganzen seiner Kritik durchaus anschliefsen mufs. Ohne blind zu sein für die Schwächen der ersten Hauptmannschen Dramen des konsequenten Realismus, 'Vor Sonnenaufgang', des sozialen Dramas der Vererbungstheorie, und des 'Friedensfestes', der erschütternden Familienkatastrophe durch den Zwist zwischen Vater und Sohn sowie Bruder und Bruder, weifs uns der Verfasser zu überzeugen von der unbedingten Wahrhaftigkeit und dem ernsten Streben des Dichters, von der vorzüglichen Durchführung der Charaktere und der musterhaften Einfachheit und Einheitlichkeit der Komposition. Den 'Webern' wird hohes Lob zu Teil, wie sie es verdienen, während ihr Gegenstück 'Florian Geyer', das auch 'Die Bauern' heifsen könnte, auf keine Weise zu retten ist. Ähnlich verhält es sich mit den beiden Komödien des Dichters. 'Kollege Crampton' wird abgethan mit der Kritik Schillers als ein Stück von unwichtigen Handlungen, in dem die wichtigen übergangen sind. Dagegen erweist sich als eine wirkliche Komödie der köstliche 'Biberpelz', ein Seitenstück zu Kleists 'Zerbrochenem Krug', trotzdem das Stück um seinen richtigen, guten Schlufs gekommen ist. Zuletzt hat der Dichter das romantische mit dem streng realistischen Element verbunden und dadurch seine gröfsten Erfolge erzielt. Doch zeigt es sich, dafs die Fabel der 'Versunkenen Glocke' in Wahrheit eine Wiederholung eines früheren naturalistischen

Digitized by Google

Werkes, der 'Einsamen Menschen', ist, mit denselben Hauptcharakteren, aber hier mit veränderten Darstellungsmitteln ausgeführt. Darum haben auch beide Dramen dieselben Schwächen, die letzten Akte fallen gegenüber den Expositionsakten ab, weil die schwachen, unselbständigen, willens- und thatenlosen Helden, wie der unklare Glockengiefser Heinrich und der nervös überreizte Johannes Vockerat, nicht die Träger einer energisch fortschreitenden Handlung sein können. Die wirksam gezeichneten Nebenfiguren, wie der Waldschrat und der Nickelmann, jene ganz neuen Erscheinungen Böcklinscher Phantasie auf der Bühne, und die bestgelungene Figur, das liebliche Rautendelein, haben den grofsen Theatererfolg hervorgebracht. Die Gestaltung des Elfenkindes steht hoch über der der entsprechenden Figur in den 'Einsamen Menschen', der Studentin Anna Mahr, von deren geistiger Überlegenheit wir immer nur hören, während sie thatsächlich nirgends zum Ausdruck kommt. So bleibt noch übrig das wertvollste Bühnenwerk, das Hauptmann bis jetzt geschrieben hat, das mit Recht den Grillparzerpreis davongetragen hat, die Traumdichtung 'Hanneles Himmelfahrt', und in dieser Wertschätzung stimmen wir durchaus mit dem Verfasser überein. Nur glauben wir dem Lyriker Hauptmann, wie er sich uns im 'Hannele' und der 'Versunkenen Glocke' offenbart, noch einen höheren Platz anweisen zu dürfen, als der Verfasser thut, der den Realisten und Charakterdarsteller weit darüberstellt.

Robert Weber.

Anton Klette, Die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes in Deutschland als Grundlage einer allgemeinen Bibliotheks-Reform. Jubiläums-Ausgabe. Marburg 1897, Elwert. VIII, 79 S. 8.

Prof. A. Klette hat mit obigem Buche unter etwas erweitertem Titel in einer 'Jubiläumsausgabe' die im J. 1871 erschienene Schrift: 'Die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes mit Rücksicht auf die deutschen Universitätsbibliotheken. Geschrieben am 24. Februar 1871' sowie den Aufsatz: 'Die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes mit Rücksicht auf die Stadtbibliotheken' ('Die Stadt', Wochenbeilage der Frankfurter Presse 1880 Nr. 4, 6 u. 8) zusammengefafst. Das Erscheinen der kleinen Schrift kommt zweifellos einem Bedürfnis entgegen, da die erstere Abhandlung fast vergriffen war und selbst auf öffentlichen Bibliotheken vielfach fehlte, und die letztere sich nur an einer schwer zugänglichen Stelle befand. Äufserlich zerfällt die Schrift in drei Teile, da noch ein dritter Abschnitt: 'Die Verschmelzung der Gymnasialbibliotheken mit den Stadtbibliotheken. Geschrieben am 24. Februar 1897' hinzugekommen ist (S. 46—60), woran sich die Exkurse (S. 61—79) schliefsen, während zahlreiche persönliche Bemerkungen namentlich dem ersten und zweiten Abschnitt eingefügt sind. Der Erfolg der von K. unter den ersten angebahnten Bewegung zu Gunsten der Ersetzung der Universitätsprofessoren durch technische Bibliotheksbeamte an den Universitätsbibliotheken ist, wie bekannt, ein so durchschlagender gewesen, dafs der Verfasser mit vollem Recht sich seines damaligen Eintretens für die gerechte Sache rühmen darf und es auch für das gegenwärtige Geschlecht lehrreich ist, einen Blick in die vielfachen Schwierigkeiten und Kämpfe jener ersten Bewegung zurückzuwerfen. Dafs technische Bibliotheksbeamte vorhanden sein müssen, daran zweifelt heute schon längst niemand mehr. Wie sie aber vorgebildet sein müssen und wie der Begriff der 'Bibliothekswissenschaft' zu fassen sei, ist auch heute noch keineswegs entschieden. Mit der 'technischen' und sprachlichen Ausbildung mufs vor allem die allgemeine methodisch-wissenschaftliche Bildung Hand in Hand gehen, und mit Recht verlangt K. vom 'Normalbibliotheksbeamten', 'dafs er für die Förderung jedes Wissenschaftszweiges dasselbe Interesse, dasselbe Verständnis, dasselbe Herz hat' (S. 13). Wir hätten es aus diesem Grunde gern gesehen, wenn K. seine Schrift nicht als historischen Rückblick, sondern auf Grund der augenblicklichen Verhältnisse vollständig neu gearbeitet und namentlich auch die heutige Polemik berücksichtigt hätte; denn die von F. Eichler gegebene Definition der Bibliothekswissenschaft in: 'Begriff und Aufgabe der Bibliothekswissenschaft' (Lpz. 1896, S. 17) ist entschieden zu eng, wenngleich er sich mit dem Berufe des Bibliothekars anderwärts ('Bibliothekspolitik am Ausgange des 19. Jahrhunderts', Lpz. 1897, S. 22) besser abfindet. Das Verdienst K.s wird es aber immer bleiben, hier für richtige Anschauungen die Bahn gebrochen zu haben. Auch was im zweiten Abschnitt über die Stadtbibliotheken gesagt wird, namentlich über den heutigen Zustand derselben (S. 38 ff.), ist leider vielfach noch zutreffend. Fast überall fehlt es an geeigneten Räumlichkeiten, Schwierigkeiten, mit denen grofse Stadtbibliotheken, wie z. B. die Hamburger, oft am empfindlichsten zu kämpfen haben, und ebenso, namentlich an kleineren

Digitized by Google

Bibliotheken, an geeigneten, besonders vorgebildeten Beamten, von der Katalogisierung der Bücher und der planmäfsigen Vermehrung des Bücherbestandes durch angemessene, etatsmäfsige Fonds ganz zu schweigen. 'Soll eine Bibliothek überhaupt existenzberechtigt sein, so mufs sie durchaus angemessen vermehrt werden, selbstverständlich nicht ins Blaue hinein, sondern nach ganz bestimmten Grundsätzen' heifst es bei K. S. 42 f., und er bezeichnet es ganz nach unserer Meinung als Aufgabe der Stadtbibliotheken, 'dafs ... die gesamte historische Litteratur bei den Stadtbibliotheken vorzugsweise zu berücksichtigen sein wird. Ganz von selbst aber versteht es sich ferner, dafs kein Buch, welches auf die Geschichte der eigenen Stadt Bezug hat, auf der Zukunfts-Stadtbibliothek fehlen darf. Desgleichen mufs alles, was im Orte gedruckt ist, Theaterzettel und Konzertprogramme nicht ausgenommen, daselbst vorhanden sein' (S. 44). Bei diesem klaren und zu billigenden Programm ist es nun nicht einzusehen, weshalb K im dritten Abschnitt seiner Schrift die Stadtbibliotheken mit den Gymnasialbibliotheken verschmolzen und zu 'Wissenschaftszentren umgewandelt' wissen will (S. 52). Für grofse Orte wäre ein derartiges Vorgehen mindestens überflüssig, für mittlere und kleinere ist es, wie wir sehen werden, erst recht unausführbar. Es ist ja richtig, dafs die Beschaffung der fachwissenschaftlichen Litteratur für Ärzte z. B. (S. 52) in kleineren Städten mit Schwierigkeiten verknüpft ist, und dafs es mit dem Ausleihegeschäft der Universitätsbibliotheken nach auswärts vielfach hapert (S. 53). Aber 'da neuerdings die Fortentwickelung der Wissenschaften sich mehr und mehr auf das Gebiet der Fachzeitschriften konzentriert hat' (S. 58), müssen deswegen grofse eigene Bibliotheksgebäude, wie K. sie haben will (S. 55 ff.), gebaut werden? Würde es nicht genügen, Zeitschriftenzirkel ins Leben zu rufen, welche wenigstens die wichtigsten Journale hielten? Denn wo soll hier die Grenze sein? K. will freilich, dafs bei seinen Gymnasial- und Stadtbibliotheken 'die Pflege der streng-wissenschaftlichen Litteratur . . . in Bezug auf wissenschaftliche Zeitschriften jenen (d. i. den Universitätsbibliotheken) nicht nachstehen darf' (S. 58); aber wenn man weifs, wie viele Zeitschriften bei der heutigen Ausdehnung der Wissenschaft, namentlich ausländische, den Universitätsbibliotheken und sogar der Kgl. Bibliothek in Berlin fehlen, so erkennt man, dafs es keinen Sinn haben würde, grofse Gebäude ins Leben zu rufen, um Doubletten zu halten. K. übersieht ferner, dafs der Fortschritt der Wissenschaft vor allem auch durch die Universitätsschriften (Dissertationen u. s. w.) bedingt ist. Will er diese seinen Bibliotheken durch Austausch zuführen, und was will er tauschen? Denn auch mit der Forderung, das zweite Exemplar der Pflichtlieferungen nicht der Königlichen Bibliothek, sondern den Gymnasial- und Stadtbibliotheken zuzuweisen (S. 58), können wir uns im ganzen nicht einverstanden erklären. Wie sehr übrigens die Ansichten über die künftige Gestaltung der Stadtbibliotheken noch auseinandergehen, beweist ein Aufsatz Franz Rühls über die Königsberger Stadtbibliothek (Sonntagsbeil. zu Nr. 43 der Königsberger Hartungschen Ztg. vom 20. Febr. d. J.). Es heifst dort gegen den Schlufs hin: 'Endlich wäre noch die Frage aufzuwerfen, ob man die Stadtbibliothek nicht, wie anderswo gerade gegenwärtig vielfach geplant wird, zugleich zu einer Art von Zentralbibliothek für die wissenschaftlichen Institute der Stadt machen sollte. Natürlich müfsten die Gymnasien und ähnliche Anstalten ihre eigenen Bibliotheken wie bisher behalten. Es giebt jedoch grofse und grundlegende Werke, welche für diese zu teuer sind, deren Studium aber für die Lehrer unumgänglich ist. Wir denken dabei zum Beispiel an die Inschriftensammlungen und an die Gesamtausgaben der Werke der grofsen Mathematiker.' Wir möchten Herrn Prof. Rühl denn doch fragen, was es für einen Sinn haben sollte, auf der Königsberger Stadtbibliothek die Inschriftensammlungen anzuschaffen, während jeder Lehrer das Corpus inscriptionum so bequem auf der Universitätsbibliothek haben kann! Dem Bedürfnis nach Zentralisierung könnte ja vollständig genügt werden, wenn ein General- oder Zentralkatalog, ähnlich wie er für die Instituts- und Universitätsbibliotheken geplant wird, von sämtlichen städtischen und Provinzialinstituten angefertigt und auf der Stadtbibliothek niedergelegt würde. Im übrigen sind wir aber der Ansicht, dafs die Stadtbibliotheken nur bei völliger Selbständigkeit (vgl. noch G. Zedler, Geschichte der Universitätsbibliothek zu Marburg von 1527—1887, S. V) sich gedeihlich entwickeln können, wie K. dies auch so richtig im zweiten Abschnitt seiner Schrift dargelegt hat.

Georg Herrmann.

Digitized by Google

ZU GOETHES 'GÖTTER, HELDEN UND WIELAND'.

In dieser Zeitschrift I 224 (H. 3) wird von Albert Müller (Hannover) die 'Frage an die Goetheforscher' gerichtet, ob die wörtliche Übereinstimmung der Schlufsworte in 'Götter, Helden und Wieland': 'Sie reden, was sie wollen; mögen sie doch reden, was kümmert's mich?' mit der griechischen Gemmeninschrift: *λέγουσιν, ἃ θέλουσιν· λεγέτωσαν, οὐ μέλι μοι* auf Zufall beruhe oder nicht. Diese Frage ist von mir im 26. Bande von Goethes Werken in Kürschners Deutscher Nationallitteratur S. 137 Anm. beantwortet worden. Wieland entnahm die Inschrift aus Winckelmanns 'Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen' S. 45, knüpfte daran seine 'Gedanken über eine alte Aufschrift' (Leipzig 1772), die Goethe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1772 Nr. 23 rezensierte, und verwies noch einmal darauf in seinen 'Briefen über das neue Singspiel Alceste' (Teutscher Merkur 1773 I 225). So lag es für Goethe nahe, in 'Götter, Helden und Wieland', der Farce, die sich in erster Linie gegen die Wielandsche 'Alceste' wandte, dem angegriffenen Dichter gerade diese Worte in den Mund zu legen, die ihm entweder durch Winckelmann oder durch Wieland selbst vermittelt worden waren.

Georg Witkowski.

WISSENSCHAFT UND UNTERRICHT.

Georg Kaibel hat zur diesjährigen Geburtstagsfeier des Kaisers im Namen der Universität zu Göttingen eine Festrede über 'Wissenschaft und Unterricht' gehalten (Göttingen, Dieterichsche Univ.-Buchdruckerei), aus deren reichem Inhalte wir im folgenden einige Stellen für unsere Leser herausheben:

'Die Universität hat eine doppelte Aufgabe übernommen, die Pflege der Wissenschaft und die Erziehung der Jugend für das Leben. Die Wissenschaft d. h. Erkenntnis dessen, was war und was ist, in welcher Form sie auftreten und welcher Methode sie folgen mag, ist und bleibt über alle politischen und sozialen Veränderungen hinaus eine und dieselbe. Die Erziehung dagegen ist nicht nur für das Leben schlechthin gemeint, sondern für ein Leben unter ganz bestimmten Bedingungen, als Erziehung für einen bestimmten Beruf. Dort ist uns ein rein ideelles, hier ein eminent praktisches Ziel gesteckt; dort gilt es Arbeit, die ihren Zweck in sich selbst zu tragen scheint, hier Arbeit zu einem aufser ihr liegenden, von vornherein ausgesprochenen Zweck. Wo vereinigen sich diese beiden Bewegungslinien? . . . Die wissenschaftliche Arbeit ist, wenn auch nicht die alleinige Trägerin, so doch die Erzeugerin aller geistigen Energie und somit die Erzieherin aller derer, die denken und handeln sollen, mag es ihnen zum Bewufstsein kommen oder nicht.' . . .

'Erbe der griechischen Kultur ist die ganze gebildete Welt, Erbe der griechischen Wissenschaft sind unsere Universitäten. Sie bethätigen ihre Kindschaft dadurch, dafs sie existieren: denn von den Griechen haben sie den Begriff und den Betrieb, die Aufgaben und die Methoden der Wissenschaft nicht gelernt, sondern einfach in der Kontinuität der Jahrhunderte übernommen. Von ihnen wissen wir es, dafs Denkarbeit Menschenpflicht und nicht Kastenprivileg ist, dafs die Wissenschaft keine Grenzen der Staaten und Nationen kennt, dafs sie den Menschen beglückt und die Völker stark macht, dafs sie eine Erziehung für's Leben bedeutet. Die gewaltigen Fortschritte, die über die Griechen hinaus die Wissenschaft gemacht hat, sind kein Grund zur Überhebung: sie haben sich mit Notwendigkeit einer aus dem andren ergeben, viele Nationen und fast zwei Jahrtausende sind daran beteiligt. An den gröfseren Verdiensten der Griechen wird Menschenwitz nichts kürzen: aber ihrer auch nur vergessen wollen, ist unwissenschaftlich, denn es ist Undank, und die Wissenschaft ist eine Zucht zur Dankbarkeit, weil sie uns lehrt, wie wir nichts wüfsten, wenn uns unsere Vorgänger nicht belehrt hätten. Diesem Undank, wo immer er auftaucht, nach Kräften zu steuern, ist eine Ehrenpflicht der Universität, der Philologie aber als historischer Wissenschaft ist die Aufgabe zugefallen, nicht das Griechentum zu einem frostigen Scheinleben in der modernen Welt wiederzuerwecken, sondern den Geist und die Bedeutung jener Kulturepoche ohnegleichen verständlich und lebendig zu machen.' . . .

'Praxis ohne wissenschaftliche Grundlage ist Handwerk, Wissenschaft aber kann zu unfruchtbarer Gelehrsamkeit herabsinken, wenn sie nicht angehalten wird zu einer im realen Leben sich bewährenden Thätigkeit. Nicht jedes wissenschaftliche Lernen steht zu seiner praktischen Verwendung im gleichen Verhältnis. Das Verhältnis ist nirgend ein so enges und darum so harmonisch einfaches wie beim Lehrberuf. Wir erziehen die Lehrer zu derselben Lebens-

Digitized by Google

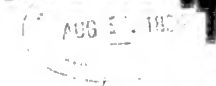
thätigkeit, die die unsere ist; nicht nur was sie lehren, sondern auch wie sie lehren sollen, lernen sie bei uns. Die Wirkung aber ihrer Lehre strömt auf uns zurück: denn sie erziehen diejenigen, die dereinst auf der Universität unser aller Schüler werden. Aus diesem beständig wiederholten Kreislauf ergiebt sich von selbst die Bedeutung, welche die richtige Ausbildung der Lehrer, insbesondere der philologischen Lehrer hat, nicht nur für ihren eigenen verantwortungsschweren, aber, wenn er recht verstanden wird, herrlichen Beruf, sondern auch für die gesamte Universität.' ...

'Es spricht zunächst noch nichts dafür, dafs Sprache und Litteratur der Griechen und Römer auf unseren Gymnasien durch geeignetere Lehrgegenstände ersetzt werden könnten. Das Bild eines geistig mächtigen Volks und eines starken Staats, einer von beiden gemeinsam ausgegangenen und durch keine Mittel zu vernichtenden Kultur, die Bekanntschaft mit Dichtern und Schriftstellern, die alle Weltlitteratur haben beeinflussen können und die in Zeiten litterarischen Siechtums immer wieder die helfende und heilende Hand bieten mufsten, weil sich eben in ihnen Innigkeit des Empfindens und Tiefe des Nachdenkens mit vollendeter Formenschönheit zu einer wunderbaren und nur von einem einzigen deutschen Dichter erreichten Harmonie verbunden haben; dazu endlich das Erlernen von zwei wohlklingenden, wort- und formenreichen, an streng logische Gesetze gebundene Sprachen — das sind Bildungsmittel, die den Verstand ebenso zu reizen wie zu schärfen vermögen und die vor allem der heranreifenden Knabenseele die Ideale der Gröfse, Schönheit und sittlichen Kraft, nach denen sie hungert, in Fülle darbieten.' ...

'Wir lehren die Wissenschaft nicht blofs, um Schüler und Mitarbeiter am gemeinsamen Werke zu gewinnen, sondern um dem Vaterlande denkende und arbeitende, pflichttreue und selbständige Männer zu erziehen. Unsere Jugend soll es lernen und an sich erfahren, dafs Denken Lebensbedürfnis und Arbeit Pflicht ist, beides zusammen aber ein Glück bedeutet, das unverlierbar über alle Not und Sorge des äufseren Lebens emporhebt: denn es ist das Bewufstsein, nicht umsonst zu leben.' ...

'Das Leben ist Arbeit, die ihren Lohn in sich selbst trägt. Es ist ein wundervolles Ding, zu denken, wie das kurze Lebenswerk des kleinen Griechenvolks eine Segnung geworden ist für Jahrtausende, und nicht minder wundervoll, zu wissen, dafs die schwache Kraft eines einzelnen Menschen der grofsen Gesamtheit nützen kann und darf. Auf diesen Lohn unserer Arbeit sind wir alle stolz und keinen andern erwarten wir, wenn wir bereit sind, mit allem, was wir haben und was wir können, in aller Freudigkeit dem Vaterlande zu dienen.'

Digitized by Google



NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG UND DR. RICHARD RICHTER
GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG — REKTOR UND PROFESSOR IN LEIPZIG

ERSTER JAHRGANG 1898

I. UND II. BANDES 6/7. (DOPPEL-)HEFT

MIT XII TAFELN

Ausgegeben am 29. Juli 1898



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1898

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK.

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3

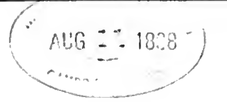
Jährlich 10 Hefte zu je etwa 5 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg**, Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Rich. Richter**, Leipzig, Parthenstrasse 1, II, zu richten.

INHALT DES 6/7. HEFTES.

I. ABTEILUNG (1. BAND).

II. ABTEILUNG (2. BAND).



DIE SIEGESGÖTTIN.

Entwurf der Geschichte einer antiken Idealgestalt.

Von FRANZ STUDNICZKA.

Vorbemerkung.

Einen Vortrag, dessen Stoff gröfstenteils den Fachgenossen längst vertraut ist, herauszugeben, bestimmt mich die von Urteilsfähigen erweckte Hoffnung, dafs er zunächst dem weiteren Kreise von Freunden der Antike manches noch nicht genug Bekannte näher bringen, daneben aber auch den Kennern des Gegenstandes durch die Verknüpfung, in die hier geläufige Thatsachen gebracht sind, wenigstens Anregungen zu erneuter Prüfung eines bedeutsamen Abschnitts der alten Kunstgeschichte bieten könnte. Um diese beiden Zwecke besser zu erreichen, habe ich das, was ich wirklich gesprochen, etwas umgestaltet und erweitert, auch für den nachprüfenden Leser einige Litteraturnachweise beigefügt, obwohl diesem Brauch eine wie mir scheint falsche Vornehmheit jetzt nicht günstig ist. Solche Anführungen auf das Notwendigste zu beschränken, gestattet die Aussicht auf baldiges Erscheinen des Artikels 'Nike' in Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Sein Verfasser, Heinrich Bulle, und ich haben unsere unabhängig von einander entstandenen Arbeiten verglichen und wechselseitig benützt, ein erfreulicher Austausch, der beiden Teilen Gewinn brachte. Mit uns werden auch die Leser dem Teubnerschen Verlag für die Fülle der Abbildungen Dank wissen. Die der Bescheidenheit ihrer technischen Ausführung wenigstens nach der herrschenden Sitte nicht recht entsprechende Anordnung auf Tafeln ist nur aus Rücksicht auf möglichste Klarheit des Druckes bevorzugt worden, brachte dann aber auch den Vorteil übersichtlicher Zusammenfassung von Gruppen mit sich, wie ihn die übliche Zerstreuung der Figuren im Texte nicht erreicht hätte.

Hochansehnliche Versammlung!

Diese Stunde mit allgemeinen Betrachtungen über mein Lehrfach auszufüllen, würde ich mich nur dann befugt erachten, wenn ich darüber wesentlich Neues sagen zu können glaubte. Da ich das nicht vermag, scheint es mir überflüssig an einem Orte, wo die Wissenschaft von der antiken Kunst, die wir mit dem konventionellen Namen 'klassische Archäologie' bezeichnen, dank dem Wirken von Männern wie Otto Jahn und Johannes Overbeck längst das volle Bürgerrecht erlangt hat; wo es nur gelten kann, ihren Betrieb zeitgemäfs weiterzubilden, zwar mit voller Wahrung ihres wurzelhaften Zusammenhanges mit dem Studienbereiche der klassischen Altertumskunde, aber nicht weniger mit dem Bewufstsein, dafs die Archäologie innerhalb dieses Organismus und des gröfseren einer Universität nur dann das Ihrige leisten kann, wenn sie, gemäfs ihrer Zugehörigkeit auch zu dem Ganzen der Kunstwissenschaft, neben der allgemeinen philologisch-historischen die ihrem besondern Stoff eigentümliche Betrachtungsweise selbständig entwickelt.

Digitized by Google

So ziehe ich es denn vor, Ihnen an einem bescheidenen Einzelthema zu zeigen, wie ich meines Amtes zu walten bestrebt bin, mit Hilfe all der modernen Hilfsmittel, deren Vervollständigung an unserer Hochschule in jüngster Zeit so erfreuliche Fortschritte gemacht hat.

Bei der Wahl eines Gegenstandes war es mir gleichgültig, ob er mir Gelegenheit biete, Ergebnisse eigener Forschung mitzuteilen. Nur darauf kommt es mir an, eine recht bezeichnende Probe unserer jetzigen Bestrebungen zu geben: Ihnen zu vergegenwärtigen, welche Menge des wertvollsten neuen Stoffes uns durch die planmäfsigen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte zugeführt worden; wie dadurch ein Aufbau immer vollständigerer Typenreihen ermöglicht wird, die sich nicht blofs äufserlich in den Verlauf der Geschichte einordnen, sondern da und dort schon eine genetische Entwickelung des Kunstschaffens erkennen und begreifen lassen; eine Entwickelung, die zwar selbstverständlich von den allgemeinen Faktoren des Kulturlebens bedingt, am entscheidendsten aber doch von der schöpferischen That des Einzelnen vorwärts getrieben wird.

Fast jeder solche Ausschnitt aus der Geschichte der antiken Kunst wird von selbst zu einem Hymnus auf die unvergängliche Gröfse des Hellenentums. Nicht als ob wir noch an dem frommen Aberglauben unseres Winckelmann festhalten könnten, der in jenem ein unübertreffliches Muster für alle Folgezeit erblickte. Wohl aber im Sinn einer gerechten historischen Würdigung, welche uns immer deutlicher die Griechen als die ersten Befreier der Menschheit aus dumpfer Gebundenheit bewundern lehrt und damit als die Führer zu allem Grofsen und Gröfseren, was nach ihnen gekommen ist.

Ein Stoff, der solchen Absichten entspräche, war am besten dort zu suchen, wo die griechische Kunst ihr Eigenstes geleistet hat: auf dem Gebiete der Idealgestalten. Es ist die griechische Siegesgöttin, aus deren Geschichte ich Ihnen das Wichtigste erzählen will.

I

Während die meisten anderen Gottheiten, bevor sie künstlerische Gestaltung fanden, eine lange Vorgeschichte in Religion, Sage und Dichtung hinter sich hatten, ist sie bei Nike rasch erzählt.

Das Epos gebraucht zwar den Ausdruck *νίκη* als die gewöhnlichste Bezeichnung des Sieges; die Personifikation aber ist ihm fremd, so gut wie die der Liebe. Schwerlich mit Recht pflegt man daraus zu schliefsen, dafs sie damals noch nicht geschaffen war. Sie wurzelt wohl vielmehr in einer der ältesten Schichten des Volksglaubens, die erst neulich Hermann Useners Werk über griechische Götternamen in helleres Licht gestellt hat: in jener Epoche, da jeder Klasse von bedeutsameren Vorgängen, ursprünglich sogar jedem Einzelvorgang sein eigener Dämon, sein Sonder- oder Augenblicksgott zukam, dessen Name irgendwie aus dem entsprechenden Begriffswort gebildet wurde. Ein ganzes Pantheon solcher Sondergötter waren die bekannten Indigitamenta der Römer, von denen als Beispiele Abeona und Adeona, die Schutzgeister des Ab-

Digitized by Google

und Zugangs, genannt seien. Zu dieser Gattung wird mit vielen anderen Personifikationen der griechischen Götterwelt auch die Siegesgöttin gehören.

Sie taucht denn auch zum erstenmale dort auf, wo sich der dunkle vorgeschichtliche Dämonismus mit dem leuchtenden Olymp Homers ausgleicht und verschmilzt: in der Theogonie Hesiods. Hier wird Nike mit einer Geschwisterschar verwandter Wesen, mit Zelos dem Eifer, Kratos der Macht und Bia der Gewalt, von ihrer Mutter Styx, der düstern Nymphe des Unterweltsflusses, dem Zeus zugeführt, als wertvolle Bundesgenossin im Kampf um die Weltherrschaft gegen das ältere Göttergeschlecht der Titanen. Diese durchsichtige Einkleidung des Satzes, dafs der Sieg den Allherrscher begleitet, ist — wenn wir von ganz unbedeutenden Zügen späterer Überlieferung absehen — alles, was der Mythos von Nike zu berichten hat.

Aber während andere Personifikationen dieser Art des Gedankens Blässe niemals überwanden, ist sie mit am frühesten in der Phantasie und Kunst der Hellenen zu vollem körperlichen Dasein gelangt, gleich ihrem männlichen Doppelgänger Eros. Nur mit dem Unterschiede, dafs sich dieser Sondergott einer gewaltigen Naturkraft frühzeitig, wenn auch nur an wenigen Orten, zu einer grofsen Kultusgottheit ausgewachsen hatte, Nike dagegen erst spät und in sehr beschränktem Mafse zu solcher Bedeutung gekommen ist, aufser wo sie mit einer verwandten Kultgöttin verschmolzen wurde, wie in der attischen Athena Nike.

Woher also hat sie ihre wunderbare Lebenskraft geschöpft? Die Antwort giebt uns wieder Hesiod mit einer allegorischen Dichtung. Das Menschenleben beherrscht Eris, die Göttin des Streites, und zwar in doppelter Gestalt. Die böse Eris reizt zu verderblichem Zank und Krieg, die gute aber eifert, an den Wurzeln der Erde sitzend, selbst den trägen Mann an, durch Fleifs und Tüchtigkeit den Wohlstand des Nachbars zu erreichen. So spricht der abergläubische böotische Bauernpoet. Aber dasselbe meint schon der greise homerische Ritter, wenn er den Sohn in den Krieg entläfst mit der Mahnung: 'immer der Beste zu sein und sich auszuzeichnen vor andern.'

Dieser Wetteifer beherrscht das hellenische Leben, öffentliches und privates, in einem Mafse, das selbst unsere konkurrenzsüchtige Zeit nicht erreicht hat. Er gestaltet sich auf den verschiedensten Gebieten zum organisierten Wettkampf, zum Agon. Nicht nur die Hunderte von Kantonen und Städten messen in Krieg und Frieden ihre Kräfte. Auch die friedlichen Bürger wetteifern miteinander, am meisten um den Preis der körperlichen Kraft und Gewandtheit in Gymnastik und Pferdesport sowie um den Vorzug der geistigen Leistungen, namentlich in Dichtkunst und Musik. Und diese mannigfachen Agone erhalten ihre religiöse Weihe, indem sie zum unentbehrlichen Bestandteile der höchsten Feste werden, die man Göttern und Verstorbenen feiert. Der Erfolg aber in jedem solchen Wettstreit, auch im allerfriedlichsten, wird als Sieg, als Nike bezeichnet. Schon Homer spricht von *νίκη* nicht blofs im ernsten Waffengang und im gymnastischen Wettspiel, nein, auch in der Redegewandtheit, der Klugheit, der Schönheit.

Digitized by Google

Und für jeden Sieg gebührt der Dank den Göttern. Sein dauernder Ausdruck ist das Weihgeschenk, das, im Heiligtum aufgestellt, die Gottheit an den frommen Sinn des Stifters, die lieben Mitbürger und Volksgenossen, Freund und Feind, an seinen rühmlichen Erfolg erinnert. Solchen Anathemen eine sinnreiche Form zu geben, ist eine der ersten, eine der wichtigsten Aufgaben der griechischen Bildnerei. Sehr gebräuchlich war das Bild der Gottheit oder das des Stifters. Auch Andeutungen oder Darstellungen des glücklichen Ereignisses werden von Anbeginn versucht. Aber allzugrofse Individualisierung liegt nicht in der Art der älteren griechischen Kunst; sie liebt es vielmehr, das Wesentliche in allgemeingültiger Form, in einem Typus auszudrücken. Da mufste denn der Sieg an sich so recht ein Gegenstand nach ihrem Herzen sein. Ihn befriedigend zu verkörpern, hat sie sich schon mit den primitiven Ausdrucksmitteln ihrer Kindheit eifrig bestrebt.

II

Das Geschlecht der Nikegestalt war durch die Sprache von vornherein gegeben. Es ist einer von den anmutigen Zufällen, die sich wie eine vorbedachte Fügung ausnehmen, dafs, was der Mann mit allen Kräften erstrebte, die Gestalt eines Weibes erhielt. Auch Attribute, mit denen Art und Wirken der Götter äufserlich gekennzeichnet wurde, lagen bereit in den Ehrenzeichen der Sieger: Bändern, Zweigen, Kränzen. Aber solche konnten nicht ausreichen, um Nike von anderen weiblichen Wesen des Himmels und der Erde zu sondern; die Gestalt selbst mufste die Eigenart der Siegesgöttin ausdrücken als der windschnellen Botin, welche in dem einen entscheidenden Augenblick die herrliche Gabe von den Olympiern herabbringt. Gelang dies, dann mochte man sogar auf Attribute verzichten.

Verwandte Wesen standen schon vor den Augen der homerischen Dichter; so die Götterbotin Iris und die rasch ereilenden Todesdämonen, Keren und Harpyien. Die ihnen eigene übernatürliche Geschwindigkeit anschaulich zu machen, hatte die griechische Kunst ein Hauptmittel von der des Orients entlehnt: die Anfügung von zwei oder auch vier mächtigen Vogelflügeln an den Rücken. Es zeugt von gesundem Instinkt, dafs sie zu dieser semitischen[1]) (Fig. 1), nicht zur ägyptischen Anordnung gegriffen hat, welche die Flügel mehr oder minder eng mit den Armen verbindet[2]) (Fig. 2). Denn diese geht zwar aus richtiger naturwissenschaftlicher Erkenntnis der Identität beider Organe hervor, aber sie fesselt die Menschengestalt an ihren wichtigsten Aktionswerkzeugen, ein nutzloses Opfer, da es doch nicht ausreichen kann, dem kritischen Verstande die Möglichkeit solcher Wesen aufzubinden, der gläubigen Phantasie aber ein bischen mehr oder weniger von empirischer Unmöglichkeit gar nichts verschlägt. Dieses orientalische Symbol gebrauchte der griechische Archaismus mit besonderer Vorliebe, auch bei Gottheiten, welche die klassische

Tafel I

[1]) Das Beispiel Fig. 1 nach Perrot, Hist. de l'art II S. 503.

[2]) Die Abbildung nach Wilkinson, Manners and customs III² S. 107.

Digitized by Google

Zeit nur flügellos kennt. So bei der schnellen Jagd- und Todesgöttin Artemis, wofür ein Bronzerelief aus Olympia das beste Beispiel ist[1]) (Fig. 3). An ihm wie an den später zu besprechenden Vasenmalereien (Fig. 5, 6) sieht man auch die von nordsyrischen Vorbildern angeregte, aber erst bei den Griechen ausgebildete Gestaltung der Flügel[2]): sie wachsen aus der Rückenfläche wagrecht heraus, um dann nach oben und innen hakenförmig umzubiegen, eine zwar naturwidrige, aber dekorativ wirksame Linie.

Dieses vom Orient übernommene äufserliche Symbol, 'die Hieroglyphe der Schnelligkeit', wie Zoëga gesagt hat[3]), genügte aber auf die Dauer der lebendigen Anschauung des Hellenen nicht; er wollte auch den Zweck der Flügel, die rasche Bewegung durch die Luft, anschaulich machen, was einem Orientalen niemals in den Sinn gekommen ist.[4])

Wie war das zu machen? Wir haben heute leicht sagen: man mufste eben den fliegenden Menschen nach Analogie des fliegenden Vogels darstellen, nachdem die Griechen uns das gelehrt haben. Aber wie langsam und mühsam haben sie selbst es gelernt.

Da der vom Orient übernommene beflügelte Mensch offenbar mehr Mensch als Vogel war und seine Flügel nicht zu gebrauchen wufste, stellte man sich seine Bewegung durch die Luft zunächst auch nur als menschliches Gehen, Laufen und Springen vor. So schildert die Ilias und noch der Hymnos auf Demeter die Iris, Tyrtaios den Boreas, Alkman den Eros.[5]) Die Bildnerei konnte, um einigermafsen überzeugend zu wirken, nur die raschesten von diesen Bewegungen gebrauchen; denn 'Geschwindigkeit ist die Seele des Fluges'. Aber auch aus ihrem Verlauf einen relativ dauerhaften 'fruchtbaren Moment' herauszugreifen und festzubannen, ist eine Aufgabe, deren Lösung erst in den Zeiten der Vollendung ganz gelingt. Nach einer von Ernst Curtius begründeten Anschauung hätte die frühgriechische Kunst den raschesten Lauf mittelst einer Formel ausgedrückt, die wir nach ihrer Ähnlichkeit mit dem Halbknien das Knielaufschema nennen. Sie entspricht aber, wie die Momentphotographie gelehrt hat, vielmehr überraschend genau den Körperhaltungen vor dem Kulminationspunkte des einseitigen Sprunges[6]) (Fig. 4), die immerhin Dauer genug haben, um auch für das Auge wahrnehmbar zu sein. Ihre Übertragung auf laufende Gestalten hat ihre Berechtigung darin, dafs solches Springen auch im Laufe, namentlich auf unebenem Boden, oft Anwendung findet. Werden aber solche Figuren mit den Füfsen auf den Boden gesetzt, dann liegt nur eine Katachrese vor, abgesehen natürlich von Fällen, in denen das jetzt zu sehr bei

[1]) Die Abbildung nach Olympia, die Ergebnisse IV Tf. 38.

[2]) Furtwängler in Roschers Lexik. d. Mythol. I S. 1758.

[3]) Zoëga im Rhein. Museum VI (1838) S. 589.

[4]) Langbehn, Flügelgestalten der ältesten griech. Kunst S. 39.

[5]) J. H. Voss, Mythologische Briefe I² S. 144 f. Kalkmann, Jahrb. d. d. arch. Instit. X (1895) S. 57 f.

[6]) S. Reinach, Rev. arch. 1887 I S. 106 f. = ders., Chroniques d'Orient 1883—1890 S. 331. Unsere Fig. 4 nach den Momentbildern des Photographen Ottomar Anschütz in Berlin (früher Lissa).

Digitized by Google

Seite geschobene wirkliche Knien oder Niederducken gemeint ist. War aber der 'Knielauf' von Haus aus das Bild der einzigen erfahrungsmäfsigen Menschenbewegung durch die Luft, dann lag seine Übertragung auf deren übernatürliche Steigerung zu dauerndem Luftlauf noch viel näher. Das älteste gesicherte Beispiel hierfür ist der mit Hilfe seiner Flügelschuhe vor den Gorgonen (Fig. 5) ausreifsende Perseus, den genau so, wie wir auf Vasen (Fig. 6), ein Homeride etwa in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts auf dem Schilde des Herakles sah, mit einem fassungslosen Staunen über solch ein Wunder der Kunst, das nur einer neuen Schöpfung gegenüber recht begreiflich ist.[1])

Dies war das gegebene Schema, um auch das Wesen der Siegesgöttin anschaulich zu machen. Zwar in der alten Flächendekoration hat sie sich bisher, wohl nur zufällig, nicht mit Gewifsheit nachweisen lassen. Aber dafür haben wir aus neueren Funden und ihrer scharfsinnigen Deutung durch meinen lieben Lehrer Eugen Petersen nicht ohne Überraschung gelernt, dafs und wie, unserer Göttin zu Liebe, der Jugendmut jener Zeit sich erkühnt hat, das malerische Motiv in die Rundplastik zu übersetzen.[2])

III

Nach einer in die Aristophanesscholien versprengten Notiz pergamenischer Forscher war die älteste geflügelte Nike das Werk eines der frühesten Marmorbildhauer, des Chiers Archermos. Von den beiden Orten, an denen man Arbeiten dieses Meisters kannte, Lesbos und Delos, liegt dieser altheilige Festort des ionischen Stammes hier entschieden am nächsten. Und dort ist denn auch, nach verbreiteter Überzeugung, des Archermos Nike im Jahre 1879 von den Franzosen wiedergefunden worden, in einer etwas weniger als lebensgrofsen, stark beschädigten Marmorfigur[3]) (Fig. 7, wo die am Gips angebrachten Ergänzungen durch helleren Ton kenntlich sind). Es ist eine Grundfrage für uns, ob diese Kombination zu Recht besteht.

Tafel II

Sie schien urkundlich gesichert, so lange man glauben konnte, dafs die Figur auf einer in der Nähe gefundenen fragmentierten Basisplatte gestanden habe, deren leider sehr verstümmelte Inschrift von drei Hexametern den Namen jenes alten Meisters enthält. Diese Annahme haben jedoch genaue Untersuchungen als unmöglich erwiesen[4]), was mir ein eigener, mit dem besten

[1]) Schild d. Herakl. 215 ff., vgl. zuletzt Serta Harteliana, Wien 1898, S. 74. Unsere Gorgo Fig. 5 von der Françoisvase nach Wiener Vorlegebl. 1888 Tf. 4, der Perseus Fig. 6 von der Schüssel aus Aigina (Berlin Nr. 1682) nach Arch. Ztg. XL (1882) Tf. 9. — Über den 'Knielauf' hat ohne Kenntnis der Reinachschen Beobachtung Kalkmann a. a. O. (s. S. 381 Anm. 5) gehandelt. Vgl. G. Körte, Jahrb. d. d. arch. Inst. XI (1896) S. 12 und etwas ausführlicher in meinem demnächst erscheinenden Aufsatze über Myrons Ladas.

[2]) Petersen, Mitt. d. d. arch. Inst. XI (1886) S. 372 ff.

[3]) Kavvadias, *Γλυπτὰ τοῦ ἐθνικοῦ μουσείου* I Nr. 21. Collignon, Hist. d. l. sculpt. gr. I S. 134 ff.

[4]) B. Sauer, Mitt. d. d. arch. Inst. XVI (1891) S. 182 ff. Treu, Verhandl. d. 42. Philologenvers. in Wien 1893 S. 324 ff. Von den positiven Antworten auf die Frage, was denn wirklich auf der Basis gestanden haben könne, scheint mir die Sauersche wahrscheinlicher.

Digitized by Google

Willen unternommener Versuch, beide Teile im Abgufs durch Ergänzung des Fehlenden zu vereinigen, nur bestätigte. Die Plinthenform, wie sie an der Statue mit höchster Wahrscheinlichkeit zu ergänzen ist, pafst nicht zu dem erhaltenen Teile der Plinthenbettung auf der Basis, und diese Bettung lag wesentlich in der linken Hälfte, statt der Figur entsprechend in der Mitte der Standfläche (vgl. Fig. 7).

Die Unzugehörigkeit der aufgefundenen Künstlerinschrift schlösse aber die Gleichsetzung des Bildwerkes mit der Nike des Archermos nur in dem Falle aus, dafs jene notwendig auf das einzige litterarisch bekannte Werk des Meisters bezogen werden müfste. Aber dies ist nicht blofs unsicher, sogar recht unglaublich. Die erhaltenen Teile der Urkunde geben über die Art des Weihgeschenks, zu dem sie gehörte, keinerlei Auskunft. Eine sichere Ergänzung des Fehlenden aber ist schwerlich zu finden, bisher jedesfalls nicht gefunden. Fast alle veröffentlichten Herstellungsversuche rechnen nämlich mit einem Schwanken in der Beobachtung der Schriftregel, den Lautwert der Zeichen *O* und *Ω* zu vertauschen, für das weder die wirklich sicher lesbaren Teile dieser Inschrift, noch andere in demselben Alphabet aufgezeichnete Texte irgend einen Anhalt geben.[1])

Fest steht nur das eine, dafs die besprochene Form der Basis zu keiner archaischen Nike pafst: denn eine solche kann nicht wesentlich anders ausgesehen haben, als die eben nicht zugehörige delische Statue. Und damit lenken wir schon in die positive Begründung der fraglichen Kombination ein.

Die Figur, nach ihrem Stile gewifs in der Zeit des Archermos entstanden, tritt an die Spitze einer langen Reihe von gleichartigen Gestalten aus Marmor, Thon und Bronze[2]), deren gemeinsamer Typus sich uns als lebenskräftiger Keim

---

[1]) In Z. 1 ist *καλῶν* ebenso möglich wie *καλόν*, Z. 3 nach den Buchstabenresten *με[γάλ]ως* sogar viel wahrscheinlicher wie *Μέλανος*. Die Litteratur bei Hoffmann, Sylloge epigr. gr. Nr. 289. Während der Korrektur bemerke ich, dafs mir der Aufsatz von E. Gardner, Classic. Review VII (1893) S. 140 f. entgangen war, der im Negativen mit obiger Darlegung übereinstimmt und zwei wenigstens paläographisch mögliche Ergänzungsvorschläge aufstellt, von denen aber keiner beansprucht, als endgültige Lösung zu gelten.

[2]) Mir sind folgende Exemplare erinnerlich: Marmorstatuen: *Delos*: I Nike des Archermos. — II gröfseres und freieres Exemplar, beschrieben von Furtwängler Arch. Ztg. XL (1882) S. 324. — *Delphi*: III reifarchaisch, abgeb. Gaz. d. beaux-arts II (1894) S. 449, mit Kopf bei S. Reinach, Répert. d. l. stat. Gr. II 1 S. 390, 7 (ein Buch, das mir zu spät zukam, um ausgenützt werden zu können), wohl identisch mit der Figur, die Homolle, Bull. de corr. hell. XX (1896) S. 652 f. als Akroter für den Apollontempel in Anspruch nimmt. — *Akropolis von Athen* (chronologisch geordnet): IV Mitt. d. arch. Inst. Athen XI (1886) Tf. 11 B. — V. VI abgeb. bei Sophulis, Ἐφημερ. ἀρχαιολ. 1888 S. 89 ff. und V hier Fig. 8. — VII (?) S. Reinach, a. a. O. S. 390, 6 (nach Pavlovskis russischem Werke 'Die att. Plastik vor den Perserkriegen' Fig. 52). — VIII Statuette erwähnt Mitt. a. a. O. S. 384 Anm. 1, wo Petersen m. E. mit Unrecht an der Zugehörigkeit zu unserem Typus zweifelt. — IX Mitt. a. a. O. Tf. 11 C, hier Fig. 10. — X—XII drei 'Gewandfüfse', Mitt. XVI (1891) S. 183 f., von Sauer D—F genannt. Ist es ausgeschlossen, dafs diese Stücke zu den unten unvollständigen Statuetten V—VIII gehören? — Terrakotta: Olympia, die Ergebnisse III Tf. 8, 3, Text III S. 40, nach anderen von Treu als Akroter, wie es Vasen darstellen, erklärt. — Bronze-

Digitized by Google

des klassischen Nikebildes erweisen wird. Hiermit ist ja freilich seine Verwendung auch für andere Wesen in der mit wenigem haushaltenden archaischen Kunst nicht ausgeschlossen. Aber wer soll darin so häufig dargestellt worden sein? Gewifs nicht Artemis[1]), denn sie jagt auf der Erde, nicht durch die Luft, und kann dabei unmöglich ihr Schiefsgerät entbehren. Iris wiederum spielt in der Kunst eine gar zu geringe Rolle und führt meistens den Heroldsstab. Unsere Figuren aber entbehrten, nach den erhaltenen Händen zu schliefsen, so gut wie sämtlich der Attribute[2]), ein deutliches Zeichen, dafs ihre normale Bedeutung allein durch das eigenartige Bewegungsmotiv verständlich ausgedrückt war; auch dies in Übereinstimmung mit der Nike des Paionios. An den alten Fest- und Spielorten, wo sie gefunden sind, Delos, Delphi, Olympia und der Akropolis von Athen, war für Weihebilder der Siegesgöttin damals schon ebenso vielfältiger Anlafs wie später. Denn dafs ihre ursprüngliche Bedeutung auf irgend eine besondere Art des Sieges, etwa blofs auf den durch Körperkraft gewonnenen, beschränkt gewesen sei, ist mit Unrecht behauptet worden, im Widerspruche zu dem früher erwähnten, ganz allgemeinen Gebrauche des Wortes, das in Nike Menschengestalt empfangen hat. Und die andere Verwendung, welche Darstellungen von Bauwerken auf Vasen bezeugen und auch für ein oder das andere erhaltene Exemplar, am meisten für die olympische Terrakotte, wahrscheinlich machen, trifft wieder zusammen mit der Sitte der Blütezeit, diese Begleiterin und Dienerin der grofsen Götter als Firstschmuck auf ihre Tempel zu setzen.

Die Typengeschichte also spricht ganz entschieden für die Identität oder wenigstens die engste Verwandtschaft der Statue von Delos mit der Nike des Archermos. Und dem ist, nach unserem bisherigen Wissen, auch ihr besonderer Stilcharakter nicht entgegen. Zwar finden sich unleugbare Beziehungen zu den Werken der kretisch-peloponnesischen Daidaliden; so gleicht die Faltenbehandlung und Gesichtsbildung in wesentlichen Zügen den Überresten des Herakolosses in Olympia, den unter anderem seine am linken Ohr noch kenntliche Haartracht den kretischen Statuen von Eleutherna und Tegea ganz nahe rückt.[3]) Aber diese Daidalidenkunst war die gemeinsame Mutter der peloponnesischen wie der ionischen Schulen, und die Richtung der letztgenannten auf reichere

---

figürchen: *Akropolis*: I—IX, alle abgeb. bei de Ridder, Catal. d. bronz. ant. s. l'acrop. d'Ath. Nr. 802. 806—808. 810—814 (nur die sicher zum Typus gehörigen Stücke sind angeführt). — *London*: XI erwähnt Mitt. a. a. O. 1886 S. 373. — *Paris*, Louvre: XII abgeb. Collection Eug. Piot 1890 Nr. 41 und S. Reinach a. a. O. S. 393, 5. — *Karlsruhe*: XII Schumacher, Beschr. d. ant. Bronzen Nr. 930.

[1]) Die früher der Entdecker Homolle und neulich noch Robert erkennen wollte, Hermes XXV (1890) S. 449. An Iris dachten Brunn, M. Mayer, Roschers Lexikon d. Mythol. II S. 358 und andere.

[2]) Nur bei der Bronzefigur XI der Liste S. 383 Anm. 2 zeigt die Photographie ein Loch in der erhobenen r. Hand.

[3]) Olympia, die Ergebnisse III Tf. 1, Text III S. 4, wo die Faltenstücke mifsverstanden sind. Die kretischen Werke: Löwy, Rendiconti d. accad. d. Lincei VII (1891) S. 602, besser Bérard, Bull. de corr. hell. XIV (1890) Tf. 11 und Joubin, Revue archéol. XXI (1893) Tf. 34.

Digitized by Google

und frischere Auffassung der Einzelformen, wie sie sich am reifsten in den Werken ausprägt, welche die Kunstweise von Archermos' Söhnen veranschaulichen dürften, kündigt sich in der delischen Nike schon vernehmlich an.[1])

Nach alledem ist sie entweder das Werk des alten Meisters selbst oder — seine Doppelgängerin, eine Möglichkeit, die in unserem Zusammenhang unbedenklich bei Seite gelassen werden darf.

Diese kritischen Vorbemerkungen, deren Ausführlichkeit die fundamentale Bedeutung der Frage entschuldigen mag, vorausgeschickt, wenden wir uns endlich der genaueren Betrachtung des Kunstwerks zu, wie es Fig. 7 mit Hilfe besser erhaltener Exemplare der Reihe (z. B. Fig. 9 10) im Gipsabgufs wiederhergestellt zeigt.[2]) An Stelle des nur aus technischer Bequemlichkeit gewählten Pfeilers sollte wohl eine Säule (mit ionischem Kapitell) als Basis dienen, derengleichen Archermos auf der Burg von Athen verwendet hat.[3]) Hinzuzudenken ist noch die lebhafte Bemalung aller archaischen Marmorskulptur, von der sich noch Spuren erhalten haben.[4]) Tafel II

Ich weifs, es ist keine Schönheit, diese älteste Nike, so grofse Mühe sie sich auch giebt, ihrem glückbringenden Amte gemäfs 'recht freundlich' dreinzuschauen, so zierlich sie sich frisiert, mit Diadem und Collier herausgeputzt hat. Ungeschickt hampeln Arme und Beine durch die Luft. In dem alten Sprungmotiv eilt sie am Beschauer vorbei, statt auf ihn zuzukommen; nur der Rumpf und Kopf sind unvermittelt nach vorn gedreht, der letztere mit einer leisen und doch belebenden Wendung im Sinne der Bewegung. Aber sobald wir das Werk im Rahmen der sonstigen Rundplastik seiner Zeit betrachten und es mit ihren richtigen Bildsäulen vergleichen, die noch starrer dastehen, als die Artemis in dem früher herangezogenen Relief (Taf. I 3), dann erscheint es als eine Leistung von bewundernswerter Kühnheit des Gedankens wie der Technik. Ein stark bewegtes Motiv, das an die Flächenkunst gebunden scheint, weil es eine wie immer primitive Darstellung des die Gestalt vom Boden trennenden Raumes erfordert, steht in leibhafter Körperlichkeit vor uns. Die Füfse berühren den Boden nicht, die Göttin schwingt sich wirklich durch die Luft, deren Widerstand das Kleid bis ans Knie hinauftreibt. Nur das Gewand stellte, zwischen den Beinen herabhangend, den materiellen Zusammenhang mit der Plinthe her.

Diese Lösung eines anscheinend unlösbaren Problems ist urnaiv, gewifs;

---

[1]) Winter, Mitt. d. d. arch. Inst. Athen XIII (1888) S. 123 ff. gegen Brunn; vgl. jetzt des letzteren Gr. Kunstgesch. II S. 90 ff.

[2]) Die Ergänzungsstücke des oberen Teils sind aus der Werkstatt des Albertinums in Dresden (Treu, oben S. 382 Anm 4), die des unteren von dem Gipsformer des Archäologischen Instituts der Universität Leipzig geformt. Die Schuhe statt der von Treu angenommenen blofsen Füfse werden durch den am rechten Fufs erhaltenen Flügel nach der Analogie der Kleinbronzen sowie anderer archaischer Werke gefordert.

[3]) Ἐφημερ. ἀρχαιολ. 1886 S. 134 und 1888 S. 74; Corpus inscr. Attic. IV S. 181, vgl. Petersen (oben S. 382 Anm. 2) S. 389. — Zur Form unseres Pfeilers vgl. Jahrb. d. d. arch. Inst. III (1888) S. 271 f. (Borrmann).

[4]) B. Gräf, Mitt. d. d. arch. Inst. Athen XIV (1889) S. 319.

Digitized by Google

aber es ist dieselbe geniale Naivetät, mit der Columbus das Ei zum Stehen brachte. Sie hat da unbewufst ein Samenkorn gepflanzt, aus dem dereinst die herrlichste Frucht erwachsen sollte.

IV

Welchen Beifall die Erfindung des Archermos bei den Zeitgenossen und den folgenden Geschlechtern geerntet hat, zeigt die lange, etwa ein Jahrhundert ausfüllende Reihe der bereits angeführten Wiederholungen des Typus. An ihr liefse sich trefflich nachweisen, wie der griechische Archaismus zwar das Erworbene festhält, gleich der orientalischen Kunst, wie er aber, von ihr sehr verschieden, in geduldiger, unermüdlicher Arbeit daran weiterschafft, so dafs die Wiederholung kein Erstarren, nur stetigen Fortschritt bedeutet. Ich mufs mich hier mit drei Beispielen begnügen.

Tafel II

Ein kleiner Marmortorso der Akropolis[1]) (Fig. 8), den Söhnen des Archermos ungefähr gleichzeitig, zeigt die Gewandung nicht allein zu reicherem, wenn auch noch schematischem Gefält entwickelt, sondern in ganz anderem Mafse wie von Archermos für den Ausdruck der stürmischen Bewegung verwertet. Die linke Hand packte vor dem Schofs, wo sie einen Bruch hinterlassen, den Peplos, und von der entsprechenden Schulter herabhangend weht sein Überschlag heftig zurück, ein zukunftreicher Gedanke des begabten Meisters, der auch das offene Haar nach Kräften zur Seite flattern läfst.

In diesem Punkte viel zahmer, auch die eckige Härte der Bewegungen mildernd, verrät eines von den daumenhohen Bronzefigürchen[2]) (Fig. 9) einen anderen bedeutungsvollen Fortschritt der Auffassung. Die leblose, wagrechte Haltung der Flügel ist einer erhobenen gewichen: die Kunst fängt an, sich bewufst zu werden, dafs Schwingen geschwungen werden müssen, wenn man fliegen will.

Im weiteren Verlaufe dieses Lebendigwerdens der Flügel ergab sich das Bedürfnis nach einer Veranschaulichung ihrer Gelenke; an die Stelle des aus der Flächenkunst übernommenen Festklebens am Rücken tritt ein freies Herausspringen aus der Schulterblattgegend. So ist das leblose orientalische Symbol zum beweglichen Organ geworden. Zugleich weicht auch die archaische Hakenform ganz einer natürlichern Bildung. Dafs man sich im übrigen auch jetzt um Anatomie und Physiologie der geflügelten Menschengestalt sowie um den Schnitt ihrer Kleider keine Sorgen machte, kann uns nur als ein neues Zeichen gesunden künstlerischen Sinnes gelten, der das, was im Glauben lebt, ohne viel Grübelns als wirklich hinnimmt. Auf diesem Standpunkt ist die jüngste und formvollendetste von den archaischen Marmorniken der Akropolis[3]), etwa aus der Zeit der Perserkriege, angelangt (Fig. 10). Ihre nur in Bruchstücken erhaltenen

---

[1]) Nr. V der Liste oben S. 383 Anm. 2; vgl. den Text von Sophulis.

[2]) Nr. 808 bei de Ridder, vgl. oben S. 383 f. Anm. 2; die Abbildung nach Mitt. d. d. arch. Inst. Athen XI (1886) Tf. 11 c.

[3]) Oben S. 383 Anm. 2 Nr. IX, die Abbildung nach der Tafel Petersens, nur die beiden Teile, wie notwendig, beträchtlich weiter auseinandergerückt.

Digitized by Google

bunten Schwingen waren in den Rücken eingezapft, und zwar gesenkt, nicht gehoben, wie bei der Bronze. Die Rechte griff wieder vor dem Schofs ins Gewand. Der Kopf trat hier endlich aus der alten starren Vorderansicht heraus, freilich nicht eben sinngemäfs nach dem Ausgangspunkte der Bewegung hingewandt. Das archaische Sprungschema ist hier noch weiter zu mafsvollem Laufschritt gemildert, womit freilich auch viel von der naiven Überzeugungskraft jener ursprünglichen Form verloren geht. Der Künstler empfindet, dafs sich mit so heftiger Aktion der Beine die eben erst entdeckte der Flügel schlecht verträgt; aber er versucht es noch mit einem Kompromifs zwischen beiden, statt, sich von der Überlieferung befreiend, die ganze Bewegung aus dem neuen Motiv heraus neu zu gestalten.

Damit war die Lebensfähigkeit des von Archermos geschaffenen Typus zu Ende. Die Frühzeit überdauert hat er, wie so manches Archaische, nur noch in tektonischer Verwendung zu kunstgewerblichen Zwecken. Dies lehrt der hübsche Griffansatz eines Bronzespiegels, den neulich das Berliner Antiquarium 'aus Griechenland' erworben hat, wohl ein Werk der Blütezeit im fünften Jahrhundert (Fig. 11): Nike, in der Linken ein Toilettekästchen am Bügel herbeitragend, also, gemäfs dem Zweck eines Spiegels, im Dienste weiblicher Schönheit, wie auf gleichzeitigen Vasen.[1])

V

Zugleich mit dem Freiheitskampfe gegen die östliche Weltmacht zog über Hellas jener unvergleichliche, stürmische und sonnige Frühling herauf, der die Kunst zum erstenmal aus den Banden konventionellen Formelwesens, in dem alle 'Barbaren' stecken geblieben waren, auf die Höhe freier Menschlichkeit emporführte. Er hat das orientalische Flügelsymbol mancher Gestalt, wie der Artemis, für immer abgestreift. Auch die Schwingen der Siegesgöttin blieben nicht unangetastet, wie zum Beispiel ein inschriftlich beglaubigtes Münzbild von Terina sicher lehrt[2]), weshalb kein Grund ist, anzuzweifeln, dafs auch ein grofser Bildhauer der Übergangszeit, Kalamis, Nike flügellos gebildet hat. Doch solchen Radikalismus überwand die fest eingewurzelte, weil nicht orientalische, sondern echtbürtig hellenische Vorstellung von Gottheiten, welche die Schwingen wirklich gebrauchten, um ihren Dienst zu verrichten. Wohl aber wurde die alte Aufgabe im Sinne der neuen Zeit ganz von vorn angefafst; natürlich wieder unter Führung der Flächenkunst. Die fehlenden monumentalen Zeugnisse hierfür ersetzen uns Münzen und Vasen.

Als Münzgepräge findet sich die Göttin wiederum zuerst im griechischen Osten, dann namentlich bei einigen Weststaaten, die zu den grofsen National-

[1]) Berliner Antiquarium, Bronzeninventar Nr. 8519. Für die Erlaubnis zur Publikation bin ich Herrn Geheimrat Kekule von Stradonitz, für die Photographie Herrn Dr. E. Pernice zu Danke verpflichtet.

[2]) Gardner, Types of Gr. coins Tf. 1, 23.

Digitized by Google

festen in engen Beziehungen standen: in Elis und grofshellenischen Städten.[1]) Den ältesten Typus halten nach Bewegung und Flügelbildung auch noch im fünften Jahrhundert die Münzen von Mallos in Kilikien fest (Fig. 12), während sich die von Elis (Fig. 13) ungefähr der zuletzt besprochenen Marmorstatue (Taf. II 10) an die Seite stellen. Ganz ähnlich erscheint Nike auch auf dem älteren von zwei ausgewählten Beispielen der langen Reihe sicilischer Stücke, wo sie auf ein siegreiches Gespann zueilt, um es zu bekränzen (Fig. 14). Auf dem jüngeren dagegen (Fig. 15) tritt uns ein ganz neues Bild entgegen, das, um es kurz zu sagen, das Flügelmädchen wie einen fliegenden Vogel darstellt.

Tafel III

Was hat dazu geführt? Nichts als eine schärfere, lebendigere Auffassung des Problems. Der geflügelte Mensch hat nur so lange seine Beine nach Menschenart zu gebrauchen, als er sie auf festen Boden setzt. Sobald er sich mit Hilfe der Flügel durch die Luft bewegt oder in der Schwebe hält, mufs auch sein menschlicher Leib sich dem des fliegenden oder schwebenden Vogels möglichst entsprechend verhalten. Was aber thut der Vogel nach unseren Begriffen? Er schwimmt in der Luft, indem er die Schwingen zugleich als Fallschirm und als Ruder gebraucht. Der fliegende Mensch mufs also dem schwimmenden gleich sehen. Nur dürfen wir dabei nicht an unsere heftigen Schwimmschultempi denken, sondern eher an die Ruhelage, die sie unterbricht, oder besser noch an die behaglich leichten Bewegungen, mit denen der vollendete Schwimmer sein Gleichgewicht bewahrt.[2]) Wie genau das Nikefigürchen der Münze dieser Forderung entspricht, lehrt sein Vergleich mit der Schwimmerin in dem Damenbade, das in der Werkstatt des attischen Töpfers Andokides etwa zur Zeit der Peisistratiden auf eine Amphora gemalt wurde[3]) (Fig. 16).

Diese entscheidende Übertragung hat begreiflicherweise früher bei unbekleideten Luftschwimmern, bei Eros und ähnlichen Flügelknaben stattgefunden. Solche stellt in dem neuen, nur noch sehr steif gezeichneten Schema bereits eine kyrenäische Schale mit schwarzen Figuren dar, die nicht viel jünger als die Mitte des sechsten Jahrhunderts sein dürfte[4]) (Fig. 17). Doch das ist, wie so manches andere in der Vasenmalerei der Battosstadt, nichts als eine Entlehnung aus den Stätten ostionischer Kunst, die, als rechte Erbin der mykenischen, zwar an formaler, 'geometrischer' Zucht weit hinter der des Mutter-

[1]) Nach den grundlegenden Arbeiten Imhoof-Blumers vgl. für unsere Zwecke Petersen S. 392 ff. (s. oben S. 382 Anm. 2). Die ältesten Stücke sind jetzt wohl Catal. of Gr. coins Brit. Mus. Mysia Tf. 4, 7; 9. — Unsere Abbildungen 12—15 sind entlehnt aus Gardner, Types of Gr. coins Tf. 4, 30; 3, 14; 2, 10; 2, 35. Vgl. Six, Mitt. d. d. arch. Inst. XIII (1888) S. 159.

[2]) Klar ausgesprochen finde ich diesen Gedanken nur in des Physiologen S. Exner Vortrag 'Die Physiologie des Fliegens und Schwebens in den bildenden Künsten', Wien 1882, der mir erst nach Abschlufs meiner Arbeit zugänglich wurde. Vgl. Kalkmann S. 57 f. (oben S. 381 Anm. 5), auch Petersen S. 396 (oben S. 382 Anm. 2) und Six (vorige Anm.).

[3]) Abgeb. nach Schreiber, Kulturhistor. Bilderatlas Tf. 57, 5. Das ganze Gefäfs bei Norton, Americ. Journ. of Archaeology XI (1896) S. 3.

[4]) Bull. de corr. hell. XVII (1893) S. 238.

Digitized by Google

landes zurück bleibt, ihr dagegen in frühreifer Kühnheit des Beobachtens auch der flüchtigsten Erscheinungen, namentlich im Bereiche des Malerischen, damals wie zumeist voranschreitet. Am Dache des grofsartig bilderreichen Sarkophags von Klazomenai im British Museum schwebt jedem von den Wagenlenkern ein solcher Genius voran, abwechselnd in dem alten Knieschema und der neuen, hier schon mit ganz anderer Frische erfafsten Schwimmhaltung[1]) (Fig. 18).

Das war ohne Zweifel die konsequenteste Lösung der Aufgabe, und sie blieb stets üblich, wenn Eros oder Nike als kleinere, allenfalls mit Vögeln vergleichbare Nebenfiguren über gröfseren Gestalten anzubringen waren. Wo sie dagegen als Hauptgegenstände oder aus anderen Gründen der Bodenlinie nahe rücken, da wird die Schwimmlage mifsverständlich[2]), und gebieterisch drängt sich die Forderung auf, dafs auch die geflügelte Menschengestalt über ihr Verhältnis zum Erdboden keinen Zweifel lasse, dafs sie sich der aufrechten Haltung, die doch einmal zu ihrer Natur und Würde gehört, wieder nähere. Und zu diesem Zwecke brauchten die mafsgebenden Naturvorbilder gar nicht verlassen zu werden: für die vom Himmel zur Erde herabschwebenden Götter bot sich die Analogie des Vogels, der aus dem Flug, des Menschen, der vom Schwimmen in den Stand übergeht. So ergab sich eine mehr oder weniger vorgeneigte Haltung mit zurückschwingenden Füfsen, deren leichte Divergenz auf die vorausgehenden Schwimmbewegungen zurück, auf das bevorstehende Beschreiten des festen Bodens vorauswies. Die verschiedenen Stadien des Übergangs von der Schwimmlage zu dem fast lotrechten Schweben veranschaulichen am besten die vier ihre Herrin umflatternden Eroten auf einer Schale des Töpfers Hieron (Fig. 19), die der Fund einer sehr ähnlichen Darstellung im sogenannten Perserschutte der Akropolis in die Zeit kurz vor 480 verweist.[3])

In dieser und der unmittelbar anschliefsenden Periode taucht endlich auch Nike und zwar gleich als ein Lieblingsgegenstand in dem bisherigen Vorrat attischer Vasenmalereien auf, nur noch vereinzelt in dem absterbenden Schema des Luftlaufs[4]), gewöhnlich in dem neuen Motiv. Zu den ältesten Belegen für das letztere gehört diese noch streng und etwas unbeholfen stilisierte Gestalt (Fig. 20), welche, die Schale über einen Altar ausgiefsend, in der andern Hand das Thymiaterion, eine Art Leuchter für das Weihrauchopfer, herbeibringt. In der freien, wenn auch noch etwas herben Anmut der beginnenden Blütezeit aber schwebt die Göttin auf einer anderen Vase (Fig. 21) zu einem Dreifufs,

---

[1]) Murray, Terracotta Sarcophagi, Gr. and Etr. in the Brit. Mus. Tf. 1. Über den ionischen Einflufs auf die kyrenäischen Vasen s. jetzt das schöne Buch von Böhlau, Aus ion. und ital. Nekrop., S. 121 ff., wo jedoch dieses schon von Puchstein erkannte Verhältnis zum Nachteil des peloponnesischen Einflusses allzueinseitig betont wird.

[2]) Als Beispiel diene Lenormant u. de Witte, Élite céramogr. I Tf. 98.

[3]) Abgeb. nach Wiener Vorlegebl. A Tf. 5. Vgl. Jahrbuch d. d. arch. Inst. II (1887) S. 164 Anm. 135.

[4]) So bei P. Gardner, Catal. of Gr. vases in the Ashmolean Museum (Oxford) Tf. 25 Nr. 265. Für den älteren Bestand sei ein für alle Mal auf die beiden Doktorschriften 'Nike in der Vasenmalerei' von Knapp und Kieseritzky verwiesen.

Digitized by Google

dem Preis eines Sieges mit dem Dithyramboschore, hernieder, um ihn mit der Tänie zu schmücken.[1])

Nichts anderes als diese Neugestaltung ihres Fluges wird gemeint sein, wenn die gleiche Quelle, die von dem Werke des Archermos Kunde giebt, einen namhaften Maler aus der Zeit des älteren Vasenbildes, Aglophon, den Vater des grofsen Polygnotos von Thasos, neben jenem Bildhauer als den zweiten 'Erfinder' der geflügelten Nike bezeichnet.[2]) Es war in der Hauptsache das letzte Wort der Flächenkunst über dieses Thema.

VI

Aber nun galt es wieder, das auf der Fläche geschaffene in die Rundplastik zu übertragen, die auf eine solchermafsen im Volksleben festgewurzelte Gestalt schlechterdings nicht mehr verzichten konnte. Und wie viel plastischer war diese geworden, seit sie nicht mehr in flächenhafter Haltung an dem Beschauer vorbei eilen mufste, sondern in runder Geschlossenheit auf ihn zuschweben konnte. Dennoch war die alte Schwierigkeit geblieben, und diese mit bewufstem Ernst nach Vollendung ringende Zeit versuchte sich an ihr zunächst mit anderen, strengeren Mitteln, als sie in dem scheinbar abgebrauchten, naiven Kunstgriff des Chioten anerkennen mochte.

Zum Wesen der Statue gehört, dafs sie steht, also den Boden mit den Füfsen berührt. Wer dieser Forderung treu bleiben wollte, der mufste sich begnügen, von dem neuen Schwebemotiv nur den Anfangs- oder Endpunkt darzustellen: wie die Füfse vom Boden abstofsen oder ihn wieder berühren. Das letztere, dem Erdenbewohner näher liegende, wurde unseres Wissens zuerst versucht.

Im Konservatorenpalaste zu Rom steht seit einigen Jahren die altertümlich schwerfällige Marmorstatue von der Hand eines peloponnesischen Meisters aus der Zeit der Perserkriege[3]) (Fig. 22). Die Flügel, nach den erhaltenen Ansätzen noch in der alten Weise aus einem Block mit der Figur gehauen und demgemäfs wenig herausspringend, kennzeichnen sie als Nike. Aber die Haltung ihres auf beiden Fufsspitzen emporgereckten Körpers entspricht höchstens einem Menschen, der eben aus mäfsiger Höhe herabgesprungen ist, und dafs wir wirklich so verstehen sollen, deuten nur die Hände an, indem sie den Überschlag des schweren dorischen Wollenpeplos am Saume fassen, damit ihn der Luftzug nicht zu hoch emportreibe. Woher sie kommt, verraten eben nur die Schwingen. Und das bessern auch nicht die formal reiferen Gestaltungen, die in römischen Kopien vor uns stehen, wie in dieser Erzstatuette aus Hercu-

Tafel IV

[1]) Fig. 17 von der Vase British Museum Nr. E 513 des neuen Katalogs, nach Lenormant-de Witte, Élite de monum. céramogr. I Tf. 93. Fig. 18 ebendaher Tf. 92, das Gefäfs einst bei Pourtalès.

[2]) Six a. a. O. (oben S. 388 Anm. 1) S. 158 f.

[3]) Helbig, Führer d. d. röm. Antikensamml. I Nr. 589. Unser Zink nach Brunn-Bruckmann, Denkm. gr.-röm. Skulpt. Nr. 263.

Digitized by Google

laneum[1]) (Fig. 23), deren Deutung Einsatzlöcher für die Flügel sichern. Die Weltkugel, auf der sie steht, kann, wie wir noch sehen werden, nicht dem griechischen Urbild angehört haben.

Wie viel lebendiger wirkt es, wenn die Göttin den Boden nur mit einer Fufsspitze betritt, und das schon an den alten springenden Niken vorgebildete Zurückflattern des Gewandes die Lebhaftigkeit der Bewegung veranschaulicht. So sehen wir sie in der hübschen Bronzefigur aus Fossombrone in Cassel[2]) (Fig. 26 27), wieder einer römischen Arbeit, die in allen Hauptformen, namentlich der strengen Körperhaltung und Kopfbildung, auf einen Typus der grofsen Zeit im fünften Jahrhundert zurückweist. Doch auch hier sähe der unbefangene Blick nichts als einen kurzen, tänzelnden Laufschritt, wenn nicht wieder die Erdkugel den Boden abgäbe.

Dem Ziele näher müssen die Nikebilder gekommen sein, welche Pheidias, wenigstens in der Art dieser Verbindung an archaische Vorgänger anknüpfend, seinen beiden erhabenen Tempelstatuen aus Gold und Elfenbein, der Athena Parthenos und dem olympischen Zeus, gleich einem Edelfalken auf die rechte Hand setzte. Von diesen beiden Werken ist nur die Athena durch statuarische Nachbildungen genauer bekannt, und eine unter ihnen hat auch die Nike erhalten; leider gerade eine der kleinsten und künstlerisch minderwertigsten, die meterhohe Marmorfigur vom Varvakion in Athen (Fig. 24), aus der nur dem geschultesten Auge ein Schatten von der Gröfse des Vorbildes entgegentritt. Was uns am meisten befremdet, ist die gegenständlich ganz unmotivierte Säule, welche der vorgestreckten Hand das Gewicht der im Original stark lebensgrofsen Figur abnahm, vielleicht in Erinnerung der hohen Pfeiler, auf denen wir uns schon die archaischen Siegesgöttinnen aufgestellt denken (Taf. II 7). Aber es darf dabei nicht vergessen werden, dafs der technische Notbehelf zugleich einen unentbehrlichen ästhetischen Dienst leistet, indem er, als Gegenstück des Schildes mit der Schlange, das im architektonischen Rahmen der Parthenonhalle doppelt unerläfsliche Gleichgewicht der Massen herstellt.[3]) Das stumpf gearbeitete Nikepüppchen selbst (Fig. 25), an dem aufser dem Kopf auch ein Ansatzstück des rechten Flügels fehlt, hielt in beiden Händen einen festonartig herabhangenden Kranz oder eine Binde. Um dieses Ehrenzeichen den unten stehenden Schützlingen der Herrin zu bringen, will sie sich eben, mit vorgelegtem

---

[1]) Abgeb. nach Photographie Alinaris; vgl. Friederichs-Wolters, Gipsabgüsse Nr. 1754.

[2]) Pinder, Führer durch das Museum Fridericianum in Cassel 1891 S. 20 f. Nach freundlicher Mitteilung von Johannes Böhlau, dem ich auch die Lichtbilder verdanke, kann die jetzt vorhandene Kugel aus poliertem schwarzen 'Marmor' moderne Ergänzung sein, dann aber eine richtige, da ein vom linken Fufse durch die Kugel hindurchgehender antiker Bronzedübel kaum zu einer andern Form der ursprünglichen Basis passen würde.

[3]) Kavvadias, Γλυπτὰ τοῦ ἐθν. μουσ. I Nr. 129; Collignon, Hist. d. l. sculpt. Gr. I S. 540 ff., wo die Litteratur. Für die Notwendigkeit der Säule vgl. besonders K. Lange, Mitt. d. d. arch. Inst. VI (1881) S. 71 ff. — Fig. 24 nach Brunn-Bruckmann, Denkm. Nr. 39, Fig. 25 nach Zeichnung. Das Nikefigürchen ist jetzt, wie mich Bulle belehrt, befreit von dem angeblichen langen Kranze, den die älteren Abbildungen und der Gipsabgufs zeigen, weil er sich als ein sinnlos angeklebter — Finger herausgestellt hat.

Digitized by Google

Oberleib und leicht gebogenen Knien, den linken Fufs ein wenig voran, in ihr Element hinablassen. Pheidias hat also den Anfangspunkt des Niederschwebens gewählt und so das Wesen der Himmelsbotin am besten ausgedrückt.

Damit waren die Möglichkeiten streng statuarischer Durchführung der Aufgabe erschöpft. Von ihnen allen gilt mehr oder weniger, dafs sie hinter dem Eindruck der Darstellungen auf der Fläche weit zurückbleiben. Jede Berührung der Füfse mit dem Erdboden zieht den übernatürlichen Vorgang wieder herab in den Kreis des menschlichen Springens und Laufens. Das Niederschweben von hohem Standort aber entgeht diesem Fehler nur dann, wenn jener durch einen Zusammenhang, wie ihn die Götterbilder des Pheidias darboten, als Heimstatt der Göttin bezeichnet ist. Für sich allein kann selbst der Scheitel der höchsten Säule einer schon weniger anspruchslosen Phantasie nicht den Olymp bedeuten wollen.

Die Theorie von den Grenzen der Künste wird daraus ganz richtig schliefsen, das Problem sei für die Rundplastik überhaupt unlösbar. Aber des Lebens goldener Baum trägt immer wieder Früchte, die aller Theorie Hohn sprechen und dennoch recht behalten durch die zwingende Kraft ihrer Lebendigkeit.

VII

Um das Jahr 420 v. Ch. stellten die vertriebenen Messenier im Vereine mit ihrer zweiten Heimat Naupaktos den Zehnten von der Kriegsbeute, die sie als Bundesgenossen Athens im ersten Teil des peloponnesischen Krieges erkämpft hatten, in Gestalt einer Marmornike von der Hand des Paionios in Olympia auf. Es war ein köstliches Weihnachtsgeschenk für unsere Forscher, die vor mehr als zwanzig Jahren im Namen des jungen, sieggekrönten Reiches in der Altis den Spaten eingesetzt hatten, als dieses Meisterwerk wieder ans Licht emporstieg. Traurig zerschlagen freilich ist es auf uns gekommen (Fig. 29 31). Aber langjähriges Zusammenwirken von Bildhauern und Gelehrten, unter denen Grüttner und Treu besonders dankbar zu nennen sind, ergab eine in allen Hauptpunkten gesicherte Rekonstruktion, der schliefslich noch eine von Amelung entdeckte, freie Nachbildung des Kopfes aus römischer Zeit das am Original fehlende Gesicht hinzufügte (Fig. 28). Die einstige Aufstellung veranschaulicht das kleine Gipsmodell[1]) (Fig. 30).

Tafel V

Selbst gegen zwei Meter messend, stand sie auf einem schlanken Marmorpfeiler von gegen neun Meter Höhe. Seine ungewöhnliche, dreieckige Form liefs ihn dem Auge meistens nur als eine weifse, schattenlose Fläche, nicht als Körper erscheinen. So auf das wirksamste über den Wald der übrigen Weihgeschenke emporgehoben und auf diese Ansicht meisterlich berechnet, schien diese Nike in Wahrheit vom Himmel herniederzuschweben, in göttlicher Ruhe und Sicherheit, und doch ein Bild des die Lüfte sausend durchschneidenden Fluges,

[1]) Treu, Olympia, Text III S. 182 ff. Zur Inschrift Dittenberger-Purgold, Olympia V Nr. 259. Unsere Abbildungen: Fig. 29 u. 31 nach Ol. Text III S. 184 f., 30 nach Ol. Tafelb. III Tf. 48, Fig. 26 nach Photographie des restaurierten Gipses im Albertinum zu Dresden.

Digitized by Google

vor dessen Lebensfülle jeder Zweifel verstummt. Die Fittige sind ungleich erhoben, auch der Körper steht etwas schräg, wie oft bei dem Vogel, der nach einem bestimmten Ziele hinabsteuert. Ihre Arbeit befördert der weite Mantel, indem er sich, von beiden Händen festgehalten, wie ein mächtiges Segel rückwärts und aufwärts bläht, um, gleich einem Fallschirm, die Wucht der Bewegung wohlthuend zu hemmen. Gegen diesen ruhigen, einst purpurnen Hintergrund peitscht der Wind die Faltenmassen des Chitons mit dem gegürteten Überhang, so dafs aus ihrer Umrahmung die jugendkräftige Gestalt in voller Plastik heraustritt. Von dem stürmischen Flattern hat sich die Spange auf der linken Schulter gelöst und aus einem Schlitz des Kleides tritt das linke Bein hervor, ganz frei in die Luft hinausschreitend, nur mittels einer unauffälligen, einst gewifs durch Farbe gleichsam ausgelöschten Stütze an der Plinthe befestigt. Doch auch der zurückschwingende rechte Fufs ruht auf keinem festen Boden, nur rückwärts haftet er an einem Zwischenstück, das die Gewandmassen mit der Standplatte verbindet; und dieses bildet in der Hauptsache ein fliegender Adler, dessen Kopf links deutlich hervortritt. Der wesensverwandten Göttin im Fluge begegnend, schiefst der Bote des Zeus unter ihren Füfsen hindurch, wie ein kleines Segelboot vor dem Bug des stolzen Dreimasters vorbeifliegt.

Mag auch die Theorie den Bildhauer tadeln, der sich erkühnte, sein schweres Marmorgebilde so zu sagen an den blauen Himmel hinzumalen; mag auch eine scharfe Betrachtung der Einzelformen etwas von der unübertrefflichen Klarheit und Feinheit attischer Kunst vermissen — immer bleibt die Nike des Paionios ein Meisterwerk von Gottes Gnaden, in der himmelstürmenden Kühnheit der Erfindung, in der Virtuosität der Technik.

Kein Wunder, dafs die Messenier und Naupaktier auch dem Apoll in Delphi nichts anderes darbringen mochten, als eine Wiederholung ihres olympischen Weihgeschenkes, von der bisher leider nur das ganz charakteristische Postament aufgefunden ist.[1])

Aber auch vorher hatte Paionios denselben Auftrag in etwas anderer Fassung auszuführen gehabt. In der Künstlerinschrift unserer Nike rühmt er sich, derselbe zu sein, 'der auch beim Anfertigen der Akroterien für den Tempel den Preis erhielt'. Und das Hauptstück unter diesen Akroterien, das ist dem plastischen Firstschmuck des Zeustempels, war nichts anderes als die Bronzenike auf dem Scheitel des hinter dem Messenierweihgeschenk emporragenden Ostgiebels. Der Grund, weshalb Paionios diese gerade hier als sein Eigentum reklamierte, kann nur engste Verwandtschaft beider Werke gewesen sein, die das spätere von dem früheren abhängig erscheinen liefs. Der Künstler hatte also seine verwegene Komposition erst in Erzgufs versucht, bevor er sie in den spröden, aber den gerade für sie unschätzbaren Vorteil der Bemalung darbietenden Marmor zu übersetzen wagte.

So freudig wir nun auch diesen Autorstolz begreifen, so wenig dürfen wir uns der Aufgabe entziehen, rückblickend festzustellen, wie viel selbst ein solches

---

[1]) Pomtow, Neue Jahrbücher f. Philol. u. Pädag. CLIII (1896) S. 577 ff.

Digitized by Google

Werk, das aus dem visionären Schauen eines glücklichen Augenblicks geboren scheint, der Tradition zu verdanken hat.

Aufserlich zunächst gemahnt diese Nike auf ihrem schlanken Pfeiler an die der Athena Parthenos, die thatsächlich auch auf hoher Stützsäule ruhte. Doch wird, nach dem früher Dargelegten, das unmittelbare Vorbild dieser Aufstellung der gleichen Herkunft gewesen sein, wie der technische Grundgedanke der Komposition selbst. Die schwebende Gestalt wesentlich nur mit dem Gewand auf die Basis zu stellen, das ist ja gar nichts anderes, als die alte, dem kindlichen Gemüte des Archermos entsprungene Lösung (Taf. II). An seiner Nike (Fig. 7) findet sich überdies schon der ausdrucksvolle Zug des entblöfsten Beins, an ihrer besten reifarchaischen Tochter (Fig. 8) der noch bedeutsamere des im Rücken wehenden Gewandes vorgebildet. Ja selbst die Übertragung jenes alten Grundgedankens auf das neue, von der Malerei geschaffene Schwebemotiv hatten vor Paionios schon ältere Marmorbildner angebahnt, wie diese unscheinbare und übel zugerichtete Figur auf der Insel Paros lehrt[1]) (Fig. 32 33), eine Vorläuferin des späteren Meisterwerkes auch in der Faltenbehandlung, die ganz anders darauf ausgeht, die Hauptformen des Körpers zu zeigen, als etwa die schlichte 'olympische', das heifst peloponnesische Art der Statue im Konservatorenpalaste (Taf. IV 22). Einen Gewandstil aber, der dem des Paionios ganz nahe kommt und dazu jenes Handhaben des Mantels als Segel sowie jenes Einschieben eines geeigneten Tieres unter die Menschengestalt, als Andeutung des Elements, auf dem sie sich übernatürlich bewegt — das alles findet sich an einer Reihe wohl etwas älterer Skulpturen wieder, an den Nereiden von dem nach ihnen als Nereidenmonument bezeichneten Grabmal in Xanthos (Fig. 34 35), welche über Delphinen oder Seemöven auf den Wogenkämmen hinhuschen.[2]) So war alles schon dagewesen, nur nicht das Ganze in seiner unvergleichlichen Herrlichkeit und ergreifenden Wahrheit.

Tafel VI

Es ist gewifs kein Zufall, dafs sich diese Ahnenreihe der olympischen Nike, soweit nur unser Wissen reicht, ganz aus Kunstleistungen des ostionischen Stammes zusammensetzt, dem, so gut wie Archermos von Chios, der klazomenische Sarkophagmaler, Aglophon von Thasos und der unbekannte Parier, auch Paionios als Bürger des ionischen Städtchens Mende in Thrakien angehörte. Die dargelegte Entwickelung des von Haus aus malerischen Problems der fliegenden Menschengestalt, sie erweist sich als ein echtes Blatt aus der Geistesgeschichte dieses kecken, genialen Völkleins, dem vorher wie nachher der freieste Flug der Phantasie und die entschiedenste, durch Namen wie Polygnotos, Parrhasios, Apelles glanzvoll erwiesene Begabung für das Malerische eigen war.

---

[1]) Die Seitenansicht nach Löwy in d. Arch.-epigr. Mitteil. a. Österr. XI (1887) S. 162, die Vorderansicht nach Photographie gezeichnet. Das Verhältnis dieses Werkes zu den Skulpturen des olympischen Zeustempels hat m. E. falsch beurteilt Furtwängler in den Arch. Studien, H. Brunn dargebracht S. 79 ff.

[2]) Abgeb. nach Monum. d. inst. arch. X Tf. 11, 1; 2. Zur Deutung vgl. Kalkmann a. a. O. (S. 381 Anm. 5), S. 57 Anm. 21.

Digitized by Google

VIII

Der weitere Verlauf dieser Entwickelung bietet geringeres Interesse. Sind doch die zahlreichen fliegenden oder schwebenden Niken und Victorien späterer Perioden nur mehr oder weniger geglückte Nachbildungen, Modifikationen, auch Kreuzungen dessen, was wir das fünfte Jahrhundert leisten sahen, vor anderem der klassischen Schöpfungen des Pheidias und noch viel mehr des Paionios. Das Neue, was die spätere Zeit hinzuthut, ist nur in einem Punkt erheblich. Sie erfafst und zeigt, an den schwebenden, wie an tanzenden und sonst lebhaft bewegten Gestalten, die naturgemäfse 'diagonale Association' der Bewegungen beider Extremitätenpaare: dafs nämlich beim Ausschreiten des linken Fufses der rechte Arm vorwärtsgeht und umgekehrt; eine scheinbare Verdrehung, welche dem Streben der älteren Kunst nach reliefmäfsig klarem Auseinanderlegen der Körperteile widersprach und deshalb meist beseitigt wurde[1]), ohne ihr freilich ganz unbekannt zu sein, wie unter anderem die Schwimmerin des Andokides verrät[2]) (Taf. III 16). So stellt Nike, um nur das Bedeutendste zu nennen, der stattliche Torso von Megara[3]), der pergamenische Gigantenfries[4]) (Fig. 37) und die hübsche Bronzefigur aus Pompeji[5]) dar (Fig. 36). Dieser unleugbare Fortschritt in der Naturwahrheit der menschlichen Bewegung scheint mir aber ein zweifelhafter Gewinn für unsere göttliche Luftschwimmerin. Denn was beim menschlichen Schwimmen die Arme, das besorgen bei ihr die Flügel, und wer ihre Arme so an der Bewegung der Beine Teil nehmen läfst, der zerstört den Eindruck des sicheren, vogelartigen Schwebens, welchen der Paioniostypus gerade durch die Ruhe der Körperhaltung so vollkommen erreicht.

Tafel VII

Zu übertrumpfen war er nur auf einem Wege: indem man mit dem Schweben vollen Ernst machte und die Flügelfigur — aufhängte, wozu eine Öse am Rücken der pompeianischen Statuette gedient hat. Auch andere Bronzen, namentlich aber Terracotten, Niken und Eroten, sind so verwendet worden. Damit ist die von Paionios mit kunstreicher List so wohl gewahrte materielle Standfestigkeit des Rundbildes preisgegeben, auf die doch unser Gefühl nur dort beruhigt verzichtet, wo es sich einem tektonischen Hängewerk einfügt, wie zum Beispiel unsere Lustreweibchen. Aber diese Stilwidrigkeit wird man sich bei so leichtwiegenden Gebilden als harmlosen dekorativen Scherz gerne gefallen lassen. Bei grofsen Statuen dagegen mufs sie als brutale Geschmacklosigkeit wirken, welche dahin gehört, wo sie die Pergamener verübten: bei einer Festvorstellung im Theater liefsen sie eine goldene Nike herabschweben, dafs sie den blutigen Sultan Mithradates bekränze.[6])

---

[1]) Ich bekenne, das Verständnis dieser Sache erst durch Marey, Le Mouvement, Paris 1894 S. 167 Anm. gewonnen zu haben.

[2]) Vgl. auch spätere Bilder des Schwimmens, z. B. Baumeister, Denkmäler I S. 640, II S. 962.

[3]) Purgold, Mitteil. d. d. arch. Inst. VI (1881) Tf. 10 11, S. 375 ff.

[4]) Abbildung nach Rayet, Monum. de l'art ant. II Tf. 62.

[5]) Friederichs-Wolters, Gipsabgüsse Nr. 1755. Das Original steht auf einer Kugel, die aber moderne Zuthat ist.

[6]) Plutarch, Sulla 11.

Digitized by Google

Künstlerisch auch nicht erfreulich ist eine weitere hellenistische Neuerung: das Aufstellen der Schwebenden auf dem Globus, dem Sinnbilde der Weltmacht, die uns als römische Kopistenzuthat zu älteren Typen bereits öfter vorgekommen ist (Taf. 23 26 27): ein echtes Stück 'alexandrinisch' gelehrter, toter Symbolik, das beim Worte genommen aus der Göttin etwas wie eine Gauklerin macht.[1])

IX

Doch wenn auch das Werk des Paionios einen Endpunkt in der aufsteigenden Entwickelung unserer Idealgestalt bedeutet: zu Ende ist sie damit noch lange nicht.

Ich habe schon erwähnt, dafs die Übergangszeit vom Archaismus zur freien Kunst den Gebrauch des orientalischen Flügelattributs wesentlich einschränkte. Sehen wir ab von den leicht kenntlichen Dämonen der Unterwelt, dann bleiben als oft dargestellte Gottheiten dieser Art nur diejenigen übrig, die Aristophanes in den Vögeln zusammenstellt: Eros, Nike und Iris, und da die Götterbotin hinter der Siegesgöttin sehr zurücktritt, ist Nike so ziemlich das Flügelmädchen schlechthin geworden. Als solches aber brauchte sie nicht mehr immer zu fliegen, um kenntlich zu sein; auch nicht blofs leicht auf den Zehen hinzutänzeln, wie sie besonders archaisierende Werke, zum Beispiel die Kitharodenreliefs darstellen[2]) (Fig. 38); nein, sie durfte fest die Erde betreten gleich anderen Göttern, und damit begann für sie ein neues, mannigfaltiges Leben und Wirken.

Tafel VIII

Betrachten wir zunächst, wie sie in göttlicher Ruhe dem Thun der Menschen zusieht, die nach ihr streben. So steht im Parthenonfries (Fig. 39) Nike — nicht Iris[3]) — dienstbereit im Gefolge ihres höchsten Gebieters, von ihm, gemäfs den Forderungen der ganzen Komposition, nur durch Hera getrennt, und blickt dem Panathenäenzug entgegen, in den Händen einst, wie drinnen am Tempelbilde, Kranz oder Binde bereit haltend für die mit herankommenden Sieger in den Agonen des Festes. Der fein jugendliche, lieblich ernste Kopf mit dem hochaufgenommenen Haarbund (Fig. 40) ist ihr erst durch die jüngsten Ausgrabungen auf der Burg wiedergegeben.

Tafel IX

Bei den grofsen Wettspielen, welche die Göttin Tage lang in Atem hielten, mufste sie sich zwischendurch auch ein wenig Ruhe gönnen und sich niederlassen. In köstlich frischer Auffassung zeigt das ein noch etwas strenges Vasenbild mit roten Figuren (Fig. 43), wo sie mit Hilfe ihrer Flügel auf hohem Pfeiler Platz genommen hat, um von dort in lässig bequemer, nachdenklicher Haltung

[1]) Das früheste Beispiel scheint das nur durch arg verballhornte Zeichnung bekannte Werk des Nikeratos in Pergamon gewesen zu sein: Löwy, Inschr. gr. Bildh. Nr. 456, vgl. Furtwängler, Beschr. d. geschnitt. Steine im Antiquarium (Berlin) Nr. 2816, und dazu Bulles Art. Nike in Roschers Lexik. d. Mythol. (noch nicht erschienen).

[2]) Nach Schreiber, Hellenist. Reliefbilder Tf. 35, Berliner Skulpt. Nr. 921.

[3]) Die alte Deutung hat gut verteidigt Overbeck, Gesch. d. gr. Plastik I[4] S. 444. Fig. 39 aus Roschers Lexik. d. Mythol. II S. 348, Fig. 40 nach Americ. Journ. of Archaeol. V (1889) Tf. 2.

Digitized by Google

einem Ringkampf zuzusehen.[1]) Auf dem Erdboden oder auf Stufen sitzend stellen sie in vollendeter Schönheit Münzen von Terina und Elis dar (Fig. 41 42), doch wohl im Anschlufs an statuarische Typen, derengleichen schon dem Pindar vorschweben dürften, wenn er den Sieger in Nikes Schofs fallen läfst.[2])

Aber im allgemeinen geht ihr Ruhe wider die Natur, sie liebt es vielmehr, beweglich und behende selbst mit Hand anzulegen, Göttern und Menschen freundlich ihre Dienste zu leihen. Sie steigt als Rosselenkerin auf ihre Wagen, um sie zum Kampfe, zum Rennsieg oder zum Triumphzuge zu geleiten. Sie reicht dem Krieger die Waffen, dem Musiker sein Instrument. Besonders gern aber greift sie zu bei den feierlichen Handlungen nach dem Siege. Schon früher sahen wir sie auf Vasen herniederschweben, um ein Trankopfer zu vollziehen oder einen Preisdreifufs zu schmücken (Taf. III 20 21). Oft befafst sie sich mit der Errichtung eines Tropaions, jenes Kreuzpfahles, an dem die Waffenrüstung des Feindes befestigt wurde, wie er sie im Leben trug (Fig. 45). Hier tränkt sie vor dem dionysischen Dreifufs zum letztenmale den Opferstier (Fig. 46); dort hat sie dem glücklich zum Vater heimgekehrten Kriegsmann den Wein zum Willkommgrufs eingeschenkt (Fig. 44). Denselben Dienst leistet sie auf jenen Kitharodenreliefs (Taf. IX) dem Apollon als göttlichem Urbild aller Sieger in seiner Kunst, wie sie denn frühzeitig an Hebes Stelle zur Göttermundschenkin schlechtweg erhoben wurde. Selbst dem Dienste des rühmlich Geschiedenen versagt sich die menschenfreundliche Göttin nicht (Fig. 47): leise herantretend legt sie ihre Kränze an den Stufen seines Grabmals nieder.[3])

Tafel X

X

Diese liebenswürdige Geschäftigkeit ist nun auch der Boden geworden, in dem ein neuer Gedanke Wurzel fafste und herrliche Blüten trieb: die Vielheit der Siegesgöttinnen. Zwar dürfte, wie wir eingangs von Usener gelernt haben, schon der uralte Volksglaube jedem einzelnen Siege seine besondere Augenblicksgöttin zugeschrieben haben. Aber die theologische Systematik Hesiods hatte die Vorstellung der einen dauernden Sondergöttin an die Stelle gesetzt. Und wenn die archaische Kunst mehrere Niken nebeneinander stellte, wozu ihre Verwendung als Firstschmuck Anlafs geboten haben kann, dann wird das nur als Wiederholung der einen Gestalt verstanden worden sein. In wirklich lebendiger Mehrzahl, zunächst paarweise, finden wir sie erst auf Vasen und Reliefs polygnotisch-pheidiasischer Zeit.[4]) Ihnen folgt sogleich das älteste Beispiel einer

[1]) Nach P. Gardner, Catal. of Gr. vases in the Ashmolean Museum, Oxford, Tf. 14.

[2]) Die Münzbilder Fig. 41 42 sind aus P. Gardner, Types of Gr. coins Tf. 8, 4; 5, 13 reproduziert. Vgl. Kalkmann, Bonner Studien, R. Kekulé gewidmet, S. 38 ff.; Pindar, Isthm. 1, 26, Nem. 5, 42.

[3]) Fig. 45 nach Lenormant de Witte, Élite céramogr. I Tf. 96. — Fig. 46 von der Vase in München Nr. 386 nach Reisch, Gr. Weihgesch. S. 69. — Fig. 44 Vase Brit. Mus. E 379 nach Gerhard, Auserl. gr. Vasenb. II Tf. 150. — Fig. 47 Lekythos aus Eretria in Oxford, Journ. of Hell. stud. XV (1895) Tf. 15.

[4]) Vasen z. B. Brit. Mus. Nr. E 460 469; Reliefs Friederichs-Wolters, Gipsabgüsse Nr. 1184 1185.

Digitized by Google

gröſseren Menge: am Throne des olympischen Zeus. Die vier Thronbeine umgaben unten, wo an die beiden inneren Seiten eines jeden die bemalten Schranken ansetzten[1]), je zwei, oben jedoch ringsum je vier Niken, im Reigentanze begriffen, also gewiſs nicht mehr in bloſs dekorativer Vervielfältigung gedacht. Und dieser unbegrenzten Schar bemächtigt sich alsbald die thätige Beweglichkeit, welche dem Einzelwesen längst eigen war. Ihren klassischen Ausdruck erhielt diese Vorstellung an der Balustrade des Tempels der Athena Nike.

Rechts vor dem perikleischen Prachtthor zur Akropolis tritt dem Herankommenden eine wohlgefügte turmartige Bastion, der Pyrgos entgegen. Auf ihm wurde doch wohl nach dem Propyläenbau, in der früheren Zeit des peloponnesischen Krieges, das zierliche ionische Tempelchen der Athena Nike erbaut.[2]) Kultusrücksichten werden es gewesen sein, welche den Architekten zwangen, die Kapelle hart an den Absturz des Pyrgos heranzurücken. Dennoch entschloſs man sich erst später, vermutlich nach einem der groſsen Erfolge des peloponnesischen Krieges, den gefährlichen Platz einzufrieden. Alle drei Seiten des Pyrgos umfaſste eine Brustwehr aus meterhohen Marmorplatten, nach auſsen mit prachtvollem Hochrelief geschmückt. Auf jeder Seite saſs die Tempelgöttin, der Errichtung von Trophäen und der Darbringung von Siegesopfern zuschauend. Diesen Gottesdienst aber verrichteten nicht Männer und Frauen von Athen, sondern eine entzückende Schar beschwingter, geschmeidiger Mädchengestalten, deren Schönheit eine raffinierte Meisterschaft der Gewandbehandlung mehr vervielfachte als verhüllte. Von den Trümmern dieser Herrlichkeit seien Ihnen nur einige Hauptstücke durch Abbildungen[3]) ins Gedächtnis gerufen (Fig. 48—51). Die ganze Platte zeigt links eine Nike, die sich mit dem vorgesetzten Fuſse gegen eine Bodenerhebung stemmt, um an der Leine die durchgehende Opferkuh zurückzuhalten, vor der die andere erschreckt zurückweicht. Dann folgen zwei mit erhobenen Händen an Trophäen beschäftigte und endlich die reizendste von allen, die in geschmeidiger Balance schwebend die Sandale vom erhobenen Fuſse löst; sie wenigstens trägt ihre Flügel nicht ohne Nutzen.

Tafel X

Selbst aus diesen Bruchstücken lacht uns noch eine verschwenderisch ausgebreitete, fast kokette Schönheit entgegen, von der wir begreifen, daſs sie in mehr als einer Hinsicht für die Nikedarstellungen der Folgezeit den Ton angegeben hat. Zunächst waren die Balustradenreliefs, an einem der bevorzugtesten Plätze der ersten Kunststätte Griechenlands vor aller Augen gestellt, eine unerschöpfliche Fundgrube von Handlungsmotiven. Dann aber

---

[1]) E. Gardner, Journal of Hellen. stud. XIV (1894) S. 233 ff. Robert, Marathonschlacht S. 83.

[2]) Die von Kavvadias, Ἐφημερ. ἀρχαιολογ. 1897, Tf. 11 S. 143 ff. herausgegebene Inschrift lehrt allerdings, daſs der Bau schon in der früheren Zeit des Perikles beschlossen, nicht aber, daſs er damals ausgeführt wurde. Die Gründe für spätere Entstehung dargelegt von Wolters, Bonner Studien, R. Kekulé gewidmet, S. 92 ff.; vgl. Puchstein, Ion. Capitell S. 14 ff., Furtwängler, Meisterwerke S. 207 ff.

[3]) Nach Kekulé, Die Balustrade der Athena Nike Tf. 1A, 3B, 4MO. Vgl. Collignon, Hist. d. l. sculpt. gr. II S. 104 ff., wo jedoch die wichtige Untersuchung von Petersen nachzutragen ist: Zeitschr. f. d. österr. Gymn. XXXII (1881) S. 261.

Digitized by Google

wiesen sie den Weg zu der einzigen Neuerung, welche die Zeit des Praxiteles an ihrer Charakteristik noch vorzunehmen fand: die Verkörperung des vielbegehrten Sieges wird derjenigen Gottheit angenähert, die das begehrenswerte Weib als solches darstellt, der Aphrodite, schliefslich auch in der halben oder ganzen Entblöfsung. Als anspruchsloser Beleg für beides diene eine Gruppe vom Relief della Valle in München (Fig. 52), eins von den zahlreichen Beispielen der stieropfernden Nike, deren Motiv auch schon auf der Balustrade vorgebildet war.[1])

XI

Eine Fülle von Niketypen enthalten die Münzen vom vierten Jahrhundert abwärts, namentlich die der Feldherren Alexanders des Grofsen, die sein unermefsliches Reich in die verschiedenen hellenistischen Herrschaften zerrissen haben. Durch nichts wird die Gröfse des unbegreiflichen Helden — an der zu mäkeln eine beschämende Mode unserer Tage ist — so laut verkündet, wie durch die Zahl der ehrgeizigen, machtvollen Persönlichkeiten, die, unter seiner Führung zu einheitlichem Zusammenwirken gebändigt, über seinem frühen Grabe sich aufeinander stürzten in titanischem Ringen, als dessen Preis dem Sieger mit berückendem Glanze das Königsdiadem winkte. Und diese dämonisch gewaltige Zeit hat uns denn unter ihren vielen Gestaltungen der heifsbegehrten Göttin eine hinterlassen, die zwar auch an vorher Dagewesenes anknüpft, aber dennoch in ihrer Weise alles Dagewesene überstrahlt und übertönt.

Im Norden des griechischen Meeres, nahe dem thrakischen Gestade, liegt die rauhe Felsinsel Samothrake. Ihre ganze geschichtliche Bedeutung beruhte auf dem Mysterienkultus der Kabiren. Dieser erreichte seinen Höhepunkt, als sich ihm das Herrschergeschlecht des benachbarten Makedonenlandes zuwandte: Philippos und Olympias sowie beider Sohn Alexander. Auch seine Nachfolger, wie Lysimachos von Thrakien und die ägyptischen Ptolemäer, wetteiferten durch stattliche Neubauten und andere Dienste um die Gunst der grofsen Götter. Dieses bedeutsame Heiligtum wurde in den siebenziger Jahren durch österreichische Ausgrabungen wissenschaftlich erschlossen. Aber das gröfste Kunstwerk, das dort die Erde barg, war bereits seit 1864 nach dem Louvre ausgeflogen.

Die ursprünglich gegen drei Meter hohe Marmorstatue wurde aus stark über hundert Fragmenten und Ansatzstücken soweit zusammengefügt, wie sie unsere Abbildungen zeigen[2]) (Fig. 53 54); nur die linke Brust und Schulterpartie bis zur Mitte des Halsansatzes und der rechte Flügel sind aus Gips hinzugefügt. Auch das grofsartige Postament, dessen erste Entdeckung ein schönes Verdienst der Österreicher ist, liefs sich fast ganz wieder zusammen-

Tafel XI

[1]) Abbildung nach Kekulé a. a. O. S. 27.

[2]) Fig. 53 nach grofser Photographie von Braun in Dornach, 54 nach derselben Photographie, die der Zink in dem Catalogue sommaire von Héron de Villefosse zu Nr. 2369 wiedergiebt. Der Herr Verfasser hatte die Güte, mir dieses Blatt zur Verfügung zu stellen, das auch meiner Überzeugung von dem richtigsten Standpunkte für die Betrachtung am nächsten kommt.

Digitized by Google

bauen. So ragt, immer noch mächtig ergreifend, das Siegesdenkmal auf seinem Ehrenplatze, dem Treppenabsatz des Escalier Daru, empor, unstreitig der stolzeste Besitz der französischen Antikensammlungen.

Mit leichtem und doch wie stürmischem Schritte tritt das schlanke Riesenmädchen heraus an den vordersten Rand des Schlachtschiffes, auf dem sie über die Wogen dahinfährt, um aller Welt den Sieg der Flotte zu verkünden. Der fröhliche Seewind wühlt in dem weichen Gefieder ihrer Schwingen, in den Falten des Mantels und des durchscheinenden Chitons. Aber die Draperie bildet hier nicht mehr, wie an der Paioniosnike, bloſs den Hintergrund, die Folie für die Gestalt: das Gewand ist ein lebendiges Wesen für sich geworden, das mit verschiedenartig bedingten, unendlich mannigfaltigen Bewegungen die jugendlich majestätischen Körperformen bald begleitet, bald durchkreuzt.

Diesen Gewandstil hat uns Benndorfs vergleichende Betrachtung[1]) verstehen gelehrt als die letzte, reifste Frucht der eigentlich hellenischen Entwickelung, man darf wohl sagen: als Analogon zur Körperbildung Lysipps, wie er sich denn auch, wenigstens in einem schwachen Abglanz, an der kleinen Nachbildung der Antiochia seines Schülers Eutychides wiederfindet. Der Vergleich dieser naturfrischen Formen mit dem Gigantenfries von Pergamon[2]) (Taf. VII 36), der trotz all seinem barocken Übermaſs auch in diesem Punkte deutlich an ältere, 'klassische' Kunst anknüpft, kann den Benndorfschen Zeitansatz nur bestätigen. Und wenn er richtig ist, dann verdient auch die schöne Kombination volle Beachtung, durch die derselbe Forscher dem herrlichen Werke seinen Platz in der Geschichte noch genauer anzuweisen versucht hat.

Den glänzendsten Seesieg der ganzen Diadochenzeit errang im Jahre 306 beim kyprischen Salamis über seinen mächtigen und klugen Gegner Ptolemaios von Agypten der 'Städtebezwinger', Demetrios Poliorketes. Diesen gröſsten Triumph seines Lebens, der ihm mit seinem Vater Antigonos den Königsnamen brachte, verkündete ein auf seinen Münzen (Fig. 56) wiederholt nachgebildetes Denkmal, dem wahrhaft königlichen Weihgeschenke von Samothrake ähnlicher als irgend einer anderen Darstellung der Nike auf dem Schiffsvorderteil.[3]) Die

---

[1]) Conze, Hauser, Benndorf, Neue Unters. auf Samothr., bes. S. 69 ff.

[2]) Dieser Vergleich hat nach Murray auch Klein (Praxiteles S. 335) zu einer sehr späten Datierung der Nike verlockt. Seine Äuſserungen geben mir Anlaſs zu einem Exkurs. Zu den nächsten Verwandten der Nike gehört nach ihrer Gewandbehandlung die wundervolle Mänade, Berliner Skulpturenkat. Nr. 208; man muſs nur die Verschiedenheit der Maſse und des Kleiderstoffes in Betracht ziehen. Da von den vielen Ergänzungsversuchen die mit der Doppelflöte (die auch auseinander genommen vorkommt) mindestens nicht unwahrscheinlicher als die anderen sind, wage ich die Frage, ob wir hier nicht eine Marmorkopie nach Lysipps temulenta tibicina vor uns haben (Plinius XXXIV 63, von Klein grundlos angetastet). Dieses Mädchen als trunken aufzufassen, ist mindestens ebenso möglich, wie das Original des Anakreon Borghese-Jacobsen (vgl. zuletzt Furtwängler, Meisterwerke S. 92 f.) als ein Bild *ᾄδοντος ἐν μέθῃ ἀνθρώπου* zu beschreiben (Pausan. I 25, 1).

[3]) Unsere Münzbilder nach Gipsabdrücken der Berliner Sammlung. — Zu dem von Benndorf S. 77 ff. Zusammengestellten käme vielleicht als ältestes Beispiel die Schiffsbasis

Digitized by Google

Übereinstimmung geht bis in technische Einzelheiten des Schiffsbaues[1]), und daſs die Stempelschneider die Bekleidung vereinfacht, die Flügel dem Rahmen zu Liebe gesenkt haben, kann nicht als Unterschied gelten. Es fragt sich nur, ob sich die fehlenden Teile der Statue nach den Münzen ergänzen lassen, wie es Meister Zumbusch versuchte (Fig. 55). Die Linke war gesenkt und hielt nach sicheren Befestigungsspuren ein stabartiges Gerät in ähnlicher Lage, in der die Münzen das leichte Holzkreuz darstellen, das wohl keinen Tropaionpfahl, sondern eine Schiffstrophäe: die als Stütze des palmettenähnlichen Aphlastons am hochgeschwungenen Schiffshinterteil[2]) dienende 'Stylis', vorstellt. Die Rechte kann, nach dem erhaltenen Schulterteile zu schlieſsen, sehr wohl mit einer Salpinx erhoben gewesen sein. Und daſs der Kopf soweit nach dieser Hauptrichtung der ganzen Bewegung gedreht war, um mit den Lippen das Trompetenmundstück berühren zu können, scheint auch mir der weich geschwellte, nicht gespannte Ansatz des rechten Kopfnickers zu ergeben.[3]) Nur in Kleinigkeiten bedarf Zumbuschs Rekonstruktion der Berichtigung; beispielsweise müſste die Salpinx in untergelegter, mit dem Daumen nach rechts gewandter Hand ruhen, was allgemein üblich und auf den Münzen zu erkennen ist. In der Hauptsache bleibt sie möglich und damit, nach dem ganzen Sachverhalt, höchst wahrscheinlich.

So haben wir denn nicht schlechthin zwingende, aber doch sehr gute Gründe zu der Annahme, daſs es jener glorreiche Sieg des jungen Helden, in dessen Gestalt und Thaten Alexander selbst wieder aufzuleben schien, gewesen sei, was diese Nike der Gemeinde der seemächtigen Kabiren mit schmetternder Fanfare kundgab, von ihrem erhabenen Standort im Süden des Heiligtums[4]) weit hinüberglänzend über den Sund nach der thrakischen Küste, wo ihres Herrn Totfeind Lysimachos gebot.

Aber mag die Entscheidung über diese Hypothese schlieſslich wie immer ausfallen, fest bleibt die Schätzung des wundervollen Fundes als des Meisterwerks eines gewaltigen Künstlers jener Zeit. Seinen Namen wissen wir leider nicht, wir können ihn kaum vermuten.[5]) Aber soviel, glaube ich, läſst sich behaupten: es war ein echter Sohn der vom Genius Lysipps beherrschten Epoche; einer von denen, die den verblassenden Idealtypen der

---

bei Kavvadias, Fouilles d'Épidaure S. 38 f., wenn sie nicht statt einer Nike auch Krieger getragen haben könnte, wie die Proren am Scheiterhaufen des Hephaistion (Diodor XVII 114).

[1]) Assmann bei Baumeister, Denkmäler III S. 1631 ff.

[2]) Babelon, Mélange de numismat. I Tf. 7 S. 203 ff.

[3]) So zuletzt Rubensohn, Die Mysterienheiligtümer von Eleusis und Samothrake S. 149. Wenn sich Klein (vgl. S. 400 Anm. 2) dagegen auf die Restauratoren des Berliner Museums beruft, so kann ich mitteilen, daſs ich denjenigen von ihnen, mit dem ich neulich den Thatbestand am Gipsabguſs prüfen konnte, Herrn Possenti, zu der herrschenden Meinung bekehrt habe.

[4]) Darüber zuletzt Kern, Mitteil. d. d. arch. Inst. Athen XVIII (1893) S. 338 ff. Durch seine und Rubensohns (vorige Anm.) Ausführungen fallen m. E. auch die topographischen Bedenken gegen Benndorfs Hypothese fort.

[5]) Kavvadias, Bull. d. inst. archeol. 1879 S. 11 dachte an Eutychides.

Digitized by Google

großen alten Zeit etwas von dem frischen Blute der Individualität einzuflößen verstanden. Besitzen wir in der Nike des Paionios das fromme Bild des vom Himmel kommenden Sieges an sich: hier steht ein Werk, in dem der einzelne Triumph irdischer Macht so bestimmten Ausdruck erlangt hat, als innerhalb der Grenzen idealer Kunst nur irgend möglich war.

XII

Aus der Folgezeit wüßte ich kaum eine Nike anzuführen, welche den von der griechischen Kunst auf den Höhen ihres Schaffens hervorgebrachten Typen etwas wesentlich Neues hinzugefügt hätte. Dargestellt freilich ward sie noch unendlich oft, namentlich als Victoria der neuen römischen Welteroberer, deren Kaiser und Legionen der Göttin, wohl nach dem Vorgange der hellenistischen Fürsten, auch einen wirklichen, ausgebildeten Kultus widmeten. Und es fehlt aus ihrem Bereiche nicht ganz an Werken, die unsere Bewunderung erregen. Aber selbst die besten hängen ganz von älteren Gestaltungen ab — wie uns ja schon mehrere römische Nachbildungen griechischer Originale begegnet sind — ja nicht einmal immer von solchen, die aus dem eigenen Wesen der Siegesgöttin herausgewachsen waren. Dies gilt auch von der Tafel XII vielgerühmten Bronzestatue in Brescia, aus der Zeit Vespasians[1]) (Fig. 59). Sie ist richtig ergänzt mit einem Schilde, auf den sie die Siegesinschrift einer Trophäe aufzeichnet, ein Motiv, das der hellenistischen Kunst nicht fremd geblieben sein wird. Aber trotzdem ist diese Victoria nichts als eine Variation jener durch die Statue von Capua am besten vertretenen Aphrodite des vierten Jahrhunderts, die den Schild des Ares als Spiegel benutzte (Fig. 57). Und diese dürftige Leistung fand doch soviel Beifall, daß auch noch die großartige Kunstthätigkeit unter Trajan nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen fand, was hier das Relief von der Trajanssäule bezeugt (Fig. 58). Die Größe der römischen Kunst liegt eben auf anderen Gebieten; ihren Bedarf an Idealgestalten hat sie aus dem Erbe der Hellenen bestritten.

Und von diesem reichen Erbe zehrte auch alle Folgezeit, bewußt oder unbewußt. Die himmlischen Heerscharen unserer christlichen Kunst, was sind sie anderes, als die direkten Abkömmlinge von Eros und Nike? Und als die Renaissance den selbstbewußten Stolz des Menschen wieder erweckt hatte, da flog auch die alte Siegesgöttin ohne Maske wieder herbei. Es ist nicht meines Amtes, ihr reiches Nachleben bis auf die jüngste Zeit herab im einzelnen zu verfolgen. Aber darauf möchte ich noch hinweisen, daß sie selbst heute, inmitten all des Kampfes um eine neue, natur- und zeitgemäße Kunst, keine Miene macht, wie ein Gespenst zu zerrinnen, so grimmig auch hin und wieder diese 'wahren Monstra' mit dem 'nicht allein paratypischen, sondern auch mechanisch sinnlosen' 'dritten Paar Extremitäten' von glaubensstarken Priestern

[1]) Zuletzt besprochen von Furtwängler, Meisterwerke S. 631. Unsere Abbildungen Fig. 57—59 nach Brunn-Bruckmann, Denkm. Nr. 297 299 398.

Digitized by Google

der alleinseligmachenden Naturerkenntnis exorziert werden.[1]) Der Name mag noch öfter wechseln; sie selbst aber, diese holden, glückverheifsenden Flügelwesen, zu denen der Zauberstab des Hellenentums die leblos symbolischen 'Mifsgeschöpfe des Ostens' umgeschaffen hatte, sie werden fortleben, so lang es im Zusammenhang unserer Gesittung Menschen giebt, die zu höheren Wesen aufblicken, dafs sie ihren Mühen das Gelingen, ihren Kämpfen den Sieg herabsenden. Auch von ihnen gelten die Worte, die Anton Springer an die Spitze seiner allgemeinen Kunstgeschichte gesetzt hat: 'Mit den Griechen beginnt unsere Kunstwelt.'

[1]) Zuletzt meines Wissens von E. du Bois-Reymond, Naturwiss. und bild. Kunst (Berlin 1891) S. 48 ff., woher die Zitate entnommen sind



Digitized by Google

ZUR GESCHICHTE
DER LEHRDICHTUNG IN DER SPÄTRÖMISCHEN LITTERATUR.

Von Julius Ziehen.

Wer die rudis indigestaque moles überblickt, als die wir in Ermangelung eines Besseren ja noch immer den zweiten Teil der Anthologia Latina e codicibus protracta hinnehmen müssen, der kann kaum umhin, sich über das starke Übergewicht zu wundern, mit dem unter der Masse verschiedenartiger Gedichte dort die Didaktik erscheint; die Didaktik in allen ihren Erscheinungsformen vom schlichten versus memorialis bis zum anspruchsvolleren Lehrgedicht, das Lukrezischen Ton imitiert und sich mit altertümelnden Wendungen Würde zu geben sucht. Man empfindet das Bedürfnis, für dieses starke Hervortreten der didaktischen Poesie die Gründe zu suchen und, soweit es angängig ist, die einzelnen Erscheinungen ihrer litterarischen, wir dürfen bei einigen fast sagen publizistischen Beziehung nach besser verstehen zu lernen; als Ausgangspunkt des vorliegenden Versuches in dieser Richtung müssen einige Bemerkungen dienen, die ins Gebiet der Poetik hinüberführen; aber litterarhistorische Forschung ohne Klärung der einschlägigen Fragen und Gesichtspunkte der Poetik ist ja wohl überhaupt ein Unding und — um von einem naheliegenden Beispiel zu reden — der 'allgemeine und sachliche' Teil von Teuffels römischer Litteraturgeschichte ein methodisch geradezu notwendiges, leider aber nicht immer als gleichwertig anerkanntes und ausgenutztes[1]) Gegenstück des 'besonderen und persönlichen' Teiles.

Schlagen wir den ersten Teil des Teuffelschen Buches gleich einmal auf, um die Darstellung der Lehrdichtung in der späteren lateinischen Litteratur einer Prüfung zu unterziehen (§ 23): 'Aus dem vierten Jahrhundert ist hierher zu rechnen des Palladius Lehrgedicht de re rustica, die vielerlei Sachen des Ausonius, besonders seine Mosella, die Elegie Phönix, des Avienus Descriptio orbis terrae und Aratea, sowie seine Ora maritima, auch die christlich-dogmatischen Gedichte des Prudentius; aus dem fünften Jahrhundert des Rutilius Namatianus Reisebeschreibung ...' Es bedarf für den Kundigen schwerlich langer Nachweise, um darzulegen, woran dieser Teil des Teuffelschen Paragraphen krankt: die Mosella ein Lehrgedicht! Und gar das Itinerar des Nama-

[1]) Es will mir beinahe scheinen, als ob auch die Neubearbeitung des Buches in den neuesten Auflagen dem zweiten Teil mehr als dem ersten ihre Gunst zugewandt hätte; die Scheu vor Gemeinplätzen der Ästhetik und Poetik von der unwissenschaftlichen Sorte mag dabei im stillen mitwirken.

Digitized by Google

tianus soll ein solches sein: ich wüfste nur den Namen zu nennen als Indiz dafür; gleich das schöne Preislied des Scheidenden auf Rom[1]) und dann so manche stark persönlich gefärbte Stelle der weiteren Darstellung sollte uns für die poetische Einreihung des Gedichtes doch eines Besseren belehren. Selbst beim Phönix kann man Zweifel hegen — aber der Mosella und dem Reditus wollen wir den Anspruch auf Berücksichtigung ihres lyrischen Charakters doch unverkürzt lassen.

Teuffel erwähnt weiter die Lehrgedichte des Orientius, Dracontius sowie des Avitus und fährt dann fort: 'Ist in den meisten dieser Arbeiten die Versifikation eine äufserliche Zuthat zu dem Stoffe, so schwindet vollends der poetische Gehalt bei den Lehrgedichten von Grammatikern für den Gebrauch der Schule, dergleichen nicht nur die versus memoriales sind, sondern namentlich die Lehrbücher der Rhetorik, Metrik, Prosodik, Metrologie in gebundener Form, die carmina de figuris vel schematibus, des Terentianus Werke de litteris, de syllabis versus heroici, de metris Horatii, die ähnlichen von Caesius Bassus und Albinus, des Rufinus Verse de metris oratorum, die carmina de ponderibus et mensuris, de librae partibus u. dergl. Unternehmungen ähnlicher Art sind die Arzneimittellehre von Serenus Sammonicus, Flavius und Vindicianus, das Lehrgedicht de aucupio u. a.'

Es war nötig, den ganzen Passus aus Teuffel abzudrucken, denn wir haben es mit der Grundfrage nach dem Wesen und den Erscheinungsformen der didaktischen Poesie zu thun, wenn wir nachprüfen, welche Dichtungen alle für den vortrefflichen Geschichtschreiber der römischen Litteratur unter den Begriff fallen: Werke von 'Grammatikern', 'für den Gebrauch der Schule' gedichtet. Zwei Schlagwörter haben, wie mir scheinen will, in der Auffassung römischer Litteraturwerke, namentlich der Kaiserzeit, viel Schaden angerichtet und können sich reichlicher Wirkung in dieser Richtung noch heute rühmen: ich will den Mifsbrauch des Wortes 'rhetorisch' an anderer Stelle für das Geschichtswerk des Florus darzulegen suchen, hier haben uns die Begriffe 'Grammatiker' und 'Schule' in ihrer Beziehung zur didaktischen Poesie etwas näher zu beschäftigen.

Ich entsinne mich, vor kurzem irgendwo Worte der Würdigung für den poetischen Charakter des Serenus Sammonicus gelesen zu haben: offen gestanden, da möchte ich lieber nicht mitthun, und wo immer ich bisher in der Absicht einer dermaleinstigen Gesamtbehandlung des Gegenstandes der didaktischen Poesie in der Litteratur der verschiedenen Völker nachgegangen bin: auf rebellische Gedanken gegen 'Pope ein Metaphysiker' kann einen kaum eines von allen Lehrgedichten, vom Serenus Sammonicus aber sicher auch keine einzige Zeile bringen. Aber ein anderes ist poetischer Wert, ein anderes litterarische Bestimmung eines didaktischen Poems, und in Bezug auf diese

---

[1]) Zur poetischen Gattung vergleiche man die *Querela de Mantua* (c. 686 Riese; es ist in dem Gedichte V. 8 meines Erachtens als Ganzes ohne jede Änderung sehr wohl verständlich!) und das *Carmen de Mediolano civitate*; als eingelegte Partie in einem gröfseren Ganzen auch die für unsere Kenntnis antiken Städtewesens wichtige Lobrede auf Narbonne bei Sidon. Apoll. c. 23, 32 ff.

Digitized by Google

letztere ist meines Erachtens die oben abgedruckte Darlegung Teuffels in mehr als einem Punkt verfehlt.

Das Lehrgedicht ist unserer Zeit völlig fremd, wir müssen also die vergleichende Litteraturgeschichte um Rat fragen, wollen wir die Dichtungsart in ihrer Beziehung zum Leben, vor allem ihrer Zweckbestimmung nach würdigen oder verstehen lernen. Die Lehre aber, die wir da erhalten und für deren Richtigkeit ich hier nur auf Lichtwers Verhältnis zu Wolf, auf Herders nicht zum Austrag gekommenes Verhältnis zu Kant und auf ein Kuriosum der neufranzösischen Litteratur, auf Du Roures Art historique hinweisen will, diese Lehre lautet folgendermafsen: Die Bestimmung des Lehrgedichtes in allen seinen besseren Erscheinungsformen ist Popularisierung des von ihm behandelten Stoffes, Zweck der Lehrdichtung ist praktische Einwirkung auf die für den betreffenden Stoff in Betracht kommenden Lebenskreise, nicht aber die Ableitung überschüssiger Versifizierungs- und Dichtbedürfnisse eines müfsigen Ingeniums an einen rein scholastischen, dem Inhalt wenig, dem Wort- und Versgeklingel fast ausschliefslich zugewandten Leserkreis. —

Unsere allgemeinen Bemerkungen über die Poetik des Lehrgedichtes sind etwas lang geraten, aber vielleicht werden wir entschädigt, wenn wir nun beim Durchblättern der lateinischen Anthologie und bei Ausblicken auf andere ihr zeitgenössische Dichtungskreise ein Stück spätrömischer Kulturgeschichte etwas richtiger beurteilen können.

Das *Carmen de ponderibus*: der Autor ist nicht mit Sicherheit festzustellen, auch die Entstehungszeit nur annähernd, auf das vierte Jahrhundert, zu bestimmen; wenn als Adressat ein Symmachus erscheint, so führt uns das in die Kreise nicht nur gelehrter Forschung, sondern auch praktischer Staatskunst hinein. *Pondera Paeoniis veterum memorata libellis nosse iuvat* — dies der Anfang des recht philosophisch (s. V. 7) anhebenden Proömiums; die *priores* spielen auch sonst wiederholt in dem Gedichte eine Rolle, aber im übrigen ist doch der Inhalt des kleinen Werkes durchaus praktischer Art, und besonders die Erwähnung der *legum periti* V. 22 ist kaum ohne bestimmte Beziehung hinzunehmen; man kann bei wiederholtem Durchlesen des Gedichtes sich nicht des Gedankens erwehren, dafs der Verfasser des carmen in lesbarer und leicht behaltbarer Form für diejenigen schreiben wollte, denen die Kenntnis der Gewichte und Mafse, alter und neuer, im praktischen Leben, also vorwiegend wohl im Handelsleben von nöten ist, besonders für das Verständnis gesetzlicher Bestimmungen über Handel und Wandel; als Schullektüre hingegen ist das carmen doch bei Licht besehen eigentlich ein Unding und — Handelsschulen, für die es sich zur Not hinnehmen liefse, die kommen ja nicht in Betracht.[1])

[1]) Wir sind dem Memoriervers in unseren Grammatiken zu begegnen gewohnt; weniger bekannt und als Parallelerscheinung zu antiken 'Lehrdichtungen' in des Wortes unterster Bedeutung von Interesse dürfte sein ein Versuch, die Arithmetik für Handelszwecke in Memorierverse zu bringen, wie ihn L. Chavignauds in mehreren Auflagen erschienene 'Nouvelle arithmétique appliquée au commerce et à la marine, mise en vers' darstellt. Über ein numismatisches Lehrgedicht des 18. Jahrhunderts s. Stark, Archäologie der Kunst S. 221

Digitized by Google

Weit jünger seiner Entstehungszeit nach ist das kleine Lehrgedicht des Gotenkönigs Sisebut (612—620), das in Rieses Sammlung den zweiten Faszikel der Anthologie eröffnet (Nr. 482 vgl. Teuffel § 495, 2); es führt die Aufschrift: *Epistola Sisebuti regis Gotorum missa ad Isidorum de libro rotarum*, Clemens Scotus giebt ihm den Titel *De eclipsibus Solis et Lunae*. Isidor hat den Gotenkönig zum Dichten aufgefordert (V. 9 f. *En quibus indicas ut crinem frondea Phoebi Succingant hederaeve comas augustius umbrent*); der fürchtet zwar, der Aufgabe im Drange anderer Sorgen nicht gewachsen zu sein, aber mit einem *sed tamen* (V. 15) giebt er dem Wunsche des Isidor nach und wendet sich seiner Materie zu, die durch das Zitat des Scotus ganz richtig bezeichnet ist. In 41 Versen ist die Sache abgethan; ob mit dem *putas* von V. 30 (vgl. 33 *aspice*) ebenfalls noch Isidor gemeint ist, oder der Leser des Gedichtes im allgemeinen, kann zweifelhaft sein; aber der Zweck der kleinen Dichtung ist uns auch in diesem Falle durch eine Andeutung näher bezeichnet, die kaum mifszuverstehen ist. V. 16 ff. spricht Sisebut von der Mondfinsternis und macht dabei die folgende, leider am Schlusse verstümmelte Bemerkung (18 ff.):

Non illam, ut populi credunt, nigrantibus antris
infernas ululans mulier praedira sub umbras
detrahit altivaga e specula, nec carmine victa
vel rore Stygias ...

Wir sehen den König mit diesen Worten den heidnischen Aberglauben bekämpfen, und es ist wohl zu verstehen, dafs ein Vertreter der Kirche an diesem Streben einer so hochgestellten Persönlichkeit sein Wohlgefallen haben konnte. Mehr als manche lange homiletische Auseinandersetzung mochte auf weite Kreise der germanisch-römischen Bewohner Spaniens dieser Belehrungsversuch aus königlichem Munde Eindruck machen; und damit scheint mir auch für dies kleine didaktische Gedicht ein praktischer Zweck bezeichnet zu sein, der weit über die Bedürfnisse der Schule hinausgeht.

Freilich, nicht immer mochte den Vertretern der Kirche das Bestreben willkommen sein, die naturwissenschaftliche Darlegung und die nüchtern verstandesmäfsige Erklärung (s. *ratum rationis opus* bei Sisebut V. 33) in der Form von Lehrgedichten weite Verbreitung finden zu lassen; einen Angriff auch auf didaktische Poeme im Stile des Sisebutschen finden wir bei Paulinus, dem Verfasser des *Epigramma*, der V. 42 ff. seines Gedichtes folgende Bemerkung macht:

At qui confessis vitiis et crimine aperto
non potuere capi — virtutis imagine ducti
altius occulti foverunt vulneris ulcus —
hos terrena trahit sapientia nescia veri
et miseros idem qui decipit incitat error.
Inquirunt causas rerum astrorumque meatus,
quae sit forma poli, cur longo flumina cursu
non pereant, latus iaceat quo limite pontus,
quaeque deo tantum sunt nota recondita cunctis,
scire volunt. heu pro⟨que⟩ nefas et scire videntur.

Digitized by Google

Isidorus, der Adressat des Sisebutschen Versuches, steht nicht auf dem engen Standpunkt dieser Worte des Paulinus; hat er doch selbst in der durch das ganze Mittelalter hindurch viel geltenden Schrift *De natura rerum* den Versuch gemacht, die Forschungen der Heiden mit den Darlegungen der *catholici viri* in Einklang zu bringen; Sueton, Solin und Hyginus (s. Teuffel § 496, 6) kommen neben Clemens, Ambrosius und Augustinus zur Geltung, und das kleine Prosaschriftchen stellt — in mehr als bescheidener Ausführung freilich — eine Urkunde in dem uralten und nie zu Ende gefochtenen Kampfe zwischen Glauben und Wissen dar; bei der Betrachtung christlicher Lehrdichtungen über die Schöpfungsgeschichte können wir des übelgelungenen, aber wohlgemeinten Versuches noch einmal gedenken.

Fügen wir in diesem Zusammenhange gleich einige Worte hinzu über die Rolle, die das Lehrgedicht in der altchristlichen Litteratur selber spielt.[1]) Als erste Art didaktischer Dichtung tritt uns da die polemisch-apologetische Poesie entgegen, von der wir in der lateinischen Litteratur an einem Gedichte des Paulinus von Nola ein interessantes Beispiel besitzen; es ist c. 32 der Hartelschen Ausgabe (S. 329 ff.), dessen Inhalt durch das Proömium mit folgenden Worten bezeichnet wird:

Discussi, fateor, sectas, Antonius, omnes,
plurima quaesivi, per singula quaeque cucurri,
sed nihil inveni melius quam credere Christo.
Haec ego disposui leni describere versu,
et ne displiceat quod talia carmina pando,
David ipse Deum modulata voce rogavit;
quo nos exemplo pro magnis parva canemus,
dicentes quae sunt fugienda sequenda colenda,
cum tamen in cunctis et res et causa probetur.

Der zweite Teil des Gedichtes, von V. 10 bis V. 150, bringt die Bekämpfung der Sekten, von denen in V. 1 die Rede gewesen war; die Juden eröffnen den Reigen, dann reihen sich die verschiedenen Religions- und auch die philosophischen Richtungen des Altertums wenigstens zum Teil an. Ein Teil des Stoffes kehrt in dem anonymen *Carmen contra paganos* in ganz ähnlicher Weise wieder, bei welch letzterem jedoch der polemische Charakter — man denke an die immer wiederkehrende Bezugnahme auf den *sacratus*! — der herrschende ist[2]). In ganz anderer poetischer Umgebung hat denselben Stoff dann Prudentius in seinem 10. Märtyrergedicht angebracht; in die Passion des h. Romanus ist eine mit hoher dramatischer Kunst belebte Invektive gegen das Heidentum verwoben, die den didaktischen Charakter mindestens ganz in den Hintergrund gedrängt zeigt vor der selbständigen künstlerischen Idee des Ganzen. Berücksichtigt man die Absicht der freilich lang genug gedehnten didaktischen Ein-

[1]) Zu vergleichen sind etwa die Ausführungen von Manitius, Gesch. der christl.-latein. Poesie (Stuttg. 1891) S. 7 ff., mit denen das hier gegebene freilich nicht überall übereinstimmt.

[2]) Mit *contra paganos te scribere* bezeichnet übrigens Augustin (Ep. 34) geradezu den Inhalt des Gedichtes von Paulinus selbst; s. Teuffel § 437 Anm. 4.

Digitized by Google

lagen jenes Gedichtes, so wird man doch Bedenken tragen, mit Manitius S. 93 f. zu urteilen, dafs es 'aus äufseren und inneren Gründen zu den schwächsten Gedichten des Prudentius gehört'.

In grofsem Mafsstab hat derselbe Prudentius aber das Lehrgedicht in den Dienst der Polemik gegen das Heidentum gestellt, indem er die beiden Bücher gegen Symmachus verfafste; wir können nur bedauern, dafs es uns versagt ist, von den Entstehungsverhältnissen und den ersten Wirkungen der beiden Bücher nach ihrem Erscheinen auf Grund zeitgenössischer Berichte eine genauere Vorstellung zu gewinnen. Wer das Werk vorurteilsfrei und ohne es in unbilliger Weise an den Schöpfungen der Augusteischen Zeit zu messen betrachtet, mufs zugestehen: es ist eine gewaltige Leistung, gerade als praktische Kampfschrift teilweise sehr fein berechnet, übrigens auch trotz seines ausgesprochen lehrhaften Charakters durch zahlreiche Kunstmittel der satirisch-polemischen und der lyrischen Poesie über die öde Form der blofsen Lehrdichtung weit emporgehoben, ein würdiges Gegenstück zu manchem poetisch wertvollen Werk des zeitgenössischen Claudianus; besonders das poetisch gewifs weit bedeutendere zweite Buch hat an Ausführungen wie die über die römische Sittenlosigkeit einerseits, die Einheitlichkeit des Kulturlebens im Imperium Romanum andererseits Stellen von hoher dichterischer Kraft.[1])

Auch die Sektenkämpfe innerhalb der jungen christlichen Kirche selbst haben das Lehrgedicht in ziemlich ausgedehntem Mafse in ihren Dienst genommen, der praktische Endzweck der Dichtungsart kann natürlich auch auf diesem Gebiet gar nicht genug betont werden. Prospers Gedicht *De ingratis* geht dem *coluber Britannus*, dem Pelagius, in einer Weise zu Leibe, dafs man deutlich merkt: es ist auf ein thatkräftiges Eingreifen zu Gunsten der Lehrmeinung des Augustinus abgesehen; dem entsprechend sagt der Dichter auch schon in der Praefatio (V. 3 ff.):

> Adversum ingratos falsa et virtute superbos
> centenis decies versibus excolui (scil. die Heilslehre);
> quos si tranquilla studeas cognoscere cura,
> tutus ab adverso turbine, lector, eris.

Von einer packenden Darstellung, die den Leser mit fortreifsen könnte, ist freilich in dem Gedicht nicht die Rede.

Auch das pseudotertullianische Gedicht gegen den Marcio, dessen Herausgabe wir von A. Oxé hoffentlich recht bald erwarten dürfen, zeigt die Didaktik ohne die künstlerische Rechtfertigung, die ihr Prudentius meist zu geben weifs, in ihrer rein der praktischen Verwendung Rechnung tragenden Kahlheit; das dürre Ingenium des Verfassers weifs z. B. in der langen Aufzählung, die das dritte Buch anfüllt, kaum hier und da einmal zu etwas gehobenem poetischem Ausdruck zu gelangen; und das Gedicht ist doch, wie schon seine Ausnutzung durch Victorinus beweist, entschieden genug gelesen worden.

[1]) Das Fragment der Prodigiendichtung des Patricius (c. 791 Riese) glaubt meines Erachtens Manitius zu zuversichtlich seiner Tendenz nach beurteilen zu können (u. a. S. 240 f.); die entscheidende Stelle innerhalb des uns erhaltenen Teiles, V. 5, ist verderbt.

Digitized by Google

Auch der anziehenden Gestalt des Prudentius begegnen wir in diesem Zusammenhang wieder; die *Ἁμαρτιγένεια* und die *Ἀποθέωσις* stellen die Lehre von der Sünde und die Trinitätslehre mit Rücksicht auf häretische Lehrmeinungen dar; ich darf, da es sich hier nur um Andeutungen handeln kann, auf die Inhaltsangaben beider Gedichte bei Manitius S. 67 ff. verweisen, die freilich die dichterische Eigenart der zwei didaktischen Werke nur wenig hervortreten lassen.

Als dritte Art christlicher Lehrdichtung dürfen wir die von Polemik im wesentlichen freie Darlegung einzelner Punkte der christlichen Lehre in metrischer Form betrachten. Nimmt man den poetischen Wert zum Maſsstab der Beurteilung, so steht ohne Zweifel des Dracontius Gedicht, die *Laudes Dei*, allen anderen Erzeugnissen dieser didaktisch-poetischen Richtung voran[1]); das dritte Buch der Dichtung ist in seiner Art ein Meisterwerk; die künstlerische Zuthat, die das Werk über bloſse Didaktik im Stil von *Adversus Marcionitas* weit hinaushebt, sind besonders die subjektiven Elemente, die Bezugnahme des Dichters auf sein eigenes Lebensschicksal, die das Gedicht zu einem schon früh als solches empfundenen Gegenstück der *Satisfactio* machen.

Die ganze groſse Zahl anderer Versifikationen christlicher Lehrbegriffe und Lehrmeinungen hier aufzuzählen hat natürlich keinen Sinn; bei einigen derselben ist ein ähnliches Emporheben über den Boden dürrer Didaktik zu konstatieren, wie bei Dracontius; so hat z. B. das Gedicht des Verecundus von Byzacene *De paenitentia* durch starke Beimischung persönlicher Zuthaten den Charakter des reinen Lehrgedichtes verloren (s. Teuffel § 491, 14; Manitius S. 404 ff.).

In weniger günstigem Sinne müssen wir des Prudentius an dieser Stelle gedenken; die *Ψυχομαχία* ist ein entsetzlich frostiges Spiel mit allegorischen Gestalten; aber der Erfolg, den gerade diese Dichtung bei den Zeitgenossen wie im Mittelalter errungen hat, beweist, wie sehr die Dichtungsart dem Geschmack der Zeit angepaſst war. Wenn von anderer Seite in der spätrömischen Litteratur die Tafel des Cebes in lateinischer Bearbeitung wiederaufgefrischt werden konnte, so war die *Ψυχομαχία* mit ihren Kampfbildern noch eher dem Geist des Römertums entsprechend.

Ganz hinein in die Beziehung zum alltäglichen Leben führt aus diesem Gebiet der altchristlichen Didaktik auch noch die umfangreiche Litteratur *De laude virginitatis* oder wie die zahlreichen Bearbeitungen des Stoffes benannt sein mögen, von denen Manitius S. 489 ff. (vgl. auch S. 414) eine Übersicht giebt. Fragen, die die Gemüter damals bis zum Auftreten rein pathologischer Erscheinungen bewegt haben, finden wir da in Büchern behandelt, die gewiſs in weiten Kreisen der christlichen Welt mit Eifer gelesen worden sind; man ist gerade bei der sozialen Tragweite dieses Stoffes ja von vornherein am wenigsten geneigt, an müſsiges Spiel mit Rhetorik und Versifikationskunst zu denken.

---

[1]) Mit Recht fällt Manitius S. 330 f. ein sehr günstiges Urteil über diese Dichtung des Dracontius.

Digitized by Google

Bedeutungsloser nach Art der Ausführung wie der Absicht nach sind Gedichte wie Augustins kleine Lehrdichtung *De anima*, die in Rieses Anthologie unter Nr. 489 abgedruckt ist. Dagegen ist als christliche Moralkatechese das *Commonitorium* des Orientius ein höchst beachtenswertes Werk, dessen praktische Bedeutung Manitius S. 199 sehr richtig hervorgehoben hat.

Als letzte Richtung der christlichen Lehrpoesie möchte ich eine Reihe von Gedichten auffassen, die man auf den ersten Blick als erzählende Gedichte eher dem historischen Epos zuzugesellen geneigt sein könnte: wir besitzen eine ganze Masse von metrischen Bearbeitungen aller möglichen Stoffe aus dem Kreise des alten Testamentes, des neuen Testamentes und der Heiligengeschichte bis herab auf Martinus von Tours. Vom Standpunkt der Poetik aus — mit anderen Worten, was Arbeitsweise und Endziel der beteiligten Dichter betrifft — bilden diese Gedichte keine Einheit; neben einem Werke wie dem Enchiridion des Amönus oder etwa den Tristicha des Rusticus Elpidius, den christlichen Gegenstücken derjenigen heidnischen Litteratur, deren Heros Eponymos Sulpicius Apollinaris ist, stehen die poetischen Martinusbiographien als Dichterwerke, bei denen die lehrhafte Tendenz des epischen Charakters nirgends in ungebührlicher Weise Herr wird.

Zwischen diesen beiden Extremen der erzählenden Wiedergabe heiliger Berichte steht in der Mitte eine Dichtungsart, für die wir die *Alethia* des Marius Victor als typisches Beispiel betrachten können.

Die erhaltenen drei Bücher des Werkes (über ein vielleicht verlorenes viertes Buch s. Schenkl S. 348 der Wiener Ausgabe) geben, wie schon der Titel andeutet, eine erklärende Darstellung der Genesiserzählung bis zu Sodoms Untergang; den Zweck aber, den der Dichter bei seiner Arbeit im Auge hat, drückt die dem Werk vorangestellte *Precatio* (V. 104 f.) mit folgenden Worten aus:

> ... teneros formare animos et corda paramus
> ad verum virtutis iter puerilibus annis.

Der Leser des Gedichtes wird nicht gerade finden, dafs die didaktische Tendenz dem Dichter überall das für die Jugend angemessene Wort und die den *puериles anni* entsprechenden Gedanken eingegeben hat; aber zweifellos hat sich Marius Viktor sein Werk in den Händen der Heranwachsenden ebenso gedacht, wie eine frühere Zeit den Homer als Schulbuch in der Hand der Jugend gesehen hatte.

Man mufs sich die eben angeführte Äufserung des Marius Victor in seiner Alethia vor Augen halten, wenn man vom Standpunkte der Poetik und vom Standpunkte der Litteraturgeschichte aus andere christliche Epen richtig würdigen will. Arator thut sich viel zu gut mit der *historica ratio*, die seiner Darstellung der Apostelgeschichte zu Grunde liegt (s. II 1081 ff.); gleich im Proömium sagt er: *historiam sequens carmine vera loquar.* Der Stoff ist dem Dichter — sehr zum Unterschied z. B. von Juvencus — gar nicht die Hauptsache, die Art der Auffassung steht ihm im Vordergrund. Wenn schon der Titel des Victorschen Werkes an die antik-heidnische Mythendeutung erinnert, wie sie in den Kreisen der Stoa und des Peripatos heimisch war, so drängt sich beim Lesen der 'mystisch-allegorischen' (s. Teuffel § 491) Wendungen des

Digitized by Google

Arator geradezu die Parallele der allegorischen Richtung in der heidnischen Mythendeutung auf.[1])

Statt also in wenig geniefsbaren selbständigen Kommentaren die Erklärung und Ausdeutung der heiligen Geschichten vorzunehmen, zogen die Schriftsteller das Interpretationsmaterial mit dem Material der poetischen Paraphrase in ein Ganzes zusammen. Nimmt man hinzu, dafs die poetische Form als solche dem ganzen Stoff gewifs viele Leser aus den Kreisen der Gebildeten zuführte, so ergiebt sich klar genug, wie wenig wir berechtigt sind, die ganze Gattung als eine blofse scholastische Spielerei ohne praktische Bedeutung hinzustellen.

Ein Stoff, der — vielleicht auch mit Rücksicht auf oben (S. 407 f.) berührte Kämpfe zwischen religiöser Überlieferung und naturwissenschaftlicher Forschung — öfters in diesem Sinne behandelt wurde, ist zunächst die Schöpfungsgeschichte. Salvianus, der Presbyter von Massilia, hat nach Versicherung des Gennadius (Vir. ill. 67; s. Teuffel § 465, 1) ein Buch *Hexaemeron* geschrieben und zwar *in morem Graecorum a principio Genesis usque ad conditionem hominis*; ein anderes *Hexaemeron* wurde schon früh aus dem Lehrgedicht des Dracontius *De Deo* herausgenommen und sogar in Bearbeitung als Einzelbuch verbreitet (s. Teuffel § 475, 4). Wenn wir nun durch Gennadius (Vir. ill. 13; s. Teuffel § 436, 1) erfahren, dafs auch Prudentius ein entsprechendes Werk verfafste, so ist das ein neuer Beweis dafür, dafs gerade dieser Teil der biblischen Urkunden der Tummelplatz sektiererischer Deutungen und orthodox gemeinter Abwehren war; man darf auf Tertullians Schrift gegen den Hermogenes verweisen, um für die Art der häretischen Anknüpfung an den Genesisbericht ein lehrreiches Beispiel zu gewinnen. Wie innerhalb des christlichen Lehrbegriffes dem Schöpfungswerk eine freiere Behandlung gegeben worden ist, lehrt uns die Dichtung, die Flavius von Arelate dem Papst Leo gewidmet hat; von der schlichten Umdichtung des Cyprianus im Heptateuchos zu solchem Werk ist ein weiter Weg, dessen verschiedene Etappen zugleich für andere Stoffgebiete der heiligen Geschichte durch die Namen des Alcimus Avitus, des Sedulius, des Rusticus Elpidius ja genugsam bezeichnet sind.[2])

Gleiche Bestrebungen praktischer Art haben auch auf einem anderen Gebiete in der spätrömischen Litteratur das Lehrgedicht hervorgerufen: das historische Lehrgedicht entstand im Dienste der auf die Erhaltung grofser altrömischer Traditionen gerichteten politischen Strömung. Auch auf diesem Gebiete müssen natürlich die blofsen versus memoriales in ihrer bescheidenen Sonderstellung belassen werden: Ausonius mit seinen an den Hesperius gerichteten Versen mag als Vertreter dieser anspruchslosen und aufs praktische Bedürfnis berechneten Versifikation stehen.[3]) Avienus hat schon wegen seiner

[1]) Ich habe dabei auch Moraldeutungen wie die des Barthschen Anthologiedichters über die Argonautenfahrt (c. 940 bei Riese) im Auge.

[2]) Über Godelbertus s. Manitius S. 256; über Cresconius ebenda S. 314 f.

[3]) Dagegen ist der Cyklus der *Carmina de viris illustribus Romanis* (c. 831 ff. bei Riese) nach Mafsgabe des Einleitungsgedichtes wohl als eine Sammlung von Epigrammen aus

Digitized by Google

amtlichen Stellung Anspruch darauf, mit seinen schriftstellerischen Arbeiten nicht ganz dem praktischen Leben abgewandt zu erscheinen; wenn wir von ihm bei Serv. ad Aen. X 388 erfahren, dafs er *totum* ... *Livium iambis scripsit*, so läfst sich das nur auf eine kurz zusammenfassende Bearbeitung der römischen Geschichte im Anschlufs an das Werk des Livius erklären; und ein solches Streben hatte praktische Bedeutung in einer Zeit, wo die besten Männer Roms ihr Streben darauf gerichtet haben, die alten Traditionen des Römertums gegenüber dem Einflufs neuer Volksströmungen neu zu beleben. Teuffel (§ 420, 6) giebt dem Avienus mit seinem Iambenwerk einen Vorgänger in Alfius Avitus (s. Teuffel § 333; Bährens, Fragm. poet. lat. S. 388 f.); wir müssen gestehen, dafs nach den drei Fragmenten, die wir nur von den *Libri excellentium* besitzen, über den Charakter des Werkes schwer zu irgend welcher Klarheit zu gelangen ist; jedenfalls gewinnt man den Eindruck einer Ausführlichkeit in der Darstellung einzelner Ereignisse, die nicht gerade an eine zusammenfassende Geschichtserzählung in poetischer Form denken läfst. Aus dem VII. Jahrhundert liefse sich allenfalls Theodosius' Gedicht über die Weltalter (s. Manitius S. 476) heranziehen als Erzeugnis geschichtlicher Lehrdichtung, doch ist es eine gar zu bescheidene Leistung. Als litterarhistorisches Lehrgedicht, ein spätes Gegenstück analoger Dichtungen der alexandrinischen Zeit, wie ich vermuten möchte, sind Isidors *Versus in bibliotheca* beachtenswert; und auch in ihnen tritt die Absicht praktischer Belehrung und Anregung wiederholt zu Tage.

Als ein sonderbares litterarisches Produkt, für das uns jedes Verständnis abgeht, steht in der lateinischen Anthologie, unter Nr. 21 bei Riese, das Gedicht des Cod. Salmasianus, das unter dem Titel *Sacrilegus capite puniatur* etc. das Bild einer stark rhetorisch gefärbten Gerichtsverhandlung über einen spitzfindig ersonnenen Rechtsfall giebt. Was ist der Zweck der ganzen Dichtung, wenn anders man überhaupt den Namen auf sie anwenden will? Man kann ja daran erinnern, dafs im *Iudicium coci et pistoris* (V. 6) zur Empfehlung des Gedichtes die Worte stehen: *aliquid quoque iuris habebit* und dem Gegenstand des Prozefsgedichtes im Salmasianus nun dasselbe entnehmen, was Teuffel den Worten des Vespa entnommen hat: die Jurisprudenz stand zur Zeit der Abfassung des Prozefsgedichtes noch in Blüte, auf das Interesse für die Jurisprudenz ist das kleine Werk berechnet. Weiter würden wir natürlich mit dem Verständnis des Anthologiegedichtes kommen, wenn über das genus der Litteratur, dem es angehört, irgendwo von einem antiken Schriftsteller sich etwas berichtet fände; nun finden wir in einem Briefe des Ausonius an den Rhetor Axius Paulus (Ep. IV 11 ff. S. 226 Peiper) die folgenden Worte:

---

einem ikonographischen Werk zu betrachten; man mag das Dittochaion vergleichen, das Teuffel § 436, 3 'eine Art christlicher Bildergallerie' genannt hat. Welcher Art die bei Sidon. Apoll. Ep. I 9 erwähnten Gedichte des Heronius waren, wissen wir nicht; s. Teuffel § 466, 13. — Übrigens hat, was die Kenntnis der altrömischen Geschichte betrifft, Teuffel § 391, 5 eine Äufserung des ersten Panegyrikus auf den Maximian c. 8 wohl falsch verstanden: *audieras* ist zu verstehen im Sinne des später folgenden *cognitum secutus es*.

Digitized by Google

Perfer in excursu vel teriuga milia epodon
vel falsas lites quas schola vestra serit.
Nobiscum invenies nullas, quia liquimus istic
nugarum veteras cum sale relliquias.

Was haben wir unter den *falsae lites* zu verstehen, von denen im zweiten der hier angeführten Verse die Rede ist? Die Nachbarschaft der *teriuga milia epodon* legt mindestens nahe, an poetische Form auch für diese *lites* zu denken, und es ergiebt sich dann eine litterarische Gattung, wie wir sie in dem Prozefsgedicht der Anthologie in der That an einem Beispiel kennen lernen; als ihr Zweck kann doch nur der gedacht werden, in leicht behaltbarer Weise einzelne Formen der gerichtlichen Beredsamkeit, *narratio*, *excessus*, *probatio*, *exemplum*, *refutatio* und *epilogus*, an einem Musterbeispiel darzulegen. Wir haben, sofern diese Annahme das Richtige trifft, dem Gedichte also einen didaktischen Zweck zuzuschreiben, der es für die Bedürfnisse der Rhetorenschule entstanden sein liefse.

Haben wir aber das Prozefsgedicht des Salmasianus mit Recht als ein Memorierstück der Rhetorenschule mit praktischer Tendenz bezeichnet, so darf es wohl zusammengestellt werden mit dem *Carmen de figuris* (Nr. 485 Riese), das ja ganz zweifellos im Dienste rhetorischer Belehrung verfafst ist. Das Gedicht arbeitet mit archaisch klingenden, gewifs auch zum Teil aus der älteren Litteratur geschöpften Beispielen, wie es denn überhaupt den Eindruck des Altertümlichen zu erwecken strebt und thatsächlich ja bis zur Irreleitung der Datierungsversuche erweckt hat; aber in weit übersichtlicherer Weise als die entsprechenden Schriften in Prosa legt es den ganzen Stoff dar und läfst in seiner leicht memorierbaren Gestalt die Vermutung berechtigt erscheinen, dafs es dem angehenden Redekünstler des Altertums als Lehr- und Beispielbuch nicht üble Dienste that.

Wenden wir uns zur geographischen Lehrdichtung, so mufsten wir den Reditus des Rutilius Namatianus[1]) ja bereits oben als fälschlich der didaktischen Poesie zugewiesen betrachten. Als reines Lehrgedicht steht dagegen Priscians Bearbeitung der Schrift des Periegeten Dionysius da, und neben ihr erscheint Avienus als Vertreter der erdkundlichen Didaktik in grofsem Mafsstabe. Aus der umständlichen Vorrede der *Ora maritima* an den Probus ist wenigstens so viel herauszulesen, dafs der Verfasser für sich und andere ein Bild gewinnen will (V. 9 ff.)

regionis eius quam vetustis paginis
et quam per omnem spiritus nostri diem
secretiore lectione acceperam.

Der Zweck der Dichtung ist an einem bestimmten Beispiele nicht gerade tiefsinnig bezeichnet mit den Worten:

---

[1]) Die Reiseschilderung begegnet uns in den verschiedensten Erscheinungsformen bei den Dichtern der spätrömischen Litteratur; Ennodius und Aldhelm vertreten am deutlichsten die Abarten der Dichtungsart, deren prosaisches Gegenstück in dem Briefe I 5 des Sidonius Apollinaris steht.

Digitized by Google

Taurici ponti sinus
capi ut valeret his probabili fide
quos distinerent spatia terrarum extima.

Zu einer künstlerischen Form ist der spröden Aufgabe gegenüber, die der geographische Lehrstoff bietet, weder ein griechischer noch ein römischer Didaktiker, ich darf vielleicht hinzufügen meiner Kenntnis nach auch keiner der neueren Zeit gelangt; und so erklärt denn vornehmlich wohl die mnemotechnische Rücksicht[1]) das wiederholte Auftreten der geographischen Lehrpoesie, von deren praktischen Erfolgen die weite Verbreitung der gemeinsamen Quelle des Avienus und des Priscianus selbst ja am deutlichsten Zeugnis ablegt.

Auch der medizinischen Lehrdichtung haben wir hier schliefslich noch mit ein paar Worten zu gedenken. Das poetische Nachwort, das Marcellus, ein Zeitgenosse Theodosius II., seinem Buche *De medicamentis* angehängt hat (Anthol. lat. 910), ist eine blofse Spielerei, vom Verfasser des Buches übel genug eingeführt, wenn er selbst gesteht: *Versiculis quoque lusimus . . . quod opusculum in infima parte huius codicis collocavi, et ut sermone nostro opera haec claudantur et nugas nostras multiplex foliorum celet obiectus* (s. Teuffel § 446, 2; der Sinn der letzten Worte ist mir zweifelhaft).[1a])

Höher als dieses sonderbare Beispiel der Kompositionsart, die man unter dem Namen Menippeischer Form ohne rechte Unterscheidung verschiedener Dinge auch mit einzubegreifen pflegt, steht das selbständige Gedicht des oben schon genannten Sammonicus. *Salutiferum quod pangimus carmen* nennt der Verfasser sein Werk und will das *salutiferum* gewifs ganz wörtlich genommen wissen: schreibt er doch eine ganze Anzahl von Rezepten und Hausmittelchen für solche Krankheiten und für solche Lebensfälle zusammen, denen auch in unseren Tagen noch eine eigene Buchfabrikation in zum Teil recht bedenklicher Weise Rechnung trägt. Von den 63 Abschnitten mufs entschieden der gröfsere Teil den Eindruck erwecken, dafs das Werk auf praktischen Gebrauch in den Händen der Laienkreise berechnet ist und dafs die poetische Form, in keiner Weise Selbstzweck, vielmehr nur der Verbreitung des Rezeptenbuches dienen soll. Uns würde die poetische Form an dem Wert eines solchen Buches irre machen; in der Zeit des Sammonicus trug vielleicht gerade die metrische Darstellung dazu bei, die Heilmittellehre im Kampf gegen sacralen Heilschwindel weiteren Kreisen praktisch zum Bewufstsein zu bringen.[2]) Es ist bei diesem Beispiel schliefslich wie bei allen denen, die in den obigen Ausführungen ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit in der Aufzählung herangezogen wurden:

---

[1]) Reine Memorierverse sind auf diesem Gebiete die *Versus de Asia et de universi mundi rota*, s. Teuffel § 497, 6.

[[1a]) D. h. der Kompilator Marcellus hat es sich nicht versagen wollen, etwas Eignes an den Schlufs zu setzen, wo ja, wie er verschämt hinzufügt, für seine Verse ein bescheidner Versteck sei. *Ilb.*]

[2]) Vgl. auch über die Entstehung der medizinischen Lehrdichtung des Benedictus von Mailand die Notiz bei Manitius S. 396.

Digitized by Google

als blofses Produkt des Versifikationsbedürfnisses ist das Gedicht ein Nonsens, als Populardarstellung gewinnt es eine kulturgeschichtliche Beziehung.

Es ist eine Frage der vergleichenden Litteraturgeschichtsforschung, welche Zeiträume das didaktische Gedicht begünstigen und unter welchen Bedingungen das Lehrgedicht in dem litterarischen Leben eine Rolle spielt oder ganz zurücktritt; wir haben sie hier nicht zu beantworten. Aber eine Bemerkung liegt für die spätrömische didaktische Poesie so nahe, dafs wir nicht an ihr vorbeigehen dürfen. In der ganzen spätrömischen Litteratur erscheint die poetische Form mit ihren althergebrachten, aus klassischen Mustern entlehnten Ausdrucksmitteln und ihren festeren sprachlichen Typen geradezu als heilsames Präservativ gegen Schwulst und Überladung. Wir sind ja durch Vergleichung des *Paschale opus* und des *Paschale carmen* des Sedulius in der besonders glücklichen Lage, sogar an demselben Stoff den Unterschied des prosaischen und des poetischen Stiles in der spätrömischen Litteratur genau beobachten zu können[1]) (s. Teuffel § 473), und ein und derselben schriftstellerischen Persönlichkeit auf den beiden so verschiedenartigen Wegen ihrer Thätigkeit nachzugehen, dazu bietet sich die Gelegenheit ja fortwährend dem Leser der Patrologie. Wie anders schreibt Paulinus von Nola in seinen Briefen, wie anders in seinen Gedichten, und Sidonius Apollinaris bietet uns ein ganz anderes stilistisches Bild in seinen Gedichten als in den prosaischen Partien seiner Korrespondenz, ja auch in der Consolatio des Boethius zeigen die metrischen Partien einen anderen Stil als die prosaische Hauptpartie. Wer gar die Praefatio des Cod. Salmasianus (Nr. 19 bei Riese) liest, in der 'die Manier des Tertullianus, Apuleius und Martianus Capella bis ins Aberwitzige gesteigert ist' (Teuffel § 495, 1), der kann es wohl verstehen, warum gerade ein auf Popularisierung eines Stoffes berechnetes Werk in den Zeiten der spätrömischen Litteratur von seiten seines Urhebers eine Form erhielt, in der eine gewisse Abklärung und Fafslichkeit, sei es selbst auf Kosten der Originalität — dies zur Erklärung des cento! — sich erreichen liefs.

Eine Äufserung aus dem Kreise der spätrömischen Litteratur darf freilich nicht unerwähnt bleiben, die gerade im Zusammenhange mit Popularisierungsbestrebungen von der poetisch-metrischen Form in ganz anderem Sinne redet. Augustinus nämlich sagt in dem autobiographischen Rückblick auf seine schriftstellerische Thätigkeit Retract. I 20 zu unserem Erstaunen folgendes: *Volens etiam causam Donatistarum ad ipsius humillimi vulgi ... notitiam pervenire ... psalmum qui eis cantaretur per latinas litteras feci ...* I d e o a u t e m n o n a l i q u o c a r m i n i s g e n e r e i d f i e r i v o l u i, n e m e n e c e s s i t a s m e t r i c a a d a l i q u a

---

[1]) Zu der Parallelstellung von Prosa und Poesie, die bei Sedulius am stärksten zu Tage tritt, vergleiche man noch Aldhelm, De laud. virg. 19 f.: *Ut prius et prosa laudabat littera castos, Sic* (Migne: *si*) *modo heroicam stipulentur carmina laudem*; Sidon. Ap. Ep. IV 3, 10: *Seu liberum seu ligatum placeat alternare sermonem*; Venant. Fort. App. spur. III 6: *Dicere vel prosa vel pulcri carmine metri* und 8 f.: *Sit lingua facunda versibus aut currens aut prosae vellere texens.* Vgl. auch C. de figur. (Nr. 485 Riese) V. 3 in der Hochstiftsber. 1896 S. 4 f. vorgeschlagenen Lesart. — Über den Unterschied der poetischen und der prosaischen Schreibart handelt für Alcimus Avitus Manitius S. 242.

Digitized by Google

verba quae vulgo minus essent usitata compelleret. Die Worte des auch als Publizist aufserordentlich gewandten Mannes finden ihre richtige Erklärung nur dann, wenn man das *humillimi* gebührend betont; Augustin redet von einer Volksschicht, die den Traditionen der classisch-römischen Poesie überhaupt völlig fremd gegenüberstand; und es ist ja ganz selbstverständlich, dafs die Popularisierungsbestrebungen, die wir für die spätrömische didaktische Dichtung hier behandeln, über die weitesten Kreise der Gebildeten hinaus nicht gemeint sein konnten.[1])

Ein französischer Dichter aus einem goldenen Zeitalter der Didaktik hat einmal über das Wesen dieser Litteraturgattung den folgenden Ausspruch gethan: *La Poésie didactique a moins pour but de créer, que de consacrer les préceptes des arts, ou des sciences établies. La raison, le goût, la vérité, surtout la clarté, voilà ses objets, les devoirs qu'on lui impose, les bornes dans lesquelles elle se renferme* (Dorat, Déclamation théatrale S. 179 f. der Ausgabe von 1771)[2]). Ganz im Sinne dieser Worte hat schon im spätrömischen Altertum die Lehrdichtung den praktischen Bedürfnissen der Zeit Rechnung zu tragen gesucht und gelegentlich im Dienste geistig-religiöser Bestrebungen als unverächtliches Kampfmittel gedient; unter diesem Gesichtspunkt verdient die spätrömische Lehrdichtung ernster genommen zu werden, als es wohl im allgemeinen bisher geschehen ist.

---

[1]) Über die Art, wie Commodian den Bedürfnissen des Volkes in Sprache und Metrum sich anpafst, s. Schanz, Röm. Litt. III 350. Über Augustins Donatistengedicht selbst s. Manitius S. 320 ff.

[2]) Was Goethe im Jahre 1825 über das Lehrgedicht aufgezeichnet hat, verdient natürlich in erster Linie von jedem gelesen zu werden, der vom Standpunkt der Poetik aus der didaktischen Gattung gerecht werden will; es ist eine Fülle fruchtbarer Gesichtspunkte, die in der kurzen Notiz 'Über die Lehrdichtung' auf dem engen Raume weniger Zeilen erscheint.

Digitized by Google

SCHILLER UND PLUTARCH.

Von Karl Fries.

(Schlufs.)

Im Don Carlos liegen die Spuren jenes Einflusses weniger an der Oberfläche, aber auch hier lassen sie sich mit einiger Deutlichkeit nachweisen. Um an Gesagtes anzuknüpfen, wenden wir uns zunächst dem Posa zu, dessen Freimut gegen Fürsten schon beim Arat erwähnt wurde. Vielleicht bietet uns jedoch Plutarch noch ein anderes Muster für diesen grofsangelegten Menschen, für den man bisher nur auf die Prinzenerzieher bei Fénélon, Wagenseil, Haller, Basedow, Leisewitz u. a. hinwies. Wie weit aber ragt der Posa, dieser Abgeordnete der ganzen Menschheit, über den rationalistisch befangenen Aufklärer und Philanthropen jener Zeit hinaus. Er steht wie ein Prophet in einer dunklen Zeit und lehrt die 'Erdengötter' die Schranken ihrer Macht erkennen; auf dem sonnigen Grunde der Zukunft malt er ein politisches und allgemein menschliches Idealbild, das selbst in unserer Zeit noch nicht verwirklicht worden ist; er ist ein philosophischer Dichter, eine Platonische Seele, und in der That — Plato selbst ist es, in dem wir das Muster des Posa vermuten dürfen, jener Plato, den Plutarch im Leben Dions als ersten und gröfsten aller Prinzenerzieher schildert. Nicht unerwähnt mag bleiben, dafs der Dion unmittelbar vor dem Brutus steht, und dafs diese beiden Helden nachher in der *σύγκρισις* mit einander verglichen werden. Dion überredet den jüngeren Dionysius, den Plato einzuladen (VIII 305 Schir.), um sich durch ihn zu veredeln 'und dem schönsten Muster, der Gottheit selbst, ähnlich zu werden, deren Regierung das ganze Weltgebäude folgt.' Dion malt aus, welches Glück für Herrscher und Volk aus solcher Wandelung erblühen werde, wie der erzwungene Gehorsam der Menge sich zu freudigstem Entgegenkommen, zu treuer Ergebenheit steigern werde. In Dionysius entsteht eine 'heftige und beynahe rasende Begierde', Plato zu sehen. Dieser folgt dem Ruf in der Hoffnung 'durch die Verbesserung eines einzigen Mannes, als des herrschenden Theils, die ganze verderbte Insel Sicilien zu bessern'. Der Übersetzer nimmt gegen Plato Partei, indem er von einem der Widersacher desselben sagt (309 Anm.): 'Er hatte indessen reellere Grundsätze von der wirklichen Staatskunst, als der phantasiereiche Plato, der nur für idealische Reiche Staatsmann war, aber durch die schönen Worte von Freyheit blendete.' Mit Plato verurteilt er Schiller und Posa. Dion hoffte das Beste von Platos Worten. Es folgt die Schilderung der Sinnesänderung, die sich im Könige vollzieht. Die Gegner Platos fürchten, 'dafs seine Macht mit der Zeit, durch die Dauer seines Umgangs mit dem Dionysius, un-

Digitized by Google

überwindlich werden möchte, da er in einer so kurzen Zeit schon die Gesinnung des Regenten so sehr verändert und umgeschaffen hatte' (311). 'Mit der Zeit aber, und durch den fortgesetzten Umgang mit dem Plato gewöhnte er sich, wie ein wildes Thier sich nach und nach schmeicheln und greifen läfst, so sehr an den Umgang mit dem Plato, und dessen philosophische Lehren, dafs er eine herrschsüchtige Liebe zu ihm bekam («Ihr seid von heute an In meinen Diensten — Keine Einwendung! Ich will es haben») und nur allein vom Plato, mehr als andre Menschen, geliebt und geachtet zu werden wünschte (vgl. «Was gehen die Lebenden mich an? Ein Geist, Ein freier Mann stand auf in diesem ganzen Jahrhundert — Einer — Er verachtet mich Und stirbt») und sogar bereit war, die Staatsverwaltung und die Regierung ihm zu überlassen («Wer weifs, was ich ihm aufbehalten!»). Diese leidenschaftliche Liebe des Dionysius wurde dem Plato selbst zur Last, denn er war, wie die unglücklich Liebenden, für Eifersucht fast rasend, und erzürnte sich daher oft in kurzer Zeit wider ihn, und söhnte sich wieder mit ihm aus, und bat ihn um Vergebung, und hörte mit übertriebenem Eifer seine Lehrsätze, und suchte seine Philosophie practisch zu machen, wobey er diejenigen vermied, die ihn davon abzubringen suchten, als Leute, die ihn verderben wollten' (315). Ebenso heftig wird Plato dann bestürmt, zum zweitenmal nach Sizilien zu kommen. 'Seine Ankunft erfüllte den Dionysius mit Freude, und ganz Sicilien mit Hofnung. Jedermann wünschte eifrig, dafs Plato über den Philistus, und die Philosophie über die Alleinherrschaft siegen möchte. Auch die Frauenzimmer am Hofe beeiferten sich, dem Plato ihre Hochachtung zu bezeigen, und Dionysius beehrte ihn mit dem ausserordentlichen Zutrauen, dafs er, ohne vorher von der Wache durchsucht zu werden, den freyen Zutritt zu ihm hatte' (320; vgl. «Der Ritter wird künftig ungemeldet vorgelassen»). Auch Plato wird dann wie Posa vom Könige als Werkzeug seiner Privatangelegenheiten benutzt. Er erhält den geheimen Auftrag, Dion auszuforschen, 'ob er dawider seyn würde, wenn man seine Gemahlin einem andern zur Ehe gäbe' (323). Plato giebt brieflich über seine Ermittelungen Auskunft. Die guten Beziehungen trübten sich bald, und Plato verband sich immer mehr mit Dion, fiel daher beim König in Ungnade und entrann nur mit Lebensgefahr den Nachstellungen des Tyrannen. Zweifellos hat Schiller Dions Leben gelesen, und es liegt daher nahe, an eine Beeinflussung zu glauben. Freilich ist der jüngere Dionysius dem greisen Philipp nicht sehr ähnlich, ebensowenig wie der alternde Plato mit dem blühenden Posa persönlich vergleichbar ist. Aber die Übereinstimmungen überwiegen doch derart, dafs man jene Widersprüche leicht übersieht. Übrigens war Schiller auf jene Biographie schon durch Wielands Agathon hingewiesen, in welchem Roman bekanntlich der Held als Erzieher des Dionysius erscheint. Die Liebe des Carlos zu seiner Stiefmutter war ja schon durch die Quellen gegeben; merkwürdig ist aber die Ähnlichkeit eines Vorgangs der Diadochenzeit, den Plutarch im Demetrius erzählt: Antiochus liebt seine Stiefmutter, 'die noch jung war', und verfällt in eine Gemütskrankheit, da er seine Leidenschaft vergebens bekämpft. Er erkennt das Unerlaubte seiner Neigung und die Un-

Digitized by Google

heilbarkeit seiner Leiden und will sich töten. Die Szene, wie dann der Arzt ihn beobachtet und an seinen Mienen beim Eintritt der Königin den Grund seiner Schwermut erkennt, erinnert so lebhaft an die Versuche der Eboli und Domingos, des Prinzen Herz zu enträtseln, daſs man mit einiger Zuversicht von einem wenn auch unbewuſsten Anlehnen des Dichters reden darf. Doch kann hierauf nicht viel Gewicht gelegt werden. Das aber darf man mit Bestimmtheit aussprechen, daſs in den Charakteren des Carlos und besonders des Posa das antike Element, wenn auch schwächer als in den ersten Dramen, doch deutlich zu erkennen ist. 'Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen sich um republikanische Tugend. Selbst seine Aufopferung für seinen Freund beweist dieses, denn Aufopferungsfähigkeit ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend' heiſst es im zweiten Brief über Don Carlos. Carlos klagt, daſs er noch nichts für die Unsterblichkeit gethan habe, ähnlich wie Cäsar bei der Lektüre einer Alexanderbiographie mit Thränen gesagt haben soll: 'Ist das nicht der Traurigkeit werth, daſs Alexander in einem solchen Alter schon über viele Reiche herrschte, in welchem ich noch nicht Groſses gethan habe!' (VI 380 Schir.). Ähnlich erinnert Philipp mit seiner Klage:

> Des Vaters untergehende Sonne lohnt
> Das neue Tagwerk nicht mehr. . . . Das verspart man
> Dem neuen Aufgang seines Sohns (V 9)

an die Worte des jungen Pompejus (Pomp. VI 29 Schir.): 'Sylla möchte bedenken, daſs die aufgehende Sonne von mehrern als die untergehende angebetet würde.'[1]) Spuren Catonischer Starrheit finden wir, wie in Verrina, auch im Groſsinquisitor, der, wenn auch nichts weniger als aus republikanischem Sinn, dem König doch so freimütig wie ein Held des Altertums begegnet.

Nach dem Abschluſs des Carlos trat bekanntlich eine Unterbrechung der poetischen Produktion ein. Der Dichter fühlte, daſs er eine Technik, mit der er sein Kunstideal nicht erreichen konnte, auf die Spitze getrieben hatte, und sehnte sich nach stilistischer und ästhetischer Wiedergeburt. Die beste Arznei für seinen Zustand fand er in wissenschaftlicher Thätigkeit. Der Anregung folgend, die ihm die Quellenstudien zum Carlos geboten hatten, widmete er sich fast ganz dem Studium jener Zeit und schrieb den 'Abfall der Niederlande'. Fragt man, was ihn gerade zur Geschichte trieb, so wird man auch hier zum Teil an den Plutarch zu denken haben. Wenn Schiller in seinen Jugenddramen das Bestreben an den Tag legt, scharfumrissene Charaktere auf die Bühne zu stellen, so darf man nicht vergessen, daſs er in Plutarchs *βίοι* vierzig sorgfältig ausgeführte historische Porträts vorfand. Diese Richtung auf das Individualisieren und psychologische Zergliedern, vom medizinischen Studium befördert, ist es, was die Brücke zu den historischen Schriften schlägt. Ein ganz wissenschaftlicher Historiker konnte Schiller nie sein, er blieb innerlich stets der Dramatiker. Wenn er sich von ungeschichtlichen Gestalten, wie dem

---

[1]) Man hat Posa auch mit Katte verglichen. In dessen Todesurteil fand sich die Wendung: 'daſs er mit der neuen Sonne tramieret'.

Digitized by Google

Carlos und Posa, dem geschichtlichen, dem wirklichen Menschen zuwendet, so liegt immer die unausgesprochene Absicht vor, ihn später gestaltend zu erneuen. Das Resultat war der Wallenstein und der ihn umringende Stab wohlgetroffener Wirklichkeitsmenschen. Dem Menschen, den er in der Geschichte, nicht wie Goethe im Leben selbst gefunden und mit einiger Verleugnung seiner tiefsten Natur gezeichnet hatte, hält er dann, indem er in die ideale Heimat seines Geistes zurückkehrt, die leuchtenden Gestalten vor, die sich in seiner Phantasie hell abhoben von dem dunklen Grunde der ihm fremden empirischen Welt, denn sie 'lag hinter ihm im wesenlosen Scheine'.

Zunächst also suchte er 'des Menschen Kern' in jenen Biographien Philipps des Zweiten (1786), Egmonts (1789), Amalia Elisabeths (1791) u. a. zu erforschen. Das biographische Element tritt auch in den gröfseren Werken, im Abfall der Niederlande und im dreifsigjährigen Krieg stark hervor. Egmont, Oranien, Wallenstein, Gustav Adolf werden fast monographisch behandelt. Das Interesse des Dichters kulminiert nicht in der Erzählung der Thatsachen, sondern in der Modellierung der Charaktere, in deren feiner Ausarbeitung er sich nicht genug thun kann, bei denen er mit wahrer Lust verweilt und bei weitem mehr als Künstler, denn als Forscher interessiert ist. Wir glauben in die Skizzen eines Historienmalers zu sehen, der dieselben Typen immer wieder in mannigfachen Variationen hinwirft, um sie schliefslich in einem grofsen Werk zu vereinigen. Unleugbar schwebte auch Schiller bei allen seinen historischen Arbeiten ein grofses Dichtwerk vor, und wenn man von einer zehnjährigen Unterbrechung des dichterischen Schaffens redet, so ist das unzutreffend; er hörte niemals auf, zu entwerfen, zu skizzieren, zu gestalten. Die historischen Schriften gehören stofflich und formell künstlerisch mit dem Wallenstein zusammen, sie bilden ein grofses Korpus, das durch das geistige Band des Realismus umschlungen ist. Die Richtung auf das vertiefte Individualisieren, die zu Schillers neuer Kunst gehörte, findet ihre Erklärung im Einflufs Plutarchs. Dieser ist von Haus aus nichts weniger als Historiker, von seinem philosophischen Standpunkt aus läfst er die Personen der Vorzeit an sich vorüberziehen und glossiert und interpretiert sie mit psychologischer Kritik. Auch Schiller ist mehr Philosoph als Geschichtschreiber, ja er wird von der Geschichte, wenn auch mittelbar, zur Philosophie geführt (hierin im Gegensatz zu Plutarch, der vom Platonismus herkommt), aber in erster Linie ist er Dichter. Beiden ist die Geschichte ein Mittel zu ihrem Zweck. Dafs Schillers Neigung zum Biographischen auf den Griechen zurückzuführen sei, hat man schon ausgesprochen. Aber man kann noch einen Schritt weitergehen. Im Abfall der Niederlande werden Egmont und Oranien charakterisiert, aber nicht jeder für sich, sondern mit- und aneinander. Ein beständiges Übergreifen vom einen zum andern, ein gegenseitiges Abmessen und Wägen. Man bemerkt, mit welcher Freude Schiller bei diesem Verfahren reziproker Kritik verweilt und wie er sich als Herrn des Stoffes fühlt — gleichsam Reflexbewegungen seiner dramatischen Seele. So wird Philipp mit Karl V., Wallenstein mit Tilly, sogar in den philosophischen Schriften der Realist und der Idealist in Naiv und

Digitized by Google

Sentimental, der Brotgelehrte und der philosophische Kopf in der Antrittsrede in Vergleich gesetzt. Man denkt an Plutarchs *βίοι παράλληλοι*, in denen je zwei Helden zunächst einzeln behandelt, dann in der Synkrisis mit einander verglichen werden. Auch Schillers bekannte Vorliebe für Doppelhelden in den Dramen kann in diesem Zusammenhang erwähnt werden.

In den historischen Schriften finden sich viele Stellen, die auf Reminiszenz an Plutarch beruhen.[1] Kurz müssen wir noch bei dem Aufsatz 'Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon' verweilen, an den sich bekanntlich eine Debatte über die Echtheit geknüpft hat (vgl. Nagel, Herrigs Archiv XXXIII 163 und Goedeke, Sch.s Schr. IX 9). Nagel hat erwiesen, dafs der Lykurgaufsatz gröfstenteils von Nast, Schillers ehemaligem Lehrer an der Karlsschule, herrührt. Die Zusätze zum Nastschen Text, die Nagel kenntlich gemacht hat, tragen, soweit sie nicht rein philosophischen Inhalts sind, Plutarchisches Gepräge, z. B. der Abschnitt über König Charilaus (vgl. Plut. I 168 Schir.), über das in Essig gelöschte Eisengeld (ebd. 177), über das gemeinschaftliche Speisen (178 ff.), die spartanischen Kinderwärterinnen (196 f.), über den Auszug zum Krieg und die Feldausrüstung (210), die Mifshandlungen der Heloten (221 f.; die Ableitung des Namens Heloten von der Stadt Helos steht nicht im Plutarch), die Kriegslieder (209). Diese Stellen sind alle fast wörtlich aus dem Schirach entnommen. Übrigens beruht auch der Nastsche Teil fast ganz auf Plutarch, wahrscheinlich auch auf Schirachs Übersetzung, wie wörtliche Anklänge zeigen. Goedeke nimmt nun an, dafs auch der Solon kein selbständiges Produkt Schillers ist. An einer Stelle wird Plutarch mit Schirachs Worten zitiert: 'Er machte ihn (den Areopag) zum obersten Aufseher und Schutzgeist der Gesetze und befestigte, wie Plutarch sagt, an diesen beiden Gerichten, dem Senat nämlich und dem Areopagus, wie an zwei Ankern die Republik' (I 343 Schir.). Auch sonst wird Plutarch benutzt, wie an den Stellen über Drakon, über die Neutralität der Bürger beim Aufstand, über die üble Nachrede der Toten, über Solons Ende.

Im zwölften Brief über den Don Carlos findet sich eine Schilderung vom Tode des Lykurg und von der Art, wie er die Spartaner zum Festhalten an seinen Gesetzen zwingen wollte, genau nach Plutarch, nur dafs bei diesem Lykurg den Orakelspruch der Pythia schriftlich in die Heimat sendet, während er ihn bei Schiller in Sparta selbst mitteilt; offenbar nur ein Versehen des Dichters, der seinen Autor aus dem Gedächtnis zitiert.

In dem Lykurgaufsatz ist die Erwähnung jener Sage einer der Zusätze Schillers selbst. Jener Aufsatz wird demnach ungefähr mit den 1788 verfafsten Carlosbriefen zeitlich zusammenfallen. Freilich wird schon im Spaziergang unter den Linden (1782) Lykurgs Tod nach Plutarch erwähnt (Schir. I 233): 'So mag die Asche des Lykurgus noch bis jetzt und ewig im Ocean liegen!' Die Gestalt des spartanischen Gesetzgebers scheint Schiller immer

[1]) Hoffentlich bringt die neue Schillerausgabe von Bellermann ein ausführliches Namenverzeichnis, aus dem man sich leicht orientieren kann.

Digitized by Google

stark gefesselt zu haben, und im La Valette, im Ordensmeister des Kampfes mit dem Drachen glauben wir Lykurgs strenge Züge wiederzufinden. Was ihn eigentlich an ihm interessierte, mag eine gewisse Ähnlichkeit mit dem strengen Gesetzgeber auf moralischem Gebiet gewesen sein, mit Kant, dessen Schüler er zu werden begann, und dessen Rigorosität ihn teilweise zurückschreckte.

In den historischen Schriften finden sich wiederholt Anspielungen auf Plutarchisches, wie wenn z. B. in der Vorrede zu Vertots Geschichte des Maltheserordens die Ritter von St. Elmo mit den Helden von Thermopylä verglichen werden. Wie sehr der Dichter überhaupt damals noch im Plutarch sein historisches Vorbild sah, erkennt man an dem Unternehmen, über das er am 26. Nov. 1790 an Körner schreibt (Jonas III 118) und das er als mit seiner ganzen Verfassung sehr genau verbunden bezeichnet. 'Ich trage mich schon seit anderthalb Jahren (also seit dem Antritt der Professur) mit einem deutschen Plutarch. Es vereinigt sich fast alles in diesem Werke, was das Glück eines Buchs machen kann, und was meinen individuellen Kräften entspricht. Kleine, mir nicht schwer zu übersehende Ganze und Abwechselung, kunstmäfsige Darstellung, philosophische und moralische Behandlung. — Alle Fähigkeiten, die in mir vorzüglich und durch Übung ausgebildet sind, werden dabei beschäftigt; die Wirkung auf das Zeitalter ist nicht leicht zu verfehlen.' Am 19. Dez. 1790 an Körner (Jonas III 124): 'Mich freut, dafs Dir mein deutscher Plutarch gefällt. Gewifs ist das die Arbeit, die auf mich wartet, wo alle Kräfte meiner Seele Befriedigung finden werden. Ich bin nun begierig, was Dalberg dazu sagen wird. Er will mich nicht von der Poesie, und besonders nicht von der dramatischen verschlagen wissen. Aber beides wird sich recht gut vereinigen lassen.'

Auch in den Beziehungen zur Braut spielt der Plutarch eine Rolle. 'Hier ist der Plutarch' heifst es in einem Brief vom September 1788 an die Schwestern Lengefeld, dem wohl das Exemplar des Autors beifolgte. Ähnlich schreibt Rousseau 1756 an Madame d'Épinay (Oeuvres, 1871, X 113): '*Voilà mon maître et consolateur, Plutarque; gardez-le sans scrupule aussi longtemps que vous le lirez; mais ne le gardez pas pour n'en rien faire, et surtout ne le prêtez à personne; car je ne veux m'en passer que pour vous.*' Am 20. Nov. 1788 schreibt Schiller nach Rudolstadt: 'Es ist brav, dafs Sie dem Plutarch treu bleiben. Das erhebt über diese platte Generation und macht uns zu Zeitgenossen einer besseren, kraftvollern Menschenart. Lesen Sie doch diesen Sommer auch die Geschichte des Königs von Preufsen, und geben Sie mir Ihre Gedanken darüber. Ich werde sie auch lesen.' So greifen Plutarchische und moderne Anregungen ineinander. Plutarch wird noch immer mit Rousseauschem Auge betrachtet. Noch wufste man seinen Helden keine aus der Gegenwart an die Seite zu stellen.[1]) In einem Brief vom 4. Dez. 1788 heifst es: 'Die Gegenstände wovon Montesquieu handelt sind Ihnen durch Gibbon, Plutarch u. s. f. geläufig.' Am 1. Sept. 1789: 'Ich vermuthe dafs ich Morgen (Mittwoch) über 14 Tage mein letztes Collegium lese. Ich eile jetzt ganz gewaltig; und meine Studenten

[1]) Vgl. dagegen Goethe, Eckermann 24. Nov. 1824.

Digitized by Google

freuen sich ordentlich, wie schnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich schon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit schnellen Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre. Unser Plutarch thut mir jetzt gar gute Dienste, aber freilich habe ich jetzt auch mehr Gelegenheit mich über ihn zu ärgern.' In einem Semester hatte Schiller somit die Universalgeschichte bis auf Alexander den Grofsen geführt, und in zwei Wochen soll die Zeit von Alcibiades bis zu Alexanders Ende besprochen werden. Im Drang der Zeit mag wohl jener Nastsche Aufsatz unter die Kollegienhefte geraten und so jenes seltsame Produkt entstanden sein, das uns vorliegt. Ist das der Fall, so scheint Schiller in der ersten Zeit seine Vorträge schriftlich ausgearbeitet und abgelesen zu haben, was bei den späteren Vorlesungen angesichts des schnellen Vorgehens nicht wahrscheinlich ist. Bemerkenswert ist die Stelle aus dem Brief an Körner vom 18. Okt. 1790: 'Der Aufsatz über Moses in der Thalia hat also Deinen Beifall? Im eilften Heft kommen noch zwei andre, ungefähr von demselben Gehalt; auch die Vorlesung über Lykurg, die Du mit angehört hast, ist darunter.' Also wurde jener Aufsatz von Nast mit Schillers Zusätzen geradezu als Kolleg vorgelesen. Dafs nur solche Vorlesungen herausgegeben wurden, die sich mit den Anfängen der Geschichte beschäftigen, läfst deutlich erkennen, dafs Schiller nur anfangs seine Kollegien niederschrieb, solange der Stoff zu philosophischen Betrachtungen über allgemeine menschliche Fragen Anlafs bot.

Worin jenes 'Ärgernis' bestand, das Schiller jetzt 'auch mehr' am Plutarch nahm, ist in jenem Brief nicht ausgesprochen, aber man kann es aus der Natur der Zusätze zum Nastschen Lykurgaufsatz entnehmen. Dort heifst es gelegentlich einer Polemik gegen die spartanische Verfassung: 'Überhaupt können wir bei Beurteilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, dafs sie nur gut und liebenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie Fortschreitung der Cultur befördern oder wenigstens nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen; beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend etwas einen Stillstand auferlegen.' Wir erkennen den Schüler Rousseaus, den späteren Vorkämpfer für die Verwirklichung des ästhetischen Staats. Es war die antike Begrenztheit, der Mangel an philosophischer Freiheit, die Auffassung der Menschen als Staatsbürger, was die allmähliche Entfernung Schillers von seiner Lieblingsquelle herbeiführte. 'Blofse Achtung demütigt den, der sie empfindet. Daher gefällt uns Cäsar weit mehr als Cato, Cicero mehr als Phocion, Thomas Jones mehr als Grandison' heifst es in einem Brief vom 23. Febr. 1793. Durch die Beschäftigung mit der Philosophie lernte Schiller erst erkennen, was der Weltanschauung des Altertums mangelte.

Einige Jahre vorher hatte der Dichter noch ganz andere Worte für Plutarch. An Cotta schreibt er am 20. Aug. 1788: 'Ich habe gestern geschrieben und dann das Leben des Pompejus im Plutarch gelesen, das mir grofse Gefühle gegeben hat, und den Entschlufs in mir erneuerte, meine Seele künftig mehr

Digitized by Google

mit den grofsen Zügen des Altertums zu nähren.' Jene Sinneswandelung scheint also ziemlich unvermittelt eingetreten zu sein, so panegyrische Äufserungen finden sich später nicht wieder. Anders wird das Altertum später betrachtet, das politische Ideal ist durch das künstlerische verdrängt, und statt Plutarchs übernimmt Goethe die Vermittelung. Bezeichnender Weise charakterisiert Schiller den grofsen Eindruck Goethes auf ihn mit einer Plutarchischen Reminiszenz. Goethe habe in ihm eine Empfindung erweckt, die derjenigen nicht ungleich sei, die Brutus und Cassius gegen den Caesar gehabt haben müfsten (2. Febr. 1789). Im Bilde bleibt Schiller, wenn er scherzweise gesteht, er könnte Goethes Geist ermorden.

In den philosophischen Schriften läfst sich jene Sinnesänderung deutlich verfolgen, wenn z. B. in dem Aufsatz 'Über die tragische Kunst' (1792) in dem Richterspruch des Brutus über seine Söhne, im Selbstmord des Cato nur eine für den Römer geltende subjektive Wahrheit, dagegen in der Aufopferung des Leonidas, in Aristides', Sokrates', Darius' Schicksalen allgemeine, rührende, objektive Wahrheit erkannt wird. Immerhin werden die Beispiele noch fast ausschliefslich dem Plutarchischen Gesichtskreis entnommen.

Auch die poetische Produktion ist noch von Plutarch beeinflufst. Das Gedicht 'Archimedes und der Schüler' beruht, was Viehoff schon bemerkt hat (Erläuterungen III 186), auf einer Stelle der Marcellusbiographie (III 272 Schir.): 'Er (Archimedes) hielt die praktische Mechanik und überhaupt jede Kunst, die man der Nothwendigkeit wegen triebe, für niedrig und handwerksmäfsig: sein Ehrgeitz gieng nur auf solche Wissenschaften, in denen das Gute und Schöne einen innern Werth für sich selbst hat, ohne der Nothwendigkeit zu dienen, die mit keiner andern Wissenschaft verglichen werden können, und bey welchen die behandelten Dinge mit den Beweisen in Absicht der Vortreflichkeit gleichsam wetteifern, weil die Sachen an sich so erhaben und schön, und die Beweise so gründlich und wichtig sind.' Auch die Erklärung der Sambuca stammt aus der genannten Biographie (268). Das Gedicht ist inhaltlich mit dem Epigramm 'Wissenschaft' verwandt. Wenn es ferner in dem Gedicht 'An die Proselytenmacher' heifst:

> Nur ein weniges Erde beding' ich mir aufser der Erde,
> Sprach der göttliche Mann, und ich bewege sie leicht,

so geht das auf dieselbe Biographie zurück, wo Archimedes' Behauptung erzählt wird (266), er vermöge diese Erde, wenn er eine andere hätte, auf der er stehen könnte, in Bewegung setzen. In jener Zeit entstand auch die Belagerung von Antwerpen. Die Geschichte dieser Belagerung erinnert in vielen Zügen an diejenige von Syrakus durch Marcellus. Auch hier wird die Stadt von einer starken Macht vergeblich berannt und hält sich auffallend lang dadurch, dafs ein genialer Ingenieur mit unerschöpflicher Erfindungsgabe dem Feinde den gröfsten Schaden bereitet. 'Friedrich Gianibelli hiefs dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden, und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlornem Erfolge zu deren Verteidigung zu verschwenden.' Die Bezeichnung 'Archimed von Antwerpen' kehrt noch ein-

Digitized by Google

mal wieder, wo erzählt wird, wie die Volksleidenschaft ihn je nach dem Erfolg bald in Stücke zu reifsen droht, bald vergöttert. Die Analogie zum 'Marcellus' mag dem Dichter aufgefallen sein, dem gelegentlich erneuter Lektüre desselben jene an Archimedes anknüpfenden Ideen aufgegangen sein werden.

Der Dichter der 'Räuber' interessierte sich in späteren Jahren lebhaft für das Leben auf dem Meer und speziell für die Schicksale und Abenteuer der Seeräuber. Er las Archenholz' Geschichte der Flibustier und wollte diese sogar dramatisch verwerten, wie ein Fragment bezeugt.[1]) Dabei mag ihm auch die eingehende Schilderung des Seeräuberkrieges gegenwärtig gewesen sein, besonders die genaue Beschreibung der Organisation, der Methode und der Gräuelthaten jener Piraten, die in der von Schiller mit Begeisterung gelesenen Pompejusbiographie gegeben wird (VI 66—70 Schir.). In diesen Gedankenkreis gehört auch der Entwurf 'Seine Götter ruft der Meerkönig zusammen' u. s. w. (Hoffmeister III 274) sowie die Strophenfragmente:

Nach dem fernen Westen wollt' er steuern,
Auf der Strafse, die Columbus fand u. s. w.

(Goedeke XV 1, 421.)

Hoffmeister erinnert an das Gedicht 'Der Antritt des neuen Jahrhunderts', auch Spuren jenes Inseldramas finden sich dort:

Nach des Südpols nie entdeckten Sternen
Dringt sein rastlos, ungehemmter Lauf,
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten, nur das Paradies nicht auf.

Das Ideal der Freiheit schwebt dem Dichter überall vor, und er sucht sie auf einer verborgenen atlantischen Insel:

Liegt sie jenseits dem Atlantermeere,
Die Columb mit wandernder Galeere — —.

Übersehen hat man die Ähnlichkeit mit einer weit früher entstandenen Stelle, dem Schlufs des Gedichts 'Der Venuswagen' (1781):

Wo noch kein Europersegel brauste,
Kein Columb noch steuerte, noch kein
Cortez siegte, kein Pizarro hauste,
Wohnt auf einem Eiland — Er allein (d. i. der Venusrichter).

Dichter forschten lange nach dem Namen,
Vorgebirg' des Wunsches nannten sie's;
Die Gedanken, die bis dahin schwammen,
Nannten's das verlorne Paradies.

Als vom ersten Weibe sich betrügen
Liefs der Männer erster, kam ein Wasserstofs,
Rifs, wenn Sagen Helikons nicht liegen,
Von vier Welten jene Insel los.

[1]) Vgl. meine Arbeit: Schillers Fragment 'Die Flibustiers', Vierteljahrsschr. f. Litteraturgeschichte V 124 ff.

Digitized by Google

Einsam schwimmt sie im Atlant'schen Meere,
Manches Schiff begrüfste schon das Land,
Aber ach — die scheiternde Galeere
Liefs den Schiffer todt am Strand.

Die Ähnlichkeit dieser drei Gedichte erstreckt sich nicht nur auf den Inhalt, sondern auf wörtliche Anklänge und auf das Versmafs. Überall erscheint eine Insel des Glücks und der Freiheit im Atlantischen Meer. Man denkt an Amerika, und doch zwingt das Allgemeine der Beschreibung, sich ein utopisches Gebilde vorzustellen. Auch die kleineren Gedichte 'Columbus', 'Der Kaufmann', 'Odysseus' führen auf den ozeanischen Schauplatz. Eine Utopie im atlantischen Ozean war nun nichts Neues, bekanntlich hat Plato schon mit leuchtenden Farben seine 'Atlantis' ausgemalt, nach Solons Vorgang, wie er selbst sagt. Solon hatte nämlich auf seinen Reisen die 'Erzehlung von der Atlantischen Insel' von ägyptischen Weisen gehört, 'die er seinem Vaterlande in griechischen Versen bekannt machen wollte', wie Plutarch erzählt (I 360 Schir.). Schirach merkt dazu an: 'Die Atlantische Insel war, wie erzehlt wird, eine Insel auf dem Ocean, gröfser als Asien und Afrika, und sie ging in einem Tage und einer Nacht unter. Wenn man verschiedne andere Erzehlungen, z. E. aus dem Diodor von Sicilien, damit vergleicht, so bleibt wohl wenig Zweifel, dafs diese grofse Atlantische Insel America sey.' Ferner berichtet Plutarch (S. 373 f.): 'Solon hatte ein grofses Werk angefangen, welches die Geschichte der Atlantischen Insel enthalten sollte, so wie er sie von den Weisen zu Saïs gehört hatte, und die sich sehr gut auf die Athenienser schickte.' — 'Die unvollendete Atlantische Geschichte des Solons ist gleichsam ein verlafsner angelegter Grund in einer schönen Gegend gewesen, welchen Plato, dem er aus einer Art von Verwandtschaft gehörte, weiter aufzubauen und auszuzieren sich bestrebte. Er setzte grofse Eingänge, Mauern und Vorhöfe zum Anfange des Gebäudes, dergleichen Kostbarkeiten noch keine Rede, noch Fabel, noch Gedicht gehabt hatte. Aber er fieng zu spät an, und endigte daher eher sein Leben, als das Werk. Je mehr uns aber das, was noch davon vorhanden ist, ergötzte, desto mehr mufs man das, was zurück geblieben ist, mit bedauern. Plato's Weisheit liefs unter so vielen schönen Werken die einzige Atlantische Geschichte unvollkommen, sowie die Stadt Athen den Tempel des Olympischen Jupiters.' In dem Aufsatz über die Gesetzgebung Solons finden sich Stellen, die an jene Worte erinnern, z. B.: 'Durch Reisen, welche ihm diese Lebensart notwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte sich sein Geist, und sein Genie entwickelte sich im Umgang mit fremden Weisen. Frühe schon legte er sich auf die Dichtkunst, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge schon zu statten, moralische Wahrheiten und politische Regeln in dieses gefällige Gewand zu kleiden', womit deutlich auf die Atlantis angespielt wird. Am Schlufs heifst es wieder, er machte 'eine Reise durch Kleinasien, nach den Inseln und nach Ägypten, wo er sich mit den Weisesten seiner Zeit besprach, den königlichen Hof des Crösus in Lydien, und den zu Saïs in Ägypten be-

Digitized by Google

suchte'. Wir kommen zu dem Schlufs, dafs auch all jene atlantischen Vorstellungen, die den Dichter zu verschiedensten Zeiten beschäftigten, im Grunde auf Plutarch zurückzuführen sind.

Wenn zwischen den Gestalten des Wallenstein und denen des Carlos eine Kluft vorhanden ist, so liegt das an Schillers geschichtlichen Studien. Im Wallenstein schwinden die Kontraste, die in den Charakteren der Jugenddramen so grell hervortreten und ihnen eine unruhig flackernde Beleuchtung geben. Wurde hier das Rousseausche Schlagwort von den grofsen Verbrechern dahin mifsverstanden, dafs nur das Grasse, Schreckliche für grofs galt, so ist Wallenstein eigentlich der erste grofse Verbrecher, der im wirklich Rousseauschen Sinne geschildert wird. Die makellosen Tugendhelden verschwinden, Max Piccolomini nimmt in der Trilogie eine sekundäre Stellung ein, und der Dichter lief nicht mehr Gefahr, dem idealen Schwärmer zulieb den Bau des Dramas nachträglich zu modifizieren. Was der Wallenstein so vielleicht an Kolorit eingebüfst hat, wird reichlich durch die wohlthuende Harmonie der Farben ersetzt. Der dem Schulzwang entronnene Regimentsmedikus stand nicht auf dem gesellschaftlichen Niveau der Gesamtheit, deren Gunst seine Zukunft bedingte. Er rang erst um eine Existenz. Naturgemäfs schien ihm alles grofs, farbig, krafs, wechselreich, der Begriff des Menschlichen schillerte ihm in soviel Farben, als Erscheinungen desselben vor seine Sinne traten. Dem 'dunkeln Drange' folgend und von diesem auf den Standpunkt des Gelehrten erhoben, nimmt er freudig die veränderte Perspektive wahr. Seinem auf Vor- und Mitwelt gerichteten Blick wächst die Zahl der Erscheinungen ins Unermefsliche und läfst ihn das Dauernde, gesetzmäfsig Wiederkehrende 'in der Erscheinungen Flucht' erkennen. Die Individuen erblassen und tauchen unter in den Summen, in diesen erkennt er die Funktionen weniger gemeingültiger Normen. Er lernt mit den Augen derer sehen, die mit Massen rechnen und auf den Gipfeln irdischer Macht heimisch sind. Der Druck, der seit dem dreifsigjährigen Krieg auf dem Kleinbürgertum lastete und seinen Gesichtskreis verengte und der auch auf seiner Familie ruhte, schwindet, die Geschichte eröffnet dem Jüngling Herz und Auge für die grofse Welt, das Geheimnis ihrer Denkweise entschleiert sich ihm. Seine Einsicht steht den Gewaltigen der Erde zu nah, um sie mit subalterner Kurzsichtigkeit als grundsätzliche Bedrücker und teuflische Tyrannen anzusehen; er steht ihnen nahe genug, er besitzt Kunde genug von den sie beengenden Faktoren der realen Welt und von den Gefühlen und Konflikten in ihrer Brust, um ihnen die Erlösung der Völker durch einen kurzen Federzug zu erlassen. Das Drama der Luise Millerin wiederholt sich in dem der Thekla. Dort tritt der Dichter ohne Bedenken auf die Seite der Liebenden. Der Präsident wie Wallenstein scheuen eine nachteilige Verbindung ihres Sohnes. Der Dichter glaubt dem Präsidenten keines seiner wohlgesetzten Worte, fast fürchtet er die Konsequenz seiner Logik, und er mufste sie fürchten. Daher das Übermafs von Kälte, das dieser Figur zuerteilt wird. Die letzte Wendung zum Guten, die diesem Charakter ganz am Schlufs eingeräumt wird, gleicht einer Entschuldigung des Verfassers dem Prä-

Digitized by Google

sidenten gegenüber, dessen berechtigte Einwände gegen Ferdinands Wege er durch gehäufte Laster gleichsam verleumderisch zu entkräften versucht hatte. Wallenstein empfindet für Maxens Hoffnungen nicht mehr als der Präsident für die Pläne des Majors. Aber wie jovial, sympathisch, natürlich geberdet er sich dabei:

Die Friedländerin
Denkt er davonzutragen? Nun! Der Einfall
Gefällt mir! Die Gedanken stehen ihm nicht niedrig. — —
Nun ja, ich lieb' ihn, halt' ihn werth; was aber
Hat dies mit meiner Tochter Hand zu schaffen? . . .

Die Eventualität wird von allen Seiten betrachtet, aber der Entschlufs steht darum von vornherein nicht weniger fest, als ob er 'gleich mit verletzender Härte' ausgesprochen würde. Die Kränkung wird durch die Form liebenswürdigen Humors gemildert. Wir hören die Sprache des Weltmanns. Des Präsidenten kaltherzige Bosheit erscheint unglaubwürdig oder verabscheuenswert. Dem Gewaltigen, der mit Armeen würfelt und die Fürsten Europas in Atem erhält, verdenken wir es weniger, wenn er sich nicht in das Fühlen des Individuums hineinfindet. Dem nach dem Avancement und der Gunst des Duodezfürsten schielenden Präsidenten der kleinen Residenz steht die häusliche Tyrannei übel zu Gesicht, Wallenstein ist als Übermensch entschuldigt. Es geschieht gleichsam hinter dem Rücken seines Helden, wenn der Dichter zuweilen für die Liebenden Partei nimmt und mit ihnen die gesamte Staatskunst mit ihrer Unerbittlichkeit verwünscht. Freilich war Schiller kein Staatsmann geworden, wenn er auch als solcher zu denken und zu reden gelernt hatte. Jeder Blick von seinen Büchern auf mufste ihm in der Hinsicht eine Enttäuschung sein. Kein Wunder, dafs er oft Tage lang an die Bücher gebannt safs, ohne aufzusehen in die noch freudlose Wirklichkeit. Man kann nicht wünschen, dafs dem anders gewesen wäre, die Staatsraison war seines Geistes nicht würdig. Das Gute und Bleibende, was er von jenen Geschichtsforschungen davontrug, war der freie Blick, der erhöhte Standpunkt, das gemäfsigte Temperament, vermöge deren er aus dem Überflufs der Analogien die Regeln, die Gesetze des grofsen Getriebes zu entnehmen lernte. Das führte ihn dann in die Arme der Philosophie, die ganz und gar vom Individuum absieht und nur mit unbenannten Gröfsen operiert. Der Typus, die Idee des ästhetischen Menschen geht ihm auf. Auch die Basis staatsmännischer Weltanschauung versinkt unter ihm, der zu den verklärten Höhen künstlerischer Objektivität und Freiheit eingeht.

Damit mufste jedes Band, das den Dichter so lange mit dem Plutarch verbunden hatte, zerrissen sein. Das römische Bürgerideal hatte einem höheren weichen müssen, dem Ideal des Schönen. Wenn sich dennoch auch Spuren Plutarchs noch aufweisen lassen, so beweist das nur, wie stark die Freundschaft einst gewesen war, die in der Erinnerung noch so lebendig fortlebte. Im Wallenstein finden sich deutliche Einwirkungen jener Pompejusbiographie, z. B. jener Abschiedsrede des Pompejus an seine Gemahlin. Besonders Caesars Person

Digitized by Google

wird gern zitiert.[1]) Eine Spur derselben Biographie findet sich sogar noch in der 'Jungfrau von Orleans'. Karl des Siebenten Wort: 'Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?' klingt fast wie eine Nachahmung des Ausspruchs, den der verblendete Pompejus vor der Schlacht bei Pharsalus gethan haben soll (VI 131 Schir.): 'Wo ich nur in Italien mit einem Fufse auf die Erde stofsen werde, da werden Heere zu Pferde und zu Fufs hervorspringen.' Die Äufserung wird noch zweimal bei Plutarch erwähnt (VI 137 und 423).[2])

Das Themistoklesfragment setzt Hoffmeister in die Wallensteinperiode, das klassizistische Gepräge des Ganzen empfiehlt aber, es für ein Produkt der letzten Jahre zu halten.[3]) Es beruht stofflich ganz auf den letzten Kapiteln der Plutarchischen Themistoklesbiographie, in denen sich fast alle in dem Plan notierten Einzelheiten beisammen finden. Unter *a* finden wir im Fragment (Goedeke XV 1, 28) folgende Bemerkung: 'Griechische und persische Sitten im Kontrast', womit wohl auf die Begrüfsungszeremonien beim Erscheinen vor dem Grofskönig angespielt wird, die Artabanus dem Themistokles in einem Brief beschreibt (I 480 ff. Schir.).

'*b*. Themistokles hohes Ansehen bei den Persern, und die Ehrenbezeugungen, die ihm von den Barbaren erwiesen werden.' — '*g*. Der Neid der Perser gegen den Themistokles.' Entsprechend Plutarch (486): 'Themistokles genofs überhaupt soviel Gnade am Persischen Hofe, dafs die nachfolgenden Könige, als sie mit den griechischen Angelegenheiten in mehrere Verbindung kamen, wenn sie einen Griechen gern in ihre Dienste haben wollten, ihm versprachen, er solle noch mehr als Themistokles von ihnen erhalten.' Auch für den Neid der Perser finden sich Belege, die Worte des Rhoxanes (483), das Gerede der Höflinge (485), der Mordanschlag des phrygischen Satrapen (487) und das Verhalten des Statthalters von Lydien (489). 'Er wurde nun in allem vorsichtiger, und hütete sich für den Neid der Barbaren' (489).

'*c*. Die Gnade des grofsen Königs, dessen grofses und unerschütterliches Vertrauen zu Themistokles.' '*p*. Er wird in dem Stücke selbst von dem persischen Könige beschenkt.' Vgl. Plut. 484: 'Er lernte innerhalb dieses Zeitraumes die Persische Sprache, und hatte bey dem König Zutritt ohne Mittelspersonen.' 485: 'Denn er genofs so viele Ehre, wie noch keinem Fremden war gezeigt worden. Er wurde zu den königlichen Jagden gezogen, er nahm an den innern Hofergötzungen Antheil, er hatte sogar freyen Zutritt zu des Königs Mutter, und wurde auch, auf Befehl des Königs, in den magischen Wissen-

[1]) 'Was thu' ich mehr als jener Cäsar that? Er führte gegen Rom die Legionen' — — 'Ich spüre was in mir von seinem Geist, Gieb mir sein Glück, das andre will ich tragen.' Vgl. 'Du trägst den Cäsar und sein Glück' (VI 432 Schir.). Auch Plutarchs Erörterungen über Feldherrnglück (IV 275) gehören vielleicht hierher.

[2]) Johannas Worte: 'Einen Donnerkeil führ' ich im Munde' klingen deutlich an jenen Komikervers über Perikles an, den Schirach so wiedergiebt (II 106): 'Sie sagen, er habe in seinen Reden an das Volk gedonnert und geblitzt, er trage einen schrecklichen Donnerkeil auf der Zunge.'

[3]) Herr Professor Erich Schmidt hatte die Liebenswürdigkeit, den Verf. darauf hinzuweisen.

Digitized by Google

schaften unterrichtet.' 486: 'Es wurden ihm, nach dem Berichte der meisten Schriftsteller, drey Städte gegeben, welche ihm Brodt, Wein, und Lebensmittel liefern mufsten.'

'*d.* Jonische Griechen, zwischen den europäischen Griechen und den Barbaren in der Mitte stehend.' Plutarch erzählt, wie Themistokles in griechischen Angelegenheiten an die Küste reist (487), dafs er zu Magnesia lebte (489), wo er starb und noch lange verehrt wurde (492 f.), also stete Beziehungen zu Ionien.

'*f.* Themistokles Tochter Nesiptoleme, die Priesterin der Mutter der Götter.' Plutarch berichtet (487 f.), ein Satrap habe dem Themistokles nach dem Leben gestellt, die Mutter der Götter aber sei ihm im Traume erschienen und habe ihm Rettung versprochen. 'Ich aber verlange dafür Deine Tochter Mnesiptoleme zur Priesterin.' Themistokles 'entgeht der Gefahr, er 'erbaute der ihm erschienenen Göttin Dindymene einen Tempel zu Magnesia, und machte seine Tochter Mnesiptoleme zur Priesterin darinnen.' Schiller hat den Namen der Tochter wohl aus euphonischen Gründen vereinfacht.

'*i.* Griechenlands Blüthe und wachsender Ruhm, seitdem er unter den Persern ist. Cimons Frühling.' Bei Plutarch wird entsprechend erzählt, wie die athenische Macht sich weiter entfaltete, wie 'die griechischen Schiffe bis Cypern und Cilicien hin segelten, und Cimon die Herrschaft zur See an sich rifs'. Themistokles soll den Griechen entgegenziehen, um 'ihre wachsende Macht zu schwächen' (489).

'*k.* Themistokles erinnert sich mit Begeisterung der früheren Zeit. Die Schlacht bei Salamis. Olympische Spiele.' Damit läfst sich in Zusammenhang bringen, was von einem Erscheinen des athenischen Helden bei den Olympischen Spielen erzählt wird, wo er allgemeine Bewunderung und Freude erregte und voller Rührung zu seinen Freunden gesagt haben soll, er genösse jetzt die Früchte seiner Bemühungen für Griechenland (462).

Unter *n* wird von einem Kind oder Enkel des Themistokles geredet. Plutarch zählt die Kinder des Themistokles auf und berichtet über die Ehebündnisse, die sie später eingingen (491).

'*o.* Themistokles hat Sklaven und Sklavinnen. Eine hochgesinnte Jonierin ist darunter.' Da hierfür sonst keine Anhaltspunkte zu finden sind, darf man vielleicht an folgende Stelle erinnern. Themistokles wurde verkleidet in einem Wagen nach Persien gebracht. 'Auf einem so eingerichteten Wagen wurde Themistokles fortgebracht: die ihn begleiteten, sagten zu jedermann, sie führten ein griechisches Mädchen aus Jonien zu einem Manne am königlichen Hofe' (479).

'*q.* Er stellt ein Opfer an, unter dem Vorwand seiner Abreise in den Krieg, es ist aber sein Todtenopfer.' 490: 'Er hielt ein Opfer, wozu er seine Freunde versammelt hatte, und trank entweder, wie die mehrsten Nachrichten sagen, das Blut des geopferten Ochsen, oder nahm schnellwirkendes Gift, wie einige Scribenten erzehlen.'

[Zu S. 354, A. 1: Schillers Plutarchexemplar im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar enthält keine Randbemerkungen. *Ilb.*]

Digitized by Google

NEUE DEUTSCHE LITTERATURGESCHICHTEN.

Von Gotthold Boetticher.

Das löbliche Bestreben, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung den weiteren Kreisen der Gebildeten in Werken von gemeinfafslicher Darstellung zugänglich zu machen, beherrscht unsere Zeit, aber auf keinem Gebiete hat diese Litteratur so gewuchert als auf dem der deutschen Litteraturgeschichte. Was die letzten beiden Jahrzehnte an kleineren Werken gebracht haben, ist schier zahllos und freilich zum grofsen Teil auch wertlos, aber in den grofsen Unternehmungen ist eine erfreuliche Entwickelung zum Guten eingetreten. Auch die hervorragendsten Fachgelehrten halten es jetzt für eine grofse und würdige Aufgabe, der Gesamtheit zu dienen, und es ist ja klar, dafs zu populärwissenschaftlicher Darstellung gerade die vollkommenste wissenschaftliche Beherrschung des Stoffes nötig ist. Das Jahr 1897 ist ganz besonders fruchtbar gewesen. Es hat nicht nur eine neue grofse 'illustrierte' Litteraturgeschichte und die Fortsetzung des grofsen Kögelschen Werkes gebracht, sondern zeigt auch in zwei Sonderwerken, einer österreichischen und einer schwäbischen Litteraturgeschichte, dafs die zuerst in Wolkans böhmischer Litteraturgeschichte hervorgetretene Neigung, landschaftliche Einzeldarstellungen zur Sammlung der geistigen Kräfte innerhalb der Stammesgemeinschaft zu schaffen, grofse Fortschritte macht. Damit stellt sich die Litteraturgeschichte noch entschiedener als bisher in den Dienst der nationalen Arbeit. Diese vier neuen Erscheinungen sollen im folgenden besprochen werden.

Den weitesten Interessenkreis nimmt die grofse bis auf die unmittelbare Gegenwart reichende Litteraturgeschichte von Fr. Vogt und M. Koch in Anspruch.[1])

Die Namen dieser beiden Gelehrten, Professoren an der Universität Breslau, bürgen dafür, dafs sie ihren Stoff in ausgezeichneter Weise beherrschen, dafs also von sachlichen Fehlern, von oberflächlichen Urteilen, von kompilatorischer Auffrischungsarbeit und von sonstigen wissenschaftlichen Mängeln, die gerade die populären Litteraturgeschichten so oft auszeichnen, hier nicht die Rede sein kann. Eine Beurteilung des Werkes mufs sich also naturgemäfs auf eine Charakterisierung des Ganzen nach Form und Inhalt und eventuell auf Begründung dieser oder jener abweichenden Auffassung beschränken.

Das Buch stellt sich in der ganzen Art seiner Anlage und vor allem

---

[1]) Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt, 2 Buchdruck- und 32 Faksimilebeilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1897. X, 760 S. Lex.-8°.

Digitized by Google

seiner Ausstattung in eine Reihe mit den bekannten Werken von R. König und O. v. Leixner. Es ist die dritte derartige, nach heutigen Bedürfnissen historisch 'illustrierte' Litteraturgeschichte, und auf diesem Gebiete natürlich, wie auch die 2. Aufl. der v. Leixnerschen Litteraturgeschichte (Leipzig, Spamer), nur Nachahmung des zuerst von Velhagen und Klasing verwirklichten, ausgezeichneten buchhändlerischen Gedankens der Ausstattung von Geschichtswerken durch Nachbildungen von urkundlich wertvollem Material. Am umfassendsten ist dieser Gedanke ausgestaltet in Könneckes Bilderatlas zur deutschen Litteraturgeschichte. In der Auswahl des Bildwerkes sind diese verschiedenen Werke natürlich verschieden, und es läfst sich wohl auch ein Fortschritt in der immer bestimmteren und reichhaltigeren Heranziehung des kulturhistorisch Wertvollen erkennen. So hat diese neue Illustration ihre eigentümlichen Vorzüge und bringt manches, was sich auch bei Könnecke nicht findet, besonders farbige Nachbildungen alter Buchillustrationen, dazu vieles auf die Theatergeschichte im XVI.—XVIII. Jahrh. Bezügliche, aber ein wesentlicher Vorzug ist hier naturgemäfs nicht mehr zu erreichen. Dies kann mithin auch nicht die Veranlassung zu einem dritten derartigen Werke gewesen sein, diese liegt vielmehr ausschliefslich im Texte.

Königs und v. Leixners Werke litten an einem empfindlichen Mangel, das war die unzureichende Kenntnis der altdeutschen Litteratur. Bei König ist allerdings in den letzten Auflagen die ältere Zeit von K. Kinzel durchgearbeitet und wesentlich verbessert worden, aber das konnte sich eben nur auf die Einzelheiten innerhalb der Gesamtanlage beziehen. Hier will das neue Werk vor allem einsetzen, und in Fr. Vogt wurde der Gelehrte gefunden, der mit gründlichster Sachkenntnis geschmackvolle, gemeinfafsliche, im besten Sinne populärwissenschaftliche Darstellung verband.

Er hat die deutsche Litteraturgeschichte von den Anfängen bis zum XVII. Jahrh. in ganz hervorragender Weise bearbeitet. In fünf lichtvoll sich abhebenden Entwickelungsstufen behandelt er zuerst die Zeit des nationalen Heidentums, dann die Einwirkungen des Christentums unter den fränkischen und sächsischen Kaisern bis zu der christlich lateinischen Dichtung der Klöster und Höfe, ferner geistliche Dichtung unter der herrschenden Kirche und den Übergang zur weltlichen Dichtung unter den Saliern und Hohenstaufen, darauf die Blüte der ritterlichen Dichtung und endlich den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, die allmähliche Umbildung aller drei Dichtungsgattungen, die Einwirkung der neuen Strömungen, der Mystik, des Humanismus, der Reformation, schliefslich die volle Entwickelung der bürgerlich-volkstümlichen Dichtung und ihren Rückgang durch ausländische Einflüsse. Hier, mit Opitz, setzt dann M. Koch ein.

Die ersten vier Abschnitte ergeben sich aus der Natur der Sache und finden sich im wesentlichen in allen gröfseren litteraturgeschichtlichen Werken. Über den letzten läfst sich streiten. Das XVI. Jahrh. erscheint hier als Übergang zur Neuzeit; das ist es auch insofern, als die bezeichneten neuen Strömungen, ja auch die Herrschaft der neuhochdeutschen

Digitized by Google

Schriftsprache, erst im XVII. Jahrh. durchgreifen, allein sachgemäfser ist es doch, wenn die Reformation als der Ausgangspunkt der Litteratur der Neuzeit auftritt und demgemäfs auch nachdrücklich an den Beginn der zweiten grofsen Hälfte unserer Litteraturgeschichte gestellt wird. Das Jahr 1500 ist die Scheide der alten und neuen Zeit, und nicht der vollendete Durchbruch des Neuen, sondern die mächtig hereinbrechende Umgestaltung des geistigen Lebens mufs als Beginn der neuen Periode dastehen. So gewifs ohne die Reformation kein Lessing, kein Schiller und kein Goethe zu denken ist, so gewifs ist sie Ausgangspunkt und Lebensnerv des ganzen geistigen Besitzstandes der Neuzeit, und darum gebührt ihr nicht ein untergeordnetes Kapitel im Sinne einer Übergangszeit, sondern die Eröffnung einer neuen, in gewissem Sinne von vorn anfangenden Epoche. Scherers Parallelen zwischen dem XVI. und IX., dem XVII. und X. Jahrh. u. s. w. sind doch sehr hübsch; er, der Katholik, hat diese Bedeutung der Reformation auch äufserlich in seiner Disposition gekennzeichnet; sie sollte daher erst recht bei keinem evangelischen Geschichtschreiber fehlen.

Auf den ausgezeichneten Inhalt der angegebenen Abschnitte können wir naturgemäfs im einzelnen nicht eingehen; nur auf einige besondere Vorzüge und strittige Punkte sei hingewiesen.

Ganz vorzüglich hat der Verf. die Entwickelung der deutschen Heldensage gezeichnet. Gleich im ersten Abschnitt, wo knapp zusammenfassend vom arischen Urvolk und den Taciteischen Germanen gehandelt wird unter Bezugnahme auf die aus heidnischer Zeit überlieferten Zaubersprüche, werden die mythischen Elemente der Nibelungensage kurz und klar gezeichnet. Der personifizierte Naturmythus hat von vornherein zwei Gestaltungen: der Lichtheros weckt die weltentrückte Jungfrau aus dem Todesschlummer wieder zum Leben, oder er gewinnt den Söhnen der Finsternis, den 'Nibelungen' den lichten Goldschatz ab. Beides wird aber von den finstern Mächten wiedergewonnen, der Held ermordet, der Schatz wieder in die Tiefe versenkt. Im Rheinsande entdeckte man hier und da Goldkörner: dort ruht der unermefsliche Nibelungenhort. — In der Völkerwanderung wird die Heldensage geboren, die sich mit diesen Mythen verbindet. Die Burgunden werden Besitzer des Rheingaues und damit des mythischen Nibelungenhortes; so wird in der Phantasie der Volksdichter bald der ganze Mythus mit ihnen in Verbindung gesetzt, der Lichtheros Siegfried und dessen Mörder, der Niflung Hagen. Letzterer wird ihr Verwandter, sie selbst damit 'Nibelungen'. Durch Attila werden sie vernichtet. Dessen plötzlicher Tod in der Nacht der Hochzeit mit Hildiko giebt die weitere Ausbildung. Hildiko wird mit Chriemhild verbunden, und das Motivierungsbedürfnis findet bald den Zusammenhang zwischen Schuld und Sühne. Dieser Bestand entwickelte sich nun in zwei verschiedenen Gestalten, in der skandinavischen und in der deutschen. In der skandinavischen fliefsen wiederum zwei Fassungen zusammen, der Sigrdrifa- und der Brunhildmythus, die Gewinnung der Jungfrau und ihre Abtretung an den Niblungen, darauf die Rache Brunhildens, die Heirat der Witwe Gudrun (Chriemhild) mit Attila, dessen

Digitized by Google

Trachten nach dem Horte und Untergang durch die ihre Brüder rächende Gudrun. In Deutschland dagegen wirkte eine veränderte Auffassung von dem Verhältnis von Ehe und Blutsverwandtschaft ein; es ist die auf einer höheren Stufe gesellschaftlicher Ordnung ausgebildete Anschauung von dem stärkeren Recht der Ehe; Gudrun vollzieht Gattenrache an ihren Brüdern, und ihr eigener Tod bildet die abschliefsende Sühne. Der mit einer gewissen Liebe gezeichnete Charakter Etzels in Verbindung mit der Stellung Dietrichs in der grofsen Tragödie sind die untrüglichen Zeichen, dafs die Sage diese Ausbildung unter den Goten erhalten hat. In Österreich ist sie in Einzelliedern so gestaltet worden, und hier ist dann auch unser Nibelungenlied in der überlieferten Gestalt entstanden.

Den drei grofsen Entwickelungsstufen entsprechend kommt der Verf. dreimal, im ersten, zweiten und fünften Abschnitt selbständig auf die Sage zu sprechen. Wir erhalten auf jeder Stufe ein abgeschlossenes Bild und zuletzt eine ausführliche, treffliche Analyse unseres Nibelungenliedes. In den das letztere betreffenden textkritischen Fragen vertritt Verf. einen besonnenen und gerecht abwägenden Eklekticismus, ohne sich — und zwar mit Recht — auf gelehrte Einzelheiten einzulassen. Ich kenne keine gemeinfafsliche Darstellung, die mich so befriedigte wie diese.

Aber auch für das allgemeine Verständnis der Heldensage mit ihren vielfachen Widersprüchen und Umkehrungen geschichtlicher Thatsachen giebt der Verf. klare und einleuchtende Fingerzeige, vor allem in der nachdrücklichen Betonung des Persönlichen in der Sage. Personen, Geschlechter und deren persönliche Schicksale sind Gegenstand ihres Interesses, niemals Völker, Staaten und nationale Beziehungen, und ein vorübergehender Mifserfolg der gröfsten und am reichsten ausgebildeten Heldengestalt Dietrichs genügte, um der Anlafs für die Geschichten von seiner Zuflucht bei dem befreundeten, mächtigen Etzel und deren Folgen zu werden.

Hervorgehoben sei auch die vorzügliche Zeichnung Karls d. Gr. und seiner Bedeutung für das deutsche Schrifttum, ferner die Charakterisierung der geistigen Verfassung im XI. und XII. Jahrh. und gar mancher neue Gesichtspunkt. So erscheint das Alexanderlied als ein Wendepunkt: 'das erste weltliche Epos in deutscher Sprache, das einer fremden Quelle folgte.' 'Mit ihm beginnt einerseits die französische Litteratur, andererseits das nichtchristliche Altertum jenen Einflufs auf die deutsche Dichtung zu üben, der bis auf die Gegenwart fortdauert.' Ihm zur Seite steht das Rolandslied, die Verherrlichung des christlichen Glaubensstreiters.

Nicht minder klar und fesselnd ist endlich auch die Schilderung der ritterlichen Zeit. Ganz dem Zwecke des Werkes entsprechend werden überall die Dichtungen auch inhaltlich behandelt, und hier müssen ganz besonders die vortrefflichen Übersetzungen von einzelnen Liedern und von Stellen aus den Epen hervorgehoben werden.

Nur wenige Bemerkungen zu Einzelnem habe ich schliefslich hinzuzufügen. Referent hat die Freude, hier von einem hervorragenden Fachmann im wesent-

Digitized by Google

lichen dieselbe Auffassung des Parzival vorgetragen zu sehen, die er in seiner mit ausführlichen Erläuterungen versehenen Übersetzung des Gedichts (Berlin, Friedberg u. Mode, 2. Aufl. 1893) dargelegt und in der besonderen Schrift 'Das Hohelied vom Rittertum' (Berlin, Mayer u. Müller 1886) dargelegt hat. Die Lachmannsche Erklärung des Eingangs und die christlich-mystische Auffassung des Gedichts von San Marte dürfen jetzt wohl als überwunden gelten, obwohl der neueste vortreffliche Übersetzer, W. Hertz, wenigstens den Eingang wieder ähnlich erklärt wie Lachmann. Eine andere Frage dagegen, nämlich die nach den Quellen des Parzival, ist noch in vollem Flusse, oder eigentlich gerade jetzt wieder in Flufs gebracht. Sie gehört mit zu den interessantesten litterargeschichtlichen Problemen der älteren Zeit, denn es handelt sich dabei um die Feststellung des Grades von Selbständigkeit, mit dem der gröfste Epiker des Mittelalters seinen Stoff gestaltet hat. Sie ist aufserordentlich schwer zu lösen, da von dem 'Kyot', auf den sich Wolfram als seine Hauptquelle beruft, nichts erhalten geblieben ist. Hier stehen sich nun zwei Ansichten gegenüber: die eine, in den oben angeführten Schriften des Referenten vertreten, glaubt Wolframs eigener Angabe und hält daran fest, dafs Wolfram in allem Thatsächlichen einer Quelle gefolgt sei, es jedoch mit seiner eigenen Idee durchdrungen habe; die andere, gegenwärtig von Sievers' Schülern in Leipzig von neuem aufgenommen, hält Wolframs Angabe für mystificierende Erfindung und läfst ihn auch das Thatsächliche frei erfinden, allerdings unter Benutzung mannigfacher Sagenkreise. Letztere vertritt auch Vogt, und seine ebenso knappe als klare Darstellung mit Heranziehung aller wesentlichen Stützen dieser Ansicht hat in der That etwas Bestechendes. Darum sei bemerkt, dafs die Frage doch noch keineswegs hinlänglich geklärt ist, denn die wichtigsten Bedenken der Gegner, die auf der Zwecklosigkeit und den unbegreiflichen Widersprüchen und Ungereimtheiten sehr vieler der hierhergehörigen angeblichen Erfindungen Wolframs beruhen, sind durchaus noch nicht beseitigt.

Nicht ganz auf gleicher Höhe steht der zweite, von M. Koch bearbeitete Teil. Für die neuere Litteraturgeschichte ist die Einteilung besonders schwierig. Der ganzen Anlage des Werkes nach mufste der Verf. die sachliche, nicht die biographische wählen, so dafs also z. B. nicht nur Lessing, Schiller, Goethe, sondern auch einfachere Erscheinungen wie Gellert, Gleim, Kleist u. a. in ihren verschiedenen Entwickelungsabschnitten an verschiedenen Stellen, im Zusammenhange mit den entsprechenden litterarischen Beziehungen, behandelt werden. Dadurch wendet sich Koch von vornherein an ein Publikum, das höhere wissenschaftliche Ansprüche macht, als das Königs und v. Leixners, etwa an dasjenige, für das W. Scherer geschrieben hat, und wahrt sich eben dadurch eine besondere Stellung neben jenen.

Aber gegen die Disposition des Verf. kann ich Bedenken nicht unterdrücken. Entsprechend der Anlage müssen offenbar die Gesichtspunkte einheitlich aus der geistigen Entwickelung genommen werden, und das ist nicht der Fall. Er teilt: VI. Von Opitz' Reform bis Klopstock. VII. Von Klopstocks Hervortreten bis zu Herders Fragmenten. VIII. Sturm und Drang. IX. Die

Digitized by Google

Weimarische Blütezeit und die romantische Schule. X. Vom Ende der Befreiungskriege bis zur Gegenwart. Der letzte Abschnitt 'Vom Ende der Befreiungskriege bis zur Gegenwart', ist ganz äufserlich abgegrenzt. Die Befreiungskriege haben überhaupt keinen tieferen Einflufs auf die Entwickelung der Litteratur gehabt, ebensowenig wie der Krieg von 1870/71 und eigentlich auch der siebenjährige Krieg. Litterarische Umwälzungen werden fast immer nur durch philosophische, religiöse und innerpolitische Strömungen, die mit diesen zusammenhängen, herbeigeführt, selten durch äufsere Kriege. Das einleitende Kapitel zu diesem Abschnitt enthält denn auch eigentlich nur den einen Gedanken, dafs durch die Reaktion nach den Befreiungskriegen das junge Deutschland grofs gezogen sei. Das aber reicht doch bei weitem nicht aus, reicht nicht einmal bis 1848 aus, wo mindestens noch ein Hauptabschnitt zu machen gewesen wäre. Unsere im eigentlichen Sinne moderne Litteratur datiert seit 1848. Auch innerhalb der vorangehenden Periode werden die kriegerischen Ereignisse, die Schlacht bei Jena, die Fremdherrschaft und die Befreiungskriege zu Grenzlinien gemacht. Und selbst da, wo litterarische Erscheinungen als Scheide zwischen zwei Epochen auftreten, wie in VII. 'Von Klopstocks Hervortreten bis zu Herders Fragmenten', bedeuten Herders Fragmente nur ein Datum, denn von einer epochemachenden Bedeutung derselben ist weder am Schlufs des vorangehenden, noch am Anfang dieses Abschnittes die Rede. Auch darüber, ob 'Sturm und Drang' (VIII) als eine Hauptepoche gelten kann, läfst sich mindestens streiten, und 'Die Weimarische Blütezeit und die romantische Schule' (IX) zusammenzunehmen, entspricht kaum einem planmäfsig durchgeführten sachlichen Einteilungsprinzip. Gewifs schliefst sich die Romantik eng an gewisse Seiten Goethes und Herders an, aber sie ist doch auch etwas so wesentlich Neues, dafs sie heute, nach einem vollen Jahrhundert, unseren neuesten Erscheinungen zweifellos viel näher steht als Goethe. Dennoch behandelt Koch nur die einzelnen Romantiker; eine Kennzeichnung des ganzen Wesens der Richtung mit ihren Verzweigungen sucht man vergeblich.

Die Behandlung der einzelnen Werke entspricht der grofsen Anlage des Ganzen. Der Verf. spricht nur über sie und zwar überall mit gehaltvollen, sehr dankenswerten Durch- und Ausblicken auf ähnliche Erscheinungen, auf Vorläufer und Nachfolger, vor allem auch auf die Einflüsse der von ihm in seltenem Mafse beherrschten ausländischen Litteraturen. Nicht minder verraten die Abschnitte über die Entwickelung der Schauspielkunst besondere Vorliebe und eingehende Studien des Verf. Neben den verschiedenen Abbildungen von Bühneneinrichtungen, Kostümen und Szenen aus dem Schauspielerleben steht ein Stammbaum der Veltenschen Schauspielertruppe und schliefslich das Festspielhaus in Bayreuth und die Schlufsszene des Parsifal. Bei R. Wagner verweilt er ganz besonders. Dieser erscheint, ganz abgesehen von seiner musikalischen Gröfse, eigentlich als die Blüte unserer gesamten modernen Dichtung, seine Dramen, besonders Nibelungen und Parsifal, als die höchsten nationalen Kunstleistungen nach Inhalt und Form. Hierüber werden ja sehr viele mit dem Referenten anders denken, aber das abweichende Urteil hier zu

Digitized by Google

begründen, ist bei der so zahlreich vorhandenen Litteratur überflüssig. Weniger Gnade haben vor Kochs Augen die Jüngsten gefunden. Sie erhalten aber eine auch den Ansichten des Referenten entsprechende, gerechte Würdigung. Dafs der Überschätzung Hauptmanns, besonders nach Schlenthers jüngst erschienenem Buche, entgegengetreten wird, kann nur von Nutzen sein. Ein näheres Eingehen auf die unklare Ideenwelt der Versunkenen Glocke wäre vielleicht angebracht gewesen.

Das alles aber sind mehr oder weniger Geschmackssachen, wirklich zu bedauern ist nur die etwas vernachlässigte formale Durcharbeitung. Auf den Seiten 340—400 z. B. nahm ich schon bei schnellem Lesen an 8—10 Stellen erheblichen stilistischen Anstofs, von denen etwa folgende Stelle (S. 342) noch nicht die bedenklichste ist: 'Zu Dachs stillem Leben und engbegrenztem melancholischen Sinne so recht im Gegensatze durch Rastlosigkeit und auf weite Fahrten gerichteten frischen Wagemut, aber durch lyrische Begabung neben und über den Königsberger Dichter gestellt, erhebt sich vor uns Paul Flemings jugendliche Gestalt'. Auf demselben Raume finden sich Ausdrücke wie 'transferieren' für übersetzen (S. 339), 'zur ins Lichtsetzung' (S. 380), die Bühne . . . 'für die sich die Schauspieler ihren Bedarf selbst versorgten' (S. 410) u. a. Unter diesen Umständen gewinnen auch Druckfehler, wie S. 392 'dem ungezügelt studentischem Benehmen' und Lessings Geburtsjahr 1727 statt 1729 Bedeutung. Es ist dringend zu wünschen, dafs bei einer sicher bald nötigen Neuauflage dieser ganze zweite Teil des Werkes nach der formalen Seite hin gründlich durchgearbeitet wird. Dann fällt auch gewifs inhaltlich für manches andere aus der Zeit vor Klopstock noch etwas ab, z. B. für die Darstellung des Inhalts des Simplicissimus, für die Königsberger Dichter, deren 'Kürbshütte' wohl hätte erklärt werden können, für die Robinsonaden, deren Wesen und Bedeutung ziemlich verschwommen bleibt, u. a. Endlich ist auch ein ausführlicheres Register dringend zu wünschen. Mindestens bei den hervorragenderen Dichtern müssen die Werke mit registriert werden. Jetzt stehen hinter dem Namen nur sämtliche Seitenzahlen, auf denen von ihm die Rede ist. Das ist sehr unbequem.

Bei einem so grofsen Werke hat man schliefslich das Ganze ins Auge zu fassen, und darüber kann das Urteil nicht anders als anerkennend lauten. Auch diese dritte grofse illustrierte Litteraturgeschichte wird sich neben R. König und O. v. Leixner den Weg ins deutsche Haus bahnen.

Ganz andersartig ist das im gröfsten Mafsstabe angelegte Werk Rudolf Kögels.[1]) Eine Litteraturgeschichte, deren erster Band die deutsche Litteratur

[1]) Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters von Rudolf Kögel, ordentl. Prof. an der Universität Basel. I. Band, bis zur Mitte des XI. Jahrhunderts. 1. Teil: Die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa, XXIII, 343 S., Strafsburg, Trübner 1894. Dazu ein Ergänzungsheft: Die altsächsische Genesis, X, 70 S., ebd. 1895. 2. Teil: Die endreimende Dichtung und die Prosa der althochdeutschen Zeit, XIX, 652 S., ebd. 1897.

Digitized by Google

bis zur Mitte des XI. Jahrhunderts auf rund 1000 Seiten grofsen Formats behandelt, ist jedenfalls eine ganz besondere Erscheinung. Ein ähnliches Werk ist für das Mittelalter noch nicht vorhanden. Der Verf. macht sich zur Aufgabe, nicht nur sämtliche thatsächlich vorhandene Denkmäler, Poesie wie Prosa, nach allen Seiten hin, nach Inhalt und Form, nach Sprache und Metrik, nach ihrem litteratur- und kulturhistorischen Werte, nach ihrer äufseren und inneren (wissenschaftlichen) Geschichte eingehend zu behandeln, sondern auch die verlorengegangenen oder nur in Bruchstücken vorhandenen Denkmäler nach deren Spuren zu rekonstruieren, und so ein möglichst vollständiges Bild von dem gesamten geistigen Besitzstand der altdeutschen Zeit zu geben. Dazu zieht er auch die gotische, langobardische, altfriesische und einen Teil der angelsächsischen und altnordischen Poesie mit hinein. So ist das Werk mehr ein Handbuch für das Studium der altgermanischen Litteratur als eine Litteraturgeschichte im gewöhnlichen Sinne; es macht etwa den Eindruck einer Zusammenstellung von sorgfältig ausgearbeiteten Universitätsvorlesungen, die systematisch das ganze Gebiet altgermanischen Schrifttums zu ihrem Gegenstande gewählt haben. Dadurch ist ein Eingehen in alle wissenschaftlichen Einzelheiten bedingt, aber gleich hier sei bemerkt, dafs der trockene Unterrichtston, den man fürchten könnte, in der Darstellung glücklich vermieden und dafs die Darstellung auch allgemeineres Interesse an der Sache zu erregen wohl geeignet ist. Es ist ein Werk, recht eigentlich für Studenten gemacht, und diesen ohne Zweifel ein sehr willkommener und brauchbarer Führer trotz vieler, zum Teil berechtigter Ausstellungen, die sogar zu völlig ablehnenden Urteilen geführt haben. Es ist richtig, die Ausführungen des Verf. entbehren mitunter eines einigermafsen gesicherten Anhaltes und haben oft nicht mehr Wert als rein subjektive Annahmen, denen ein anderer mit demselben Rechte ganz anderes entgegenstellen kann; es ist auch richtig, dafs der Verf. wohl nicht alle Gebiete in gleicher Weise beherrscht, dafs besonders das Angelsächsische zu manchen Angriffen Anhalt bietet, und dafs seine metrischen Entwickelungen, auf die er ganz besonderes Gewicht legt, bei ihrem Bestreben, die vorhandenen Gegensätze in einem zum Teil neuen System auszugleichen, Widerspruch herausfordern: eins aber wird man dem Werke nicht versagen können, dafs es nämlich mit ebensogrofser Sorgfalt als Liebe zur Sache allen Fragen gründlich nachgeht und den derzeitigen wissenschaftlichen Standpunkt so darlegt, dafs man für die Bildung des eigenen Urteils alles findet, was in Betracht kommt. Dem besonnenen, stets wissenschaftlich gestützten Eklekticismus des Verf. wird man aber auch in den meisten Fällen ohne Gefahr folgen können.

Verf. teilt den ganzen Stoff in zwei ungleiche Hauptteile, deren Scheide Karl d. Gr. bildet. Die älteste Zeit und die stabreimende Dichtung als erste Hälfte enthält der erste Halbband, der bereits 1894 erschien. Das erste Kapitel behandelt die 'älteste Dichtung', d. h. das, was von Andeutungen solcher Dichtungen bis zum Ende der Merowingerzeit vorhanden ist, im Wortbestand wie in den Bezeichnungen Lied, Leich, Reim, in den Erzählungen des Tacitus und den Nachrichten von Langobarden, Friesen, Goten und der indo-

Digitized by Google

germanischen Urzeit. Er unterscheidet hymnische Gesänge, Hochzeitslieder, Totenlieder, Lyrik und Spruchdichtung, Zaubersprüche. Zu den ersten gehört 'das gotische Weihnachtsspiel', das er aus den ganz dürftigen Überbleibseln einiger Worte sehr kühn rekonstruiert, zu den letzten die Merseburger Zaubersprüche und ein angelsächsischer Spruch gegen Hexenstich und Hexenschufs. Sonst sind keine Denkmäler vorhanden. Beim zweiten Merseburger Spruche verwirft er die neueren Auslegungen und bleibt bei Phol = Balder stehen. In gleicher Weise verbreitet sich das 2. Kapitel über 'das epische Lied', (S. 96—175). Hier unterscheidet Verf. das episch-mythische und das episch-historische Lied, d. h. Mythen- und Sagenstoffe in Liedform, bei festlichen Anlässen gesungen. Das letztere ist verhältnismäfsig spät entwickelt und nur bei den Deutschen seit dem Siege des Arminius vorhanden. Es geht in den Heldengesang über, für den in erster Linie die angelsächsische Dichtung, besonders der Beowulf, herangezogen wird. Es ergeben sich gotische, burgundische und anglofriesische Sagenstoffe, aber wir haben nur die Zeugnisse davon oder Bearbeitungen.

Das dritte Kapitel behandelt die gotische Prosa (S. 176—209), Wulfila und seine Bibelübersetzung nebst der Urgeschichte der Goten, was ja streng genommen nicht zur deutschen Litteratur gehört, aber doch dankbar an dieser Stelle begrüfst werden wird, um so mehr, als wir es hier zum erstenmal mit einem gröfseren wirklich originaliter vorhandenen Denkmal ältester Zeit zu thun haben. Den neueren Nachweis E. Sievers', dafs Wulfila erst 383 gestorben sei, erkennt Verf. nicht an, doch dürfte diese Thatsache jetzt als gesichert gelten.

Mit der Karolingerzeit treten wir in das Gebiet der litteraturgeschichtlichen Urkunden. Eine treffliche Einleitung (S. 199—209) giebt einen Überblick über die Entwickelung bis zur Mitte des XI. Jahrh. mit Hervorhebung aller wichtigen Fragen. Darauf folgt Kap. 4, den Schlufs des ersten Halbbandes bildend, über die Stabreimdichtung (S. 210—339), von der wir zwei Gruppen von Denkmälern haben: 'die alten (nationalen) Gattungen', nämlich Heldengesang, Rechtspoesie und Zaubersprüche, und 'geistliche Dichtung': das Wessobrunner Gebet, die altsächsische Bibeldichtung und das Muspilli.

Zu der ersten gehört das Hildebrandslied, das der Verf. vollständig (in Prosa) übersetzt und ganz ausführlich kritisch-exegetisch behandelt. Die Litteratur ist, wie überall, vorangestellt, doch fehlen dabei die Übersetzungen, die der Verf. bei anderen Denkmälern berücksichtigt hat.[1]) Im Texte folgt Kögel mit Recht der neuesten Ausgabe von Steinmeyer in der 3. Aufl. von Müllenhoffs Denkmälern, in der Erklärung aber bringt er eine Reihe von Besonderheiten, die sehr gezwungen und schwerlich haltbar sind. In der 'geistlichen Dichtung' nimmt 'die altsächsische Bibeldichtung', die durch die neuen, von Braune herausgegebenen Funde Zangemeisters eine erhöhte Bedeutung ge-

[1]) Eine solche findet sich in den 'Denkmälern der älteren deutschen Litteratur', für die Schule herausgeg. von Boetticher und Kinzel. Halle, Waisenhaus. I 1. 4. Aufl. 1896.

Digitized by Google

wonnen hat, natürlich den gröfsten Raum ein. Verf. hat nach dem Erscheinen des ersten Halbbandes, in welchem die Funde nur vorläufig noch berücksichtigt werden konnten, noch ein besonderes Heft über die altsächsische Genesis als Ergänzung herausgegeben (s. o. den Titel). Hierin verbreitet er sich aufser den litteraturgeschichtlichen Fragen ganz besonders über die Metrik. Die Frage, ob der Helianddichter mit dem Dichter der Bruchstücke identisch sei, beantwortet er mit Braune bejahend, doch ist diese Behauptung, soviel sie für sich hat, noch keineswegs über allen Zweifel erhaben, auch wenn man zugiebt, dafs der Schreiber ein Franke gewesen sei. Ein besonderer Exkurs behandelt den epischen Langvers, die Hauptregeln der altgermanischen Rhythmik und die rhythmischen Formen auf 32 Seiten. Die Grundzüge der Sieversschen Typen werden anerkannt, aber Verf. hält z. B. an den Kreuzreimen fest, sucht auch nicht grundsätzlich den Hauptstab im ersten Nomen des zweiten Hemistichs. Den Schlufs des Halbbandes bildet die Erklärung des Muspilli und ein besonderer, sehr dankenswerter Abschnitt über den altdeutschen epischen Stil (S. 333—340), dessen Eigentümlichkeiten dem griechischen gegenüber hieraus leicht festzustellen sind.

Mit der endreimenden Dichtung setzt der zweite doppelt so starke Halbband ein. Hier steht zunächst Otfried im Mittelpunkte, dem allein 80 Seiten gewidmet werden, davon die Hälfte dem Verse Otfrieds, eine wieder in alle Einzelheiten gehende Monographie. Wir erhalten ausführliche Gruppierung der Verse nach den von Sievers u. a. aufgestellten Typen, sogar ein Verzeichnis der dem Dichter noch entschlüpften Allitterationsverse. Gut und klar aber werden die Neuerungen Otfrieds von dem überkommenen metrischen Erbe geschieden. Im übrigen wird Otfried trefflich charakterisiert und durch eine Vergleichung mit dem Heliand in zum Teil neue Beleuchtung gerückt. Lehrreich ist auch der Nachweis der Abhängigkeit der kleineren geistlichen Gedichte, die auf S. 79—152 behandelt werden, von Otfried. Der Georgsleich erfährt eine ganz neue Konstruktion und Auslegung, 'Kleriker und Nonne' eine ausführliche Rekonstruktion. 12 Seiten werden auch bei diesen Denkmälern wieder der Metrik gewidmet.

Ein zweiter grofser Abschnitt führt 'die alten Gattungen' dieser Zeit auf: Zaubersprüche, Spottverse, Rätsel und Rätselmärchen, Sprichwörter und zerstreute Verse, z. B. in der St. Gallischen Rhetorik. Hier bewegen wir uns meist wieder auf sehr unsicherem Boden. So nimmt der Verf. einige Märchen und Rätsel, die wir bei Grimm, Uhland u. a. finden, für diese alte Zeit in Anspruch, nur weil sie nordische Anklänge haben oder ihm so altertümlich erscheinen, und S. 171 ff. stellt er eine lange Reihe von Sprichwörtern in wohlgeordneten Gruppen zusammen, die meist nur lateinisch vorhanden sind, wenn sie zum Teil auch später in mhd. oder nhd. Form wieder auftauchen. Immerhin ist auch das nicht überflüssig; denn wer sollte nicht einmal auf diesem Gebiete etwas nachschlagen wollen? Und ein solches Handbuch will ja Kögel eben liefern. Als letzte Gruppe werden die drei Strophen in der St. Galler Rhetorik, sowie 'Hirsch und Hinde' nach Form und Inhalt auf 7 Seiten erörtert.

Digitized by Google

Sehr charakteristisch nach dieser Seite hin ist der dritte Abschnitt 'Die von den Fahrenden gepflegten Gattungen' (S. 191—273). Aus den einzeln vorkommenden Heldennamen nimmt Kögel Anlafs, die ganze nordische Welsungen- und Siegfriedsage zu erzählen, und die in den Chroniken und sonstigen lateinischen Aufzeichnungen, z. B. besonders des Mönchs von St. Gallen, überlieferten Stoffe giebt er ausführlich wieder, da er ihr einstiges Vorhandensein in Liedform voraussetzt. Hier verliert sich der Verf. mitunter auch in rein sagengeschichtliche Erörterungen.

Kap. 6 behandelt die beiden wichtigsten Denkmäler des X. Jahrh., den Waltharius (S. 274—342) und Ruodlieb (S. 343—412). Zur Walther-Litteratur sei bemerkt, dafs sich auch von diesem Gedicht eine Übersetzung in Hexametern, wenn auch gekürzt, in dem obengenannten ersten Hefte unserer Denkmäler findet. Die Behandlung des Gedichts läfst an Ausführlichkeit und Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Anfechtbare Behauptungen finden sich, z. B. dafs Walthers Weigerung, eine Hunnin zu heiraten, in jedem Worte den Geist des Heldenzeitalters atme, dafs das Beiwort Franci nebulones etwa das ahd. *lotar* gewesen sei, wozu K. sogleich eine Allitteration in *lantpuant* findet, dafs Walther auf der einen, Hiltgund auf der andern Seite des Rosses geschritten sei (Walther ging voran); aber Kögel giebt auch viel Neues und Interessantes, z. B. von der doppelten Schwertumgürtung als deutschem Brauch, von dem 'Kauderwelsch' Ekfrids, das für den gotischen Ursprung Walthers geltend gemacht wird, von Versuchen, deutsche Allitterationen zu finden, von der Kritik der Sage und deren Zusammensetzung und Quellenscheidung, von der eigenen dichterischen Thätigkeit Ekkehards u. a. Bemerkt sei, dafs Kögel als unmittelbare Quelle Ekkehards eine lateinische Prosabearbeitung eines verlorenen stabreimenden deutschen Gedichts annimmt, welches in dieser lateinischen Bearbeitung deutliche Spuren seiner Phraseologie hinterlassen hat und natürlich auch in seiner Komposition wiedergegeben war.

Eine vortreffliche Analyse erfährt der Ruodlieb, die um so dankenswerter ist, als gerade dieses Gedicht trotz seines hervorragenden litteraturgeschichtlichen Interesses als erster mittelalterlicher Roman auf der Universität stiefmütterlich behandelt zu werden pflegt und von verhältnismäfsig wenigen Germanisten gelesen wird.

Den Rest des Buches (S. 413—630) nimmt die althochdeutsche Prosa ein. Verf. fühlt sehr gut, dafs diese in ihrem ganzen Umfange nicht in eine Litteraturgeschichte gehört. Aber er sieht auch, dafs eine Beschränkung auf diejenigen Denkmäler, die eine gewisse künstlerische Bedeutung haben, 'der bisherigen Praxis doch zu sehr widerstreben würde' und 'dafs er fürchten müfste, manchem Leser damit eine Enttäuschung zu bereiten'. Das ist ganz richtig, und ebensorichtig auch, dafs es kein Buch giebt, auf das er 'diejenigen, die sich über dieses sehr verwickelte und in den letzten zwanzig Jahren vielbearbeitete Wissensgebiet orientieren wollen, verweisen könnte'. So behandelt er denn kurzweg alle Prosadenkmäler, natürlich hauptsächlich nach ihrer sprachlichen und textkritischen Seite. Für die Geschichte der Übersetzungskunst fällt immerhin etwas dabei ab.

Digitized by Google

Den Schlufs macht Notker Labeo. Sehr dankenswert ist eine angehängte chronologische Übersicht (S. 626—630) und ein sorgfältiges Register (S. 631—649). Endlich berücksichtigt Verf. in einem Nachtrage auch noch die während des Druckes erschienenen neuen Arbeiten, ganz besonders den Aufsatz E. Schröders über 'die Tänzer von Kölbigk'.

Nach der Ankündigung des Verlags soll das ganze Werk im zweiten Bande vollendet werden. Dafs das nach der hier skizzierten Anlage möglich sein soll, ist schwer zu glauben, und es wäre auch nicht wünschenswert, wenn der Verf. nun andere Bahnen einschlüge. Er müfste sich nur entschliefsen, den Titel zu ändern und es nicht eine Litteraturgeschichte, sondern ein Handbuch zur altdeutschen Litteratur nennen, dann brauchte er keine Gebietsüberschreitungen zu fürchten und zu rechtfertigen und hätte ungemessene Freiheit der Bewegung.

Von diesen gemeindeutschen Litteraturgeschichten wenden wir unseren Blick auf die obengenannten Sondergeschichten.

Die deutsch-nationalen Bestrebungen in Österreich, auf die wir kürzlich in der Anzeige der von Wackernell herausgegebenen Passionsspiele hinweisen konnten (s. o. S. 221), haben eine neue Frucht gezeitigt, eine deutsch-österreichische Litteraturgeschichte.[1]) Zur allgemeinen Charakteristik des Werkes lassen wir die Herausgeber selbst sprechen: 'Zum erstenmale wird hier der Versuch unternommen, nach einheitlichem Plane die deutsche Litteratur der österreichisch-ungarischen Monarchie als ein Ganzes zu betrachten und diese deutsch-österreichische Litteratur in ihrem Verhältnis zur gemeindeutschen Litteratur in den verschiedenen Perioden ihrer Entwickelung darzustellen. Berechtigung und Wert einer derartigen Darstellung liegen in der Thatsache, dafs sich infolge einer langen Kette von historischen Ereignissen die Länder, welche sich um das alte Ôstarrichi im Laufe der Jahrhunderte gruppiert hatten, zu dem selbständigen Staatswesen der österreichisch-ungarischen Monarchie herausgebildet haben. Die wechselnden Erscheinungen, unter denen sich jene historische Entwickelung vollzog, prägten der Volksseele der Deutschen in Österreich ganz eigentümliche Charakterzüge auf, welche auch in ihren Litteraturprodukten Ausdruck fanden ... Erst wenn es gelungen ist, die deutsche Dichtung Österreichs aus den Bedingungen heraus, unter denen sie entstanden ist, zu verstehen, wird ihre gerechte Beurteilung und ihre Einfügung in den Bau der gemeindeutschen Litteratur möglich. Der Erkenntnis des Bodenständigen mufs hier ein Hauptaugenmerk zugewendet werden.' Dementsprechend haben die Herausgeber allerorten bodenständige Mitarbeiter geworben und hoffen so einerseits eine Ergänzung zu jeder gemeindeutschen Litteraturgeschichte zu schaffen, und andererseits jedem gebildeten Österreicher und vor allem der heranwachsenden Generation die Möglichkeit zu geben, die Entwickelung des eigenen Stammes in seiner Litteratur

[1]) Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Wien, C. Fromme. 1. Halbband. 384 S.

Digitized by Google

zu verfolgen. Dem populären Zweck entsprechend ist das Werk mit dem bekannten historischen Bildwerk ausgestattet.

Der vorliegende erste Halbband, bis zur Reformation führend, ist ein im ganzen sehr günstiges Zeugnis von der zweckmäfsigen und gelungenen Ausführung des Unternehmens. Er rückt den kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt stark in den Vordergrund und bringt in der That dadurch sehr wertvolle Ergänzungen zu den gemeindeutschen Litteraturgeschichten, vor allem gleich im ersten Abschnitt (S. 1—50) durch die eingehende Darstellung der deutschen Kolonisation in Österreich und Ungarn und ihrer Beziehung zur Gestaltung der Heldensage.

Baiern und Goten machen den Kern der deutschen Bevölkerung aus, und unter ihnen ersteht die Idealgestalt Dietrichs von Bern, die als das verkörperte Wesen österreichischer Eigenart in Anspruch genommen wird: 'Der Geist des österreichischen Volkes hat so in Dietrich ein Ideal geschaffen, und noch heute — wo die früheren Besorgnisse der geistigen Führer des Volkes wegen Rückfalles in Roheit und Heidentum nicht mehr obwalten können — freuen wir uns dieses Ideals. Wir Österreicher sind allerdings, wie Dietrich, von Mifstrauen gegen uns erfüllt; das Fremde imponiert uns daher sogleich. Wir bekennen unaufgefordert unsere Schwächen, während andere die ihren verheimlichen. Wir suchen und gestehen von vorn herein die Rechtstitel der anderen freiwillig zu, während die anderen zuwarten, bis wir ihnen die unseren mit Mühe abringen. Wir geben gern nach, erwarten aber dafür von der Einsicht des anderen ein gleiches. Darin täuschen wir uns meistens; aber geradezu cynisch erscheint es uns, wenn der andere diese Nachgiebigkeit als selbstverständliche Schwäche des Österreichers fafst, mit dem man machen könne, was man wolle. Wer aber unsere Geduld erschöpft hat und uns die Schmach anthun will, dafs wir mit besseren Grundsätzen das Opfer anderer werden sollen, entfesselt gegen sich die ganze Wucht der Abwehr' (S. 96). Das heifst gewifs national gesprochen, wenn auch der erregte Ton etwas befremdet und diese Charakteristik aufserdem so ziemlich auf die Deutschen überhaupt pafst.

Diese Entwickelung der Dietrichsage in der volkstümlichen Litteratur, besonders auch im Verhältnis zum fränkischen Siegfried, wird durchaus an der Hand der Kolonisationsgeschichte gegeben, und der ganze Abschnitt, der diese Dinge behandelt, 'Das nationale Erbe' (S. 50—126), ist in erster Linie Sagengeschichte. Aber auch die Sprache, zum Teil die heutigen Dialekte werden zur Erklärung der Bevölkerungsmischung herangezogen. So viel Gutes nun auch hier geboten wird, eins müssen wir bedauern: die ästhetische und eigentlich litteraturgeschichtliche Würdigung der Dichtungen, z. B. auch des Nibelungenliedes, kommt dabei entschieden zu kurz. Was die Verf. über den Dichter des Nibelungenliedes, über die Überlieferung und den ganzen Charakter sagen, ist so dürftig, vag und unverständlich, dafs es besser ganz weggeblieben wäre. Diese Dürftigkeit und zum Teil Flüchtigkeit der Charakterisierung tritt uns auch sonst entgegen, z. B. beim Meier Helmbrecht, in dem die Verf. nichts weiter sehen, als 'die Überhebung des Bauern über seinen Stand hinaus und

Digitized by Google

die Folgen solchen Übermutes', während doch der Dichter Wernher selbst das Hauptgewicht auf den ungeratenen Sohn legt. Ähnlich bei Ulrich von Lichtenstein, dessen Frauendienst übrigens merkwürdig genug 'nach Schönbach' dargestellt wird. Das bringt die Verf. beinahe in den falschen Verdacht, dafs sie das Original nicht kennen.

Im Gegensatz dazu wird die geistliche Dichtung (Abschnitt 3; S. 125—186) sehr eingehend behandelt, z. B. die Genesis verhältnismäfsig viel ausführlicher als das Nibelungenlied, während wiederum die Minnelyrik in dem grofsen 4. Abschnitt 'Das Rittertum' (S. 186—284) nur eben berührt wird. Nur Walther von der Vogelweide tritt nachdrücklich hervor, doch in etwas merkwürdiger Auffassung. Die bekannte Aufserung Walthers: *Ich was sô volle scheltens, daz mîn âtem stanc* deuten die Verf. auf seine Streitgedichte gegen den Papst, worauf er dann seinen Sinn auf 'Höheres' gerichtet habe, nämlich auf die Kreuzlieder und anderes Religiöses. Walthers Kampf gegen den Papst erscheint somit als eine Verirrung, und hier scheidet sich allerdings unsere nationale Wertschätzung Walthers sehr bestimmt von der österreichischen. Eine Reihe von lyrischen Dichtungen wird in leider ziemlich schwachen Übersetzungen in den Text eingefügt; andere werden im Urtext abgedruckt, ohne dafs man sieht, warum diese Unterschiede gemacht werden. Willkommen sind einige Abschnitte, die die Musik, die Komposition der Lieder und auch vorher der epischen Dichtungen behandeln, ausgestattet mit Notenbeispielen. Die Neidhartschen Tanzlieder erscheinen als die Vorläufer der späteren Wiener Walzer.

Dies führt auf die gemütliche Heiterkeit des österreichischen Volkscharakters, die besonders in der komisch-dramatischen Litteratur des ausgehenden Mittelalters hervortritt. Dieses stellt der fünfte Abschnitt dar (S. 284—386). Eingehend wird zunächst der 'Mönch von Salzburg' behandelt, wiederum mit besonderer Berücksichtigung der Musik, darauf die litterarischen Erscheinungen in Poesie und Prosa, nach den Landschaften geordnet, endlich als Hauptstück die dramatische Litteratur, die geistlichen Spiele, wobei Wackernells Ausgabe der Passionsspiele ausgiebig benutzt ist, und die Komödien, die in ihrer österreichischen Eigenart (als 'Spafs') vortrefflich charakterisiert werden. Sie beruhen auf dem Humor, nicht auf dem Witz, auf der Fähigkeit, die komische Seite auch der ernstesten Sache zu erfassen. Schon die Dorfpoesie Neidharts zeigt die Elemente, ebenso die Volksepen und das älteste Neidhartspiel, sie sind derb, aber nicht lüstern und frivol. Eine Entartung trat unter der Einwirkung der älteren Nürnberger Fastnachtsspiele ein, die aber zum Teil wieder aus dem gesunden Sinn des Volkes selbst heraus überwunden wurde, und 'es ist ein anziehender Gedanke, dafs zur moralischen Hebung des Fastnachtsspieles durch Hans Sachs auch die Kenntnis des altösterreichischen Lustspiels beigetragen habe', denn Hans Sachs hatte auf seiner Wanderschaft in Salzburg, Hall, Braunau, Wels und Innsbruck gerade die Weihe der Musen empfangen. 'Wenn wir unsere Geschichte der mittelalterlichen Litteratur Deutsch-Österreichs mit der Darstellung der dramatischen Gattung ab-

Digitized by Google

schliefsen, so bleiben wir streng im Rahmen unserer von kulturhistorischen Gesichtspunkten gebotenen Disposition. Im geistlichen Bürgerspiel der Blütezeit sahen wir alles assimiliert, was dem heimischen Wesen ursprünglich fremdartig am Christentum war: das Lustspiel greift mit seinen Wurzeln tief in den Boden der heidnischen Vorzeit und bewahrt in Stoffen und Formen bis in späte Zeiten Überbleibsel des nationalen Erbes, während es seine erste litterarische Festsetzung unter der Einwirkung der höfischen Dichtung und seine dramatische Ausgestaltung unter dem Einflusse des geistlichen Bürgerspiels erhielt. Wie bei den anderen Gattungen der Dichtung, fand auch hier die lebendigste Wechselwirkung zwischen den Ländern Österreichs und Deutschlands statt.'

Wir wünschen dem Werke von Herzen guten Fortgang und hoffen, dafs es den Herausgebern trotz der grofsen Zahl der Mitarbeiter gelingen werde, ein einheitliches Ganzes zu schaffen, das das im Begleitwort angegebene Ziel wirklich erreicht. Dazu wird aber nötig sein, vor allem auch den Inhalt der nationalen Dichtungen an sich zu würdigen, die Ideenkreise und Ideale, die sie darstellen, zu entwickeln und so das deutsche nationale Leben in Österreich zu stärken. Die kulturgeschichtliche Behandlung allein thuts nicht.

Gleichzeitig mit der Sonder-Litteraturgeschichte für Österreich ist auch eine solche für Schwaben erschienen, hervorgegangen aus dem nämlichen Interesse, 'dafs die einzelnen Stämme über ihre geistigen Leistungen Musterung abhalten und sich dadurch gewissermafsen auf sich selbst besinnen'.[1]) Verf. hält dies gerade auch innerhalb des geeinten deutschen Reiches für notwendig, um der Gefahr der geistigen Konzentration und Nivellierung entgegenzuwirken, die in den letzten drei Jahrzehnten in Sicht getreten sei. 'Gerade darum ist es notwendig, dafs man in Deutschland die Vielheit der individuellen Lebensformen mit Bewufstsein betone, dafs sich jeder Stamm die Besonderheit seiner Geistesbildung mit Sorgfalt und Treue zu wahren suche.' Das ist zweifellos richtig und gut, übrigens auch ein bodenständiges Stück deutscher Eigenart, und was geschehen kann, dies zu erreichen, verdient Förderung und Unterstützung. Möglich, dafs auch eine 'Schwäbische Litteraturgeschichte' für Württemberg dazu beiträgt, wenn sie nämlich die Eigentümlichkeiten des schwäbischen Stammes in seinen litterarischen Erzeugnissen scharf zu erfassen und darzustellen weifs, so dafs man wirklich das Individuelle erkennt. Gerade dies aber ist dieser Schwäbischen Litteraturgeschichte noch viel weniger gelungen als der Österreichischen. Ist es auch richtig, dafs der Verf. seinem Zwecke gemäfs auf die alte Zeit wenig, auf die neue dagegen um so mehr Gewicht legt, so hätte doch der gröfste schwäbische Dichter des Mittelalters, Hartmann von Aue, nicht so farblos und kurz abgethan werden sollen, wie es hier auf drei Seiten geschieht. Auch der Minnepoesie weifs der Verf. keine charakteristischen Seiten abzugewinnen, und der ganze weitere Verlauf kommt über

[1]) Schwäbische Litteraturgeschichte in zwei Bänden. Von Rudolf Krauss. 1. Band. Von den Anfängen bis in das 19. Jahrhundert. Freiburg, Mohr. XII, 430 S.

Digitized by Google

eine allerdings auf guter Sachkenntnis fufsende und dem litteraturgeschichtlichen Interesse durchaus genügende Darstellung der litterarischen Entwickelung nicht hinaus. Nur ein Drittel des Bandes wird der gesamten Zeit von den Anfängen bis 1750 gewidmet, und der ganze Band führt uns bereits bis ins XIX. Jahrh., zur Romantik. Er hat seinen Wert durch die genaueren Nachrichten über sonst weniger bekannte und behandelte schwäbische Dichter und Schriftsteller, durch manche treffliche Charakteristik, z. B. Weckherlins, Schubarts, Hölderlins und selbstverständlich auch in der beabsichtigten und wohlgelungenen Zusammenfassung der schwäbischen Gesamtarbeit, aber den Wert dieser Besitzumgrenzung darf man nicht überschätzen. Wer denkt z. B. bei Schiller noch an den Schwaben? Selbst Schelling und Hegel sind gemeindeutsche Persönlichkeiten geworden und geblieben. Für den Zweck des Verf. sollten in allererster Linie unseres Erachtens die volkstümlichen Dichtungen stehen und alles, was sonst zur Volkskunde gehört. Und was sich da nach Form und Inhalt offenbart, könnte vielleicht in den Schöpfungen der schwäbischen Geistesgröfsen in Anklängen wiedergefunden werden.

Der geographische und der politische Begriff 'Schwaben' fällt nicht zusammen. Verf. hat sich in der Abgrenzung seines Stoffes für den politischen Begriff 'Württemberg' entschieden, aber mit Heranziehung des gesamten schwäbischen Stammes, besonders der bayrischen Provinz Schwaben.

Ein Anhang giebt auf S. 395—418 litterarische Nachweise in der Art der Litteraturgeschichte Scherers. Im Text ist nicht darauf verwiesen, aber in den Anmerkungen selbst ist der jedesmalige Abschnitt, auf den sie sich beziehen, klar bezeichnet. Verf. scheint hier die eigentlich gelehrte Litteratur absichtlich übergangen zu haben, z. B. alle wissenschaftlichen Ausgaben der älteren Litteratur, und das Hauptgewicht auf die Persönlichkeiten und monographische Arbeiten über sie gelegt zu haben. Welche Sonder-Litteraturgeschichte wird nun folgen?

Digitized by Google

FREYTAG, BURCKHARDT, RIEHL UND IHRE AUFFASSUNG DER KULTURGESCHICHTE.

Von Georg Steinhausen.

Kurz hintereinander sind die drei gröfsten deutschen Kulturhistoriker uns durch den Tod entrissen worden, sie alle nach Vollendung eines grofsen und reichen Lebenswerkes. Sie alle aber auch in ungefähr gleichem Alter: Freytag, der Schlesier, wurde 1816 geboren, Burckhardt, der Schweizer, 1818, Riehl, der Rheinländer, 1823. Noch bemerkenswerter ist jedoch das fast gleichzeitige Erscheinen ihrer kulturgeschichtlichen Hauptwerke. Freytags 'Bilder aus der deutschen Vergangenheit' begannen seit 1859 zu erscheinen; Burckhardt veröffentlichte seine 'Zeit Constantins des Grofsen' 1853, seine 'Kultur der Renaissance' 1860; Riehls 'Naturgeschichte des Volkes' erschien seit 1853, seine 'Kulturstudien' 1859, 'Die deutsche Arbeit' 1861. Das ist kein Zufall. In meiner Arbeit über Gustav Freytags Bedeutung für die Geschichtswissenschaft (Zeitschr. für Kulturgesch. III S. 1 ff.) habe ich bereits eingehender dargelegt, wie um diese Zeit, in der Mitte des Jahrhunderts, nach kurzer Vorentwickelung die Kulturgeschichte eine überraschend grofse Anziehungskraft ausübte. Es ist die Zeit, in der das Germanische Nationalmuseum begründet wurde, in der die erste 'Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte' erstand. Es ist die Zeit, in der Heinrich von Sybel, in seiner 1856 gehaltenen Rede 'Über den Stand der neueren deutschen Geschichtsschreibung', das Hervortreten der Kulturgeschichte als das wesentlichste Charakteristikum der neuen Geschichtswissenschaft bezeichnen mufste. 'Sonst', heifst es bei ihm, 'beschränkte sich der Inhalt der historischen Werke auf die grofsen Hof- und Staats- und Kriegsaktionen, wobei überall die herrschenden Persönlichkeiten im Vordergrunde der Auffassung standen. Daneben hatte man Rechtsaltertümer und Kirchengeschichte nicht zum Gebrauche der Nation für deren Bildung, sondern zum Dienste der Fachgelehrten bei praktischen Zwecken. Jetzt fing man an, die Beschaffenheit des gesamten Kulturzustandes eines Volkes zum Ausgangs- und Zielpunkt der Betrachtung zu nehmen; die Geschichte der ökonomischen Verhältnisse wurde ebenso wichtig wie jene der diplomatischen Verhandlungen; die Entwicklung der Sprache und der Litteratur erhielt gleiches Interesse mit den Bewegungen der Höfe und Heere; Kirchen- und Rechtsgeschichte wurden als Ausflüsse desselben nationalen Lebens in den grofsen Rahmen mit hineingezogen.' Wie dieser Wandel möglich geworden war, habe ich an der angeführten Stelle meiner Zeitschrift des weiteren ausgeführt: ich kann das hier nur kurz zu-

Digitized by Google

sammenfassen, will aber dabei zugleich einige Aufserungen Riehls einflechten, der mehrfach diese Vorgeschichte der neuen Wissenschaft berührt hat. Ihre Anfänge liegen in dem Jahrhundert der Humanität und der Aufklärung. In Voltaire, meint Wegele, hat sie 'ihren eigentlichen Urheber anzuerkennen'; auf Herder aber, der sein Humanitätsideal gleichsam historisch zu begründen suchte, müssen wir die Anbahnung einer neuen weiten Auffassung nicht minder zurückführen. Riehl urteilt über die Anfänge treffend so: 'In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kam bei uns ein neues Modewort in Schwang, das Wort «Kultur». Modewörter setzen Modeideen voraus, und mir däucht, vor Allem hat Rousseaus Streitfrage über den Vorzug des unerarbeiteten Naturlebens vor der in Arbeit durchgeistigten Gesittung uns damals das Wort so notwendig und folglich auch geläufig gemacht. Unter Kultur verstehen wir die Summe der Arbeitsresultate, wie sie zur Signatur der Persönlichkeit des Einzelnen oder eines Volkes werden. Ursprünglich galt das Wort dem Bodenbau, in den deutschen Büchern des achtzehnten Jahrhunderts dagegen wird es fast nur von der Geistesarbeit gebraucht. Ja, man verstand damals unter Kultur oft geradezu die Resultate des geistigen Schaffens und sittlichen Ringens im anschliefsenden Gegensatz zu dem erarbeiteten Schatze der wirtschaftlichen Güter. Der neue Sinn des Wortes war also zum Antipoden seines alten Stammsinnes geworden. «Kultur» und «Aufklärung» gelten für Gleichnamen, und die mit der neuen Idee aufwachsende neue Wissenschaft Kulturgeschichte wurde von mehreren ihrer frühesten Bearbeiter lediglich als eine Philosophie der Geschichte der Aufklärung behandelt.' Aber im vorigen Jahrhundert liegen auch die Anfänge einer exakten Kulturgeschichte. Das unkritische Zusammentragen 'kurieuser' Notizen früherer Zeit wurde überwunden. Vor allem nach der wirtschaftlichen Seite wurde eine wissenschaftlichere Grundlage gelegt: die Disziplin der 'Statistik' ist da von besonderer Bedeutung; Männer wie Gatterer und Schlözer zeigen die Einwirkung dieser Gedanken auf die Geschichtschreibung. Wieder ein anderes Element repräsentiert Möser: das Volksstudium. Für dieses höchst folgenreiche Gebiet, für die Ausbildung des Begriffes 'Volkstum' wurde dann eine Strömung unseres Jahrhunderts von ausschlaggebender Wichtigkeit, die das Mittelalter in verklärtem Lichte sehende Romantik, auf die die Anfänge der deutschen Philologie zurückführen, welche von Anfang an — ich nenne nur die Gebrüder Grimm — zugleich deutsche Altertums- und Volkskunde war. Ein mächtig anschwellender historischer Sinn verdrängte die philosophische Konstruktion; auf allen Gebieten begann emsige historische Arbeit. Man darf weiter neben dieser konservativen Strömung die entgegengesetzte politische Hauptströmung jener Tage, den demokratischen Zug, als wichtiges Agens nicht übersehen. 'Hier war es die Abneigung gegen Fürsten und Regierende, gegen Diplomatie und Bureaukratie und der Kampf für das Recht des Volkes, welche die bisher einseitig betriebene Kriegs- und Kabinettsgeschichte dem allgemeinen Bewufstsein ungenügend erscheinen liefsen.'[1]) Dazu

[1]) Zeitschrift für Kulturgeschichte III S. 8.

Digitized by Google

kam die beginnende starke sozialpolitische Strömung: die soziale Frage drängte schon vor 1848 das Volk als Studienobject in den Vordergrund. Und endlich der Einflufs der Naturwissenschaft. 'Die unerhörten Triumphe', sagt Riehl, 'welche die Naturwissenschaft auf dem Wege der Analyse gewann, haben alle anderen Disciplinen auf denselben Weg fortgerissen. Da mufste die Zeit auch wieder günstig werden für die naturgeschichtliche Untersuchung des Volkes.' — Aus der Fülle dieser Elemente ging nun die allmähliche Ausbildung einer selbständigen Wissenschaft der Kulturgeschichte hervor. Riehl meint, dafs 'namentlich Heeren mit seinen Verdiensten um die Verbindung von Geographie, Ethnographie und Geschichte bahnbrechend voranstehe'. 1831 bereits begann Wilhelm Wachsmuth seine 'Europäische Sittengeschichte vom Ursprung volkstümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit' zu veröffentlichen. Daneben begann eine aufserordentliche Sammelarbeit auf dem Gebiete der Sitten und Bräuche, der Sagen, der Volkskunde überhaupt und ebenso auf dem Gebiete historischer Quellen. Historische Vereine entstanden und gaben in ihren Zeitschriften wesentlich kulturgeschichtliches Material heraus; gröfsere Quellensammlungen wurden begründet, wie schon 1843 die Bibliothek des litterarischen Vereins; die Archive zeigten sich plötzlich von einer ganz neuen Seite als unerschöpflich für die Lebensgeschichte der Vergangenheit — an die Errichtung des Germanischen Museums erinnerte ich schon.

Dies war die Zeit, in der jene drei Männer ihre historischen Studien begannen. Die Richtung, die sie einschlugen, war zeitgemäfs. Sie aber haben — und darin liegt ihre bleibende Bedeutung — zuerst gezeigt, wie man kulturgeschichtliche Werke schreiben soll. Ihre Auffassung von dem, was behandelt und wie es behandelt werden soll, ist von allergröfster Wichtigkeit geworden, und das rechtfertigt wohl eine nähere Darlegung ihrer Auffassung der Kulturgeschichte. Manche Fachgenossen pflegen freilich über sie, wenigstens über Freytag und Riehl, als populäre Schriftsteller die Achseln zu zucken: hat doch Freytag in seinen 'Bildern' nur 'ein bequemes Hausbuch gebildeter Familien' schaffen wollen, hat doch Riehl ausgesprochen, dafs 'seine Bücher allewege lustig zu lesen sein wollen', und haben beide doch noch in die Belletristik hineingepfuscht. Von der wissenschaftlichen Grundlage der Freytagschen Bilder haben solche Beurteiler freilich keine Ahnung. Verachtenswert sind aber diejenigen Gelehrten, die, ohne Freytag jemals zu erwähnen, ihn munter ausschreiben — nomina sunt odiosa. Gerade als Förderer wahrer Wissenschaft werden diese Männer noch genannt sein, wenn Legionen der Zunfthistoriker die Vergessenheit deckt.

Der grofse Fortschritt, der von ihnen gemacht wurde, ist der bewufst unternommene und vortrefflich durchgeführte Versuch, den Menschen als Gattungswesen zum Objekt der historischen Forschung zu machen, den Menschen der Vergangenheit nicht als Individuum, als Helden, sondern als Typus, als Vertreter seiner Zeit, seiner Generation aufzufassen. 'Die Töpfe', meint Riehl einmal, 'führten zum Töpfer'; 'der Rock führte zum Mann'. Und Freytag sagt: 'Alle kulturgeschichtlichen Werke, welche die ungeheuere Masse

Digitized by Google

des Stoffes in systematischer Einteilung zu bewältigen versuchen, entgehen schwer dem Übelstand, langweilig zu werden, und gleichen in ihrer Schilderung alter Sitten, Gebräuche und Lebensgewohnheiten zuweilen grofsen Trödelläden mit alten Kleidern, zu denen die Menschen fehlen, die einst damit bekleidet waren.' Dieses Fehlende war die Hauptsache, und aus dieser Erkenntnis und Empfindung heraus entstanden Freytags Bilder. Und genau so bei Burckhardt: der Held seiner Kulturgeschichte der Renaissance ist der Renaissancemensch als solcher, als Typus. Die politisch-geschichtlichen, die kunst-, religions- und gelehrtengeschichtlichen Partien seines Buches sind nicht um ihrer selbst willen geschrieben, sie sollen uns den Menschen der Renaissance erkennen helfen, den Italiener der Renaissance. Ich betone den Italiener. Ich betone den Begriff deshalb, weil er uns zeigt, dafs der zu erkennende typische Mensch zunächst doch nur als Typus nicht der allgemeinen Menschheit, sondern als der einer engeren Gemeinschaft aufgefafst werden konnte. Wenn Riehl meinte 'der Rock führte zum Mann', so fuhr er fort 'und der Mann zum Volke'. Und höchst scharf betont er ein andermal 'die lebensvolle Gesammtidee der Nation'. 'Diese Studien', schreibt er, 'über oft höchst kindische und widersinnige Sitten und Bräuche, über Haus und Hof, Rock und Kamisol und Küche und Keller sind in der That für sich allein eitler Plunder, sie erhalten erst ihre wissenschaftliche wie ihre poetische Weihe durch ihre Beziehung auf den wunderbaren Organismus einer ganzen Volkspersönlichkeit, und von diesem Begriff der Nation gilt dann allerdings im vollsten Umfange der Satz, dafs unter allen Dingen dieser Welt der Mensch des Menschen würdigstes Studium sey.'

So gewinnen wir den Begriff der 'Volkspersönlichkeit', des 'Volksgeistes', der 'Volksseele' als Objekt des historischen Erkennens. Man hat diese Begriffe wiederholt 'mystische'[1]) genannt: ich will mich auf eine Erörterung darüber hier nicht einlassen, sondern nur feststellen, welche Rolle sie in der Auffassung unserer drei grofsen Kulturhistoriker spielen. Jene drei Bezeichnungen kehren bei Riehl sehr häufig wieder, ohne dafs ihm ihre schwere Fafsbarkeit verborgen ist. Er spricht gelegentlich von der 'unergründlichen Tiefe des Seelenlebens der Nationen'. Und ganz Ähnliches finden wir bei Freytag. Gothein hat kürzlich[2]) in einem Aufsatze über Riehl ganz richtig einen Gegensatz zwischen ihm und Riehl behauptet. Aber dieser Gegensatz ist wesentlich ein solcher der Methode, nicht der Auffassung. Es ist zum mindesten mifsverständlich, wenn Gothein über Freytag schreibt: 'In den Bildern aus der deutschen Vergangenheit wie in den Ahnen verfolgt er im Grunde immer die eine grofse Idee: zu zeigen, wie das Individuum im Laufe der Zeiten sich wandelt und doch im Kern sich gleich bleibt. Ihm ist immer die Erkenntnis des Einzelmenschen die Hauptaufgabe, als Dichter wie als Historiker.' Da mufs man doch auf Freytags eigene Worte hinweisen, der ausdrücklich als

[1]) Das ist keine neue Bezeichnung. Schon Freytag selber hat es begründet, warum man 'ohne etwas Mystisches zu meinen, von einer Volksseele sprechen' darf.

[2]) Preufsische Jahrbücher XCII S. 23.

Digitized by Google

seine Hauptaufgabe bezeichnet hat, 'ein Bild zu geben von fast zweitausendjähriger Entwicklung unserer Volksseele'. Gewifs unterscheidet er sich von Riehl und zwar durchaus zu Gunsten der kulturhistorischen Wahrheit dadurch, dafs er immer mit geschichtlichen Einzelfällen[1]) operiert. Über die 'Bilder' urteilt er so: 'Was im folgenden nach alten Aufzeichnungen abgedruckt wird, ist meist Bericht vergangener Menschen über ihr eigenes Schicksal. Es sind zuweilen unbedeutende Monumente aus dem Leben der Kleinen. Aber wie uns jede Lebensäufserung eines fremden Mannes, der vor unser Auge tritt, sein Grufs, seine ersten Worte das Bild einer geschlossenen Persönlichkeit geben, ein unvollkommenes und unfertiges Bild, aber doch ein Ganzes: so hat, wenn wir nicht irren, auch jede Aufzeichnung, in welcher das Treiben des Einzelnen geschildert wird, die eigentümliche Wirkung, uns mit plötzlicher Deutlichkeit ein farbiges Bild von dem Leben des Volkes zu geben, ein sehr unvollkommenes und unfertiges Bild, aber doch auch ein Ganzes, an welches eine Menge von Anschauungen und Kenntnissen, welche wir in uns tragen, blitzschnell anschiefsen, wie die Strahlen um den Mittelpunkt eines Krystalles.' In seinen 'Erinnerungen' sagt er über seine Bilder, die nach 'Aufzeichnungen vergangener Menschen von dem Gemütsleben und den Verhältnissen alter Zeit erzählen' sollten, das Folgende: 'Wenn man bei den Schicksalen des Einzelnen das für ihre Zeit gemeingültige heraushob, so konnte eine Folge solcher Schilderungen auch von geschichtlichen Wandlungen in Sitte und Brauch, Lebensverhältnissen der Nation eine Vorstellung geben.' Auf das Freytag stark interessierende Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen komme ich noch zurück, hier sei nur die Auffassung von der Volksseele als historischem Objekt deutlich festgestellt. — Bei Burckhardt können wir eine entsprechende Auffassung weniger aus von ihm ausgesprochenen generellen Urteilen, als aus der Anlage und Durchführung seiner hierhergehörigen Werke und aus der Fassung gelegentlicher Aufserungen erschliefsen. So wenn er seine Forschung auf 'die frühzeitige Ausbildung des Italieners zum modernen Menschen', auf die Gründe, 'warum er der Erstgeborene unter den Söhnen des jetzigen Europas werden mufste', richtet. Bei der Erörterung des Anteils der Italiener an der Kosmographie unterscheidet er, 'wieviel dem Studium der Alten, wieviel dem eigentümlichen Genius der Italiener auf die Rechnung zu schreiben sei'. Und deutlich spricht er einmal auch von der 'Volksseele'. Bei dem grofsen Fortschritt, den die Renaissance machte, bei der 'Entdeckung des Menschen' kommt er darauf. 'Die Kraft des Erkennens lag in der Zeit und in der Nation. Die beweisenden Phänomene, auf welche wir uns berufen, werden wenige sein. Wenn irgendwo im Verlauf dieser Darstellung, so hat der Verfasser hier das Gefühl, dafs er das bedenkliche Gebiet der Ahnung betreten hat und dafs, was ihm als zarter, doch deutlicher Farbenübergang in der geistigen Geschichte des

[1]) Ganz richtig meint Gothein, dafs Freytag die Bedeutung der Autobiographien und der Briefe für unsere Kulturgeschichte eigentlich erst entdeckt habe. Ich wenigstens bin sicherlich unter Freytagschem Einflufs zu der Idee meiner 'Geschichte des deutschen Briefes' gekommen.

Digitized by Google

14. und 15. Jahrhunderts vor Augen schwebt, von Andern doch schwerlich mag als Thatsache anerkannt werden. Dieses allmälige Durchsichtigwerden einer Volksseele ist eine Erscheinung, welche jedem Beschauer anders vorkommen mag. Die Zeit wird sichten und richten.'

Burckhardt deutet hier offen die möglichen Schwächen seiner wie der entsprechenden kulturgeschichtlichen Auffassung von der Volkspersönlichkeit überhaupt an. Auch Freytag und Riehl haben die Schwierigkeiten, die in der individuellen Auffassung des Verfassers einerseits liegen, andrerseits in der Möglichkeit, falsch zu generalisieren oder zu rasch den Einzelfall typisch zu nehmen, erkannt. Aber keinen der drei hat diese Erkenntnis von der Aufgabe, die sie als die gröfste erkannten, zurückgeschreckt: als historisches Forschungsobjekt gilt der Mensch als Kollektivum, zunächst unter dem Kollektivbegriff der Nation, also der deutsche, der italienische, der hellenische Mensch und so fort. Burckhardts Blick hat sich gelegentlich — zunächst durch den Zusammenhang seines Stoffes mit der Antike und sodann durch die eigenen Forschungen auf diesem Gebiete — über den Begriff des Einzelvolkes hinaus auf den grofsen Zusammenhang der menschlichen Entwickelung gerichtet. Er wendet gern die Begriffe des antiken, des mittelalterlichen und des modernen Menschen an, die seitdem uns viel geläufiger geworden sind. 'Erst der moderne Mensch ist', sagt er einmal, 'wie der antike ein Mikrokosmus, was der mittelalterliche nicht war und nicht sein konnte.' Aber den ganzen Inhalt der menschlichen Entwickelung gewissermafsen durch das Abwiegen der einzelnen Völkerpersönlichkeiten zu umfassen, das scheint ihm doch aufserhalb unserer Kraft zu liegen. Sitte und Religion der einzelnen Völker lassen sich nach ihm niemals in strenger Parallele darstellen. 'Vor allem gilt dies von dem Urteil über die Sittlichkeit. Man wird viele einzelne Kontraste und Nuancen zwischen den Völkern nachweisen können, die absolute Summe des Ganzen aber zu ziehen, ist menschliche Einsicht zu schwach. Die grofse Verrechnung von Nationalcharakter, Schuld und Gewissen bleibt eine geheime, schon weil die Mängel eine zweite Seite haben, wo sie dann als nationale Eigenschaften, ja als Tugenden erscheinen. Solchen Autoren, welche den Völkern gerne allgemeine Censuren und zwar bisweilen im heftigsten Tone schreiben, mufs man ihr Vergnügen lassen.' Man sieht, als acceptabler Kollektivbegriff erscheint auch ihm wie Riehl und Freytag zunächst nur die Nation, das Volk.

Aber immer wieder betont er die Schwierigkeit. 'Wessen Auge dringt in die Tiefen, wo sich Charaktere und Schicksale der Völker bilden? wo Angebornes und Erlebtes zu einem neuen Ganzen gerinnt und zu einem zweiten, dritten Naturell wird? wo selbst geistige Begabungen, die man auf den ersten Blick für ursprünglich halten würde, sich erst relativ spät und neu bilden?' Aber er hat doch ebenso wie Freytag und Riehl in diese Tiefe zu dringen versucht. Er hat es versuchen dürfen, weil er jene Haupteigenschaft des Kulturhistorikers besafs, die ich an Freytag gerühmt habe[1]), 'jene fein-

[1]) Zeitschrift für Kulturgeschichte III S. 13.

Digitized by Google

fühlige Beobachtungsgabe des echten Kulturhistorikers, die in dem scheinbar Bedeutungslosen ein wichtiges Moment erkennt und es im grofsen Zusammenhang richtig zu verwerten versteht'. Er spricht einmal gelegentlich von dem, 'der zwischen den Zeilen lesen kann'[1]), ein andermal von dem 'kulturgeschichtlichen Blick'.[2]) Dieser ist es, auf den es ankommt.

Nach alledem können wir als Aufgabe, wie sie jene drei Männer der Kulturgeschichte stellen, die Erforschung der 'Geschichte der Volksseele' feststellen, also die Erforschung eines psychischen Gesamtlebens in nationalem Rahmen.

Von Wichtigkeit ist dabei zunächst die wesentliche oder ausschliefsliche Betonung des inneren Lebens; am entschiedensten bei Freytag und Burckhardt, aber auch bei Riehl. Bei Freytag bilden die äufseren Lebensverhältnisse nur Staffage; das was man heute Wirtschaftsgeschichte nennt, tritt fast völlig zurück, wenn man auch z. B. an seine Schilderung der germanischen Agrarwirtschaft, des mittelalterlichen Handwerks, des hansischen Handels erinnern darf: aber auch aus solchen Partien tritt uns in der Hauptsache doch immer der Mensch selbst entgegen. Das gemütliche Leben ist es, das Freytag besonders anzieht, dieses sucht er aus seinen Quellen, den Briefen, Tagebüchern, Erzählungen und Berichten in erster Linie zu verstehen. Wie sehr ferner bei Burckhardt die Entwickelung der Psyche im Vordergrund steht, ist bekannt. Der Schwerpunkt seiner Kultur der Renaissance liegt in der Darlegung des Durchringens des Menschen zum Individuum. Dafs der Individualismus, den dieses Zeitalter entwickelte, es ist, der den modernen Menschen von dem Mittelalter trennt, diese Erkenntnis verdanken wir namentlich Burckhardt. Aber auch bei Riehl, dem 'Staats- und Volkswirt', wird man niemals die äufsere, die wirtschaftliche Entwickelung als leitenden Gedanken finden. Sehr charakteristisch für seine Stellung ist eine Äufserung in seinem Buche über 'die deutsche Arbeit'. Auf der einen Seite weist er allerdings darauf hin, dafs 'alle noch so scharfsinnigen Beobachtungen über Sitte und Charakter, über die Psyche einer Nation in der Luft stehen ohne den festen, thatsächlichen Boden einer genauen Kunde von ihrer Arbeit und ohne die Erkenntnis der Gesetze, darnach sich die nationale Arbeit entwickelt'. Auf der anderen Seite aber stellt er sich doch nicht auf den Standpunkt der Nationalökonomen. Wenn er von nationaler Arbeit redet, so meint er 'den Einflufs des Gesammtschaffens eines Volkes auf das Herausbilden seiner Volkspersönlichkeit'. So bemerkt denn auch Gothein über jenes Buch zutreffend, dafs in ihm wenig von dem, was man sich bei dem Wesen der Arbeit als 'dem zentralen Problem der Volkswirtschaft' denkt, stehe, wohl aber vieles andere, was für die Psychologie des deutschen Volkes von Belang ist. Diese ist immer sein Ziel, auch zum Beispiel in seinen musikgeschichtlichen Studien. —

Haben wir in dem Begriff der 'Volksseele' bei unseren Autoren die Überein-

---

[1]) Kultur der Renaissance II[3] S. 131.

[2]) Ebenda S. 108.

Digitized by Google

stimmung in Bezug auf den zweiten Teil des Wortes konstatieren können, so müssen wir nun weiterhin aber auf gewisse Unterschiede in Bezug auf den ersten Teil desselben hinweisen. Volk und Volk ist nicht dasselbe. Und so finden wir auch in der That ein anderes Volk als Objekt der Forschung bei Burckhardt und Freytag, ein anderes bei Riehl. Die Gesamtheit, die Nation hat Burckhardt immer im Auge, aber im Vordergrund seiner Darstellung stehen weitaus die führenden Schichten, die Gebildeten, um so natürlicher, als es sich bei seinem Hauptwerk wesentlich um eine grofse geistige Umbildung, um einen Bildungsprozefs von weittragender Bedeutung handelte. Dem entsprechen seine Quellen: es ist die dichterische, die Kunst-, die gelehrte Litteratur, nach der er urteilt. Umfassender ist Freytags Volk: vom Fürsten bis zum Bauern, den Gelehrten, den Kaufmann, den 'Fahrenden', alle Schichten sucht er uns näher zu bringen. Aber der Schwerpunkt seiner Schilderung liegt in den mittleren Schichten; ihrer Masse ist sein Werk doch vor allem gewidmet. Das Leben in den kleinen Kreisen zieht ihn besonders an. Bei Freytag tritt der Typus des Durchschnittsmenschen zuerst in vollkommener Erfassung auf. Und seine Quellen sind daher die unmittelbaren, die spezifisch kulturhistorischen, Brief und Tagebuch vor allem. Litteratur und Kunst gelten ihm mit Recht als beeinflufste, höchst unsichere und vorsichtig zu verwertende Quellen. Indes man merkt Freytag doch auch den Gelehrten an, den germanistischen Gelehrten. Das niedere Volk, insbesondere den Bauern, kennt er nur aus der Litteratur. Er benutzt freilich gerade die abseits vom Wege blühende, die Kalender, die Volkslitteratur, aber seine Quellen bleiben doch litterarische. Aus dem lebendigen Volk schöpft er nicht. Hier setzt nun Riehl ein. Auch ihm bot zwar die Litteratur abseits von der grofsen Heerstrafse viele zu verwertende Züge — ich erinnere an seine Studien über den Homannischen Atlas, über alte Briefsteller, die freilich durchaus nicht das Studium der wirklichen Privatbriefe ersetzen, alte Volkskalender, alte Malerbücher u. s. w. —, aber die Fülle seiner Beobachtungen schöpft er aus dem wirklichen Volksleben, mit dem er, der begeisterte Fufswanderer, in steter Berührung blieb, vor allem aus dem ländlichen Volksleben.[1]) Diesen 'unmittelbaren Verkehr mit dem Volke' hielt er vor allen Dingen als Sozialpolitiker für notwendig, und als Sozialpolitiker hat er uns auch in erster Linie das deutsche Volksleben zu zeichnen ver-

[1]) Charakteristisch ist eine Stelle aus den Kulturstudien, in der er gegen die 'abgeleiteten Quellen' mancherlei einwendet. Wer eine Volksindividualität blofs nach den Materialien darstellen wolle, wie sie ihm die Bibliotheken, Archive und statistischen Bureaux bieten können (die Archive hat Riehl freilich am wenigsten benützt), der würde höchstens ein klapperndes Skelett zu Stande bringen, kein Bild, das Leben atmet. Dazu bedarf er der unmittelbaren Quellen, zu deren Aufsuchung man auf den eigenen Beinen durchs Land gehen mufs. 'Doch meinen noch immer manche gelehrte Leute, wenn Einer etwa auf einem alten Schweinsleder eine neue Notiz über das Volksleben unserer Urahnen aufspürt, so sey das allerdings Quellenforschung; wenn aber Einer eine gleich wichtige und neue Notiz über das Volksleben unserer Zeitgenossen aus der unmittelbaren Anschauung des Lebens mit nach Hause bringt, so könne man dies doch nie und nimmer Quellenforschung heifsen.' Riehl findet den Unterschied nur im Schweinsleder; mit Unrecht.

Digitized by Google

sucht. In Möser verehrte er 'den grofsen Ahnherrn unserer sozialpolitischen Litteratur', 'den Propheten der sozialen Wissenschaft', weil er zuerst 'die ungeheure Bedeutung der geschichtlich überlieferten Sitte' erkannte, weil er zuerst das Volk als 'ein Kunstobjekt zu behandeln' verstand, weil er einen 'wunderbaren Blick für die Beobachtung und Erfassung jeder lebendigen Realität, für die Enthüllung der natürlichen und freiwüchsigen Grundstoffe im Volksleben' besafs. Als Aufgabe der Sozialpolitik aber fafste Riehl es eben auf, 'die Rücksichtnahme auf die Volkspersönlichkeit anzubahnen und zu regeln'. So kommt es denn, dafs auch für seine kulturgeschichtliche Auffassung die 'Volkskunde' die wesentlichste Grundlage bildet. Und nun ergiebt sich für Riehl, geradeso wie für Möser, dem der Bauer der eigentliche Kern des Volkes war, als wichtigste Volksgruppe das Landvolk, 'der gemeine Mann'. 'Die naiv gesittete Schicht des Volkes, der Bauer und Kleinbürger, bildet den Untergrund unserer Kultur, aus welcher zuletzt doch alle höhere nationale Bildung entspriefst.' Für ihn ist der Bauer die historische Hauptquelle, wie sich ja auch 'dem Auge des Naturforschers der echte deutsche Bauer als der historische Typus des deutschen Menschenschlages darstellt.' 'Er zeigt uns die Grundzüge der Volkspersönlichkeit ruhend, gebunden, im naiven Instinkte waltend.' 'Bauernarbeit und Bauernsitte sind das Knochengerüste der Volkspersönlichkeit.' —

Man sieht, wie sehr die Auffassung vom 'Volk' bei unseren grofsen Kulturhistorikern differiert. Und diese Differenz hat eine weitere Folge, sie beeinflufst ein Moment, das für die Auffassung von einer Volksseele, von einer Volkspersönlichkeit von gröfster Wichtigkeit ist, nämlich die Art, wie jene sich das Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen denken. Wir streifen damit jenen gerade in der jüngsten Gegenwart besonders lebhaft geführten Streit über individualistische oder kollektivistische Geschichtsauffassung. In dem Referat, das v. Scala über diese Frage auf dem Innsbrucker Historikertag hielt, werden freilich unsere drei grofsen Historiker so vollkommen ignoriert, als ob sie niemals existiert hätten, während gerade sie es sind, die wegen ihrer Auffassung von der Volksseele in allererster Linie zu betrachten gewesen wären. Der individualistischen Auffassung steht Burckhardt verhältnismäfsig am nächsten. Man weifs, wie sehr z. B. Dante im Vordergrund seiner Darstellung steht. Aber er sagt auch einmal folgendes: 'Dantes grofse Dichtung wäre in jedem andern Lande schon deshalb unmöglich gewesen, weil das übrige Europa noch unter dem Banne der Race lag; für Italien ist der hehre Dichter schon durch die Fülle des Individuellen der nationalste Herold seiner Zeit geworden.' Das ist es, auch ein Dante soll bei Burckhardt im Grunde nur seine Zeit, sein Volk repräsentieren. So wollte er in seiner Zeit Constantins 'die bezeichnenden, wesentlich charakteristischen Umrisse der damaligen Welt zu einem anschaulichen Bilde sammeln'. Eine Geschichte nur der Persönlichkeiten ist ihm die Geschichte schon deshalb nicht, weil sie ihm 'ein grofses geistiges Continuum' ist. Das Typische festzuhalten, ist die Aufgabe. Wie fein weifs er z. B. in der 'Zeit Constantins des Grofsen' aus der Erörterung zahlreicher Porträt-

Digitized by Google

darstellungen das Merkmal der Degeneration festzustellen. Es ist charakteristisch, wenn er zur Darstellung der Lästersucht im Italien der Renaissance den gröfsten Lästerer schildert, den Pietro Aretino, und hinzufügt: 'Ein Blick auf sein Wesen erspart uns die Beschäftigung mit manchen Geringern seiner Gattung.' Den Typus zu schildern, den Einzelfall typisch zu verwerten, das ist am besten aber Freytag gelungen. Praktisch löst er fast spielend das Problem, das ihm theoretisch manchmal Kopfschmerzen machte, das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und dem Volke. 'Aus Millionen Einzelnen', sagt er einmal, 'besteht das Volk, in Millionen Seelen flutet das Leben eines Volkes dahin, aber das unbewufste und bewufste Zusammenwirken der Millionen schafft einen geistigen Inhalt, bei welchem der Antheil des Einzelnen oft für unser Auge verschwindet, bei welchem nur zuweilen die Seele des ganzen Volkes zur selbstschöpferischen, lebendigen Einheit wird.' So sieht er naturgemäfs in allen grofsen Schöpfungen der Volkskraft, in angestammter Religion, Sitte, Recht, Staatsbildung nicht mehr die Resultate einzelner Männer, sondern 'organische Schöpfungen eines höheren Lebens'; im übrigen aber verläuft ihm 'das Leben einer Nation in einer unaufhörlichen Wechselwirkung des Ganzen auf den Einzelnen und des Mannes auf das Ganze'. Er ist also, und das ist der allein annehmbare Standpunkt, weder einseitiger Sozialist noch einseitiger Individualist. Was aber seine Kunst der typischen Menschenschilderung anlangt, so verhehlt er sich nicht, 'dafs die Aufzeichnungen des Einzelnen, je näher wir der Gegenwart kommen, desto weniger den Eindruck des Gemeingiltigen machen'. Der historische Einzelfall tritt nun bei Riehl am allermeisten zurück. Das ergiebt sich aber einerseits aus seiner Geringschätzung urkundlicher Quellen, weiter aus seinem innigen Verhältnis zur niederen Volksmasse, endlich aus seinen nationalökonomisch-sozialpolitischen Studien. Nicht als ob er jeden stärkeren Einflufs des Einzelnen leugnete. Er preist z. B. einmal die 'persönliche Arbeit'. 'Sie ist eine persönliche That, die, fort und fort geübt, uns selber immer persönlicher macht.' Aber, sagt er weiter, 'der Mensch ist nicht blofs persönlich als Einzelwesen; auch sein Gemeinleben in Familien, Ständen, Stämmen und Völkern gestaltet sich persönlich. Wir sind in Gruppe und Gattung doch wieder eine moralische Person, denn unsere freie That webt mit an der Entwickelung unseres Gemeinlebens.' In den Kulturstudien meint er wieder: 'Wer die Gesellschaft naturgeschichtlich studiert, der will sie nicht blofs in ihren Gruppen und Gattungen, in ihren Ständen und Berufen untersuchen: er will auch wissen, wie diese sozialen Sphären auf die Persönlichkeit des Einzelnen zurückwirken.' Er hält es nun für sehr schwierig, in der Vergangenheit Einzelleben wahrzunehmen, aber doch für notwendig. 'Die zartesten Lasuren würden einem historischen Bild des sozialen Lebens fehlen, in welchem von solch persönlicher Charakteristik keine Spur zu finden wäre.' In Wahrheit jedoch steht bei Riehl doch das Gattungsleben durchaus im Vordergrund, der Einzelfall wird sehr selten verwertet. Es handelt sich immer um die Gesellschaft. Hier rächt sich nun aber die geringere Kenntnis jener von Freytag so gut verwerteten Quellen. So kommt es, dafs Riehl ungeheuer viel Anregungen

Digitized by Google

giebt, zahlreiche, treffende allgemeine Beobachtungen macht, aber der wenigst historisch fundierte Kulturhistoriker geworden ist. Das ergiebt denn auch sofort ein Überwiegen des Urteils, der Meinungsäufserung, des Eintretens für bestimmte Anschauungen.

Was wir bei Freytag und Burckhardt glücklicherweise nicht haben, das haben wir bei Riehl, ein System, und daher auch allzuoft historische Konstruktion. Was er einmal von der Volkskunde sagt: 'Die blofse Kenntnis der Thatsachen des Volkslebens giebt niemals eine Wissenschaft vom Volke, es mufs die Kenntnis der Gesetze des Volkslebens hinzukommen und zu einem Organismus geordnet werden', das mag auf seine historische Auffassung Rückschlüsse erlauben. In der That erwuchs ihm die Kulturgeschichte nicht nur 'zur Darstellung der gesammten Gesittungszustände der Völker von Periode zu Periode', sondern auch 'zur Ergründung der Gesetze, nach denen die Gesittung keimt, blüht, reift und abstirbt'. Er selbst hat nur darauf hingedeutet, diese Kulturgeschichte erschien ihm als die Zukunftswissenschaft.

So kommt es auch, dafs Ottokar Lorenz sich gerade Riehl als Vertreter der Kulturgeschichte ausgesucht hat, um nicht an Riehls eigenen Leistungen, sondern an jener Zukunftswissenschaft seine Kritik zu üben. Aber die Kulturgeschichte, die jetzt mehr und mehr die Forderung, sich als selbständige Wissenschaft zu legitimieren, auch in den Augen der Gegner erfüllt, wird diese Zukunftswege hoffentlich nicht wandeln. Sie bleibt 'Geschichte', so gut wie die politische Geschichte; sie wird auf dem empirischen Boden in dem Sinne der trefflichen Arbeiten Burckhardts, Freytags und Riehls weiterarbeiten. Nur in dieser Richtung liegt ihre Zukunft als selbständige Wissenschaft. Wenn Burckhardt 1869 in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner 'Kultur der Renaissance' von 'der gegenwärtig in so schwunghaftem Fortschritt begriffenen Kulturgeschichte' sprechen konnte, so wird man dies Wort erst recht auf die jetzigen Studien anwenden können. Es ist durchaus wünschenswert, dafs die politische und die Kulturgeschichte sich mehr und mehr als selbständige Arbeitsgebiete trennen. Wenn Lamprecht kürzlich meinte, dafs der Streit zwischen dieser und jener jetzt mehr und mehr vor tiefer greifenden methodologischen Erörterungen zurücktrete, so halte ich diese Entwickelung, vorausgesetzt, dafs sie wirklich erfolgt, nicht für eine dem Fortschritte auf kulturgeschichtlichem Gebiete günstige. Die von mir geleitete Zeitschrift für Kulturgeschichte wird jedenfalls jener Aufgabe, der Kulturgeschichte mehr und mehr ein selbständiges Arbeitsgebiet zu sichern, dienen und die Traditionen pflegen, die sich an die drei grofsen Männer anknüpfen. Mir erscheint als die nächstliegende Aufgabe jetzt die, mehr als bisher die spezifisch kulturgeschichtlichen Quellen zu erschliefsen und der Kulturgeschichte das umfangreiche Quellenmaterial zu sichern, das der politischen Geschichte viel mehr zu Gebote steht. Dieser Aufgabe sollen die 'Denkmäler deutscher Kulturgeschichte' dienen, deren Plan in diesem Frühjahr auf dem Nürnberger Historikertag von mir vorgelegt wurde, und die hoffentlich zu einem folgenreichen Unternehmen sich herausbilden werden.

Digitized by Google

HEINRICH VON TREITSCHKE UND SEINE VORLESUNGEN ÜBER POLITIK.

Von Herman von Petersdorff.

Als dem deutschen Volke am 28. April 1896 Heinrich v. Treitschke genommen wurde, da fühlte die Nation sichtlich, dafs eine Kraft von ihr gegangen war. Die Worte, die man allerorts dem Toten ins Grab nachrief, waren, selbst wenn sie von leidenschaftlichen Gegnern kamen, einig in der uneingeschränkten Bewunderung der überreichen Gaben, mit denen der Entschlafene ausgestattet gewesen war. Man sammelte sofort für ein Denkmal, das ihm an der Hauptstätte seines Wirkens, im Garten der Universität zu Berlin, errichtet werden soll, und erwies ihm damit eine Ehre, wie sie so schnell wohl selten einem Gelehrten zu teil geworden ist. Sehr bald erschienen auch die Anfänge einer gröfseren Biographie, indem Theodor Schiemann sein schönes Buch: 'Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre'[1]) schrieb, und Paul Bailleu lieferte durch die Veröffentlichung köstlicher Briefe Treitschkes in der 'Deutschen Rundschau' wertvolle Bausteine zu dem weiteren Ausbau jener Biographie. Erich Liesegang veranstaltete mühevolle Sammlungen verstreuter Aufsätze, Ansprachen und Rezensionen des Verewigten, und Otto Mittelstädt gab Treitschkes Reichstagsreden heraus. So bot sich mannigfache Gelegenheit für die gebildete Welt, aufs neue Geist und Gemüt an dem Lebensborne zu erquicken, der aus Treitschkes hoheitsvoller und warmfühlender Persönlichkeit hervorströmte. Zuletzt ist einer der Schüler des Meisters auch an die schwierige Arbeit gegangen, die bedeutendsten von Treitschkes Vorlesungen, die er in Berlin allein über zwanzig Jahre regelmäfsig im Wintersemester gehalten und die auf Tausende in hohem Mafse befruchtend, ja die geradezu epochemachend für die politische Bildung der jüngeren Generation gewirkt haben, die über 'Politik' herauszugeben. Der erste, kleinere Band derselben liegt seit einiger Zeit vor.[2]) Es läfst sich annehmen, dafs die hier der grofsen Öffentlichkeit zugänglich gemachten Gedanken eine ähnliche Wirkung haben werden wie zu jener Zeit, da sie im Berliner Hörsaal ausgesprochen wurden. Fehlt zwar die Feile, die der grofse Stilist an dem Ganzen zweifellos noch sehr vielfach angelegt haben würde, falls er selbst die Veröffentlichung hätte besorgen können,

[1]) München u. Leipzig 1896, Oldenbourg, 270 S.

[2]) Politik. Vorlesungen gehalten an der Universität zu Berlin von Heinrich v. Treitschke. Herausgegeben von Max Cornicelius. Erster Band. Leipzig 1897, S. Hirzel, X, 395 S.

Digitized by Google

fehlt auch die lebendige Wirkung des aus der Tiefe eines herrlich reichen Herzens strömenden Worts, so ist doch, soweit wir es ermessen können, die Wiedergabe dieser Reden an die deutsche akademische Jugend im allgemeinen mit der gröfstmöglichen Treue geschehen, und der Leser ist insofern im Vorteil vor dem Hörer, als doch nur die wenigsten Besucher des Kollegs den ohnehin nicht ganz leicht zu verstehenden Vortrag Treitschkes in dieser Vollständigkeit und Geschlossenheit in sich haben aufnehmen können.

Treitschkes Hauptwerk ist ohne Frage seine fünfbändige Deutsche Geschichte. Aus Bernhardis Tagebuchblättern (VI 265) und aus den von Bailleu mitgeteilten Briefen haben wir neuerdings erfahren, dafs die Anfänge seiner archivalischen Studien im Berliner Archiv zu diesem Werke bereits in die Ostertage des Jahres 1866 hineinreichen. Aber erst im Frühjahr 1879 erschien der erste Band. Bis zum Jahre 1894, in anderthalb Jahrzehnten, sind dann vier weitere gefolgt. Das Erscheinen eines jeden dieser wuchtigen Bände war in gewissem Sinne ein politisches Ereignis. Die stattlichen Auflagen derselben wurden immer aufs neue vergriffen. Mochten auch bei Ausgabe des ersten Bandes viele kritisch angelegte Köpfe, die Treitschke nicht näher kannten, über den Schönredner gespottet haben: als die folgenden herauskamen, mufsten die Spottreden angesichts der Fülle neu gehobener archivalischer Schätze, des reichen Wissens und der Sicherheit des Urteils, mit dem der Verfasser auftrat, verstummen. Das Werk kann mit Fug und Recht als das Lebenswerk Treitschkes angesehen werden. In ihm hat er sein ganzes gewaltiges Können zusammengefafst. Und doch, wie viel fehlt noch, um den Wert dieses Mannes zu ermessen, wenn man ihn nur aus diesem reifen und abgeklärten Werke kennt! Ja selbst, wenn man mit seinen Nebenwerken vertraut ist, den vier starken Bänden historischer und politischer Aufsätze, von denen Band I—III in fünfter Auflage vorliegen, der zweibändigen Aufsatzsammlung Deutsche Kämpfe und dem Bändchen Reichstagsreden, so kennt man Treitschke doch nicht genügend. An ihm selber hat sich nur zu sehr bewahrheitet, was Treitschke öfter ausgesprochen hat: 'Man darf dreist sagen: alle grofsen Männer der Geschichte waren gröfser als ihre Werke, keiner konnte jede Gabe seines Wesens ganz entfalten.'

Sein Wesen ist vornehmlich zweigestaltig gewesen. Lebte in ihm auch ein stark dichterisches Gemüt, so war er doch vorzugsweise Historiker und Politiker zugleich. An der Hand seiner Nebenwerke verfolgt man, wie seine Geschichtswerke emporwachsen, und zugleich wie seine politischen Ideen sich entwickeln. Das von ihm geplante Werk über Politik hätte diese politischen Ideen zusammengefafst, wie die fünf Bände deutscher Geschichte seine geschichtlichen Forschungen vereinigen. Es würde sicherlich gleichwertig neben der Deutschen Geschichte dastehen. Die aufserordentliche philologische Arbeit, die Max Cornicelius durch die Herausgabe der Vorlesungen über Politik geleistet hat, um annähernd das festzuhalten, was Treitschke in seiner reifsten Zeit über Politik dachte, ist darum gar nicht genug anzuerkennen.

Man kann sagen, dafs in Treitschke immer der Historiker mit dem Poli-

Digitized by Google

tiker um den Vorrang kämpfte. In diesem Kampfe liegt vielleicht eine Schwäche Treitschkes begründet. Er hat aber auch die ganze Eigenart des Mannes zur schönsten Entfaltung gebracht. Charakteristischerweise zollte Treitschke schon sehr früh dem Lessingschen Worte Beifall: 'Im Grunde könne ein jeder nur der Geschichtsschreiber seiner eigenen Zeit sein.'[1]) Er erklärt diesen Ausspruch seines grofsen Landsmannes damit, dafs diesem die Vorzüge des zeitgenössischen Geschichtschreibers, seinen Menschen bis in Herz und Nieren zu blicken und 'eine Macht' zu werden unter den Lebenden, schwerer zu wiegen schienen als alle Vorteile archivalischer Forschung. Treitschke ist allerdings 'eine Macht' unter den Lebenden gewesen, er war aber auch zugleich ein Forscher, der wie wenige in die Tiefen der Archive gestiegen ist. Er hat an sich selbst die grofse Wahrheit erprobt, die in seinem Worte[2]) liegt: 'Ein grofser Schriftsteller ist nur, wer so schreibt, dafs alle Volksgenossen empfinden: so mufs es sein, so fühlen wir alle; wenn er im Stande ist, ein Mikrokosmus seines Volks zu sein.' Das hat er gefühlt, wenn er einen seiner fünf Bände deutscher Geschichte der Öffentlichkeit übergeben hatte, das hat er gelesen in den Augen seiner Zuhörer in der 'Politik'. Er war dann von jenem freudigen Stolzgefühl beseelt, das er in die Worte kleidet: 'Wenn ich etwas thue, dafs alle meine Freunde sagen: das war Er, nur Er konnte und mufste so handeln! dann habe ich etwas gethan, was zugleich die freieste und innerlich notwendigste That war.'[3])

Er hat unablässig an seinem stürmischen Naturell gearbeitet, um zu einem gerechten Urteil zu gelangen, und unermüdlich geforscht, um seiner Wahrheitsliebe zu genügen. Deshalb hat er öfter sein historisches, noch mehr aber sein politisches Urteil in einzelnen nicht unwichtigen Punkten geändert. Er vollzog diesen Wechsel der Meinung mit einer rücksichtslosen Offenheit. Denn für ihn galt der Satz[4]): 'Jeder, der innerlich an sich weiter arbeitet, wird in die Lage kommen sich selbst zu widersprechen, etwas zurückzunehmen, was er früher geglaubt und behauptet hat. Bedeutende Naturen thun das ganz unbefangen, mittelmäfsige fürchten sich davor.' Ein andermal macht er die treffende und ihn nicht minder bezeichnende Bemerkung: 'Die Politik des Bekenntnisses schwelgt im Genufs der eigenen Gröfse, indem sie ihre Glaubenssätze mit der Seelenruhe des kirchlichen Märtyrers unabänderlich vom Blatt abliest; die Politik der That bescheidet sich, dem Vaterlande ein wenig zu nützen.'[6])

Von Treitschke stammt auch das schöne Wort: 'Heil jenen starken einseitigen Naturen, welche willig an der Breite ihrer Bildung opfern, was sie an Kraft und Tiefe tausendfältig wiedergewinnen!'[7]) Wollte man es auf seinen Urheber anwenden, so würde das doch nur sehr zum Teil richtig sein. Einseitig war er vielleicht nur in seiner Geltendmachung des deutschen Standpunktes. Er hat aber Breite der Bildung, Kraft und Tiefe in einem ungewöhnlichen Mafse in sich vereinigt. Wenige Menschen wird es geben, die nicht die

---

[1]) Hist. u. pol. Aufsätze I 71. [2]) Politik 23. [3]) Pol. 9. [4]) Pol. 195.
[5]) Hist. u. pol. Aufs. II 292. [6]) Hist. u. pol. Aufs. II 292. [7]) Hist. u. pol. Aufs. III 33.

Digitized by Google

gewaltige Fülle seines historischen, politischen, juristischen, nationalökonomischen, litterarischen Wissens anstaunen. Er hat sich nicht nur in die Schätze der Litteratur seines eigenen Volkes tief hineinversenkt, sondern auch in die der Franzosen, der Italiener, der Engländer. Er war ein gleich vollendeter Erklärer des Goethe wie des Shakespeare, er wufste die politischen Schriften eines Tocqueville, eines Grotius, eines Machiavelli, eines Pufendorf, eines Milton, ja selbst einzelner Jesuiten mit gleich grofser, durch genauestes Studium gewonnener Klarheit zu würdigen. Er wufste sozusagen in jedem Winkel des grofsen deutschen Reichs Bescheid. Die wesentlichste Grundlage seiner Bildung hat dieser Herold des Deutschtums sich aber durch das Studium der Alten gegeben. Er hat gefunden, dafs dasselbe die Wirkung eines Stahlbades für den Geist hatte und ist nicht müde geworden, seinem materiellen Zeitalter den Wert der klassischen Bildung zu predigen. Einer seiner Hauptlieblinge ist Aristoteles gewesen, in dem er wie nur einer zu Hause war.

So bildet denn auch die 'Politik' des Aristoteles geradezu die Grundlage, auf der Treitschke sein politisches System aufgebaut hat. Vieles verdankt er zweifellos seinem verehrten Lehrer Dahlmann, ferner Herder, Kant, W. v. Humboldt, Hegel, Goethe, zu dessen besten Dolmetschern er ohne Frage gehört hat, und mancher guten Einzelschrift. Eine wichtige Quelle, die seine Gedanken über die Politik beeinflufst hat, ist aufserdem die Bibel. Während er in den ersten Abschnitten der Politik, die über den Staatsbegriff und den Zweck des Staates handeln, wesentlich auf Aristoteles zurückgeht, kommt er im dritten Paragraphen (Das Verhältnis des Staates zum Sittengesetz) zu einer tiefdurchdachten Auseinandersetzung mit der christlichen Moral. Der Staat ist ihm das rechtlich als unabhängige Macht geeinte Volk. Hört der Staat auf, eine unabhängige Macht darzustellen, so ist er für ihn nur noch ein Scheinstaat. Die Treitschkesche Auffassung, die er von Machiavelli übernommen hat, dafs der Staat Macht ist, wird, wie man wohl annehmen kann, den Tausenden seiner Zuhörer in Fleisch und Blut übergegangen sein. Ein Spiel mit Worten ist es für Treitschke, wenn man von einem Bienenstaate spricht. Denn als Hauptmerkmal des Staates findet er den bewufsten Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit, das Gefühl der nationalen Ehre heraus. 'Das Tier wiederholt nur bewufstlos was immer war.' Eine Frage wie die: 'Wer würde Ehrfurcht haben vor den Fahnen eines Staates, wenn die Macht der Erinnerung nicht lebendig fortlebte?'[1]) begründet schlagend Treitschkes Ansicht. Die nationale Ehre ist ein Gut, das über allem Preis steht, und was über allem Preis erhaben steht, das hat, nach Kant, 'eine Würde'. Die Strahlen des göttlichen Lichts zeigen sich unendlich gebrochen in den einzelnen Völkern. Darum hat jedes Volk das Recht zu glauben, dafs gewisse Kräfte der göttlichen Vernunft gerade in ihm am schönsten sich darstellen. Diese Kräfte möglichst zur Entfaltung zu bringen, ist die Aufgabe des einzelnen Staats, der die allerrealste juristische Persönlichkeit darstellt, wie es der Beruf des einzelnen Menschen ist, seine Individualität

[1]) Politik 24.

Digitized by Google

möglichst auszubilden. Um seinen Aufgaben zu genügen, hat der Staat zunächst das Recht zu pflegen und Krieg zu führen. Die Darlegungen über diese zweite Funktion gehören zu dem Kühnsten, aber auch zu dem Wahrsten, was zur Rechtfertigung des Krieges gesagt worden ist. Für gewisse schlaffe Zeitrichtungen sind sie eine kräftige Arznei. Kühn, aber ebenfalls wahr, ist die Apologie der Machiavellischen Lehre, die er auch in einem besonderen Vortrage[1]) unternommen hat: 'Der Staat ist Macht. Denn das ist die Wahrheit; und wer nicht männlich genug ist dieser Wahrheit ins Gesicht zu sehen, der soll seine Hände lassen von der Politik.' Angesichts der Konsequenzen dieses Satzes hat sich Treitschke zweifellos unter schweren inneren Kämpfen zu seiner Erkenntnis hindurchgerungen. Als er in jungen Jahren seinen Aufsatz über die Freiheit niederschrieb, da offenbarte er sich als einen stürmischen Freigeist. Später ist er anders geworden. Er ruft gelegentlich aus: 'So elend ist keiner, dafs er im engen Kämmerlein die Stimme seines Gottes nicht vernehmen könnte'[2]), und er gesteht: 'Ich habe das Walten der Vorsehung in den grofsen Geschicken meines Volks wie in den kleinen Erlebnissen des Hauses dankbar empfunden und fühle stärker als sonst das Bedürfnis mich demütig vor Gott zu beugen.'[3]) Darum ergrimmte er aber über das 'Tugendkosakentum', das so unendlich moralisch in Worten ist. 'Wer sich tief unglücklich gefühlt hat, wer einmal geglaubt hat, aus dem inneren Jammer garnicht herauszukommen, kann zum Menschenfeind werden, wenn er seine Tröster hört.'[4]) Folgerichtig stellt er den Satz auf, dafs der Staatsmann sich nicht immer an das Sittengesetz binden kann. 'Das eben ist das Schwere und Tiefsinnige im menschlichen Leben, dafs es in der Fülle von Verpflichtungen, die jedem Menschen, weil er verschiedenen Genossenschaften angehört, obliegen, ohne Kollisionen dieser Pflichten garnicht abgehen kann.'[5]) Wiederholt hat er gesagt: 'An den rauchenden Trümmern des Vaterlandes sich die Hände wärmen mit dem behaglichen Selbstlob: ich habe nie gelogen — das ist des Mönches Tugend, nicht des Staatsmannes.'[6]) Richtig bemerkt er aber auch, dafs sich unzählige Konflikte zwischen Politik und Moral bei näherer Betrachtung als Konflikte zwischen Politik und positivem Recht erweisen. 'Das positive Recht aber ist Menschenwerk, es kann von vornherein unvernünftig sein'[7]), und zwar mufs sich, da alles in stetem Flufs ist, das summum ius summa iniuria immer von neuem wiederholen.

Indem er auf Entstehung und Untergang der Staaten zu sprechen kommt, greift er wieder auf Aristoteles zurück, der mit seinem naiven Ausspruche, der Staat sei eine Kolonie des Hauses, das Rechte getroffen habe. Über diesem, hauptsächlich der Kolonialpolitik gewidmeten, besonders beredten Abschnitt liegt etwas von stiller, tiefer Besorgnis um die Zukunft des deutschen Volkes. 'Es ist sehr gut denkbar, dafs einmal ein Land, das keine Kolonien hat, gar-

---

[1]) Das politische Königtum des Antimacchiavell. Hist. u. pol. Aufs. IV 424—438.
[2]) Deutsche Kämpfe I 496. [3]) Deutsche Kämpfe I 634. [4]) Politik 92.
[5]) Politik 100. [6]) Hist. u. pol. Aufs. II 365. Politik 110. [7]) Politik 98.

Digitized by Google

nicht mehr zu den europäischen Grofsmächten zählen wird, so mächtig es sonst sein mag. Darum dürfen wir nicht in jenen Zustand der Erstarrung kommen, der die Folge einer rein festländischen Politik ist.' Wenn die gesunde Entwickelung des Staates stockt, so lehrt Treitschke weiter, stellt sich zuweilen die Notwendigkeit von Revolutionen heraus. Die legitimsten Staaten wurzeln irgendwie in einer Revolution. Man kann kaum ein treuer Preufse sein, will man sich zum bedingungslosen Anwalt des Legitimitätsgedankens aufwerfen. Der Begriff der Legitimität ist übrigens erst von einem Manne aufgebracht, in dessen Munde er gar nicht ernst genommen werden kann, von Talleyrand. Treitschke verweist auf den Ausspruch des alten Venetianers Sanuto: 'Wie es kein Gold giebt in voller Reinheit, so giebt es auch keine Regierung, der nicht irgend eine Usurpation anhaftet.' Die Revolution ist immer ein Unrecht, aber ohne tragische Schuld kann auch historisches Leben gar nicht gedacht werden. Im letzten Abschnitte des ersten Buches, der 'Regierung und Regierte' überschrieben ist, verwirft Treitschke die Lehre von der Volkssouveränität. Als souverän gilt ihm nur der Staat. Wenn man ewig dauernde Parteien zu konstruieren sucht, so bezeichnet er das als Schrulle. Abermals stützt er sich auf seinen Aristoteles, indem er den Begriff der 'Freiheit' feststellt. Wie er aus dem Recht der Persönlichkeit heraus die Notwendigkeit der Abschaffung von Sklaverei und Leibeigenschaft folgert, so folgert er daraus auch, dafs geistliche Orden nur ganz ausnahmsweise gestattet werden dürften, weil Mönche und Nonnen 'sich ihrer Persönlichkeit begeben'. Höchst fruchtbar können die im Anschlufs hieran entwickelten Gedanken über das Prefswesen wirken. Das positive Recht des Widerstandes leugnet er direkt und eifert gegen die Halbdenker, die es konstruieren. Sogar die von ihm selbst so gefeierte, weil historisch gerechtfertigte That der Göttinger Sieben bezeichnet er unverhohlen als im formalen Recht nicht begründet. Damit schliefst das erste Buch der Politik vom 'Wesen des Staates'.

Im zweiten Buche erörtert Treitschke die sozialen Grundlagen des Staates, indem er Land und Leute, Familie, Rassen, Stämme und Nationen, Kasten, Stände und Klassen, die Religion, die Volksbildung und die Volkswirtschaft in gesonderten Abschnitten betrachtet. Höchst glücklich legt er gegen Buckle dar, dafs dieser fälschlich Kulturbedingtheit gleichstelle einer völligen Abhängigkeit der Kultur von der Bodenbeschaffenheit.[1]) Themistokles hätte mehr Recht gehabt, als er sagte: 'Nicht das Land hat den Menschen, der Mensch hat das Land.' Er weist auf die Dänen in Island, die Balkanhalbinsel zur Hellenen- und zur Türkenzeit, die Waldverwüstung der Franzosen, die Feuchtigkeit des alten, waldbedeckten Deutschland, den handelsarmen Mississippi zur Zeit der Rothäute, überhaupt auf den Beruf der europäischen Rasse, sich das Land dienstbar zu machen, hin. Grimmig wendet er sich gegen die Lehre von der Gruppenehe und vom Mutterrecht[2]) sowie gegen die Frauenemanzipation. Höchst fein ist die Charakterisierung der Rolle der Weiblichkeit in den ver-

[1]) Politik 207. [2]) Politik 239.

Digitized by Google

schiedenen Ländern und zu den verschiedenen Zeiten. Treitschke findet in der Thatsache, dafs es viele bedeutende Herrscherinnen gegeben hat, durchaus keinen Beweis für die Tauglichkeit der Frau zu obrigkeitlichen Ämtern. Manchmal wird er vielleicht nicht ganz gerecht in der Würdigung der geistigen Fähigkeiten der Frau sein. Aber es liegt etwas Erfrischendes darin, wenn er in seiner Originalität sagt: 'Hier mufs man den Mut haben grob zu sein. Wenn die ganze Blaustrumpflitteratur mit eins verschwände, so wäre die Welt um nichts ärmer geworden.' Auch der Gegner wird reiche Anregung aus den hierher gehörigen Ausführungen entnehmen können. Treitschke findet, dafs die Stärke der Frauen lediglich im Empfangen und Verstehen der Männerarbeit liege, und dafs auch in der Litteratur die liebenswürdigen, echt weiblichen Naturen wie z. B. Bettina diejenigen sind, welche wirklich verstehen können. Über die Ehe sich verbreitend, spricht er sich für die fakultative Zivilehe aus, die er in früheren Jahren scharf abgelehnt hat.[1])

Interessant ist es, was er über die Fähigkeit der einzelnen Völker zur Staatsbildung sagt. Er meint, dafs die in dieser Beziehung begabtesten gerade stark gemischt gewesen wären, wie die Römer und Engländer im Gegensatz zu Arabern und Juden. Auch die reingermanische Bevölkerung in Hessen, Hannöversch-Niedersachsen, Friesland, Westfalen, dem nördlichen Thüringen hätte weniger staatsbildende Kraft bewiesen. Diese hätte mehr in dem keltisch gemischten südlichen Deutschland und in dem slawisch gemischten Norddeutschland beruht. Während er die Bekämpfung der polnischen Sprache in Posen für gerechtfertigt hält, tadelt er bei der russischen Regierung die gewaltsame Unterdrückung des treuen und um den russischen Staat hochverdienten Baltentums. Länger verweilt er bei Besprechung der österreichischen und der Judenfrage, die ihn auch sonst viel beschäftigt haben. Er sieht schwarz in die österreichische Zukunft und beurteilt das dortige Deutschtum sehr hart. 'Es giebt nur zwei Striche dort (in Ungarn), wo sich das Deutschtum edel und tapfer gehalten hat: Siebenbürgens schönes Sachsenland, beseelt von einer geradezu rührenden Liebe zu uns, dafs man immer traurig wird in dem Bewufstsein, dem armen Völkchen nicht helfen zu können. Hier ist aber die deutsche Kultur so stark, dafs man hoffen kann, sie wird sich behaupten. Das Gleiche gilt von den protestantischen Deutschen im Banate. Die übrigen Deutschen, fast durchweg katholisch, sind die traurigsten Exemplare germanischer Rasse, die es giebt ... Dazu die traurige Wahrheit, dafs auch in Cisleithanien das Deutschtum nur noch mit gebrochener Schwinge lebt. Die schöne deutsche Kultur des mittelalterlichen Wien ist längst wieder verschüttet.' Von den Juden bemerkt er: 'Die Mehrzahl von ihnen behält die angeborene Eigenart unerschütterlich an sich und trägt die fremde Nationalität nur wie einen Mantel. Daher denn die bekannte Thatsache, dafs die modernen Juden nur in einer einzigen Kunst eine wirkliche Genialität zeigen, in der Schauspielkunst. Das Anempfinden ohne eigene innere Selbständigkeit ist immer eine

[1]) Deutsche Kämpfe I 443.

Digitized by Google

Stärke der jüdischen Litteratur gewesen.' Es folgt ein grofsartiger Überblick über die weltgeschichtliche Rolle des Judentums zu den verschiedenen Zeiten und zum Schlufs die eindringliche Mahnung, sich zu wirklicher Energie nationalen Stolzes aufzuraffen, vermöge der der Deutsche am besten des Judentums Herr werden kann.

Wenige Menschen werden so viel wie Treitschke über das Stände- und Klassenwesen nachgedacht haben. Darum ist es besonders lehrreich, gerade ihn über diese Fragen zu hören. Er hat einst den preufsischen Adel mit schonungsloser Schärfe angegriffen[1]) und war ein begeisterter Wortführer des Bürgertums. Allmählich hat sich sein Urteil gewandelt und er wurde ein warmer Verteidiger des preufsischen Adels, ohne im geringsten die Schwächen desselben zu bemänteln, und auf der andern Seite fühlte er sich stark genug, um auch dem gefeierten Bürgertum einen klaren Spiegel vorzuhalten, in dem es viele Fehler an sich entdecken konnte. Es gelingt ihm meisterhaft, die richtigen Gesichtspunkte zur Würdigung beider Teile aufzustellen. 'Zu der Überzeugung, dafs das Waffentragen ein edles Vorrecht sei, dazu sind wir erst wieder durch Scharnhorst gekommen.' Er bespricht den Adel Roms, Englands, Frankreichs und bemerkt über diesen: 'Wenn ein Adel auswandert, um gegen sein Vaterland zu kämpfen, so ist er verloren.' Dann geht er auf den deutschen Adel ein: 'Der niedere Adel ist monarchisch, so weit er etwas taugt. Darum steht der preufsische Adel sittlich so hoch; gerade die verrufenen preufsischen Junker sind die besten Elemente des deutschen Adels. Das weifs jeder, der in den kleinen deutschen Staaten heimisch ist.' Er erinnert an Bismarcks Wort, dafs alle Fremden uns um diesen Adel, dessen Stärke weniger im Wissen als in seiner guten Erziehung beruht, beneiden, und schaltet die Frage ein: 'Können sich die Schweizer im Ernst darüber freuen, dafs ihre alten ruhmvollen Geschlechter mehr und mehr verschwunden und an ihre Stelle die Eisenbahndirektoren getreten sind?' Zum Schlufs widmet er noch dem italienischen, polnischen und russischen Adel eine kurze Betrachtung. Dem deutschen Bürgertum wirft er vor, dafs es zu sehr dazu neige, sich allein für die Nation zu halten. Durchaus unbefangen betrachtet er auch den vierten Stand. Er zieht dabei Goethe mit den Worten heran: 'Wie wahr hat er gesagt: Die wir die niederste Klasse nennen, sind für Gott gewifs die höchste Menschenklasse! In diesen einfachen Lebensverhältnissen erhält sich bei guten Menschen eine naive Kraft und Reinheit der Empfindung, welche dem Feingebildeten so leicht verloren geht.'

Zu den tiefsten Abschnitten gehört der über die 'Religion'. Er wendet sich gegen Kants Definition derselben. 'Uns Söhnen einer Zeit, die doch wieder etwas religiöser empfindet, kann die dürre Verstandesaufklärung des 18. Jahrhunderts nicht mehr genügen ... Wie viel tiefer als Kant hat Schleiermacher gegraben, wenn er das Wesen der Religion suchte im Gefühl unserer Abhängigkeit von Gott. Erschöpfend ist ihr Wesen aber auch hiermit noch nicht be-

[1]) Vgl. z. B. Hist. u. pol. Aufs. IV 73. 74. 82.

Digitized by Google

zeichnet. Es mufs hinzu kommen das ebenso wesentliche Bewufstsein unserer Zugehörigkeit zum Weltganzen, die Idee der Gotteskindschaft: dafs wir abhängig sind von Gott, dafs aber auch kein Haar auf unserem Haupte verloren geht ohne Gottes Willen.'[1]) Im weiteren erörtert er, vielleicht nicht unbeeinflufst von seinem grofsen Geistesverwandten Pufendorf, eingehender den öfter von ihm vertretenen Gedanken, dafs ein Aufhören der Konflikte zwischen Staat und Kirche gar nicht wünschenswert wäre, weil das ein Zeichen für die Erstarrung eines der beiden sittlich gleichberechtigten Teile sein würde, und unterzieht die sechs Hauptformen des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche (Unterwerfung der Kirche unter den Staat = Cäsaropapismus, Rufsland; Unterwerfung des Staats unter die Kirche, Papismus im Mittelalter; Staatskirchentum, Frankreich; Freiwilligkeitssystem, Amerika; Dualismus, Belgien; System der Kirchenhoheit) einer lichtvollen Kritik, sich für das in Deutschland bestehende System der Kirchenhoheit entscheidend.

In einem neuen Abschnitt wendet er sich mit Nachdruck gegen die 'thörichte Selbstgefälligkeit' unseres Jahrhunderts, das sich so viel auf sein Schulwesen einbildet und gar nicht bemerkt, wie viel gerade auf diesem Gebiete gesündigt wird. Einst ein Verteidiger der Simultanschule, giebt er doch jetzt ihre Schädlichkeit zum Teil zu. Mit Verachtung spricht er von der Idee der Einheitsschule. 'Ein grofser Meyer zu werden ist das Ideal unserer grofsen Genies von heute.' Es kommt ihm lediglich auf methodisch sicheres Denken und nicht auf Konversationslexikonwissen an, und bei einem Vergleiche der älteren mit der jüngeren Generation gelangt er zu dem Ergebnis, dafs die ältere mit antikklassischem Geiste getränkte unendlich vielseitiger im wissenschaftlichen Denken wäre.[2]) Schön ist dann, was er über Forscher und Lehrer sagt. Er findet, dafs sich in Deutschland das Universitätswesen darum noch am glücklichsten entwickelt habe, weil hier immer der Grundsatz galt, dafs der gröfsere Gelehrte dem gröfseren Lehrer vorzuziehen sei. Den Abschlufs bildet das Kapitel über die Volkswirtschaft. Wer in dem aristokratisch angelegten Treitschke, vielleicht irregeführt durch den berühmten Streit Treitschkes mit Schmoller in den Jahren 1874 und 1875, einen herzlosen Beurteiler der Nöte des vierten Standes vermutet hat, der kann sich aus der 'Politik' eines Besseren belehren. Treitschke schreckt selbst vor recht radikalen Forderungen zur Beseitigung der vom Grofskapitalismus und dem Latifundienwesen drohenden sozialen Gefahren nicht zurück.[3])

Der zweite Band der Politik wird sich mit den Formen des Staats und seiner Verfassung, mit der Staatsverwaltung und mit dem Staat im Verkehr der Völker beschäftigen.

---

[1]) Politik 322.

[2]) Zu diesen Ausführungen sind zwei sich damit berührende Aufsätze Treitschkes in den 'Deutschen Kämpfen, Neue Folge' heranzuziehen: 'Einige Bemerkungen über unser Gymnasialwesen' S. 219—270 und 'Die Zukunft des deutschen Gymnasiums' S. 386—397.

[3]) Vgl. übrigens auch Schmollers Mitteilungen in seiner Gedächtnisrede auf Treitschke, Brandenburgische u. preufs. Forschungen IX 381.

Digitized by Google

Jede Skizze des Inhalts dieser Vorlesungen kann nur einen ganz kümmerlichen Begriff von der Gedankenfülle, von der sprachlichen Schönheit und von der Kraft der Empfindung, die darin pulsiert, geben. Die gewaltige Geistesgymnastik, die Treitschke unablässig getrieben hat, setzt ihn in den Stand, über alle Fragen des geistigen Lebens mit einer olympischen Souveränität zu urteilen und überall aus der Tiefe zu schöpfen. In den Vorlesungen, die er mehr als eine vertrauliche Aussprache betrachtete, nimmt seine Art zu reden zuweilen noch eine besondere Nüance an. Treitschke in seiner ganzen genialen Urwüchsigkeit liegt in solchen Wendungen wie: 'Wenn also ein Gelehrter kommt wie Jhering und redet vom Zweck, den die Gesellschaft sich gesetzt haben soll im Recht, so begeht er einen Denkfehler.' 'Die Lehre von dem gemischten Staat, in dem die Souveränität sich verteilen soll auf Verschiedene, ist unhaltbar. Dergleichen eklektische Thorheiten pflegen nur politische Leisetreter wie Cicero zu begehen.' 'Es wird Künstlern und wirklich fein empfindenden Seelen immer schwer werden, dauernd in Berlin zu leben.' 'Es ist eine Konfusion des Denkens, wenn man behaupten will, dafs diese grofsen Männer (Schiller und Goethe) von Sachsen-Weimar gehoben und getragen worden sind. Sie haben dort Schutz und materielle Sicherheit gefunden, aber für ihr eigentliches Wesen ganz gewifs gar nichts.'

Zwei Dinge hat Treitschke im innersten Busen getragen: die Hoffnung auf eine herrliche Zukunft seines geliebten deutschen Volkes und den leidenschaftlichen Hang, das Geheimnis der grofsen Einzelpersönlichkeiten zu erfassen. Die Glut seiner nationalen Gesinnung bricht in seinen Schriften nur zu oft und manchmal zum Beweise ihrer Stärke geradezu jählings hervor. 'Wir wollen und sollen unseren Anteil nehmen an der Beherrschung des Erdkreises durch die weifse Rasse; und eine Presse, die diese ernsten Dinge mit einigen schlechten Witzen abzuthun sucht, zeigt, dafs sie keine Ahnung hat von der Heiligkeit unserer Kulturaufgaben.' 'Dieses Deutschland mit seiner widerwärtigen Küste ist einst doch die erste Seemacht gewesen und soll es, so Gott will, wieder werden', heifst es in der Politik.[1]) Und schon 1861 hat er geschrieben: 'Schon ist kein leerer Traum, dafs aus diesem Weltverkehre (der Deutschen) dereinst eine Staatskunst entstehen wird, vor deren weltumspannendem Blicke alles Schaffen der heutigen Grofsmächte wie armselige Kleinstaaterei erscheinen wird.'[2]) Wohl möchte er die Zukunft enthüllen, die Gesetze angeben, mit deren Hilfe seine Nation die erträumte weltgeschichtliche Bahn erreichen könnte. Er hat aber gefunden, dafs die Geschichtswissenschaft überall auf das Rätsel der Persönlichkeit stöfst. 'Männer sind es, welche die Geschichte machen, Männer wie Luther, wie Friedrich der Grofse und Bismarck. Diese grofse heldenhafte Wahrheit wird immer wahr bleiben und wie es zugeht, dafs diese Männer erscheinen, zur rechten Zeit der rechte Mann, das wird uns Sterblichen immer ein Rätsel sein. Die Zeit bildet das Genie, aber sie schafft es nicht.'[3]) Weil sie mit diesem Rätsel der Persönlichkeit zu rechnen hat, darum

---

[1]) Politik 216. [2]) Hist. u pol. Aufs. III 12. [3]) Politik 6.

Digitized by Google

kann die Geschichte niemals eine exakte Wissenschaft sein. Und was für die Geschichte gilt, das gilt auch in gewissem Sinne für die Politik. Auch für die Politik lassen sich nur wenige allgemeine Gesetze aufstellen, weil sie angewandte Geschichte ist. Darüber ist sich Treitschke vollkommen klar gewesen, und er spricht es offen aus, dafs seine politische Theorie nur mangelhaft sein könne. Dafs sie aber das Reifste ist, was bisher über dies Gebiet des Denkens vorliegt, wird anstandslos zugegeben werden. Sie fafst das zusammen, was ein genialer Denker in einer grofsen Zeit zuletzt für wahr erkannte. Wie sich aber die politische Kraft Deutschlands einstweilen in dem Genius Bismarcks erschöpft hat, so steht zu befürchten, dafs auf lange Zeit hinaus uns nicht wieder ein solch einsam ragender historisch-politischer Denker wie Treitschke erstehen wird.

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN.

AUS LYDIEN.

'Kleinasien ist im eigentlichen Sinne noch ein unbekanntes Land. Dafs Lydien, obgleich uns am nächsten gelegen, zu seinen unbekanntesten Teilen gehört, war mir seit Jahren ein geläufiger Satz; dafs es aber so unbekannt sein könne, wie die Ergebnisse besonders der oben kurz beschriebenen Reise beweisen, habe ich beim Antritt derselben selbst nicht erwartet.' So schrieb Karl Buresch am Schlufs des Berichts über seine 1894 in Lydien gemachte Reise; die Ergebnisse seiner letzten, der von 1895, die ihn bis in die Grenzgebiete von Phrygien und Karien geführt hat, bestätigen diesen Satz aufs neue. Und doch ist er bei weitem nicht der erste wissenschaftliche Reisende, der gerade diesen Teil Kleinasiens besucht hat. Aber er hat sich nicht an die grofsen, viel begangenen Strafsen gehalten, sondern hat von ihnen aus die zwischenliegenden Gebiete erforscht. Die weitaus meisten Reisen früherer Zeit gingen durch die breiten, nach Osten den Zugang ins Innere öffnenden Flufsthäler des Hermos und Mäander, zwischen denen der Kogamos die Verbindung herstellte. Weniger begangen waren die nördlichen Routen nach Uschak durch die Katakekaumene und über Mermere nach Akhissar (Thyateira) sowie das Kaystrosthal. In diesen Bahnen bewegten sich in der Hauptsache die Reisen von Pococke, O. v. Richter, Arundell, Prokesch v. Osten, de Laborde, Fellows, Hamilton, Texier, van Lennep; viel weiter hatte zwar v. Tchihatcheff ausgegriffen, aber seine Berichte sind, besonders für die Kenntnis des alten Landes, zu wenig ergiebig. Die genauere Erforschung hat Radet begonnen, aber leider hat er nirgends die kartographisch-geographischen Resultate seiner Reisen veröffentlicht; für einige Teile haben die Forschungen Smyrnäer Gelehrter viel gebracht; aber eine planmäfsige, sozusagen intensive Durchforschung des ganzen Gebietes fehlte noch. Was die Österreicher für Lykien geleistet haben, Ramsay für Phrygien, das nahm sich Buresch für Lydien vor und suchte es in vier Reisen 1888, 1891, 1894, 1895 auszuführen. Der Tod hat ihn mitten aus seiner Thätigkeit abgerufen; seine hauptsächlichsten Arbeiten zur Geographie und Epigraphik Kleinasiens liegen jetzt vereinigt vor in dem von Otto Ribbeck herausgegebenen Buch: 'Aus Lydien. Epigraphisch-geographische Reisefrüchte. Hinterlassen von Karl Buresch' (Leipzig 1898, B. G. Teubner). Das Buch enthält 64 ausführlich kommentierte lydische Inschriften, den Bericht über die letzte, 1895 mit Unterstützung der preufsischen Akademie unternommene Reise und einen Wiederabdruck der schon in den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften erschienenen Berichte über die Reisen von 1891 und 1894. Heinrich Kiepert hat die geographischen Ergebnisse auf der beigegebenen Karte verarbeitet und damit wieder einen aufserordentlich wertvollen Beitrag zur Geographie Kleinasiens geliefert. Am meisten wird dadurch Blatt VIII der grofsen Spezialkarte des westlichen Kleinasiens ergänzt, von den Blättern V—VII, IX, XI kommen nur die Grenzgebiete in Frage. Leider sind auf ihr die nach Lydien fallenden Routen von 1888 nicht mit angegeben — auf dem Kärtchen in der linken oberen Ecke sind nur die von Buresch zusammen mit Cichorius gemachten Touren zwischen Ismid und Brussa verzeichnet, die übrigens auch recht wichtig sind; wir verdanken ihnen z. B. die erste genaue Aufnahme des Sees von Isnik (Ascania Limne). Die Bezeichnung der anderen Itinerare stimmt nicht immer mit dem begleitenden Text; manche Route wird durch das verwendete signum in ein falsches Jahr verlegt. Dann sind auch lange nicht alle von Buresch entdeckten Ruinenstätten bezeichnet. Das ist zu bedauern, da auch das auf S. 224 stehende Verzeichnis der nicht zu benennenden antiken Ortsanlagen bei weitem nicht lückenlos ist. Vielleicht hat Kiepert absichtlich von Vollständigkeit abgesehen, weil der Mafsstab 1 : 500000 möglicher Weise nicht immer volle Genauigkeit erlaubt haben würde.

Digitized by Google

Ich will nun die Hauptresultate von B.s Forschungen zusammenfassen, werde mich dabei aber nicht an den Verlauf seiner Reisen halten, die dieselben Gegenden mehrfach berührt haben, sondern, um Wiederholung zu vermeiden, an zusammengehörige Gebiete.

Die Bereisung der hyrkanischen Ebene nordöstlich von Magnesia a. S. hat vor allem die Feststellung mannigfaltiger Reste alter Niederlassungen im Gebiet des Kara Dagh gebracht. Die Identifikation der schon früher bekannten Ruinen bei Saritscham mit Hierolophos ist von B. selbst nur zweifelnd vorgeschlagen worden und ist zu unsicher, als dafs man sie zugeben könnte. Im Gegenteil scheinen die Reste der dort gefundenen Inschrift (S. 27) diesen Namen geradezu auszuschliefsen; denn um die Lesung *οἱ κάτοικοι ἐν Ἱερολόφῳ* herzustellen, sind *ρ* und *λ* geändert worden, *ἐ* in *ἐν* fehlt, und zwischen *Ἱε* und dem folgenden Buchstaben ist auf der Inschrift eine verriebene Stelle, die nicht zu erklären ist. Die Hypothese Seïd-obassy = Misnya ist wegen der Inschrift mit *Διὶ Μισυνηνῷ* sicherer. Die Ruinen westlich von Arpaly sind als Tyanollos erkannt worden; die Art, wie B. zu diesem Resultat gekommen ist, erscheint mir methodisch interessant genug, um etwas näher besprochen zu werden. Der Ort war schon durch zwei von Fontrier aus Koldere publizierte Inschriften bekannt, B. hat nun festgestellt, dafs dieselben nicht aus Koldere selbst stammen, sondern dorthin aus der westlich von Arpaly gelegenen Ruinenstätte verschleppt worden sind. Es ist das nicht der einzige Fall, wo er Inschriftenverschleppung festgestellt hat, auf Schritt und Tritt finden wir in seinem Buche derartige Bemerkungen, dafs er 'im längeren Gespräch mit den älteren Honoratioren des Dorfes' oder mit einem Bauern u. s. w. die Provenienz eines Steines festgestellt hat. Zu solchen Erkundigungen war er allerdings auch viel eher im stande als die meisten anderen Reisenden; denn Neugriechisch beherrschte er wie seine Muttersprache, und Türkisch war ihm allmählich auch geläufig geworden. Nun könnte man trotz seiner ausdrücklichen Versicherungen, dafs seine Gewährsmänner zuverlässig wären, doch einen leichten Zweifel hegen. Deshalb mag hier ein Beispiel aus neuester Zeit angeführt werden, wo eine auf dieselbe Art gewonnene Nachricht sich in der That als zutreffend erwiesen hat. Anderson fand 1897 in Elmaly, südöstlich von Kutahia (Kotyaeion) eine Inschrift mit *ἡ Μειρηνῶν κατοικία*, die, wie Bauern von ihren Vätern gehört zu haben angaben, von der nordöstlich gelegenen Ruinenstelle Malatia stammte. Und siehe, bei der Untersuchung des Platzes wurde eine Inschrift der *Μειρηνῶν πόλις* gefunden (Journ. of Hellen. Stud. 1897 S. 423). Die Gleichsetzung von Hierakome und Hierokaisareia am Ostrande der hyrkanischen Ebene, die B. mehrfach ausgesprochen hat, allerdings zunächst ohne Begründung (S. 28 184) ist jetzt von Imhoof-Blumer (Lydische Stadtmünzen S. 7 ff.), der die kurzen Bemerkungen von B. wohl übersehen hat, ausführlich begründet worden. Derselbe erklärt sich S. 76 mit B. für die Verweisung von Hermokapeleia nach der nördlichen hyrkanischen Ebene, nach Gjökdschekjöi; den Einwand Kieperts, der Name deute mehr auf eine Lage in der Nähe des Hermos hin, entkräftet er dadurch, dafs er ihn nicht mit Hermos in Verbindung bringt, sondern mit Hermes, dessen Bild wiederholt auf den Stadtmünzen vorkommt.

Besonders reiche topographische Ausbeute haben die Bereisung der Flufsgebiete des Kum Tschai, Demirdschi Tschai und Ilge Tschai nördlich des mittleren Hermos geliefert. Die Strafse zwischen Ak-hissar (Thyateira) und Gördiz (Julia Gordus) war vor ihm nur von Tchihatcheff und von Radet begangen worden; aus des letzteren kartenlosem Bericht stammen die bei Kiepert unsicher längs des Weges angegebenen Dörfer. B. hat dann auch noch südwärts durch ganz unbekanntes Gebiet die Verbindung mit der Strafse Adala-Mermere hergestellt. Auf der Schahan Kaja wurde die schon von Radet bemerkte antike Ortslage festgestellt, ebenso eine in Ogulduruk, nördlich von Gördiz. Die Ruinen im Süden bei Narly erklärt B. für die von Daldis, weil unter 30 dort gefundenen Münzen 10 nach Julia Gordus und 20 nach Daldis gehörten. Trotz der Zustimmung von Imhoof-Blumer (S. 60) möchte ich doch aber den Ansatz nicht als sicher annehmen; denn Ptolemaios und die Bischofslisten, auf die man sich allerdings nicht zu sehr verlassen darf, verweisen die Stadt mehr nach dem Norden von Lydien; und Münzen sind doch ein zu leicht bewegliches Beweismaterial.

1895 ist B. nördlich über den Temnos vorgedrungen, den er auf einem neuen Weg nordöstlich von Gördiz überschritten hat. Die Beobachtung, dafs in der Gegend von Jemischlü, nördlich vom Simaw-gjöl, viel Eisenerz gefunden wird, veranlafst ihn die Frage aufzuwerfen, ob das phrygische Ankyra nicht vielleicht bei der Ruinenstätte dieses Ortes anzusetzen ist; denn so würde das

Digitized by Google

Beiwort ἡ σιδηρᾶ, das die Byzantiner der Stadt manchmal geben, sehr gut passen. Er giebt aber selbst zu, dafs diesem Ansatz schwerwiegende Bedenken entgegenstehen. Ich glaube, die Worte Strabons (576 C) προσλαβὼν (sc. ὁ Ῥύνδακος) δὲ καὶ ἐκ τῆς Ἀβρεττηνῆς Μυσίας ἄλλους τε καὶ Μέκεστον ἀπ' Ἀγκύρας u. s. w. verlangen unbedingt, dafs man die Stadt an das Westende des Simaw-gjöl setzt, also am besten mit Hamilton nach Kilisse Kjöi. Allerdings fehlt noch der inschriftliche Beweis. Der Beiname ἡ σιδηρᾶ liefse sich doch ganz gut durch die Annahme erklären, dafs das Eisenerz eben dort verarbeitet wurde. Die Gleichung Blaudos (das B. übrigens sehr mit Recht gegen Ramsay von Blaundos scheidet) = Bahtyly am Westufer des Simaw-gjöl ist sehr einleuchtend.

Das Gebiet der Flüsse von Jemischlü und Assardjyk hat B. nur in den südlichsten Teilen bis Egrigjöz selbst erforschen können; seine Erkundigungen sind aber gegen die von Ramsay jetzt durch Munro bestätigt worden, der 1894 dieselbe Gegend, von Norden kommend, besucht hat. Beide Flüsse vereinigen sich wirklich östlich von Balat. Auch in anderer Beziehung stimmt B.s Itinerar mit den Angaben Munros, so sind der Egrigjöz-Dagh und Emed höher nach Norden gerückt. Allerdings kann man nicht wissen, ob Kieperts Kartenentwurf nicht auch mit durch Munros Reise beeinflufst worden ist.

Der Weg nach Aizanoi war so gut wie unbekannt; B. hat zuerst auf einem Umweg nach Süden die Ruinenstätte festgestellt, wo nach einer schon früher durch Callier bekannt gewordenen Inschrift Alia gelegen haben mufs, und ist dann auf der Tchihatcheffschen Route nach Aizanoi gekommen. Sein Itinerar hat offenbar ergeben, dafs die Hamiltonsche Breitenbestimmung für diesen Ort von 39° 14½′ resp. 13½′, die Kiepert nach Ramsays Angaben in 39° 12′ geändert hatte, doch ziemlich richtig ist. Wenigstens ergiebt die Karte ca. 39° 13⅔′. Auf der Weiterreise hat B. östlich von Gediz, das bisher nur der Namensgleichheit wegen für Kadoi angesehen wurde, die Stelle der alten Stadt gefunden. Von den dort gefundenen Inschriften führt er nur eine an, eine Weihung Διὶ καὶ Μητρὶ θεῶν Στευνηνῇ. Sie ist deshalb wichtig, weil Pausanias für diese Gegend eine Höhle Στεῦνος erwähnt. Für die Vermutung, dafs diese Höhle in der von Kessik Maghara, südwestlich von Aizanoi, zu erkennen ist, könnte man als Bestätigung nach der negativen Seite daran erinnern, dafs Sperling 1862 im Norden und Osten von Aizanoi vergeblich nach einer Höhle gesucht hat.

Das Gebiet zwischen oberem Hermos und Mäander ist schon oft bereist worden, von Hamilton, Arundell, v. Tchihatcheff, v. Diest, Ramsay, Möllhausen; trotzdem hat B. auch hier eine Reihe von Ruinenstätten entdeckt, z. B. nördlich von Inai bei Hadschet Kalessi. Er erkennt darin Clanndda, aber gerade die Angabe der Tabula Pentingeriana, die er allein zur Begründung dafür anführt, spricht dagegen. Denn wenn die Entfernung von Alaschehir in Luftlinie 55 km beträgt, die Tabula aber nur 35 Meilen = 52½ km (genauer 51,75 km) dafür ansetzt, so bleiben nur zwei Möglichkeiten: entweder ist die Zahl richtig, dann ist die Ruinenstätte nicht Clanudda, oder sie ist falsch, und dann kann man sie nicht zum Beweis verwenden. Also mufs ich B.s Vorschlag trotz der Zustimmung Imhoof-Blumers ablehnen.

Die genaue Lage des alten Sebaste stellte B. östlich von Sedjükler fest; das wird dieselbe Ortslage sein, die Arundell auf seinem Weg von Bunarbaschi nach Uschah bei Segiclar oder Segicley erwähnt. Hier berührt sich B.s Forschungsgebiet mit dem des oben schon erwähnten Anderson. Dieser hat die Ruinenstätte, von der B. in Tatarkjöi hörte und die zwischen diesem Dorf und Burgaz liegen soll, wirklich gefunden und verlegt die Stadt Bria dahin, die B., allerdings nicht bestimmt, nördlich von Siwasly in Payanalan finden zu können geglaubt hatte. Entscheiden läfst sich die Frage jetzt noch nicht. Wir haben über die Lage der Stadt keine genauen Angaben, und die Inschrift mit Βρι]ανοῦ, die Anderson in Tatarkjöi abgeschrieben hat, kann, wie er selbst sagt, ebensogut anders ergänzt werden.

In Günei, östlich vom obersten Kogamosthal, erfuhr B. von ortskundigen Leuten, dafs der von Hamilton 1837 bemerkte Ruinenort Kepedjik nicht mehr existiert. Man könnte das Verschwinden der Ruinen vielleicht noch weiter zurückverfolgen; denn Tchihatcheff erwähnt 1847 nichts davon. Aber es ist nicht immer sicher, aus seinen Angaben ein argumentum a silentio zu entnehmen.

Im alten Mäonien zwischen Hermos und Kogamos sind vor allem die Wege Adala-Kula-Takmak, Kula-Sardes und Alaschehir bekannt; B. hat auch hier die verschiedensten Streifzüge querdurch gemacht und hat dabei viel neues Material, geographischer und antiquarischer Art, gewonnen. Besonders wichtig ist die Bestätigung, dafs die Κώμη Φιλαδελφέων Κασταλλός, die auf einer schon bekannten

Digitized by Google

Inschrift erscheint, in dem Thal des Sögüdstschai, südöstlich von Kula anzusetzen ist. Damit ist die Lage von Xenophons *Καστωλοῦ πεδίον* gesichert.

Auch die längs der Bahnlinie im Hermos und Kogamosthal gemachten Touren lieferten manches Neue; denn über die eigentliche Bahntrace pflegt das Gebiet des bekannten Landes nicht hinauszureichen. In Baharlar war vor allem die 'Kallatebosinschrift' zu revidieren. Wohl wenige Inschriften sind in der letzten Zeit so genau von den verschiedensten Reisenden verglichen worden wie diese. Denn aufser B. hat ganz neuerdings auch noch Anderson den Stein nachgesehen. Der Stand der Frage ist folgender. Radet hatte ergänzt *οἱ κά[τοικοι οἱ ἐν] Κ[αλλατ]άβοις* und hatte den bei Herodot erwähnten Ort *Καλλάτηβος* erkennen wollen. Darüber war er in eine hitzige Kontroverse mit Ramsay gekommen, der, allerdings ohne den Stein gesehen zu haben, behauptet hatte, die Abschrift wäre offenbar mangelhaft. B. ist nun nach genauer Revision in der Lage, Radet gegen Ramsay zu schützen; allerdings ergiebt sich aus einer genauen Beobachtung der Gröfsenverhältnisse der Inschrift, dafs *αβοις* nicht zu *Καλλατ]άβοις* ergänzt werden kann. Den thatsächlichen Befund hat auch Anderson bestätigt, der nun auch die neueste Lesung Ramsays (Phrygia S. 573 Anm. 5) *οἱ κά[το]ικ[οι οἱ ἐν Ἀρδ]άβοις* billigt. B. hat noch eine andere Erklärung, und zwar, wie mir scheint, die natürlichste. Er liest *οἱ κά[το]ικ[οι οἱ ἐν] Ἄβοις*, er fafst also die erhaltenen Buchstaben als vollständigen Ortsnamen. Und in einem wichtigen Punkt hat er die Angaben von Radet sowohl wie von Anderson ergänzt: der Stein stammt gar nicht aus Baharlar selbst, sondern von dem jenseits des Flusses liegenden Ruinenfeld bei Bahardyr. Dort also liegt der Ort, er mag nun Aba oder anders heifsen.

Von Baharlar aus ist B. westlich nach der Üzüm-owassy gegangen, unter anderem mit deshalb, um die von Kiepert verzeichneten Reste einer alten Strafse zu sehen. Leider sagt er dann in seinem weiteren Bericht gar nichts darüber, ob er sie gefunden hat. Das ist vor allem deshalb zu bedauern, weil es wichtig gewesen wäre zu erfahren, ob diese Strafsenreste in Verbindung gebracht werden könnten mit den von Arundell (S. 220) dicht östlich von Devrent erwähnten 'remains of a paved road, perhaps of no great antiquity'. Überhaupt ist es merkwürdig, dafs B. nirgends alte Strafsen gefunden hat, an denen z. B. Bithynien so reich ist.

B. hatte vor seiner Reise von 1894 behauptet, dafs der auf einer Inschrift und auf einer Reihe bisher nicht sicher untergebrachter Münzen vorkommende *δῆμος Νεοκαισαρέων* = Philadelpheia wäre. Um einen bündigen Beweis dafür zu finden, hat er in Alaschehir, dem alten Philadelpheia, nach Münzen mit der Aufschrift *Νεοκαισαρέων* gesucht und auch wirklich eine gefunden. Einen noch besseren Beweis bietet allerdings die Münze Nr. 28 bei Imhoof-Blumer, Lydische Stadtmünzen S. 121, auf der *Φιλαδελφέων* und *Νεοκαισαρέων* zusammen steht.

Aus Alaschehir stammt auch die wichtige Inschrift Nr. 13, ein Brief des Kaisers Caracalla an einen vertrauten Freund in Philadelpheia. Sie ist wichtig wegen der Datierung nach der Aktischen Ära, einer Datierung, die bisher nur aus der oben besprochenen Inschrift von Baharlar bekannt war, deren Anfang lautet *ἔτ]ους .... τῆς Καίσαρος [ν]ίκ[ης]*. B. zeigt (S. 20 ff.), dafs im ganzen vier sichere Fälle der Aktischen Ära in Lydien nachweisbar sind. Das ist ohne Zweifel richtig und sehr interessant; denn ehe die Baharlarinschrift bekannt wurde, galt für Asia nur die Sullanische Ära. Aber die Umrechnung der Datierung möchte ich etwas geändert wissen. B. nimmt das Jahr 245 = 215 p. Nun ist die Epoche der Aktischen Ära der 2. September 31 a. Der Jahresanfang fällt in den Herbst; fällt er vor den 2. September, so ist das 1. Jahr der Aktischen Ära das vom Herbst 31 bis Herbst 30 a. und das 245. = 214/15 p. Fällt er nach den 2. September, so ist das 1. Jahr der Ära Herbst 32/31 und damit das 245. Jahr = Herbst 213/14. Nun ist die Inschrift vom 15. Apellaios (ca. November) datiert, gehört mithin ganz an den Anfang des im Herbst beginnenden Jahres, also in den Herbst 213 oder 214. Das erste ist unmöglich, weil Caracalla da noch nicht in Asien war, auch stammt sein Beiname *Γερμανικὸς μέγιστος* erst aus dem Oktober 213. Mithin bleibt nur 214 p., nicht 215, wie B. rechnet. Wir lernen daraus zweierlei: einmal, dafs das philadelphische Jahr vor dem 2. September begann, und ferner, dafs Caracalla den Brief nicht auf dem Marsch des Jahres 215 geschrieben haben kann, sondern vorher, vielleicht von Pergamon aus. Es liegt demnach auch kein Grund mehr vor anzunehmen, dafs er von Nikomedien aus über Sardeis und Philadelpheia nach Syrien gezogen ist; er wird im Gegenteil die grofse nördliche Strafse benutzt haben.

Das Gebirgsland zwischen Hermos und Kaystros hat B. auf drei schon begangenen und bekannten Routen überschritten, trotz-

Digitized by Google

dem hat er unsere Kenntnis in mannigfacher Beziehung erweitert. So verdanken wir ihm die ersten genaueren Angaben über das östliche Vorland des Sipylos bis zum Niftschai, wo er bei Köscheler auch die Spuren einer alten Stadt gefunden hat, die allerdings völlig unbenennbar ist. Auf der Stelle von Lutbey Jaila, hoch im Gebirge, fanden sich wenige, aber deutliche Spuren antiker Ansiedelung. Vom Kogamos ist B. durch das Thal des Derbendtschai aufwärts und über den Pafs ins Quellgebiet des Kaystros nach Kelles auf einem Weg gegangen, der seit Arundell 1826 nicht wieder benutzt worden war. Bei dem Kayadjyk-Assar wurde Diginda festgestellt, und die Ruinen von Gewele wiedergefunden, von denen Arundell (S. 214) die erste Kunde gegeben hat. Wie dieser Übergang, so ist auch das ganze Kaystrosthal noch wenig genau untersucht worden; B. hat besonders die Gegend von Baliamboli, Ödemisch, Baindyr und Tire erforscht, zwischen den beiden zuletzt genannten Orten wurde das ephesische Larisa bei dem Tchiftlik Hadschi Scherif Oglu Effendi inschriftlich festgestellt. Für die Topographie des unteren Kaystrosthal ist von Wichtigkeit die Erklärung eines Stückes der Tabula Peutingeriana, die auf der Strafse Smyrna-Ephesos die Station Anagome als Ausgangspunkt einer nach Sardeis führenden Strafse angiebt. B. setzt, ähnlich wie Le Bas und Ramsay, Anagome in die Nähe von Kozbunar an und führt die Erklärung seiner Vorgänger mit gutem Erfolg insofern weiter, als er die Namen der Station als verderbt aus Auliukome ansieht. Allerdings stimmt die Zahl 34 Milien zwischen Ephesos und Anagome gar nicht. Bemerkenswert ist übrigens auch hier wieder, dafs das Strafsennetz der Tabula nicht mit dem Flufsnetz zusammenstimmt.

Vom Kaystros- bezw. Kogamosgebiet ist B. nach dem Mäander auf vier verschiedenen Wegen gelangt, von denen die beiden westlichsten, südlich von Ödemisch und von Tire, zum Teil noch unbekannt waren. Hier wurden auch eine Reihe antiker Ortslagen festgestellt. Zwischen Baliamboli und Bulladan ist das Gebirge noch völlig unbekannt; auch B.s Versuche, es hier zu durchqueren, sind nicht gelungen. Immerhin hat er von Baliamboli auf einem Vorstofs ostwärts längs eines alten, jetzt fast vergessenen Gebirgspfades die Ruinen einer Burg früh-hellenistischer Zeit gefunden und erfahren, dafs weiter ostwärts noch eine von genau derselben Art gestanden hat. Seine Vermutung, dafs hier die Mysomakedones anzusetzen sind, ist daher viel wahrscheinlicher als die von Radet, der Bulladan als Mittelpunkt dieses Gebietes ansieht. Denn Bulladan ist eine völlig neue Gründung.

Nördlich dieser Stadt, bei dem ansehnlichen Dorfe Kyrktschinar-Derbend, finden sich auf einer Bergkuppe, die die wichtige Strafse nach Alaschehir beherrscht, Reste einer spät antiken Ummauerung. Die Vermutung, dafs man hier das in dem Kreuzzuge Barbarossas erwähnte Aetos suchen müsse, ist sehr einleuchtend; könnte man nicht in dem modernen Namen des östlich sich fortsetzenden Flufsthales Aidoz (oder Aidas) -Dere mit dem Aidoz tschiftlik eine Bestätigung dafür finden?

Im Mäanderthal hat B. bei Budjakjöi eine Ruinenstätte gefunden, die wohl zunächst noch unbenannt bleiben mufs; denn weder sein Vorschlag Itoana ist sicher zu begründen — die Angabe des Ptolemaios, nach der man es zwischen Antiochia a. M. und Trapezopolis zu suchen hat, ist nicht genau genug —, noch sind seine Einwände gegen Kidramos durchschlagend, an das jetzt auch Anderson, der 1897 die Stelle ebenfalls gefunden hat, in Übereinstimmung mit Ramsay denkt.

Den erythräischen Chersonnes westlich von Smyrna hat B. 1891 auf einer Route durchzogen, die sich zum Teil mit meiner vom Jahre 1890 berührt. Unsere beiderseitigen Aufnahmen stimmen allerdings nicht ganz, die Linie Efentschukur-Gjöldjük mufs etwas nach Südosten verrückt werden. Vielleicht habe ich infolge der starken Steigung von Aktschekjöi aus (B. ist von Derekjöi gekommen) den Weg etwas zu lang gerechnet und daher Efentschukur zu weit nach Westen verschoben. Die Höhenmessungen stimmen aber gut, natürlich mufs es auf der Kiepertschen Karte bei dem Dorfe 620 anstatt 62 heifsen. Die von B. erwähnte Ruinenstätte bei Demirdschili habe ich gefunden; ich kann mich aber trotz Kiepert durchaus nicht zu seiner Ansicht bekehren, dafs dort Airai gelegen haben soll. Der Wortlaut Strabos ist zu klar, und der Begriff der *χώρα Χαλκίς* bei Pausanias zu unbestimmt, als dafs man einen anderen Ort als Chalkideis oder Chalkis dorthin legen kann. Der Stein mit dem Namen *Αἰραί*, den ich in Demirdschi abgeschrieben habe, ist so klein, dafs er ganz gut aus dem wenig westlich gelegenen Düverlü stammen kann.

Das sind die Hauptergebnisse von B.s Reisen in Lydien und den angrenzenden Gebieten. Die Leistung ist für einen einzelnen ganz aufserordentlich, sie ist heroisch, da B. schon während der beiden letzten Reisen 1894 und 1895 von der heimtückischen

Digitized by Google

Krankheit ergriffen war, die ihn, den noch nicht 34jährigen, am 2. März 1896 dahingerafft hat. Von seiner liebenswürdigen, frischen Persönlichkeit, von seiner wissenschaftlichen Eigenart hat Otto Ribbeck in der dem Buch vorausgeschickten Biographie eine liebevolle Schilderung entworfen, die jeden, der sie liest, tief ergreifen mufs. Durch sie wird B. denen, die ihn gekannt haben, in lebendiger Erinnerung bleiben; in der Wissenschaft wird ihm ein ehrenvolles Andenken nicht zum wenigsten durch sein letztes Werk gesichert werden.

Walther Ruge.

GOETHE UND ANTIGONE.

Wieder zwei Voten gegen Goethe in Sachen der Antigone! Ich meine Kaibels neue Auffassung der Antigone in der Göttinger Universitätsschrift 1897 und Bruhns in diesen Blättern gegen Kaibel gerichteten Aufsatz (S. 248 ff.): beide Kritiker nehmen die Echtheit jener Antigoneworte an, die von Goethe, wie von anderen vor ihm und nach ihm, als unecht empfunden worden sind (Antig. 904 ff.). Aber freilich, beide müfsten eigentlich mit Henri Weil ausrufen: 'Die Verse sind echt, aber ich wollte, sie wären unecht!'[1] Kaibel hat die Unklarheit der Worte nicht gehoben, dazu, wie Bruhn darlegt, anderen Stellen Gewalt anthun müssen, und für Bruhn bleibt im Grunde die Art, wie Antigone ihr Verhalten rechtfertigt, gegenüber modernem Gefühl und Geschmack ebenso anstöfsig, wie sie es für Goethe war. Ob aber nicht derselbe Goethe uns helfen könnte, das, was Antigone mit ihrer Sophisterei will, anders zu verstehen?

Man erinnert sich an das Gespräch, das Goethe — drei Jahre nach dem Antigonegespräch — mit Eckermann und Riemer über englischen Radikalismus und Konservativismus hält (Eckermann III S. 222 ff. Düntzer). Zunächst erklärt sich Goethe für das Erhalten und Aufbauen; dann, auf eine Bemerkung Eckermanns, verwahrt er sich mit allem Nachdruck dagegen, als ob er, wenn er in England geboren worden wäre, dem Radikalismus wenigstens in dessen mafsvoller Gestalt würde gehuldigt haben: nein, in England würde er von den bestehenden Mifsbräuchen geradezu gelebt haben; eine Bischofsmütze samt dreifsigtausend Pfund Jahreseinkommen hätte er sich erlogen und erheuchelt, und einmal oben, hätte er sich durch Verdummung des einfältigen Volkes mit unendlichem Spafs auch oben erhalten; freilich jetzt, in Deutschland, könne er sich nicht dazu verstehen, so zu lügen, eben weil er keine Aussicht auf so gute Bezahlung habe. — Was thut hier Goethe? Er legt sich im besonderen Moment selbst eine Denkweise bei, welche seiner sonst bekannten und bisher bethätigten schroff entgegengesetzt ist, die Denkweise gemeinster Selbstsucht und raffinierter Nichtswürdigkeit; er behauptet, wenn es der Mühe wert wäre, würde er so und so gemein handeln, und jetzt und bisher handle er anders, eben weil es die Mühe der Gemeinheit nicht lohne.

Thut Antigone im Grunde nicht dasselbe wie Goethe? Sie hat bisher 'den Edelmut der reinsten Seele entwickelt', und jetzt, im besonderen Moment, legt sie sich selber als Motiv ein 'dialektisches Kalkul' unter, legt sich selber die Denkweise sophistisch kalkulierender Verständigkeit bei; Antigone behauptet auch, ähnlich wie Goethe, sie würde unter den und den Umständen anders gehandelt haben als jetzt, weil es dann die schwere Mühe ihrer That nicht gelohnt hätte, und jetzt habe sie ihre That gethan eben aus der verständigen Berechnung, dafs es jetzt der Mühe wert sei. Und beide, Goethe und Antigone, stellen sich an, als sei es eine allgemein gültige Ordnung der Dinge oder Regel des Handelns, nach welcher sie handeln, raffiniert niederträchtig der eine, sophistisch kalkulierend die andere. Wenn die Sache bei Goethe Sinn und Zweck hat, hat sie das auch bei Antigone?

Für Goethe bezeugt uns Eckermann, es sei eine Unterhaltung voll Übermuts, Ironie, Malice und mephistophelischer Laune gewesen. Ein Glück für Goethe! Giebt es doch nachgerade Philologen von so furchtbarer Objektivität, dafs sie keinen Spafs verstehen, wenn nicht überliefert ist, es sei Spafs. Also Goethe sprach mit maliziöser Ironie — zu welchem Zweck? Ich denke, Ironie und Sarkasmus seien im Leben unter anderem ein natürliches, zweckmäfsiges, ja unentbehrliches Kampfmittel, eine Waffe, die insbesondere der vornehmere Mensch statt grober direkter Schmähung und wütiger Beschimpfung führt im Kampf gegen die unüberwindlichen Mächte, z. B. Gemeinheit, Roheit, Dünkelhaftigkeit, Dummheit, Grobheit. Bei Goethe war es also dort der energische und doch noble Ausdruck alten Ingrimms gegen gewisse unverbesserliche Mifsbräuche im englischen Leben; die Äufserung Eckermanns, Goethe sei hinterher 'mit derselbigen Malice' nochmals auf die enorme

[1] H. Weil, Revue des études grecques VII (1894) S. 261—266.

Digitized by Google

Besoldung der englischen hohen Geistlichkeit zurückgekommen (S. 225), und ein etwas früheres Gespräch über denselben Gegenstand (II 122) können zeigen, wie sich der Unmut angesammelt hatte. — Aber nun Antigone? Wenn Goethe sich eine gemeine Gesinnung beilegt, um gegen eben dieselbe Gemeinheit an anderen ingrimmige Hiebe zu führen, soll denn etwa Antigone sich selbst eine klügelnde Verständigkeit, ein Handeln nach dialektisch begründeten, kasuistischen Prinzipien zuschreiben, um gegen solches Handeln und solche kluge Kasuistik anderer sich zu wehren, zu kämpfen?

'Ironische Auffassung' ist für die Dichtererklärung in Verruf geraten. Mit Recht, wenn es sich um die Sucht handelt, Ironien im Sinne müfsiger Formspiele des Dichters zu entdecken; dagegen sehr mit Unrecht, wenn Ironie und Sarkasmus, wie im kämpfenden Leben, so in der Poesie des Kampfes als natürliche und scharfe Waffe leidenschaftlichen Empfindens dienen können. Insbesondere in der Tragödie, wo vornehme Menschen durch Menschen und Schicksal Gewalt leiden, ist sarkastische Ironie als Kampfmittel etwas vollkommen Natürliches und ist überall und jederzeit mit Vorliebe angewandt worden. Leider ist unsere wissenschaftliche Poetik und Rhetorik und unsere ästhetische Bildung zu einseitig formalistisch oder historisch, um Naturnotwendigkeit und lebensvolle Kraft so mancher 'schönen Kunstfigur' zu würdigen.[1] Jedenfalls, Sophokles kennt die Ironie als Kampfmittel. Da wo im 'Aias' der Held in unversöhnlichem Hafs gegen seine Feinde zum Tode gehen will, redet er von Sinnesänderung und Versöhnung, um den Seinigen alles weitere Fragen und Bemühen um seine Rettung abzuschneiden; aber nun rechtfertigt er seine Versöhnlichkeit in einer Weise, welche mit ihrer Umständlichkeit, ihrer Häufung rhetorischer und dialektischer Beweismittel, ihrer Hervorkehrung gerade der Jämmerlichkeit der Versöhnungsmotive durchaus nicht dem nächsten, praktischen Zweck dienen kann. Z. B. 'Ich habe eben erst die Erkenntnis gewonnen, einen Feind dürfe man nur soweit hassen, dafs man bedenkt, der Mann könne ja auch wieder ein Freund werden, und so werd' ich künftig auch meinen Freunden gegenüber zu Freundesdiensten nur mit Vorsicht bereit sein, da der Freund voraussichtlich nicht immer Freund bleibt . . .!' Mit welchem innerlichen Hohne mufs der grofse Hasser, der rauhherzige Held diese erbärmlich feige Weisheit entwickeln! Sich selbst wehrt und verwahrt er gerade damit gegen jede Möglichkeit einer Versöhnung. Anders, wie es scheint, für das Verständnis Tekmessas und der Salaminier: ist doch nach dem Ausspruch eines geistreichen Franzosen Ironie nichts für Kinder, für Frauen und für das Volk.

Zu ähnlicher verachtungsvoller Verwahrung wie Aias hätte auch Antigone reichlich Veranlassung. Ihr hat ja alle Welt bisher die Verständigkeit abgesprochen, Ismene Kreon, die Alten von Theben.[1] Und gerade auf dialektisch motivierbare und kasuistische kluge Sätze der Staatsmoral stützt Kreon sein Handeln, und er pflegt, scheint es, für die regelrechte, ordnungsmäfsige Art, nach der er handelt, gerade den Ausdruck *νόμος* zu brauchen, den Antigone an unserer Stelle zweimal anwendet (V. 191; 908 914); so hat auch Ismene Rücksichten auf allerlei Verhältnisse und Unterscheidungen von allerlei Rechten mit verständiger Kasuistik geltend gemacht und gerade das Wort *βίᾳ πολιτῶν* oder *νόμου βίᾳ* verwendet, wie es hier wiederum Antigone braucht (V. 79 59; 907); Vernunft, Besonnenheit ferner ist das Ceterum censeo der Ältesten, und noch zuletzt haben sie kasuistisch die Pflichten gegen Götter und Tote und gegen Staat und Regierung gegen einander abgewogen (V. 872 ff.). Wäre da nicht Anlafs für Antigone, zu derjenigen Welt, der sie unterliegt, mit Ironie zu sagen: Sieh, gerade mit Hilfe Deiner klugen Dialektik beweise ich, dafs ich ja genau nach Regel und Ordnung Deiner kasuistisch-utilitarischen Moral gehandelt habe, und dafür mufs ich sterben; folglich *σοὶ — εἰ δοκῶ νῦν μῶρα δρῶσα τυγχάνειν, | σχεδόν τι μώρῳ μωρίαν ὀφλισκάνω* — wie das Antigone schon zu Kreon gesagt hat (469 f.). Darum würde sie sich dann für die Richtigkeit ihres 'Kalkuls' auf das Urteil eben der Verständigen und Besonnenen berufen (904) und den Widerspruch konstatieren, dafs ihr kluges Prinzip bei dem Manne kluger Prinzipien, Kreon, so wenig Verständnis gefunden hat; man beachte, wie sie *νόμῳ Κρέοντι* hart zusammenstofsen läfst (914).

Freilich, sie richtet ihre Rechtfertigung direkt weder an Kreon noch sonst an die kluge Welt hier oben, sondern an ihren toten Bruder, sie redet ja hier überhaupt

[1]) Einseitig ist, was über die Ironie z. B. Gerber, Sprache als Kunst II 94 315 ff. u. a. und Baumgart, Handbuch der Poetik 693 ff. lehren.

[1]) V. 49 68 95 99 383 469 472 510 562 563 f. 853 872 ff.

Digitized by Google

nur noch mit der Unterwelt und den toten Angehörigen (891 ff.).[1] Nun müfste gerade vor diesen Angehörigen und insbesondere vor Polyneikes die Klügelei Antigones erst recht herzlos und lieblos klingen; sagt sie doch genau genommen dem toten Bruder, sie würde auch ihn nicht bestattet haben, wenn sie von lebenden Eltern noch einen anderen Bruder erwarten könnte. Aber die Toten kennen Antigone und werden sie besser verstehen als so, wie die Lebenden und darunter sogar die Ältesten sie zuletzt noch verstanden haben. Also dem Bruder, für welchen sie in den Tod geht, könnte ihr 'gesuchtes dialektisches Kalkul' vielleicht ein Ausbruch überquellender Bitterkeit sein aus einem Herzen voll Pflichtgefühl und Verwandtenliebe.[2] Richtet doch auch Goethe seine Apologie sozialer Niedertracht an Männer, welche ihn kennen und verehren: je cynischer er spricht, je schwärzer er seine Nichtswürdigkeit aufträgt, desto heller leuchtet ihnen seine wirkliche Gesinnung hervor.

Auch Antigone trägt stark auf, die rechnende, kasuistische Lebensklugkeit der verständigen Welt wird in ihrem Munde zur spitzfindig spielenden Klügelei und fast zur Unverständlichkeit.[3] So schlimm wäre das nicht: die Sprache schmerzvoller und hohnvoller Empörung gegen eine Übermacht wird gerne spitzfindig und leicht dunkel. In der Tragödie des zornigen Schmerzes, dem König Lear, blüht es förmlich von Wort- und Gedankenspielereien, die oft zu Vexierrätseln werden. In Zorn und Verzweiflung witzelt Macbeth über Rhabarber und Senna, und beim Tode seines Weibes reflektiert und spintisiert er derart, dafs Bodenstedt ihn jedenfalls mifsverstanden hat, wenn er ihn völliger Herzlosigkeit anklagt (Macb. V 3, V 5). Ein Vater hat unwissentlich seinen Sohn getötet, und womit protestiert schliefslich sein bitterer Schmerz gegen diese Unnatur? Mit einem Paradoxon, über dessen Sinn die Erklärer noch jetzt nicht im klaren sind (Heinrich d. Sechste, III. Teil, A. II 5). Und an dem allem ist nicht etwa blofs eine besondere Neigung Shakespeares und seiner Zeit schuld. Schon bei Aeschylos ist an so mancher Stelle, zu der die Erklärer anmerken 'gesucht', 'überladen', 'dunkel', also womöglich 'verdorben', Überladung und Dunkelheit nur die charakteristische Wirkung hohnvoller oder verzweifelt bitterer Stimmung.[1] Die arme Tekmessa bei Sophokles wird im Schmerz über Aias' Selbstmord und in ohnmächtiger Empörung gegen den Triumph der Feinde so spitzfindig und — ohne den Vortrag des Schauspielers — so schwer verständlich, dafs man schon mindestens drei Verse für unecht erklärt hat (Aias 961 ff. 966—968). Und gleich nachher die 'gesucht pointierte', 'platte', 'Gemeinplätze' brauchende, 'wunderliche', ja 'widerliche' Art des Teukros, da wo er mit dem Gürtel des Aias und dem Schwerte Hektors argumentiert — sie ist eben eine ingrimmige Sophisterei, mit welcher die Ohnmacht des Helden gegen die Übermacht der Schicksalsmächte und gegen etwaige fromme Gutmütigkeit der Menschen protestiert; seine Unklarheit hat auch Teukros schwer büfsen müssen, mit zwölf Versen und neuerdings noch mit dem Mifsverständnis eines unserer ersten Interpreten.[2]

Dafs gerade Ironien leicht von späteren Auslegern verkannt werden und Unklarheit verursachen, ist natürlich; die Ironie spricht ja von dem, was der klare Sinn wäre, ungefähr das Gegenteil aus. In unserem Falle könnte nun aber ein bischen Unverständlichkeit geradezu den Zweck haben, eine gewisse Art Verständigkeit ad absurdum zu führen. So spricht im König Johann (III 1) der päpstliche Legat Pandulfo der Form nach reine Logik und Dialektik, aber Sinn entdeckt

[1]) Dafs sie sich zuletzt auch an die Götter wende, wie Bruhn sagt (S. 248), ist mindestens ungenau ausgedrückt: sich an sie zu wenden, lehnt sie vielmehr ab, V. 921 ff.

[2]) Es ist immer meine Meinung gewesen, dafs wie bei der Elektra des Sophokles so bei Antigone die zur That treibenden, den Kampf führenden Kräfte nicht sowohl eine persönliche Schwesterliebe und eine allgemeine Frömmigkeit seien, als vielmehr die altgriechischen und heroischen Gefühle der Pietät und Pflicht gegenüber dem blutsverwandten Geschlecht, insonderheit den toten Blutsverwandten: soweit würde ich Kaibel gegen Bruhn recht geben; vgl. meine Elektra S. 117 f.

[3]) Um hier die Frage nicht auch wieder von diesem Ende aus aufzurollen, bemerke ich nur, dafs ich über die logischen und sprachlichen Anstöfse durchaus nicht so leicht wegkomme wie Bruhn S. 250; vgl. besonders Kvičala (Beiträge III 40 ff.), Wecklein (Ars Soph. emend. 162 ff.), Otte (De fab. Oedipodea 26 ff.), F. Kern (Z. f. d. G.-W. 1880 S. 4 ff.); zuletzt P. Corssen, Die Antigone S. 11—14 75.

[1]) In der 3. Aufl. von Engers Agamemnon habe ich mich des Dichters in diesem Sinn mehrfach angenommen; vgl. auch das Basler Gymnasialprogramm 'Die Tragödie Agamemnon' S. 31, 4.

[2]) Ai. 1028 ff. — κἀκεῖνον 1035 hat Kaibel (Elektra S. 80) auf Aias statt auf ζωστήρ bezogen.

Digitized by Google

man in gewissen Sätzen nach Gildemeisters Urteil nur mit Müh' und Not: es wird angenommen, der Dichter wolle auf diese Weise die spitzfindige römische Kasuistik persiflieren.

Angenommen, Shakespeare in der Pandulfoszene oder auch Goethe dort mit seinem Lobe englischer Mifsbräuche hätte ein bestimmtes einzelnes, zu seiner Zeit besonders bekannt gewordenes Beispiel der persiflierten Denk- und Redeweise nachgeahmt, so würde man von Parodie reden. Bei der Sophoklesstelle nimmt man wirklich an, es sei darin ein bestimmtes Original nachgeahmt, nämlich die Antwort, welche nach Herodot (III 119) die Gattin des Intaphrenes dem König Dareios gab auf die Frage, warum sie gerade ihren Bruder und nicht ihren Gatten oder einen Sohn vom Tode losbitte. Nachgeahmt — ich würde sagen parodiert; denn das Original ist inhaltlich und logisch und sprachlich wie geflissentlich, wie zum Zwecke der Persiflage entstellt, und kein Erklärer ist übler beraten als der, der uns sagt, der Dichter habe die hübsche Geschichte seines Freundes Herodot aus purem Wohlgefallen hier mit angebracht. Gewifs hat er aber auch nicht den Freund persiflieren wollen: es ist das eine Auffassung von Parodie, gegen die zu protestieren leider nicht unnötig ist[1]); nicht einmal der klugen Frau des Intaphrenes würde der Spott gelten — was geht die den Tragiker oder gar Antigone an? Aber die Intaphrenesgeschichte enthielt einen bestimmten, im Morgenland altbekannten, in Athen vielleicht durch Herodot sogar berühmt gewordenen 'Kalkul' barbarischer, nichtgriechischer Frauenklugkeit: durch die Karikatur von etwas Wohlbekanntem konnte der Dichter den bitteren Hohn seiner hochherzigen Heldin noch wirksamer zum Ausdruck bringen.[2]) Man mag im Aias sehen, wie Teukros die regelrechte Parabel des Menelaos parodiert (V. 1142—1158): er ahmt die Parabelform weiser Belehrung nach, aber sofort fällt er gleichsam aus Form und Regel, und zwar mit bewufster Lässigkeit, gewollter Formlosigkeit, und fertigt so die weise Belehrung des Gegners mit höhnender Ironie ab, nicht weil die Parabel des Menelaos an sich und an anderem Platze falsch wäre, wohl aber weil die Weisheit an falschem Ort an falsche Adresse gerichtet worden ist.

Man wendet in solchen Fällen gerne ein, was Bruhn gegen Kaibel einwendet (S. 254): nicht die Worte könnten dergleichen entscheiden, sondern nur der Ton, und vom Tone wüfsten wir nichts. Nichts? Das ist doch wohl zu bescheiden; auch Bruhn hört aus Worten die Töne der Ironie, der bitteren Verachtung u. s. w. mit wissenschaftlicher Gewifsheit heraus (S. 260 261 u. a.). Wenn es denn aber wissenschaftliche Kriterien für die Töne des menschlichen Empfindens im Drama giebt, so lägen doch wohl in unseren Antigoneworten deutliche Merkmale eines ironischen, sarkastischen Tones vor: 'ein Motiv, das ganz schlecht ist, fast ans Komische streift, sehr gesucht und gar zu sehr als ein dialektisches Kalkul erscheint', wie Goethe sagt, und eine Sprache, welche nach dem Urteil tüchtiger Philologen mindestens als sehr lässig erscheinen mufs. Und der Zweck des Sarkasmus wäre ein letzter, moralisch vernichtender Protest der unterliegenden Heldin gegen die siegende Verständigkeit der Menschenwelt.

Vielleicht hat so derselbe Goethe mit seinem anderen Gespräch voll Ironie, Malice und Mephistopheleslaune uns gezeigt, wie wir den verkannten Willen einer zum Tode gehenden Antigone aus ihrer kämpfenden, leidenschaftlichen Seele heraus verstehen könnten. *Ὁ τρώσας καὶ ἰάσεται.*

Theodor Plüss.

[1]) Vgl. meine Bemerkung gegen Kiefsling, Fleckeisens Jahrb. 1897 S. 79, und die Bemerkung Kaibels, Elektra S. 68, 1.

[2]) Über ältere indische und persische Analogien zur Intaphrenesgeschichte vgl. Pischel, Hermes XXVIII (1893) S. 465, und Nöldeke, ebd. XXIX (1894) S. 155 f. Ähnliches aus China, nach dem Baseler Missionsmagazin 1874, Neue Jahrb. CXXXII (1874) S. 301; Z. f. G.-W. 1880 S. 5. Parodiert und karikiert hat berühmte kluge Entscheidungen auch die bildende Kunst; vgl. die Verhdl. d. Berliner archäolog. Gesellschaft, Februarsitzung (Wochenschr. f. kl. Phil. 1898 Sp. 443 ff.) über das ebenfalls im ganzen Orient bekannte 'Urteil Salomons'.

Peter Corssen, Die Antigone des Sophokles, ihre theatralische und sittliche Wirkung. Berlin, Weidmann 1898. 75 S. 8.

Nicht Zufall, sondern Anzeichen einer Krisis ist eine gewisse drängende Unruhe in der gegenwärtigen Kritik des Sophokles und insbesondere der Antigone. Ob die Krisis zu glücklicher Genesung führen wird?

Corssens 'Antigone des Sophokles' geht aus von derselben Abhandlung Kaibels, von der in meiner obigen Miscelle die Rede gewesen ist. Den Versuch, die Antigoneverse 905 ff. als echt und als Ausdruck stolzer Verachtung der Labdakidentochter gegenüber dem Blut und Geschlechte Kreons und Hämons zu erklären und von hier aus ein neues Licht auf Charakter und Konflikt Antigones zu werfen, bekämpft Corssen mit

Digitized by Google

Gründen des Geschmacks und der Methode, der Sache und der Logik. Er selbst erklärt die Verse wieder für unecht und für unbrauchbar zum Verständnis von Stück und Heldin (S. 7—15). Wesentlich dagegen für dieses Verständnis ist ihm die stark hervortretende Voraussetzung, dafs Antigone unter dem Fluche ihres Geschlechtes stehe und selbst aus blutschänderischer Ehe stamme — letzteres wohl die grandiose Konzeption des Aeschylos, dessen 'Sieben' dem athenischen Zuschauer einen bedeutsamen Hintergrund für die Sophokleischen Gestalten geben (S. 15—23). Entscheidend sodann für Wirkung des Stücks und Würdigung des Dichters ist es, dafs erst Sophokles aus dem Labdakidenfluch die Konsequenz gezogen hat, nicht nur die Brüder, sondern auch die Schwester dem Fluch verfallen zu lassen, und dafs er die That der Antigone und damit die eigentliche Fabel des Stücks selber geschaffen hat; schliefsen doch die thebanischen Heldenlieder nach Welcker, trotz Bethe, mit friedlichen oder versöhnlichen Leichenfeiern, und der letzte Schlufs der 'Sieben', wo Antigone dem Staatsgebot opponiert, mufs später angefügt sein (S. 20—36).

Wirksamkeit und sittliche Bedeutung giebt dem Stück, dafs Antigone jenes Fluchgeschick mit völlig freier Entschliefsung vollzieht. Antigone ist unschuldig, trotz Hegel und Böckh, und für Recht und Unschuld Antigones soll auch das athenische Volk im Theater bestimmt sich entscheiden. Nach attischem Recht hätte Kreon den toten Polyneikes über die Landesgrenze werfen, weiter aber die Bestattung durch die Anverwandten nicht hindern dürfen; aber Kreon ist für die Athener ein Tyrann, ohne Sittlichkeit im Sinne Antigones, ein Staatsverbrecher, wie Goethe sagt; er treibt sein ganzes Land zum Aufruhr (V. 1080 ff.) und lästert schliefslich die Götter, zum Entsetzen des ganzen Theaters, um dann jählings in Schwäche umzuschlagen. Gegen willkürlichen Tyrannenwillen, für ihre persönliche Pflicht und mittelbar für das wahre Staatswohl kämpft Antigone; dafs ein solcher Kampf ein ewig ruhmvoller sei, davon sollte das Stück die Zuhörer durch die stärkste Gemütserschütterung überzeugen; Antigones Tod nach freiem Entschlufs sollte das Schicksal versöhnen und sie verherrlichen. Im Grauen vor dem Tode ist sie menschlich und natürlich; ihre Schroffheiten entspringen aus dem schärfsten Empfinden für Rechtsverletzung: sonst leitet Liebe ihr Rechtsgefühl; in der Äufserung der Liebe zu Hämon ist sie von attischer Sitte gebunden (S. 36—57, 61—67).

Allerdings hält der Chor mit der Anerkennung Antigones zurück, aber er ist eben eine dramatische, nach Bedürfnis der Handlung charakterisierte Person; in der Klageszene V. 806 ff. soll zudem seine kalte Gelassenheit das Mitleid der Zuschauer zugleich steigern und mäfsigen. Auch in den Chorliedern spricht er nicht das moralische Werturteil des Dichters aus: er reflektiert die Wirkung der Handlung, daneben reguliert er die Empfindungen der Zuschauer und füllt, wie im ersten Stasimon, Zwischenzeiten aus (S. 57—61, 67—73).

Aus der theatralischen Handlung empfängt durch erschütternde Gemütsbewegungen der Zuschauer die sittliche Wirkung, jene lebendige Überzeugung, dafs frevelhafter Übermut auch des Mächtigsten der Strafe ewiger Gesetze verfalle. Es ist eine hohe Dichterseele, die sich in der Antigone spiegelt; die Verse 905 ff. spiegeln nicht denselben Geist wieder (S. 73—75).

Corssens Schrift ist anregend, wenn auch nicht immer ganz korrekt geschrieben, der Ton der Polemik etwas hoch. Sachlich hat er gegenüber Kaibel recht, vielleicht nicht mit der Athetese der Verse 905 ff.; vgl. meine obige Miscelle. Unsicher wie anderswo auf poetischem Gebiet scheinen mir auch hier die Ergebnisse der Quellenuntersuchung, und wenn sie sicherer wären, würde für das Verständnis des Kunstwerks wenig gewonnen sein: da entscheidet das Wie viel mehr als das Was oder gar das Woher. Dagegen verliert das Kunstwerk sehr viel, wenn seine Teile nicht organisch und integrierend sind: das zieht auch Corssen bei seiner Auffassung der Chorlieder noch zu wenig in Betracht, obwohl er den Chor richtig als dramatische Person zu verstehen sucht (vgl. Fleckeisens Jahrb. 1897 S. 725 ff). In der Würdigung der Heldin ist mir besonders erfreulich, dafs wieder jemand den Mut hat für tragische Unschuld einzutreten (vgl. Valentin in diesen Jahrb. S. 293). Dagegen scheint es mir nach den rechtlichen Voraussetzungen des Stückes selber unnötig und für die Tragik herabwürdigend, dafs Kreon dafür um so schlechter gemacht wird: ich bekenne mich zu der Ansicht Hettners, das Drama sei dann am bedeutendsten, wenn zwei sich bekämpfende Leidenschaften im Grunde beide gleich berechtigt seien. Unrecht, von berechtigtem Willen im leidenschaftlichen Kampfe um sein Recht begangen, erregt Mitleid: dieses haben die Athener, hoffe ich, im Theater auch Kreon gezollt, und sie haben sich vielleicht noch am Schlusse nicht sowohl von der Bestrafung

Digitized by Google

eines übermütigen Tyrannen moralisch erhoben, als mit einem Menschen ihresgleichen mit zerschmettert und von 'theatralischer' Sympathie beglückt gefühlt. Jedenfalls irrt Corssen, wenn er in betreff theatralischer und moralischer Wirkung mit Goethe übereinzustimmen meint und dabei doch eigentlich das Theater zum Mittel und die Moral zum Zweck macht.

Theodor Plüss.

DIE KÖNIGSSTANDARTE BEI DEN PERSERN.

Zu der Stelle Xen. Anab. I 10, 12: *καὶ τὸ βασίλειον σημεῖον ὁρᾶν ἔφασαν, ἀετὸν χρυσοῦν ἐπὶ πέλτης ἀνατεταμένον* bemerken die meisten Herausgeber, dafs *πέλτη* hier soviel heifse wie Speer, und berufen sich dabei auf Xen. Cyrop. VII 1, 4: *ἦν δ' αὐτῷ σημεῖον ἀετὸς χρυσοῦς ἐπὶ δόρατος μακροῦ τεταμένος*.

Diese Erklärung ist den Lexikographen von Stephanus' Thesaurus an bis auf die Gegenwart so einleuchtend gewesen, dafs die Wörterbücher im hintersten Winkel des Artikels *πέλτη* unter Anführung unserer Stelle die Bedeutung *πέλτη = δόρυ* als *ἅπαξ εἰρημένον* angeben.

Sollte nun Xenophon, der erfahrene Kriegsschriftsteller, einen ähnlichen Irrtum begangen haben, wie wenn heute in einem Schlachtenberichte etwa Kürafs mit Lanze verwechselt würde, namentlich da sonst nirgends in der griechischen Litteratur ein Beleg für jene sonderbare Begriffsvertauschung nachweisbar sein dürfte?

Dies anzunehmen ist schon anderen bedenklich erschienen, wie die Heilungsversuche beweisen, die K. W. Krüger in seiner Ausgabe anführt: *παλτοῦ* statt *πέλτης* (Leonclavius), *ἐπὶ ξυστοῦ* statt des Glossems *ἐπὶ ξύλου* (Hutchinson). Er selbst hält an der Bedeutung *πέλτη = δόρυ* fest.

Beides, Annahme eines einzig dastehenden Wortgebrauchs, wie eines Verderbnisses ist unnötig. Die Erklärung zu unserer Stelle bietet das bekannte Mosaik 'Alexanderschlacht' aus der Casa del Fauno in Pompeji. Obwohl gerade das Königszeichen nicht unversehrt erhalten ist, so bleibt doch seine Form deutlich genug erkennbar. Ein Adler mit ausgespannten Flügeln befindet sich auf einem schildartig umrandeten, viereckigen Brett, das an einem Speere unmittelbar unter der Spitze befestigt ist. Ein Krönchen auf dem Haupte des Vogels bezeichnet ihn als Abzeichen der Königswürde. Demnach bedeutet hier *πέλτη* nichts anderes als das Brett, auf dem der Adler angebracht ist, und das Xenophon mit dem kleinen Schilde der griechischen Leichtbewaffneten vergleicht.

Wenn in der angeführten Stelle aus der Kyropädie der Speer als Fahnenstange für die Königsstandarte genannt ist, so geschieht es, wie der Zusammenhang ergiebt (*παρηγγύησε δὲ παρορᾶν πρὸς τὸ σημεῖον*), weil betont wird, dafs der Standpunkt des Königs im Kampfe weithin sichtbar sein sollte.

Auch das Glossem zu der Stelle: *ἐπὶ ξύλου*, das wohl schwerlich gleichbedeutend sein dürfte mit *ἐπὶ δόρατος*, beweist, dafs dem antiken Erklärer dasselbe Bild vorschwebte, das wir noch auf jenem Mosaik besitzen.

Ob der hier bekämpfte Irrtum (*πέλτη = δόρυ*) bereits von anderer Seite berichtigt worden ist, kann ich bei der Unzulänglichkeit meiner Hilfsmittel nicht entscheiden. Sollte es der Fall sein, so würde das erneute Vorkommen jener Auffassung in Lexicis und Schulausgaben nur beweisen, dafs es nicht überflüssig ist, gegen langjährige Mifsverständnisse auch ein zweites Mal zu Felde zu ziehen.

Martin Fickelscherer.

DIE ERSTE EKLOGE DES VERGIL.

Der Aufsatz von Paul Jahn: 'Die Art der Abhängigkeit Vergils von Theokrit' (Progr. des Köllnischen Gymn., Berlin 1897, R. Gärtner) hat den Verfasser veranlafst den Versuch zu machen, ob man nicht einen Weg einschlagen kann, auf dem die dichterische Eigenart Vergils besser erkannt wird als auf dem von Jahn gewählten. Damit soll kein Vorwurf gegen die Gründlichkeit dieser Arbeit erhoben werden.[1] Während aber Jahn mehr das den beiden Dichtern Gemeinsame ins Auge fafst, möchte ich den Blick auf die Art und Weise richten, wie der Dichter sich von seinem Vorbild befreit. Man gewinnt dann vielleicht den Eindruck, dafs die Anklänge an Theokrit nicht etwa Armut des Dichters an poetischer Gestaltungsfähigkeit bekunden, sondern die Gabe, spielend im Geiste des Theokrit einen bunten Wechsel von neuen Bildern zu schaffen, die den sachkundigen Leser stets an das Vorbild gemahnen, aber zugleich zur Ermittelung der Verschiedenheit anregen. Denn um ein mühsames Zusammentragen der einzelnen Züge und ihre mosaikartige Zusammensetzung

---

[1]) Vgl. mein Referat Gymnasium, 1898 Nr. 11 S. 384.

Digitized by Google

kann es sich nicht gut handeln, da die Individualität Vergils, die doch auch in den Eklogen sich offenbart, wesentlich verschieden ist von der seines Vorbildes; Theokrit erscheint übrigens schon durch seine Eigenschaft als Vorbild in der vorteilhafteren Beleuchtung. Diese Individualität Vergils zu verstehen ist wohl bis zu einem gewissen Grad möglich: man mufs Paul Cauer unbedingt zustimmen, wenn er sagt, dafs wir selten so wie bei Vergil die Gelegenheit haben, einen Blick in die poetische Werkstätte zu thun. Die folgende Besprechung der ersten Ekloge will natürlich nicht für eine alle Aufgaben der Interpretation erschöpfende Leistung gelten.

In V. 1 findet sich ein Anklang an Theokrit XII 8, aber dort handelt es sich um einen Vergleich, hier um eine wirkliche Situation, dort um das sehnende Eilen des Wanderers aus der sengenden Glut der Sonnenstrahlen in den Schatten, hier um das behagliche, sorglose Ausruhen unter der Buche. Dabei wird das Adjektivum *σκιερή* stimmungsvoll zu einem *tegmen fagi*, hinzu tritt noch das malerische *patulae* (vgl. Theokr. VII 9), womit der Dichter sein ästhetisches Wohlgefallen an einem schönen Baume offenbart. Diese Szenerie und der friedlich auf Weisen sinnende Hirt geben ein Bild, das in wirkungsvollem Kontrast zu dem folgenden steht. Zu beachten ist der gewählte Ausdruck *meditaris*, der mehr auf die höhere künstlerische Thätigkeit pafst. Von diesem persönlichen Standpunkt des Dichters aus ist auch *silvestrem Musam* für die niedere Gattung zu verstehen, vielleicht auch *tenui*, wenn es nicht wie *gracili* in den Einleitungsversen zur Aeneis sich auf das Äufserliche bezieht. Die friedlichen Verhältnisse des Tityrus lassen den Meliboeus seine Lage um so schmerzlicher empfinden; dies zeigt die Anapher, das Beiwort *dulcia*, das eine Reihe gemütlicher Vorstellungen weckende *patriae fines*, wobei *fines* den Gegensatz zur Fremde noch schärfer hervortreten läfst. Dann tritt der Gegensatz auch noch metrisch zu Tage durch die Penthemimeres, das *recubans sub tegmine* erhält eine Ausführung in *lentus in umbra*, Vers 2 in 5, der uns den individuelleren Zug der Liebe zu Amaryllis bietet, und zwar in der gewählten Ausdrucksweise des *resonare doces silvas*, wodurch gleichzeitig das Landschaftsbild erweitert, abgegrenzt (*silvas*) und belebt wird; *formosa* läfst das Mädchen nicht nur als schön, sondern auch dem Sprechenden bekannt erscheinen. — Die Antwort des Tityrus bringt mit dem zur Eigenart des röm. Dichters gehörigen Pathos [1]) das Gefühl des Dankes gegen den Wohlthäter zum Ausdruck, wobei das Beiwort *tener* der stilistischen Liebhaberei des Dichters entspricht und die für ihn bezeichnende gemütliche Teilnahme an den Dingen bekundet. In den beiden nächsten Versen schwelgt Tityrus in dem Bewufstsein des sorglosen Lebens, das ihm nun gesichert ist. Die Sorglosigkeit empfinden gewissermafsen auch die Rinder des Hirten, wie das *errare* zeigt, welches zugleich einen Zuwachs des Landschaftsbildes bedeutet, die auf der Wiese da und dort zerstreuten Tiere. — Während der Worte des Tityrus war Meliboeus in Gedanken mit der Vergleichung ihrer beiderseitigen Lage beschäftigt. Das Ergebnis liegt in dem *non equidem invideo*, dann geht er zu dem für eine ungezwungene Weiterführung des Gesprächs fruchtbaren *miror magis* über, läfst durch *undique totis* eqs. die glückliche Lage des Tityrus als etwas Vereinzeltes erscheinen, weist auf seine Ziegenherde hin, wodurch die Szenerie abermals einen Zuwachs erhält. Dem Streben, durch Individualisieren die Situation zu beleben, entsprechen die nächsten Verse; sie bewirken, dafs sich unser Mitgefühl mit Meliboeus auch auf die Tiere seiner Herde erstreckt, dazu hilft *silice in unda* und das Zurücklassen der Jungen. Aus dem Volksleben gegriffen ist der Selbstvorwurf wegen des nichtbeachteten Omens. Mit V. 18 kehrt der Sprechende zu den Worten des Tityrus zurück und zu seinen eigenen Gedanken in V. 11. — Bei der Antwort des Tityrus ist charakteristisch das weite Ausholen; bei dem Gedanken an Augustus taucht die Grofsstadt Rom in seiner Erinnerung auf, er gedenkt der Korrektur, die seine Vorstellung von Rom, die er sich nach Analogie der kleinen Landstadt gemacht hatte, durch die Wirklichkeit erfahren hat, wobei V. 20 f. einen weiteren Zug aus dem Hirtenleben bieten und die ursprüngliche Ansicht des Tityrus von Rom durch Vergleiche aus seinem Wirkungskreis und dem Leben in der Natur illustrieren. Nun wirft Meliboeus die den Gang der Unterhaltung fördernde Frage auf: *Et quae tanta fuit Romam tibi causa videndi?* Der Dichter läfst seinen Tityrus ebensowenig diese Frage direkt beantworten, wie er ihn oben V. 19 sofort auf die Sache eingehen läfst. Hierdurch wird das Gespräch natürlicher, individueller, Tityrus erscheint schärfer charakterisiert. Er ist ein Mann, der nach langem vergeblichen Bemühen ein Ziel erreicht hat,

[1]) Vgl. die epische Färbung des Ausdruckes *aram imbuet agnus*.

Digitized by Google

wo er fast schon die Hoffnung aufgegeben hatte, und der in seiner Freude eine Reihe von Stimmungen, Gefühlen und Eindrücken kaum bewältigen und ordnen kann. Der Dichter schafft sich dadurch die Gelegenheit, eine gröfsere Auswahl intimer Züge aus dem ländlichen Leben in sein Gedicht einzufügen: so das Verhältnis des Tityrus zu der Geliebten, zu der anspruchsvollen Galatea, für die vielleicht auch das *reliquit* charakteristisch ist, und zu der haushälterischen Amaryllis (vgl. das innige *nos habet*), ferner die Sorge für das *peculium*, das Erwerben der Freiheit als das dem Unfreien vorschwebende Ideal (von der Nähe oder Ferne dieses Ideals hängt seine Zufriedenheit mit sich und seiner kleinen Welt ab), schliefslich der Jubel über die erworbene Freiheit, die pathetisch personifiziert wird. Sinnig ist auch *candidior postquam tondenti barba cadebat*; man stellt sich unwillkürlich vor, wie sich dem Tityrus bei diesem öfter wiederkehrenden Vorgang Hoffnungslosigkeit und Betrachtungen über seine rasch dahineilenden Jahre und ihre ungenügende Benützung aufdrängten. Auch in V. 33—35 haben wir eine poetische, individualisierende Ausprägung des Gedankens. Man sieht den Tityrus, wie er morgens das für den Verkauf bestimmte Tier, in der Hoffnung auf eine Besserung seiner Lage, aus dem Gehöfte wegführt, wie ihm der Gedanke an den Gewinn die Bereitung trefflichen Käses für die Bewohner der nächsten Stadt erleichtert, obwohl seine Erwartung so oft schon getäuscht worden war (*ingratae*). Man beachte *gravis aere* (vgl. Moretum 82), das Gewicht und die Zahl der geringeren Münzen entsprechen dem Mafsstab dieses Handels und haben zugleich für den kleinen Mann etwas Imponierendes. Diese 3 Verse malen endlich auch das V. 20 f. Angedeutete weiter aus. — An diese hausbackenen Erwägungen des Tityrus fügt Meliboeus ein zart empfundenes Bild aus dem Liebesleben. Wie er dazu kommt, ist klar. Der Gedanke an die Abwesenheit des Tityrus und sein Verhältnis zur Amaryllis erklären ihm das bis dahin unverständliche Gebaren dieser; er versetzt sich lebhaft in ihre Nähe, erlebt im Geiste nochmals ihr Thun und Treiben und sagt scherzhaft vor sich hin: Ei, ei, Amaryllis, jetzt wird mir manches klar. Dabei läfst ihn der Dichter Äufserungen der die Heimkehr des ferneweilenden Geliebten erwartenden Sehnsucht zu einem anmutigen Bild zusammenfügen. So stimmungsvoll dieses an und für sich ist, so pafst es doch weniger zur Situation, wenn man sich den gealterten Tityrus und die haushälterische Geliebte vergegenwärtigt und dabei berücksichtigt, dafs es sich nur um eine kurze Trennung und keinerlei Liebesleid handelt. Vergil hat also über die durch die Situation gegebenen Grenzen hinaus idealisiert. Übrigens tragen diese Verse auch dazu bei, die Verwertung der griechischen Vorbilder durch Vergil zu beleuchten. Als Parallelen erscheinen bei Ribbeck Theokr. IV 12, wo die Herde nach dem abwesenden Hirten vor Sehnsucht brüllt, ferner Bion I 32 und Mosch. III 23, wo die Natur über den Tod des Adonis und des Bion klagt; auch an Theokr. III 10 könnte angeknüpft sein, wo vom Pflücken von Äpfeln die Rede ist. Dafs Vergil, wenn diese Stellen ihm vorgeschwebt haben, die einzelnen Züge umgebildet und zu einem durchaus eigenartigen und selbständigen Situationsbild vereinigt hat, dürfte einleuchten. Gekünstelt allerdings ist es, wenn die ganze Natur die Sehnsucht der Amaryllis teilen soll, denn Tityrus ist kein Adonis und Amaryllis nicht die alles in ihren Bannkreis ziehende Aphrodite. Wir haben also hier eine von den für Vergil charakteristischen ungeschickten Verwertungen griechischer Motive, wie sie Paul Cauer ('Zum Verständnis der nachahmenden Kunst des Vergil', Kiel 1885) zusammengestellt hat. — Die Verse des Meliboeus knüpfen nur scheinbar, rein äufserlich an V. 35 an, gehen thatsächlich auf V. 19 zurück und leiten den Tityrus zwanglos zur Beantwortung der V. 26 gestellten Frage über. Diese erscheint als eine Entschuldigung auf den Vorwurf, den er aus den Worten des Meliboeus heraushört. Dem römischen Dichter entspricht dabei der Ausdruck *praesentes divos*; die stilistischen Liebhabereien Vergils verraten sich in *bis senos*; zum ländlichen Kolorit gehören V. 43 und 46. Der letzte Vers hat mit der Erwerbung der Freiheit, die den Tityrus nach Rom geführt haben soll, nichts zu thun, er leitet zum Folgenden über, wo deutlicher auf Vergils Verhältnisse Bezug genommen wird. Der Dichter fühlte offenbar, dafs die Identifizierung Vergil und Tityrus nicht recht stimmt, daher das Springende der ganzen Unterhaltung der beiden Hirten und die Mannigfaltigkeit der an sich netten Bilder; sie sollen den Leser von der Prüfung des Ganzen ablenken. Gleichwohl läfst sich zwischen V. 40 und 45 keine feste Brücke schlagen, man würde Tityrus und *ergo tua rura manebunt* V. 46 nicht verstehen, wenn man nichts von den Beziehungen des Gedichtes zu Vergils Leben wüfste. — Die nächsten Verse charakterisieren durch

Digitized by Google

den Mund des Meliboeus das Landgütchen des Tityrus, das erkennbare Züge mit dem des Dichters gemein haben mufs; ob diese Züge in die im ganzen Gedicht vorausgesetzte Szenerie hineinpassen, mag dahingestellt bleiben. Vergil scheint weniger auf das abgerundete Ganze Gewicht gelegt zu haben, als auf den Wechsel der einzelnen anmutigen Bilder, die hier wie auch anderwärts in den Eklogen nur lose verbunden sind. Die Einzelheiten hier berühren sich teilweise mit dem Anschauungskreis der Georgica, teils atmen sie ländlichen Frieden und Frohsinn. In V. 51 wächst *nota* aus der Stimmung des einer ungewissen Zukunft entgegengehenden Meliboeus heraus. In V. 56—58 ist zu beachten, wie vielseitig der Dichter die Phantasie des Lesers in Anspruch nimmt: *canet*, *raucae*, *gemere* beschäftigen das Gehör, zugleich wird aber auch dem Gesichtssinn etwas geboten, der *frondator* singt *alta sub rupe* (*ad auras* kennzeichnet so recht seine fröhliche Stimmung), die Tauben lassen *aëria ab ulmo* ihre Stimme erschallen. Ihre Stimme wird zweifach charakterisiert durch *raucae* und durch das die Saiten des Gemüts in Schwingung versetzende, bezeichnende *gemere*; ferner bringt noch *nec cessabit* einen weiteren Zug in die Darstellung; vielleicht soll auch der Singular *turtur* eine Bedeutung für *nec gemere cessabit* haben, vgl. Psalm 101, 7 f. Was bedeutet endlich das wiederholte *fortunate senex*, das wohl etwa zu V. 28, aber so wenig zu 36—39 passen dürfte? Der Dichter hat offenbar an den Stellen, wo die Bezugnahme auf seine Verhältnisse deutlicher zu Tage tritt, seine Person um so tiefer in der Maskenhülle versteckt. Die eine Thatsache aus dem Leben des Vergil ist die Reise nach Rom zu Oktavian aus dem bekannten Anlafs. Da wird der Anlafs versteckt, und die Person unkenntlich gemacht, ein Sklave reist nach Rom, um die Freiheit zu erlangen, was dabei Oktavian zu thun hat, bleibt in Dunkel gehüllt. Die zweite Thatsache ist die Erhaltung des Landgutes; wo sie deutlicher zu Tage tritt, lenkt der jugendliche Dichter von seiner Person ab, dadurch dafs er den Greis nachdrücklich in den Vordergrund rückt. Dafs hierin ein Vorzug der Komposition läge, wird niemand behaupten, aber es handelt sich darum, die Unebenheiten zu verstehen. — Im Gegensatz zu dieser Partie tritt in den nun folgenden Worten des Tityrus V. 62 der politische Interessekreis des damaligen Römers zu Tage, und V. 63 bekundet eine gewisse Verwandtschaft der Auffassung mit Aen. I 720: *paulatim abolere Sychaeum incipit*. — In der nächsten Gruppe von Versen verrät sich die Vorliebe des Dichters für Hyperbolisches und seine Gelehrsamkeit; vgl. V. 65 *rapidum cretae*. Dann reichen sich in der trostlosen Gegenwart des Meliboeus Zukunft und Vergangenheit die Hand. Denn der Gedanke an seine bevorstehenden Irrfahrten drängt ihm die Frage auf: Werde ich mein altes Heim so wieder sehen? Dabei veranschaulicht *longo post tempore* das Sehnen, das ihn in der Ferne nicht verlassen wird, ferner mischt sich ein, man möchte sagen selbstloses Interesse des Meliboeus an seiner Heimat ein, wenn er an die Folgen der neuen Verhältnisse denkt, wobei gewissermafsen der Freund der italischen Landwirtschaft das gegenwärtige System verurteilt und auf die Ursache, die *discordia civium*, hinweist. V. 74 ff. sind der schönen Vergangenheit gewidmet (*felix quondam pecus*, *non ego posthac*). Eine Vergleichung von V. 75—77 mit Theokr. I 116, III 1, VIII 55 zeigen, wie Vergil Züge aus drei verschiedenen Situationen zu einer neuen Situation mit eigener Stimmung zusammengeschlossen hat, wobei noch *viridi*, *damnosa*, *pendere* und *procul* individuelle Färbung bieten und *carmina nulla canam* sogar gegensätzlich zu Theokr. VIII 56 erscheint. Übrigens bietet die ganze Versgruppe zugleich ein in den verschiedenen Einzelheiten hervortretendes besonderes Naturbild. — Im Gegensatz zur verzweifelten Stimmung des Meliboeus atmen — ein passender Abschlufs der Ekloge — die letzten Verse den idyllischen Frieden zufriedenstellender Verhältnisse und abendlicher Natur. *Summa procul villarum culmina fumant* bringt eine Art Perspektive in das Landschaftsbild, und die Worte *maioresque cadunt altis de frontibus umbrae* fügen den letzten Strich zur Szenerie, die während des Gesprächs der Hirten durch das Fortschreiten der Zeit eine veränderte Beleuchtung aufweist. Die Bezugnahme auf den Schatten scheint auch eine Liebhaberei des Dichters gewesen zu sein, vgl.: *nox umbra magna involvens terram* Aen. II 251, *umbra cara circumvolat nox* Aen. II 360, *umbra tristi circumvolat nox* Aen. VI 867, *umbra obtexitur caelum* Aen. XI 611, *umbris orbem dividit* Georg. I 209. Am meisten berühren sich mit unserer Stelle Ekl. II 67: *crescentes umbras duplicat sol* (vgl. Culex 203) und Aen. I 607: *umbrae montibus convexa lustrabunt*.

Diese Zeilen sollen nicht zur Überschätzung Vergils führen, aber doch zu liebevollem Prüfen seiner dichterischen Eigenart.

Georg Ihm.

Digitized by Google

GOETHES PANDORA.

Die diesjährige (13.), am 4. Juni in Weimar abgehaltene Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft empfing ihren schönsten Inhalt durch einen Festvortrag, den U. v. Wilamowitz-Möllendorff über Goethes Pandora hielt. Der Redner gab im Zeitraum einer kurzen Stunde ein Meisterstück philologischer Interpretation und Divination, indem er das schwierige Bruchstück des symbolischen Gedichtes unter Zuhilfenahme des nur andeutend skizzierten Schemas der Fortsetzung mit anschaulicher Schärfe analysierte und die tiefen Grundgedanken des Ganzen zu enträtseln unternahm. Er lehnte es ab, auf Motive und Einflüsse persönlicher Art einzugehen, denen nachzuforschen auch diese Dichtung Goethes Veranlassung gegeben hat, in der Überzeugung, dafs solche Fragen 'überhaupt zwar für die psychologische Analyse, wie der Dichter zur Konzeption seiner Gestalten kommt, äufserst wichtig, für die Erklärung des Kunstwerks fast ganz ohne Belang sind'. Dagegen begann er mit einer Übersicht des Dramas, die die Absichten des Dichters darlegte und die kargen Notizen des Schemas in überraschender Weise vor den Hörern zum Leben erweckte. Die vorgetragene Auffassung beruht, wie es die Philologie fordert, auf genauer Einzelerklärung mit umfassender Berücksichtigung des dem Dichter vorliegenden Stoffes und der Verhältnisse, aus denen und für die er geschaffen hat. 'Man erkennt wohl', sagte der Redner, 'dafs Goethe nach dem ersten Schritte zur menschlichen Kultur, den der Feuerraub des Prometheus bezeichnet, einen zweiten vorführt, der Kunst und Wissenschaft auf die Erde bringt. Man begreift, dafs er neben die Titanen (Prometheus und Epimetheus) eine zweite, empfänglichere Generation stellen mufste, für die er sich das Paar der Kinder (Phileros und Epimeleia) erfand'. Aber was bedeute des näheren die vom Himmel herab sich senkende heilige Lade (Kypsele) mit den Dämonen von Kunst und Wissenschaft, was die Wiederkunft Pandoras mit dem Ölbaum, der 'Moria' des Schemas? Wie könne den Menschen Wissen und Kunst, als deren priesterliche Hüter das vereinigte Paar Phileros und Epimeleia eingesetzt werden, plötzlich vom Himmel fallen?

Zur Aufhellung dieser Fragen zog Wilamowitz die von Goethe aus dem Altertum übernommenen Motive heran: aufser der Pandorasage bei Hesiod und dem Prometheusmythos im Platonischen Protagoras vor allem die Thatsachen, dafs auf dem Grundstücke der Akademie in Athen Altäre des Prometheus und des Eros standen, ebenso der erste Ableger des heiligen Ölbaums von der Burg. 'Die Götterdienste auf der Akademie lieferten Goethen in dem Ölbaum, den Pandora bringt, ein wunderbares, himmlisches Symbol und zugleich den Ausdruck für die Versöhnung des Prometheus. Die Akademie Platons an der Stätte des Prometheus und des Eros lieferte ihm den für seine ganze Erfindung entscheidenden Gedanken, dafs die Wiederkunft Pandoras den Menschen zur sorgenden und liebenden Arbeit an den idealen Gütern Wissenschaft und Kunst erhoben habe.' Die Dichtung ist bald nach dem Tilsiter Frieden begonnen worden. 'In einem zertrümmerten Staate, von dem er sich mit bewufstem Widerwillen abwandte, hat einst Platon seine Akademie gegründet, auch ein Reich, das nicht von dieser Welt war. In die Trümmer des deutschen Reiches führt Goethe die Lade Pandoras herab' . . . 'Er bewies sich auch hier als der Lehrer seines Volkes, indem er den Verlust menschlich und männlich übernahm und den Weg in Regionen wies, wo das Gegenwärtige, Momentane, Räumlichbeschränkte verblafst und verschwindet vor dem Ewigen.' Was ist also Pandora, und wodurch sind die Menschen befähigt, das Priestertum der Lade zu übernehmen? Schillers Ideal vergleichbar — so ungefähr lautete die Antwort — ist sie 'die Form in unserm Geist', und wenn die Liebe zur ewigen Schönheit und die hingebende Kraft, Vergangenes in ein Bild zu wandeln, wenn Phileros und Epimeleia sich finden, dann ist die Menschheit reif für den Dienst der Idee, die sich am reinsten in Kunst und Wissenschaft offenbart. —

Wie der auch formell vollendete Vortrag sichtlich einen tiefen Eindruck in der zahlreichen Versammlung hinterliefs, so mufs er auf jeden erbaulich wirken, der ihn im XIX. Bande des Goethe-Jahrbuchs lesen wird.

Ilb.

Berichtigungen.

S. 305 Z. 12 v. u. l. Tyrwhitt statt Tyrrwhitt.
S. 360 Z. 3 l. Virginius statt Appius Claudius.

Digitized by Google

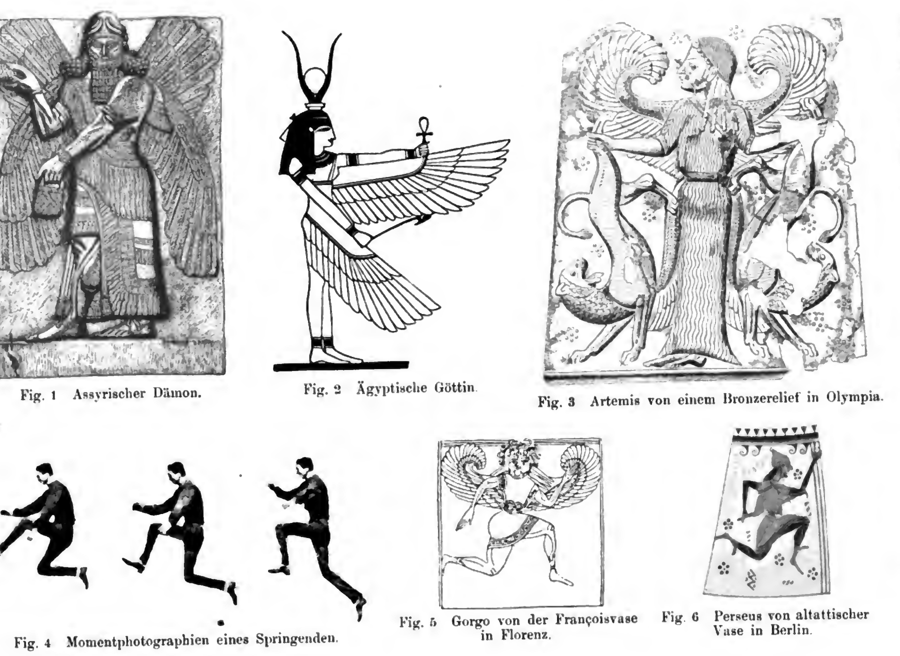


Fig. 1 Assyrischer Dämon.

Fig. 2 Ägyptische Göttin.

Fig. 3 Artemis von einem Bronzerelief in Olympia.

Fig. 4 Momentphotographien eines Springenden.

Fig. 5 Gorgo von der Françoisvase in Florenz.

Fig. 6 Perseus von altattischer Vase in Berlin.

Digitized by Google



Fig. 7 Marmorstatue aus Delos, wahrscheinlich von Archermos.
Ergänzter Gipsabguss im Antikenmuseum der Universität Leipzig.

Digitized by Google



Fig. 8 Marmortorso der Akropolis.



Fig. 9
Bronzefigürchen der Akropolis.



Fig. 10
Marmorstatue der Akropolis



Fig. 11 Bronzener Spiegel im Berliner Museum.

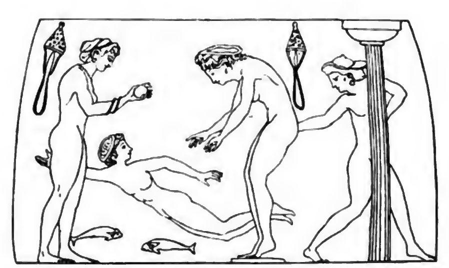
Digitized by Google

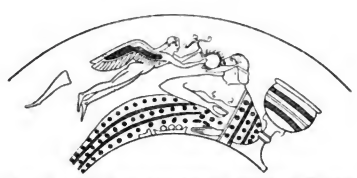

Fig. 12
Münze von Mallos.

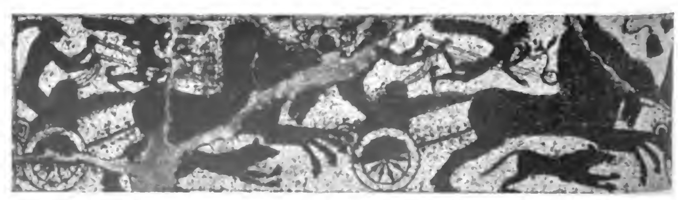

Fig. 13
Münze von Elis.


Fig. 14
Münze von Syrakus.


Fig. 15
Münze von Himera.


Fig. 16 Vasenbild des Andokides im Louvre.


Fig. 17 Von einer kyrenäischen Schale im Louvre.


Fig. 18 Von einem klazomenischen Sarkophag im British Museum.

Digitized by Google

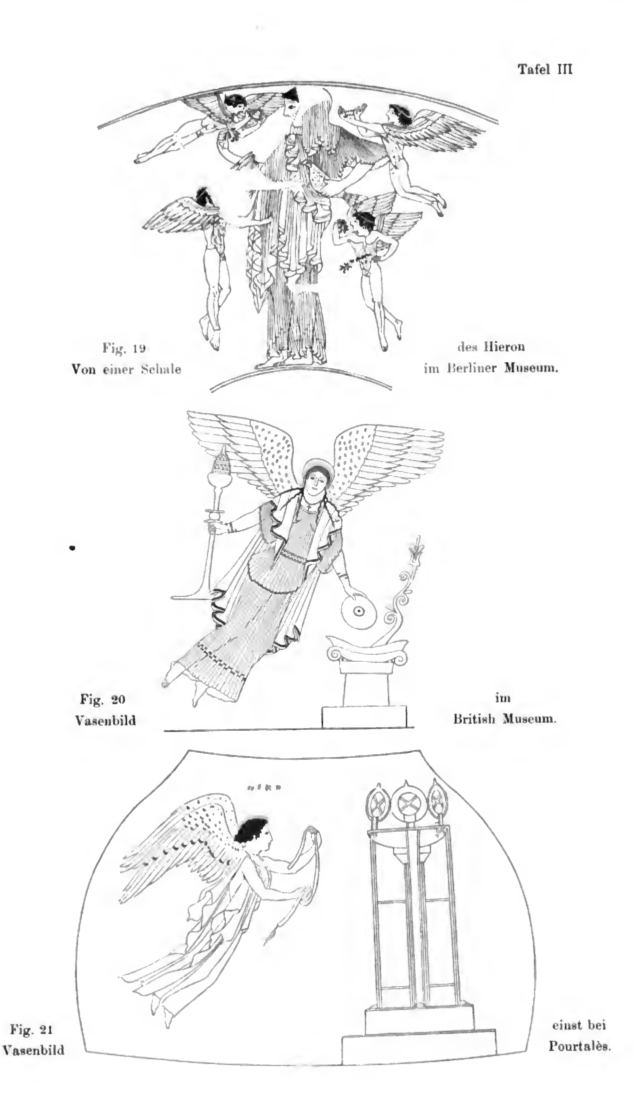


Fig. 19 Von einer Schale des Hieron im Berliner Museum.

Fig. 20 Vasenbild im British Museum.

Fig. 21 Vasenbild einst bei Pourtalès.

Digitized by Google

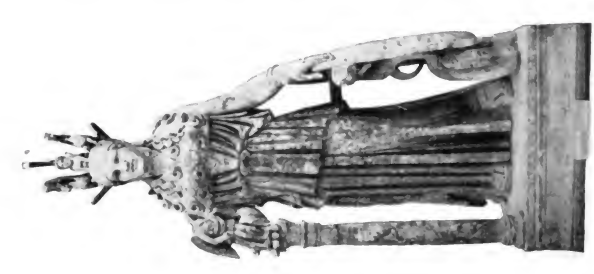


Fig. 24 Athena Parthenos, Marmorstatuette in Athen.



Fig. 23 Bronzefigur aus Herculaneum in Neapel.

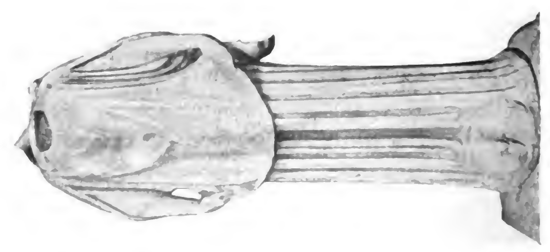


Fig. 22 Marmorstatue im Conservatorenpalaste.

Digitized by Google



Fig. 26 Bronzefigur in Cassel.



Fig. 25 Nike auf der Hand der Statuette Fig. 24.



Fig. 27 Bronzefigur in Cassel.

Digitized by Google



Fig. 28 Ergänzter Gipsabzug im Albertinum zu Dresden.

Marmorstatue des

Digitized by Google

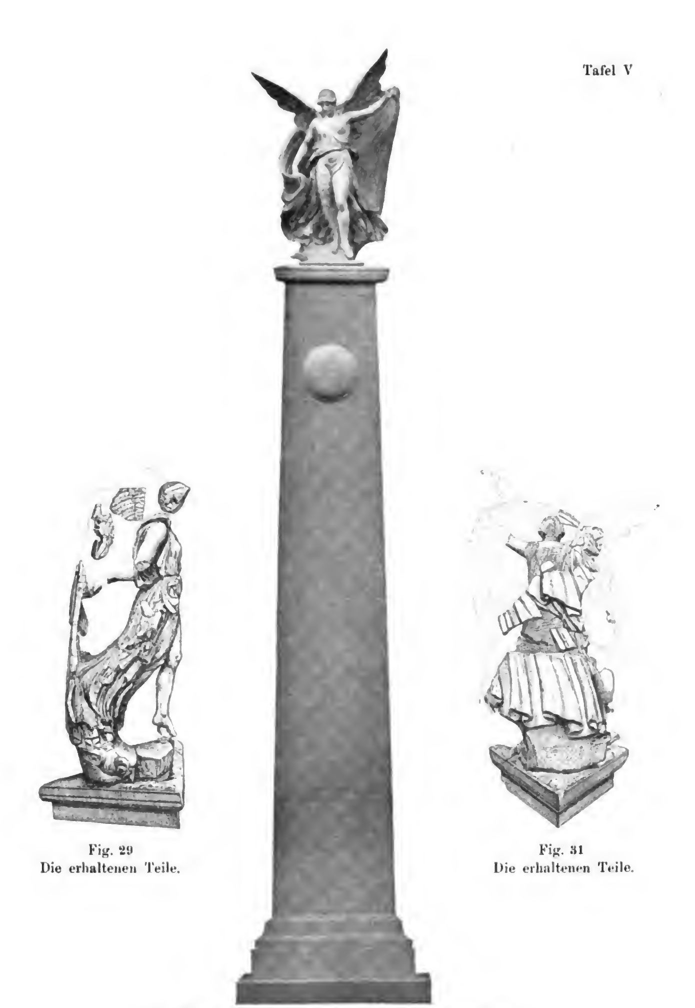


Fig. 29
Die erhaltenen Teile.

Fig. 31
Die erhaltenen Teile.

Fig. 30 Ergänzungsmodell des ganzen Weihgeschenks.

Paionios in Olympia.

Digitized by Google

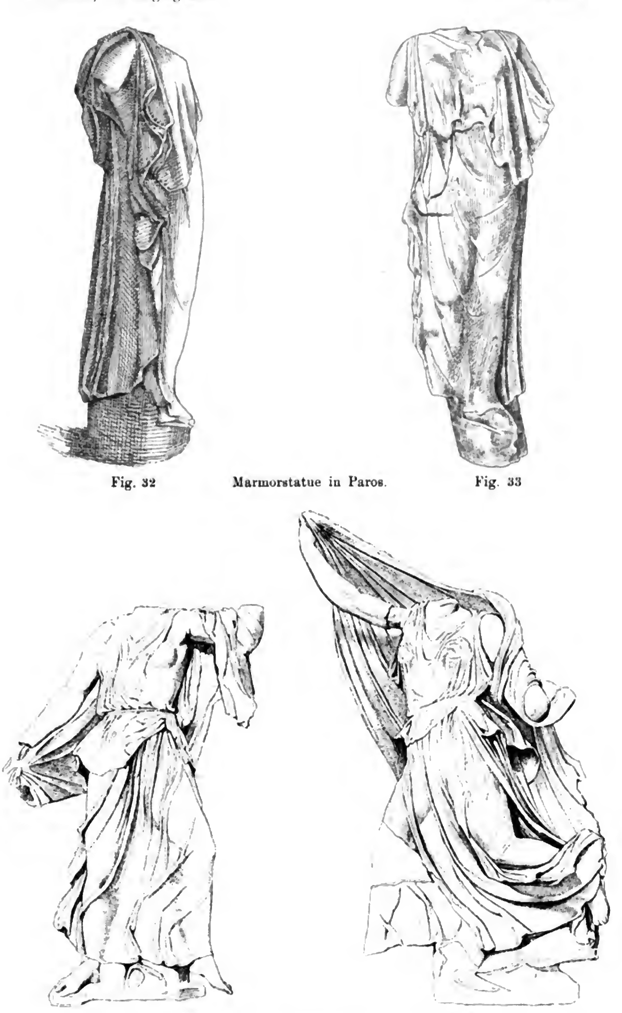


Fig. 32 Marmorstatue in Paros. Fig. 33

Fig. 34 Fig. 35

Nereiden, Marmorstatuen von Xanthos im British Museum.

Digitized by Google



Fig. 37 Aus dem pergamenischen Gigantenkampf in Berlin.



Fig. 36 Bronzefigur aus Pompeii in Neapel.

Digitized by Google



Fig. 38 Marmorrelief in Berlin.

Digitized by Google



Fig. 39 Vom Parthenonfries.



Fig. 40 Kopf von Fig. 39.



Fig. 41
Münze von Terina.



Fig. 42
Münze von Elis.



Fig. 43 Vasenbild in Oxford.

Digitized by Google

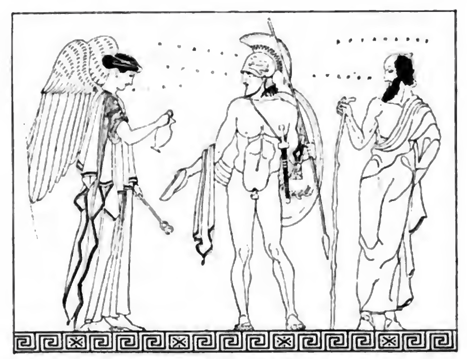


Fig. 44 Vasenbild im British Museum.



Fig. 45 Vasenbild.

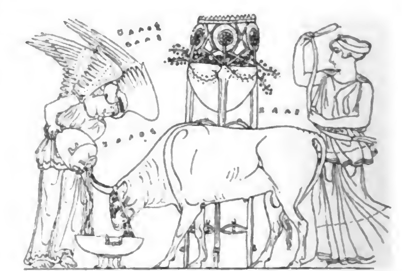


Fig. 46 Vasenbild in München.



Fig. 47 Polychromes Vasenbild in Oxford.

Digitized by Google

Fig. 48

Fig. 49 Fig. 50 Fig. 51

Fig. 48—51 Marmorreliefs von der Balustrade der Athena Nike.



Fig. 52 Marmorrelief in München.

Digitized by Google



Fig. 53 Marmorstatue aus Samothrake im Louvre.

Digitized by Google



Fig. 54 Dieselbe auf Schiffsvorderteil.

Fig. 55 Ergänzungsversuch von Fig. 53.







Fig. 56 Münzen des Demetrios Poliorketes.

Digitized by Google



Fig. 57 Venus von Capua, Marmorstatue in Neapel.

Fig. 58 Von der Trajanssäule.

Fig. 59 Bronzestatue in Brescia

Digitized by Google

Digitized by Goog

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG UND DR. RICHARD RICHTER

ERSTER JAHRGANG 1898

I. UND II. BANDES 8. HEFT

Ausgegeben am 2[illegible]. September 1898



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1898

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK.

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3.

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

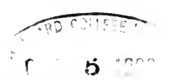
Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor **Prof. Dr. Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstrafse 1, II, zu richten.

INHALT DES 8. HEFTES.

I. ABTEILUNG (1. BAND).

II. ABTEILUNG (2. BAND).

Digitized by Google



SPRACHWISSENSCHAFT UND GESCHICHTE.

Akademische Antrittsvorlesung.

Von Hermann Hirt.

So sehr sich auch im Laufe unseres Jahrhunderts der Betrieb aller Wissenschaften spezialisiert hat, wie viele neue Stämme gepflanzt und emporgeblüht sind, so bleibt doch die Wissenschaft ein Ganzes, und ihre Teile hängen mehr oder minder unter einander zusammen. Jede Wissenschaft hat zunächst Nachbargebiete, mit denen sie in engeren Beziehungen steht und auf die sie manchmal hinübergreifen mufs. Es ist für jeden verlockend, der den Blick nicht starr auf einzelne Punkte gerichtet hat, sondern bei allen Einzelheiten des Studiums den Blick in das Weitere nicht verlieren möchte, es ist für einen Sprachforscher, dessen Arbeit zum Teil enge Beschränkung fordert und dessen Wissenschaft verhältnismäfsig fest in sich geschlossen ist, besonders verlockend, bei einer Gelegenheit, wie sie diese Stunde bietet, die Gedanken hinausschweifen zu lassen zu dem, was uns mit anderen Wissenschaften verbindet. Die indogermanische Sprachwissenschaft steht noch im Anfang ihrer Thätigkeit. Sie ist, wie so viele andere Disziplinen, ein Kind dieses Jahrhunderts und daher noch auf mühevollste Detailarbeit angewiesen. Sie ist eine Tochter der Philologie, und aus den Philologen gehen naturnotwendig ihre Vertreter hervor. Der Philologie kommt, indem sie den grammatischen Bau der alten und neuen Sprachen untersucht und ihre Herkunft erschlossen hat, ihre Hauptthätigkeit zu gute, und wenn auch die Mutter das manchmal etwas wilde, ungebärdige Kind oft nicht gern sieht, ganz verleugnen kann sie es doch nicht. Das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Philologie hat vor vielen Jahren Brugmann behandelt[1]), und da ich mit seinen Anschauungen im wesentlichen übereinstimme, lassen wir diese Frage hier unberührt.

Der älteren Sprachwissenschaft, namentlich ihrem Begründer, Franz Bopp, lag indessen das rein Philologische ferner. Sein Hauptgedanke, sein eigentliches Ziel war es, dem Interessenkreis seiner Zeit entsprechend, mit Hilfe der Sprache in die Anfänge des menschlichen Geistes und der menschlichen Sprachbildung einzudringen. Wenn auch diese Versuche vorläufig aus begreiflichen Gründen gescheitert sind, so kann doch zweifellos die Sprachwissenschaft der Psychologie mehr Hilfe leisten, als sie bisher thut. Denn die Sprache ist ein Produkt des menschlichen Geistes und gerade nach der psychologischen Seite

[1]) Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft. Sprachwissenschaft und Philologie. Eine akademische Antrittsvorlesung.

Digitized by Google

von bedeutendem Wert. Ohne die Sprache, so ist schon oft gesagt, könnte der Mensch nicht die Stellung in der Natur einnehmen, die er heute besitzt, und das Sprachleben giebt uns über eine Reihe psychologischer Fragen sichere und eigentümliche Auskunft. Ich erinnere nur an die eigentümlichen Sprachstörungen, Aphasie u. s. w., und die zahlreichen psychologischen Vorgänge, die sich beim Sprechen abspielen.

Aufser zur Philologie und Psychologie steht indessen die indogermanische Sprachwissenschaft noch zur Geschichte in engster und in mehr als einer Beziehung. Dieses Thema zu erörtern drängt es mich um so mehr, als sich meine Arbeiten in der letzten Zeit auf diesem Grenzgebiet bewegen und ich einst von der Geschichte ausging, aber alsbald von der Sprachwissenschaft gefangen genommen wurde.

Wir dürfen sagen, dafs den Historiker bei dem lebhaften Kampf, der um die Prinzipien der Geschichte entbrannt ist, in erster Linie die Methode der Sprachwissenschaft interessieren mufs. Eines der ersten Worte, die dem Jünger der Sprachwissenschaft in den Hörsälen entgegenschallen, ist das Wort 'Lautgesetz'. 'Veränderungen der Sprache geschehen nach ausnahmslosen Gesetzen' war das Prinzip, mit dem die 'Junggrammatiker'[1]) vor einigen 20 Jahren die Methode und Ergebnisse unserer Thätigkeit von Grund aus umgestaltet haben. Man hat seitdem viel über den Begriff des Lautgesetzes gestritten, und es ist zweifellos darunter kein juristisches Gesetz, keine Norm und ebensowenig ein Gesetz, wie es die Naturwissenschaften feststellen, zu verstehen. Es will vielmehr weiter nichts besagen als dieses: Wenn sich ein Laut in einem Worte innerhalb einer Gemeinschaft von Menschen verwandelt, so geschieht dies in allen übrigen Worten gleichfalls, falls nicht besondere Umstände, besondere Ursachen es verhindern. Die Lautveränderungen gehen mit Regelmäfsigkeit vor sich. So sehr nun auch das Wort 'Lautgesetz' des Nimbus entkleidet ist, der es früher umgab, ein wesentlicher Punkt bleibt bestehen. Es will besagen, dafs in der Sprachentwickelung das Gesetz der Kausalität unbedingte Geltung hat. Und dieser Gedanke, der sich in den siebenziger Jahren durchrang, ist um so bemerkenswerter, als es sich bei der Sprachwissenschaft nicht um eine Natur-, sondern um eine Geisteswissenschaft handelt.[2]) Die Sprache ist eine Funktion des Menschen, sie ist an ihn gebunden und kann sich nur mit ihm, in der Gemeinschaft der Menschen erhalten. Sie steht mit den ästhetischen, religiösen, sozialen Eigenschaften des Menschen ganz auf einer Linie, und wir sind stolz darauf, in unserer Wissenschaft zuerst erkannt zu haben, dafs die Entwickelung der Sprache, die wir anscheinend so frei handhaben, von dem bewufsten Einflufs des Menschen unabhängig ist, dafs hier die

[1]) Sit venia verbo. Die Bezeichnung hat ihre Bedeutsamkeit heute verloren, da die Methode in unserer Wissenschaft überall ein und dieselbe ist. Heute wird daher auch der Name auf sehr verschiedene Leute angewandt. Aber für die damalige Zeit war er auf eine gewisse Anzahl von Forschern beschränkt.

[2]) Die Versuche Schleichers, die Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften zu rechnen, sind als gescheitert anzusehen.

Digitized by Google

Gemeinschaft alles und die einzelne Persönlichkeit nichts ist. Alle Versuche, die Sprache zu reglementieren, sind im wesentlichen mifslungen, und nur da, wo mit der Schrift ein neues, eigentümliches Moment in die Sprache eingeführt ist, zeigt sich der Einflufs hervorragender Geister. Aber unsere Schriftsprache ist kein natürliches Gewächs. Sie trägt ihren Namen mit Recht. Sie ist eine Sprache, die sich im wesentlichen auf der Schrift aufbaut, die von der grofsen Mehrzahl unseres Volkes erst mühevoll gelernt wird; und darum kann sie uns die Grundgesetze der Sprachentwickelung nicht lehren. Aber selbst die bedeutendsten Geister, die gröfsten Meister unserer Sprache sind wieder nur Produkte der Sprachgemeinschaft und arbeiten mit dem Stoff, den Generationen vor ihnen geprägt und ihnen überliefert haben. Es wäre verlockend, heute, wo der Streit um die Prinzipien der Geschichtswissenschaft weite Kreise berührt, auszuführen, was die Geschichte in ihrer Methode von der Sprachwissenschaft lernen könnte. Doch habe ich mir heute dies nicht als Aufgabe gesetzt, sondern ich möchte das Gebiet behandeln, auf dem wir unsererseits etwas für die Geschichte leisten können.

Jacob Grimm (Geschichte der deutschen Sprache XIII) hat die Sprache zur Hilfe für die Geschichte herangerufen mit den schönen Worten, die auch mir aus der Seele gesprochen sind: 'Sprachforschung, der ich anhänge und von der ich ausgehe, hat mich doch nie in der Weise befriedigen können, dafs ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre; ich wollte nicht blofs Häuser bauen, sondern auch darin wohnen. Mir kam es versuchenswert vor, ob nicht der Geschichte unseres Volkes das Bett von der Sprache her stärker aufgeschüttelt werden könnte, und, wie bei Etymologien manchmal Laienkenntnis fruchtet, umgekehrt auch die Geschichte aus dem unschuldigeren Standpunkt der Sprache Gewinn entnehmen sollte.' Aber wenn Jacob Grimm neben Adalbert Kuhn als der eigentliche Begründer der 'linguistischen Paläontologie' betrachtet werden mufs, so geht doch der Grundgedanke, die Verwendung der Sprache zu historischen Zwecken, viel weiter zurück. Auch hier hat Leibnizens grofser Genius, weit vorausschauend, Richtiges erstrebt und manches geahnt, was spätere Zeiten erfüllt haben. In seiner 'Brevis designatio meditationum de originibus gentium ductis potissimum ex indicio linguarum' hat er in der Etymologie und Sprachvergleichung ein Hilfsmittel für die geschichtliche Forschung erkannt, das weiter zurückführt als irgend ein anderes.

Ich kann Ihnen hier nicht — mit Rücksicht auf die beschränkte Zeit — die Entwickelung dieses Zweiges der Sprachwissenschaft vorführen, eine Entwickelung, die reich ist an Irrtümern und Fehlern, reich aber auch an Erfolgen, ich mufs mich vielmehr darauf beschränken, das bis jetzt Erreichte und noch Erreichbare nebst den Wegen, die zu unserem Ziel führen, kurz zu skizzieren.

Die Entdeckung des Zusammenhanges der indogermanischen Sprachen, die Rekonstruktion einer Ursprache, war allein schon eine That von einschneidender geschichtlicher Bedeutung. Die Vorstellungen, die das Altertum, die noch das vorige Jahrhundert von der Herkunft der europäischen Völker hatte, waren damit teils völlig vernichtet, teils auf eine sichere, solide Basis gestellt. Die

Digitized by Google

Sprache verkündet uns völkergeschichtliche Zusammenhänge, wo sie sonst kein menschliches Auge erkennen würde, und sie richtet Trennungsschranken auf, wo alles gleichförmig erscheint. Sie ist auf diesem Gebiet neben den Nachrichten der Alten die Führerin gewesen und geblieben, obwohl andere Wissenschaften versucht haben, ihr den Rang streitig zu machen. Auch die Anthropologie hat es versucht, die Herkunft der europäischen Völker zu bestimmen und ist dabei zu wesentlich anderen Ergebnissen gekommen als die Sprachwissenschaft. Wir haben längst eingesehen, dafs man auf unserer Seite oft in jugendlicher Kühnheit viel zu weit gegangen ist, dafs Sprachgemeinschaft nicht Rassengemeinschaft bedingt, dafs wir zwar von einer indogermanischen Sprache und einem arischen Volke, aber nie und nimmermehr von einer indogermanischen Rasse reden dürfen. Sprachen werden von Volk zu Volk übertragen, die Kelten haben Lateinisch, slavische Stämme haben Deutsch gelernt und sind dadurch zu Romanen und Deutschen geworden; Sprachen bilden daher kein untrügliches Merkmal von der Herkunft der Völker. Aber gemeinsame und gleiche Sprache ist noch heute die notwendige Vorbedingung für die Entstehung gröfserer staatlicher Gebilde, ganz abgesehen davon, dafs eine Sprachübertragung, mit der wir es, wo wir verwandte Sprachen antreffen, zum mindesten zu thun haben, immer ein geschichtliches Ereignis ist, das notwendig unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen mufs. Die Anthropologie sucht gegenüber unseren Aufgaben die Herkunft und die Verbreitung der Rassen festzustellen. Ihr Ziel kann sie im bescheidensten Umfang nur erreichen, wenn es ihr gelingt, verhältnismäfsig reine Rassen nachzuweisen. Aber ob es solche je gegeben hat, je in historischen Zeiten gegeben, das dürfte einigermafsen zweifelhaft sein. Mehr noch als in historischen sind die Völker in prähistorischen Zeiten gewandert. Je leichter die Habe war, die der primitive Mensch in Europa hatte, um so eher war auch die Möglichkeit der Auswanderung gegeben, und wir können gerade an der Hand der Sprache verfolgen, welche ungeheure Völkerverschiebungen im Laufe der Zeiten in Europa stattgefunden haben. Von vielen giebt ja die Geschichte selbst Kunde, aber von der grofsen indogermanischen Wanderung schweigt sie, und hier tritt die Sprache als hilfsbereite Dienerin ein, die sichere Auskunft giebt.

Auch die prähistorischen Funde, uralte Zeugen der menschlichen Thätigkeit, sagen so gut wie nichts über die Wanderungen der Völker in jenen Zeiten aus. Da, wo zweifellos ein Wechsel der Bevölkerung stattgefunden hat, bleiben sich die Funde gleich, und wo die Bevölkerung stabil geblieben, tritt oft eine Umwandelung der Kultur ein. Mit den gröfsten Schwierigkeiten ist es daher verbunden, ein bestimmtes Gebiet prähistorischer Funde einem historischen Volke zuzuschreiben. Selbst ein so eingehender Versuch, wie der Wolfgang Helbigs[1]) war, die Bewohner der oberitalischen Terramare für Italiker, d. h. für die Vorfahren der Umbrer-Samniten und Latiner zu erklären, wird von Eduard Meyer[2]) abgelehnt und dürfte in der That sehr unsicher sein. Ebenso-

[1]) Die Italiker in der Poebene. Beiträge zur altitalischen Kultur- und Kunstgeschichte.

[2]) Geschichte des Altertums II 506.

Digitized by Google

wenig finden wir in den Überresten der Schweizer Pfahlbauten den geringsten Anhalt, um die ethnologische Stellung ihrer Bewohner zu ermitteln.[1]) Sobald wir aber deutbare sprachliche Urkunden besitzen, kommen wir meist zu gröfserer Klarheit über die Stellung und die Herkunft der Völker.

Sprachliche Urkunden können sehr verschiedener Art sein, und die Wichtigkeit des Gegenstandes bedingt es, dafs wir auch an den kleinsten nicht vorübergehen dürfen. Sehr günstig liegt es für unsere Aufgabe, wenn wir es mit Sprachdenkmälern inschriftlicher oder litterarischer Überlieferung zu thun haben, oder wenn die betreffenden Sprachen noch leben. So gering auch die urkundlichen Reste des Phrygischen, Thrakischen, Venetischen, Messapischen sind, so genügten sie doch, um den indogermanischen Ursprung dieser Dialekte zu sichern. Aber oft genug fehlt uns dies alles, und wir müssen uns an blofse Namen halten, Namen von Personen, Orten, Flüssen, Völkern, die bei den alten Schriftstellern überliefert sind oder bis heute den Wechsel der Zeiten überdauert haben. So beschränkt und unsicher dieses Material zu sein scheint, so verdanken wir ihm doch schon glänzende Ergebnisse. Ich erinnere z. B. an Müllenhoffs Feststellung der alten Keltengrenze in Deutschland. Vornehmlich aus den Flufsnamen hat dieser Forscher den Nachweis geführt, dafs der gröfste Teil des heutigen Deutschlands, mit Ausnahme der norddeutschen Tiefebene von der Weser an nach Osten, einst von Kelten besiedelt war. Fast alle unsere gröfseren Flüsse, die zum Rhein und zur Donau strömen, tragen nebst diesen Strömen selbst keltische Namen und zeugen dafür, dafs die deutsche Sprache sich zum guten Teil auf stammfremdem Boden entwickelt hat. Und welche Spuren hat die slavische Siedelung hier in unserer nächsten Leipziger Umgebung in Orts- und Flufsnamen hinterlassen. Die ursprüngliche Verbreitung der Ligurer, Iberer und anderer Völker läfst sich nur an der Hand der Namen feststellen.

So viel auch auf diesem Gebiete und in diesen Fragen schon gearbeitet ist, so stehen wir doch im wesentlichen noch im Anfang einer systematischen Thätigkeit. Müllenhoff hat sein Werk nur begonnen, nicht zu Ende geführt, und wenig Nachfolger gefunden.

Das Namenmaterial, auf das wir uns oft genug stützen müssen, hat nicht in allen seinen Arten den gleichen Wert. Fliefsen die Personennamen zumeist am reichhaltigsten, so darf man doch bei ihrer Bewertung nicht vergessen, dafs sie keine ganz lautere Quelle sind. Die uns überlieferten gehören naturgemäfs den oberen, herrschenden Schichten an, und es kann neben ihnen noch ein ganz anderes Volkselement bestanden haben, von dem wir keine Kunde besitzen. Die Namen der Russen in den Verträgen, die sie mit Byzanz abgeschlossen haben, sind durchweg skandinavischen Ursprungs; trotzdem bestand neben dieser Herrscherklasse das einheimische Slaventum fort und gelangte nach wenigen Generationen zur Herrschaft. Heute zeugen noch Namen wie

[1]) Auch den Ausführungen Kretschmers, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache S. 174 ff., ist derselbe Zweifel entgegenzusetzen.

Digitized by Google

Olga (aus skand. Helga), Oleg (aus Helgi), Igor (aus Ingvarr), Vladimir von der skandinavischen Invasion, die an Zahl der Köpfe jedenfalls nicht unbedeutend gewesen ist. Gleiches für die Skythen vorauszusetzen geht sehr wohl an. Ortsnamen weisen dagegen eher auf die ältere Bevölkerung, und am meisten thun dies die Namen der gröfseren Flüsse, die z. B. auch in Amerika von den einheimischen Indianern übernommen sind und noch von deren Sprache zeugen werden, wenn die letzte Rothaut ins Grab gesunken ist.

Wenn wir heute unsere Kenntnis auf Grund der verschiedenen Kriterien überblicken, so können wir bis jetzt schon sechs grofse, von Grund aus verschiedene Sprachstämme in Europa nachweisen. Denkbar wäre es, dafs neue, reichlichere Quellen an Stelle der bisherigen dürftigen es uns ermöglichten, den engeren Zusammenhang von einigen von diesen noch nachzuweisen. Sehr wahrscheinlich will mir dies nicht erscheinen, sondern es ist viel eher zu erwarten, dafs wir noch weitere Sprachfamilien entdecken. Die Zeiten, in denen man jede Sprache Europas für indogermanisch zu erklären sich bemüht hat, sind hoffentlich vorüber. Europa zeigt auf engstem Raume die meisten Völkerindividuen, es wird auch seit alten Zeiten sehr verschiedene Sprachen beherbergt haben.

In der Pyrenäenhalbinsel, um mit dem äufsersten Westen zu beginnen, finden wir die iberische Sprache, von der sich wahrscheinlich Reste im heutigen Baskischen erhalten haben. Natürlich können auch in Spanien einst noch mehr grundverschiedene Sprachen bestanden haben, wie dies in Hinblick auf die Verhältnisse anderer Gegenden eigentlich nur zu erwarten ist. Man bedenke, dafs in Italien Ligurisch, Gallisch, Venetisch, Messapisch und Italisch, vielleicht auch noch mehr Sprachen vorhanden waren. Vorläufig fehlt uns aber zu dieser Annahme jeglicher Anhalt. Das Baskische zeigt einen von allen übrigen Sprachen eigentümlich abweichenden Bau, der es völlig isoliert erscheinen läfst. Alle Versuche, das Baskisch-Iberische mit den nordafrikanischen Sprachen zu vermitteln, sind bisher gescheitert. Doch sind diese Versuche mit so unzureichenden Mitteln unternommen, dafs in dieser Frage noch nichts entschieden ist. Eine Anzahl ähnlicher topographischer Namen, die sich in Spanien finden und in Nordafrika wiederkehren, macht es wenigstens wahrscheinlich, dafs auch an dieser Stelle das Meer keine Trennungsscheide gewesen ist und keinen Stillstand in den Wanderungen zu bewirken vermocht hat. Von einer Verwandtschaft dieser Gruppe mit den übrigen europäischen Sprachen ist keine Spur zu entdecken.

An den iberischen schliefst sich der grofse ligurische Sprachstamm. Er ist in den historischen Zeiten auf ein kleines Gebiet am sinus Ligusticus beschränkt, aber seine Ausdehnung scheint gröfser gewesen zu sein, als wir auch nur ahnen können. Die Westküste Italiens hatte er sicher inne, und wahrscheinlich den gröfsten Teil Galliens. Die Grenzen seiner einstigen Verbreitung sind ebensowenig zu bestimmen, wie die Stellung der Sprache, die uns nur aus Orts- und Personennamen und wenigen Glossen bekannt ist. Man hat sie für indogermanisch erklärt, wofür indessen kein ausreichender Grund vorliegt.

Digitized by Google

Ich schliefse mich denen an, die darin einen selbständigen Sprachstamm sehen, der auch mit dem iberischen oder etruskischen schwerlich irgendwie zusammenhängt. Hoffentlich bringt weitere Untersuchung gröfsere Sicherheit in dieser Frage als zur Zeit zu haben möglich ist. Auch das rätselhafte Etruskische, das nunmehr in Italien folgt, hat man dem Indogermanischen zuzurechnen versucht. Seit Corssen ist es ja in dieser Frage nie still geworden. Aber wir besitzen völlig ausreichenden Grund, um jener Ansicht entgegenzutreten. Die Zahlen auf den beiden etruskischen Würfeln sind das sicherste Denkmal dieses Sprachzweiges. Wie man sie auch anordnen mag, niemals lassen sie sich mit denen unseres Sprachkreises vereinigen, und damit ist dieses Problem erledigt. Denn es giebt keine indogermanische Sprache, die alle ihre Zahlworte entlehnt hätte. Zahlen gehören vielmehr zu den Worten, die die Sprachen am treuesten festhalten. Aufserdem sind ja die etruskischen Inschriften durchaus nicht unverständlich. Während aber bei Funden anderer Gebiete nirgends längere Zeit ein Zweifel über ihren indogermanischen Charakter geherrscht hat, stehen wir hier noch vor einem ungelösten Rätsel. Wenn der grofse Fleifs und Scharfsinn verschiedener Forscher in so langer Zeit den Nachweis für die alte Annahme nicht zu erbringen vermochte, so ist die Hoffnung aufzugeben, dafs es auf dem eingeschlagenen Wege jemals möglich sein wird, dies Ziel zu erreichen. Woher das Etruskische stammt, vermögen wir freilich nicht zu sagen. Aber immerhin hat ein neuer sprachlicher Fund, zwei vorgriechische Inschriften auf Lemnos, zwar noch kein klares Licht gebracht, aber der Forschung doch neue Wege gewiesen (vgl. Pauli, Altitalische Forschungen II).

Wie die Pyrenäen- und die Appeninhalbinsel in ältester Zeit von nicht indogermanischen Stämmen besiedelt waren, so auch Hellas. Die Alten berichten selbst von dem Stamm der Pelasger, um dessen Bedeutung viel gestritten ist. Die Sprachwissenschaft kann diese Frage nicht entscheiden, doch kann sie soviel sagen, dafs in Griechenland einst eine nicht indogermanisch sprechende Bevölkerung gesessen hat, die mit der in Kleinasien wohnenden zusammenhing, wie zuletzt Kretschmer in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache S. 401 ff. nach dem Vorgang Paulis gezeigt hat. Es sind vor allem die Ortsnamen auf *-νθ* wie *Σύρινθος*, *Λαβύρινθος*, *Τίρυνς*, *Κόρινθος*, *Ἐρύμανθος* und auf *-σσ-*, *-ττ-*, *Κνωσσός*, *Ὑμηττός*, *Βριληττός*, *Ἰλισός*, *Κηφισός*, *Παρνασσός*, die ein durchaus unindogermanisches Gepräge tragen und mit denen auf kleinasiatischem Boden übereinstimmen.

Wie weit sich die urgriechischen Aborigines einst ausgedehnt haben, wissen wir bis heute, da man erst beginnt, dieser Frage seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, noch nicht. Man kann auch hier auf allerlei Überraschungen gefafst sein.

Kleinasien gehört im geographischen Sinne zweifellos zu Europa, und wir sind daher berechtigt, einen Blick auf seine Völkerverhältnisse zu werfen, vor allem, da hier der Sprachwissenschaft noch reiche Aufgaben warten. Einerseits liegt an verschiedenen Orten ein reiches Inschriftenmaterial vor, und andererseits ist man sich über die Stellung dieser Sprachen nicht einig. Im all-

Digitized by Google

gemeinen wird man jetzt die beste Belehrung in Kretschmers 'Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache' finden, mit dessen Anschauungen ich im wesentlichen übereinstimme. Auch durch Bugges neuesten Versuch (Lykische Studien I. Videnskabsselsskabets Skrifter. II. Historisk-filosofisk Klasse 1897 Nr. 7. Christiania) sind die Momente für den indogermanischen Charakter des Lykischen nicht verstärkt, vielmehr lassen sich gerade aus ihr schwerwiegende Punkte gegen seine Aufstellungen entnehmen. Wenn P. Jensen in seiner Schrift 'Hittiter und Armenier' (Strafsburg 1898) jenes rätselhafte Volk zu Armeniern und damit zu Indogermanen machen will, so mufs ich gestehen, dafs mich seine Ausführungen in keiner Weise überzeugt haben. Selbst vorausgesetzt, dafs alle seine Lesungen und Deutungen richtig sind, so sind diese Sprachreste nicht der Art, dafs die Verwandtschaft mit dem Indogermanischen irgendwie in die Augen spränge, und als Indogermanist mufs ich erklären, dafs man ganz andere Momente als Jensen beibringen mufs, um die Verwandtschaft zweier Sprachen zu behaupten. Was bis jetzt angeführt ist, bleibt teils sehr unbedeutend, teils läfst es auch andere Arten der Erklärung zu.

Im Norden und Nordosten unseres Erdteils, an der Grenze nach Asien hin, finden wir schliefslich den finnischen Sprachstamm, der auf unsere Geschicke keinen wesentlichen Einflufs gehabt hat, dessen Herkunft und einstige Ausbreitung indessen noch unbekannt ist.

In der Mitte Europas aber und nach Osten hin in einem schmalen Streif bis nach Indien sitzen die indogermanischen Völker, deren Geschichte, wie man sagen kann, die Geschichte unseres Erdteils bildet.

Sicher ist es keine müfsige Arbeit, wenn man vor allem die Herkunft dieses hochbegabten Sprachstammes und Volkes zu ermitteln versucht hat. Denn es ist für viele Fragen der europäischen Geschichte zu wissen geradezu notwendig, wo er sich einst gebildet, auf welchen Wegen und in welcher Art er in die entferntesten Sitze gelangt ist. Zweifellos ist unsere Erkenntnis in diesem Punkte während der letzten Jahre fortgeschritten. Während man früher die Indogermanen mit entwickelter Kultur als Bringer des Lichts aus Asien einwandern liefs, ist man heute ziemlich allgemein der Ansicht, dafs die Indogermanen ein europäischer Sprachstamm waren, der in den mittleren oder östlichen Teilen Europas seinen Sitz hatte. Und selbst wenn dies unrichtig sein sollte, so können wir doch die Wanderungen der indogermanischen Völker nur verstehen, wenn wir als ihr Ausstrahlungsgebiet das östliche Deutschland, Böhmen, Ungarn und die östlicheren Länder annehmen. Zu diesem Ergebnis[1]) führt eine Vergleichung der zu erschliefsenden Ursitze der einzelnen Völker und weiter die engere Verwandtschaft, in der einzelne Sprachen des grofsen Sprachstammes unter einander stehen.

Schon frühzeitig hat man sich das Verhältnis der 8 oder 9 grofsen Sprachgruppen der indogermanischen Sprachfamilie unter dem Bilde eines Stammbaumes vorzustellen versucht, wobei indessen die Anschauungen über die

[1]) Vgl. hierzu meinen Aufsatz in der Geographischen Zeitschrift I.

Digitized by Google

Zusammengehörigkeit der einzelnen Sprachen mannigfach gewechselt haben. Erst neuerdings ist auch in dieser Frage ein wesentlicher und, wie wir hoffen dürfen, dauernder Fortschritt erzielt. Wir können eine uralte Dialektspaltung in der indogermanischen Grundsprache nachweisen und danach eine östliche und eine westliche Gruppe unterscheiden. Zu jener gehören das Indisch-Iranische, an das sich das Slavisch-Litauische zunächst anschliefst. Ferner Albanesisch, Thrakisch-Phrygisch und Armenisch. Die Armenier stammten nach Herodot von den Phrygern ab, und diese Nachricht wird dadurch bestätigt, dafs die armenische Sprache in wesentlichen Punkten mit dem Phrygischen übereinstimmt, und dieses gehört wiederum mit dem Thrakischen eng zusammen. Alle kleinasiatischen Indogermanen sind zweifellos aus Europa, zunächst aus dem alten Thrakien eingewandert, und es berührten sich also, wie man sieht, die Völker dieser Sprachgruppe an verschiedenen Punkten, indem die Slaven nicht allzuweit von den Thrakern safsen.

Auf der anderen Seite gehören Griechisch, Italisch, Keltisch und Germanisch enger zusammen, und zwar so, dafs das Griechische dem Italischen näher steht als etwa dem Keltischen und Germanischen. Freilich haben wir kein Recht, von einer gräko-italischen Periode zu reden, wie die ältere Sprachwissenschaft that, aber gewisse Beziehungen, die auf einstige Nachbarschaft deuten, lassen sich schwerlich in Abrede stellen.

Griechen und Italiker sitzen in historischen Zeiten getrennt auf den beiden südlichen Halbinseln. Im Norden der Hellenen finden wir aufserdem Völkerstämme, die von den Alten unter dem Sammelnamen Illyrier zusammengefafst werden. Über die sprachliche Stellung dieses indogermanischen Sprachzweiges war es schwer mangels ausreichender Urkunden, ins klare zu kommen. Erst vor wenigen Jahren sind die venetischen Inschriften in Norditalien gedeutet, und es hat sich dabei ergeben, dafs das Venetische ebenfalls zu der westlichen Gruppe gehört. Wenn man nach diesem eigentlich nicht überraschenden Ergebnis die übrigen illyrischen Sprachreste mustert, so kommt man zu der Erkenntnis, dafs auch sie nebst dem süditalischen Messapischen und dem Macedonischen zu derselben Sprache gerechnet werden müssen, und dafs wir in ihr höchst wahrscheinlich das Verbindungsglied zwischen Griechisch und Italisch zu sehen haben. Diese Sprache zeigt thatsächlich eine Reihe von Berührungspunkten mit beiden. Es ist hier nicht der Ort, den Nachweis für diese Annahme zu führen, was ein genaueres Eingehen auf die Sprachreste dieser Gruppe erforderte. [Vgl. jetzt Kiepert-Festschrift 181 ff.]

Der oft angenommene nähere Zusammenhang zwischen Italisch und Keltisch läfst sich auf Grund der Voraussetzungen, die wir notwendig für die Wanderung dieser Sprachstämme machen müssen, sehr wohl verstehen, und ebenso läfst es sich begründen, dafs zwischen Kelten und Germanen, Germanen und Italikern (vgl. hierzu Verf., Zeitschrift für deutsche Philologie XXIX 189 ff.) nähere Beziehungen gewaltet haben, worauf die Sprachen hinweisen. Wenn sich auch hier im Westen ein Glied an das andere schliefst und Griechisch, Illyrisch, Italisch, Keltisch und Germanisch eine Reihe sich berührender oder schneidender

Digitized by Google

Sprachkreise bilden, so kann der Mittelpunkt dieser ganzen Gruppe nur in einem Gebiet westlich der Karpathen gesucht werden, und es sind dann die beiden grofsen indogermanischen Dialekte auch frühzeitig geographisch getrennt gewesen.

Weiter auf die Frage nach der Urheimat einzugehen, würde hier zu weit führen, da uns noch andere Probleme beschäftigen müssen.

Jede der indogermanischen Sprachen tritt uns beim Beginn ihrer Überlieferung als vollständig selbständig charakterisiert entgegen. Auch nicht der kleinste griechische Satz läfst sich irgendwie in Lateinisch, Keltisch oder Germanisch umsetzen, — und ebenso hat jedes Volk, das diese Sprache spricht, seine besondere Eigenheit, seinen besonderen Charakter, insofern man einen solchen einem Volke zuschreiben darf. Mit der Frage nach den Gründen für die Verschiedenheit der indogermanischen Sprachen betreten wir eins der schwierigsten und vielleicht überhaupt nicht recht gangbaren Gebiete unserer Wissenschaft, dem auch die Geschichte stets ihre Aufmerksamkeit zuwenden wird. Wie sind die Sprachen, wie sind die Völker so geworden, wie sie sind? Früher hat es kaum eine Antwort auf diese Frage gegeben. Da man sich die Indogermanen fast als die ersten Besiedler europäischer Länderstrecken vorstellte, so hätte man höchstens die verschiedene Natur ihrer Wohnsitze für die starken Unterschiede verantwortlich machen können. Aber es ist schwer glaublich, dafs im Laufe weniger Jahrhunderte aus Indogermanen so sehr von einander abweichende Völker wie Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Slaven, Inder hätten werden können. Wir wissen jetzt, dafs auf dem gröfsten Teil des indogermanischen Gebietes andere Völker gesessen haben, Völker, die in ihren kulturellen Leistungen und in ihrer kulturellen Entwickelung nicht immer hinter den Eindringenden brauchen zurückgestanden zu haben. Dafs diese Völker durchweg ausgewandert oder ausgerottet wären, ist schwerlich anzunehmen. Man denke an das Beispiel der nach Gallien eindringenden Germanen unter Ariovist, die einen Staat im Staate bildeten, man denke an die zahlreichen anderen vor unseren Augen liegenden Wanderungen.[1]) Wir können ja auch thatsächlich aus den Flufs- und Ortsnamen entnehmen, dafs die Urbevölkerung beharrt hat. Und da mufsten dann im Laufe der Zeiten Mischbildungen eintreten, über deren Art wir leider noch allzuwenig unterrichtet sind, weil wir allzugeringe Unterlagen besitzen. Doch ist schon verschiedentlich bemerkt, dafs die starken Veränderungen, denen die Sprachen ausgesetzt sind, im wesentlichen auf derartige Mischungen zurückzuführen sind. Die Unterworfenen lernten die Sprache der Eroberer, sie nahmen zwar den Wortschatz der neuen Sprache zum guten Teil an, aber in Aussprache und Syntax folgten sie zumeist den ihnen geläufigen Bahnen. Und wenn dann die Unterworfenen, die gewöhnlich zahlreicher als die Sieger waren, wieder mehr erstarkten, oder wenn sie, als Sklaven oder Diener im Hause der Fremden lebend, notwendig die Sprache

[1]) Man vergleiche hierzu Fr. Ratzel, Der Ursprung und das Wandern der Völker geographisch betrachtet. Sitz.-Ber. der phil. hist. Klasse d. Kgl. sächs. Ges. d. Wiss. zu Leipzig. Sitzung vom 5. Februar 1898.

Digitized by Google

der Kinder beeinflussen mufsten, so geriet allmählich das ganze Volk nach wenigen Generationen in die neue Bahn, es war eine neue Sprache entstanden.[1])

Um dies zu erläutern, darf man auf das Beispiel der romanischen Sprachen verweisen, wo sich unter etwas anders gearteten historischen Verhältnissen doch im wesentlichen das Gleiche vollzogen hat, was ich für das Indogermanische voraussetze. Daher ist denn auch der Gedanke gar nicht abzuweisen, dafs die scharfen Dialektgrenzen innerhalb eines gröfseren Sprachgebietes auf ethnologischen Verschiedenheiten beruhen. Solche Annahme hat merkwürdigerweise bei Historikern und Geographen[2]) viel mehr Anklang gefunden als in der Sprachwissenschaft. Diese verhält sich vielmehr ziemlich skeptisch dagegen, aber sie schafft sie damit nicht aus der Welt, vor allem da sie aus sich selbst keine Erklärung der Entstehung scharfer Dialektgrenzen geben kann. Zeichnet man aber eine Karte mit den alten Volks- und den heutigen Dialektgrenzen, so ist es auffällig, auf welch engem Raume solche oft verlaufen.

Was von den Sprachen gilt, das gilt auch von den Völkern. Wie die heutigen Franzosen z. T. die alten Kelten geblieben sind, obgleich sie romanisch sprechen, so wird auch an der Bildung des griechischen und römischen Geistes das alteinheimische Element einen gröfseren Anteil gehabt haben, als wir bisher ahnen können.

Das bisher Erörterte bildet nur die eine Seite der, wie man sagen könnte, angewandten Sprachwissenschaft, die andere wird gebildet von den Forschungen über die Kultur der Indogermanen und der historischen Völker, soweit sie durch sprachliche Gründe ermittelt werden kann. Wenn man von der Bedeutung der Sprachwissenschaft für die Geschichte spricht, so scheint dieses Gebiet in erster Linie erörtert werden zu müssen.

Es ist das, was den Fernerstehenden am meisten bekannt ist, und in dem die Sprachwissenschaft den höchsten Gipfel erklommen zu haben schien, um um so tiefer in den Abgrund zu stürzen. Während auf ethnographischem Gebiet eine Erkenntnis nach der anderen erzielt wird, kommt man hier nicht zu regelrechtem Fortschreiten, sondern schwankt zwischen Über- und Unterschätzung, zwischen anscheinend neuen Fortschritten und erneuter Widerlegung.

Der Zusammenhang der indogermanischen Sprachen wurde durch den Nachweis geliefert, dafs die Flexionsendungen im wesentlichen übereinstimmten. Daneben stellte sich die Erkenntnis, dafs auch die Worte in weitem Umfang die gleichen waren. Wenn aber gewisse Worte in allen oder den meisten Sprachen in gleicher oder nach den Lautgesetzen veränderter Gestalt vorhanden sind, so haben wir ein Recht, dieses Wort und den entsprechenden Begriff der Ursprache zuzuschreiben. So leicht diese Sache an und für sich erscheint, und

[1]) Ich habe meine Anschauungen über diesen Punkt, vorläufig allerdings nur andeutend, Idg. Forsch. IV 36 ff. niedergelegt.

[2]) So stehen Kiepert, Alte Geographie, und Nissen, Italische Landeskunde, ganz auf dem Boden dieser Anschauung, die auch von Windisch, Grd. f. rom. Philologie I, vertreten wird.

Digitized by Google

so kühn sie auch im Anfang angewandt ist, so zeigten sich doch bald die gröfsten Schwierigkeiten auf diesem Wege. Alle Sprachen verändern ihren Wortschatz mehr oder minder schnell. Teils kommen neue Worte für alte und neue Begriffe auf, teils verändern alte Worte ihren Sinn. So können wir zwar auf Grund von gr. πόλις, lit. pilis, ai. pur 'Burg' ein idg. pelís erschliefsen, aber der Sinn, den die Urzeit mit diesem Wort verband, war gewifs ein ganz anderer als der, den die Griechen in ihrem πόλις besafsen. Ihn zu ermitteln bietet die gröfste Schwierigkeit, und ebensogrofs ist die andere: welche Worte dürfen wir der Urzeit zuschreiben? Nur in seltenen Fällen ist ein Wort in allen indogermanischen Sprachen erhalten. Häufig fehlt es in einer, zwei, drei und mehr Sprachen, und die Sicherheit, mit der wir ein Wort für die Urzeit in Anspruch nehmen dürfen, wird immer geringer, in je weniger Sprachen es erhalten ist. Aber andererseits ist es sicher, dafs Worte, die nur in zwei oder drei Sprachen vorhanden sind, schon indogermanisch waren. Ja, eine einzige Sprache kann uns altes Erbgut bewahrt haben. Das ergiebt sich mit Notwendigkeit aus der Betrachtung einer historischen Sprachgruppe. Wie wir den indogermanischen Wortschatz durch Vergleichung der einzelnen indogermanischen Sprachen erschliefsen, so gewinnen wir z. B. den urgermanischen durch Vergleichung der germanischen Dialekte. Und hier zeigt es sich, dafs oft ein Wort nur noch in einem Dialekt erhalten ist, das durch seine Verwandten in den übrigen indogermanischen Sprachen als urgermanisch, ja als indogermanisch erwiesen wird.

Ganz sichere Kriterien, um das Alter eines Wortes festzustellen, giebt es bis heute noch nicht. Und darin liegt eine Hauptschwäche unserer Wissenschaft, die indessen einmal gehoben werden wird, sobald wir den Wortschatz systematisch durchforschen. Vorläufig ist jede Einzelsprache unendlich viel reicher in ihrem Wortvorrat als die erschlossene Grundsprache. Neben der Verbreitung besitzen wir ein wesentliches Kriterium, um das Alter der Worte zu bestimmen, in der Form. Wir können in der Sprache zwei Arten von Worten unterscheiden, solche, die auf Grund vorhandener Kategorien jederzeit neu gebildet werden können, und solche, die nur gedächtnismäfsig überliefert werden, für die die Möglichkeit der Neubildung aufgehört hat. Untersuchungen nach dieser Richtung sind freilich noch nicht systematisch unternommen, vielmehr ist die Etymologie noch immer eine mehr selektisch als methodisch konsequent verfahrende Wissenschaft geblieben. Doch zeigen sich hier Spuren der Besserung, und es ist zu hoffen, dafs die Anregungen, die vor allem Brugmann[1]) gegeben hat, auf fruchtbaren Boden gefallen sind und reiche Früchte tragen. Wir werden dann auch den Fragen nach den Ursachen und Arten des Bedeutungswandels und des Verlustes von Worten, die kulturhistorisch aufserordentlich wertvoll sind, viel

[1]) Die Ausdrücke für den Begriff der Totalität in den indogermanischen Sprachen (Leipzig). Weitere Arbeiten dieser Art sind durchaus notwendig und nicht allzuschwer. Man braucht dabei nicht einmal alle indogermanischen Sprachen heranzuziehen, sondern kann sich je nach seinen Kenntnissen auf einige beschränken und wird doch immer wertvolle Ergebnisse erhalten.

Digitized by Google

näher kommen, und es ist nicht zu bezweifeln, dafs wir für die geschichtlichen Fragen soweit sie aus der Sprache eine Antwort heischen, ein viel besseres Fundament besitzen werden, wenn erst alle diese Seiten der Sprachentwickelung systematisch untersucht sind.

Aber man hat gegen den Wert der Sprachwissenschaft auf diesem Gebiete überhaupt Einspruch erhoben, und in der That müssen die Ansprüche unserer Wissenschaft sehr herabgesetzt werden, wenn auch unsere Arbeit trotz mannigfacher Fehler und Übereilungen nicht nutzlos gewesen ist. Wenn sich die Sprachwissenschaft vermifst, hier allein etwas zu leisten, so befindet sie sich in einem Irrtum. Keiner der älteren Forscher, weder Grimm noch Kuhn, haben die Sprache in erster Linie herangezogen. Das ist erst geschehen, als man die Traditionen Jacob Grimms verliefs, als man in der Sprachwissenschaft, mit reicher anderweitiger Arbeit beschäftigt, recht einseitig wurde, als man eben keine Zeit mehr hatte, den Blick in die Weite schweifen zu lassen. Das ist jetzt anders geworden. Der wesentliche Grund der neuen grammatischen Auffassung ist gelegt. Man findet wieder Zeit, sich nach anderen Seiten umzusehen, und es gewinnt daher ein Geist wie Jacob Grimm wieder gröfseren Einflufs. Er wird mit seiner umfassenden Gelehrsamkeit, die das Gröfste wie das Kleinste, vor allem auch das Volkstümliche liebevoll umfafste, wieder ein Führer, dessen Geistesart wir vertrauensvoll folgen dürfen.

Zur Erschliefsung der europäischen Urgeschichte, zu der die Sprachwissenschaft ein Scherflein beitragen will, müssen auch andere Wissenschaften helfen. Zunächst kommt die prähistorische Archäologie hinzu. Die Funde, die im Laufe dieses Jahrhunderts aus dem Schofs der Erde gehoben sind, geben uns ein anschauliches Bild des Lebens früherer Epochen. Mit diesem Gebiet kann sich jeder befassen, der ein offenes Auge besitzt, man braucht nicht Sprachforscher zu sein, um es zu bearbeiten. Aber dieses Bild ist einseitig. Von den wichtigsten Faktoren des menschlichen Lebens, von sozialer Ordnung, Religion, Kunst und dem ganzen Denken der dahingesunkenen Menschen berichtet es nichts. Für dieses Gebiet tritt dann ungesucht die vergleichende Altertumskunde ein. In den litterarischen Denkmälern der verwandten Sprachen liegt eine Fülle von Erscheinungen vor, die man nur zusammenzustellen braucht, um ihre Ähnlichkeit, ja Gleichheit zu erkennen. Der Sprachforscher ist jedenfalls am besten dazu geeignet, diese vergleichende Altertumskunde zu betreiben. Denn wenn es auch wohl keinem vergönnt ist, alle indogermanischen Sprachen in gleicher Weise zu beherrschen, wenn er auch auf manchen Gebieten nur mit Grammatik und Wörterbuch arbeiten mufs, so gehört doch das genauere Verständnis von 4, 5 und 6 der grofsen Sprachgruppen, ein Verständnis, das es ermöglicht, direkt aus den Quellen zu schöpfen, zu den notwendigen Kenntnissen des Sprachforschers. Er wird, da er immer Philologe bleibt und immer wieder an die geschriebenen Urkunden herantreten mufs, von selbst dazu geführt, sich der vergleichenden Altertumskunde zuzuwenden, die von den Worten zu den Dingen emporsteigt, die nicht nur Häuser bauen, sondern auch darin wohnen will. Und hier liegt die reichste Quelle für unsere Forschung,

Digitized by Google

der sich die Ergebnisse aus der Sprache allein in vielen Fällen helfend und fördernd anschliefsen.

Das Bild, das wir auf diese Weise von der prähistorischen Kultur Europas gewinnen, ist heute ein wesentlich anderes, als das, das man früher entwarf. Die früheren Auffassungen und Ansichten haben zweifellos unter dem Banne allgemeiner philosophischer Ideen gestanden. Wie man die Indogermanen einst am liebsten aus dem Paradies kommen liefs, so glaubte man auch, dafs die Indogermanen in ihren Sitten und Gebräuchen jenem Urvolke nahe standen, von dem Rousseau einst geträumt, das von den Schlechtigkeiten und Verderbnissen der modernen Zeit nicht angekränkelt, in paradiesischer Unschuld dahinlebte. Doch mufste sich dem gegenüber mit der Zeit eine andere Anschauung Bahn brechen. Victor Hehn, der so lange Zeit russische Verhältnisse vor Augen gehabt hatte, wies mit eindringender Schärfe auf die vielen Züge der Barbarei und Roheit hin, die wir in dem Leben unserer Vorfahren treffen, und zeichnete sein Bild mit düsteren Farben, fast immer von dem Bestreben geleitet, das geistige und kulturelle Niveau der Indogermanen möglichst herabzusetzen. Aber auch gegenüber seinen Ausführungen ist der Rückschlag nicht ausgeblieben; durch Leists Forschungen (Altarisches jus gentium, Altarisches jus civile, Gräkoitalische Rechtsgeschichte) wird ein Bild entrollt, das weit von dem Hehns abweicht. Und man könnte daher auf das Urvolk fast die Worte des Dichters anwenden:

'Von der Parteien Hafs und Gunst verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte'.

Das einzige Mittel, um in dieser Frage zur Klarheit zu kommen und einen Wertmesser zu gewinnen, ist, die Völkerkunde zur Hilfe zu rufen und unseren Blick hinausschweifen zu lassen zu den sogenannten 'Primitiven', die sich noch heute an verschiedenen Stellen der Erde erhalten haben. Dafs diese Völker freilich nicht so primitiv sind, als es uns scheinen mag, ist richtig, thut aber nichts zur Sache. Wir gewinnen jedenfalls mit Hilfe der Ethnologie eine Unterlage für ein objektives Urteil über unsere Vorfahren. Wir brauchen sie weder zu hoch noch zu niedrig einzuschätzen, wir können die guten Eigenschaften hervorheben und brauchen uns vor den rohen Zügen, die uns auch bei ihnen entgegentreten, nicht abzuwenden, und wir haben es nicht nötig, wie Jacob Grimm that, sie zu verschleiern. Und danach können wir ruhig sagen, dafs sich die Indogermanen und andere Bewohner Europas schon lange Zeit vor dem Beginn der geschichtlichen Kunde über solche Zustände erhoben hatten, wie wir sie noch heute bei vielen Völkern der Welt treffen. Das Bild, das Bücher von dem wirtschaftlichen Urzustand und der Wirtschaft der Naturvölker entworfen hat, trifft für die Indogermanen nicht mehr zu.

In Europa haben sich vielmehr schon früh die wichtigsten Haustiere, der Hund, das Schaf, die Ziege, in vorhistorischer Zeit auch wohl das Schwein und das Pferd verbreitet[1]), und ebenso waren die Indogermanen schon mit dem Acker-

[1]) Vgl. hierzu meine Ausführungen Geogr. Zeitschrift IV 369

Digitized by Google

bau vertraut. Sie spannten das Rind vor den hölzernen Wagen und den einfachen Pflug und gewannen in allerdings ziemlich oberflächlicher Bearbeitung dem Boden den notwendigen Nahrungsstoff ab. Feste Niederlassungen, wie sie vor allem auch die Pfahlbauten zeigen, die zu errichten erhebliche Mühe kostete, müssen wir schon ziemlich frühzeitig voraussetzen. Die natürliche Ordnung des Lebens gründete sich auf den Zusammenhang der Sippe, die fest in sich geschlossen und Wirtschafts-, Rechts- und Religionsgemeinschaft war. Noch heute besitzen slavische Völker eine alte Wirtschaftsform, die zadruga, bei der mehrere Generationen unter einem Dache wohnen und eine rein kommunistische Gesellschaft bilden, nicht zum Schaden ihrer Angehörigen. Wir treffen diese Form in älterer Zeit auch bei anderen Völkern und haben allen Grund, sie für die Urzeit vorauszusetzen. In der Sippe und den Sippenverbänden fand der Einzelne den persönlichen Schutz, den ihm keine Obrigkeit gewährte, und da die Sippe eines Blutes ist, mufs auch jeder Angehörige für die Fehler und Vergehen irgend eines Mitgliedes eintreten. Die Blutrache mit dem Blutfrieden, die uns als lebendige Einrichtung noch heute verschiedentlich in Europa entgegentritt, ist in den Urzeiten notwendig gewesen und war der beste Schutz für den Menschen in Zeiten, in denen eine staatlich ordnende Gewalt nicht vorhanden war. Vor allem war die Sippe auch eine Religionsgemeinschaft. Der Kult gemeinsamer Vorfahren hielt die Sippenangehörigen auch dann noch zusammen, als die übrigen Dinge nicht mehr wirksam waren. Für die ganze Entwickelung unserer Vorfahren sind gerade die religiösen Momente von ausschlaggebender Bedeutung gewesen.

Doch unterlasse ich es, auf diese Punkte hier näher einzugehen. Mit der Gewinnung eines blofsen Mafsstabes ist indessen der Wert der Völkerkunde für unsere Zwecke nicht erschöpft. Die indogermanische Altertumskunde ist ja eigentlich selbst ein Teil der Völkerkunde, und sie kann für viele eigentümliche und alleinstehende Erscheinungen helles Licht gewinnen, wenn sie analoges bei den Primitiven vergleicht. Welche Erfolge nach dieser Richtung namentlich auf dem Gebiet der Mythologie durch Rohdes Psyche, Oldenbergs Religion des Veda, Mogks Germanische Mythologie erzielt sind, ist allbekannt. Auf anderen Gebieten ist man noch nicht so weit, aber die Aussichten, hier Gleiches zu erreichen, sind sehr grofs. Das Wenigste, was wir in unserem Kulturkreis finden, ist sein besonderes Eigentum. Erst wenn wir das allgemein Gültige ausgeschieden haben, kommen wir dem Ziele näher, die Eigenart unserer Urzeit zu erkennen.

Aufser für die Urgeschichte hat die Sprache auch für die historischen Epochen eine geschichtliche Bedeutung. Wie die indogermanische Sprachwissenschaft nicht nur die Erschliefsung und Erforschung der Ursprache als ihr Arbeitsgebiet betrachtet, sondern vor allem auch die historischen Sprachen behandelt, so führt uns gerade auch hier die geschichtliche Seite der Sprachbetrachtung zu immer neuen und reizvollen Aufgaben. Die meisten Kulturfortschritte, Erfindungen und Verbesserungen im Leben sind nicht an mehreren Orten und bei verschiedenen Völkern gelungen, sondern sie gehen von einem

Digitized by Google

Orte aus und wandern in die weite Ferne. Die europäischen Völker sind die Schüler des grofsen asiatischen Kulturreiches, von dem man mit Recht sagen kann: ex oriente lux. Aber mit den Dingen und Begriffen wandern auch die Worte, und je tiefer wir in die historischen Zeiten eindringen, um so deutlicher treten uns die kulturellen Einflüsse von Volk zu Volk an der Hand der Sprache entgegen. Oft genug mag in solchem Falle die Sprache genauere Auskunft geben als irgend eine andere Wissenschaft, wenn wir uns auch nicht zu selten damit begnügen müssen, das zu bestätigen, was andere Gebiete klar zeigen. Das Studium der Lehnworte hat eine aufserordentlich grofse kulturhistorische Bedeutung. Wir müssen dabei noch darauf hinweisen, dafs die Erkenntnis, ob ein Wort Lehnwort ist, immer erst durch die genaue Feststellung der Lautgesetze ermöglicht wird. Gerade nach dieser Seite sind die exakten Forderungen der genauen Beobachtung der Lautgesetze, die die 'Junggrammatiker' aufgestellt haben, von ausschlaggebender Wichtigkeit geworden. Ohne sie müfsten wir uns aufs Raten verlegen, könnten jedenfalls keine Sicherheit gewinnen.

Unsere Wissenschaft hat es nie versäumt, diese Seite der Sprachbetrachtung zu pflegen. Wenn auch in neuerer Zeit keine gröfseren Werke erschienen sind, die unser Wissen zusammenfafsten, so wird doch von den verschiedensten Seiten immer und immer wieder darauf hingewiesen, welche kulturgeschichtliche Bedeutung die Lehnworte haben.

Ich glaube gezeigt zu haben, dafs die Sprachwissenschaft durch mannigfache Fäden mit der Geschichte verbunden ist, und dafs sie heute wie schon seit langem bereit ist, ihr eine hilfsbereite Dienerin zu sein. Neben dem erziehenden Einflufs, den die Sprachbetrachtung an und für sich hat, und der für den jugendlichen Geist nicht hoch genug bewertet werden kann, haben wir in dem Besprochenen ein Gebiet vor uns, das des allgemeinen Interesses sicher sein darf, und das auch geeignet ist, den Sprachunterricht nach allen Seiten zu beleben. In der Sprache, die wir sprechen, umweben uns die Erinnerungen an eine Jahrtausende lange Geschichte. Von Generation zu Generation, von Mund zu Mund hat sie sich fortgepflanzt, und so haben die Zeiten der Sprache ihre Runen eingeschrieben. Es kommt nur darauf an, sie zu lesen und den Schatz zu heben, der in ihnen ruht.

Digitized by Google

ZUR IONISCHEN MUNDART UND DICHTERSPRACHE.

Von August Fick.

Die griechische Dialektforschung sieht sich seit einigen Jahrzehnten vor ganz neue Aufgaben gestellt. Die Fortschritte der Sprachwissenschaft gestatten nicht mehr, wie früher, die griechischen Mundarten nur beiläufig als Abweichungen von der Atthis, die ja selbst nur ein Dialekt ist, anzusehen und zu behandeln; dazu kam die Fülle neuer Dialektquellen, welche die inschriftlichen und litterarischen Funde unserer Tage uns erschlossen haben. Diese lassen uns einen tieferen Einblick in die Mundarten gewinnen, wie sie im Volke selbst lebten und wie sie von den Dichtern ursprünglich gehandhabt wurden, während wir früher vorwiegend auf die trügliche, vielfach von Redaktoren und Abschreibern entstellte Überlieferung der dialektisch gefärbten Schriftstellertexte angewiesen waren.

Es galt nun die neu gehobenen Schätze im Sinne und mit den Mitteln der Sprachwissenschaft zu verwerten. Dabei war es ganz natürlich, dafs man sich zunächst auf die Beschreibung und Darstellung einzelner, selbst örtlich sehr begrenzter Mundarten beschränkte, um so mehr, als gerade diese individuelle Ausgestaltung wie dem griechischen Leben überhaupt, so auch dem Leben der griechischen Sprache einen besonderen Reiz verleiht. Ebenso natürlich war es, dafs die junge Forschung sich zunächst auf die Laute und Formen der Mundarten warf, Wortschatz und Satzbau nur obenhin streifte. So entstand eine Reihe von Monographien, die, von der angedeuteten Beschränkung abgesehen, eine äufserst wertvolle und als solche anzuerkennende Grundlage für eine umfassendere Forschung abgeben. Ich nenne an dieser Stelle nur die gediegenen Arbeiten von R. Meister und für das Ionische die überaus fleifsige Behandlung der 'Sounds and Inflections' dieses Dialekts von H. W. Smyth (Oxford 1894).

Aber über diesen minutiösen Einzelforschungen, die sich überdies meist gar nicht auf das dem Einzeldialekt Eigentümliche beschränken, sondern fast ebenso breit das diesem mit der übrigen Gräcität gemeinsame Sprachgut behandeln, mufs sich zweifellos mit der Zeit eine zusammenfassende, die Mundarten zu höheren Einheiten zusammenschliefsende Darstellung erheben. Das erhellt schon aus der rein äufserlichen Notwendigkeit einer stärkeren Zusammendrängung des Stoffes: oder sollen wir für alle Zeit darauf angewiesen sein, der mundartlichen Entfaltung der griechischen Sprache wenigstens ein Dutzend starker Bände widmen zu müssen? So viel aber ist erforderlich, wenn die bisher übliche breite Weise in der Behandlung einzelner Mundarten festgehalten werden

Digitized by Google

soll. Doch von diesem äufserlichen Mifsstande abgesehen, läfst dies Versinken ins Einzelne und Einzelnste zu sehr vor der Mannigfaltigkeit die darin waltende Einheit zurücktreten: es ist und bleibt doch die Eine Griechensprache, die sich in die Vielheit der Mundarten gliedert, wie auch die Stämme der Griechen sich doch wieder zur Einheit des Griechenvolks zusammenschliefsen.

In diesem Sinne unternahm Otto Hoffmann, die griechischen Dialekte 'in ihrem historischen Zusammenhange' darzustellen (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1892—98). In dem ersten Bande fafste er den arkadischen und kyprischen Dialekt als 'südachäische', in dem zweiten die Sprache der Thessaler mit der Aeolis Kleinasiens als 'nordachäische' Mundart zusammen, indem er beide Paare, wie schon ihre Benennung angiebt, als Entfaltung einer alten 'achäischen' Sprachform angesehen wissen will. Freilich klafft hier zwischen Thessalien und Arkadien eine Lücke, ist der alte, als ursprünglich vorauszusetzende örtliche Zusammenhang der 'achäischen' Stämme zerrissen. Aber wie Hoffmann in seiner Dissertation *De mixtis dialectis Graecis* (Göttingen 1887) betont, ist in den Dialekten von Mittelhellas, von Lokris, Phokis, Böotien mehr oder weniger deutlich ein äolischer Untergrund zu erkennen; wir dürfen demnach annehmen, dafs die älteren Bewohner dieser Landschaften, Minyer, Phlegyer, Kadmeer u. a., ehe sie von Stämmen des Nordwestens überrannt wurden, in ihrer Sprache eine Verbindung zwischen Thessalien und dem Peloponnes, den Nord- und Südachäern darstellten.

In dem dritten Bande seiner 'Griechischen Dialekte' behandelt Hoffmann (fortan zitiert als H.) 'die Quellen und Lautlehre' des ionischen Dialekts, ein vierter Band soll die 'Formen- und Stammbildungslehre', hoffentlich auch den Wortschatz und Satzbau des Ionischen enthalten. Während also in den vorhergehenden Bänden je ein Band zwei Mundarten zusammenfafste, werden Band III und IV, also zwei Bände der Darstellung eines einzigen Dialektes gewidmet sein. Man mag dies mit der Wichtigkeit der Ias und der Neuheit des Unternehmens entschuldigen, doch hätte sich m. E. der Umfang sehr verringern, der Stoff bedeutend zusammendrängen lassen. Auch hätte hier wie in den beiden ersten Bänden das gleiche Prinzip der Zusammenfassung verwandter Mundarten zu höherer Einheit befolgt werden müssen, da ja ohne allen Zweifel Ias und Atthis ein engverbundenes Paar bilden, dessen Entfaltung aus einer gemeinsamen Wurzel sich sehr wohl darstellen liefs, wenn auch einzelne Fragen, wie die nach dem Verhältnisse des attischen *α* purum zum durchgeführten ionischen ä (vgl. H. 341 ff.) noch nicht ganz geklärt sind.

Hoffentlich wird die Behandlung des attischen Dialektes, welche auf die der Ias unmittelbar folgen mufs, wenn H. seinem Vorsatze, die griechischen Mundarten 'in ihrem historischen Zusammenhange' darzustellen, treu bleiben will, den gemeinsamen Ursprung der Atthis und Ias deutlich hervortreten lassen; nannten sich die Attiker der älteren Zeit doch selbst *Ἰάονες*, d. h. mit dem Vollnamen, aus dem der Name *Ἴωνες* gekürzt ist.[1])

[1]) Beweisend hierfür ist der Vers Solons in des Aristoteles *Πολιτ. Ἀθην.* p. 6, 8 Blass: *πρεσβυτάτην ἐσορῶν γαῖαν Ἰαονίας*, womit Attika gemeint ist. (Für *καινομένην*, wie Blass

Daſs die Mundart der Dorier und die der nordgriechischen Stämme, welche Ahrens als Doris septentrionalis bezeichnet hat, eng zusammengehören, steht ganz auſser Frage. In der weiteren Fortführung seines auf dem Titelblatt angekündigten Vorhabens hat H. auch in diesem weit ausgedehnten sprachlichen Gebiete die ursprüngliche Einheit, den gemeinsamen Quellpunkt im Auge zu behalten.

So würde sich eine ursprüngliche Dreiheit griechischer Mundarten ergeben, und wir würden damit einfach die Auffassung der Griechen selbst bestätigen, die bekanntlich, sobald man Ias und Atthis zusammenfaſst, ebenfalls drei Typen der eigenen Sprache: Doris, Aiolis und Ias aufstellten, nur daſs wir statt der Kürzung in *Αἰολεύς* den alten Vollnamen *'Αχ-αιός* einzusetzen haben.

Mit dieser alten Dreiteilung der Stämme und Mundarten stimmt auch die Natur des Landes und die hierdurch bedingte Geschichte der ersten Einwanderung des Volkes, sobald wir von dem später besetzten Peloponnes absehen. Pindus und Parnaſs bilden eine starke Völkerscheide: im Westen saſsen die mit den Doriern gleichsprachigen Stämme, von H. (De mixtis d. Gr.) daher mit Recht als 'Transpindani' benannt, im Osten die Achäer, die sich vom Olymp bis an den Kithairon vorschoben, hinter diesem entfalteten die Iaonen ihre Eigenart.

Über der Dreiheit dieser ältesten Mundarten steht die Einheit der gemeinsamen Griechensprache. Dürfen wir bis zu dieser aufsteigen? Können wir ein 'Urgriechisch' wieder herstellen, einen gemeinsamen Grundstock, aus dem die drei Hauptdialekte wie drei Zweige aus einer Wurzel entsprossen sind? Bekanntlich ist diese Frage eine offene, namhafte Forscher wie Joh. Schmidt und neuerdings Kretschmer verneinen sie, und es ist hier nicht der Ort, sie von meinem Standpunkte der Bejahung aus zu behandeln.

Nach dem Vorgange von Ahrens und Meister schickt Hoffmann seiner Darstellung der Dialekte deren Hauptquellen voraus. Für die Ias ist es von ganz besonderem Vorteil, daſs wir so sehr alte Dichtertexte in dieser Mundart besitzen: die Verse des Kallinos mahnen zum Kampfe gegen die einbrechenden Kimmerier, sind also etwa 675 v. Chr. anzusetzen, und Archilochos, Tyrtaios und Semonides sind nicht viel jünger. Aus diesen Texten erhellt z. B., wie H. richtig hervorhebt, daſs schon im Anfange des VII. Jahrh. die *εο* und *εω* geschriebenen Laute durchaus Diphthonge (*ε͜ο*, *ε͜ω*) waren, und daſs auch *εα*, später zu *η* zusammengezogen, nicht immer offen gesprochen wurde. So dient hier das metrisch gebundene Dichterwort der richtigen Erkenntnis der Mundart, umgekehrt ist aber auch der richtig erkannte Dialekt ein wichtiges Mittel, das Dichterwort in seiner ursprünglichen reinen Sprachschönheit wiederherzustellen. Freilich erheben sich durch diese Wechselbeziehung zwischen

im Anfange des folgenden Verses liest [*καρφομένην* Diels], möchte ich *κλινομένην* vorschlagen mit Hinblick auf *κλίνειν 'Αχαιούς*, *φάλαγγας* bei Homer.) Auch in der Ilias *N* sind die Athener *'Ιάονες* genannt: die *'Ιάονες ἑλκεχίτωνες* 685 sind dieselben, die 689 *'Αθηναῖοι* heiſsen.

Digitized by Google

Dialekt und Textkritik auch einige Fragen, die nicht ganz leicht und sicher zu beantworten sind.

So erfahren wir z. B. erst aus Inschriften, dafs auf Amorgos und Samos verschiedene Typen der Ias herrschten und werden dadurch vor die ganz neue Frage gestellt, ob die Reste der Iamben des Semonides von Amorgos, der nach alter Überlieferung aus Samos stammte, in der Sprachform von Amorgos oder Samos wiederzugeben sind, eine Frage, die sich nur durch genaueres Eingehen auf die Inschriften von Amorgos und die hiermit zusammenhängende Geschichte der Besiedelung der Insel entscheiden läfst.

Sicher ist Amorgos erst spät von den Griechen besetzt, und 'die gerade hier so zahlreichen Funde primitiver Geräte und roher Idole gehören gewifs den Karern an' (Ed. Meyer, Gesch. d. Alt. II 79).

Nach Suidas s. v. *Σιμμίας* (Westermann, Biogr. S. 112) führte Semonides, *τὸ ἐξ ἀρχῆς Σάμιος* eine Kolonie von Samiern nach Amorgos im J. 407 nach Troja 1184, also 787 v. Chr., *ἔκτισε δ' Ἀμοργὸν εἰς γ' πόλεις Μίνωαν, Αἰγιαλόν, Ἀρκεσίνην.* Dieser Angabe folgt Ed. Meyer a. a. O. II 301: (Amorgos) 'wurde von Samiern kolonisiert, die hier die Städte Aigiale, Arkesine und Minoa gründeten; in dieser (Minoa) liefs sich der samische Dichter Simonides, ein jüngerer Zeitgenosse des Archilochos, nieder', nur dafs bei dieser Darstellung der Dichter — gewifs mit Recht — nicht zum Führer der Kolonie gemacht und — dies nach Steph. Byz. s. v. — in Minoa angesiedelt wird. Nach der Darstellung bei Suidas könnte es gar keinem Zweifel unterliegen, dafs die Fragmente des S. in der Sprachform von Samos wiederzugeben wären. Aber die Sache liegt nicht so einfach.

Bei Stephanos heifst es: *Ἀμοργός· νῆσος μία τῶν Κυκλάδων, ἔχουσα πόλεις τρεῖς, Ἀρκεσίνην, Μινώαν, Αἰγιάλην. ἀπὸ τῆς Μινώας ἦν Σιμωνίδης ὁ ἰαμβοποιός. — ἥντινα Καρκήσιος ἀνὴρ Νάξιος ᾤκισε καὶ Καρκησίαν ὠνόμασε.* In *Καρκήσιος — Καρκησίαν* hat man wohl nicht *Ἀρκέσιος — Ἀρκέσιναν* zu suchen, sondern den alten karischen Namen der Insel *Καρκησσός*; die Namen auf *-ησσος* = *-ασσος* sind ja charakteristisch für das Karische und alle Sprachen der Kleinasiaten. Schon Meineke bemerkt zu *Καρκήσιος*: '*fortasse Καρκησός.*' Die naxische Kolonie, auf welche eher das obige Datum — 787 v. Chr. — passen würde, wird für Arkesine, die Stadt im Süden der Insel, durch eine jüngere Inschrift (Dümmler, Athen. Mitt. XI [1886] 112: *Ναξίων τῶν Ἀμοργὸν Ἀρκέσιναν οἰκούντων*) bezeugt. 'Die Erinnerung an die Besiedelung von Arkesine durch Naxier hat sich demnach bis in die römische Kaiserzeit erhalten' (Bechtel, Ion. Inschr. S. 40). Eine samische Gemeinde in Minoa bezeugt eine Inschrift des II. Jahrh. nach Chr.: *Σάμιοι οἱ Ἀμοργὸν Μεινώαν κατοικοῦντες*, und damit stimmen aufs schönste die Angaben (s. o.), dafs Semonides *ἐξ ἀρχῆς Σάμιος* und in Minoa zu Hause war. Die Bewohner von Aigiale, der Stadt im Norden der Insel, fühlten sich noch in römischer Zeit als Kolonisten von Milet: *Μειλησίων τῶν Ἀμοργὸν Αἰγιάλην κατοικούντων* heifst es CIG 2264.

Das Alter der naxischen Kolonie wird durch den Dialekt der Inschriften

Digitized by Google

von Amorgos verbürgt. Wie auf Naxos werden ā und ē durch die Schrift als *H* und *E* unterschieden, und zwar nicht blofs in Arkesine, sondern ebensowohl in Minoa und Aigiale. Daneben zeigen einige Inschriften H. 51—53 ein altes kleinasiatisches Alphabet, worin *H* sowohl ā als ē bezeichnet, und zwar nicht blofs in Minoa, sondern auch in den beiden anderen Städten der Insel.

Die älteste Besiedelung der Insel erfolgte demnach von Naxos, und diese drückte der Mundart der Insel für alle Zeit den Stempel auf; um 650, nach Bursian, Geogr. von Griech. II 512 um Ol. 20, besetzten Samier die Stadt Minoa, deren Name auf Kreta weist; endlich Aigiale erhielt in einer nicht näher zu bestimmenden Zeit Kolonisten aus Milet.

In den attischen Tributlisten sowie in der Bundesurkunde Ol. 100 erscheint die Insel politisch geeinigt, es ist nur von Amorgos und Amorgiern die Rede. Erst seit dem III. Jahrh. v. Chr. zerfiel sie wieder in die alten Dreistädte (Bursian a. a. O.). Die Einigung ging wohl von Minoa in der Mitte der Insel, jedenfalls der wichtigsten der drei Städte, aus, wie auch die jetzige Stadt Amorgos im Gebiete des alten Minoa liegt, und so würde sich auch die Angabe erklären, dafs Semonides, einmal als Oikist von Minoa gedacht, *ἔκτισε (τὴν νῆσον) εἰς πόλεις τρεῖς*. Auch in den Kulten zeigt sich die Verschmelzung der Gemeinwesen: der naxische Dionysos wird als *Μινωήτης*, die Hera von Samos auch in der altnaxischen Kolonie Arkesine verehrt (Bursian a. a. O.).

Wenn die ältesten Inschriften auf der ganzen Insel, nicht blofs in und um Arkesine, den naxischen Stempel tragen, so wird auch Semonides so geschrieben haben, um so mehr, als sich in seinen Fragmenten rein gar nichts findet, was auf seine Herkunft aus Samos Bezug hätte. Zum Samier, Führer der Samier und Oikisten der ganzen Insel, wurde er wohl als der berühmteste Bürger von Minoa, die ja allerdings eine samische Kolonie aufnahm und von wo auch die vorübergehende Einigung der Insel im V. Jahrh. ausgegangen sein wird.

Zwar sind einige Inschriften der Insel in einem kleinasiatischen Alphabet geschrieben, doch ist kein Grund, in ihnen den Ausdruck einer abweichenden Mundart zu sehen. Wir dürfen daher annehmen, dafs die Sprechweise der naxischen, als der ältesten und stärksten Siedelung, alsbald von den späteren Zuwanderern aus Samos und Milet angenommen wurde. Ob der Dichter Semonides noch so eng mit Samos zusammenhing, um im Dialekt dieser Insel zu sprechen und zu schreiben, mufs freilich dahingestellt bleiben, jedenfalls wurden seine Gedichte von seinen Landsleuten auf Amorgos alsbald in amorgischer Aussprache und Schrift verbreitet.

Hierfür bietet sogar die uns vorliegende Überlieferung der Fragmente einen bedeutsamen Anhalt. Zu Frg. 31 A ist in *πεπλήαται* der Diphthong, der aus *ᾱα* hervorging, mit *ηα* geschrieben. Hierzu bemerkt H. richtig: '*πεπλήᾰται* ist ältere Schreibung für *πεπλεᾶται*, vgl. naxisch *Δεινοδίκηο*, *ἀλληῶν* Inschr. 30.' Auf dies Fragment bezieht sich Et. M. 367, 37: *ἔπληντ' ἀλλήλησι· ἐκ τοῦ πλῶ τὸ πλησιάζω, ὁ παρακείμενος πέπληκα καὶ πέπλακα· ὁ παθητικὸς πέπλημαι, πέπληται, καὶ παρὰ Σιμωνίδῃ πεπλήαται.* Hieraus erhellt, dafs *πεπλήαται* 3. pl.

Digitized by Google

pf. pass. zu *πλη* = *πλᾰ* zu *πελά-σσαι* und aus *πεπλnαται* mit naxischem *H* = ä umgesetzt ist, während die geläufige ionische Schreibung mit *E* für ē nur gemäfs der späteren Form des Diphthongs *εα* ergeben hätte, wie denn auch Bergk bei der damaligen Unbekanntschaft mit dem *H* = ä einiger Inseln ganz richtig *πεπλέαται* d. i. *πεπλεᾶται* geschrieben hat.

In Amorgos war der rauhe Hauch bewahrt geblieben, wie *Ηιπποκράτης Ηιπποκλῆς* Nr. 48 beweist, die Samier hatten ihn, wie alle Asiaten, eingebüfst. Bei Semonides ist der Hauch oder doch seine Wirkung fast durchweg überliefert (die Belege H. 550): *ἐφήμεροι, ἐλθόνθ', τοῦθ', ἀφείλετο, χὡς* (*καθημένη* und *ἀφεῦσα*); *τοὐτέρου* spricht nicht dagegen, weil vermutlich aus der vollen Schreibung *τοῦ ἑτέρου* erst zusammengezogen; auch *ἐπίμερον* beweist nichts, wenn *ἵμερος* wirklich aus *ἰσμερος* = ismeros entstanden ist. Wenn sich *αἶ τάλας*, von Theognost 155, 30 als Beleg für *αἶ τὸ δασυνόμενον* angeführt, auf Semon. 7, 76 *αἶ τάλας ἀνήρ* bezieht, was doch sehr wahrscheinlich ist, so hätten wir damit ein Zeugnis für h bei S. auch im Anlaut.

Auf Amorgos sprach man *πο-* im Fragwort — nach *ποτὲ* Inschr. Nr. 45 —, auf Samos vermutlich *κο-*. Bei Semonides liest man H. 595: *ὅπως, ὅπῃ* neben *ὅκου, ὅκως, κοτε*. Man hat also die Wahl; vielleicht war man schon in sehr alter Zeit unschlüssig, ob man Semonides im ionischen oder amorgischen Dialekte lesen sollte. Jedenfalls haben sich die Samier früh ihres berühmten angeblichen Landsmannes angenommen; wenn Suidas a. a. O. berichtet, S. habe auch eine *ἀρχαιολογίαν τῶν Σαμίων* verfafst, so ist das selbstverständlich Fälschung eines Samiers auf den berühmten Namen; archäologische Studien lagen ohne Zweifel dem alten Iambographen fern.

Fafst man alle Momente für und gegen zusammen, so überwiegt die Wahrscheinlichkeit, dafs Semonides, mochte auch er selbst oder seine Familie aus Samos stammen, sich doch der auf Amorgos herrschenden, mit der altnaxischen identischen Mundart bedient hat. Jedenfalls wandte man auf Amorgos schon bei den ältesten Abschriften seiner Iamben die amorgische Schrift an. Vielleicht liegt hierfür in *πεπλῆαται* (s. o.) ein vollgültiger Beweis, wie der Genetiv *Λυκάμβεος* (Voc. *Λύκαμβᾰ*) bei Archilochos beweist, dafs der Dichter wie die parischen Inschriften ä und ē nicht unterschieden hat. —

Semonides schrieb nach Suidas (s. o.) *κατά τινας πρῶτος ἰάμβους*, also noch vor Archilochos. Hieran ist wenigstens so viel wahr, dafs S. im Bau seiner Iamben von Archilochos ganz unabhängig ist: er unterscheidet sich von diesem auf den ersten Blick dadurch, dafs er durchaus k e i n e A u f l ö s u n g e n zuläfst. Dies nötigt ihn denn in Wörtern, die der rein iambischen Messung widerstreben, Dehnungen durch den Ictus eintreten zu lassen. So erklären sich: *'Αΐδης* 1, 14 117 ⏓⏑– neben *'Αΐδεω* Anakr. 43, 5; *ἀπὸ ῥύπου* ⏑⏓⏑⏒ 1, 63; *ἐν οὔρεσιν* 14, 1; *ὀρσοθύρης* –⏑⏓– 17 und *πούλυπον* ⏓⏑⏒ 29. Die Messung von *'Αΐδης* als Creticus deutet daher durchaus nicht auf eine Grundform *Αἰίδης*, wie sie Wackernagel für das attische *Ἅιδης* voraussetzt; ebensowenig ist *οὔρεσιν* neben *ὄρεσι* bei Herodot auf epischen Einflufs zurückzuführen; wollte der Dichter die oben angeführten Wörter und Verbindungen

Digitized by Google

in den Bau seiner Iamben einfügen, so konnte er sie gar nicht anders behandeln, als er gethan.

Die einzige Auflösung findet sich in 10, wo das überlieferte *τί ταῦτα διὰ μακρῶν λόγων ἀνέδραμον*; nach Nauck und Bergk *τί τ. μακρῶν διὰ λόγων ἀ.* gelesen wird. Aber Bergk bemerkt hierzu sehr richtig: *Ceterum vel sic lectio versus incerta, si quidem Simonides alias nusquam solutione longae syllabae usus est.* Angeführt wird der Vers vom Schol. zu Eurip. Phoen. 207 als Beleg für den Gebrauch des Aorists im Sinne des Futurs, also *ἀνέδραμον ἀντὶ τοῦ ἀναδραμεῖν μέλλω.* Vielleicht ist zu lesen *τί ταῦτα μακρῶν δεῖ λόγων; ἀνέδραμον*; 'Soll ich darauf zurückkommen?' Die Umstellung *τί ταῦτ' ἀνέδραμον μακρῶν διὰ λόγων*, vgl. *ἀπὸ ῥύπου* 1, 63, würde einen schlechtgebauten Vers geben, der sich durch 6, 1 kaum rechtfertigen läfst.[1])

S. 179—212 giebt Hoffmann 'Allgemeine Bemerkungen über die Quellen des ionischen Dialekts'. Ich lege hier nur den Abschnitt über die ionische Elegie S. 182—185 zu Grunde.

Nach älterer Ansicht, der noch H. W. Smyth beipflichtet, machten die Elegiker die Sprache des homerischen Epos zur Basis ihrer Dichtungen, indem sie das epische Gepräge nur durch Abstofsung archaischer Formen oder durch Anlehnung an den eigenen Heimats- und Mutterdialekt mehr oder weniger 'modifizierten'. Dagegen erklärt H. im Anschlufs an meine Darlegung in Bezzenbergers Beitr. XI 248 f., dafs gerade die ältesten Elegiker rein ionisch dichteten und erst die späteren unter dem Einflusse der Sprache des Epos standen, dafs also 'die Sprache der Elegie genau den entgegengesetzten Entwickelungsgang genommen, als den ihr von Smyth zugeschriebenen: sie war

---

[1]) Zum Schlusse mögen noch einige Verbesserungsvorschläge kurz angedeutet werden. 1, 10 ist *ἴξεσθαι φίλος* überliefert. H. schreibt *φλέον* mit Anschlufs an Meinekes Konjektur *φλέων*. Vielleicht *εἴξεσθαι* oder *ἕξεσθαι ὄφελος*, zu lesen *ἑξεσθὤφελος*?

Die Verse 1, 69—70 sind zwar etwas matt, doch lassen sie sich halten, insbesondere 69 ist eigentlich ganz unbedenklich; freilich mufs der Verstofs gegen die alte Ias in *τοιούτοις* für *-τοισι* notwendig beseitigt werden. Man schreibe *το-ι-ούτῳ* mit Hinweis auf *καταγλο-ι-οῦ* 8 9 und Archilochos 36: *ἀλλ' ἄλλῳ καρδίην ἰαίνεται*, wo *ἄλλῳ* Dat. zu *ἄλλο.* Übrigens ist bei Aelian *τοιοῦτον* überliefert.

1, 74 schreibt H. *ἀντῶσαν* für das überlieferte, dialektwidrige *ἀνθρώποις*. Aber nach Joh. Schmidts, von H. adoptierter Theorie hätte er jedenfalls besser wenigstens *ἀντεοῦσαν* geschrieben, wenn wirklich in den Verben auf *έω* (*ἤντεον* Il. *H* 423, sonst *ἀντάω*) neben *άω* beide Formen im Sinne dieser Aufstellung wechselten. Will man die ganz hübsche Änderung in *ἀστοῖσιν* nicht gelten lassen, so schreibe man *ἀνδράσιν*; man begreift dann wenigstens, wie dafür *ἀνθρώποις* als Glossem eindringen konnte, um den altertümlichen Gebrauch von *ἀνδράσιν* als 'Menschen' zu markieren.

1, 100 schreibt H. für *πέλεται*: *πέπλεκται* mit Berufung auf Hipponax 23 AB, wo der Vokal vor *κτ* metrisch kurz ist. Aber was Hipponax sich in choliambischer Laune erlaubt, gilt nicht ohne weiteres für Semonides. Eine Iktusdehnung ist allerdings in *πέλεται* nicht anzunehmen, da ja keine Nötigung vorlag gerade dies Wort zu gebrauchen; Ahrens will *τέλλεται*, und wirklich ist *περιτελλομένων* Part. praes. zu *περιπλομένων ἐνιαυτῶν*, aber die Ahnung eines solchen Zusammenhangs wird man hier schwerlich suchen und finden wollen.

Digitized by Google

ursprünglich nicht ein episch-homerischer Mischdialekt, der durch Einsetzen ionischer Formen modifiziert wurde, sondern der echte ionische, reine Dialekt, den dann im Laufe der Jahrhunderte homerische, unionische Formen mehr und mehr entstellten.' Die ältesten Elegiker stimmen also in ihrer Sprache genau mit den im elegischen Versmafse abgefafsten Inschriften des ionischen Sprachgebiets, denen sich jetzt auch die beiden hübschen, zuerst von H. gelesenen Distichen von Thasos H. Nr. 67 und 68 zugesellen.

In den inschriftlich überlieferten Elegien finden sich wohl allerlei Freiheiten, besonders in der Messung von Eigennamen, die der Verszwang entschuldigen mufs, auch wohl hier und da der Gebrauch eines sonst nicht als ionisch nachzuweisenden Wortes, wie *ἐνὶ ζαπέδῳ* auf Paros saec. VI, aber nichts den Lauten der Ias Widerstrebendes, was dem Epos entlehnt sein müfste. Selbst der Pentameterausgang *τοῦ παράκοιτις ἔην* auf einer jüngeren Inschrift von Chios, nach Kirchhoff aus der ersten Hälfte des V. Jahrh., enthält nicht notwendig Entlehnungen aus dem Epos. Der Gebrauch von ὁ als Relativ ist allerdings der älteren Ias fremd, doch wird man ihn nicht durchweg und ausschliefslich aus dem Epos herleiten dürfen; und *ἔην* ist allerdings die ionische Umsetzung des altepischen *ἦεν*, aber *τοῦ* wie *ἔην*: *ἦεν* kann man zu den Nachklängen der äolischen Mundart rechnen, die in Chios vor der Ias herrschte, vgl. H. S. 223 f. Sogar die im heroischen Versmafs abgefafsten Inschriften ionischen Gebiets zeigen keine Spur der epischen, hier doch am ersten zu erwartenden Mischsprache, wie die schöne, sprachreine Nikandreinschrift von Naxos H. Nr. 30 zeigt.

Die gleiche Reinheit der Sprache findet sich bei den älteren Elegikern.

Mit Recht erklärt H. S. 183 die Formel *ὁππότε κεν δή* bei Kallinos für ein episches Zitat, 'falls es überhaupt richtig überliefert ist'. M. E. stammt das Zitat nicht von dem Dichter her, der ursprünglich *εὖτέ μιν ἄν δή* geschrieben hat.

Tyrtaios nahm den Ton des Kallinos, den der kriegerischen Elegie auf. Dafs er von Haus aus Lakone, seine Ias also erst erlernt war, wie H. S. 184 meint, ist jedenfalls nicht zu beweisen. Zweifellos war er in Sparta heimisch geworden, geborener Lakone war er wohl nicht. Bekannt ist seine Herleitung aus Athen, noch mehr zu beachten ist die Angabe bei Suid. (Westermann, Biogr. S. 115) *Λάκων ἢ Μιλήσιος* mit der Zeitbestimmung: *ἤκμαζε γοῦν κατὰ τὴν λε΄ ὀλυμπιάδα*, d. i. 636—2 v. Chr., was sehr schön zu dem jetzt herrschenden Ansatze des zweiten messenischen Krieges 640—623 stimmt. Als Milesier, der auch in Athen verkehrt haben kann, reiht sich Tyrtaios an Terpandros von Lesbos, Alkman von Sardes, weiterhin an Hesiod von Kyme, Arion von Methymna und Polymnestos von Kolophon: die Kolonien des Ostens überstrahlten lange Zeit in Gesittung und Kunstübung weitaus das Mutterland. Tyrtaios Sprache ist, von den metrisch sehr brauchbaren Lakonismen *-οις* und *-αις* neben *-οισι* und *-ῃσι* und *δεσπότᾰς*, *δημότᾰς* abgesehen, durchaus rein und darf uns als Ersatz für Kallinos gelten, von dem Tyrtaios, vielleicht als sein Schüler, durchaus abhängig war.

Digitized by Google

Das gröfsere Bruchstück des Kallinos von V. 5 an könnte geradezu Tyrtaios verfafst haben, und so hat Thiersch es dem Kallinos ab- und Tyrtaios zugesprochen. Jedoch mit Unrecht: das Bild in V. 20: *ὥσπερ γάρ μιν πύργον ἐν ὀφθαλμοῖσιν ὁρῶσιν* pafst nicht für das unbefestigte, offene Sparta, wohl aber für ionische Städte. Man denke z. B. an Teos, das nach CIG 3064 in Bezirke zerfiel, die den Namen *πύργοι* führten nach den gleichbenannten Mauerabschnitten, deren Hut den dahinter sitzenden Bürgern anvertraut war, und die wiederum den Schutz der Hintersassen bildeten. Erst wenn man sich diese ionischen und nichtspartanischen Stadtverhältnisse vergegenwärtigt, tritt die volle Schönheit und Kraft des Bildes hervor, das also für Ionien und gegen Sparta und damit für Kallinos und gegen Tyrtaios spricht.

Wie nahe es lag und noch liegt, alt- und gutionische Dichtertexte durch epische Reminiszenzen zu entstellen, zeigt Tyrt. 10, 27. Hier ist *νέοισι δὲ πάντ' ἐπέοικεν* überliefert. Die ganze Stelle ist im offenbaren Hinblick auf Il. *X* 71—76 gedichtet. Da es nun dort 71 heifst: *νέῳ δέ τε πάντ' ἐπέοικεν*, so meinte Thiersch, dem ich früher leider gefolgt bin, das überlieferte *νέοισι δὲ* durch das homerische *νέῳ δέ τε* ersetzen zu müssen und bemerkte nicht, dafs er damit dem Tyrtaios einen Sprachschnitzer in den Text setzte: die ältere Ias kennt nämlich weder in der Prosa noch in der Poesie die im Epos so unendlich häufige Verbindung *δέ τε*, sie findet sich erst bei den jüngeren unter dem Einflufs der epischen Mischsprache stehenden Elegikern.

Wenn, wie eben gezeigt, selbst ein tüchtiger Gelehrter der Neuzeit die alte Elegie in verkehrter Weise episieren kann, werden wir dann nicht eher Nachsicht mit alten Redaktoren und Abschreibern haben, wenn sie bei Kallinos *ὁππότε κεν δή* für *εὖτέ μιν ἂν δή*, bei Tyrtaios 10, 6 *τεθνάμεναι* für *τεθνᾶναι* (wie bei Theognis alle Hss. neben *τεθνάμεναι* A haben), oder wenn sie Tyrt. 10, 7 in *μετέσσεται οὕς κεν ἵκηται* nach *A* 139 *κεχολώσεται ὅν κεν ἵκωμαι* für *ἄν* das epische *κεν* eingeschwärzt haben? Auch hier mufs es heifsen 'alles begreifen heifst alles verzeihen'.

Die anstöfsige Erwähnung der *αἰδοῖα* in Tyrt. 10, 25 *αἱματόεντ' αἰδοῖα φίλῃσ' ἐν χερσὶν ἔχοντα* stammt ebenfalls aus der homerischen Parallelstelle, wo es *X* 75 heifst *αἰδῶ τ' αἰσχύνωσι κύνες*. Auf dem richtigen Wege war Cobet, als er *ἔντερά θ' αἱματόεντα* vorschlug. Näher läge *νήδυι' αἱματόεντα*, doch bedarf es keiner Umstellung, wenn man nach *Ψ* 806 *αἱματόεντ' ἔνδινα* schreibt; freilich wird die Bedeutung von *ἔνδινα* als *ἐντόσθια* angezweifelt (s. Ebeling Lex. Hom. s. o.).

Der einzige Widerspruch gegen den sonstigen altionischen Dichtergebrauch findet sich Tyrt. 12, 43 *ἀρετῆς εἰς ἄκρον*, da sonst *εἰς* nur unter dem Iktus, in der Senkung nur *ἐς* erscheint, doch kann Tyrtaios hier sehr wohl eine bei dem alten Kallinos (675 v. Chr.) vorkommende Altertümlichkeit kopiert haben, da *ἐνς* doch ursprünglich ionisches *εἰς* ergeben mufste.

Wie der Genetiv *Λυκάμβεος* Archil. 28 zum Vokativ *Λύκαμβᾰ* 94 beweist, unterschied Archilochos in Übereinstimmung mit den parischen Inschriften ä und ē nicht in der Aussprache; H. hat daher die Fragmente des Dichters hier-

Digitized by Google

nach gestaltet und dadurch meine Darstellung in Bezzenb. Beitr. berichtigt. Mit Recht betont H., dafs Archilochos in der Elegie so wenig wie in seiner sonstigen Dichtung Äolismen aus dem Epos aufgenommen habe. 1, 1 ist die wohlbezeugte Lesart *'Ενυαλίοιο θεοῖο* allein richtig, die andere *'Ε. ἄνακτος* mit dem verswidrigen Hiat stammt aus dem Schild des Herakles 371: *παῖς τε Διὸς μεγάλου καὶ 'Ενυαλίοιο ϝάνακτος*, sie kann aber von Archilochos selbst dieser Stelle nicht entnommen sein, weil der Schild, über der Eöe Alkmene aufgebaut, nachweislich erst um 600 v. Chr., also nach dem Tode des Dichters verfafst ist.

Ebenso dialektrein ist die Elegie des Euenos von Paros, der von H. nicht berücksichtigt ist. Verglichen mit seinem älteren Landsmanne zeigt Euenos in seiner Sprache Spuren einer jüngeren Zeit, aber keine Aufnahme unionischer Formen aus dem Epos. In den Versen des Euenos bei Theognis 467 f. ist *τά* 481 Relativ, wie Theognis 501 *τὸν ὑπὲρ μέτρον ἤρατο πίνων*, und eins der ältesten Beispiele für diesen Gebrauch des deiktischen *ὁ*; ebenso kann *θεοῖς* für *θεοῖσι* 490 als Neuerung gelten, doch läfst es sich durch *θεῷ* ersetzen. In *πουλὺ χερειότερον* 5, 2 (Bergk) würde man mit Unrecht epische Entlehnung wittern: *πουλύ* kommt im Epos als Adverb gar nicht vor, und *τ* 387 ist (*ὕδωρ*) *πολλόν* besser bezeugt als *πουλύ* (nur der Acc. fem. *πουλύν* ist metrisch gesichert), so wenig wie *χερειότερος*, gebildet von *χερείων* wie *ἀμεινότερος* bei Mimnerm von *ἀμείνων*, Homer kennt nur *χειρότερος* *O* 519.

Das Zeitalter des Euenos läfst sich annähernd bestimmen durch eine genauere Prüfung des Fragments Theognis 667—682, das der Widmung an Simonides wegen ebenso wie Theogn. 467 f. und 1345 f. dem Euenos zuzuschreiben ist. Der Dichter giebt hier nach seinen eigenen Worten ein Rätsel auf: *ταῦτά μοι ἠνίχθω* 681, aber das Rätsel löst sich, wenn wir die Verse in Beziehung auf ein Ereignis setzen, das die Parier im VI. Jahrh. lebhaft beschäftigen mufste.

In Milet herrschte nach dem Tode des Tyrannen Thrasybul längere Zeit Bürgerzwist: die *πλουτίς* oder die *ἀειναῦται*, reiche Rheder und Kaufleute, standen gegen die Handwerker, die sogenannten *χειρομάχαι* (*μάχη* = *μηχανή*) und die *Γέργιθες*, die eingeborene Plebs. Endlich übertrugen die Milesier den Pariern die Wiederherstellung der Ordnung und des Friedens, und diese legten die Macht in die Hände der Grundbesitzer, der Agrarier (Herodot V 28; Busolt, Gr. Gesch. I 582).

Diese Verhältnisse spiegeln sich in unserer Elegie wieder. Simonides, der Freund des Dichters, hatte ihn aufgefordert, an dem Schiedsgerichte Teil zu nehmen, der Dichter lehnt es ab seiner Armut wegen, die ihn in den Verdacht bringen würde, von vorn herein gegen die Reichen — die *φορτηγοί* — eingenommen zu sein; sonst würde er sich wohl die Einsicht zutrauen, bei dem schwierigen Unternehmen, das den Pariern zugefallen — unter dem Bilde einer gewagten Schiffahrt (*φερόμεσθα*) vorgestellt — erfolgreich thätig zu sein. Die Lage der Milesier wird 673 f. ebenso bildlich dargestellt: der gute Steuermann, den sie beseitigt haben, ist Thrasybul; der Besitz ist zu ungleich verteilt 677 f.: die *φορτηγοί*, die obenauf sind, das sind, mit verächtlichem Doppelsinn be-

Digitized by Google

nannt, die *ἀειναῦται*, die Besitzer der *νῆες φορτηγοί*, wie Aeschylos in den Phrygern (Frg. 256 Bothe) den seefahrenden Handelsmann *ναυβάτην-φορτηγόν* nennt; die *κακοί* sind natürlich die Handwerker und die Gergithen, die *ἀγαθοί* endlich die erbgesessenen Grundbesitzer, denen die parischen Schiedsrichter, mit denen der Dichter politisch gleichgesinnt ist, die höchste Gewalt in Milet übertragen haben.

Die Versöhnung der Milesier auf Grund der parischen Vermittelung wird bei oder kurz nach der Thronbesteigung des Kroisos, der die Freiheit der Ionier sogleich bedenklich bedrohte, stattgefunden haben; wir dürfen hiernach die Abfassung des soeben gedeuteten Gedichts und die Akme des Dichters um dieselbe Zeit setzen.

Erheblich älter sind die Verse in der Theognissammlung 891—894:

Οἴ μοι ἀναλκίης· ἀπὸ μὲν Κήρινθος ὄλωλεν,
Αηλάντου δ' ἀγαθὸν κείρεται οἰνόπεδον,
οἱ δ' ἀγαθοὶ φεύγουσι, πόλιν δὲ κακοὶ διέπουσιν·
ὡς δὴ Κυψελιδέων Ζεὺς ὀλέσειε γένος.

Die Distichen stammen offenbar aus der Zeit des lelantischen Krieges, dessen Ausbruch Archilochos (nach Frg. 3) noch erlebt hat. Die Form zeigt ganz die schöne Reinheit, welche die ältere Elegie auszeichnet.[1]) Ed. Meyer (Gesch. d. Altert. II 342) sieht in dem Verfasser der Distichen einen 'korinthischen Adligen'; ist es nicht natürlicher, den Ursprung des Gedichts in dem nächstbeteiligten Euboia zu suchen? Wenn Korinth und Samos im lelantischen Kriege auf der Seite von Chalkis standen, so mufs es unser Dichter mit Eretria gehalten haben, vielleicht war er selbst ein Bürger dieser Stadt, wo nach gewissen Spuren (s. Meyer a. a. O.) Adlige und Demokraten, *ἀγαθοί* und *κακοί*, abwechselnd die Herrschaft führten.

Auf Euboia, insbesondere auf Chalkis, weisen auch die *παιδικά*, welche jetzt das zweite Buch der Theognissammlung bilden. Das Laster der Knabenliebe drang in der ersten Hälfte des VI. Jahrh. von Lydien her zunächst in Ionien ein und war bald in Chalkis und den Städten der Chalkidier besonders im Schwange, wie das chalkidische Volkslied Plut. Amator. 17 (Bergk III[4] S. 673) bezeugt, das auf ein Ereignis des Kampfes zwischen Chalkis und Eretria bezogen wurde und nach Abstreifung der verkehrten Atticismen in *ὁμιλίαν* und *ἀνδρείᾳ* lauten würde:

Ὦ παῖδες, οἳ χαρίτων τε καὶ πατέρων λάχετ' ἐσθλῶν,
μὴ φθονεῖθ' ὥρης ἀγαθοῖσιν ὁμιλίην·
σὺν γὰρ ἀνδρείῃ καὶ ὁ λυσιμελὴς ἔρως
ἐπὶ Χαλκιδέων θάλλει πόλεσιν.[2])

---

[1]) *ὡς δή* erklärt Cobet für barbarisch, auch Bergk meint, wenigstens *δή grammatici videtur supplementum*, aber man vergleiche *X* 286: *ὡς δή μιν σῷ ἐνὶ χροῒ πᾶν κομίσαιο*, *ε* 307: *ὡς δὴ ἐγὼ ὄφελον θανέειν*, *λ* 548: *ὡς δὴ μὴ ὄφελον κτλ.*

[2]) Es sind dies bis auf die vielleicht entstellte Schlufszeile Doppelverse mit je 6, d. i. 2 × 3 Hebungen; sie erinnern an die Messung der Sytriesinschrift von Amorgos und des Götterverzeichnisses von Selinus.

Digitized by Google

Der alte Bestand der m. E. chalkidischen *παιδικά* in Theognis *B'* läfst sich wieder gewinnen, wenn man im Auge behält, dafs die echten Stücke als «*σφρηγίς*» im Sinne von Theognis 19 die Anrede an den Geliebten mit *παῖ*, *ὦ παῖ*, *ὦ καλὲ παῖ*, *ὄβριμε παίδων*, *ὦ παίδων κάλλιστε κτλ.* enthielten, dafs sie ferner, wie jetzt noch deutlich ist, in vierzeilige Strophen gegliedert und endlich in einer dialektisch reinen, ionischen Sprache abgefafst waren: für *θεά* 1319 läfst sich *θεός* einsetzen, und *ἔρος* 1322 wird eher der äolischen Liebeslyrik als dem Epos entnommen sein.

Der älteste der ionischen Elegiker, die unter dem Einflusse der epischen Mischsprache stehen, ist Mimnermos von Kolophon, ein, wie es scheint, jüngerer Zeitgenosse Solons, der hochbetagt 558 v. Chr. starb. Allzuhoch darf man ihn nicht hinaufrücken, das verbietet schon der Inhalt seiner Dichtungen: die Verherrlichung der *κρυπταδίη φιλότης* und *εὐνή* als Kern und Stern des menschlichen Daseins ist auch hier wie immer Kennzeichen eines bedenklichen Niedergangs und wird dem verdienten Verluste der Freiheit Ioniens nicht allzulange vorausgegangen sein. Nur in Frg. 14 schlägt der Dichter einen männlicheren Ton an, in dem er auf das Vorbild der Vorfahren in ihren Kämpfen gegen die Lyder hinweist; den Anlafs zu dieser Mahnung bot wohl Kroisos' Versuch (560—550), sich die Ionier völlig zu unterwerfen. Wir dürfen danach die Akme des Dichters etwa um 575 ansetzen.

H. sieht in der Sprache Mimnerms einen Übergang von der Dialektreinheit der älteren Elegie zu der Formenmischung der jüngeren. Für die Annahme einer solchen Mittelstellung bieten die Mimnermfragmente eigentlich keinen Grund: die Sprache steht hier schon ganz unter dem Einflusse des Epos. So ist Mimnerm z. B. der erste der ionischen Elegiker, der das Relativ *ὅς*, *ὅσος* mit *τε* verbindet: 1, 6 *ὅ τ'*, 2, 6 *ὅσον τε*, 2, 13 *ὧν τε*, 5, 7 *ὅ τ'*, zweifellos nach dem Epos, die älteren Ionier kennen nur die Adverbien *ἅτε*, *ὥστε*, *ἐξ οὗ τε* Semon. 7, 117. Auch *ἵνα τε* 17 stammt aus Homer, vgl. z. B. *X* 325, wie *ἵνα* 'wohin' 11, 7 und *ἵνα* 'wo' 12, 9; *τόθι τ'* 11, 5 zeigt die epische Verbindung des deiktischen *ὁ* mit *τε*, *ἐπιδεύεται* 2, 13 ist homerischer Aeolismus und nicht zu ändern; den früheren Rettungsversuch, *ἐπιδείεται* zu lesen, wozu auch attisch *δεῖν* (= *δέον*, vgl. Blass-Kühner I 642) angezogen werden konnte, gebe ich auf. 11, 3 liest man *τελέων* für ionisches *τελε͡ων* und 14, 3 offenes *κλονέοντα*, *ἂμ πεδίον*, *φερεμμελίην*, 11, 5 gar *Αἰήταο* statt *Αἰήτε͡ω*. 12, 1 ist *γὰρ ἔλαχον πόνον* überliefert und nicht zu ändern: *γὰρ-ρ* nach epischer Weise; H. will *λέλαχεν* lesen, aber das homerische *λελαχεῖν* hat kausale Bedeutung 'zu teil werden lassen'. 12, 6 erklärt sich *κοιίλη* aus dem epischen *κόϊλος* = *κόϝιλος*; 12, 7 *ὕδωρ* mit *ῡ* am Versschlusse; 12, 11 *ἐπεβήσετ' ἐῶν* nach H.s richtiger Lesung, vgl. *Α* 517; *κραδίης* 14, 6, ionisch ist *καρδίη*, s. H. 295—296.

Wenn sich einige krasse Äolismen wie *ἔμμεναι*, *ἄνδρεσσι* u. a. nicht in den geringen Resten Mimnerms finden, so kann das sehr wohl Zufall sein: einem Ionier, der vor *Αἰήταο* nicht zurückschrickt, ist die Aufnahme eines jeden epischen Aolismus zuzutrauen.

Die Sprachform des Xenophanes von Kolophon ist von H. 184 genügend

Digitized by Google

charakterisiert; man kann noch hinzufügen das Relativ ὁ in τοῖσ' 1, 23, τό περ 2, 17, τοῦ 5, 3, τήν 6, 5, ἀνέρος 6, 4 episch-äolisch für ἀνδρός und aus den Sillen: 11 21 22 γαίης, 12, 2 ὁμοίιος, 13 und 17, 5 δέ τ', 16, 4 ἀθεμίστια ἔργα, 17, 1 ἠέ, 17, 2 χείρεσσι, 19, 3 τά 'wie', 24, 1 καλέουσι (offen), 27 ὁππόσα und εἰσοράασθαι, 29 σπεάτεσσι und ὗδωρ. Es liegt eine eigene Ironie des Schicksals darin, dafs Xenophanes, der die Epen als πλάσματα τῶν προτέρων . . τοῖσ' οὐδὲν χρηστὸν ἔνεστιν so sehr verachtete, einer der Ersten sein mufste, die in ihrer dichterischen Sprache so ganz von diesen verachteten Epen abhängig waren.

Das Zeitalter des Phokylides von Milet ist schwer zu bestimmen: Ninive, dessen Untergang durch eigene Thorheit Frg. 5 erwähnt wird, wurde 610 v. Chr. zerstört, die Mahnung μελέτην ἔχε πίονος ἀγροῦ 7, 1 ist ganz im Sinne des Schiedsspruches der Parier, den wir oben um 560 ansetzten. Zu den von H. 184 erwähnten epischen Formen stellen sich noch ἐνί 4, 2, γάρ τε 7, 2, δοκέουσι (offen) 9, 1 und ἀνέρας 15, 2.

Die Sprachform dieser jüngeren ionischen Elegiker ist für die noch spätere Elegie mafsgebend geworden, wie ein Blick auf die Theognissammlung zeigt. In den Stücken, welche die Anrede an Kyrnos als von Theognis selbst herrührend erweist, herrscht dieselbe Beimischung unionischer, dem Epos entnommener Formen und damit eine dem Leben entfremdete und nach dem Erlöschen der ionischen Mundart ganz und gar erstarrte Kunstsprache.

Das Urteil Hoffmanns über den Entwickelungsgang der Sprache der ionischen Elegie hat sich uns bei erneuter Nachprüfung als richtig in seinen Grundzügen erwiesen, doch läfst sich ihm eine noch schärfere Fassung geben, wenn die Stellung Mimnerms von mir jetzt richtiger aufgefafst ist. Dann herrschte bei den ältesten Elegikern, also in dem Jahrhundert von Kallinos bis Mimnerm (675—575) durchaus und allein die altionische Sprache, dieselbe, die uns in den Distichen der ionischen Inschriften entgegentritt. Diese reine Sprachform wurde noch bis in und vielleicht noch über die Mitte des VI. Jahrh. z. B. von Euenos fortgesetzt, daneben aber wandte Mimnermos, wahrscheinlich als Erster, die dem Epos nachgebildete Mischsprache an, welche nur allmählich die Alleinherrschaft errang, so jedoch, dafs noch 25 Jahre, vielleicht sogar ein volles Menschenalter lang die alte, dialektischreine Sprachform neben ihr herlief. Übrigens stimmt diese Auffassung, wie ich hier noch einmal ausdrücklich bemerke, wesentlich mit H.s Darlegung S. 182 f., und ich würde lebhaft bedauern, wenn dies auf einem festen Grunde, der unbefangenen Beobachtung sprachlicher Thatsachen, aufgebaute Ergebnis um irgend welcher vorgefafsten Meinungen willen nicht zu allgemeiner Anerkennung durchdringen sollte.

Den gleichen Gang hat die Sprache der Elegie bei den Attikern genommen: erst in den jüngeren Inschriften elegischer Messung finden sich epische Aolismen wie Ἀΐδαο, und die Sprache Solons ist, von etwaigen Zitaten aus dem Epos abgesehen, gut und rein attisch; doch würde der weitere Nachweis uns über die Grenzen dieser Abhandlung, die es nur mit Quellen des ionischen Dialekts zu thun hat, hinausführen.

Digitized by Google

PHILO VON ALEXANDRIA.

Von Leopold Cohn.

Es ist ein eigenartiges Schicksal, das einen grofsen Teil der Schriften des jüdisch-alexandrinischen Philosophen Philo vor dem Untergange bewahrt hat. Von den eigenen Glaubensgenossen beinahe vollständig ignoriert (nur ganz geringfügige Spuren seiner Benutzung finden sich in der späteren national-jüdischen Litteratur) und auch von heidnischen Schriftstellern nur wenig gekannt hatte Philo um so gröfseren Einflufs auf die altchristliche Litteratur und auf die Ausbildung der christlichen Dogmatik und Bibelexegese. Christliche Schriftsteller lasen und studierten Philo aufs eifrigste, nahmen ihn sich in Stil, Ausdrucksweise und Dialektik zum Muster und bildeten seine philosophischen Ideen in christlich-dogmatischem Sinne um. In den Bibliotheken wurden daher begreiflicher Weise seine Schriften in zahlreichen Exemplaren vervielfältigt und durch das ganze Mittelalter hindurch in den Klöstern des Orients mit demselben Eifer wie die Werke der Kirchenväter abgeschrieben, ein Teil der Schriften auch ins Lateinische und Armenische übersetzt; die Catenenschreiber exzerpierten seine Erklärungen von Bibelstellen, und für die Verfasser von Florilegien waren seine Schriften eine reiche Fundgrube, aus der sie zahllose Aussprüche religiös-ethischen Inhalts schöpften. In der Renaissance begann man auch im Occident Philo als griechischen Philosophen neben Plato und den Neuplatonikern zu studieren. Nicolaus Cusanus, dessen Mystizismus sich mit Philo und dem Neuplatonismus nahe berührt, zitiert Philo als *Platonicus*. Papst Nicolaus V., der Stifter der Vatikanischen Bibliothek und Urheber einer ganzen Übersetzungslitteratur[1]), läfst auch Philos Werke ins Lateinische übersetzen: Lilius Aegidius Libellius Tifernas unterzieht sich dieser Aufgabe, und die Vatikanische und Barberinische Bibliothek in Rom bewahren noch heute seine Übersetzung in acht stattlichen Bänden.[2]) Im XVI. Jahrhundert beginnt die philologische Bearbeitung Philos. Zwei angesehenen Philologen, Adrianus Turnebus und David Hoeschel, werden die ersten Druckausgaben verdankt. Turnebus besorgte mit Hilfe von drei Hss. der Königlichen Bibliothek, die sich damals noch in Fontainebleau befand, die editio princeps (Paris 1552). Für die gröfsere Masse der Schriften war er auf zwei junge und einer schlechten Klasse der Überlieferung angehörige Hss. angewiesen. Sein Text zeigt daher im grofsen und ganzen dieselbe Fehlerhaftig-

---

[1]) Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums II³ 204 ff. 180 ff.

[2]) Pitra, Analecta sacra II 331.

Digitized by Google

keit wie die von ihm benutzten Hss. Aber Turnebus hat sich nicht damit begnügt, den Text der Hss. einfach abzudrucken, er übt Kritik, und wenn auch seine Konjekturen und Änderungen nicht immer das Richtige treffen, so hat er doch an unzähligen Stellen Fehler der Hss. erkannt und beseitigt. David Hoeschel gab aus einem Augustanus (jetzt Monacensis), der einer anderen Klasse angehört als die von Turnebus benutzten Hss., und aus einer anderen (jetzt verschollenen) Hs. vier Philonische Schriften, die in der editio princeps fehlen, mit wertvollen Anmerkungen heraus (Frankfurt 1587 und Augsburg 1614). Dann ruhte die philologische Arbeit lange Zeit fast vollständig. Aufser J. A. Fabricius, der alles Wissenswerte über Leben und Schriften Philos zusammenstellt und die Litteratur verzeichnet (Biblioth. Gr. IV 721—750 ed. Harles), ist in dieser Zeit kaum ein Philologe zu nennen, der sich ernsthaft mit Philo beschäftigt hätte. Wie im Mittelalter wurde Philo wiederum eine Domäne der Theologen, die in zahlreichen Kommentaren und Monographien hauptsächlich über die Beziehungen zwischen Philo und dem Neuen Testament Licht verbreiten wollen, in Wirklichkeit aber nur Irrtümer auf Irrtümer häufen. Von einem Theologen rührt auch die erste und bis vor kurzem einzige kritische Ausgabe Philos her. Mit Thomas Mangeys Ausgabe beginnt eine neue Epoche des Philotextes. Alle früheren Ausgaben waren unveränderte Wiederholungen der editio princeps und der Hoeschelschen Editionen. Mangey gab dem Philotext eine neue sichere Grundlage, indem er eine grofse Reihe zum Teil wertvoller Hss. heranzog und mit ihrer Hilfe den Text verbesserte, auch den Schriftenbestand aus ihnen erweiterte und eine Sammlung von Fragmenten aus anderen Quellen hinzufügte. Sein Apparat war allerdings sehr unvollständig, die Kollationen waren höchst mangelhaft, und die Art, wie Mangey von ihnen Gebrauch machte, entspricht in keiner Weise den Anforderungen philologischer Akribie. Von gröfstem Wert aber sind seine kritischen Noten. Mangey war in das Verständnis der Philonischen Schriften tief eingedrungen und besafs eine gute Kenntnis des Philonischen Sprachgebrauchs. Seine Konjekturen treffen an vielen Stellen den Nagel auf den Kopf, viele unter ihnen haben später durch Hss. oder durch die indirekte Überlieferung ihre Bestätigung gefunden. Mangeys Ausgabe enthält bis auf einige kleine Stücke alle Philonischen Werke, die in griechischen Hss. überliefert sind. Einen wertvollen Zuwachs erhielt der Schriftenbestand, als J. B. Aucher mehrere Schriften Philos aus dem Armenischen veröffentlichte (Venedig 1822 und 1826), deren griechische Originale verloren sind. Nach Mangey haben die textkritischen Arbeiten wiederum fast 150 Jahre geruht. Die späteren Ausgaben sind von der Mangeyschen abhängig, stehen aber an Brauchbarkeit hinter dieser zurück, da die Herausgeber einfach Mangeys Text mit allen Fehlern abdrucken liefsen und es nicht für nötig fanden, seine kritischen Noten und Emendationen zu berücksichtigen. Die Richtersche (Leipzig 1828—1830) und die Tauchnitzsche Ausgabe (Leipzig 1851—1853) haben nur das vor der Mangeyschen voraus, dafs sie handlicher und bedeutend billiger sind. Auf diese waren daher die meisten Gelehrten in unserem Jahrhundert angewiesen, und mancher Theologe und Philosoph, viel-

Digitized by Google

leicht auch mancher Philologe, mag durch den verwahrlosten Zustand des Textes in diesen Ausgaben abgeschreckt worden sein, sich eingehender mit Philo zu befassen. Es ist das Verdienst der Berliner Akademie der Wissenschaften, durch eine im Jahre 1887 gestellte Preisaufgabe die Anregung zu einer neuen kritischen Bearbeitung der Werke Philos gegeben zu haben. Hoffentlich wird unsere neue Ausgabe[1]) auch die Philologen wieder veranlassen, Philo eifriger zu lesen als bisher und den mannigfachen Problemen, die sich an seine Schriften knüpfen, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es handelt sich hier um ein Gebiet, auf dem die historische Theologie und die klassische Philologie zusammenarbeiten müssen und einander nicht entbehren können.

Bei der Mittelstellung zwischen Judentum und Hellenismus, die Philo einnimmt, und bei dem eigentümlichen Charakter seiner Schriftstellerei ist es nicht leicht, zu einem richtigen Verständnis seines Wesens zu gelangen. Ein umfassendes und erschöpfendes Werk über Philo giebt es noch nicht. Die Werke von Gfrörer[2]) und Dähne[3]), die ersten gröfseren Versuche in dieser Hinsicht, sind in der Hauptsache verfehlt und gröfstenteils heute veraltet. Beide Männer haben mit vielem Fleifs ein reiches Material zusammengetragen, sie sind aber mit Vorurteilen und verkehrten Tendenzen an ihre Aufgabe herangetreten und infolgedessen zu falschen Ergebnissen gelangt. Gfrörer zeigt schon im Haupttitel seines Werkes die falsche Tendenz: *Kritische Geschichte des Urchristentums. I. Band. Philo und die alexandrinische Theosophie* u. s. w. Er will also eigentlich nicht eine Darstellung der Philonischen Religionsphilosophie geben, es handelt sich für ihn lediglich darum, das Urchristentum aus Philo oder vielmehr aus der jüdisch-alexandrinischen Philosophie zu erklären. Zu diesem Zwecke sucht er mit allen künstlichen Mitteln alle möglichen Ähnlichkeiten zwischen dem Neuen Testament und Philo herauszufinden und bemüht sich zu zeigen, dafs dem Christentum alle Originalität mangele. Bei der feindseligen Stellung, die er damals gegen das Christentum einnahm, sieht er überall Widersprüche und Ungereimtheiten und spottet mit Wollust darüber. Auch Dähne ging von einer falschen Anschauung aus: er hatte eigentlich den christlichen Alexandrinismus behandeln wollen, geriet aber bei seinen Studien darüber zuerst auf den Neuplatonismus, den er fälschlich den heidnischen Alexandrinismus nennt, und dann weiter auf den jüdischen Alexandrinismus, und in diesem will er nun die Wurzel der beiden anderen erkennen. Wie Gfrörer vertritt auch Dähne die Ansicht, dafs die jüdisch-alexandrinische Philosophie sich all-

[1]) Philonis Alexandrini opera quae supersunt ed. L. Cohn et P. Wendland Vol. I ed. L. Cohn, Berolini 1896. Vol. II ed. P. Wendland, 1897. Der III. Bd. ist im Druck und erscheint demnächst.

[2]) A. Gfrörer, Philo und die alexandrinische Theosophie oder vom Einflusse der jüdisch-ägyptischen Schule auf die Lehre des neuen Testaments. Zwei Abteilungen. Stuttgart 1831.

[3]) A. F. Dähne, Geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie. Zwei Abteilungen. Halle 1834.

Digitized by Google

mählich nach Palästina hin ausbreitete und dort vermittelst des Essenismus auf die Entstehung des Christentums einwirkte.

In den neueren Darstellungen ist Philo gewöhnlich vom philosophischen Standpunkt aus behandelt worden. Aber Philo war kein systematischer Philosoph. Ausschliefslich philosophischen Inhalt hat nur ein ganz kleiner Teil seiner Werke, in der Hauptmasse der Schriften ist die Philosophie nur Mittel zum Zweck, die Hauptsache ist die Erläuterung der Bücher des Pentateuch. Philo ist vorzugsweise Bibelexeget, nur besteht das Charakteristische seiner Exegese darin, dafs er überall einen tieferen (symbolischen) Sinn in den biblischen Erzählungen und Vorschriften sucht und dann die metaphysischen, psychologischen und ethischen Ideen, die er auf diese Weise aus ihnen entwickelt und herausliest, mit Lehren der griechischen Philosophen verknüpft und mit ihrer Hilfe erläutert. Seine Schriften enthalten daher kein folgerichtig entwickeltes philosophisches System, sondern einen Komplex von philosophischen Gedanken, aus denen sich mit einiger Mühe seine Weltanschauung konstruieren läfst. Dieser Eigenart Philos ist bisher zu wenig Rechnung getragen worden. Auch Zellers Darstellung (Philos. d. Griechen III 2^3, 338—418), die beste und gründlichste, die wir in Deutschland haben, bleibt aus diesem Grunde einseitig und unvollständig. Dasselbe gilt von dem die philosophische Seite ebenfalls sehr sorgfältig behandelnden Buche des Engländers James Drummond.[1]) Jetzt ist in dem Buche von Édouard Herriot[2]) auch eine französische Darstellung hinzugekommen. Leider entspricht das Buch durchaus nicht den Erwartungen, mit denen wir an die Lektüre desselben herangegangen sind. Es zeichnet sich zwar, wie wir es bei den Franzosen gewöhnt sind, durch graziösen Stil und fesselnde Darstellung aus und unterscheidet sich dadurch sehr vorteilhaft vor der etwas nüchternen und einförmigen Behandlungsweise Drummonds, und diese äufseren Vorzüge sind wohl geeignet, einen mit dem Gegenstande nicht völlig vertrauten Leser über die inneren Mängel hinwegzutäuschen. Vielleicht ist darin auch die Erklärung dafür zu suchen, dafs das Buch von der Académie des sciences morales et politiques mit einem Preise gekrönt worden ist. Unseres Erachtens hat der Verfasser eine solche Auszeichnung nicht verdient. Dafs sein Buch nicht das leistet, was uns fehlt, gesteht der Verfasser selbst ein, er sagt am Schlusse der Vorrede: *L'heure n'est pas encore venue où un historien philosophe pourra écrire sur Philon et l'École Juive d'Alexandrie l'oeuvre vivante et complète qui nous manque; il faut attendre au moins la grande édition que promet l'Académie de Berlin* (!). *D'ici là . . . nous tâcherons de donner un précis dense, net, et, si possible, commode de cette philosophie.* Darin hat Herriot recht, dafs der Zeitpunkt für eine umfassende Darstellung noch nicht gekommen ist: es müssen noch manche Vorarbeiten gemacht und über viele Punkte die Ansichten mehr geklärt werden,

[1]) J. Drummond, Philo Judaeus, or the Jewish-alexandrian philosophy in its development and completion. 2 vols. London 1888.

[2]) Éd. Herriot, Philon le Juif. Essai sur l'école juive d'Alexandrie. Ouvrage couronné par l'Institut (Académie des sciences morales et politiques). Paris 1898.

Digitized by Google

ehe ein Gesamtbild geliefert werden kann. An kurzen Abrissen der Philonischen Philosophie aber ist kein Mangel. Mag sein, dafs es in Frankreich an einem solchen gefehlt hat. Dann hat aber auch Herriots Buch diesem Bedürfnis nicht abgeholfen. Wir müssen jedem, der sich über Philo orientieren will, entschieden widerraten, dieses Buch zum Führer zu wählen. Die Auffassung über Philo und den Ursprung seiner Philosophie, welcher der Verfasser huldigt, ist in der Hauptsache verfehlt und veraltet. Er besitzt weder ein selbständiges Urteil, das ihn befähigt hätte, über die wesentlichsten Fragen ins klare zu kommen, noch eine genügende Kenntnis der Litteratur. Neuere Litteratur ist zwar ziemlich reichlich angeführt, aber nur zum geringsten Teil benutzt oder berücksichtigt, wie man an vielen Stellen schon an der Zitierweise und den falschen Titeln der zitierten Bücher erkennen kann. Wichtige Publikationen der letzten Jahre kennt Herriot überhaupt nicht. Sein Buch trägt die Jahreszahl 1898. Von der neuen Philo-Ausgabe, deren erster Band im Sommer 1896 erschienen ist, weifs H. noch nichts (siehe oben), er benutzt ausschliefslich die bequeme Tauchnitz-Ausgabe, *qui marque, au point de vue du texte, un progrès . . . sur celle de Mangey*! Tischendorfs Philonea und die Fragmentsammlung von J. R. Harris führt er zwar im Litteraturverzeichnis auf, aber angesehen hat er sie nicht, wie aus folgendem erhellt. S. 239 f. zitiert er die bekannte Stelle über die göttlichen Mittelkräfte aus Quaest. in Exod. II 68 in der Aucherschen lateinischen Übersetzung, *puisque le texte grec en est perdu*, und fügt die Bemerkung hinzu: *Ce texte n'est pas très clair; il est l'oeuvre d'un traducteur assez depourvu d'expérience et, d'autre part, il ne nous est parvenu qu'altéré.* Aus Tischendorf S. 150 und Harris S. 66 hätte H. ersehen können, dafs der griechische Wortlaut der Stelle erhalten ist, und der Stofsseufzer über die Unklarheit der Übersetzung wäre unnötig gewesen. Von Wendland führt er die *Neu entdeckten Fragmente Philos* an, benutzt sie aber nirgends; die anderen Schriften Wendlands sind ihm unbekannt. Dagegen zitiert er einen angeblichen Artikel Wendlands über die Echtheit der Schrift *De aeternitate mundi* im Archiv für Geschichte der Philosophie, der in Wahrheit über die Schrift *Quod omnis probus liber sit* handelt. Eine gröfsere Reihe von Zitaten und Litteraturverzeichnissen in den einleitenden Kapiteln ist kritiklos aus dem Buche von H. Bois übernommen (s. unten). S. 44 werden aus der reichen Litteratur über den Essenismus im ganzen 11 Schriften oder Aufsätze angeführt, darunter aber mehrere, die gar nicht über die Essäer, sondern über die Therapeuten handeln. Unter den beachtenswertesten Werken, die über die Lehre Philos handeln, zitiert H. unter anderen auch eine Schrift von Eichhorn, er meint aber die Abhandlung von E. H. Stahl über den Lehrbegriff Philos in Eichhorns Bibliothek der biblischen Litteratur IV 765—890. Und so liefsen sich noch viele Beispiele von seiner merkwürdigen Litteraturkenntnis anführen. In den nachstehenden Ausführungen, die den Zweck haben, einen weiteren philologischen Leserkreis über den heutigen Stand der Philoforschung und ihre Probleme zu orientieren, werden wir, indem wir an Herriot anknüpfen, Gelegenheit haben, auf die Mängel seines Buches näher einzugehen und obiges Urteil zu rechtfertigen.

Digitized by Google

I

In dem ersten Buche seines Werkes behandelt Herriot die Beziehungen zwischen Juden und Griechen seit der Zeit Alexanders des Grofsen. Ein grofser Teil dieser Erörterungen steht in keinem oder nur sehr losem Zusammenhange mit Philo. Die ausführliche Wiedergabe der Erzählung von dem Einzuge Alexanders in Jerusalem war sehr überflüssig. Von unnötiger Breite ist auch das Kapitel über das palästinische Judentum, in dem die Frage behandelt wird, ob Spuren griechischen Einflusses in den Büchern Kohelet und Jesus Sirach und im Essenismus wahrzunehmen sind. Für die beiden alttestamentlichen Bücher wird griechischer Einflufs mit Recht von Herriot bestritten; wenn eine Erwähnung überhaupt nötig war, hätte das mit wenigen Worten geschehen können. H. bietet hier übrigens nicht Resultate eigener Forschung, sondern schreibt das Buch von H. Bois[1]) aus. Er deutet es selbst an, indem er an mehreren Stellen, wo er Litteratur anführt, von diesem Buche bemerkt: *Nous nous servirons beaucoup de ce précieux ouvrage.* Aber wenn er nichts Neues zu sagen wufste, hätte er einfach auf Bois verweisen sollen, anstatt verwässerte Exzerpte aus seinem Buche zu liefern. In dem Kapitel über den Essenismus erklärt Herriot, dafs diese religiöse Sekte des palästinischen Judentums stark vom Hellenismus imprägniert war. Er vertritt also die veraltete Anschauung, dafs der Essenismus gewissermafsen ein palästinischer Ableger des jüdischen Alexandrinismus gewesen sei. Man hat auf den verschiedensten Wegen den Versuch gemacht, das Wesen des Essenismus auf fremde Einflüsse zurückzuführen, indem man bald dem Parsismus, bald dem Buddhismus, bald dem Hellenismus eine Einwirkung auf die Entstehung der Sekte zuschreiben wollte.[2]) Irgend welche Beweise für alle diese Vermutungen sind nicht erbracht worden. Wir müssen die Essäer für eine auf jüdischem Boden erwachsene religiöse Gemeinschaft halten, die durch gewisse Eigentümlichkeiten in ihrer Lebensweise und in ihren Anschauungen (namentlich in Bezug auf die Beobachtung von Reinheitsgesetzen) sich von ihren Mitbürgern und Glaubensgenossen unterschied, die aber alle sich sehr wohl aus dem Geiste des traditionellen Judentums erklären lassen und ihm nicht widersprechen. Die Vermutung griechischen Einflusses stützt sich allein auf vage Aufserungen des Josephus. Wenn Josephus die Essäer mit den Pythagoreern vergleicht, so ist darauf gar nichts zu geben; denn Josephus liebt es überhaupt, jüdische Verhältnisse mit griechischen in Parallele zu setzen, wie er ja auch die Pharisäer mit den Stoikern vergleicht. Dafs der Neupythagoreismus auf die Entstehung des Essenismus eingewirkt habe, wie Herriot (mit Zeller u. a.) annehmen will, ist schon darum ausgeschlossen, weil der Ursprung der jüdischen Sekte in eine viel frühere Zeit zurückgeht, als die Anfänge des Neupythagoreismus sich nachweisen lassen. Und wie mit dem Essenismus, so steht es mit dem palästinischen Judentum

[1]) Henri Bois, Essai sur les origines de la philosophie judéo-alexandrine. Paris 1890.
[2]) Die Litteratur bei E. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes zur Zeit Jesu Christi II 467 ff.

Digitized by Google

überhaupt. Sichere Spuren eines Einflusses griechischer Philosophie auf die palästinische Litteratur sind nicht vorhanden.

Ganz anders lagen die Verhältnisse in Alexandria. Es war natürlich, dafs die Juden in Alexandria, wo die Griechen an Macht und Bildung das herrschende Element waren, ihre Exklusivität nicht so streng bewahren konnten, wie es in Palästina der Fall war, und in immer nähere Berührung mit den Griechen kommen mufsten. Mit der griechischen Sprache eigneten sie sich griechische Bildung an, und im täglichen Umgange mit geistig hochstehenden Griechen erlangten die Gebildeten unter den alexandrinischen Juden mit der Zeit die Fähigkeit, in den Geist des Hellenentums einzudringen und ihn in sich aufzunehmen. Die erste Wirkung der Annäherung des Judentums an den Hellenismus war die griechische Übersetzung der Bücher Mosis, die sicherlich durch das praktische Bedürfnis der griechisch redenden Gemeinde in Alexandria, nicht, wie man auf Grund der alten Legende lange Zeit geglaubt hat, durch den Einfall und die litterarischen Neigungen eines sammeleifrigen Königs oder seiner Hofgelehrten hervorgerufen wurde. Es ist aber auch begreiflich, wie man in den gebildeten jüdischen Kreisen Alexandrias, nachdem man die klassische Litteratur der Griechen und die griechische Philosophie kennen gelernt hatte, Vergleiche zwischen Judentum und Griechentum anstellte und darüber nachdachte, wie wohl ein Ausgleich zwischen den ererbten Lehren des jüdischen Offenbarungsglaubens und gewissen griechischen Anschauungen hergestellt werden könnte. Hier also war der Boden vorhanden, auf dem eine Verschmelzung jüdischen und griechischen Geistes möglich war, wo eine Weltanschauung wie die Philos entstehen konnte.

Wir kommen hier zu der wichtigen Frage: hat Philo thatsächlich Vorgänger gehabt, an die er angeknüpft und deren Spuren er verfolgt hat? Hat es mit einem Worte eine jüdisch-alexandrinische Philosophie vor Philo gegeben? Man hat früher Philos Originalität sehr herabgesetzt und die Ansicht vertreten, dafs eine jüdisch-alexandrinische Philosophie schon lange vor Philo bestanden und eigentlich nur ihre letzte Vollendung durch ihn erhalten habe. Gfrörer widmet den ganzen zweiten Teil seines Werkes über Philo und die alexandrinische Theosophie dem Nachweise, 'dafs die Grundzüge der Philonischen Theologie viel älter als er selbst sind und dafs sie längst in Alexandria unter den dortigen Juden verbreitet waren'; er behauptet, dafs eine besondere jüdische Philosophenschule in Ägypten sich bis 200 v. Chr. rückwärts verfolgen läfst, zu der auch Philo gehörte, und findet die Grundanschauungen Philos lange vor ihm in einer Reihe von litterarischen Denkmälern ausgesprochen, in der Septuaginta, bei Jesus Sirach, im 2. und 3. Makkabäerbuch, bei Aristeas, bei Aristobul, in den ältesten Sibyllinen, im sog. 4. Makkabäerbuch, im Buch der Weisheit; keine einzige bedeutende Lehre, nicht einmal die vom Logos, ist nach ihm Philos Eigentum. Dähne teilt in dieser Beziehung ganz die Ansicht Gfrörers, auch er findet die Spuren der Philonischen Philosophie in einer grofsen Anzahl älterer Schriften, in der Septuaginta, bei Aristobul, im apokryphischen Esrabuch, im Buche Tobit, bei Jesus Sirach, im Buch der Weisheit, im

Digitized by Google

2., 3., 4. Makkabäerbuch, bei Aristeas u. a. Diese Anschauung bedarf heute keiner Widerlegung mehr, man hat längst eingesehen, dafs sie fast durchweg auf falschen Voraussetzungen und groben Mifsverständnissen beruht. Aber ganz aufgegeben ist der Gfrörer-Dähnesche Standpunkt bis auf den heutigen Tag noch nicht, für einen Teil der genannten Schriften wird er immer noch von manchen festgehalten. Auch Herriot geht auf diese Frage ein und behandelt (in etwas eigentümlicher Reihenfolge) Pseudo-Aristeas, Aristobul, die Septuaginta und das Buch der Weisheit. Mit Recht bestreitet H. jeden Einflufs griechischer Philosophie auf die Septuaginta. Die Neigung, Anthropomorphismen des hebräischen Textes zu vermeiden, teilen die alexandrinischen Übersetzer mit den Verfassern der chaldäischen Paraphrasen (Targumim), eine Einwirkung griechischer Ideen kann darin nicht erblickt werden.

Bei der Behandlung des Aristeas und des Aristobul zeigt Herriot, wie wenig er auf der Höhe der Wissenschaft steht. Den Aristeas-Brief will er mit Schürer um 200 v. Chr. ansetzen. Diese Datierung stützt sich darauf, dafs Aristobul, der um 170—150 v. Chr. gelebt haben soll, die von Pseudo-Aristeas erzählte Legende gekannt hat. Da dieser Aristobul aber, wie wir bald sehen werden, gar nicht existiert hat, so fällt der einzige Grund fort, die Abfassungszeit so hoch hinaufzurücken. Dafs keine Anspielungen auf spätere Ereignisse, auf die Herrschaft der Seleuciden und die Zeit der Makkabäer, in dem Briefe vorkommen, kann man doch nicht ernsthaft als Beweis anführen. Da der Verfasser sich selbst als Beamten des Ptolemaeus Philadelphus einführt und als solcher erzählen will, wie unter diesem König die Bibelübersetzung entstanden ist, so konnte er unmöglich Verhältnisse einer späteren Zeit berühren; er fällt aber um so weniger aus der Rolle, als er offenbar mit den Verhältnissen der Ptolemäerzeit sehr genau vertraut ist. Eine genaue Datierung zu geben ist bisher nicht gelungen. Der erste, von dem wir bestimmt sagen können, dafs er den Brief benutzt hat, ist Josephus. Dafs Philo ihn gekannt hat, wie man allgemein annimmt, scheint mir nicht ganz sicher. Philo erzählt allerdings (De vita Mosis II 5—7) die Legende von der Entstehung der Bibelübersetzung ganz ähnlich wie Pseudo-Aristeas, es finden sich aber bei ihm einige Abweichungen. Bei Aristeas regt Demetrius Phalereus als Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek bei Ptolemaeus Philadelphus den Gedanken einer Übersetzung der heiligen Schriften der Juden für die Bibliothek an. Philo dagegen schreibt die Initiative dem Könige selbst zu und nennt Demetrius überhaupt nicht. Er kennt auch weder die Namen der Gesandten (Aristeas und Andreas) noch den Namen des Hohenpriesters (Eleasar), an den sich der König wendet hingegen bezeichnet er im Gegensatz zu Aristeas den Hohenpriester zugleich als König und hebt diesen Umstand noch besonders hervor (*πρέσβεις εὐθὺς ἐξέπεμπε πρὸς τὸν τῆς Ἰουδαίας ἀρχιερέα καὶ βασιλέα — ὁ γὰρ αὐτὸς ἦν*). Nach Philo wählt der Hohepriester *τοὺς παρ' αὐτῷ δοκιμωτάτους Ἑβραίων* aus und schickt sie nach Alexandrien, eine Zahl nennt Philo nicht. Aristeas dagegen läfst den Hohenpriester 72 Männer, 6 aus jedem der 12 Stämme (!), auswählen, die er sämtlich mit Namen aufführt. Ebenso weifs Philo nichts

Digitized by Google

davon, dafs das Übersetzungswerk in 72 Tagen vollendet wurde. Dafür hat Philo einen Zusatz, der bei Aristeas fehlt: er erzählt, dafs zum Andenken an das Ereignis alljährlich auf der Insel Pharos von den alexandrinischen Juden ein Fest gefeiert wurde. Alle diese Differenzen scheinen mir gegen eine direkte Benutzung des Aristeasbriefes durch Philo und mehr dafür zu sprechen, dafs Philo und Aristeas unabhängig von einander die alexandrinische Legende von der Entstehung der griechischen Bibelübersetzung wiedergeben; Aristeas hat die Legende weiter ausgeschmückt und zu einer jüdischen Propagandaschrift verwertet. Übrigens enthält die Schrift nichts, was auf eine genauere Bekanntschaft des Verfassers mit der alexandrinischen Philosophie im Philonischen Sinne hindeutete.

Als Hauptbeweis für die Existenz einer jüdisch-hellenistischen Philosophie lange vor Philo galt immer das Werk des sogenannten Aristobul. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ist die Echtheit dieses Werkes von vielen urteilsfähigen Gelehrten mit gewichtigen Gründen bestritten, von anderen aber mit dem gröfsten Eifer immer wieder verteidigt worden.[1]) In neuester Zeit sind unter anderen Zeller und Schürer für die Echtheit eingetreten. Auch Herriot stellt sich auf die Seite der Verteidiger der Echtheit, Aristobul ist für ihn *le premier type complet du philosophe judéo-alexandrin.* A. Elter hat aber in den Abhandlungen *De Aristobulo Iudaeo* (Bonner Universitätsprogr. 1894 und 1895), die Herriot vollständig unbekannt sind, glänzend nachgewiesen, dafs es sich um eine spätere Fälschung handelt, und damit diese alte Streitfrage endgiltig aus dem Wege geschafft. Ein Peripatetiker Aristobulus, der mit dem im 2. Makkabäerbuch (1, 10) erwähnten Aristobul identifiziert wird, soll einen Kommentar zu den Gesetzen Mosis verfafst und dem Könige Ptolemaeus Philometor (um 170—150 v. Chr.) gewidmet haben. Was daraus angeführt wird, berührt sich in der Methode der Bibelerklärung mit Philo. Aber die Art, wie der Verfasser alttestamentliche Theologie mit griechischer Philosophie zu verbinden sucht, weicht doch von der Philonischen wesentlich ab und geht weit über das hinaus, was Philo anstrebt. Während Philos Bibelexegese darauf ausgeht zu zeigen, dafs die Bibel im Grunde nichts anderes lehre als was auch die grofsen griechischen Philosophen gelehrt haben, behauptet der sogenannte Aristobul einfach, dafs die griechischen Philosophen ihre Weisheit der Bibel entlehnt haben, und dafs es schon vor der durch Demetrius Phalereus veranlafsten Übertragung durch die Siebzig eine griechische Übersetzung der biblischen Schriften gegeben habe, aus der ein Pythagoras, ein Sokrates, ein Plato geschöpft haben. Und nicht blofs bei den griechischen Philosophen, auch bei den alten Dichtern findet er Spuren jüdischer Weisheit, er zitiert mehrere an biblische Vorstellungen anklingende Verse aus Orpheus, Linus, Homer und Hesiod, die teils tendenziös zugestutzt, teils einfach erdichtet sind. Ein derartiges Machwerk kann unmöglich im II. Jahrh. v. Chr. verfafst sein. Aristobul wird zuerst von Clemens Alexandrinus erwähnt und überhaupt

---

[1]) Besonders von Valckenaer in der Diatribe de Aristobulo Judaeo (Lugd. Bat. 1806).

Digitized by Google

nur von diesem und von Eusebius zitiert. Es wäre schon eine sehr merkwürdige Thatsache, dafs wir von einer jüdisch-hellenistischen Schrift des II. Jahrh. v. Chr. erst durch Kirchenväter des II. und IV. Jahrh. Kunde erhalten, dafs kein früherer Schriftsteller sie erwähnt. Ganz undenkbar aber ist es, dafs im II. Jahrh. v. Chr. in dem gelehrten Alexandria, wo gerade damals das Studium und die philologische Bearbeitung der klassischen Dichter in höchster Blüte stand, jemand gewagt haben sollte, mit so unverschämten Lügen und Fälschungen an die Öffentlichkeit zu treten und noch dazu sein Machwerk dem Könige selbst zu widmen. Man hat sich mit der Annahme zu helfen gesucht, dafs Aristobul diese Fälschungen nicht selbst vorgenommen, sondern schon in einem älteren Werke vorgefunden habe. Namentlich hat Schürer zu beweisen gesucht, dafs die Verse wie alle anderen gefälschten Dichterfragmente, die bei den Kirchenvätern vorkommen, aus dem Buche eines älteren jüdischen Hellenisten stammen, nämlich einer unter dem Namen des Hekataeus von Abdera gefälschten Schrift *Περὶ Ἀβράμου*, die bereits im III. Jahrh. v. Chr. verfafst sein soll! Aber wer auch immer der Fälscher war, in jedem Falle sind derartige Fälschungen in einem für griechische Leser bestimmten Werke und in dieser Zeit und in dieser Stadt undenkbar. Durch sorgfältige Analyse der verschiedenen Überlieferungen des gefälschten Orphischen Fragments[1]) hat A. Elter den Nachweis geführt, dafs die jüngste Fassung gerade die des sogenannten Aristobul ist, und er kommt nach Hervorhebung aller Momente zu dem Schlufs, dafs beide Schriften, die des Aristobul und des Pseudo-Hekataeus, nicht von jüdischen Hellenisten des II. und III. vorchristlichen Jahrh. herrühren, sondern der christlichen Apologetik ihre Entstehung verdanken und in dem an Fälschungen so reichen II. Jahrh. n. Chr. verfafst sind. Dafs Pseudo-Aristobul sich mit Philos Bibelexegese berührt, ist einfach daraus zu erklären, dafs der Fälscher Philo gekannt hat, wie Wendland bei Elter S. 229—234 zeigt.[2]) Unter den angeblichen Vorläufern Philos ist Aristobul demnach zu streichen.

Das einzige litterarische Denkmal des jüdischen Alexandrinismus vor Philo ist das Pseudo-Salomonische Buch der Weisheit (*Σοφία Σολομῶντος*), das seit den Zeiten des Hieronymus bis in das vorige Jahrhundert hinein vielfach geradezu unserem Philo zugeschrieben wurde. Was Herriot über dies Buch sagt, beruht im wesentlichen wieder auf Ausführungen von H. Bois. Nur sucht Herriot soviel wie möglich Ähnlichkeiten mit Philo herauszustreichen, um zu beweisen, dafs wir es hier mit einem wirklichen Vertreter der jüdisch-alexandrinischen Philosophie zu thun haben, dessen Ideen sich denen Philos sehr nähern und eigentlich von Philo nur weiter ausgebildet werden. Die sehr wesentlichen und charakteristischen Unterschiede, auf die Bois im einzelnen

---

[1]) Vorangegangen waren ihm hierin Lobeck (Aglaophamus I 448) und M. Joel, Blicke in die Religionsgeschichte zu Anfang des II. christlichen Jahrhunderts (Breslau 1880) I 77—100.

[2]) Vgl. auch Wendland, Byzantin. Zeitschr. VII (1898) 447 ff.

Digitized by Google

aufmerksam macht, werden von Herriot mit Stillschweigen übergangen.[1]) In Wahrheit kann der Verfasser des Buches der Weisheit als Vorgänger Philos im eigentlichen Sinne des Wortes nicht bezeichnet werden; ob Philo das Buch gekannt hat, scheint mir sehr zweifelhaft. Der Verfasser, der wahrscheinlich in Alexandria gelebt hat, schreibt ein verhältnismäfsig gutes Griechisch und hat sich eine allgemeine philosophische Bildung angeeignet; er mischt seinen altjüdischen Anschauungen bisweilen fremdartige Ideen bei, die er der griechischen Philosophie entlehnt. Über seine Person und Zeit wissen wir nichts. Über die Abfassungszeit des Buches gehen die Ansichten der Gelehrten weit auseinander, nur glaubt man ziemlich allgemein, dafs es noch vor Philo entstanden ist. Die Berührungen mit Philo sind unleugbar. Es finden sich bei Pseudo-Salomo Ausdrücke und Vorstellungen, die bei Philo wiederkehren. Die durch die stoische Lehre vom Weltgeist beeinflufste Schilderung des Wesens der göttlichen Weisheit und die Aufzählung ihrer Attribute (VII 22—24) erinnern an Philonische Schilderungen des Logos. Pseudo-Salomo zeigt also Spuren der Geistesrichtung, die in Philo ihren prägnanten Ausdruck gefunden hat. Aber von der eigentümlichen Weltanschauung Philos ist er sehr weit entfernt. Der jüdische Alexandrinismus tritt bei ihm in einer ganz anderen Form auf als bei Philo. Im Buche der Weisheit finden wir eine Mischung und lose Verbindung von alttestamentlichen und griechischen Vorstellungen, das Ergebnis der Philonischen Spekulation ist die organische Verschmelzung jüdischer und griechischer Weltanschauung. Von den Hauptlehren der Philonischen Philosophie findet sich im Buche der Weisheit keine Spur[2]), der theologische Standpunkt des Verfassers ist im wesentlichen der des jüdischen Offenbarungsglaubens, obwohl der altjüdische Begriff der Weisheit durch Verwendung Platonischer und stoischer Begriffe eine Weiterbildung erfährt. Die Weisheit wird anscheinend beinahe zu einer von Gott selbst verschiedenen göttlichen Kraft und, wie der Logos bei Philo, zu einem Mittelwesen, durch das Gott auf die Welt wirkt. Aber der Verfasser ist sich dieser Umbildung des Weisheitsbegriffes gar nicht bewufst, und der metaphysische Begriff der Transcendenz Gottes, der bei Philo die Lehre von den göttlichen Mittelkräften veranlafst hat, ist ihm völlig unbekannt. Auch der litterarische Charakter des Buches der Weisheit ist ein ganz anderer als der der Philonischen Schriften. Das Buch der Weisheit gehört nach Form und Inhalt zur altjüdischen Litteratur der Spruchweisheit, wie die Sprüche Salomos, Hiob, Kohelet und Jesus Sirach, der Verfasser preist die wahre Weisheit und warnt vor der Thorheit

---

[1]) Herriot sagt z. B. einfach: Pseudo-Salomo allegorisiert wie Philo; Bois dagegen sehr richtig: *La méthode allégorique n'est pas pour lui* (Ps.-Salomo) *ce qu'elle fut pour Philon: l'instrument par excellence de la preuve, de la découverte, de la conciliation. Il l'emploie d'une façon fragmentaire, non fondamentale, sporadique, non systématique.*

[2]) Dafs in Ausdrücken wie *ἐν λόγῳ σου* (IX 2), *ὁ πάντα ἰώμενος λόγος* (XVI 12) und *ὁ παντοδύναμός σου λόγος* (XVIII 15) nicht der Philonische Logos, sondern das alttestamentliche Wort (= Wille) Gottes zu verstehen ist, zeigt W. Grimm in seinem Kommentar zu den betr. Stellen.

Digitized by Google

der Gottlosigkeit und des Götzendienstes. Philo geht als Schriftsteller seine eigenen Wege: die Hauptmasse seiner Schriften stellt ein litterarisches Unikum dar, in ihrer eigentümlichen Verbindung von Bibelexegese und philosophischer Diskussion haben sie in der ganzen jüdisch-hellenistischen Litteratur kein Vorbild.

In Wirklichkeit also giebt es, soweit uns die Litteratur bekannt ist, keinen Schriftsteller, den man mit Fug und Recht als Vorläufer Philos bezeichnen könnte. Die jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie in dem Sinne, in dem sie gewöhnlich verstanden wird, hat nur einen litterarischen Vertreter, das ist Philo. Von einer jüdischen Philosophenschule in Alexandria vor (und auch nach) Philo wissen wir nichts. Man darf nun aber andererseits nicht glauben, dafs dieses ganze System urplötzlich fix und fertig im Kopfe Philos entstanden ist. Die Frage nach dem wahren Ursprung der Philonischen Spekulation wird dadurch nicht beantwortet, dafs man in einigen jüdisch-hellenistischen Schriften mehr oder weniger griechischen Einflufs nachweist. Sie läfst sich auf anderem Wege besser beantworten.

Wir haben oben darauf hingewiesen, dafs der erste litterarische Ausdruck einer Annäherung des alexandrinischen Judentums an das Griechentum die Übersetzung des Pentateuch war. Das praktische Bedürfnis, aus dem die Übertragung hervorging, bestand darin, dafs bei den gottesdienstlichen Versammlungen an den Sabbat- und Festtagen regelmäfsige Vorlesungen aus dem Pentateuch (später auch aus den prophetischen Büchern) stattfanden. Da die alexandrinischen Juden im täglichen Verkehr mit den Griechen und bald auch unter einander sich der griechischen Sprache bedienten, so nahm die Kenntnis des Hebräischen bei ihnen immer mehr ab. Daher wurde, nachdem der Pentateuch ins Griechische übersetzt war, auch bei den öffentlichen Vorlesungen der hebräische Text durch den griechischen ersetzt. An diese Vorlesungen knüpften sich in Alexandria gewifs ebenso wie in den Synagogen Palästinas homiletische Erörterungen. Nachdem dann die griechische Philosophie in den gebildeten Kreisen der Juden Eingang gefunden hatte, mochte es wohl leicht vorkommen, dafs die Vortragenden philosophische Lehrsätze, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Aussprüchen der Bibel zu haben schienen, zur Erläuterung des Bibeltextes heranzogen. Solche Erörterungen führten naturgemäfs zu weiteren Reflexionen und Vergleichungen, und auf diese Weise wurde allmählich der Versuch eines Ausgleichs zwischen jüdischem Offenbarungsglauben und griechischer Philosophie angebahnt. Hier haben wir den eigentlichen Ursprung der sogenannten jüdisch-alexandrinischen Philosophie zu suchen, hier liegt die Wurzel der Geistesarbeit Philos. Dafs Erörterungen dieser Art in Alexandrien etwas Gewöhnliches waren, ersehen wir aus Philos Schriften selbst: er nimmt öfter auf frühere Deutungen von Bibelstellen Bezug, die er entweder acceptiert oder verwirft. In gewissem Sinne läfst sich Philo mit dem Talmud vergleichen: wie der Talmud den Niederschlag jahrhundertelanger Diskussionen enthält, die in den Gelehrtenschulen Palästinas und Babyloniens im Anschlufs an das Bibelstudium gepflogen wurden, so giebt uns Philo an manchen Stellen ein Bild

Digitized by Google

davon, wie in Alexandria bei den öffentlichen Vorträgen der Bibeltext erklärt wurde. Einige seiner Schriften sind selbst als Homilien anzusehen.[1])

Das Mittel, durch welches man in Alexandrien einen Ausgleich zwischen jüdischer Religion und griechischer Bildung herbeizuführen versuchte, war die allegorische Bibelerklärung. Man darf aber nicht etwa glauben, dafs die alexandrinischen Juden dabei an einen Ausgleich von Gegensätzen dachten. Gfrörer und Dähne stellen den Ursprung der alexandrinischen Philosophie so dar, als ob die Juden Alexandrias ein klares Bewufstsein von dem Zwiespalt gehabt hätten, der zwischen ihrem überkommenen Glauben und ihrer griechischen Bildung bestand, und darum bemüht gewesen seien, diesen Gegensatz künstlich zu beseitigen oder zu verdecken, indem sie vermittelst der Allegorie die Lehren der griechischen Philosophie in das Alte Testament hineindeuteten; die Allegorie sei ein Kunstgriff, durch den die erschütterte Autorität der Bibel äufserlich gerettet werden sollte. Betrug und Heuchelei wäre also gewissermafsen die Signatur der alexandrinischen Bibelerklärung. Für jeden, der Philo einigermafsen kennt, liegt das Verkehrte einer solchen Anschauung auf der Hand.[2]) Objektiv betrachtet ist die allegorische Deutung allerdings ein Hineinlegen von etwas Fremdartigem. Aber die Alexandriner waren sich dessen gar nicht bewufst, sie glaubten so gerade das richtige Verständnis der heiligen Schriften zu haben. Mit den neuen Ideen veränderte sich ihnen das Verständnis, und die Übertragung griechischer Vorstellungen in das Alte Testament geschah ganz unwillkürlich. Dafs die allegorische Erklärungsweise von den alexandrinischen Juden auf ihre heiligen Schriften angewandt wurde, ist sehr begreiflich. Das Alte Testament mit seinen zahlreichen Anthropomorphismen legte gerade diese Art der Erklärung sehr nahe. Die erste Erhebung des aufgeklärten Geistes über das kindlich religiöse Denken besteht darin, dafs er Anthropomorphismen als bildliche Bezeichnungen auffafst, 'Hände, Füfse, Arm Gottes' als symbolische Ausdrucksweisen für die Macht und das Wirken Gottes erklärt. Nur eine weitere Konsequenz dieser Auffassung ist die Allegorie oder die Deutung von Mythen und religiösen Erzählungen oder Vorschriften auf psychische Zustände und metaphysische oder ethische Wahrheiten.[3])

Die Vorbedingungen zu Philos eigentümlicher Weltanschauung waren also vorhanden: mannigfache Versuche allegorischer Auslegung von Bibelstellen waren gemacht, und die Verknüpfung jüdischer Religionssätze mit griechischen Vorstellungen war angebahnt. Dafs Philo philosophische Schriften oder Bibelkommentare solcher Art, wie er sie selbst verfafste, benutzt hat, ist nicht sehr wahrscheinlich. Die Stellen, an denen er frühere Deutungen von Bibelstellen erwähnt, machen den Eindruck, als ob er sie aus mündlicher Tradition geschöpft hätte. An mehreren Stellen beruft er sich ausdrücklich auf die Tradition.[4]) Wie weit nun diese alexandrinische Philosophie oder vielmehr

---

[1]) Vgl. J. Freudenthal, Die Flav. Josephus beigelegte Schrift über die Herrschaft der Vernunft (Breslau 1869) S. 6 ff. 137 ff.

[2]) Vgl. Georgii, Ztschr. für die histor. Theologie, Jahrg. 1839, 4. Heft, S. 9 ff.

[3]) Ebenda S. 48. [4]) Gfrörer I 52 ff. Vgl. besonders De circumcis. 2.

Digitized by Google

philosophisch-allegorische Bibelexegese vor Philo ausgebildet war, läfst sich im einzelnen nicht mehr feststellen. Aber die meisten und wichtigsten Lehren Philos werden wir wohl als sein Eigentum ansehen dürfen. Einige Stellen, die man für das Gegenteil angeführt hat, sind nicht beweiskräftig, da man sie nicht buchstäblich fassen darf: Philo liebt es, bisweilen eigene Meinungen für älter, ja sogar für Meinungen des Moses selbst auszugeben.[1]) Um alles kurz zusammenzufassen: in der alexandrinischen Spekulation vor Philo zeigt sich nur vereinzelt und unbewufst der Einflufs griechischer Philosophie, Philo verknüpft den ganzen Inhalt des religiösen Glaubens mit seiner ganzen wissenschaftlichen und philosophischen Bildung zu einer aus diesen verschiedenen Elementen eigentümlich zusammengesetzten Weltanschauung.

II

Im zweiten Buche handelt Herriot über Leben und Schriften Philos. Wir wissen wenig Thatsächliches über Philos Leben, auch sein Geburts- und Todesjahr lassen sich nicht bestimmen. Wir können nur vermuten, dafs er im Jahre 40 n. Chr., wo er an der Spitze einer Gesandtschaft an den Kaiser Caligula nach Rom kam, in vorgerücktem Alter stand. Nach Josephus (Antiq. XVIII 8, 1) war er ein Bruder des Alabarchen Alexander. Wir dürfen daraus schliefsen, dafs er einer der wohlhabendsten und vornehmsten Familien Alexandrias angehörte. Grundlos ist die Behauptung Herriots, dafs die Alabarchen aus priesterlicher Familie sein mufsten. Josephus sagt nichts davon, und auch Eusebius weifs nichts von priesterlicher Abkunft Philos. Hieronymus (De vir. ill. 11) ist der einzige, der Philo aus priesterlichem Geschlecht sein läfst. Da er aber sonst alles, was er über Philo berichtet, dem Eusebius verdankt, so verdient diese Nachricht kein Vertrauen. Der Alabarch war nach Herriot der jüdische Beamte, der in Verbindung mit einem Rate von 40 Mitgliedern an der Spitze der jüdischen Gemeinde Alexandrias stand und diese im amtlichen Verkehr mit Rom vertrat. Das ist die alte irrtümliche Anschauung vom Alabarchenamt, die den Alabarchen mit dem jüdischen Ethnarchen identifiziert. Der Alabarch war in Wirklichkeit, wie Schürer gezeigt hat[2]), ein römischer Zollbeamter in Ägypten und identisch mit dem sonst erwähnten Arabarchen.[3]) Dafs Philo verheiratet war, schliefst Herriot aus einer Anekdote über eine angebliche Aufserung von Philos Frau, die Mangey unter Philos Fragmente aufgenommen hatte;

[1]) Dafür, dafs auch der Logosbegriff älter sei als Philo, hat man die Stelle De somn. I 19 (I 638 M.) gewöhnlich angeführt, wo Philo ältere Ausleger von Gen. 28, 11 *ὑπήντησε τόπῳ* erwähnt, die den *τόπος* als den *θεῖος λόγος* erklärt hätten (Gfrörer I 80, Zeller III 2, 266). Die Stelle ist aber wohl so zu erklären, dafs die älteren Ausleger unter dem *τόπος* einen Engel Gottes verstanden haben (wie sich auch aus dem Zusammenhange bei Philo ergiebt) und dafs Philo nach seiner Gewohnheit statt des Engels den Logos nennt.

[2]) Ztschr. f. wissensch. Theologie 1875 S. 13 ff., Gesch. d. jüd. Volkes II 540; Marquardt, Röm. Staatsverw. I² 435.

[3]) Die Identität ist jetzt gesichert durch den Zolltarif aus Koptos in Oberägypten (Flinders Petrie, Koptos, London 1896, Nr. XXVII). Vgl. Beilage z. Allgem. Zeitung 1897 Nr. 102.

Digitized by Google

er weiſs nicht, daſs bei Stobaeus, aus dem die Anekdote stammt, *Φίλωνος* aus *Φωκίωνος* verschrieben ist.[1])

Die weiteren Ausführungen Herriots verbreiten sich mit unnötiger Ausführlichkeit über verschiedene nebensächliche Dinge, wie Philos Beschreibungen des Tempels in Jerusalem und des Priesterstandes, während wir über einen so wichtigen Gegenstand wie die Bildungsgrundlagen Philos[2]) so gut wie nichts erfahren. Philo verband mit einer genauen Kenntnis des jüdischen Religionsgesetzes die vollkommenste griechische Bildung, die das damalige Alexandria bieten konnte. Er hatte in der Jugend die ganze Stufenfolge der Elementarbildung (*ἐγκύκλιος παιδεία*) durchgemacht, Grammatik, Geometrie (Arithmetik), Musik und Rhetorik studiert, und eine umfassende Kenntnis der griechischen Litteratur der klassischen Zeit sich angeeignet. Beweis dafür sind die zahlreichen Zitate aus Dichtern wie aus prosaischen Schriftstellern in seinen Schriften; er zitiert nicht nur Verse aus Homer, Hesiod, Sophokles, Euripides, sondern benutzt auch Thukydides und Demosthenes und zitiert Hippokrates. Vor allem hat er natürlich die philosophische Litteratur studiert; Plato kennt er durch und durch, ihn hat er sich in Sprache und Stil zum Muster genommen, seine Schriften sind voll von Platonischen Zitaten, Anspielungen auf Platonische Stellen und Plato eigentümlichen Ausdrücken und Redensarten. Die grossen Philosophen verehrt er aufs höchste, er nennt Plato den Heiligen und Groſsen, Heraklit den Groſsen und Vielberühmten, und spricht von dem heiligen *θίασος* der Pythagoreer und den göttlichen Männern Parmenides, Empedokles, Zeno, Kleanthes. Durch Sprache und Bildung fühlt sich Philo ganz als Grieche: er unterscheidet wie ein Grieche *Ἕλληνες* und *βάρβαροι* und zählt die griechisch redenden Juden zu den *Ἕλληνες*, die griechische Sprache ist ihm *ἡ ἡμετέρα διάλεκτος*.

Die jüdisch-religiöse Bildung Philos beruht auf der alexandrinischen Bibelübersetzung. Er verstand auch Hebräisch, wie die zahlreichen Etymologien biblischer Namen bei ihm beweisen, die sich nur aus dem hebräischen Urtext erklären lassen. Aber seine Kenntnisse im Hebräischen waren nicht bedeutend, wie man an vielen Miſsverständnissen und Verwechslungen sehen kann. Seine Muttersprache war die griechische, und die griechische Übersetzung der Bibel, nicht den Urtext, benutzt er in seinen Schriften und legt er seinen Erläuterungen zu Grunde. Die Septuaginta hat bei Philo dieselbe Autorität wie bei den palästinischen Juden der Urtext, denn die Übersetzer waren nach seiner Meinung von göttlichem Geiste inspiriert. Alle Gebote der Bibel sind ihm göttliche Offenbarungen, teils direkte *λόγια* Gottes, die von Moses verdolmetscht und aufgezeichnet sind, teils Aussprüche des von göttlichem Geiste erfüllten Moses.[3])

---

[1]) Bernays, Phokion S. 125.

[2]) Vgl. Zeller III 2, 341 ff.; Siegfried, Philo von Alexandria als Ausleger des Alten Testaments S. 137 ff.

[3]) De vita Mos. III 23: *τῶν λογίων γὰρ τὰ μὲν ἐκ προσώπου τοῦ θεοῦ λέγεται δι᾽ ἑρμηνέως τοῦ θείου προφήτου, τὰ δὲ ἐκ πεύσεως καὶ ἀποκρίσεως ἐθεσπίσθη, τὰ δὲ ἐκ προσώπου Μωυσέως ἐπιθειάσαντος καὶ ἐξ αὐτοῦ κατασχεθέντος.*

Digitized by Google

Er kennt kein Wort in der Bibel, das nicht wichtig und bedeutsam wäre, aus jedem lassen sich tiefe Lehren ableiten. Moses ist nach Philo nicht nur der gröfste aller Propheten, ὁ προφήτης wie Homer bei den Griechen ὁ ποιητής, sondern auch der gröfste und weiseste aller Menschen. Die andern Propheten nennt Philo die Schüler des Moses (γνώριμοι oder φοιτηταὶ τοῦ Μωυσέως), auch sie sind Dolmetscher Gottes (ἑρμηνεῖς θεοῦ), und ihre Prophezeiungen und Aussprüche enthalten göttliche Weisheit. Philo ist aber nicht nur überzeugungstreuer Anhänger des jüdischen Offenbarungsglaubens, er verlangt auch strengste Beobachtung der von Moses verordneten Zeremonialgesetze; trotzdem er alles allegorisch erklärt und in allen Verordnungen Symbole zu erblicken nur zu sehr geneigt ist, eifert er doch energisch gegen diejenigen unter seinen Glaubensgenossen, die sich von der Beobachtung von Gesetzen, die sie symbolisch erklärten, emanzipieren wollten. Die heiligen Schriften (αἱ ἱεραὶ γραφαί) enthalten in ihrer Gesamtheit die höchste Weisheit, die das Ziel des menschlichen Strebens sein mufs, die wahre Philosophie. Hier treffen die beiden Bildungselemente Philos zusammen. Die jüdische Theologie und die griechische Philosophie, die er beide mit gleicher Liebe umfafst, sind für ihn keine Gegensätze. Seine Religion ist ihm mit wahrer Philosophie identisch; Moses ist der gröfste Philosoph, und was er lehrt, befindet sich in vollster Übereinstimmung mit dem, was auch die grofsen Philosophen der Griechen gelehrt haben.

Ganz ungenügend sind Herriots Ausführungen über die Schriften Philos. Ein klares Bild von dem eigenartigen Charakter der Schriftstellerei Philos, von der Überlieferung, dem Inhalt und inneren Zusammenhang der einzelnen Werke bekommt der Leser nicht. Herriot giebt zuerst höchst überflüssiger Weise ein Verzeichnis der gedruckten Schriften nach der von ihm benutzten Tauchnitz-Ausgabe, das im ganzen 58 Nummern zählt. Darin figurieren z. B. auch die Kompilationen *De mercede meretricis* und *De mundo* als besondere Philonische Schriften. Herriot weifs nicht, dafs das Stück *De mercede meretricis* aus einem gröfseren Abschnitt des Buches *De sacrificiis Abelis et Caini* und einigen Bemerkungen der Abhandlung *De sacrificantibus* zusammengeschweifst ist.[1] Den nicht-philonischen Ursprung der Kompilation *De mundo* (Περὶ κόσμου) hatte schon Turnebus erkannt und sie deshalb nicht unter die Werke Philos aufgenommen. Sie enthält, wie längst bemerkt ist[2]), Exzerpte aus der Philonischen Schrift Περὶ ἀφθαρσίας κόσμου (*De aeternitate mundi*), denen einige Stücke aus anderen Philonischen Schriften beigemischt sind. Herriot weifs nichts davon, er hält *le petit traité assez curieux qui porte le titre de De mundo* für eine besondere Schrift Philos und reiht sie unter die philosophischen Jugendschriften ein; man sieht, wie flüchtig er Cumont gelesen hat, den er bei dieser Gelegenheit (S. 145) zitiert. Auch die von Aucher zusammen mit Philonischen Werken aus dem Armenischen publizierten Predigten über Samson

[1]) Wendland, Neu entdeckte Fragmente Philos S. 125 ff.; Philonis opera vol. I S. LXXXVII.

[2]) Grofsmann, De Philonis Judaei operum continua serie et ordine chronologico I S. 28; Cumont, Philonis de aetern. mundi S. XXVII; Wendland, Philonis opera vol. II S. VII.

Digitized by Google

und Jona werden von Herriot als echte Schriften Philos mit aufgeführt; mit naiver Freimütigkeit sagt er dann von ihnen: 'Nous ne savons où placer le *De Sampsone* et le *De Jona.*' Unter den Gelehrten besteht längst kein Zweifel darüber, dafs sie nicht von Philo herrühren[1]) und nur zufällig unter seine Schriften geraten sind. Die verwickelte Frage der Einteilung der Philonischen Werke ist von Herriot sehr oberflächlich behandelt. Auf die älteren Arbeiten von Gfrörer, Dähne, Grofsmann und Ewald nimmt er gar keine Rücksicht. Er resümiert nur die Ansichten von Schürer und Massebieau[2]) und polemisiert gegen einige Vermutungen des letzteren. Seine eigene Klassifikation lehnt sich teils an die Schürersche, teils an die Massebieausche an. In einem wichtigen Punkte entfernt er sich von beiden, um zu einer veralteten und sicher falschen Ansicht zurückzukehren. Schon Gfrörer hat erkannt, dafs die Bücher *De vita Mosis* in den Ausgaben, wo sie zwischen das Leben Josephs und die Schriftenreihe über die Mosaischen Gesetze gestellt sind, nicht an ihrem richtigen Platze stehen; sie stehen für sich allein und gehören nicht zu dem grofsen Werke über die Mosaische Gesetzgebung, dessen Plan durch Äufserungen von Philo selbst feststeht. Schürer und Massebieau treten aus denselben Gründen für diese Trennung ein, und Massebieau hat noch den weiteren Grund angeführt, dafs die *Vita Mosis* augenscheinlich für heidnische Leser berechnet ist, während die Schriften über die Gesetze sich an die Adresse des jüdischen Publikums richten. Herriot ignoriert alle diese Beweise und rechnet die Lebensbeschreibung des Moses zu der grofsen *Exposition de la loi.* Er glaubt auch zwei Gründe dafür anführen zu können: 1. *Philon déclare qu'il écrit la Vie de Moïse à l'intention des initiés, ou, tout au moins, de ceux qui sont dignes de la connaître.* Ein schönes Beispiel seiner Interpretation. Bei Philo, De vit. Mos. I 1 steht nichts davon, dafs er das Leben des Moses *à l'intention des initiés* schreiben wolle. Vielmehr will Philo hier diejenigen, die Moses kennen lernen wollen, mit seinem Leben bekannt machen; denn wenn auch der Ruhm seiner Gesetze überall hin gedrungen sei, so kennen ihn selbst doch nur wenige: *Μωυσέως . . . τὸν βίον ἀναγράψαι διενοήθην . . . καὶ γνώριμον τοῖς ἀξιοῦσι μὴ ἀγνοεῖν αὐτὸν ἀποφῆναι· τῶν μὲν γὰρ νόμων τὸ κλέος, οὓς ἀπολέλοιπε, διὰ πάσης τῆς οἰκουμένης πεφοιτηκὸς ἄχρι καὶ τῶν τῆς γῆς τερμάτων ἔφθακεν, αὐτὸν δὲ ὅστις ἦν ἐπ' ἀληθείας ἴσασιν οὐ πολλοί.* Die Worte *τοῖς ἀξιοῦσι* (so liest Herriot selbst mit Mangey für das überlieferte *ἀξίοις*) *μὴ ἀγνοεῖν αὐτόν* übersetzt er *de ceux qui sont dignes de la connaître!* *2. Le traité De la monarchie, dont la place n'est pas douteuse, semble bien postérieur à la Vie de Moïse. Plusieurs épisodes, longuement développés dans cette biographie . . . sont présentés dans le De monarchia sous une forme résumée qui suppose un récit antérieur plus complet.* Auch in anderen Teilen dieser Schriftenreihe kommen dieselben Dinge vor wie in der *Vita Mosis.*

---

[1]) Dähne, Theol. Studien u. Kritiken 1833 S. 987 ff.; J. Freudenthal, Die Flavius Josephus beigelegte Schrift über die Herrschaft der Vernunft S. 9 ff. 141 ff.

[2]) Le classement des oeuvres de Philon (= Bibliothèque de l'école des hautes études, Sciences religieuses, vol. I) Paris 1888.

Digitized by Google

Das beweist aber nichts für ihre Zugehörigkeit, sondern spricht gerade für das Gegenteil, da Philo Wiederholungen innerhalb desselben Werkes gerade zu vermeiden sucht; und dafs er in der *Vita Mosis* manches ausführlicher behandelt als in dem Werk über die Gesetze, erklärt sich eben aus der Verschiedenheit des Leserkreises. So beschaffen sind die Gründe, die Herriot als *arguments qui contredisent ceux de Massebieau* bezeichnet. Einen weiteren Beweis seiner Interpretationskunst giebt Herriot bei der Erläuterung der bekannten Stelle *De praemiis et poenis* Cap. 1, wo Philo den ganzen Inhalt des Pentateuchs in drei Teile zerlegt, *κοσμοποιία, ἱστορικὸν μέρος, νομοθετικὸν μέρος*, und damit zugleich den ganzen Plan seines Werkes angiebt, zu welchem das Buch *De praemiis* etc. den Schlufs bildet. Herriot verfällt hier in denselben Fehler wie Dähne, er versteht unter dem *ἱστορικὸν μέρος* Philos grofsen allegorischen Kommentar zur Genesis; das hindert ihn aber nicht, *De opificio mundi* (*Περὶ κοσμοποιίας*) mit der *Exposition de la loi* d. h. dem *νομοθετικὸν μέρος* zu verbinden; Philo soll hier also zwischen die beiden zusammengehörigen Teile ein ganz anderes Werk eingeschoben haben, obwohl er ganz ausdrücklich sagt, dafs er über alle drei Teile der Reihe nach gehandelt habe, also nur ein zusammenhängendes Werk im Sinne haben kann, in welchem auch das *ἱστορικὸν μέρος* vertreten gewesen sein mufs. Gfrörer und Massebieau haben gezeigt, dafs darunter nur die Lebensbeschreibungen der Patriarchen gemeint sein können, die nach bestimmten Äufserungen Philos in der Mitte stehen zwischen der *κοσμοποιία* und dem *νομοθετικὸν μέρος*. — Die neuesten Forschungen über die hsl. Überlieferung der Philonischen Schriften sind Herriot unbekannt. Dafs die Ausgaben die Bücher *De specialibus legibus* lückenhaft und gröfstenteils unter falschen Titeln gehen, weifs er nicht. Von der Schrift *De vita contemplativa* sagt er nichts weiter, als dafs sie für sich allein steht (*garde une place à part*). Von seinem Landsmann Massebieau hätte er lernen können, wohin sie gehört. Nach Massebieaus sehr wahrscheinlicher Vermutung bildete die Schilderung der Therapeuten (*De vita contemplativa*) ursprünglich einen integrierenden Bestandteil der *Ἀπολογία ὑπὲρ Ἰουδαίων* (über diese und die *Ὑποθετικά* Philos weifs Herriot nichts zu sagen) und die Fortsetzung der Schilderung der Essäer, die Eusebius aus der *Ἀπολογία* zitiert.[1])

III

Die Darstellung der Philonischen Philosophie selbst ist verhältnismäfsig das Beste an dem Herriotschen Buche. Sie ist klar und zeigt, dafs der Verfasser sich in einen Teil der Schriften hineingelesen und mit den Ideen Philos bekannt gemacht hat. Freilich entbehrt sie der nötigen Tiefe, so dafs sie sich mit Zellers Darstellung in keiner Weise messen kann; denn verschiedene Details, die Herriot in breiter Auseinandersetzung vorführt, sind unwesentlich und

[1]) Die Frage der Klassifikation und Chronologie der Philonischen Schriften, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde, wird demnächst an anderem Orte ausführlicher behandelt werden.

Digitized by Google

für die Erkenntnis von geringer Bedeutung. Im einzelnen fehlt es auch in diesem Abschnitt nicht an bedenklichen Äufserungen und Beispielen oberflächlicher Kenntnis. Gleich im Anfang, wo Herriot von der allegorischen Methode Philos spricht, begegnet der merkwürdige Satz: *Nous savons qu'elle était le produit logique du génie juif.* Die Worte zeugen von einer fast unglaublichen Ignoranz. Die Allegorie ist nicht ein Produkt des jüdischen Geistes, die jüdischen Alexandriner haben sie einfach von den Griechen übernommen. Die Allegorie war für die philosophisch gebildeten Griechen der hellenistischen Periode der allgemeine Typus für die Erklärung und das Verständnis aller heiligen Geschichten. Die stoische Philosophie hatte alle Mythen des griechischen Volksglaubens allegorisch gedeutet und alle Götter zu Symbolen kosmischer Erscheinungen aufgelöst. In gleicher Weise wurden die homerischen Gedichte von stoischen Philosophen und Grammatikern stoischer Richtung (wie Krates von Mallos) allegorisch erklärt und auf diese Weise alle möglichen Dinge und philosophischen Lehren aus ihnen herausgedeutet. So erklärt es sich leicht, dafs die alexandrinischen Juden, als sie ihre religiösen Meinungen mit den durch die griechische Philosophie gewonnenen Anschauungen zu vergleichen und zu verbinden begannen, gerade diese exegetische Methode auf ihre heiligen Schriften anwandten.

Was Herriot über das Wesen der Allegorie und ihre Anwendung bei Philo sagt, ist ungenügend und teilweise unrichtig. Die ganze Philosophie Philos beruht nach seiner Auffassung auf folgenden zwei Sätzen: *La vérité est contenue dans les livres saints; mais ces livres doivent être interprétés à l'aide de l'allégorie.* Das ist nicht ganz zutreffend. In den allegorischen Schriften wird allerdings alles allegorisch gedeutet und häufig ausdrücklich jede andere Erklärung als unmöglich und lächerlich oder kindisch verworfen, namentlich wo es sich um Anthropomorphismen im Bibeltexte handelt. Aber schon die *Quaestiones et Solutiones* zeigen, dafs Philo den buchstäblichen Sinn nicht unbedingt und überall ausschlofs; und in den übrigen Schriften wird die allegorische Deutung nur selten und ganz beiläufig erwähnt. Herriot sagt nichts darüber, wie Philo die allegorische Auslegung der Bibel begründet. Philo hat sich an mehreren Stellen darüber ausgesprochen (am ausführlichsten Quod deus sit immut. § 53ff. und *De somniis* I § 232ff.). In den beiden anscheinend sich widersprechenden Sätzen der Bibel 'Gott ist nicht wie ein Mensch' (Num. 23, 19 *οὐχ ὡς ἄνθρωπος ὁ θεός*) und 'Gott ist wie ein Mensch' (Deut. 8, 5 *ὡς ἄνθρωπος . . . ὁ θεὸς παιδεύσει σε*) sieht Philo die beiden Grundanschauungen über Gott (*δύο τὰ ἀνωτάτω κεφάλαια περὶ τοῦ αἰτίου*) und zugleich die beiden Wege, d. h. die doppelte Sprache der Bibel ausgedrückt. Der erste Satz bezeichnet das wahre Wesen Gottes, der andere richtet sich an das Verständnis des grofsen Haufens. Es giebt zwei Klassen von Menschen, solche, die sich Gott rein geistig vorstellen können, und solche, die immer an das Körperliche und Sinnliche gefesselt auch Gott sich nur sinnlich denken können. Moses hat auf beide Klassen Rücksicht genommen und bedient sich daher oft einer Sprache, die dem Fassungsvermögen der ungebildeten Menge sich anbequemt und dem höchsten

Digitized by Google

Wesen Eigenschaften beilegt, die nur dem Menschen zukommen. Hiernach also begründet Philo einen doppelten Schriftsinn: der wörtliche oder buchstäbliche ist der offenbare und allgemein verständliche, der allegorische ist der verborgene, nur für die Weisen und nicht für die grofse Menge erkennbare.

Formell leidet Herriots Darstellung[1]) an einem Hauptfehler: auf mehr als 100 Seiten werden nach den 4 Rubriken *Métaphysique*, *Psychologie*, *Morale*, *Politique* die philosophischen Ansichten (*les idées*) Philos über Gott, intellegible und sensible Welt, göttliche Mittelkräfte, Logos, Seele, Ethik und politisches Leben so entwickelt und wiedergegeben, als ob es sich durchweg um selbständige Gedanken Philos handelte. Höchst selten wird angedeutet, aus welchen Quellen er geschöpft hat oder auf welchem Wege er zu seinen Anschauungen gelangt ist. Erst hinterher, im vierten Buche seines Werkes, kommt Herriot, indem er Philos Verhältnis zur Bibel einerseits und zum Griechentum andererseits behandelt, ganz allgemein auch auf seine Quellen zu sprechen. Wenn Herriot das dritte und vierte Buch vereinigt und bei den einzelnen Punkten gezeigt hätte, in welcher Weise Philo biblische bezw. jüdische Vorstellungen mit griechischen verband, würde er offenbar dem Leser einen besseren Einblick in das Wesen und die Bedeutung der Philonischen Spekulation gegeben haben als durch sein Verfahren. S. 224—235 giebt er z. B. eine ausführliche Paraphrase der Philonischen Darstellung der Weltschöpfung nach der Schrift *De opificio mundi*, aber ohne jeden Kommentar, während er hier gerade zeigen konnte, wie Philo beinahe in jedem Satze griechische Vorstellungen und Philosopheme verwendet, um die biblische Schöpfungsurkunde zu erläutern und in diesem Rahmen seine eigenen Anschauungen über Gott und Welt zu entwickeln.

Dafs die meisten Elemente, aus denen sich Philos Weltanschauung zusammensetzt, aus der griechischen Philosophie geschöpft sind, wird heute nicht

---

[1]) Beiläufig korrigiere ich einige Irrtümer. S. 206: Der Ausdruck 'sichtbare Götter' von den Gestirnen kommt nicht nur in der Jugendschrift *Περὶ ἀφθαρσίας κόσμου*, sondern wiederholt auch in Schriften reiferen Alters vor (z. B. De opif. mundi § 27). Philo schliefst sich in der philosophischen Terminologie so eng an seine griechischen Lehrmeister an, dafs er trotz seines Monotheismus kein Bedenken trägt, die Gestirne, die er für vernünftige vollkommene Wesen hält, in Übereinstimmung mit Plato und den Stoikern als *ὁρατοὶ* oder *ἐμφανεῖς θεοί* zu bezeichnen, worunter er nur göttliche vollkommene Wesen, nicht etwa der Verehrung und Anbetung würdige Götter versteht. — S. 235: Philo sagt nirgends ausdrücklich, dafs Gott die Materie selbst geschaffen hat. Die Weltschöpfung ist bei ihm nur eine Weltbildung, eine Ordnung der Materie. Wo er von einer Schöpfung aus dem Nichts redet, versteht er unter dem *μὴ ὄν* wie Plato nur die *ὕλη* als das relative Nichts, das Nichtseiende im Gegensatz zum absoluten Sein (*τὸ ὄν* = Gott), Zeller III 2[3], 388. Die Materie ist vorhanden, wie sie entstanden, sagt uns Philo nicht. — S. 262: Philos Definition der Zeit (*διάστημα τῆς τοῦ κόσμου κινήσεως*) will Herriot auf den Pythagoreer Archytas zurückführen. Philo hat sie vielmehr wörtlich von den Stoikern übernommen: Diog. La. VII 141; Diels, Doxogr. S. 461. — S. 285: Die Worte Quod deter. pot. insid. § 128 *φωνὴ δὲ τηλαυγεστάτη νοημάτων ἐστὶν αὕτη* übersetzt Herriot: *La voix est elle-même* (!) *la plus lumineuse des pensées*. Das ist grammatisch und sachlich falsch. Philo sagt: das gesprochene Wort (*ἡ διὰ γλώττης καὶ τῶν ἄλλων φωνητηρίων ὀργάνων ἠχή*) ist der klarste Ausdruck der Gedanken; *φωνή* ist in weiterem Sinne zu fassen, und Subjekt ist *αὕτη*.

Digitized by Google

mehr bezweifelt. In früheren Zeiten herrschten darüber die ärgsten Irrtümer. Bis in das XIX. Jahrh. hinein war bei Theologen und Philosophen die Anschauung verbreitet, daſs im Orient eine alte geheimnisvolle Weisheit bestanden habe, aus der Philo seine ganze Philosophie schöpfte, aus der später auch der Gnostizismus und die Kabbalistik hervorgegangen sein soll. Dieser Gedanke von der Existenz einer alten 'orientalischen Philosophie' zieht sich durch die meisten Darstellungen des XVIII. Jahrh., er begegnet z. B. auch bei Mangey, der die engen Beziehungen zwischen Plato und Philo daraus erklären will, daſs Plato aus denselben orientalischen Quellen wie Philo geschöpft und vielleicht auch schon eine alte Übersetzung des Alten Testaments benutzt habe. Vielfach versuchte man auch diese orientalischen Einflüsse genauer zu bezeichnen, indem man bald die geheime Religionsweisheit der Ägypter, bald den Parsismus, bald indische, bald chaldäische Weisheit bei Philo zu finden glaubte. Auch nachdem von verschiedenen Seiten (Tittmann, Meiners, Tiedemann) der vorwiegend griechische Einfluſs hervorgehoben war, wurde doch noch von einigen die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit orientalischer Einwirkungen festgehalten. Herriot hat diese Ansicht auch bei französischen Gelehrten der neueren Zeit vorgefunden und weist sie mit Recht zurück. Die Quellen der Philonischen Spekulation sind ausschlieſslich in der griechischen Philosophie und in der jüdischen Theologie zu suchen.

Um die Abhängigkeit Philos von der griechischen Philosophie genauer festzustellen, bedarf es noch sorgfältiger Quellenuntersuchungen über die einzelnen Schriften, wozu eigentlich erst in neuester Zeit durch die Arbeiten von Bernays[1]), H. v. Arnim[2]) und Wendland[3]) ein Anfang gemacht ist. Herriot hat sich dem Plane seines Werkes entsprechend auf derartige Untersuchungen nicht eingelassen. Sein Kapitel *Philon et la Grèce* ist sehr kurz und bietet nur allgemeine Bemerkungen über Philos Verhältnis zu den groſsen Philosophen und Philosophenschulen, die viel Unrichtiges enthalten. Den Pythagoreern verdankt Philo nicht nur die ganze Zahlensymbolik, er teilt mit ihnen und den von ihnen beeinfluſsten Stoikern auch den Dualismus Gott (als wirkende Ursache) und Materie (als leidende Ursache). Bei Plato hätte hervorgehoben werden müssen, daſs Philo ihm nicht bloſs philosophische Lehren, wie die Ideenlehre und die Theorie der Weltschöpfung entlehnt, sondern auch in Stil und Ausdrucksweise ihn vorzugsweise zum Muster genommen hat und Gedanken und Redewendungen von ihm allerorten verwendet. Der Einfluſs des Aristoteles wird von Herriot überschätzt: in der Seelenlehre hat Philo nur weniges, in der Ethik so gut wie nichts von ihm angenommen. Am meisten

---

[1]) Kommentar zu Philos Schrift *Περὶ ἀφθαρσίας κόσμου*, in den Abhandl. der Berliner Akademie der Wissensch., phil.-hist. Klasse 1882, unvollendet herausgeg. von H. Usener.

[2]) Quellenstudien zu Philo von Alexandria, Berlin 1888 (über die Schriften *De aeternitate mundi, De ebrietate* und *De plantatione*).

[3]) Philos Schrift über die Vorsehung, Berlin 1892; Philo und die kynisch-stoische Diatribe (in den Beiträgen zur Gesch. d. griech. Philosophie und Religion von Wendland und Kern), Berlin 1895.

Digitized by Google

hat Herriot Philos Verhältnis zum Stoizismus verkannt. Er glaubt, dafs Philo ihm nur *des idées de détail* entlehnt hat. In Wahrheit verdankt er in philosophischer Beziehung den Stoikern das meiste, mehr noch als Plato. Philos Psychologie hält Herriot für *assez originale*. Vielmehr beruht diese, wie seine Ethik zum gröfsten Teil und die Physik ganz, auf dem Stoizismus, und aus dem stoischen Pantheismus stammen auch sehr viele Bestimmungen, mit denen er seinen Gottesbegriff und die Logoslehre ausgestattet hat.

Auch die Bemerkungen über Philos Verhältnis zur Bibel[1]) sind oberflächlich und wenig zutreffend. Zweifellos ist, dafs Philos Gottesbegriff im wesentlichen auf alttestamentlicher Anschauung beruht. Aber alle näheren Bestimmungen und Attribute sind aus der griechischen Philosophie entlehnt. Wenn Philo Gott als das unendliche Wesen schildert, das nicht nur von den Unvollkommenheiten der endlichen Kreatur vollständig frei, sondern auch über ihre Vollkommenheiten erhaben ist, besser als die Tugend und als das Wissen, ja sogar besser als die Idee des Guten und Schönen (*κρείττων ἢ ἀρετὴ καὶ κρείττων ἢ ἐπιστήμη καὶ κρείττων ἢ αὐτὸ τὸ ἀγαθὸν καὶ αὐτὸ τὸ καλόν* De opif. mundi § 8), so geht er noch über Plato hinaus, der Gott als die Güte selbst (*αὐτὸ τὸ ἀγαθόν*) bezeichnet und so die Idee des Guten mit der Gottheit identifiziert. Man mag darin den Einflufs der jüdischen Anschauung von dem hochheiligen und über alles erhabenen Wesen Gottes erblicken. Aber auffallend ist, dafs die Neupythagoreer ähnlich von der Gottheit sagten, dafs sie über alles Denken und Sein erhaben, dafs sie nicht blofs *νοῦς* sei, sondern etwas Höheres als der *νοῦς* (Zeller III 2³, 117). Ganz verkehrt ist Herriots Behauptung, dafs Philo die Lehre vom Logos der Bibel bezw. dem Judentum verdankt. Ohne jede Spur von Begründung werden folgende Sätze hingestellt: *L'idée du Verbe est une idée qui appartient beaucoup plus au néo-judaisme, si l'on peut ainsi dire, qu'au judaisme alexandrin .... L'idée du Logos devait sortir du développement logique du judaisme.* Wenn das richtig wäre, müfsten wir dem Logos auch im rabbinischen Judentum begegnen. Aber weder in einem biblischen Buche noch in irgend einem andern Produkt der jüdischen Litteratur findet sich die geringste Spur davon. Die Weisheit spielt in dem Pseudo-Salomonischen Buche als göttliche Mittelkraft eine ähnliche Rolle wie der Philonische Logos, sie darf aber in keiner Weise als ein Vorläufer desselben angesehen werden, sondern höchstens als eine Parallele. Ich begreife nicht, wie Herriot sich auf Ryle (Philo and Holy Scripture) berufen und von ihm sagen kann: *Ryle a donné la liste exacte de tous les textes où Philon a puisé les éléments de sa théorie du Logos.* Bei Ryle kann man wohl Bibelstellen (keineswegs alle!) finden, die Philo auf den Logos gedeutet

[1]) Sehr naiv ist Herriots Standpunkt in Fragen der Bibelkritik. Die Schwierigkeit des biblischen Doppelberichts von der Schöpfung des Menschen (Gen. 1, 26 und 2, 7) beseitigt Philo durch die Erklärung, dafs an der ersten Stelle der Idealmensch, an der zweiten der erste körperliche Mensch gemeint sei. Über diese Erklärung urteilt H. folgendermafsen: ... *L'explication satisfait assez heureusement nos exigences philosophiques: nous n'en connaissons pas d'autre qui accorde mieux les nécessités de la raison et le respect du texte sacré.*

Digitized by Google

hat, aber keine einzige, wo der Logos oder irgend eine Spur desselben vorkommt. Philos Logos ist zwar eine Konsequenz seines alttestamentlichen Gottesglaubens, da die auf die Spitze getriebene Transcendenz und Erhabenheit Gottes ihn zur Annahme von göttlichen Mittelkräften zwang. Aber er hat den Logosbegriff nicht aus dem Judentum entlehnt, er hat ihn sich selbst geschaffen und verdankt alle Elemente desselben der griechischen Philosophie. Den Ausgangspunkt bildete für ihn der stoische Begriff des *λόγος*, der die ganze Welt durchdringenden und in ihren Teilkräften (*λόγοι σπερματικοί*) sich überall ausbreitenden göttlichen Vernunft, der Weltseele. Philos Schilderung des Logos, alles, was er von ihm sagt, deckt sich völlig mit dem stoischen Logos. Nur konnte er nicht soweit gehen, mit den Stoikern die Weltseele (die beseelte Materie) mit der Gottheit zu identifizieren. Der stoische Pantheismus und Materialismus war für ihn ein unmöglicher Standpunkt, der Dualismus Gott und Welt und die Transcendenz d. h. Aufserweltlichkeit Gottes waren ihm als treuem Bekenner des jüdischen Glaubens feststehende Grundsätze. Er verbindet daher die wirkenden Kräfte (*λόγοι σπερματικοί*) der Stoiker mit den Platonischen Ideen, die von Plato aufserweltlich gedacht und auf die Gottheit als aufserweltliches Wesen zurückgeführt werden. Ebenso wie Plato denkt er sich also die Ideen oder geistigen Kräfte (*νοηταὶ δυνάμεις*) aufserweltlich, aber nicht wie Plato auch aufserhalb der Gottheit, sondern in Gott selbst, von ihm ausgehend und (entsprechend der stoischen Anschauung) das Weltall durchdringend und alles belebend und ordnend. Alle Ideen oder Einzelkräfte haben aber (und das ist vielleicht ein Gedanke, den Philo selbständig entwickelt hat) ihren Vereinigungs- und Mittelpunkt in der *ἰδέα τῶν ἰδεῶν*, dem Logos, in dem sich alle Wirkungen Gottes (*αἱ δυνάμεις θεοῦ*) zu einer Einheit zusammenschliefsen; der Logos ist der allgemeinste Vermittler (*ἑρμηνεύς*) zwischen Gott und der Welt, er ist das Werkzeug, durch welches Gott die Welt erschaffen und geordnet hat und sie leitet.[1]) Eine sehr lose Verbindung der Logoslehre mit den religiösen Vorstellungen des Judentums besteht nur insofern, als Philo die Engel der Bibel als *ἰδέαι* oder als *δυνάμεις θεοῦ* deutet und den Logos bisweilen symbolisch als *ἀρχιερεύς* bezeichnet, weil der Hohepriester nach biblischer Anschauung der Vermittler zwischen Gott und den Menschen ist.

Kein Wort sagt Herriot über die Wichtigkeit der Philonischen Schriften für die Septuagintaforschung. Philo ist der älteste Zeuge für den Septuagintatext, dessen hsl. Überlieferung einer viel späteren Zeit angehört. Da Philos Schriften voll sind von wörtlichen Zitaten und Anspielungen aus den biblischen Schriften, insbesondere aus dem Pentateuch, so ist klar, dass sie zu den wertvollsten Hilfsmitteln für die Herstellung des ursprünglichen Septuagintatextes gehören. Bekanntlich ist uns der Text der alexandrinischen Bibelübersetzung nicht in der ursprünglichen Gestalt und in einer einheitlichen Form erhalten, sondern

[1]) Zeller III 2³, 381. Nach Schmekel (Die Philosophie der mittleren Stoa, Berlin 1892, S. 430 ff.) soll bereits Posidonius die Verknüpfung der Platonischen Ideen mit den stoischen *λόγοι σπερματικοί* vollzogen und Philo seine ganze Logoslehre aus Posidonius geschöpft haben. Der Gegenstand erfordert aber eine genauere Untersuchung.

Digitized by Google

in verschiedenen christlichen Bearbeitungen, aus denen der Urtext rekonstruiert werden mufs, eine Aufgabe, die erst P. de Lagarde richtig formuliert und ernstlich in Angriff zu nehmen versucht hat.[1]) Nach Lagarde sind drei Rezensionen zu unterscheiden: die hexaplarische, d. h. die auf die Hexapla des Origenes gegründete Rezension, die hauptsächlich in Palästina verbreitet war, die Rezension des Hesychius in Alexandrien und die des Lucian in Antiochien. Die letztere ist in bestimmten Hss. überliefert[2]); inwieweit die anderen Hss. von den einzelnen Rezensionen beeinflufst sind, mufs noch genauer untersucht werden. Dann erst kann festgestellt werden, welche Rezension dem ursprünglichen Text am nächsten steht. Bei diesen Untersuchungen müssen also die Bibelzitate bei Philo sorgfältig herangezogen werden. Was bisher in dieser Beziehung geleistet ist, genügt nicht und bedarf in allen Punkten einer genauen Nachprüfung. Nach einem älteren Versuch von Hornemann[3]) und gelegentlichen Bemerkungen von Z. Frankel[4]) hat C. Siegfried[5]) den Versuch gemacht, durch Sammlung und Sichtung aller Zitate das Verhältnis des Philonischen Bibeltextes zum überlieferten Text der Septuaginta festzustellen. So verdienstlich die Arbeit an sich ist, so sind ihre Resultate doch mit grofser Vorsicht aufzunehmen. Denn die Stellensammlung beruht auf der Mangeyschen Ausgabe, die bei der unkritischen Art, wie Mangey das hsl. Material benutzte, gerade auch in den Bibelzitaten äufserst unzuverlässig ist. Dasselbe gilt von dem Buche von H. E. Ryle[6]), das überdies an Vollständigkeit sehr viel zu wünschen übrig läfst.[7]) Die Arbeit mufs vollständig von neuem unternommen werden. An vielen Stellen mufste der Text der von Philo zitierten Bibelstellen auf Grund der besseren Überlieferung geändert werden, oft stellt sich Übereinstimmung mit dem Septuagintatext heraus, wo man bisher nach den Ausgaben Abweichungen konstatiert hatte. Genaueres über das Verhältnis zu den einzelnen Rezensionen und mafsgebenden Hss. der Septuaginta wird sich erst nach der Vollendung unserer Ausgabe feststellen lassen. Nach den Beobachtungen, die wir in den bisher edierten Schriften gemacht haben, können wir im allgemeinen sagen, dafs der Philonische Bibeltext am meisten Übereinstimmung zeigt mit der Rezension des Lucian und mehr mit dem Codex Alexandrinus als mit dem Vaticanus.[8]) Die Bibelzitate bei Philo dürften von grofser

---

[1]) Symmicta II 137—148. Ankündigung einer neuen Ausgabe der griech. Übers. des Alten Test., Göttingen 1882.

[2]) Danach sind die histor. Schriften des Alten Test. von Lagarde herausgegeben: Librorum Vet. Test. canon. pars prior., Göttingen 1883.

[3]) Specimen exercitat. crit. in versionem LXX interpretum ex Philone, Göttingen 1773—1776.

[4]) Über den Einflufs der palästinischen Exegese auf die alexandrinische Hermeneutik, Leipzig 1851.

[5]) Ztschr. f. wissensch. Theologie 1873. Vgl. Siegfried, Philo von Alexandria, S. 162.

[6]) Philo and Holy Scripture or the quotations of Philo from the books of the Old Testament, London 1895.

[7]) Wendland, Berl. Philol. Wochenschr. 1895 Sp. 1281 ff.

[8]) Vgl. Wendland, Philologus LVII (1898) 284 ff.

Digitized by Google

Bedeutung werden für den Nachweis, dafs die Luciansche Rezension diejenige ist, die dem ursprünglichen Septuagintatext am nächsten steht, und dafs man den Wert des Codex Vaticanus zu sehr überschätzt hat.

Im letzten Kapitel fafst Herriot sein Urteil über Philo als Philosophen in dem Satze zusammen: *L'originalité n'est pas le caractère le plus remarquable de Philon.* Man kann dem zustimmen: Philo ist kein originaler Denker, alle Elemente seiner Philosophie kann man anderweitig nachweisen. Herriot hat auch recht, wenn er weiterhin sagt, dafs Philo weniger ein Philosoph als ein Theologe war; er will nicht die Wahrheit erst finden, sondern die Wahrheit, die ihm im Offenbarungsglauben gegeben ist, beweisen, die Philosophie ist ihm nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Die historische Bedeutung Philos liegt in der eigentümlichen Art, wie er den Schatz von philosophischen Lehren, den ihm die verschiedenen Schulen boten, für seine Zwecke verwendet und ihre verschiedenen Theorien miteinander verknüpft. Insofern hat man ihn einen eklektischen Philosophen genannt, und ich glaube nicht, dafs Herriot im Recht ist, wenn er ihm diesen Charakter abspricht und von ihm sagt: *Il est un érudit beaucoup plus qu'un éclectique; les emprunts qu'il fait à tout et à tous se juxtaposent, se mélangent, mais ne se combinent pas.* Das kann man wohl von den philosophischen Schriften der Jugendzeit sagen, aber nicht von den übrigen, in denen Philo seine eigene aus den verschiedensten Elementen kombinierte Weltanschauung darlegt. In demselben Sinne und mit demselben Rechte wie Plutarch darf man auch Philo einen Eklektiker nennen.

Wenn demnach Philo selbst wegen der Unselbständigkeit seines philosophischen Denkens nur geringe Bedeutung beizumessen ist, so haben doch seine Schriften grofsen Wert als ergiebige Quelle für unsere Kenntnis der Philosophie und der philosophischen Diskussionen jener Zeit, zumal gerade aus dem Jahrhundert vor Philo von der reichen philosophischen Litteratur sehr wenig erhalten ist und das meiste erst aus sekundären Quellen gewonnen werden mufs. Seine historischen Schriften (*Contra Flaccum* und *Legatio ad Gaium*) sind eine wertvolle Geschichtsquelle für die Zeit des Tiberius und des Caligula und für die Beurteilung der römischen Herrschaft in Ägypten und Kleinasien. Aber auch in stilistischer Beziehung dürfen Philos Schriften auf eine gewisse Bedeutung Anspruch machen. Philo ist, obwohl er als Stilist zu den besten griechischen Schriftstellern seiner Zeit gehört, unverdientermafsen von den Philologen bisher vernachlässigt worden. Für die Kenntnis der hellenistischen Litteratursprache und ihres Verhältnisses zum Attizismus einerseits und zur Vulgärsprache andererseits lassen sich aus Philos Schriften durch eingehende sprachliche Untersuchungen wertvolle Aufschlüsse gewinnen. Der auf gewissenhafter Prüfung der hsl. Überlieferung gegründete Text unserer neuen Ausgabe bietet jetzt eine sichere Grundlage für sprachliche Forschungen, an der es bisher gefehlt hat. Nur an der Hand eines gesicherten Textes und unter sorgfältiger Berücksichtigung der Hss. in zweifelhaften Fällen können sichere Resultate über Sprache und Stil eines Schriftstellers gewonnen werden. Andererseits mufs natürlich der Herausgeber eines Textes methodische Kritik der hsl.

Digitized by Google

Überlieferung mit schärfster Beobachtung des Sprachgebrauchs verbinden. Die neuen Herausgeber des Philo glauben nach diesem Grundsatz verfahren zu sein. Aber bei aller Vorsicht sind Fehler überall unvermeidlich.[1]) Wir wünschen aufs lebhafteste, dafs weitere Untersuchungen in der Richtung, wie wir sie angegeben haben[2]), auch von anderer Seite angestellt werden und dabei unser kritisches Verfahren einer Prüfung unterzogen werden möge.

Eine wertvolle Kontrolle der in grammatischen und orthographischen Dingen vielfach unzuverlässigen und schwankenden Überlieferung der Hss. bieten die aus der Zeit Philos erhaltenen Inschriften und Papyrusurkunden. Wenn z. B. die Hss. zwischen ὑγίεια und ὑγεία schwanken und bald die eine, bald die andere Form bieten, so darf man nicht überall ὑγίεια herstellen wollen; denn dasselbe Schwanken finden wir in Inschriften und Papyri aus jener Zeit und zwar auch in solchen, die gebildete Verfasser verraten; ebenso in ταμιεῖον und ταμεῖον und dgl. Die durch die ägyptischen Funde täglich anwachsende Papyruslitteratur hat unsere Kenntnis der κοινή in ihrem doppelten Sinne, sowohl der gebildeten Litteratur- und Kanzleisprache als der Volkssprache, in ungeahnter Weise bereichert und mannigfache Irrtümer beseitigt. Sie hat auch gezeigt, wie sehr die Annahme einer ganz für sich allein stehenden 'biblischen' oder 'neutestamentlichen' Gräcität verfehlt war. Es hat nie ein 'Judengriechisch' gegeben, und von einem 'neutestamentlichen Sprachidiom' darf heute nicht mehr gesprochen werden. Die ägyptischen Papyri bringen immer neue Beweise dafür, dafs die jüdischen Bibelübersetzer und die Verfasser der neutestamentlichen Schriften kein anderes Griechisch gesprochen haben, als ihre heidnische Umgebung. Die alexandrinischen Übersetzer haben zwar in ihrem Bestreben, wörtlich zu übersetzen und auch den Ton des Urtextes getreu wiederzugeben, in syntaktischer Beziehung sich zu sklavisch an ihre Vorlage angelehnt, sie haben auch eine Anzahl religiöser und ethischer Begriffe neugebildet oder vorhandene Ausdrücke zu solchen umgebildet, und die neutestamentlichen Schriftsteller haben solche aus der Septuaginta übernommen und weitergebildet und dazu neue geschaffen: aber ein besonderes biblisches Lexikon und eine besondere biblische Grammatik (Formenlehre) giebt es nicht. Auch in theologischen Kreisen hat sich diese Erkenntnis glücklicherweise neuerdings Bahn gebrochen[3]) Mancher Irrtum wäre aber schon früher vermieden worden, wenn man Philo besser gekannt hätte. Viele Ausdrücke, die in den Wörterbüchern

---

[1]) Es sei gestattet ein Beispiel anzuführen. Leg. alleg. III § 78 habe ich zweimal das Wort χάρισμα in den Text gesetzt, mit Unrecht; denn es ist ein spezifisch christlicher Ausdruck, der weder in der Septuaginta noch sonst bei Philo vorkommt. An der ersten Stelle ist es wahrscheinlich interpoliert und zu streichen, an der zweiten dafür χάρις nach den Hss. wieder einzusetzen; auch De poster. Caini § 145 ist in einem Zitat bei Ioann. Damascenus χαρισμάτων statt χαρίτων geschrieben.

[2]) Proleg. meiner Sonderausgabe der Schrift De opificio mundi S. XLI ff.; Wendland, Philos Schrift von der Vorsehung, S. 100 ff.

[3]) G. Adolf Deifsmann, Bibelstudien, Marburg 1895, besonders S. 57—168, und Neue Bibelstudien, Marburg 1897

Digitized by Google

mit der Note KS. als solche bezeichnet werden, die ausschliefslich in der kirchlichen Litteratur vorkommen, finden sich in derselben Form und Bedeutung schon bei Philo, auch wo es sich nicht um Ausdrücke handelt, die Philo aus der Septuaginta übernommen hat. Überhaupt wendet Philo, abgesehen von bestimmten religiösen termini, der Septuaginta eigentümliche (d. h. der Vulgärsprache angehörende) Formen und Ausdrücke nur da an, wo er Bibelstellen zitiert oder paraphrasiert; auf seine eigene Sprache haben Stil und Ausdrucksweise der Bibel keinen Einflufs gehabt. Philo schreibt das Griechisch der hellenistischen Litteratursprache, als deren Typus gewöhnlich Polybius gilt, mischt ihm aber zahlreiche Formen und Wendungen der klassischen Zeit bei, die sonst der *κοινή* fremd sind.[1]) Man kann darin vielleicht schon die Einwirkung des zu seiner Zeit beginnenden Atticismus erblicken. Indessen kann auch die starke Benutzung und Nachahmung Platos eine gewisse Vorliebe für rein attische Ausdrücke und Formen bei Philo hervorgerufen haben.

[1]) Z. B. *ἀγήοχα*, *ἀφείλατο*, *εὕρασθαι*, *εὑράμενος*, *οἶδας*, *παριστάνειν*, *πήττειν* neben *ἀνύτειν*, *ἀρύτεσθαι*, *κατοκωχή*, *διττός*, *λύττα*, *πρᾴως* u. s. w., *τοὺς γονεῖς* und *τοὺς τοκέας*, *εἰπάτω εἴπατε* und *εἶπον εἰπέ*, *ὀμνύειν* und *ὀμνύναι*, *ὀμνύει* und *ὄμνυσι ὀμνύς*, *ἁρμόζειν* und *ἁρμόττειν*, *θάλασσα* und *θάλαττα*.

Digitized by Google

DER GROSSE KURFÜRST.

Von Gustav Diestel.

Man wird es Heinrich von Kleist ewig Dank wissen, dafs er in den Zeiten von Deutschlands tiefster Erniedrigung vor den Augen der Nation die eherne Gestalt des Grofsen Kurfürsten von den Toten auferweckte, der anderthalb Jahrhunderte zuvor aus ähnlicher Mühsal allein durch die Kraft redlichen Wollens und durch unermüdliche Arbeit sich heldenhaft emporrang, den zerfetzten brandenburgisch-preufsischen Besitz innerlich befestigte und ahnungslos zur sicheren Grundlage für ein mächtiges deutsches Reich formte. Auch könnte man es als ein Zeichen des deutschen Volksinstinktes betrachten, dafs von allen Hohenzollerndramen, an denen dieses Jahrhundert reich genug, vielleicht zu reich ist, neben dem 'Prinzen von Homburg' nur etwa Wildenbruchs 'Der neue Herr' eine bleibende Bedeutung erlangt hat. Sind doch alle jene Reformen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. undenkbar ohne die Thätigkeit ihres grofsen Ahnherrn. Und wenn man sonst gewöhnt ist, zumal heute mehr als sonst, dem inneren Wachsen und Werden einer Nation den gedeihlichen Fortgang ihrer Entwickelung zuzuschreiben, so gilt von keinem Lande Europas mehr das charakteristische Wort des Genfers Cherbuliez: 'Preufsen könnte über seine Thür schreiben: Hier arbeitet man und weifs zu gehorchen; dies haben mich meine Fürsten gelehrt.' War doch dies von Anbeginn an der besondere Beruf des Hohenzollernstammes. Nicht umsonst hatte der römische Kaiser Sigismund, dessen Lebensinteressen weit ab von Deutschland lagen, schon 1411 zu Prefsburg dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg Brandenburg mit dem Auftrage zu Lehen gegeben, 'das verlorene Land wieder in ein redliches Wesen zu bringen' und seiner Überzeugung von der Tüchtigkeit dieses Regenten schon 1417 zu Konstanz durch die interessante Bedingung Ausdruck verliehen, dafs er die Mark ohne Entgelt an die männlichen Erben seines Hauses wiederzugeben habe — bekanntlich gab es solche nicht —, wenn er etwa zum Kaiser gewählt werde. Es ist wunderbar, dafs zwei Jahrhunderte später dem Grofsen Kurfürsten die gleiche Aufgabe, 'das verlorene Land wieder in ein redliches Wesen zu bringen' in erhöhtem Mafse zufiel und erst 450 Jahre später seinem edelsten Nachkommen jene höchste Würde übertragen wurde.

In der Erkenntnis dieser hohen Bedeutung des ersten grofsen Hohenzollern hat die Geschichtschreibung der letzten Jahrzehnte sich auf das eifrigste beschäftigt, durch Veröffentlichung der archivalischen Quellen für die innere und

Digitized by Google

äufsere Politik jener denkwürdigen Zeit von 1640—1688 wie durch eingehende Behandlung der religiösen und litterarischen Zustände, der Finanzverwaltung, der Wirtschafts- und Handelspolitik, bis zu dem kühnen, fast traumhaften Anfange einer kolonialen Weltpolitik unsere Kenntnis zu erweitern und unser Verständnis zu vertiefen. Freilich könnte wohl noch ein Menschenalter vergehen, ehe diese vielfachen Unternehmungen annähernd bis zu einem Abschlufs gekommen sein möchten, und um so dankenswerter ist es, dafs Martin Philippson sich entschlossen hat, diesen nicht abzuwarten, sondern schon jetzt mit gründlicher Benutzung alles Vorhandenen eine Lebensbeschreibung des Grofsen Kurfürsten zu geben, deren erster Band bis zum Jahre 1660 führt.[1]

Besafsen wir doch thatsächlich noch keine einzige auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Lebensbeschreibung des Grofsen Kurfürsten aus diesem Jahrhundert. Die bekannten und immer noch beachtenswerten Arbeiten von v. Orlich, Droysen und Erdmannsdörffer verfolgen nicht nur weitere Ziele, sondern liegen auch gröfstenteils weit zurück hinter dem Beginn der massenhaften Einzelforschungen, welche fast gleichzeitig mit der Herausgabe (1864 ff.) der Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg ihren Anfang nahmen. Demnach erschien es als eine im höchsten Grade würdige Aufgabe für einen weitsehenden und auf verschiedenen Gebieten bewährten Geschichtschreiber, mit vollkommener Benutzung des inzwischen neu ausgegrabenen und zusammengetragenen Materials die Gestalt des thatkräftigen Hohenzollern in die Mitte seiner Erzählung zu stellen und die Geschichte seiner Regierung der seines Lebens anzugliedern. Zu diesem Zwecke kam es ihm zwar nicht darauf an, aus Archiven und Bibliotheken neuen Stoff zusammenzutragen, aber er benutzte doch, wo ihm das gedruckte Material nicht zureichte, hin und wieder auch handschriftliche Werke, Mitteilungen und Briefe aus dem Geh. Staats- und Kriegsarchiv oder aus der Kgl. Bibliothek, so über die Jugendgeschichte des Kurfürsten, die Ausstattung und Einkünfte der Kurfürstin, die militärischen Zustände und das politische Verhältnis zu den Niederlanden. In erster Reihe galt es jedoch, die Ernte anzutreten aus den vielen Einzelschriften über die Beziehungen des Kurfürsten zum Rheinbunde (Joachim und Pribram), zu Schweden (Breucker, Odhner), zu den Niederlanden (Wicquefort, Siccama), über seine Kirchenpolitik (Lehmann und Landwehr), seinen Geheimen Rat (Meinardus), seine Beamten (Isaacsohn), seine Finanzen (Breysig), seine Kolonialpolitik (Schück), seine Handwerksgesetzgebung (Mor. Meyer), über seine Kriegsobersten (Mörner), über den Lehndienst (Jany), die städtischen (Jastrow), die bäuerlichen und gutsherrlichen Verhältnisse (Grofsmann), endlich über die brandenburgische Publizistik (Münzer), ja über des Kurfürsten Beziehungen zur niederländischen Malerei (P. Seidel). Aufserdem zieht Philippson eine so grofse Zahl von Aufsätzen aus Zeitschriften, von Dissertationen, Biographien, Memoiren und Briefwechseln

---

[1]) Mart. Philippson, Der Grofse Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. I. Teil: 1640—1660. Berlin 1897, S. Cronbach. VII, 452 S. gr. 8.

Digitized by Google

heran, dafs die Annahme berechtigt erscheint, er habe solche, die er nicht anführt — z. B. Brandes, Gesch. der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg (1872) oder Mülverstedt, Die brandenburgische Kriegsmacht unter dem Gr. Kurfürsten (1888) —, für minderwertig oder durch neuere übertroffen erachtet. Auf eine ausführliche Auseinandersetzung mit anderen Darstellern und Darstellungen verzichtet er im allgemeinen, verlegt sie mit Recht in die Anmerkungen und thut sie gelegentlich mit wenigen Worten ab. Am meisten dürfte es den Kenner überraschen, dafs er der 'überschwänglich günstigen Meinung', die Meinardus von Adam von Schwarzenberg hegt, der ihn als einen brandenburgischen Richelieu, den Schöpfer des stehenden Heeres und den Bewältiger der egoistischen Stände bezeichnet, nicht unbedingt zustimmt. Überall ist es ihm mehr darum zu thun, das Wachsen, Wollen und Wirken des jungen Herrschers vor Augen zu führen. In diesem Sinne betitelt er die Geschichte seiner Jugend und der ersten fünfzehn Regierungsjahre im ersten Buche als 'die Lehrjahre'. Dennoch verschmäht er es, das zweite Buch, welches die notgedrungene Beteiligung des Kurfürsten an dem schwedisch-polnischen Kriege und sein Aufsteigen zu einer Grofsmachtstellung behandelt, als die Wanderjahre zu bezeichnen und betitelt es nur mit den Überschriften: 'Der Nordische Krieg. Die Selbständigkeit.' Am meisten dürfte es befremden, dafs er im dritten Buche mit der Überschrift 'Innere Zustände, 1640—1660' die Darstellung des Kampfes mit den Ständen, die Ministerwechsel und eine lange Reihe von Reformen darstellt, welche zwar zum Teil nur als Anfänge erscheinen, aber im ganzen mehr in die Zeit der Lehrjahre fallen und das machtvolle Auftreten des Kurfürsten im Nordischen Kriege erst erklärlich machen. Die natürliche Folge davon ist, dafs manches wiederholt wird oder als Vervollständigung von früher Behandeltem erscheint. Immerhin zeugen diese kleinen Mängel doch nur von der grofsen Schwierigkeit des Unternehmens und von der noch gröfseren Verdienstlichkeit, die kolossale Masse neuer Fundgruben des Wissens einmal zu sichten und einem grofsen Leserkreise zugänglich zu machen.

Die Darstellung der ersten vierzig Lebensjahre Friedrich Wilhelms zeigt seine innere Befreiung von mancherlei Irrtümern, die mit ihm geboren oder auferzogen waren, bis zum vollkommenen Erfassen des neuen Staatsgedankens, nach welchem nicht der Staat im Herrscher, sondern der Herrscher im Staat aufzugehen habe und dadurch würdig werde, alle selbstsüchtigen Bestrebungen von anderer Seite mit allen Mitteln des Rechtes und der Gewalt zum Wohle des Ganzen heldenhaft niederzuwerfen. Am Schlusse dieses ersten Bandes scheint die Sonne der fürstlichen Souveränität bereits auf die Grundlagen eines organisch gegliederten, trefflich verwalteten und wehrhaften deutschen Staates.

Fast wie ein Roman liest sich die Jugendgeschichte dieses eigenartigen Helden. Geboren am 6. Februar (a. St.) 1620, also in demselben Jahre, da der Bruder seiner Mutter, jener Friedrich V. von der Pfalz, mit einem Schlage seine böhmische Königskrone wie seinen pfälzischen Kurhut verlor, wurde der siebenjährige Knabe vor den plünderungssüchtigen Horden Wallensteins zuerst

Digitized by Google

im Jagdschlosse Letzlingen mitten im tiefen Walde, und als auch dieses nicht sicher genug schien, hinter den Mauern der Festung Küstrin geborgen. Ein längerer Besuch in Wolgast bei Marie Eleonore, der Schwester seines Vaters und Gemahlin Gustav Adolfs, brachte 1631 dem elfjährigen Prinzen das Vorbild des grofsen Schwedenkönigs vor Augen, der ein Jahr später für die Erhaltung des Protestantismus und des Germanentums sein Leben verlor, und bald darauf wurde der Dreizehnjährige wegen der Unsicherheit in den Marken und wegen einer Seuche, die das Kriegselend erzeugt hatte, zu dem kinderlosen Herzog Bogislaw von Pommern geschickt, dessen Land er als sein künftiges Erbteil zu betrachten und zu lieben begann. Von höherer Bedeutung jedoch für die geistige Ausbildung des fürstlichen Jünglings war sein Aufenthalt in den Niederlanden und an dem Hofe seines Verwandten, des dortigen Statthalters Friedrich Heinrich von Oranien seit dem August 1634. Hier trat ihm zum erstenmale ein wohlgeordnetes Staatswesen vor Augen, mit seiner Wehrkraft nach aufsen, mit seiner Blüte von Kunst und Wissenschaft und mit seinem Reichtum durch Seefahrt und Handlung, während zugleich der Verkehr mit seiner hochgebildeten Tante, der verwittweten Königin Elisabeth von Böhmen, und ihren anmutsvollen Töchtern seinem Gemüte reiche Nahrung brachte. Die anmutige, oft wiederholte und vielfach gemalte Erzählung von seiner Flucht aus dem üppigen Haag in das Feldlager des Oraniers beschränkt sich auf die Thatsache, dafs sein Gouverneur Leuchtmar die Übersiedelung vom Haag nach Arnheim durchsetzte und der Kurprinz von hier aus der eigenen Neigung folgend wiederholentlich im Feldlager erschien, oder aus edelstem Wissenseifer in Amsterdam und anderen Seestädten sich über den Handel und den Schiffbau unterrichtete. Durch diese mehrjährige Entfernung von Berlin und durch die Schärfung des freien Umblicks und Einblicks kam schon damals sein Widerwillen gegen den allmächtigen Minister seines Vaters, den fränkischen Reichsgrafen Adam von Schwarzenberg, zur vollen Reife. Es empörte den sechzehnjährigen Prinzen, dafs dieser als Süddeutscher und Katholik unablässig den Kurfürsten Georg Wilhelm, dessen Willen er ganz beherrschte, zum engen Anschlufs an das Haus Österreich trieb und durch den Beitritt Brandenburgs zum Prager Bündnis das unglückliche Land der Plünderung und Verwüstung durch die Schweden preisgab. Er glaubte wirklich an das Märchen, dafs der Bursche mit blofsem Dolchmesser, welchen man einst unter seinem Bett in Küstrin entdeckt hatte, von Schwarzenberg bezahlt gewesen sei, und dafs dieser seinen Aufenthalt in Holland nur in der Hoffnung geraten habe, er werde dort umkommen. Als ihm im Juni 1636 des Vaters Befehl zukam, sich 'wegen der in Holland wütenden Pest' zu ihm nach Königsberg zu begeben, in Wahrheit, weil man fürchtete, dafs er sich mit Luise, der vierzehnjährigen Tochter der Königin von Böhmen verloben wolle, und weil die kleveschen Stände dringend ihn zum Statthalter verlangten, zögerte er, trotz der Androhung 'der höchsten Ungnade', ja 'der Verstofsung' bis zum Mai des Jahres 1638. Trat nun auch eine wenigstens äufserliche Versöhnung mit dem Vater ein, da der Kurprinz notgedrungen jener jugendlichen Herzensneigung entsagte, so blieb das Mifs-

Digitized by Google

trauen gegen Adam von Schwarzenberg doch dasselbe. Als er nach einem Gastmahle, das dieser dem Hofe gab, an den Masern erkrankte, war er überzeugt, vergiftet zu sein und schrieb sogar den Tod seines erst vierundvierzigjährigen Vaters am 1. Dezember 1640 dem von Schwarzenberg ihm gereichten Giftwein zu. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, dafs 'der neue Herr' nicht gesonnen war, den katholischen Minister an seiner Seite die Rolle eines Richelieu spielen zu lassen, nach welcher der energische und immerhin staatskluge Graf bisher nicht vergeblich gestrebt hatte, aber noch war die Zeit nicht gekommen, den Gewaltigen offen anzutasten.

Friedrich Wilhelm hat selbst dreifsig Jahre später den Zustand seiner Lande mit folgenden Worten geschildert: 'Ich habe bei meinem Regierungsantritt keine Freunde gefunden, sondern nur Feinde und keine Mittel gegen diese; alle meine Ämter und Gefälle waren versetzt, die Kurlande von Freund und Feind gleich verwüstet, die Festungen vom Notdürftigsten entblöfst und gleichsam in feindlicher Haltung.' Hätte doch schon in friedlichen Zeiten der Besitz des fernen Preufsens und der kleveschen Rheinlande, wie der Anspruch an Pommern und an das schlesische Jägerndorf eine diplomatische und militärische Kraftanstrengung nach vier Seiten zugleich erfordert, aber wo sollten die Mittel dazu herkommen, seitdem der schreckliche Krieg seit zwanzig Jahren die Marken in eine Wüste verwandelt hatte? In den Städten wie auf dem platten Lande war die Zahl der Seelen im Jahre 1643 auf den vierten Teil herabgekommen; die Einwohnerschaft der Doppelstadt Berlin-Cölln war wohl nur von 12000 auf 6000 Seelen gesunken und von ihren 1209 Häusern standen 350 leer, aber Brandenburg hatte statt 12000 nur noch 2500, Prenzlau statt 9000 nur 600, die kleine Stadt Strasburg in der Uckermark überhaupt nur 9 Bürger; es gab Quadratmeilen, auf welchen weder Mensch noch Tier übrig geblieben war, so dafs man weder säete noch erntete. Schlimmer noch war der Geist des Widerstandes, der Kleinlichkeit, Gehässigkeit, der Selbstsucht und der Habgier, die nicht nur Landedelleute, sondern auch Beamte, Richter und Offiziere bisweilen zu offenem Verrat geneigt machte. Ohne Scheu verweigerten die Offiziere dem jungen Kurfürsten, der in vollem Vertrauen auf den göttlichen Beistand und in dem redlichen Streben, nicht für sich allein, sondern für sein Land und Volk zu arbeiten, auf seine Münzen das Wort schreiben liefs: 'Pro Deo et populo', den militärischen Treueid, und der allmächtige 'Direktor des Kriegswesens' und 'Statthalter der Marken', der Graf Schwarzenberg, bestärkte sie in ihrem Widerstande oder verhinderte ihre Bestrafung und ging endlich so weit, die Kaiserlichen und die Sachsen in das Land zu rufen. Nun aber war seine Stunde gekommen. Der junge Kurfürst, der in Berlin aus Mangel an Mitteln zur Versorgung der Hofküche wiederholentlich vom Berliner Magistrat 'fünfzehn Thaler' entleihen mufste und den die verrannten lutherischen Geistlichen allsonntäglich als einen calvinischen Sakramentsschänder ausschalten, hatte es bald nach seiner Thronbesteigung vorgezogen, im fernen Königsberg Wohnung zu nehmen und von dort aus Schwarzenberg mit schmeichelhaften Worten in seiner Würde zu bestätigen;

Digitized by Google

nun aber verbot er den Kommandanten seiner Festungen in der Mark mit höchster Entschiedenheit die Aufnahme einer kaiserlichen oder sächsischen Besatzung, entzog dem bisher Allmächtigen die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und verlangte genaue Rechenschaft über seine Geschäftsführung während der letzten Jahre. Als die abtrünnigen Offiziere noch der Hoffnung lebten, Schwarzenberg werde, wie ein zweiter Wallenstein, offen gegen seinen Herrn auftreten, warf diesen ein Schlaganfall am 14. März 1641 auf die Totenbahre. Von dem zweihundert Jahre ihm vorgeworfenen Landesverrat hat die Geschichtforschung dieses Jahrhunderts den katholischen Fremdländer vollkommen zu reinigen vermocht; nur der Vorwurf gewissenloser Habgier auf Kosten des verwüsteten Landes und des verarmten Landesherrn ist unangefochten geblieben. Als der junge Graf Johann Adolf von Schwarzenberg an die Spitze der Anhänger seines Vaters und der aufständischen Offiziere trat, ernannte Friedrich Wilhelm seinen nächsten Verwandten und Bräutigam seiner Schwester, den Markgrafen Ernst von Jägerndorf, zum Statthalter der Marken, liefs die Stände zusammen berufen und nötigte den kecken Gewalthaber durch Androhung eines Hochverratsprozesses zur schleunigen Flucht nach Österreich (August 1641). Freilich drohten nun die Kaiserlichen und die Sachsen, den Kurfürsten für seinen angeblichen Abfall vom Prager Bündnisse (1635) zu strafen, und andererseits durchzogen die Schweden plündernd und mordend das Land oder schlugen sich mit den verzweifelten Bauern in förmlichen Gefechten herum, aber der Kurfürst erlangte im Einverständnis mit den friedebedürftigen Ständen doch endlich durch eine Übereinkunft mit den Schweden die Schonung seines Landes und befreite dies zugleich von der eigenen aufrührerischen Soldateska, indem er sie als 'getreuer Vasall' dem Kaiser zu Hilfe sandte. Ebenso gewann er auch in dem fernen Preufsen, dessen Handel durch einen Seezollzuschlag für den polnischen Oberlehnsherrn dem Ruin nahe war, bessere Bedingungen, als er am 7. Oktober 1641 in Warschau persönlich zur feierlichen Belehnung erschien und nicht nur dem Könige ein Geschenk von 40000 Gulden, sondern auch der Königin ein solches von 20000 verhiefs, während er in seinem ganz deutschen Herzen den Wunsch und die Hoffnung verschlofs, dafs dies die letzte Belehnung eines Herzogs von Preufsen durch einen polnischen König sein möge.

Trotz dieser kleinen Erfolge war und blieb die Lage des Kurfürsten und seiner Länder wahrhaft verzweifelt. Während sich in Kleve und Mark abwechselnd die Holländer und die Hessen festsetzten, in dem benachbarten Jülich der katholische Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm die Hülfe der Spanier für sich hatte, erprefsten die Schweden unter Torstenson, die Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm von den unglücklichen Märkern alles, was ihre zuchtlosen Scharen zum Lebensunterhalt und zur Befriedigung ihrer Lüste bedurften. Weder von dort noch von hier gelangten die fälligen Bezüge in die Kasse des Staates oder des Landesherrn, und nur vorübergehend schufen die Wandelungen in der Politik, so der plötzliche Eingriff Dänemarks in die Verhältnisse des Nordens, eine kurze Pause oder ein mit schwerem Gelde er-

Digitized by Google

kauftes Versprechen, den Erpressungen ein Ende zu machen. Mit gierigen Blicken schauten die Nachbarn, die grofsen wie die kleinen, über die Grenzen des verödeten Landes, die Generalstaaten sannen auf den Besitz von Kleve und Mark, der Kaiser dachte an Brandenburg als an 'eine fette Henne', Polen suchte nur einen Anlafs, um sich Preufsens zu bemächtigen, und Schweden hielt Pommern um so fester in der rauhen Hand, da die Bevölkerung offenkundig dem Kurfürsten zugethan war. Nie war das verarmte und zerfetzte Land seinem von der Vorsehung bestimmten Berufe, einst der Sockel für Deutschlands Grofsmachtstellung zu werden, ferner, dem Untergange näher. Allein die unverdrossene Thätigkeit, die rastlose Energie, die weitsehende Klugheit und das stolze National- und Ehrgefühl des jugendlichen Fürsten hat es gerettet und erhoben. In seiner grofsen Bedrängnis folgte er dem Rate des geistvollen und diplomatisch geschickten Gerhard von Leuchtmar, des klugen und kühnen Konrad von Burgsdorf wie des thatenlustigen Generals Johann von Norprath und suchte das Heil sowohl in der Schöpfung eines stehenden Heeres als auch im Bunde mit irgend einer auswärtigen Grofsmacht.

Um sich in diesen 'martialischen Zeiten mit dem Degen in Respekt und Autorität zu setzen', betrieb er 1644 mit Eifer die Sammlung und Ausbildung eines stehenden Heeres, das schon nach zwei Jahren über 7700 Soldaten und 5—6000 Milizen zählte. Da von den Ständen Preufsens, des einzigen zahlungsfähigen Landes, keine Geldhilfe zu erwarten war, weil sie zu sehr für ihre Libertät fürchteten, brachte er die Kosten aus seinen Eigenbezügen, dem Pillauer und Memeler Zoll, aus Verpachtungen, Verpfändungen und Holzverkäufen, zum Teil sogar aus freiwilligen Beiträgen zusammen und vermochte zugleich diplomatisch geschickt die Mifsgunst des Kaiserhofes wie das Übelwollen der polnischen Republik zu entkräften.

Um auswärts eine Stütze zu gewinnen, knüpfte er zunächst mit Frankreich und mit Schweden an. Jenes, zur Zeit selbst durch intelligente Minister im Aufschwung begriffen, schlug begierig in die Hand des thatkräftigen jungen Fürsten ein, versprach ihm Hilfe mit seinen Absichten auf Pommern und Jülich und bot ein 'französisches Fräulein' zur Ehe an. Schon erbat sich (1645) d'Avaux von Münster aus das Porträt Friedrich Wilhelms für die bekannte Grande Mademoiselle, die achtzehnjährige Tochter Gastons von Orléans, die reichste Erbin Frankreichs, allein rechtzeitig schreckte der Kurfürst vor der Aussicht zurück, dem aufstrebenden und ländergierigen Könige blofs Vasallendienste, vielleicht gar gegen seinen Kaiser leisten zu müssen und zog seine Hand wieder zurück. Fast gleichzeitig fand auch der schwedische Heiratsplan seinen Abschlufs. Eine Herzenssache war er nie gewesen. Dem jungen Hohenzollern, der schon im Alter von 16 Jahren einer Jugendliebe zu Luise Hollandine, der Tochter des pfälzischen Böhmenkönigs, tapfer entsagt hatte, lag bei seiner Wahl aufser der Fortpflanzung seines Stammes allein die Vergröfserung seines Landes und die Verstärkung seiner Macht im Sinne. Dafs ihn die Königskrone einer Grofsmacht lockte, ist selbstverständlich. Schon Gustav Adolf hatte von der Verbindung seiner Tochter Christine mit dem auf-

Digitized by Google

geweckten Vetter gesprochen, und seine Witwe Marie Eleonore von Brandenburg that alles, um ihn der achtzehnjährigen Königin zu empfehlen. Sie selbst, unberechenbar in ihren ewig wechselnden Zu- und Abneigungen, nannte ihn spöttisch wegen seiner kurzen, gedrungenen Gestalt das 'Bürgermeisterlein' und zeigte Lust, überhaupt unvermählt zu bleiben, die schwedischen Grofsen waren mehr ihrem anderen Vetter, dem in Schweden geborenen und erzogenen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken (Karl X.) zugethan, beide aber waren ebenso abgeneigt, einen Herrn über sich walten zu lassen, wie der Kurfürst abgeneigt war, der Königin 'blofs etwan als ein Kämmerer aufzuwarten'.

Um so schneller kam nun im Jahre 1646 die Vermählung des Kurfürsten mit Luise Henriette von Oranien, der neunzehnjährigen Tochter des niederländischen Statthalters Friedrich Heinrich, zu stande, durch die er den Abschlufs einer 'festen und nahen Alliance' mit den Generalstaaten zu gewinnen hoffte, wie er ihnen in einer Sitzung am 23. Nov. 1646 persönlich erklärte. Wegen der zunehmenden Schwäche des Vaters — Friedrich Heinrich starb bereits im März 1647 — wurde die Vermählung beschleunigt. Sie fand schon am 9. Dez. 'in der Enge und ohne einige Weitläufigkeiten', wenn auch mit dem üblichen Prunk in Kleidern und Juwelen statt. Die Mitgift der Braut betrug nicht mehr als 120000 Rthlr., ihre Aussteuer war reich an Juwelen und goldenen Gerätschaften, um so ärmer an Wäsche (s. Philippson S. 447). Ihr Herz war zunächst nicht dabei, weil auch sie erst die Jugendliebe zu dem anmutigen Prinzen Heinrich Karl von Tarent überwinden mufste, der in holländischen Diensten stand. Ihr Pflichtgefühl und ihre Frömmigkeit — die ihr zugeschriebenen Lieder hat sie jedoch nicht verfafst — halfen ihr, sich in ihr Schicksal zu finden; ihre edle Weiblichkeit, die zugleich den Glanz äufserer Schönheit ersetzen mufste, und die Bewunderung des charakter- und geistvollen Gemahls, der ihr trotz mehrjähriger Kinderlosigkeit unwandelbar treu blieb, befestigten später das eilig und kaltherzig durch die Politik geknüpfte Band.

In seiner Hoffnung aber auf einen Bund mit den Generalstaaten sah sich der junge Kurfürst bald vollkommen getäuscht. Als er den Kampf mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm um Jülich und Ravensberg wieder aufnahm, blieb er ohne ihren Beistand und mufste zufrieden sein, durch einen neuen Vertrag zu Düsseldorf (April 1647) sich den bisherigen Besitz und den jülichbergischen Protestanten ihr Bekenntnis zu sichern. Um so wertvoller war für den aufstrebenden Fürsten, den die katholischen Mächte, Österreich und Polen, gewaltsam niederzuhalten und womöglich zu erdrücken strebten, die Vermittelung des energischen und geistvollen französischen Gesandten d'Avaux in Osnabrück in dem Streite mit Schweden über den Besitz von Pommern. War es auch unmöglich, den habgierigen Vertretern Schwedens, Johann Oxenstierna und Salvius, die insgeheim noch mit 25 und 20000 Thalern bestochen werden mufsten, das ganze Pommern zu entreifsen, so erlangte Brandenburg-Preufsen doch schliefslich (Febr. 1647) durch die Bistümer Minden, Halberstadt und die Aussicht auf Magdeburg für die 120 Geviertmeilen von Schwedisch-Pommern einen Ersatz von 175 und zugleich mit diesen ersten Anfängen der späteren

Digitized by Google

Provinzen Westfalen und Sachsen eine Brücke zwischen den Marken und dem rheinischen Kleve. Schon war es dahin gediehen, dafs nicht nur Schweden, sondern auch Frankreich und Österreich sich fast gleichzeitig um ein Bündnis mit Friedrich Wilhelm bemühten, dafs jenes ihm den Besitz des österreichischen Schlesiens, dieses ihm ganz Pommern verhiefs. Allein seiner echt deutschen Gesinnung war die Abhängigkeit von den Ausländern verhafst, seiner evangelischen widerstand der engere Bund mit dem Kaiser. Während er mit vorsichtigen Worten die Antragenden hinhielt, war sein eifriges Streben dahin gerichtet, dem Kriege ein Ende zu machen und den Evangelischen ihre konfessionelle Freiheit zu erringen. Für eine 'dritte Partei', ein evangelisches Verteidigungsbündnis mit stattlicher Heeresmacht, liefsen sich anfangs nicht nur die tapfere Landgräfin Amalia von Hessen, sondern auch die protestantischen Fürsten in Norddeutschland gewinnen, allein die entschiedene Weigerung des sächsischen Kurfürsten Johann Georg, mit dem energischen Calvinisten Hand in Hand zu gehen, bewegte zuerst die Welfen, endlich selbst die Landgräfin Amalia zur Zurücknahme ihrer Zusage; mit Mecklenburg allein, das dem gegebenen Worte treu blieb, liefs sich nichts ausrichten. Dennoch glückte es dem unermüdlichen Kurfürsten durch geschickte Verhandlung auf dem westfälischen Friedenskongresse (Okt. 1648) die Gleichstellung aller drei Konfessionen zu stande zu bringen. 'Für solche Gnade', schrieb er an Wittgenstein, 'ist dem grundgütigen Gotte billig zu danken, und höchlich zu wünschen, dafs dadurch unser geliebtes Vaterland deutscher Nation nach so lange ausgestandenen grofsen Pressuren, Drangsalen und Zerrüttungen in beständige Tranquillität, Ruhe und Sicherheit gesetzt werden möge.'

Fast schien es aber, als ob der Kurfürst mit dieser Vorstellung von einem 'geliebten Vaterlande deutscher Nation' noch allein in der Welt stehe. Besafsen doch die Stände seiner weit zerstreuten Ländereien nicht einmal das geringste Gefühl einer staatlichen Zusammengehörigkeit oder gar der Anhänglichkeit an die Person des Herrschers. Im Herzogtum Preufsen stellte der Adel nur halb so viel Soldaten zur Landesverteidigung, die kleineren Landbesitzer sogar nur den neunten Teil, als wozu sie gesetzlich verpflichtet waren, und beide verweigerten 1644 einmütig den Kampf gegen die Schweden unter dem eitlen Vorwande, sie dürften sich nicht gegen Glaubensgenossen (Lutheraner) brauchen lassen. Die Bewilligung der dringend erforderlichen Steuern war von den Ständen weder dort, noch in der Mark zu erlangen und im rheinischen Kleve auch erst, als der Kurfürst die Entlassung aller nicht eingeborenen Beamten und Truppen verfügt hatte (Nov. 1649). Dort drohte man ihm beständig mit Anrufung des Königs von Polen, hier des Kaisers und der Generalstaaten. Es ist nicht zu verwundern, dafs dem heftigen und immer nur für das Ganze arbeitenden Herrn gegenüber so engherzigen und selbstsüchtigen Landesvertretern einmal die beleidigende Anrede entwischte: 'Hundsfötter, unehrliche Leute', die natürlich mühsam gesühnt werden mufste. Wenn er sie zusammenrief, kamen sie nicht, aber ungerufen kamen sie oft zusammen, um heimlich mit den Ausländern zu beraten. Als der Kurfürst 1651 kühn zu den Waffen griff, um

Digitized by Google

von dem katholischen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm in Jülich-Berg die Schonung der 62000 Protestanten zu erzwingen, die er ihnen im April 1647 zugesichert hatte, erbaten sie sich gegen ihn von den Generalstaaten eine Schutzmannschaft und verklagten ihn bei dem Kaiser als Friedensbrecher. Obwohl er sein Heer bereits bis auf 7500 Mann brachte, mufste er schliefslich doch zufrieden sein, dafs der Kaiser im Okt. 1651 auf der Grundlage der früheren Verheifsungen den Pfalzgrafen durch Androhung der Reichsexekution zur Unterzeichnung des Friedens zwang. Wieder hatte er sich überzeugt, dafs er bei den Lutherischen — er hatte den Kurfürsten von Sachsen selbst durch das Angebot von Halberstadt nicht gewinnen können — keine Hilfe, bei den Nachbarn und selbst bei den eigenen Ständen nur Feindschaft zu erwarten habe. Einzig die Pommern scheinen ihm als dem rechtmäfsigen Erben des 1637 verstorbenen Herzogs Bogislaw XIV. von Herzen ergeben gewesen zu sein, allein die Schweden hielten trotz aller Verträge, Versprechungen und 'Handsalben' das Land dauernd besetzt. Erst die Weigerung des Kaisers, ihrem Vertreter auf dem Reichstage zu Regensburg Sitz und Stimme einzuräumen, und das Versprechen des Kurfürsten, mehr als vier Fünftel der pommerschen Landesschulden auf sich zu nehmen, bewog sie zur Räumung der Feste Colberg am 6. Juni 1653 und zur endgiltigen Abtretung Hinterpommerns.

So war es dem staatsklugen Fürsten doch schliefslich geglückt, obwohl er von Feinden umringt, von den eigenen Ständen im Stich gelassen war, ohne einen Schufs gethan zu haben, gegen 500 Geviertmeilen zu gewinnen und dadurch seine Herrschaft um ein Drittel zu vergröfsern. Allein auch dieser aufserordentliche Zuwachs drohte bei nächster Gelegenheit verloren zu gehen und vielleicht das Übrige nach sich zu ziehen, wenn der Kurfürst nicht dauernd freie Hand hatte, um die Mittel des Landes ausgiebig zum Schutze desselben verwenden zu können und dadurch von den Nachbarn gefürchtet, von den Mächtigen Europas geachtet zu werden. Bei dem ewigen Suchen nach Allianzen, bei dem beständigen Anfragen, Anklopfen und Horchen hatte er doch schliefslich keinen reinen Gewinn geerntet; man hielt ihn vielmehr fast für einen unsicheren Kantonisten; und doch war er das längst weniger als irgend ein deutscher Fürst seiner Zeit. Als der schwedisch-polnische Krieg ausbrach und das zerstückelte Land in die äufserste Gefahr geriet, von beiden Kriegführenden zerrissen oder wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben zu werden, da zeigte es sich, dafs der 35jährige Monarch die Lehrjahre hinter sich hatte, dafs er innerlich gereift war, voll Herrscherkraft und voll Selbstbeherrschung, einer von den Wenigen, die aus der Stunde der äufsersten Not eine Stunde der Erhebung zu nie geahnter Höhe zu machen verstehen.

In der That: Friedrich Wilhelm war mehr, als er zu sein schien. Da er offen und fast vertraulich, heiter und witzig in der Unterhaltung war, da er gern, gut und viel von politischen und militärischen Dingen sprach, da sein lebhaftes Temperament leicht von mafsvoller Freundlichkeit zu derber Grobheit übersprang, konnte man ihn wohl für oberflächlich und unbesonnen halten. Gewifs, er brauste leicht auf, wie die meisten Hohenzollern, und mufste sich

Digitized by Google

dann durch einen seiner Räte entschuldigen lassen. Dem anmafsenden Syndikus der kleveschen Ritterschaft, einem Dr. jur., gegenüber sprach er einmal den Wunsch aus: 'Wenn nur die Doctoren, die Hundsfötter, davon wären, und ich mit den ehrlichen Leuten allein zu schaffen hätte, so wollte ich wohl bald zu recht kommen', aber seinen obersten Rechtsgrundsatz sprach er doch schon in dem Verse aus, den der 24jährige als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft auf seinen 'in Gold geschmelzten Gesellschaftspfennig' setzen liefs und der wohl verdiente, besser gereimt zu sein: 'Grofse Herrn thun wohl, sich zu befleifsen, Den Armen als den Reichen Recht zu leisten.' Fast täglich liefs er sich über Rechts- und andere Wissenschaften Vorträge halten, um seine Kenntnis und Einsicht zu erweitern. Seine Ausbildung war zum mindesten sehr ungleich gewesen — Latein sprach er besser als französisch —, aber an Interesse fehlte es ihm nicht, und seine Arbeitskraft war unermüdlich. 'Seine Durchlaucht arbeitet mehr als ein Sekretär,' schrieb der Graf Waldeck an einen Kollegen. Schon deshalb lebte er regelmäfsig und äufserst einfach. Seine einzige Erholung bildete die Jagd, die Unterhaltung oder Karten- und Schachspiel im Familienkreise. Nur bei festlichen Gelegenheiten erschien er prachtvoll gekleidet und trieb kurfürstlichen Luxus in Speise und Trank; ebenso auf Reisen, wo ihn einst 618 Personen mit 768 Pferden begleiteten, aber nur, weil er dies seiner Stellung schuldig zu sein glaubte, nicht etwa, wie die meisten Fürsten seiner Zeit, in blöder Nachahmung Ludwigs XIV. Vielmehr war er wohl der deutscheste Herrscher in ganz Deutschland; er nahm ernstlich Anstofs an kaiserlichen Verordnungen, die zu viele Fremdwörter enthielten, und bemühte sich selbst, sie nach Möglichkeit zu vermeiden. Von seiner Politik sagte er selbst einmal, sie sei 'weder kaiserlich, weder spanisch, weder französisch, weder schwedisch, sondern einzig gut reichisch.' In wahrer Herzensfrömmigkeit begann nnd schlofs er jeden Tag mit Gebet und hielt fest an seinem reformierten Bekenntnis, aber er war duldsam gegen Andersdenkende und hafste die religiöse Verfolgungssucht. Nicht blofs Glaubensgenossen, sondern selbst Socinianer, die aus Polen vertrieben waren, weil sie die Dreieinigkeit leugneten, nahm er in Preufsen auf.

Einen alles leitenden Minister sollte es seit 1651 nicht mehr geben. Konrad von Burgsdorf, der an die Stelle Schwarzenbergs getreten war, erwies sich mit der Zeit als unfähig zur obersten Heeresleitung, Finanzverwaltung und Diplomatie. Überdies erregte seine Schlemmerei und Ausschweifung die Ungunst der Kurfürstin, seine Bestechlichkeit und Begünstigung der landständischen Opposition den Zorn des Kurfürsten. Nach seinem Sturze liefs Friedrich Wilhelm 1652 durch drei 'Geheime Staats- und Kammerräte', Blumenthal, Waldeck und Dr. Tornow den seit 1604 bestehenden Geheimen Rat reorganisieren, folgte aber zumeist der Eingebung seines genialen, ideenreichen, aber gewaltsamen und intriguanten Altersgenossen, des Grafen Georg Friedrich v. Waldeck. Dieser wufste ihn nicht nur von der Untreue des Kaisers und von der Unzuverlässigkeit des in seiner Mehrheit katholischen Kurfürstenkollegiums zu überzeugen, sondern bewog ihn auch zum Anschlufs an die übrigen

Digitized by Google

Fürsten Deutschlands, die jenen gegenüber ihren Einflufs täglich mehr zur Geltung zu bringen suchten, und stellte ihm als letztes Ziel, das allein im Bunde mit Frankreich, Holland und England zu erreichen sei, die Vernichtung der habsburgischen Macht und den Sieg des Protestantismus vor Augen. Auf diesem Wege werde der Kurfürst 'entweder das römische Reich in Flor und Aufnahme bringen oder ein grofs Teil davon vor sich behalten.' So sehr auch derartige hochfliegende Zukunftspläne dem rastlos emporstrebenden Geiste Friedrich Wilhelms gemäfs waren, so fühlte sich dieser doch allzusehr gehemmt durch das Mifstrauen der protestantischen Welfen, durch die Unzuverlässigkeit der antioranischen Generalstaaten und durch die feindselige Gesinnung Schwedens, das den rechtmäfsigen Erben Pommerns durchaus nicht aufkommen lassen wollte; am wenigsten behagte ihm die Aussicht, die Schleppe des Königs von Frankreich zu tragen. Ohne Zweifel war auch die ängstliche Besorgnis seiner treuen Gemahlin von mächtigem Einflufs auf seine Entschlüsse. Durch innige Anteilnahme an allen Regierungsangelegenheiten, durch Gleichheit der religiösen Gesinnung und durch klugen, mafsvollen Rat war sie dem anfangs nur verehrten, später mehr und mehr geliebten Gatten, den sie auf allen Reisen und Märschen begleitete, so weit es irgend ihre Gesundheit zuliefs, allmählich zur unentbehrlichen Stütze geworden. Einst hatte sie selbst den Grafen von Waldeck begünstigt, der zuvor in oranischen Diensten stand und durch seine Gemahlin mit ihr verwandt war, später jedoch sprach sie die schmerzvolle Besorgnis aus, dafs die Vorsehung 'wegen seiner rechtsverachtenden Entwürfe gegen den kaiserlichen und den polnischen Oberherrn ihr noch immer den Thronerben versagte.' Ob durch sie oder durch eigene Überlegung dahin gebracht, gleichviel: im Jahre 1656 übertrug der Kurfürst die höchste Würde im Staate, die eines Oberpräsidenten — die Kanzlerwürde hatte er abgeschafft — dem mafsvollen und frommen Otto von Schwerin, der seit Waldecks Entlassung (1658) fast allein die höchste Gunst besafs. Allein auch er bekannte einem Franzosen gegenüber offen: 'Der Herr Kurfürst befragt uns wohl, aber handelt schliefslich nach seinem Kopfe.' Daneben nahm Friedrich Wilhelm ebensogern Bürgerliche wie Adlige in seinen Geheimen Rat auf, zumal ihre Ausbildung meistens gründlicher gewesen war. 'Man legt in Brandenburg,' hiefs es damals, 'auf die Federn und nicht auf die Ahnen Gewicht, da man es einer Sache nicht ansieht, ob sie mit adligem oder bürgerlichem Geblüt traktiret ist.'

Eben diese vollkommene Freiheit von allen Vorurteilen des Standes und der Zeit war es, die den brandenburgischen Kurfürsten weit über alle mitlebenden Fürsten erhob und zu grofsen Erfolgen führte. Obwohl von Natur schnell aufbrausend, ja zufahrend und von starkem Selbstgefühl, vermochte er sich immer wieder zu beherrschen, nicht nur Gerechtigkeit und Milde zu üben, sondern auch mit bedachtsamer Erwägung und weitschauendem Blick, ja mit wahrhaft fürstlichem Pflichtbewufstsein immer nur das Interesse seines Staates, seines Volkes, ja des deutschen Reiches zu fördern. In diesem Sinne hat er sich auch keinen Augenblick gescheut, die verbrieften Rechte der selbstsüchtigen und beschränkten

Digitized by Google

Landstände mit Füfsen zu treten, wenn es galt, die Mittel zur Ausführung einer zukunftsreichen That zu gewinnen. Am schnellsten einigte er sich mit den Ständen Pommerns, die das schwedische Joch mit Schmerzen empfunden hatten und sich gleich nach der Befreiung (1654) gern bereit fanden, die Macht des deutschen Schutzherrn mit allen Mitteln zu unterstützen. Schwerer schon wurde ihm der Kampf mit den kurmärkischen Ständen. Da er die Deputation derselben nicht dazu bewegen konnte, ihm ein für allemal ein Pauschquantum zu militärischen Zwecken zu bewilligen, weil sie von der Erhöhung seiner Macht durch ein stehendes Heer für ihre Rechte fürchteten, entschlofs er sich 1652 alle landständischen Edelleute und Vertreter der Städte nach Berlin zu berufen. Allein auch bei ihnen fand er kein Gehör für seine Geldforderungen, kein Interesse für den Schutz des Gesamtstaates, nur endlose Klagen und Beschwerden über die Verkümmerung ihrer verbrieften Rechte. Als er sie vergebens siebenmal vertagt hatte, um sie zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, beschlofs er die Verhandlungen mit einer Deputation fortzusetzen. Durch die Landtagsrezesse vom 26. Juli und 5. August 1653 sah er sich zwar genötigt, den adligen Gutsherren volle Befreiung von allen Staats- und Kommunalsteuern, fast unumschränkte Herrschaft und Gerichtsbarkeit über ihre 'Unterthanen', die hörigen Bauern und Bürger, zuzugestehen, aber er erlangte wenigstens die Zusage einer bleibenden Geldbewilligung zur 'Landesdefension' und konnte seitdem diesen dehnbaren Begriff reichlich ausnutzen, um Militärsteuern zu erheben, auch wenn der Adel sie nicht bewilligt hatte, der mit der Zeit immer gefügiger wurde.

Geradezu hochverräterisch benahmen sich die Stände von Kleve und Mark. Da sie mit ihrem Streben nach republikanischer Freiheit von den Generalstaaten im Stich gelassen waren, riet ihnen der reichbegüterte Freiherr von Wilich, der wegen Unbotmäfsigkeit vom Kurfürsten seines Amtes entsetzt war, eine Deputation an den Reichstag in Regensburg zu schicken und im Einverständnis mit dem katholischen Nachbar den Anschlufs an Jülich-Berg zu betreiben. In der That liefs sich der alternde Kaiser, der nach der Wahl seines ältesten Sohnes zum Römischen Könige des Kurfürsten nicht mehr zu bedürfen glaubte, am 16. Okt. 1653 herbei, den aufrührerischen Deputierten durch ein Dekret alle Wünsche zu erfüllen. Allein nun war auch die Geduld des energischen Brandenburgers vollkommen erschöpft. Er erklärte offen jenes Dekret für erschlichen und liefs Wilich als Hochverräter nach Spandau abführen, während die anderen Deputierten sich durch die Flucht retteten. Vergebens drohten die Stände den Gefangenen mit Gewalt zu befreien, vergebens wandten sie sich an den kranken Kaiser, der für die gehoffte Katholisierung von Kleve und Mark schliefslich nichts zu thun vermochte; so fanden sie es endlich doch für geraten, die Freiheit des Hochverräters durch eine hohe Geldsumme zu erkaufen. Als der Kurfürst nun ohne Rücksicht auf ihre Verfassung wie auf seine eigenen Versprechungen aus dem reichen Lande binnen zwei Jahren eine halbe Million Thaler erprefste und an 6000 Soldaten zum schwedisch-polnischen Kriege warb, kam es zwar wiederholentlich zu Versuchen, sich von

Digitized by Google

ihm loszureifsen und mit Holland zu vereinigen, aber endlich fügten sie sich doch dem Zwange, den der strenge Herr durch sein Justizkollegium und seine Amtskammer ausübte, zumal die Holländer sich von der Notwendigkeit überzeugten, dafs am Rhein und an der Ostsee die Vormacht des protestantischen Kurfürsten aufrecht erhalten werde. Später (1661) wurde diesem thatsächlichen Zustande in dem Rheinlande auch die Form einer neuen Verfassung gegeben.

Dafs die Stände des Herzogtums Preufsen, die von jeher gewöhnt waren, für ihre eigensüchtigen Begehren uud ihre steten Beschwerden über den Kurfürsten von Brandenburg bei dem polnischen Oberlehnsherrn ein geneigtes Ohr zu finden, am schwersten zur Unterstützung des Gesamtstaates zu bestimmen waren, lag in der Natur der Sache. Erst mehrere Jahre nach dem schwedisch-polnischen Kriege, der diese fernste Provinz in die schlimmste Mitleidenschaft zog, gelang mühsam ihre volle Bewältigung durch den Landesherrn.

Die Hauptsache blieb doch, dafs der Kurfürst während dieser unablässigen und meistens vergeblichen Bemühungen um Machtgewinnung oder Machterweiterung trotz seiner geringen Mittel mit Eifer bestrebt war, die Wohlfahrt seiner zerstreuten Ländereien nach allen Seiten hin zu fördern, die materielle wie die geistige.

Nicht nur die kostenlose Holzlieferung aus den kurfürstlichen Waldungen zum Neubau der zerstörten Häuser, sondern mehr noch das wachsende Vertrauen auf die Sicherheit hatte die verwaisten Städte wieder mit thätigen Einwohnern angefüllt. Noch während des schrecklichen Krieges (1645) stieg die Zahl der Feuerstellen in Frankfurt von 272 auf 409, in Brandenburg von 65 auf 152, in Treuenbrietzen gar von 30 auf 174 und die Bewohnerzahl der Hauptstadt wenigstens auf 7000. Auch der Landbau hob sich wieder, seitdem den Adligen das bedenkliche Recht gegeben wurde, auf entlaufene Bauern wie auf entsprungene Verbrecher Jagd zu machen und die eingefangenen zur Beackerung des verödeten Landes zu zwingen, oder Söhne von hörigen Bauern, die sonst wohl durch Verzicht auf das väterliche Gut sich der Knechtschaft entziehen durften, mit Gewalt festzuhalten, zumal an vielen Stellen die Dienste dieser Unglücklichen nicht gesetzlich festgestellt, an manchen 'in Notfällen' als 'unbeschränkt' bezeichnet waren. Wohl hört man hin und wieder schon von regelrechten Pachtverträgen, aber im grofsen und ganzen blieb die Lage der Bauern beklagenswert. Besser hatten es noch die fleifsigen und geschickten Niederländer, welche der Kurfürst nach dem Vorgange der deutschen Ordensmeister in grofser Zahl herbeirief, um die Flüsse einzudeichen, die Sümpfe und Brüche anbaufähig zu machen oder den Acker- und Wiesenbau mit Geschick aufzubessern. Noch heute geben die vielen Dorfnamen mit der Endung 'bruch' oder 'holland' davon Kunde. Aber auch Schotten, Lausitzer, Schlesier oder Einwohner von Bremen und Verden, die aus religiöser oder politischer Bedrängnis ihre Heimat verliefsen, fanden bereitwillig Aufnahme, Freiheit und Unterstützung mit Geld oder Saatkorn.

Auch der Handel begann sich langsam zu heben, zunächst wenigstens

Digitized by Google

der Binnenhandel, den der Kurfürst durch Anlegung des Oder-Spreekanals in Brandenburg und des 'Friedrich-Wilhelmsgrabens' (zur Umgehung des Kurischen Haffs) in Ostpreufsen, sowie durch Einfuhrverbote und Schutzzölle förderte. Bald brachten die Zölle am Rhein und an der Elbe mehr Gewinn als jemals zuvor. Wenn aber der unermüdliche Landesvater seinen Schiffern 1647 bei Christian IV. dieselben Sundzollermäfsigungen erwirkte, welche den Niederländern gewährt waren, so hören wir aus der Bestätigungsurkunde Friedrichs III., dafs innerhalb der dreieinhalb Jahre noch kein brandenburgisches Schiff im Sunde gesehen sei. Trotzdem lockte schon damals den hochfliegenden Sinn Friedrich Wilhelms der Gedanke an überseeische Kolonien. Schon 1647 hätte er eine indische Kompagnie gestiftet, wenn im eigenen Lande geldkräftige Unternehmer zu finden gewesen wären. Auch zum Ankauf von Trankebar, für welches er den Preis mit Dänemark bereits vereinbart hatte, war das Geld nicht aufzutreiben.

Handwerk und Gewerbe, die nur der Freiheit und des äufseren Schutzes bedürfen um goldene Frucht zu bringen, hob er durch strenges Verbot harter Beschränkungen von seiten der Zünfte und durch Schutzzölle.

Von unberechenbarem, materiellem und geistigem Vorteil für alle seine weitzerstreuten Unterthanen aber wurde 1649 die Einrichtung einer Staatspost durch den geschickten Kammerrat Matthias. Neben der ganz unzuverlässigen Reichspost gab es zwar schon eine kurfürstliche Botenpost zur sicheren Beförderung der Regierungs- und Hofbriefschaften, die wohl unerlaubterweise bisweilen Privatbriefe beförderte, sonst aber war man mit allen Sendungen einzig auf Gelegenheiten, zumeist auf die sogenannten Metzgerposten angewiesen. Von nun an gingen wöchentlich zweimal Postwagen von Kleve bis Berlin in sechs, von dort bis Königsberg in vier Tagen, deren sich jedermann zum brieflichen und persönlichen Verkehr bedienen durfte. Allen Schwierigkeiten zum Trotz, die Polen, Sachsen und vor allem das Haus Taxis in den Weg legten, erstanden bald kurfürstliche Posthäuser auch in Hamburg, Bremen, Leipzig und Danzig, so dafs es später deren 70 gab, die Personen und Briefe auf 16 grofsen Postkursen, im ganzen 400 deutsche Meilen weit mit einer Schnelligkeit beförderten, die den erstaunten Zeitgenossen die Bezeichnung 'die fliegende Post' abgewann. Anfangs erforderte sie wohl einen Staatszuschufs von 6000 Thalern, brachte aber im Todesjahre des grofsen Kurfürsten bereits über 40000 Thaler Reingewinn, was weder erwartet noch beabsichtigt war.

Mit unermüdlichem Eifer und mit einem Sinne, der weit über alle Vorurteile und allen Aberglauben der Zeit erhaben war, strebte Friedrich Wilhelm auch der Gerechtigkeit zur Herrschaft zu verhelfen und überall den inneren Frieden herzustellen. Selbst im Heere wurde die Herausforderung zu einem Zweikampf ebenso wie die Vergewaltigung eines Weibes mit dem Tode bestraft, obwohl beide Vergehen im übrigen Europa der mildesten Beurteilung begegneten. Auch das dürfte heute wunderbar erscheinen, dafs er die Urteilssprüche der Kriegsgerichte, wenn sie Ehre oder Leben betrafen, vor der Vollstreckung vom Zivilrichter prüfen liefs. Übrigens waren seine Klagen über die

Digitized by Google

langsame, mangelhafte und kostspielige Rechtsprechung des Kammergerichts von so geringem Erfolge, dafs er dem Geheimen Rate in vielen Fällen eine Berufungsgerichtsbarkeit einräumte, obwohl er sonst durchaus die Unabhängigkeit des Rechtsverfahrens von jeder Verwaltungsbehörde für richtig und nötig erklärte. Fast machtlos war sein Streben nach dieser Richtung in Preufsen, wo seit 1609 die beiden höchsten Gerichtshöfe, das Hofgericht und der Pairshof, ausschliefslich im Interesse des Adels gegen die anderen Stände und den Landesherrn ihre Urteile sprachen, zumal jener die Berufung an den Körig von Polen frei hatte und bei diesem erfahrungsgemäfs Unterstützung fand. Hier konnte nur die Erlangung der Souveränität Hilfe schaffen.

Am weitesten erhaben über sein Zeitalter, ja fast über jedes, erscheint Friedrich Wilhelm in allen religiösen Angelegenheiten. Obwohl selbst ein überzeugter evangelischer Christ, dem religiöse Gleichgiltigkeit oder gar Verspottung im tiefsten Herzen zuwider war, oder — richtiger wohl — weil er ein solcher war, hafste er jeden Gewissenszwang. Schon 1645 lehnte er auf das bestimmteste das jus reformandi für seine Person ab, er meinte auch den Päpstlichen christliche Liebe nicht verweigern zu dürfen. Obwohl er auf das entschiedenste jedem Versuch des römischen Klerus, sich der landesherrlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen, die Zahl der Geistlichen übermäfsig zu vermehren oder gar die Jesuiten anzusiedeln, energisch Widerstand leistete, so schützte er ihre Rechte auf das gewissenhafteste. Er liefs im Kleveschen sogar Mönche in ihren Ordenstrachten einhergehen, in Halberstadt eine Synagoge aufbauen, was sonst in evangelischen Staaten nirgend gestattet war. Es war sicher nicht seinem Sinne gemäfs, wenn er jenen, wie den 'Arianern, Photinianern, Weigelianern, Wiedertäufern und Ministen' auf dringendes Verlangen der Stände die Abhaltung von Gottesdiensten verbot. Sein höchstes Streben richtete sich zunächst auf eine dogmatische und formale Einigung aller Evangelischen. Schon 1641 hatte er in diesem Sinne ein Religionsgespräch in Königsberg abhalten lassen und beschickte 1645 ein zweites in Thorn, welches nach dem Willen des Königs Wladislaw IV. sogar alle christlichen Konfessionen, auch die katholischen, vereinigen sollte, aber die Kluft nur erweiterte, die sie von einander trennte. Nicht nur bei den evangelischen Fürsten Deutschlands, auch bei Cromwell in England und bei Christine in Schweden hat er angeklopft, aber — man verstand ihn nicht.

Nach Möglichkeit förderte er Schulen und Universitäten. Die völlig zerstörte Joachimsthaler Gelehrtenschule nahm er 1655 zunächst in sein Berliner Schlofs auf und verhalf ihr zu reichlichem Einkommen, und das Gymnasium zum Grauen Kloster, ebenfalls von ihm unterstützt, zählte 1656 bereits über 400 Schüler, die nicht nur in Latein und Religion, sondern auch in Philosophie und Griechisch unterrichtet wurden. Den niederen Knabenschulen — die erste Mädchenschule wurde in Berlin erst 1670 eröffnet — fehlte es meistens an Lehrern und Schülern: die grofse Masse des Volks blieb nach wie vor in Aberglauben und Unwissenheit versunken. Auch die Universität Frankfurt stieg bald nach seiner Thronbesteigung durch Berufung geistvoller Lehrer von

Digitized by Google

86 Immatrikulationen im Jahre 1640 auf 341 im J. 1645. Der allberühmten Albertina in Königsberg hatte es wohl nie an Schülern gefehlt, da auch der polnische Adel mit Vorliebe seine Söhne dahin schickte; um so eifriger war der Kurfürst darauf bedacht, trotz der entgegengesetzten Neigung der Landstände und zum Teil auch der Geistlichen, wissenschaftlich tüchtige und zugleich duldsame Theologen anzustellen, hier wie in Frankfurt die Anhänger neuerer Philosophen gegen fanatische Aristotelesverehrer in Schutz zu nehmen. In demselben Sinne gründete er 1655 eine Hochschule in Duisburg, damit man von Kleve oder von Minden aus seine Söhne nicht etwa in das Düsseldorfer Jesuitenkolleg oder auf die veraltete Kölner Hochschule schicke. Um auch einen gebildeten Offizierstand zu schaffen, errichtete er 1653 zu Colberg eine 'Ritterakademie', auf welcher 60 Zöglinge nicht nur in allen militärischen Fertigkeiten und Kenntnissen, sondern auch in Mathematik, Musik und Französisch unterrichtet wurden. Endlich eröffnete er seine reiche und fortdauernd vermehrte Bibliothek, seine Kunst- und Naturaliensammlungen, seit 1659 auch sein chemisches Laboratorium der allgemeinen Benutzung, verwandelte den sumpfigen Platz vor dem Schlosse in einen 'Lustgarten' und ließs 1647 im sogenannten Friedrichswerder eine Allee von Linden- und Nußbäumen anpflanzen. Sogar ein Hofmaler und ein Hofbildhauer, in der allgemeinen Not nur dürftig bezahlt, sorgten dafür, daß auch die Künste in den Prunkzimmern einiger Schlösser eine bescheidene Stelle fanden.

Dabei drang Friedrich Wilhelm überall, in der Bürgerschaft und selbst in dem bunt zusammengewürfelten Militär, auf strenge Sittlichkeit. Zügellose Weiber wurden im Lager nicht geduldet, Schwören und Fluchen mit schweren Strafen geahndet, Offiziere und Soldaten täglich zweimal zur Andacht versammelt. Daß in Berlin unter seiner Regierung auf 100 Geburten durchschnittlich nur zwei uneheliche kamen, klingt, wie Philippson mit Recht bemerkt, fast wie ein Märchen.

Nach solchen Erfolgen, nach einer so bedeutungs- und mühevollen Lehrzeit war der Große Kurfürst in ganz anderem Grade gerüstet und befähigt, die Mittel seines kleinen Staates, wenn der Augenblick ihn rief, in die Wagschale der Weltgeschichte zu werfen, als 15 Jahre zuvor.

Alle Hindernisse, welche die Stände ihm bei der Ordnung der scheinbar hoffnungslosen Finanzwirren in den Weg legten, weil sie fürchteten, er werde sonst wenig nach ihnen fragen, hatte er glücklich zu umgehen oder zu überwinden vermocht. Seitdem das gesamte Finanzwesen erst (1651) einer besonderen Kommission und dann (1655) der geschickten Hand des Kammerpräsidenten von Canstein übergeben war, kam Energie und Einheit in die Verwaltung, so daß der Kurfürst allmählich die Mittel gewann, sein Heer, dessen Verwaltung er einem General-Kriegskommissariat, dessen Führung er dem Generalfeldmarschall von Sparr übergab, auf die nötige Größe zu bringen. Scheiterten auch alle Versuche zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, und mußte er thatsächlich immer wieder zu der kostspieligeren Werbung seine Zuflucht nehmen, so bestand doch bald die große Mehrzahl der Truppen aus

Digitized by Google

Landeskindern, da den Ausländern die Werbung nicht gestattet wurde. Nur die Offiziere waren, da in der Ritterakademie zu Colberg nicht mehr als 60 ausgebildet werden konnten, Glücksritter aus aller Herren Ländern, die meisten aus Frankreich, die Ingenieure aus Holland. Noch galt als Hauptwaffe die schwere Reiterei der Kürassiere, die an Zahl die schwerfällige Infanterie der Pikeniere und Musketiere überwog; dazu kam die beweglichere Truppe der Dragoner, die zum Gefecht von den Pferden sprangen, um zu Fufs zu kämpfen, und die erst von Friedrich Wilhelm aus berittenen Jägerburschen gebildete leichte Reiterei.

Auch mit dem Gedanken an Gründung einer eigenen Kriegsflotte hat sich des Kurfürsten weit voraussehender Geist schon lange vor der Ausführung (1682) getragen. Der leidenschaftliche und ehrgeizige Arnold Gysels van Lier, ehemals Gouverneur der holländisch-ostindischen Kompagnie, dann Admiral der Generalstaaten, seit 1647 in brandenburgischen Diensten, ermahnte sofort zur Gründung einer ostindischen Kompagnie, zum Ankauf des dänischen Trankebar in Ostindien, endlich 1658 (während des Krieges) zur Gewinnung des dänischen Glückstadt, damit der Kurfürst die Elbmündung beherrsche und im Besitze der hinterpommerschen und preufsischen Ostseehäfen als 'Generaladmiral des Reiches' unter einer einheitlichen Flagge dem deutschen Handel seinen alten Glanz und seinen berechtigten Anteil an den unermefslichen Schätzen Indiens verschaffen könne. Allein stets fehlte es noch am nötigen Gelde und vor allem auch an der Zustimmung der Niederländer, die einen Nebenbuhler auf der Ostsee nicht geneigt waren aufkommen zu lassen.

Immerhin war Brandenburg-Preufsen zu einer Macht herangereift, welche sich fähig zeigte, neben und vor dem veralteten römischen Reiche deutscher Nation eine weltgeschichtlich bedeutende Rolle zu spielen, wenn die Stunde kam, die es auf den Schauplatz rief. Dafs ihm beim Beginn des ersten Nordischen Krieges nur die Wahl blieb unterzugehen oder höher aufzusteigen, lehrte die Karte.

Es giebt kaum einen unerquicklicheren Handel in der Weltgeschichte, als diesen Krieg, den Philippson in sieben Kapiteln auf 182 Seiten behandelt und der bekanntlich in einen schwedisch-polnischen und zwei dänische Kriege zerfällt. Nicht das Bewufstsein der Stärke, noch weniger ideale politische und religiöse Ziele, wie einst unter Gustav Adolf, haben Schweden zum Kampfe gereizt, sondern das Bewufstsein der Armut und inneren Schwäche und die Hoffnung, einen noch elenderen Staat zu besiegen und zu beerben. Seine Einkünfte betrugen noch nicht vier Millionen Thaler, seine Einwohnerzahl 1200000 auf der Halbinsel und etwas mehr in den überseeischen deutschen Provinzen; aber sein König, der 33jährige Karl Gustav besafs trotz seiner unnatürlichen Korpulenz einen glühenden Ehrgeiz und 'blitzähnliche Schnelligkeit' in allen Entschlüssen und Thaten, dazu ein zum Teil noch krieggeübtes Heer von 50000 Mann. Warum sollte es ihm nicht glücken, das Werk des grofsen Ahnherrn noch zu übertrumpfen, indem er Polen, Preufsen, Brandenburg vom Strande der Ostsee verdrängte, vielleicht gar Dänemark eroberte und die skandinavische Union

Digitized by Google

herstellte? Johann Kasimir von Polen, der sich immer noch König von Schweden nannte, war zur Zeit von den Kosaken, Tataren und Russen bedrängt, mehr noch von dem eigensüchtigen und kurzsichtigen Adel, der gerade damals (1652) das liberum veto zum Gesetz erhoben hatte und die Reichstage sprengte, welche in der allgemeinen Not Hilfe bringen sollten; stand doch der Kron-Grofsfeldherr Georg Lubomirski selbst an der Spitze einer Partei, die nach Abschaffung des Königtums und Herstellung einer unbeschränkten Magnatenherrschaft strebte.

So war vorauszusehen, dafs Schweden wohl einen schnellen Sieg erringen, aber dauernden und wertvollen Gewinn allein auf Kosten des Kurfürsten ernten könne. Das mühsam gerettete Hinterpommern und das gar zu ferne Preufsen trennte die streitenden Fremdlinge, die ihm beide verhafst waren. Noch dazu knüpfte ihn an den durch Abstammung, Religion und Denkart ihm ferner stehenden Polenkönig die harte Fessel des Lehnsverhältnisses, das aus den dunkelsten Zeiten des Mittelalters stammte, als der einst so blühende und mächtige deutsche Orden hilflos und verkommen war. Nur dies unnatürliche Band nötigte ihn, zu unterliegen und durch Abtretungen dem unfähigen Oberlehnsherrn den Frieden zu erkaufen, wenn es ihm nicht gelang, durch Verhandlungen den Krieg abzuwehren oder — durch glänzende Siegesthaten sich Unabhängigkeit und Ländergewinn zu erstreiten. Nicht Wille und Vorsatz drängten ihn auf den letzteren Weg, sondern die Verhältnisse selbst, aber — er liefs sich drängen.

Als seine Abmahnungen bei Karl X. kein Gehör fanden, dieser ihm vielmehr für die Auslieferung der Häfen Pillau und Memel reichlichen Ersatz in Polen bot, wies er ihn entschieden ab, suchte den König Johann Kasimir, der an keine Gefahr glauben wollte, zu energischen Rüstungen zu bewegen und versprach ihm für diesen Fall kräftige Beihilfe. Vergebens wandte er sich an Cromwell, als an den mächtigsten protestantischen Herrscher. Der aber wollte von ihm nichts wissen, weil der Kurfürst einst auf Reichshilfe für Karl II. gedrungen hatte, und weil er hoffte, sich mit Karl X. zur Bekämpfung des Katholizismus in Europa zu verbünden. Vergebens unterhandelte er mit Mazarin. Der allmächtige Minister schmeichelte ihm mit dem lange bestrittenen Titel 'Kurfürstliche Durchlaucht', der junge König nannte ihn 'mein Bruder' und sprach die Hoffnung aus, von ihm ein Hilfskorps gegen Spanien zu erhalten, aber Versprechungen gab man nicht. Frankreich war mit Schweden so gut wie mit Polen verbündet, versprach nur für den Frieden zu wirken und wünschte alle drei Mächte zum Kampfe gegen Habsburg umzustimmen. Endlich, als der Schwedenkönig schon in Posen stand, liefsen sich die Generalstaaten, deren Ostseefahrer mehr Lasten (720000) trugen, als die aller anderen Nationen zusammengenommen, zu dem Versprechen bewegen, dem Kurfürsten 4000 Mann und 192000 Thlr. jährlich zu gewähren, wenn seine Ostseehäfen angegriffen würden. Aber jene Hilfstruppen blieben an der Grenze des schwedischen Bremen stehen, und gegenseitiges Mifstrauen hemmte jede energische, gemeinsame Thätigkeit. Selbst die Unterhandlungen mit den Ständen Westpreufsens

Digitized by Google

verliefen fruchtlos. Nicht nur die Katholischen, sondern sogar die Protestanten wollten lieber zu Schweden gehören, dessen König im Okt. 1655 in Warschau eingezogen war, als zu Brandenburg. Nicht mit Unrecht nahmen sie an, dafs der Kurfürst ihr Land behalten wolle, vor allem aber scheuten sie die Kosten und die Kriegszurüstung. Kaiser Ferdinand III. endlich, den Friedrich Wilhelm zuletzt anrief, zeigte sich ganz 'perplex' und wenig geneigt, sich einzumischen.

So blieb dem Kurfürsten, der sich als Lehnsmann Polens dem schwedischen Könige unmöglich gewachsen fühlte, nichts übrig, als den Gedanken aufzunehmen, den der verwegenste und abenteuerlichste unter seinen Ratgebern, Graf Waldeck, schon beim Beginne des Kriegs ausgesprochen hatte: zunächst mit allen Mitteln ein Heer von 8000 Fufsgängern und 4000 Reitern aufzustellen, an Stelle der Lehnstreue die 'Staatsraison' ins Auge zu fassen und die Gelegenheit zur Erlangung der Souveränität im Herzogtum Preufsen zu benutzen. Von nun an galt es allein, möglichst gute Bedingungen zu erhalten, gleichviel, von wem. Als Johann Kasimir, von der Geistlichkeit und dem Papste reichlich unterstützt, die schwedischen Ketzer zu Ende des Jahres 1655 zwar aus Warschau wieder verjagt hatte, die Schweden nun aber Preufsen verheerten und wenige Meilen von Königsberg standen, schlofs Friedrich Wilhelm mit diesen am 17. Jan. 1656 den Vertrag, durch welchen er nicht nur Preufsen, sondern auch das bisher polnische Ermland von Schweden zu Lehen nahm, aber ohne Lehnsabgaben und ohne Appellationsrecht an den schwedischen König, mit der einzigen Verpflichtung, ihm 1500 Mann Hilfstruppen zu schicken. Bei einer Zusammenkunft in Bartenstein küfsten sich die beiden Fürsten und machten Brüderschaft, allein der kaiserliche Diplomat, der schlaue Lisola, sprach es schon damals aus, das Bündnis habe keine Zukunft, der Kurfürst strebe nach Unabhängigkeit. Einstweilen aber folgte dieser noch einmal, es war das letzte Mal, dem Rate Waldecks und schlofs am 25. Juni mit dem Schwedenkönige zu Marienburg für das Versprechen, eine 'Kommunikationslinie' zwischen der Neumark und Preufsen zu erhalten, sogar ein Offensivbündnis zum Kampfe gegen Polen. Man kann zweifeln, ob Friedrich Wilhelm nicht besser gethan hätte, sich schon jetzt auf die Seite Polens zu stellen, aber unzweifelhaft ist jene dreitägige Schlacht bei Warschau, am 28.—30. Juli 1656, in welcher vor allem durch die Tüchtigkeit und gute Anführung der 8500 Brandenburger der Sieg über die vierfache polnische Armee errungen wurde, als der unvergefsliche Anfang des preufsischen Kriegsruhmes zu betrachten. Unermefslich wuchs, wie die Feindschaft, so die Bundesgenossenschaft des Kurfürsten seit diesem Erfolge an Bedeutung. Als die Polen gleich darauf durch Lisolas Vermittelung Frieden mit Rufsland machten und Karl X. von Dänemark bedroht wurde, erhielt er am 20. Nov. 1656 im Vertrage von Labiau für die Erneuerung des Marienburger Bündnisses von Schweden die volle Souveränität im Herzogtum Preufsen. Das war es, wonach er vor allem gestrebt hatte; dennoch hatte er mehr gehofft und gab die Schuld dem schwedisch-gesinnten Grafen Waldeck, der zunächst seine Gunst verlor und später in schwedische Dienste übertrat. Andererseits traute Karl X. dem souveränen Bundesgenossen selbst nicht mehr.

Digitized by Google

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Labiauer Vertrages sprach er es dem französischen Gesandten gegenüber aus: 'Dieser Kurfürst ist zu mächtig, man mufs seinem Ehrgeize, dessen Gröfse niemand so gut kennt, wie ich, Schranken setzen. Man mufs sich den Plänen eines Fürsten widersetzen, der sich einst furchtbar machen wird, wenn man nicht vor ihm auf der Hut ist.' Er beeiferte sich, jedenfalls den tollkühnen Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen zum Bundesgenossen zu gewinnen, damit dieser Österreich im Schach halte, und zeigte nicht üble Lust, ihm und dem Kurfürsten die ganze Last des polnischen Krieges aufzubürden, um sich gegen Dänemark zu wenden, das im Mai 1657 offen den Krieg erklärte. 'Ich mufs jedenfalls aus diesem polnischen Wesen heraus', hat man ihn sagen gehört. Als nun auch Österreich unter dem jungen Erzherzog Leopold (dem späteren Kaiser) von dem schlauen Lisola für sofortige Unterstützung Polens gewonnen war, als sich 60000 Russen gegen Preufsen in Bewegung setzten, verlangte Friedrich Wilhelm von Karl X., der ihm jetzt sogar Schlesien in Aussicht stellte, entweder das ihm vertragsmäfsig zugesagte schwedische Hilfskorps oder die Erlaubnis, mit Polen einen Separatfrieden zu machen. Notgedrungen gab der König diese unter der Bedingung, dafs nichts verabredet werde, was Schweden nachteilig sei und ihrer Freundschaft Eintrag thue und verliefs Thorn (Juli 1657) mit der Drohung: 'Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.' Gewifs, der Kurfürst war wider ihn. Wie er die frühere Notlage benutzt hatte, um sich von dem unfähigen Polen loszumachen, so war ihm die jetzige willkommen, um sich durch einen Bund mit Dänemark, Polen und Österreich thatsächlich von jeder Abhängigkeit frei zu machen. Der letzte wirklich einflufsreiche Minister, dessen Rat schon seit Jahresfrist nicht mehr gehört war, machte diesen Wechsel nicht mehr mit: er trat unbedenklich zum Feinde über (Mai 1658); seitdem hat niemand mehr mafsgebenden Einflufs gehabt, der Kurfürst wurde sein eigener Minister, wie drei Jahre später Ludwig XIV. von Frankreich. Nicht, dafs er sich sofort von Schweden losgemacht hätte: während der kaiserliche Gesandte Lisola und zwei Gesandte des polnischen Königs schon in Königsberg mit ihm verhandelten, erschien daselbst auch ein schwedischer und machte zum Teil überschwängliche Versprechungen, es folgte sogar noch ein letzter Sieg der Brandenburger und Schweden über die Polen bei der Dirschauer Brücke; allein die kecke Selbstsucht der schwedischen Heerführer, die jedes Verdienst sich allein zuschrieben und ihren Mannschaften im Lande des Verbündeten jede Willkür und Roheit gestatteten, erbitterte im höchsten Mafse das brandenburgische Heer. Selbst die französischen Diplomaten sahen darin einen berechtigten Grund zum Parteiwechsel. Als die schwedische Besatzung von den Österreichern aus Krakau vertrieben war, kam es durch das diplomatische Geschick Lisolas am 19. Sept. 1657 zum Vertrage von Wehlau. An die Stelle des Lehnsverhältnisses trat ein 'ewiges Bündnis' zwischen Brandenburg und Polen. Preufsen erhielt Friedrich Wilhelm als souveränes Herzogtum und verzichtete dafür auf alle Ansprüche und Eroberungen in Polen; doch verhiefs ihm ein zweites Aktenstück für den Kampf gegen Schweden mit mindestens 6000 Mann eine noch

Digitized by Google

zu vereinbarende Gebietserweiterung. Auf einer achttägigen Zusammenkunft zu Bromberg (Ende Okt. 1657) nahm das gegenseitige Verhältnis zwischen dem ehemaligen Oberlehnsherrn und dem abtrünnigen Vasallen besonders durch die Vermittelung der klugen und energischen Königin Luise Maria aus dem Hause Gonzaga, die ihren Gemahl leitete, wie 'der kleine Äthiopier seinen Elefanten', einen durchaus herzlichen Charakter an. Zum Ersatz für Ermland, das Friedrich Wilhelm dem katholischen Bischof zurückgab, erhielt er die reiche Handelsstadt Elbing, bis die Republik sie für 400000 Thlr. zurückkaufen könnte und für weitere Hilfe die Starosteien Lauenburg und Bütow in Westpreufsen.

Der Kurfürst war auf einer ungeahnten Höhe der Machtstellung angelangt. Als unabhängiger Fürst war er in die Reihe der Kriegführenden getreten, und zu Ende des Jahres 1657 erschienen zum erstenmale in seiner Residenz, in Berlin, die Vertreter Frankreichs, Schwedens, Österreichs (Lisola und Montecuccoli), Polens und Dänemarks, um mit ihm über den Frieden oder den Krieg zu beraten. Als nach mühsamem Hin- und Herzerren der verschiedenen Pläne und selbstsüchtigen Wünsche der Krieg gegen Schweden beschlossen wurde, dessen Vertreter drohend den Kongrefs verlassen und doch gleich wieder in Neubrandenburg mit Schwerin über einen zweiten Friedenskongrefs beraten hatte, und am 9. Febr. 1658 schon ein Bund zwischen Brandenburg und Österreich vereinbart war, brachte die Nachricht von Karls X. kühnem Marsch über die beiden Belte und dem Frieden zu Roeskilde (27. Febr.) wieder alles ins Schwanken. Der Sieger begann mit Polen über den Frieden zu verhandeln und schmeichelte Österreich, um Brandenburg zu isolieren und zu vernichten. Gleichzeitig betrieb Mazarin in Frankfurt die Wahl seines Königs zum römischen Kaiser und stiftete den Rheinbund. Allein Friedrich Wilhelm wies den englischen General, durch den ihn Cromwell zum Anschlufs an Schweden mahnte, mit Entschiedenheit zurück und setzte die Wahl Leopolds durch, der dafür am 15. Juli 1658 versprach, seine gesamte Macht gegen Schweden ins Feld zu führen. Die Genossen des Rheinbundes freilich unterzeichneten vier Wochen später einen Vertrag mit Frankreich zur Verteidigung des Westfälischen Friedens, also der schwedischen Vorherrschaft in Deutschland. So schien es, als ob die schauerliche Wunde wieder aufgerissen werde, die sich mühsam vor zehn Jahren geschlossen hatte. Da verkehrte plötzlich ein unerhörter Zwischenfall die ganze Sachlage und brachte die Welt dem Frieden näher, als es jemand erwarten konnte.

Wie vom Cäsarenwahnsinn ergriffen, ohne sich um seine Bundesgenossen, um Frankreich und England zu kümmern, mit einer Treulosigkeit, die selbst in diesem Jahrhundert nicht ihresgleichen hatte, entliefs Karl X. den dänischen Gesandten Gabel mit allen Versicherungen der Freundschaft und Zuneigung für seinen König Friedrich III. und stach unmittelbar darauf am 15. August 1658 mit 8000 Mann in See, um Kopenhagen zu überfallen und zu zerstören. Allein, während die Bevölkerung der Hauptstadt mit äufserster Anstrengung Widerstand leistete, rief Friedrich Wilhelm nicht nur durch eine vielgedruckte

Digitized by Google

und -gelesene Flugschrift ('An den ehrlichen Deutschen') den Vaterlandssinn der Deutschen auf, sondern stellte sich selbst an die Spitze eines Bundesheeres, das aus Kaiserlichen, Polen und zumeist aus Brandenburgern bestand, deren Haltung und Kriegstüchtigkeit schon damals Staunen erregte. Noch im September fegte er die 4000 schwedischen Besatzungstruppen aus Jütland hinweg, und nun schwangen sich auch die saumseligen Niederländer, überdies von der Furcht vor Cromwell durch dessen Tod befreit, zur thätigen Mitwirkung auf. In heifsem Ringkampf mit der schwedischen Flotte machte die niederländisch-dänische am 8. Nov. den Sund frei. Wenige Wochen später (14. Dec.) liefs der Kurfürst bei Nacht die Schweden aus Alsen vertreiben und fafste schon den kühnen Plan, durch ein Landungsheer auf Seeland den Schwedenkönig im Rücken anzugreifen, als wieder eine unerwartete Wendung eintrat. Mazarin, der spanischen Kriegsnot ledig, schickte Karl X. reichliche Geldunterstützung, und England liefs seine Flotte (April 1659) im Sund ankern. Nun aber zeigte es sich erst recht, dafs aufser dem unersättlichen und abenteuerdurstigen Schwedenkönige alle anderen sieben Mächte nach Frieden verlangten, nur dafs die drei westlichen zur Schwächung Habsburgs und zur Stärkung des Protestantismus für Schwedens Besitzstand in Deutschland eintraten, während Dänemark, Österreich, Brandenburg und Polen es bei dieser Gelegenheit möglichst von der deutschen Seeküste abdrängen wollten. Nachdem die Westmächte auf drei Haager Konzerten (Mai, Juli und August 1659) schon die Forderungen Karls X. an Dänemark mühsam herabgemindert hatten, kam es noch zu einem grofsen Siege der Niederländer, Brandenburger, Österreicher und Dänen (24. Nov. 1659) bei Nyborg, der Fünen von den Schweden befreite, während der brandenburgische Statthalter in Preufsen, Fürst Radziwill, ihre Besatzungen aus Kurland und einem grofsen Teile Westpreufsens verjagte. Schon unterhandelten schwedische und dänische Botschafter im Sinne der Haager Konzerte in Kopenhagen über den Frieden, schon versammelten sich die Vertreter Schwedens, Polens, Brandenburgs und des Kaisers (Jan. 1660) in der Zisterzienserabtei Oliva bei Danzig zur Beratung, als Karl X. mitten unter erneuten Rüstungen gegen Österreich und Brandenburg am 22. Febr. 1660 aus dem Leben schied, gerade in demselben Alter wie sein weit gröfserer Oheim. Aber während Gustav Adolfs Tod von Millionen Protestanten beklagt wurde, erschien der seinige bei Freund und Feind als eine Erlösung von allem Übel. Dennoch wäre der endgiltige Frieden von Oliva (3. Mai 1660) nicht zu stande gekommen, wenn Friedrich Wilhelm, der zur Zeit allein am Kaiser Leopold einen redlichen Bundesgenossen fand, nicht auf seine weitgehenden Ansprüche Schritt für Schritt verzichtet hätte. Wiederholentlich hatte er während des wechselvollen Krieges schon das hohe Ziel vor Augen gesehen, die Mündungen der grofsen Ströme Norddeutschlands von der Fremdherrschaft zu befreien, allein seine Hoffnung war stets vereitelt worden. Als er auf dem Wege nach Jütland mit leichter Mühe hätte die Weser- und Elbmündung den Schweden entreifsen können, stiefs er auf einen Grenzcordon, den die Rheinbündler auf Befehl Frankreichs bildeten, und die Odermündungen zu gewinnen, die ihm

Digitized by Google

mehr wert schienen als Minden, Magdeburg und Halberstadt, hinderten ihn mehr die Bundesgenossen als die Feinde. Er mufste sich zufrieden geben, die wenigen Ostseehäfen, Colberg, Pillau und Memel, deren Besitz während des Kriegs im höchsten Grade gefährdet war, fest in den Händen behalten und auf dem Friedenskongrefs zu Oliva die Anerkennung seiner souveränen Herrschaft in Preufsen durch den Kaiser und die Grofsmächte erlangt zu haben. Wohl hätte er mehr erreichen können, wenn es ihm geglückt wäre, nach dem Vorgange Gustav Adolfs alle protestantischen Fürsten zu einem grofsen und starken Bunde zu vereinigen, zumal er selbst von deutschester und frömmster Gesinnung, wenn auch frei von jeder konfessionellen Beschränktheit war.

Immerhin hatte er Brandenburg-Preufsen während seiner ersten zwanzig Regierungsjahre zu einer unerhörten Machtstellung erhoben. Wenn auch dem XVII. Jahrhundert der Begriff einer Grofsmacht eigentlich noch fremd war, und dem Kurfürstentum wie dem Herzogtum die sichere Grundlage einer solchen durchaus mangelte, so waren doch die 'Ziele einer Grofsmacht' in seinem Geiste und seinem Willen stets lebendig, und sein 'ehernes Pflichtbewufstsein' gab ihm die Kraft, das Ungestüm seines Hohenzollerntemperamentes zu zügeln, abzuwarten, anzubauen und die Ernte vorzubereiten.

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN.

DIE WEIMARER LUTHERAUSGABE.

Unser evangelisches deutsches Volk fühlt sich praktisch und wissenschaftlich immer wieder zu seinem Luther hingezogen. Das beweist auch die beträchtliche Zahl der Gesamtausgaben der Werke des Reformators, die es veranstaltete. Fast jedes Jahrhundert seit der Reformation weist deren zwei auf. Noch unter Luthers Augen begannen Kaspar Kreuziger, Georg Rörer und Georg Spalatin eine Sammlung seiner deutschen und lateinischen Schriften herauszugeben (Wittenberg 1539—1558). Es lag in der ganzen Richtung der Jenaer Universität, dieser Wittenberger Ausgabe eine eigene entgegenzustellen (Jena 1555—1558). Johann Aurifaber fügte derselben zwei Ergänzungsbände hinzu (Eisleben 1564—1565). Das nächste Jahrhundert brachte die Altenburger (1661—1664), das XVIII. Jahrhundert die Leipziger (1729—1740) und die Hallesche (1740—1753), dieses Jahrhundert die sogenannte Erlanger Ausgabe (seit 1826).

Ohne Zweifel mufste die Erlanger Ausgabe als die beste aller bisherigen bezeichnet werden. Sie wird auch schon deshalb weiterer Benutzung sicher sein, weil über ein halbes Jahrhundert danach citiert worden ist.

Als eine 'kritische Ausgabe' der Werke Luthers konnte freilich auch die 'Erlanger' nicht bezeichnet werden. Es fehlten die bibliographischen Vorarbeiten, die Sammlung der vorhandenen Drucke, die Erforschung des Erstdruckes, die Untersuchung des Verhältnisses der Einzeldrucke zu einander. Es fehlte die Verwertung der vorhandenen Originalhandschriften Luthers. Zudem war im Laufe der Jahre mancherlei neues Material entdeckt, das der wissenschaftlichen Verwertung harrte. So sprach schon Dr. K. F. Th. Schneider (D. Martin Luthers Kleiner Katechismus S. LXVI f.) es als 'hinreichend anerkannt' aus, dafs eine kritische Gesamtausgabe der Werke Luthers noch nicht vorhanden, aber zu erstreben sei. Und wenige Jahre vor dem Lutherjubiläum (1883) bekundete die Akademie der Wissenschaften zu Berlin dieselbe Erkenntnis, indem sie die Preisaufgabe stellte: 'Nach welchen Grundsätzen würde eine neue kritische Textausgabe der ältesten, etwa bis 1521 erschienenen deutschen Schriften Luthers herzustellen sein?'

Damals hatte bereits D. J. K. F. Knaake, bekannt durch eine Reihe sorgfältiger Arbeiten auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte, den Plan einer kritischen Gesamtausgabe erwogen, seine Durchführung ins Auge gefafst und seit Jahren unter beträchtlichen Opfern einschlägige alte Drucke angekauft. Noch im Jahre des Lutherjubiläums selbst erschien von seiner Hand bearbeitet der erste Band der 'Kritischen Gesamtausgabe' der Werke Luthers. 'Im Hinblicke auf das bevorstehende Lutherjubiläum', schreibt er im Vorworte (S. XVI), 'ermuntert und beraten von Herrn Konsistorialrat Prof. Dr. Köstlin in Halle, wandte ich mich unter dem 8. August 1880 an das Kgl. preufsische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten mit dem Gesuche um Unterstützung meines Unternehmens. Nur mit innigem Dank kann ich auf die Verhandlungen zurückblicken, die sich daran knüpften: sie zeugten von Anfang an von dem warmen Interesse, welches die Sache fand. — — Ihren Abschlufs fanden die Verhandlungen dadurch, dafs Se. Maj. der deutsche Kaiser huldvollst eine hohe Summe bewilligte, um die Vorbereitungen für die Ausgabe fortzusetzen und dieselbe sicher zu stellen. Zur Leitung des Unternehmens wurde vom Kgl. preufsischen Ministerium der geistlichen etc. etc. Angelegenheiten eine Kommission gebildet, bestehend aus einem Vertreter des Ministeriums (Herrn Oberkonsistorialrat Prof. Dr. Weifs) und zweien Delegierten der Akademie der Wissenschaften (Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Müllenhoff und Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Waitz). Den Verlag übernahm die Verlagsbuchhandlung von Hermann Böhlau in Weimar, während die Redaktion mir übertragen wurde: andere auf dem Gebiete schon bewährte Forscher werden mir hoffentlich zur Seite treten'.

So dankenswert die Energie Knaakes war, mit der er es erreichte, dafs noch im Jahre 1883 der erste Band der neuen Lutherausgabe erschien, so mufste dennoch die Frage entstehen, ob es nicht geratener gewesen wäre, die Ausgabe noch sorgfältiger vorzubereiten, insonderheit durch Gründung eines 'Archivs', in dem strittige Fragen erörtert, neue Funde mitgeteilt, zu weiteren Forschungen in Archiven und Bibliotheken Anregung hätte gegeben werden können. Da-

Digitized by Google

durch wäre allerdings zunächst die Ausgabe etwas verzögert worden: aber es wäre später ein schnelleres Tempo gesichert gewesen, und leicht hätten sich weitere Kräfte der Arbeit zuführen und in dieselbe einführen lassen. So kam es denn, daſs sich sehr bald nach dem Erscheinen der ersten Bände die Notwendigkeit herausstellte, allerlei 'Nachträge, Ergänzungen und Berichtigungen' zu bringen. Sie füllen einen ganzen, recht stattlichen Band (IX). Mit dieser Bemerkung soll nicht im mindesten das Verdienst Knaakes um die neue Lutherausgabe geschmälert werden. Es war ja von vornherein zu erwarten, daſs das Lutherjubiläum schon an sich, das Erscheinen der ersten Bände der 'Kritischen Gesamtausgabe' insbesondere zu eifrigen und fleiſsigen Nachforschungen in Archiven und Bibliotheken anspornten, und daſs manches Wertvolle aus dem Staube und der Verborgenheit stiller Büchereien ans Tageslicht gezogen werden würde.

Um ein Bild der neuen Lutherausgabe in kurzen Zügen zu geben, wollen wir zeigen, inwiefern dieselbe sich bestrebt, eine 'kritische' und eine 'Gesamtausgabe' zu sein.

Es zeigte sich sehr bald, daſs eine einzelne, noch dazu mit einem öffentlichen Amte belastete Kraft für die Bewältigung der Aufgaben, die die neue Lutherausgabe stellte, nicht ausreichte. Im April 1890 berief deshalb Minister von Goſsler den Greifswalder Professor Dr. Pietsch unter Beurlaubung von seiner Professur in die Stellung eines Sekretärs der Kommission zur Herausgabe der Werke Luthers. Es sollte 'den Mängeln, die in der kritischen Gesamtausgabe der Werke Luthers hie und da hervorgetreten sind, durch eine mehr einheitliche Leitung der Arbeit für die Zukunft möglichst vorgebeugt, sowie im besonderen auch eine den berechtigten Anforderungen mehr als bisher entsprechende Berücksichtigung der philologischen und sprachlichen Gesichtspunkte herbeigeführt' werden (XII S. III). Als 'kritische' Ausgabe will die neue Lutherausgabe 'das, was von Martin Luther in Schrift und Rede ausgegangen ist, in der echtesten erreichbaren Gestalt, und zwar in der einzig wirklich sachgemäſsen, weil der Art der schriftstellerischen Thätigkeit Luthers gemäſsen Anordnung, in zeitlicher Reihenfolge vorführen.' Die neue Ausgabe 'will nicht ein nur theologisches, sondern ein nationales Unternehmen sein. Mit die wichtigste Seite der nationalen Bedeutung Luthers ist zweifellos darin zu finden, daſs er den jungen Schöſsling der Gemeinsprache durch seine Pflege und seinen Einfluſs soweit kräftigte, daſs er dann allmählich zu einem ganz Deutschland überschattenden Baume emporwachsen konnte. Von dem Maſse des Einflusses, den Luther auf die Gemeinsprache geübt, dem Maſse der Kräftigung, welche sie unmittelbar durch ihn erreicht hat, mit andern Worten, von Ausdehnung und Grenzen der sprachgeschichtlich-nationalen Bedeutung Luthers durch die Mittel wissenschaftlicher Forschung ein fest umrissenes Bild zu gewinnen, ist an sich eine Ehrenpflicht der deutschen Wissenschaft gegen Luther und zugleich eine ihrer dringendsten Aufgaben, weil die heute gewonnene Erkenntnis, daſs diese Bedeutung früher überschätzt worden sei, die Gefahr der Unterschätzung so lange in sich birgt, als nicht der Thatbestand genau festgestellt und untersucht ist' (a. a. O. S. VII f.).

Hiernach ist nötig, vor allem die in Wittenberg unter Luthers Augen hergestellten Erstlingsdrucke zu eruieren. Darnach sind die Nachdrucke festzustellen und in Verfolg ihres Verhältnisses zum Urdruck sowie untereinander zu gruppieren. Es versteht sich von selbst, daſs der Erstlingsdruck zu Grunde gelegt und die Abweichungen in den Nachdrucken verzeichnet werden. 'Diese lassen uns erkennen, was an jedem Orte geändert, was belassen wird; sie werden vielleicht auch zeigen, daſs — wenigstens an manchen Orten — je später, desto weniger geändert wird, worin dann ein Beweis dafür zu finden wäre, daſs man sich an Luthers Sprache gewöhnte und ihr Verständnis keinen erheblichen Hindernissen mehr begegnete. Das könnte dann auch in Wechselwirkung stehen mit den Änderungen, die sich im Laufe der Zeit in Luthers Sprache selbst vollzogen, sofern diese in Anbequemungen an den Sprachgebrauch besonders oberdeutscher Gegenden und Orte bestanden. Solche Wandlungen in Luthers Sprache würden somit möglicherweise erst durch die Änderungen der Nachdrucke ins rechte Licht gerückt werden' (a. a. O. S. VIII).

Weitgehende Beachtung und sicherlich ungeteilte Zustimmung dürfte das finden, was Dr. Pietsch über die 'sprachgeschichtliche Bedeutung der Handschriften Luthers' (IX S. X) sagt. Diese Bedeutung bedarf sorgfältiger Erörterung, um einen festen Grundsatz für die Verwertung der vorhandenen Lutherhandschriften insbesondere für den Fall zu gewinnen, daſs uns diese Handschrift neben dem Wittenberger Originaldruck erhalten ist. 'Die bisherigen Untersuchungen über das Verhältnis der Luther-

Digitized by Google

drucke zu den Handschriften, soweit sie die sprachliche Seite betreffen', sagt Pietsch, 'leiden an einer nicht ganz richtigen Fragestellung. Man will die Frage beantworten: Ist eine Darstellung der Sprache Luthers in erster Reihe auf die Handschriften oder auf die Drucke zu gründen? Dabei übersieht man, dafs es dieses «entweder — oder» so schlechthin gar nicht giebt, dafs vielmehr je nach der Absicht, die man verfolgt, das eine wie das andere berechtigt ist. Betrachtet man Luther nur als eine der deutschschreibenden Persönlichkeiten des XVI. Jahrhunderts, rein für sich, so sind natürlich seine Handschriften einschliefslich der Briefe allein vollgiltige Zeugen. Fafst man dagegen Luther in seiner sprachgeschichtlichen Stellung ins Auge, als den Mann, dessen Schriften sprachliche Wirkung gethan haben, so kommt natürlich allein die Form derselben in Betracht, in der sie diese Wirkung geübt, d. h. die gedruckte, und zwar nächst den Originaldrucken auch die Nachdrucke.' Band IX bietet nach dem Originale vier deutsche Lutherhandschriften, darunter 'die frühesten deutschen Aufzeichnungen Luthers von gröfserem Umfange, die uns erhalten sind', und zwar sind diese Handschriften vollständig und mit Angabe der darin befindlichen Korrekturen und mit Beibehaltung der originalen Gestalt mitgeteilt. Damit ist die Möglichkeit gegeben, zu erforschen, welche Absichten den Änderungen zu Grunde lagen, welche die Handschrift Luthers im Drucke erfuhr.

Es ist selbstverständlich, dafs die in Wahrheit 'kritische' auch eine Gesamtausgabe werden mufs. Eine gründliche Durchforschung der Archive und Bibliotheken ist daher unbedingt nötig. Zum 'Finden' kann man freilich niemand zwingen. 'Nachträge' werden unvermeidlich und unausbleiblich sein. Aber man kann es dem rührigen Sekretär Prof. Dr. Pietsch nachrühmen, dafs er auch nach dieser Seite hin thut, was gethan werden kann', und es ist zu hoffen, dafs, wenn anders seine Umfragen an Archive und Bibliotheken gewissenhafte Beantwortung finden, die neue Ausgabe, was Handschriften und Drucke betrifft, in der That den Namen einer 'Gesamtausgabe' verdient. Die letzten Jahre haben bereits aufserordentlich viel neues, bisher gänzlich unverwertetes Material ans Licht gebracht. Welch eine reiche Ausbeute brachte die Durchforschung der Bibliotheken zu Zwickau, Jena, Königsberg, Nürnberg, Heidelberg, Stockholm u. a. m. Und dabei ist zu betonen, dafs eine systematische Durchforschung erst bei wenigen Bibliotheken erfolgt ist.

Von einem Gebiete der Thätigkeit Luthers kann man behaupten, dafs seine wissenschaftliche Darstellung in der Hauptsache erst auf Grund der neuesten Funde möglich ist: die homiletische Thätigkeit des Reformators. Eine sprachgeschichtliche Verwertung der Predigten Luthers war bisher nur in sehr geringem Mafse möglich. Der reiche Handschriftenschatz der Universitätsbibliothek zu Jena, den Georg Rörer gesammelt hat, kommt erst der neuen Lutherausgabe zu gute. Es ist ein Philolog, der diesen Schatz in folgender Weise bewertet (Prof. Wilhelm Meyer in Göttingen in den Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philolog.-historische Klasse, 1895, Hft. 4, S. 453 f.): 'Mit Hilfe dieser Rörerschen Nachschriften können und müssen neue Wege geöffnet werden. Zunächst läfst sich aus Rörers Aufzeichnungen ein förmliches chronologisches Verzeichnis der von Luther frei gehaltenen Predigten herstellen. — — Mit Hilfe dieses Verzeichnisses wird die wichtigere Arbeit gemacht werden können: die Nachschriften Rörers müssen gedruckt werden, und den einzelnen Predigten müssen die Nachrichten anderer beigegeben werden, soweit eine vorangehende Untersuchung sie als selbständig und verständig befindet. — — Wenn wir Deutsche die alten Erklärungen zu Aristoteles oder die vermeintlichen Predigten des Augustin drucken, so haben diese Nachschriften Lutherischer Predigten vielmal mehr Recht, veröffentlicht zu werden. Durch eine solche genauere Kenntnis der Predigten Luthers wird die Erkenntnis seines Wirkens und seiner Schriften beträchtlich gefördert werden. Wir werden nicht nur ziemlich deutlich sehen, wie Luther gesprochen und wie er mit dem Worte seine Gemeinde gelenkt und die künftigen Mitstreiter ausgerüstet hat, sondern wie in einem ausführlichen Tagebuche werden wir in diesen freien Offenbarungen seines Innern Luthers Entwicklungsgang verfolgen'.

Aus den Drucken bez. den Originalhandschriften erkennen wir, wie der deutsche Luther für die Öffentlichkeit, in den Briefen, wie er als Privatmann schreibt. In den Nachschriften seiner Predigten hören wir ihn unmittelbar reden. Es liegt auf der Hand, dafs sich aus dem Vergleiche einer Predigt, wie sie Luther hielt, mit der Predigt, wie sie gedruckt wurde, sprachgeschichtlich die wichtigsten und wertvollsten Schlüsse ziehen lassen.

Umfänglich wird allerdings die neue Gesamtausgabe werden. Unter 50 Bänden wird sie in ihrer Vollendung kaum zählen. Bisher

Digitized by Google

liegen vor Band I—IX, XII—XIV und XIX. Band XIX reicht in das Jahr 1526.

Karl von Hase hat einmal gesagt: 'Luthers Werke sind so gut ein deutsches Nationaldenkmal, als der Kölner Dom.' Möge diese neue Gesamtausgabe der Werke Luthers einst in ihrer Vollendung darstellen das Nationaldenkmal, das deutsches Forschen und deutsche Wissenschaft dem Manne errichtete, der die wissenschaftliche Forschung der neuen Zeit begründet hat!

Georg Buchwald.

Litteraturgeschichte des rheinisch-westfälischen Landes von Gustav Koepper. Elberfeld, Lucas, 243 S.

Die Frage in dieser Zeitschrift (Hft. 6/7, S. 447), welches die nächste Sonderlitteraturgeschichte sein werde, ist schnell genug beantwortet worden. Gustav Koepper hat gefunden, dafs die Litteraturgeschichte seiner Heimat in den 'landläufigen Litteraturbeschreibungen' zu wenig Beachtung gefunden hat und sieht sich daher veranlafst, sie in einem Sonderwerke zusammenzustellen. Eine Zusammenstellung — leider nichts Besseres! — allerdings mit einer hübschen Auswahl von Proben, die gar manches bieten, was wohl der Beachtung wert ist, aber in dem ungeheuren Angebot besonders lyrischer Erzeugnisse auf kleine Kreise beschränkt bleibt. Von Interesse ist es zweifellos, an diesen Proben zu sehen, wie sich mit der Zeit seit unsrer klassischen Dichterperiode ein Durchschnittskönnen entwickelt hat, das alle Achtung verdient. Namen wie Emanuel Backhaus, Paul Boehr, Victor Hartung, um Vertreter von drei Generationen unseres Jahrhunderts zu nennen, dürften nicht gerade weit bekannt sein, aber sie bieten so formvollendete Stimmungszeichnungen, dafs sie 50 Jahre früher sicher zu weit gröfserer Geltung gekommen wären. Dennoch wird sie Koeppers Litteraturgeschichte schwerlich bekannter machen, da auch ihr hauptsächlich lokales Interesse entgegengebracht werden wird.

Selbstverständlich sind die der allgemeinen deutschen Litteraturgeschichte längst einverleibten Erscheinungen wie Heine, Immermann, Grabbe, Möser, Schücking, Annette v. Droste, Freiligrath, Rittershaus ausgiebig behandelt, aber wer fragt bei diesen Gröfsen nach ihrer Herkunft? Mögen immerhin die Westfalen stolz darauf sein, sie zu den Ihrigen zu zählen; das deutsche Volk betrachtet sie eben als Deutsche, und es ist ihm sehr gleichgültig, ob sie als Westfalen oder Schlesier, als Nord- oder Süddeutsche, im Westen oder im Osten geboren sind. Hätte der Verf. den Versuch gemacht, die Dichter aus der Eigenart ihrer Heimat zu erklären nach dem bekannten Worte: 'Wer den Dichter will verstehn, mufs in Dichters Lande gehn', so wäre das gewifs verdienstlicher gewesen, obwohl vermutlich wenig dabei herausgekommen wäre, aber der Verf. begnügt sich grundsätzlich mit einer ziemlich oberflächlichen Charakteristik, mit allgemeinen Bemerkungen zu ihren Werken und Abdruck einiger allerdings gut ausgewählter Proben, kommt also, wie bereits oben bemerkt, über eine Zusammenstellung nicht hinaus. Daneben finden sich eine Fülle ganz bedeutungsloser Namen, die dieser neuen Sonderdarstellung sicher keine höhere Daseinsberechtigung verleihen. Übrigens zieht der Verf. auch seine Grenze sehr weit. Er nimmt sowohl solche, die in Westfalen geboren sind, nachher aber anderwärts gewirkt haben, auf, als auch solche, die anderwärts geboren sind, aber später in Westfalen gelebt haben.

Die Darstellung trägt nicht selten stark feuilletonistisches Gepräge, z. B.: 'Walther v. d. Vogelweide, Gottfried v. Strafsburg, Wolfram v. Eschenbach, sie alle suchten sich südlichere Regionen, um der Sonne näher zu sein, als inmitten der sumpfgeborenen Nebel zwischen Lippestrand und Weserrand' (S. 14); oder: 'Die Spielmänner hatten sich sefshaft gemacht und griffen zu Hobel und Pfriem, um inmitten der Umwallungen sicherer Städte ein ehrbar Handwerk zu treiben. Aber sie konnten das Singen nun einmal nicht lassen, und so schufen sie sich, ehrbar wie ihr Handwerk, den Meistersang' (S. 15); oder endlich: 'Das Thema (eine Kosmogonie) ist nicht neu, es ist von dem Dichter der Schöpfungsgeschichte der Genesis bis auf Bleibtreus «Kosmische Lieder» von der Phantasie Berufener und Unberufener unendlich oft variiert worden, aber übertroffen ist Houtz wohl in seiner Art nicht worden' (S. 90). Auch unangenehme Druckfehler sind nicht selten.

Das letzte Kapitel behandelt die mundartlichen Dichter Westfalens und Rheinlands, und das mag für die beiden Provinzen besonderes Interesse haben und ist für eine rheinisch-westfälische Litteraturgeschichte vielleicht wichtiger, als alles andere Gemeindeutsche, was die Länder hervorgebracht haben. Alles in allem: wir müssen auch diese neue Sonderlitteraturgeschichte für entbehrlich halten.

Gotthold Boetticher.

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HARVARD COLLEGE LIBRARY
NOV 18 1898
CAMBRIDGE, MASS.

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG
GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG

UND

DR. RICHARD RICHTER
REKTOR UND PROFESSOR IN LEIPZIG

ERSTER JAHRGANG 1898

I. UND II. BANDES 9. HEFT

MIT 2 ABBILDUNGEN IM TEXT

Ausgegeben am 4. November 1898

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1898

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK.

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3.

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg, Leipzig,** Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor **Prof. Dr. Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstraſse 1, II, zu richten.

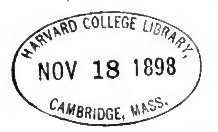
INHALT DES 9. HEFTES.

I. ABTEILUNG (1. BAND).

Seite

II. ABTEILUNG (2. BAND).

Digitized by Google


HARVARD COLLEGE LIBRARY
NOV 18 1898
CAMBRIDGE, MASS.

ZUR ENTWICKELUNG GRIECHISCHER BAUKUNST.

Von Ferdinand Noack.

I

Die Geschichte der griechischen Architektur ist immer in erster Linie die Geschichte des griechischen Tempels gewesen. Das erklärt sich schon äufserlich aus dem Verhältnis der erhaltenen Monumente. Am besten erhalten, daher zuerst und am eingehendsten untersucht und allgemeiner bekannt waren die Tempelruinen. Profane Bauten hören schneller auf, den Ansprüchen und Zwecken der Menschen zu genügen und werden häufiger durch zeitgemäfse Neubauten ersetzt. Sie sind nicht heilig und entbehren deshalb des Vorrechtes, um ihrer selbst willen auch dann erhalten zu werden, wenn sie eigentlich nicht mehr genügen und gefallen. Die Tempel werden aber auch schon von vornherein gebaut um zu dauern durch viele Geschlechter, dem Gott zu Ehren, dem Erbauer und Stifter zum Ruhm bei der Nachwelt. Wie mancher Tempel hat als Moschee oder als christliche Kirche sich Jahrhunderte über seine Bestimmung hinaus, ja bis in unsere Zeit unerschüttert erhalten. Mochte also von antiken Profanbauten scheinbar weniger übrig geblieben und das Wenige in sehr trümmerhaftem Zustande sein, so kam augenscheinlich ein starker Mangel an Interesse hinzu, um uns derartige Ruinen mit wenigen Ausnahmen vorzuenthalten. Was davon in früherer Zeit durch Delargadette, Gell, Dodwell, die französische Expedition nach Morea u. a. veröffentlicht worden ist, tritt gegen die grofs angelegten, umfangreichen Publikationen griechischer Tempelruinen doch ganz unverhältnismäfsig zurück.

Die Erfolge der letzten Jahrzehnte haben dieses Verhältnis verschoben. Die Forschung hat begonnen, auch den erhaltenen Profanbauten gröfsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und die Ausgrabungen haben eine ungeahnte Fülle neuen Materiales gebracht. Auch jetzt wird freilich der griechische Tempel seinen alten Vorrang behaupten. Denn 'kein Zweifel ist, dafs sich die hellenische Architektur am Tempelbau entwickelt hat'. Diese Ansicht Brunns, die vor fünfundzwanzig Jahren niedergeschrieben worden ist, wird immer bestehen, sofern wir dabei an die Verhältnisse und einzelnen Kunstformen denken, die für die Erscheinung griechisch-römischer Steinarchitektur bezeichnend und bestimmt gewesen sind, bis heute eine herrschende Rolle zu spielen. Die fünfundzwanzig Jahre, die seit dem Entwurf und der Ausarbeitung des II. Buches von Brunns 'Griechischer Kunstgeschichte' verflossen sind bis jetzt, wo es uns von pietätvoller Hand als ein ehrwürdiges und kostbares Vermächtnis dargeboten wird,

Digitized by Google

umschliefsen die Erkenntnis der mykenischen Kultur und ihrer Bauwerke sowie der einzelnen Schichten auf Hissarlik, haben uns das Heraion von Olympia, den alten Athenatempel und die altattisch-ionischen Kapitelle auf der Akropolis von Athen, die Hallen- und Terrassenbauten von Pergamon und Aegae, die delischen Häuser und ein Stück des Peisistratischen Athen und manches andere geschenkt. Das heifst aber eine fast überreiche Quelle der Aufklärung über Grundfragen griechischer Baugeschichte, so unverhofft und überraschend, wie nur etwa die Auffindung der *Ἀθηναίων πολιτεία*, des Herondas und des Bakchylides. Infolgedessen kann nun auch die Entwickelungsgeschichte der einzelnen Profanbauten eingehend studiert werden und wird von dem künftigen Geschichtschreiber der antiken Baukunst auf einem viel breiteren Raume behandelt werden müssen als seither.

In dem einzigen zusammenfassenden neueren Werke über griechische Baukunst von J. Durm (2. Aufl. 1892) ist dazu ein glücklicher Anfang gemacht worden (S. 308—364). Aber, wie es Durm selbst nicht anders erwartet hat, ist seitdem die Wissenschaft wieder so schnell vorwärts geschritten, dafs schon heute auch in diesem vortrefflichen Buche manches Kapitel erweitert, manches ganz neu geschrieben werden müfste. Trifft das schon bei dem ersten Teile zu, für den vor allem die inzwischen erschienenen grofsen Veröffentlichungen über Olympia und Pergamon neues, wertvolles Material gebracht haben, während Delphi bis jetzt nur dem Augenzeugen wirklich zugänglich ist[1]) und wir von Puchsteins und Koldeweys Bearbeitung der sizilischen und unteritalischen Tempel noch vieles zu erwarten haben, — so gilt es noch viel mehr von dem zweiten Teile.

Zu den Profanbauten leiten die gröfseren Kultplätze und selbständigen Tempelbezirke über, in denen neben den Tempeln die Schatzhäuser, Hallen, Theater stehen. Unsere Vorstellung von solchen Bezirken wird in erster Linie erweitert durch Delphi, das nur in Olympia ein völlig ebenbürtiges Gegenstück hat; dazu treten der Apollonbezirk im Ptoongebirge, Lykosura, das Poseidonheiligtum auf Kalaureia, das in gröfserem Umfange in archaischer Zeit (wie das Heraion von Argos) auf einem alten, bereits mykenischen Kultplatze erstand, und Thermon[2]), die Altis der Aetoler. Zusammen mit dem Hieron von Epidauros müfste von den Kuranlagen der Asklepiosterrasse am Südabhang der Burg und denen des Amphiareions von Oropos, vom Bezirk des Amynos und demjenigen bei Rhamnus die Rede sein. Das Kabirion bei Theben (das übrigens auch ein Beispiel der boeotischen Apsistempel bietet) wäre neben Eleusis und Samothrake zu stellen. Die Baugeschichte von Eleusis führt uns ja, wie diejenige von Delphi, auch bis in mykenische Zeiten zurück, und seine allmähliche, künstliche Gestaltung durch Terrassenbauten ist ebenso beachtenswert, wie diejenige des Burgberges von Pergamon, der Akropolis von Athen u. a.

[1]) Über Delphis Baudenkmäler sind bis jetzt nur kürzere Berichte erschienen im Bull. de corresp. hellén. XVIII 169 175 ff.; XX 384 f.; XXI 641 ff.

[2]) Über die noch nicht beendeten Ausgrabungen von Thermon s. Berl. phil. Woch. 1897 Nr. 50 Sp. 1567.

Digitized by Google

Unter den öffentlichen Profanbauten steht das aus dem Kultus erwachsene Theater den sakralen Gebäuden am nächsten. Zu den Ausführungen Durms über das griechische Theater treten jetzt Dörpfelds in seinem grofsen Buche zusammengefafste Untersuchungen, durch die meiner Überzeugung nach die Entwickelung des Theaters in ihren Grundzügen feststeht. Durch Bethes 'Prolegomena zu einer Geschichte des griechischen Theaters' wird die Grundfrage nicht mehr verschoben, wenn wir ihnen auch im einzelnen mancherlei Anregung zu schärferer Nachprüfung verdanken; hier wird natürlich noch manches ausgearbeitet und geklärt werden können. Dörpfeld selbst hat den Anfang gemacht mit dem glücklichen Nachweis, dafs Vitruv bei seinem griechischen Theater eine bestimmte Form später kleinasiatischer Theater im Auge gehabt habe. Für die Form des eigentlich griechischen Theaters, das noch in hellenistischer Zeit daneben bestand, dürfen wir, unbeirrt durch Vitruv, den Denkmälern vertrauen. Wir gewinnen dadurch zugleich einen wichtigen Hinweis auf Vitruvs Arbeitsweise und seine Quellen. Wie Pausanias, so wird auch er an den Denkmälern zu prüfen sein, und wir werden finden, dafs er für die Baukunst, wie sie in Griechenland selbst geübt wurde, nicht als mafsgebende Quelle gelten darf. Lange genug hat uns seine Theaternachricht irre geführt, und seine Autorität war so grofs, dafs sie selbst die Denkmäler, die deutlich genug gesprochen haben, Lügen strafen konnte. Prüfen wir von Fall zu Fall und sehen wir, dafs seine Angaben gar nicht auf Beobachtungen und Messungen an Bauwerken in Griechenland zurückgehen, so wird damit seine Glaubwürdigkeit zwar nicht erschüttert, aber auch für solche Fälle gar nicht mehr in Anspruch genommen werden dürfen.

Die ursprüngliche Form der Hallenbauten können wir mit Hilfe der neuentdeckten archaischen *στοὰ βασιλική* auf Thera[1]) weiter zurückverfolgen. Auch die Hallen auf Kalaureia sind wertvoll.

Für hellenistische Marktanlagen bieten uns jetzt aufser Aegae und Pergamon auch Salamis auf Cypern, Magnesia a. M., Ephesos und auch Priene, in Griechenland Pleuron wichtige Beispiele; für das vierte Jahrhundert das arkadische Megalopolis und seit kurzem auch Messene. Stratos zeigt Reste von Terrassenbauten, die an die Agorabauten von Aegae und Pergamon erinnern; die Agora in Echinos-Komboti (Akarnanien) kann bis ins fünfte Jahrh. zurückgehen. Der Weiterführung der Grabungen am athenischen Markt wird mit gröfster Spannung entgegengesehen. Bis dahin müssen wir uns mit der altgriechischen Agora auf Thera begnügen, wenn wir nicht auf Arne, wie ich vermutet habe[2]), schon eine Agora aus mykenischer Zeit besitzen.

Beim antiken Wohnhaus mufs bis auf Troia II zurückgegangen werden. Die ausführliche Behandlung von Troia II gehört allerdings in das Anfangskapitel der Baugeschichte überhaupt, aber der Abschnitt, der vom Wohnhaus handelt, mufs doch wieder daran anknüpfen. Das erste grofse Bild davon

[1]) Vgl. Hiller v. Gaertringen, Die archaische Kultur der Insel Thera (Vortrag, gehalten auf der 44. Philologenversammlung zu Dresden) S. 11.

[2]) Athen. Mitteilungen XIX 422.

Digitized by Google

geben uns die mykenischen Paläste und Wohngebäude, deren Auffassung freilich noch vielfach geklärt und modifiziert werden mufs. Hier mufs die philologische Arbeit hinzukommen, um aus dem homerischen Epos von dem, was sich mit mykenischer Baukunst deckt, die nachmykenischen Elemente zu sondern und dadurch Anhaltspunkte für die Entwickelung des Hauses im ersten Drittel des ersten Jahrtausends zu gewinnen. Dann treten schon archaische Denkmäler ein, auf Thera, Euboia, in Athen am Westabhang der Akropolis und auf dem Museionhügel die Felsbearbeitungen, sowie ähnliche Reste am Südabhang der Akropolis von Krane auf Kephallenia. Für die spätere Zeit kommen aufser den im Fundament erhaltenen Häuserreihen in Oiniadai, Stratos, Palaeros (Akarnanien) und Demetrias (Thessalien) jetzt besonders die französischen Funde auf Delos in Betracht, die das geheimnisvolle 'Haus auf Delos' endgültig beseitigt haben. Was Vitruv von griechischen Häusern zu berichten weifs, werden wir jetzt nur auf späthellenistische Zeit beziehen dürfen.

Noch fehlt selbst bei Durm ein Kapitel über Strafsen- und Wegebau, das mit den Resten von Pflasterung in Troia II und VI, den mykenischen Hochstrafsen in der Argolis und in Böotien und dem durch die Telemachie einigermafsen datierten Fahrgeleise im Taygetos zu beginnen hätte. Auch hierfür haben die neuesten Ausgrabungen zu altbekanntem Materiale wichtige Ergänzungen geliefert, z. B. die Strafsen aus dem Peisistratischen Athen, die alte Strafse in Korinth mit ihren Trottoirs; die heiligen Strafsen dürften nicht fehlen.

Der Charakter der ältesten Brückenbauten (bei Mykenae) führt uns zu den Deichbauten des Kopaissees und damit zu der Wasserbaukunst überhaupt. Aufser dem imposanten System der Minyer, das wir seit 1892 erst genauer kennen, bietet schon die mykenische Zeit Cisternen und Zuleitungen aus Quellen in Verbindung mit interessanten Felsarbeiten (Mykenae), sowie unterirdische Abflufskanäle (Tiryns, Arne). Hieran würden sich in 'geometrischer' Zeit die ersten Brunnenanlagen an der Pnyx, an diese das ausgebildete Kanalsystem mit Einsteigeschachten zwischen Pnyx und Westabhang der Akropolis schliefsen. Die grofsen Stollenleitungen unter Peisistratos und Polykrates sind die bedeutendsten uns bekannten Bauten dieser Art aus älterer Zeit. Die verlorene Enneakrunos läfst sich vielleicht am besten illustrieren durch das lange Sammelbecken des Apollonheiligtumes auf dem Ptoon mit seinen sieben Abteilungen und das von Lolling beschriebene, jetzt längst zerstörte Brunnenhaus bei Papadhates (Aetolien), bei dem das Wasser aus fünf Kammern flofs. Das *καλλίχορον φρέαρ* in Eleusis und Cisternen in akarnanischen Burgen und sonst schliefsen sich an. Dann die Druckleitung in Pergamon und Laodikeia. Auch die Leitungen zwischen den Badehäusern in Oropos sind zu nennen. Und vielleicht fänden hier die Silberwäschereien bei Laurion am besten ihren Platz.

Als Wasserbauten grofsen Stiles kennen wir besser als früher die Hafenanlagen. Die delischen Häfen sind von Ardaillon untersucht.[1]) In Larymna

[1]) Bull. de corresp. hellén. XX 428 f. Taf. II III.

Digitized by Google

(Lokris) ist mehr als 'massive Steindämme' erhalten. Aufser einer gröfseren offenen Rhede mit einzelnen geradlinigen Molen, ist eine kleine Hafenbucht da, die von einem aufgemauerten Quai, ähnlich demjenigen von Halai, umzogen und nach dem Meere zu so abgeschlossen war, dafs der natürliche Eingang durch zwei in Türme endigende Molen verengert war und somit leicht durch Ketten geschlossen werden konnte. Lange gekrümmte Molen bildeten den Hafen bei Eretria und Eleusis. Der ehemalige Hafen von Oiniadai bietet interessante Einzelheiten. Dafs die Anlagen des Piraeus, besonders die Schiffshäuser in Zea und Munichia eingehend berücksichtigt würden, versteht sich von selbst.

Endlich verlangt schon die Menge der erhaltenen Ruinen, dafs in der 'Baukunst der Griechen' der Städtebau gebührende Beachtung findet. Für die Anlage griechischer Städte liegen die vorzüglichen Vorarbeiten G. Hirschfelds vor. Zur Typologie mufs aber auch das Bild der einzelnen Stadt treten, und die Mauern, Türme und Thoranlagen, deren Entwickelung sich vom zweiten Jahrtausend her fast lückenlos bis an die Schwelle der römischen Herrschaft verfolgen läfst, werden uns als gewaltige Zeugen dafür erscheinen, dafs der Begriff von griechischer, künstlerisch wirkender Baukunst selbst bei den ernsten Festungsbauten nicht versagt.

II

Eine Darstellung der griechischen Baukunst darf heute noch weniger als ehedem mit der systematischen Betrachtung des steinernen Tempelgebäudes beginnen, da durch die Ruinen der mykenischen Zeit und diejenigen von Troia II die Mittel und Vorbedingungen zur Entwickelungsgeschichte des ganzen griechischen Tempels und seiner Einzelformen gewonnen sind. Darum hat bereits Durm diesen Ruinen eine ausführliche Einleitung gewidmet. Aber es ist auch wirklich nur eine Einleitung, und man gewinnt in der folgenden umfassenden und ausgezeichneten Behandlung des Tempelbaues selbst, deren Wert ich gewifs nur dankbar anerkenne, den Eindruck, dafs der Verfasser die Beziehungen zu den mykenischen Bauten in dem nötigen Umfange entweder noch nicht hergestellt hat oder nicht an sie glaubt.

Es sei hier einmal erlaubt, daran zu erinnern, dafs Goethe seine Ansicht über den Ursprung der griechischen Steintempel, 'in so fern sie Säulenordnungen gebrauchten', gelegentlich so ausgesprochen hat: 'Die ältesten Tempel waren von Holz, sie waren auf die simpelste Weise aufgebaut, man hatte nur für das Notwendigste gesorgt. Die Säulen trugen den Hauptbalken, dieser wieder die Köpfe der Balken, welche von innen herauslagen, und das Gesims ruhte oben drüber. Die sichtbaren Balkenköpfe waren, wie es der Zimmermann nicht lassen kann, ein wenig ausgekerbt . . . Diese ganz solide, einfache und rohe Gestalt der Tempel war jedoch dem Auge des Volks heilig, und da man anfing von Stein zu bauen, ahmte man sie so gut man konnte im dorischen Tempel nach.' In unendlich einfacher Weise ist hier gesagt, was trotz allen, in erster Linie von C. Bötticher mit der ganzen Wucht einer tiefen Über-

Digitized by Google

zeugung in seiner 'Tektonik der Hellenen' vorgetragenen gegenteiligen Ansichten die Denkmäler schliefslich bestätigt haben. Die Einzelformen sind so wenig wie das Ganze griechischer Tempel erst am Steinbau und für den Steinbau erfunden worden, sondern in mehrfachen Entwickelungsstufen hatte sich die Grundform, der 'Urtypus' des griechischen Tempels ausgebildet, ehe sie in den reinen Steinbau übertragen wurde. Im Anschlufs an G. Sempers 'Stil' hat auch Brunn sich zu dieser Auffassung bekannt, und wie er schon im ersten Entwurfe seiner Kunstgeschichte die Rückführung der dorischen Säule auf die ägyptische Pfeilersäule (sogenannte 'protodorische' Säule von Benihassan) energisch abgelehnt und mit Bestimmtheit ausgesprochen hat, 'dafs wir die dorische Ordnung nicht aus der Kunst eines fremden, sei es des ägyptischen, sei es eines asiatischen Volkes 'abgeleitet' zu nennen berechtigt sind', — so ist er damals auch schon zu dem Ergebnis gekommen, 'dafs wir an verschiedenen Teilen des dorischen Tempels in seinem Urtypus sowohl Stein als Holz haben' (a. a. O. II 12 ff.). Was damals aber noch ein Rückschlufs von dem fertigen Schematismus war, 'indem das Organisationswerk der dorischen Ordnung gewissermafsen rückwärts bis zu seinen Anfängen vollzogen wurde', das sah Brunn nicht viele Jahre später durch Thatsachen bestätigt und konnte in seinem Manuskript bemerken: 'Eine solche Thatsache haben wir vor allem mit der Erkenntnis gewonnen, dafs die Hauptformen des dorischen Aufbaues — man kann sagen, der ganze Organismus desselben, denn ausgenommen waren nur Cellamauern und Stufenbau — nicht anders als aus dem Holzbau hervorgegangen sein können.' Die Erkenntnis gaben nicht in erster Linie die mykenischen Ruinen, die bis zum Anfang der achtziger Jahre überhaupt nicht klar verstanden waren, sondern wir verdanken sie Olympia und, wenn auch nicht 'des heiligen Alpheios', aber doch des Kladeos 'makel-ablösender Flut'. Als dieser die Erdmassen, die er im fünften oder sechsten Jahrh. n. Chr. über Olympia gewälzt hatte, während der deutschen Ausgrabungen selbst wieder wegführen mufste, da wurde — 1877 — auch das Heraion wieder frei, und durch dieses erst haben wir, von Dörpfeld geleitet, auch die mykenischen Bauten verstehen gelernt. Als Dörpfeld das Heraion in seiner ursprünglichen Gestalt als einen Bau aus dicken Lehmziegelwänden, hölzernen Anten und Thürgewänden, hölzernem Gebälk und dicken Holzsäulen erkannte und auf Grund dessen seine Entstehung in den Anfang des ersten Jahrtausends setzte, waren die Schlüsse über das Alter der mykenischen Ruinen noch nicht gezogen; die II. Stadt auf Hissarlik galt noch für das homerische Troia und wurde, wenn auch primitiver, doch für gleichzeitig mit Tiryns und Mykenae gehalten. Erst durch die Beobachtungen ägyptischer Einzelfunde in mykenischen Ruinen einerseits und mykenischer Tributobjekte und Importartikel in datierbaren ägyptischen Gräbern sowie auf deren Wandgemälden andererseits gelang es, die Blüte der mykenischen Kultur durch die Daten 1550—1150 annähernd zu umschreiben (vgl. die vorzügliche Zusammenfassung aller hierhergehörigen Gesichtspunkte bei Busolt, Griech. Gesch. I² 122 ff.). Als dann 1893/94 die grofse, starkbefestigte VI. Stadt auf Hissarlik zu Tage trat und durch die in

Digitized by Google

ihrer Schicht reich vertretenen mykenischen Vasenscherben als derselben mykenischen Kulturperiode angehörig erwiesen wurde, da war Troia II endgültig von diesen Ruinenstätten gelöst, und seine gröfsere Primitivität, die schon vorher manches Bedenken erregt hatte, erklärte sich durch sein bedeutend höheres Alter. Dadurch wurde seine Bedeutung auch für die Entwickelungsgeschichte der Baukunst eine viel gröfsere, da es sich nun als eine frühere Etappe herausstellte und in seinen Bauresten einen Stand der Bautechnik vertrat, von dem die mykenische Baukunst in direkter Linie hergeleitet werden mufs.

Gleichzeitig hatte Wolfgang Reichel, gestützt auf ein langes, eingehendes Studium der Werke mykenischer Kleinkunst, für ein bestimmtes Gebiet den Nachweis erbracht, dafs im homerischen Epos die Erinnerung an mykenische Kultur noch lebendig ist, dafs also der älteste Bestand homerischer Poesie noch in deren Zeit, ins zweite Jahrtausend v. Chr., zurückreicht. Reichels in mancher Hinsicht zu radikales Urteil wurde schon von seinen Rezensenten, dann besonders durch die Mitteilungen von Tsountas über Rundschilde auf mykenischen Stuckmalereien (*Ἐφημ. ἀρχαιολ.* 1896 Taf. I und II) etwas modifiziert, ist aber in seinem Grundgedanken doch zu einem Eckpfeiler für die mykenisch-homerische Frage geworden. Erst durch die enge Verbindung, die hierdurch und durch manches andere zwischen homerischer und mykenischer Kultur erwiesen wird, ist auch die trojanische Frage zu einer Lösung zu bringen. Das homerische Troia mufs eine Stadt der mykenischen Zeit gewesen sein, es kann also nur die VI. Stadt auf Hissarlik in Frage kommen. Jedoch ist damit nicht gesagt, dafs nun auch alles, was dort in den Jahren 1893 und 1894 gefunden worden ist, zu der einzelnen homerischen Schilderung stimmen müsse, und die Art wie Kluge (N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. CLIII [1896] S. 17 f.) versucht hat, diese Übereinstimmung zu erzwingen, mufs als verfehlt abgelehnt werden.

Die Übereinstimmung zwischen mykenischer und älterer homerischer Kultur spricht sich auch darin aus, dafs hier wie dort noch nicht mit dem Tempelhaus gerechnet wird. Die mykenische Baukunst weist keine Tempelgebäude auf, weil die religiösen Vorstellungen noch kein Gotteshaus verlangen. Der unsichtbaren Gottheit wird höchstens ein Götterthron geweiht, auf dem sie am Opfer teilnehmend gedacht wird. Diese letztere Ansicht Reichels, die gewifs eine glückliche ist, wenn auch die Beweisführung häufig zu matt erscheint, sei hier gleichfalls wenigstens erwähnt.[1]) Es folgt die Wandelung zu dem von der homerischen Theologie bereits ausgestalteten Glauben; mit ihm tritt das Tempelhaus in die älteste griechische Baukunst ein. Da gleichzeitig die Fürstenmacht zerfällt, bedarf man keiner Anaktenhäuser mehr, so dafs diese selbst, mit einigen Änderungen, zu Gotteshäusern werden können. Auf diese Weise erklärt sich bekanntlich nicht allein, weshalb die griechische Baukunst ihre Hauptformen gerade am Tempel ausgebildet, sondern auch, weshalb dieser sich aus dem Wohnhaus entwickelt hat.

Dieses Wohnhaus aber war ein Bau aus Holz und Lehm. Der Stein

---

[1]) W. Reichel, Über vorhellenische Götterkulte, 1897.

Digitized by Google

spielte zunächst eine ganz geringfügige Rolle. In Troia II bestand aus Stein nur das Fundament, das den Aufbau vom Erdboden trennen, vor der Erdfeuchtigkeit bewahren und den Holzpfosten und Holzbohlen eine solide Basis darbieten sollte. Nur für letzteren Zweck war er behauen und geglättet. Auch die Burgmauer war nur, soweit sie als geböschte Terrassenmauer den Abhang stützte, aus unbehauenen kleinen Feldsteinen aufgeschichtet. Bei der zähen Beharrlichkeit, mit der die alten Völker am Überkommenen festhalten, ist es begreiflich, dafs der regelrechte Steinbau — übrigens auch nicht unabhängig von der Entwickelung der Metallwerkzeuge — im griechischen Kulturgebiet erst allmählich durchdringt. Festungswerke und Grabbauten, also die für die Sicherheit des Lebens einerseits und von dem herrschenden Ahnen- und Seelenkult andererseits geforderten Bauten, sind eher reine Steinbauten als die menschlichen Wohnstätten. Für diese wird die von alters her geübte Technik beibehalten: die Bauweise der Megara in der dritten Periode von Troia II tritt uns auch in denjenigen der mykenischen Zeit, nur in gröfserer Vervollkommnung, entgegen. Da sich hieraus der Tempel entwickelt, so ist auch er zuerst ein Bau aus Holz und Lehm gewesen: im Heraion von Olympia ist uns das monumentale Zeugnis dafür erhalten. Der Tempel ist dann das erste Einzelgebäude, das in Stein umgesetzt wird; aber auch da schafft der Stein nicht sofort neue Formen und Glieder, sondern die einzelnen Teile der älteren Technik setzen sich ganz allmählich in den Steinbau um.

Unter den vielen Fragen, die, durch die grofsen Funde der Neuzeit angeregt, heute an die Forschung gestellt werden, steht die nach der Entwickelung der einzelnen Teile des griechischen Tempels im Vordergrunde. Überblicken wir die grofse Menge der uns mehr oder minder gut bekannten Tempel, so steht einer grofsen Mannigfaltigkeit der Einzelformen eine sehr beschränkte Zahl grundlegender, konstruktiver Ideen gegenüber. Und diese ändern sich im Verlaufe der Jahrhunderte so gut wie nicht. Zwischen korinthischen und ionischen Bauten besteht überhaupt keine Verschiedenheit bezüglich der Konstruktion. Das Korinthische ist im Grunde nur eine Abart des Ionischen, die nur einzelne Kunstformen desselben mit Benutzung älterer Motive, zum Teil naturalisierend weiterbildet. Der ionische Bau weicht vom dorischen schliefslich auch nur in den Proportionen sowie in der Lagerung der Deckbalken (= Triglyphenbalken) ab, indem er sie auf dem Architrav direkt, nicht erst auf dem Friese aufliegen läfst. Alle übrigen Unterschiede, sogar der zwischen glattem bezw. fortlaufendem Fries und Triglyphenfries, fallen in den Bereich der mehr oder weniger stilisierenden Form. Die Aufgabe, die sich die Baukunst der Griechen stellte, war zu allen Zeiten eine lediglich formale. Die Frage, in der die konstruktiven Bestrebungen der verschiedenen Stile stets gipfeln, wie die Überspannung des lichten Raumes zu erreichen sei, war für sie längst in so klassischer Einfachheit gelöst, dafs auch das Gewölbe, das sie, wie ich glaube, vor den Etruskern und Römern besafsen[1]),

[1]) Röm. Mitteil. XII 198 ff.

Digitized by Google

über eine bescheidene Rolle nicht hinausgekommen ist. Jene klassische Lösung war schon im zweiten Jahrtausend durch das mykenische Gebälk und das mykenische Megaron überhaupt gegeben. Für so manches Problem griechischer Baukunst haben wir also heute hier anzufangen.

Von gröfster Bedeutung erscheint mir die Sonderstellung der VI. Stadt auf Hissarlik. Auch v. Reber hat in seiner eingehenden Untersuchung 'Über das Verhältnis vom mykenischen zum dorischen Baustil' (Abh. d. Kgl. Bayer. Ak. d. Wiss. 1896) Troia VI neben Tiryns und Mykenae als gleichartige mykenische Burg behandelt. Nun hat Troia VI gewifs mykenische Einflüsse erfahren. Dafür sind nicht allein die importierten mykenischen Vasen zuverlässige Zeugen, sondern auch die Grundform der Megara, die im Gegensatz zu Troia II schon die Verhältnisse der mykenischen Megara in Griechenland zeigen, und die senkrechten Vorsprünge der Mauern, deren wichtige Analogie uns auf Arne im Kopaissee erhalten ist. Der fundamentale Unterschied aber besteht darin, dafs auch die aufgehenden Wände der Megara aus Stein waren. Dadurch stellt sich Troia VI nicht allein mit Tiryns, Mykenae, Arne, sondern auch mit der unter ihm in der Tiefe liegenden zweiten Stadt in starken Gegensatz, und gerade deshalb glaube ich nicht, dafs wir einfach mit dem Hinweis auf das 'von der jeweiligen Örtlichkeit dargebotene Material' (v. Reber a. a. O. 7) darüber hinaus kommen werden. Es ist nicht nur 'nicht ganz ohne Belang', sondern von gröfster Wichtigkeit, dafs thatsächlich die mykenischen Megara in Griechenland die ältere Bauweise von Troia II nur auf einer höher entwickelten Stufe zeigen. Denn auf Hissarlik selbst hat sich diese Entwickelung nicht vollzogen. Vielmehr scheint hier die Tendenz, möglichst aus Stein zu bauen, wenn nicht schon bei der untersten, ältesten Ansiedelung, so doch bereits bei der dritten Schicht erkennbar zu sein; in der sechsten Schicht ist der Steinbau bereits feste lokale Tradition, der sich auch der mit mykenischer Bauweise offenbar genau vertraute Baumeister fügt. Im Hinblick auf Troia II habe ich daher bei der sechsten Stadt früher von einem 'Bruch mit der alten Technik und der Einführung eines neuen Prinzips' gesprochen (Jahrb. d. Inst. XI 214). Neu ist das Prinzip des totalen Steinbaus aber vielleicht nur insofern, als es damals in Troia VI zum ersten Mal bei dem Plan des mykenischen Megaron angewendet erscheint. Durch diese Verbindung des mykenischen Hausschemas mit einer diesem fremden, neuen Mauertechnik in Kleinasien erhält die Entwickelung dort einen anderen Lauf als in Griechenland, wodurch uns wiederum ein richtigeres Verständnis des ionischen Baues erschlossen wird (s. u.). Es ist also strenggenommen nicht die Technik von Troia VI, sondern diejenige der dritten Periode der zweiten Stadt, die auf Hissarlik isoliert erscheint. In viel gröfserem Umfange als in Troia VI sind hier fremde Elemente eingedrungen, ein Prozefs, den die damals gleichfalls importierten kostbaren Goldgeräte nur bestätigen können. Gerade die Berücksichtigung der Mauertechnik von Troia VI und ihrer Abweichungen von derjenigen der übrigen Ruinen, die nach v. Reber kaum in Betracht kommt, ermöglicht also, eine früher ausgesprochene Hypothese, dafs die Bauart

Digitized by Google

des Palastes und der Prachtthore plötzlich als etwas Ungewöhnliches in Troia II eingeführt worden ist[1]), zur Gewifsheit zu erheben. Diese Bauten sind für uns nur das einzige und deshalb eminent wichtige Zeugnis für die Baukunst, aus der sich die mykenische entwickelt hat und deren Heimat Hissarlik jedenfalls nicht gewesen ist.

Von den primitiven Formen, die für uns heute nur noch die dritte Periode von Troia II vertritt, führt die Entwickelung zu denjenigen der mykenischen Bauwerke. Ich darf dafür auf die Zusammenstellungen im Jahrb. XI 211 213 216 ff. verweisen. Ebenda habe ich versucht, das Auftreten der Säule, die in Troia II noch unbekannt ist, durch Gegenüberstellung der Nischen der Hofmauer von Troia II und der diesen entsprechenden Hallen des Tirynther inneren Palasthofes zu erklären. In der mykenischen Architektur in Tiryns und Mykenae ist sie schon völlig eingebürgert, an den Grab- und Thorbauten der jüngeren Epoche sogar schon in Stein umgesetzt und als dekoratives Element verwendet. Unbedingt notwendig und unentbehrlich war sie jedoch auch damals nicht. Die mykenischen Ruinen von Goulas (Kreta)[2]), der Palast von Arne, die Megara auf Troia (bis auf eines) verwenden die Säule nicht; nur in einer offenbar besonderen Verwendung ist sie in dem einen trojanischen Bau VI *C* und in der einen langen Halle auf Arne nachgewiesen. Bei der Verschiedenheit, die überhaupt in gar manchen Zügen zwischen den einzelnen Anaktenhäusern besteht[3]), darf auch jene begrenzte Anwendung der Säule uns nicht wundern. Wenn dieselbe aber nur in der Peloponnes und hier wieder besonders in Tiryns zu ausgiebiger Verwendung gelangt, so dafs nur hier in der Argolis alle Elemente der griechischen Tempelanlage vorgebildet sind, so ist man sehr stark versucht, hierin den urkundlichen Beleg für eine alte Überlieferung zu erkennen, dafs thatsächlich die ersten griechischen Tempel in der Argolis oder wenigstens in der Peloponnes entstanden seien. Noch Vitruv weifs von einer Tradition, dafs der Heratempel bei Argos das erste — zufällig — dorische Gebäude gewesen sei, und in Olympia stand das Heraion, das man fast noch einen mykenischen Bau nennen möchte. — Es liefert den besten Beweis dafür, wie viel auf die Mauertechnik ankommt. Denn gerade diese ist ja das spezifisch Mykenische am Heraion. Nur der Lehmziegelwände wegen, die ihrerseits wieder durch das schwer lastende Gebälk bedingt waren, hat man die hölzernen Bohlenverkleidungen der Anten und Thürleibungen noch daran beibehalten, und nur weil man so langsam zum Steinbau überging und erst allmählich einzelne Teile gleichsam wörtlich in diesen übersetzte, sind bei den anderen dorischen Tempeln auch die Formen jener hölzernen Bestandteile, wie sie das Heraion zeigt, im Steine nachgebildet und erhalten worden. Das Heraion ist auch darum von so grofsem Werte, weil sich wenigstens an einem seiner Teile in einzigartiger Weise dieser

[1]) Archäol. Anzeiger 1890 S. 67 (Puchstein).

[2]) The Annual of the British School at Athens II 1895/96.

[3]) Ich werde darauf demnächst an anderer Stelle zurückkommen.

Digitized by Google

Umsetzungsprozefs thatsächlich vollzogen hat. Wie Dörpfeld nachgewiesen hat[1]), waren anfänglich auch dessen Säulen noch von Holz, und auf ihnen lag ein hölzernes Gebälk; jene wurden im Lauf der Jahrhunderte bis auf die eine Säule im Opisthodom, die noch Pausanias sah, durch Steinsäulen ersetzt, deren verschiedenes Alter die Kapitellprofile verraten — das Gebälk ist ohne Rest vergangen, war also gewifs immer aus Holz geblieben. Selbst von dem nachträglich aufgesetzten Giebeldach, das der Tempel schon früh erhielt, hat sich nur das hocharchaische Giebelakroterion in Bruchstücken gefunden.

Die frühe Datierung des Heraion durch Dörpfeld ist von Puchstein in Zweifel gezogen worden (Jahrb. XI 70). Ich verkenne das Gewicht seiner Gründe nicht, glaube aber, dafs — man mag über dieselben denken wie man will — die Stellung des Heraion in der Baugeschichte unerschüttert bleibt. Ich gebe nur folgendes zu bedenken. Puchstein hält es für mifslich, 'die sicheren Übereinstimmungen mit der mykenischen Bauweise in Technik und Plan zu einer Datierung zu verwenden', weil in Olympia nirgends mykenische Spuren gefunden worden, und weil es sehr unwahrscheinlich sei, 'dafs die Pisaeer oder vielmehr die Skilluntier an der Entwickelung der mykenischen Baukunst teilgenommen haben und trotzdem von mykenischer Töpferei und Metallurgie vollständig verschont geblieben sein sollten'. Dazu komme, dafs selbst die primitiven Funde der tiefsten olympischen Schichten, des häufig vorkommenden Eisens wegen, nicht in mykenische Zeiten zurückwiesen. Damit ist aber nur gesagt, dafs das Heraion gewifs erst zu einer Zeit errichtet wurde, als mykenische Ware nicht mehr in Griechenland eingeführt und vertrieben wurde. Aber hiermit wird der Kernpunkt der Frage nicht getroffen. Ob das Heraion hundert Jahre älter oder jünger ist, ob es mit zuverlässiger Gewifsheit möglichst nahe an die mykenische Kulturperiode gerückt werden kann, ist gar nicht das Entscheidende. Dieses liegt vielmehr darin, dafs das Heraion eben k e i n Tempel ist wie viele andere, die im VII. und VI. Jahrh. auf griechischem Boden entstanden. Denn von keinem jener anderen Tempel wissen wir, dafs er 'in der Art des Heraion', nämlich aus Lehmziegelwänden mit Holzverkleidung und Holzsäulen sich erhob. Dem 'vollkommen entwickelten dorischen Grundrifs' des Heraion steht der mykenische Charakter seines Aufbaues, der sich nicht leugnen läfst, g l e i c h w e r t i g gegenüber. Und aus diesem Aufbau sind wir verpflichtet den Schlufs zu ziehen, dafs die Fortentwickelung der mykenischen Baukunst von dem Bestehen der mykenischen Kultur in Griechenland unabhängig und noch möglich war, als diese längst ihr Ende gefunden hatte. Wir können uns dieses 'Ende' ja doch einigermafsen vorstellen. Die Blüte dieser Kultur fällt zusammen mit derjenigen der Herrengeschlechter auf den mykenischen Burgen. Unter ihrer Herrschaft wird die Einfuhr der Erzeugnisse der mykenischen Kleinkunst aufserordentlich begünstigt und nimmt einen mächtigen Umfang an. Sie hört fast plötzlich auf, und der geometrische

[1]) Historische und philologische Aufsätze, Ernst Curtius gewidmet und Olympia I Text S. 28 ff.

Stil, der in allen möglichen lokalen Spielarten auf sie folgt, ist nur die letzte Ausgestaltung des primitiveren Linearstiles, der der mykenischen Occupation vorangegangen war. Wenn wir nun heute immer deutlicher erkennen, 'dafs in dem eigentlichen Mittelpunkt der mykenischen Kunst, der irgendwo im Osten lag, das mykenische Kunstgewerbe länger geblüht hat, als auf dem hellenischen Festlande' — in dem von Wide nachgewiesenen mykenischen Einflufs auf die Dekoration geometrischer Vasen aus Kreta, Rhodos und anderen Inseln sowie Karien ist ein starker Beweis dafür gegeben[1]) —, so wird die Annahme doch immer als die richtigste erscheinen, dafs es die an den Namen der Dorer geknüpften Umwälzungen waren, die der mykenischen Herrenkultur in Griechenland ein jähes Ende bereiteten. Verlangt das aber den weiteren Schlufs, dafs damals auch sämtliche alten Burgen und Paläste zu Grunde gingen? Die Brandkatastrophen auf Tiryns und Mykenae können ebensogut später eingetreten sein, und die keramischen Funde, die in den Wohnräumen dieser Burgen und auf der Akropolis von Athen gemacht worden sind, sprechen dafür, dafs die neuen Herren sich den Vorteil der gewaltigen Mauern nicht entgehen liefsen. Mykenische Megara können das Ende mykenischer Kultur in Griechenland lange überlebt haben. Nichts spricht gegen diesen Schlufs, das Heraion von Olympia und der dorische Tempel zwingen zu demselben. Wer also die Erbauung des Heraion nicht über das VIII. Jahrh. zurückführen will, mufs zugeben, dafs echte mykenische Bautechnik sich so lange in der Peloponnes erhalten habe; wem dies widerstrebt, der mufs Dörpfelds Führung folgen, soweit er irgend kann. Das ist selbst im Hinblick auf die geometrischen Funde bei und unter dem Heraion (Jahrb. XI 71) nicht so schwer. Denn wenn von sachkundigster Seite geraten wird, das Ende des attischen Dipylonstiles nicht unter das VIII. Jahrh. hinabzurücken (Athen. Mitt. XVIII 137), dürfen wir einfache geometrische Geräte und Figuren sicherlich schon länger als ein Jahrhundert vorher annehmen. Auch als ein Bau, der jünger als einzelne geometrisch verzierte Gegenstände wäre, kann das Heraion in sehr früher Zeit entstanden und älter als alle übrigen uns heute bekannten Steintempel sein. Auf jeden Fall aber ist es der einzige Bau, der eine alte, uns jetzt als mykenisch wohlbekannte Technik noch festgehalten und damit die alte Hypothese über die Herkunft der Tempelformen zur Gewifsheit erhoben hat.

Als das Megaron zur Tempelcella wird, tritt es aus dem Zusammenhang mit der übrigen Wohnung heraus, mufs, von der profanen Umgebung gelöst, für sich stehen. Da Wohnungen und Palastbauten aus der ehemaligen mykenischen Zeit noch existiert haben müssen, als man nach ihrem Vorbild die ersten Tempelcellen baute, so werden die ersten Tempel schwerlich diejenigen gewesen sein, die im Anschlufs an den Kult am Altar im Hofe des alten Anaktenhauses errichtet wurden, wie es z. B. in Mykenae, Tiryns und Athen der Fall war; die dortigen Tempel setzen den gänzlichen Verfall der alten Paläste voraus. Viel eher werden wir uns die ersten Tempelbauten allein,

[1]) Athen. Mitteilungen XII 233 ff.

Digitized by Google

fernab von der Stadt, im heiligen Hain, entstanden denken müssen, da wo schon in mykenischer Zeit ein Altar oder ein Götterthron gestanden hatte. So z. B. das Heraion von Argos, zu dessen Stelle ja bereits die mykenische Hochstrafse führte. Hatten diese ältesten Tempel auch nur die einfache Form des Megaron? Wir können das so wenig beweisen, wie widerlegen. Aber bedenken müssen wir, dafs die ältesten Gebäude 'in antis' einfache Megara der tempellosen mykenischen Zeit, dagegen schon die ältesten Tempelgebäude, die wir kennen, peripterale Anlagen sind. Schon in der Zeit, als der Steinbau, ebenso wie in dem mykenischen Wohnhaus, noch auf den Sockel beschränkt war, zeichnete man den Tempel vor den Profanbauten durch die ringsumgehende Halle aus Holzsäulen aus. Ich neige daher noch heute zu der Ansicht, dafs hierin von vornherein das ausgezeichnete Merkmal des Gotteshauses bestand (Jahrb. XI 233 u. Anm. 96). Dazu trat gewifs sehr früh die Erweiterung des Grundrisses. Die der Vorhalle entsprechende Hinterhalle ist eine so einfache Folge der durch die Peristasis hergestellten Allseitigkeit des Megaron, dafs sie nicht darum erst dem vollkommen entwickelten dorischen Tempel angehören kann, weil sie bei diesem als Regel erscheint. Oder haben wir wirklich irgend eine Sicherheit dafür, dafs die offene Hinterhalle in antis erst dem entwickelten Dorismus, nach Puchsteins Ansicht offenbar frühestens vom VI. Jahrh. ab, angehören könne? Ich glaube kaum. Auch noch in der klassischen Zeit finden sich im dorischen Tempelgrundrifs Verschiedenheiten zur Genüge, und nicht nur der Tempel in Assos, der ältere Tempel in Rhamnus und der Peisistratische Dionysostempel — Tempel, unter die man das Heraion unmöglich hinab datieren kann —, sondern auch der jüngere Dionysostempel, der für das Kultbild des Alkamenes errichtet wurde, die Asklepiostempel in Epidauros und Athen, das Amphiareion in Oropos lassen die Hinterhalle der Cella wieder weg. Anderseits aber fehlen Tempelgebäude, deren Cellen ein nachweislich älteres, oder gar dem Megaron näher stehendes Grundrifsschema besäfsen. Man führe hiergegen nicht die Cellen einiger Selinunter Tempel an (Abb. I 1—3), von denen kaum der älteste über das VI. Jahrh. hinaufgerückt werden kann (Selinunt um 628 gegründet). Schon der Hekatompedos auf der athenischen Akropolis mit seiner Hinterhalle (4) mufs mindestens gleich alt sein, da nach Wiegands glänzender Untersuchung (vgl. *Ἑστία* v. 9. März 1896) die berühmten Porosgruppen, die uns der 'Perserschutt' der Akropolis erhalten hat, seine Giebel geschmückt haben[1]); auch die Dreiteilung der Cella durch

[1]) Es ergeben sich daraus interessante Probleme. Wie wurde die Peisistratische Peristasis, deren Giebel die jetzt von Schrader so glücklich rekonstruierten Gruppen des Gigantenkampfes füllten, mit dem älteren Bau verbunden? Wurde damals der alte Giebel zerstört? Oder, wenn nicht, blieb er sichtbar, d. h. fehlte der neuen Peristasis die horizontale Decke, oder verschwand er hinter bezw. über derselben? War die horizontale Pterondecke vorhanden, so wird sie aus Holz gewesen sein, wie diejenigen am Alkmäonidentempel zu Delphi (Bull. de corresp. hellén. XX 647). Sich den alten Tempel auch ohne Peristasis fortbestehen zu denken, fällt nicht so schwer, wenn man die Thatsache in Rücksicht zieht, dafs die Peristasis ein vielleicht nie ganz organisch mit jenem verbundener Zusatz war.

Digitized by Google

die Innensäulen ist in ihm vollzogen. Und was wäre denn an jenen Tempeln in Selinunt altertümlicher als am Heraion? Der hocharchaische, neuerdings wieder für den ältesten erklärte[1]) Tempel C hat, ebenso wie der jüngere Tempel S, eine nur durch eine Thür zu betretende Vorhalle und trennt hinten von der Hauptcella das kleinere sogenannte 'Allerheiligste' ab. Für jene Form der Vorhalle giebt es meines Wissens nur eine ältere Analogie, die höchstens ebenso alt ist wie die offene mykenische Halle in antis: den Palast von Arne, dessen beide Hauptmegara einen ebenso geschlossenen Vorraum haben, dessen

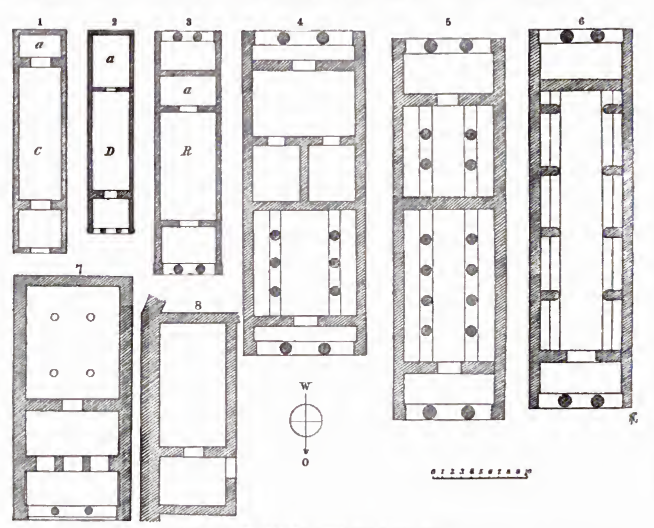


Abb. I Altgriechische Tempelcellen und Megara.
1—3 Tempel in Selinus. 4 Alter Athenatempel (vor Peisistratos). 5 Tempel von Korinth. 6 Heraion von Olympia. 7 Hauptmegaron in Tiryns. 8 Hauptmegaron auf Arne.

Eingang nur aus lokalen Gründen ein seitlicher ist (Bull. de corresp. hellén. XVIII Taf. 11; s. Abb. I 8). Für das 'Allerheiligste' (a) aber giebt es keine ältere Analogie. Man hat angenommen, dafs dieses 'bei einer Umbildung des Grundrisses einer offenen Hinterhalle Platz gemacht' habe (Durm, Bauk. d. Gr.[2] 54). Dagegen spricht schon genügend die eine Thatsache, dafs die jüngeren Tempel A

[1]) Von Puchstein, Archäol. Anzeiger 1892 S. 12, wie schon Benndorf, Metopen von Selinunt S. 38, wollte, während z. B. Durm, Bauk. d. Gr.[2] I 203, mit Semper D für den ältesten Tempel ansieht.

Digitized by Google

und *R* (Abb. I) in Selinunt und der Tempel in Segesta das 'Allerheiligste' noch behalten und erst hinter diesem die offene Hinterhalle zeigen. Diese ist demnach einfach nach dem Vorbild anderer dorischer Tempel dem älteren dreigeteilten Tempelhause hinzugefügt worden; letzteres aber können wir nur als eine Spezialität lokaler selinuntischer Bauweise ansehen, die aufserhalb von Selinunt nur ganz vereinzelte, in Griechenland selbst keine Nachfolge gefunden hat.

Neuere Messungen Koldeweys (Archäol. Anz. 1892 S. 12) haben im Gegensatz zu den älteren Aufnahmen ergeben, dafs der Stylobat des Tempels *C* in Selinunt, des Tempels also, der sich im Cellagrundrifs am stärksten von griechischer Tempelform unterscheidet, aus mächtigen Blöcken besteht, die gerade von einer Säulenachse bis zur nächsten reichen. Dies (1) wie das Folgende habe ich durch die schematischen Skizzen Abb. II zu veranschaulichen gesucht. An dem nach Puchstein etwas jüngeren Tempel *D* und dem noch jüngeren, durch seine Metopenreliefs bald nach 550 datierbaren *S* finden sich statt dessen kleinere, nicht gleichbreite Platten, die auf die Säulenachsen keine Rücksicht nehmen — ähnlich am Heraion (2). Erst die jüngsten Tempel in Selinunt — die auch in der Hinzufügung der Hinterhalle augenfällig den Anschlufs an die allgemeiner gültige griechische Cellaform zu finden suchen — verteilen gleichgrofse Quadern abwechselnd auf Interkolumnien und Standplätze der Säulen (3). Hieraus aber eine Datierung für das Heraion zu gewinnen, halte ich für unmöglich. Koldeweys Beobachtungen haben wohl einzelne Thatsachen erkennen lassen, deren zeitliche Abfolge sich in den vorliegenden Fällen auf Grund anderer Indizien bestimmen läfst. Aber sie bilden keine unverrückbar logische Abfolge der Art, dafs damit ein allgemein gültiges Kriterium für die Datierung anderer, räumlich weit entfernter Tempel gewonnen wäre. Die absichtliche Beziehung zwischen Stylobatplatte und Säulenachse zeigt sich bei *C* (1) ebenso wie bei Bauten, die 50 und 100 Jahre jünger sind (3); *C* ist nur das bis jetzt nachweislich erste Beispiel dafür. Der Fortschritt über *C* hinaus liegt in dem Lagerungssystem der einzelnen Stylobatplatten: insofern ist die spätere Anordnung kleinerer Platten (3) der älteren

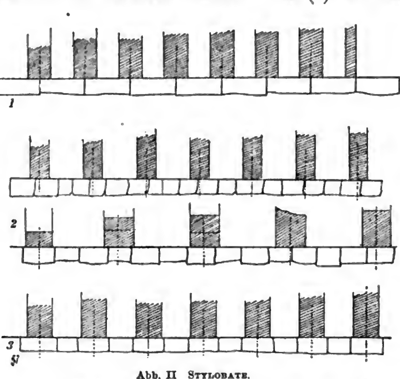


Abb. II Stylobate.
1 Selinus *C*. 2 Selinus *D S*. Heraion von Olympia, Oststylobat. 3 Selinus, jüngste Tempel.

Digitized by Google

des Tempels *C* überlegen. Auch wird man zugeben müssen, dafs ein Tempel, dessen Stylobat zwar kleinere Platten verwendet, aber dabei die Säulenachsen nicht in Rücksicht zieht (2), älter ist, als die Beispiele dieses systematischen Verfahrens. Um das vom Heraion zu sagen, wäre das analoge Verhältnis der Tempel *D* und *S* zu den jüngeren Selinunter Tempeln nicht einmal nötig. Setzt aber anderseits die regellose Lagerung des Stylobates am Heraion wiederum eine Vorstufe voraus, die grofse Blöcke von Achse zu Achse (= 1) gehen liefs? Um das vom Heraion zu sagen, müfste man im Stylobat von *C* auch die Vorstufe für denjenigen von *D* und *S* erkennen. In Wahrheit aber haben die beiden Lagerungsverfahren gar nichts miteinander zu thun. Das Prinzip, das am Stylobat von *C* mafsgebend war, haben die Architekten von *D* und *S* nicht befolgt, noch weniger aber aus ihm etwa das ihrige entwickelt. Denn aus dem System — das doch offenbar uns in *C* entgegentritt — entwickelt man nicht Systemlosigkeit, wie sie *D* und *S* zeigen. Viel eher dürfte man daher behaupten, dafs die Architekten von *D* und *S* bei einem altertümlicheren Verfahren beharren bezw. dazu zurückkehren. Zur Bestätigung dafür könnte dienen, dafs der Tempel *D* von *C* wie von *S* darin abweicht, dafs er das, ja nun einmal sicher uralte, Schema der Vorhalle in antis wählt und die Anten in Dreiviertelsäulen enden läfst (s. Abb. I); das nächste Gegenstück zu letzterer Eigentümlichkeit — Benndorf[1]) hat sie einmal geradezu 'primitiv' genannt — bieten die Querwände der Heraioncella, deren Stirnverkleidung ursprünglich auch von (hölzernen) Säulen gebildet wurde, ein Verfahren, dessen Erklärung in der alten Holz-Lehmziegeltechnik zu suchen ist (Jahrb. XI 216 ff). Erst dadurch, dafs die kurzen Querwände durchgeschlagen wurden (Olympia I 32 ff. Jahrb. XI 218), bekam der Grundrifs der Cella eine äufserliche Ähnlichkeit mit den ausgebildeten dorischen Tempelcellen; als man das Heraionschema mit diesen identifizierte, hat man diesen wichtigen Faktor gewifs übersehen.

Nach allen diesen Überlegungen bleibt die letzte Entscheidung zwischen dem Heraion und den sizilischen Tempeln, sowie den ältesten grofsen Tempeln in Griechenland (Hekatompedos, T. v. Korinth) doch schliefslich nicht dem Grundrifs, sondern dem Aufbau vorbehalten. In z. T. hochaltertümlichen, schweren Verhältnissen, aber bis zum Giebel aus Stein treten diese uns entgegen: der Aufbau des Heraion trägt das Gepräge einer ganz anderen Altertümlichkeit, denn seine Technik ist die der mykenischen Baukunst. — Damit bleibt die Berechtigung, die Einzelformen des dorischen Aufbaues aus älteren Holzkonstruktionen herzuleiten, bestehen.

[1]) Metopen von Selinunt S. 24.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

SOKRATES BEI PLATON.

Von Alfred Gercke.

Im Jahre 1869 schrieb K. Lehrs: 'Der Platonische Sokrates ist das getroffene Porträt des wirklichen Sokrates, von einem Meister gemalt und aufgefafst' . . . und 'Plato legt bekanntlich seine ausgebildete Lehre dem Sokrates bei. Damit hat, meiner Überzeugung nach, Plato nicht nur das Bewufstsein aussprechen wollen, dafs er doch alles von Sokrates habe, sondern auch die Überzeugung, dafs seine Fortführung des Sokratischen so von selbst folgende Konsequenzen seien, dafs Sokrates bei etwa fortgesetztem Lehren sie selbst würde gezogen haben'. Ja, Lehrs war geneigt, die Echtheit des Parmenides aufzugeben, weil er in diesem Dialoge einen Widerspruch zu den obigen Sätzen bemerkte, da ja darin dem jugendlichen Sokrates die Ideenlehre als ein bereits klarer Originalgedanke zugeschrieben werde. Immer trug Platon seines Lehrers Bild im Herzen; zufällige Erinnerungen an Einzelheiten aus Sokrates' Leben oder Wirken wurden Anlässe seiner Dialoge.[1])

Über diese einseitige Auffassung eines um andere Zweige der Wissenschaft hochverdienten Gelehrten ist die Platonforschung stillschweigend zur Tagesordnung übergegangen. Aber kürzlich hat sich ein anderer, dessen eindringende Forschung über Platons Gesetze unerwartetes Licht verbreitet hatte, Ivo Bruns, eine ähnliche Auffassung wie Lehrs gebildet und sie ausführlich vorgetragen und begründet[2]), freilich ohne sich darauf einzulassen, sich mit den vielen entgegengesetzten Resultaten der bisherigen Forschung auseinanderzusetzen. Dieses nachzuholen und die Berechtigung des neuen gegenüber dem alten Standpunkte im einzelnen zu prüfen, liegt im Interesse der Sache, im Interesse der weiteren Forschung. Und eine Selbstbesinnung hat auch dann ihr Gutes, wenn dadurch nicht neue Resultate hervorgerufen, sondern nur der Zweifel, ob der bisher eingeschlagene Weg ein richtiger sei, bestärkt oder beseitigt wird.[3]) Die Frage, ob Platon auch in den Gesprächen seiner Blüte, wie vielleicht in seiner frühesten Zeit, nur historische Porträts von Sokrates und seinen Mitunterrednern liefern wollte und stets nur unbewufst und in Kleinigkeiten von der historischen Wahrheit abwich, ist ja in mehr als einer Hinsicht von allergröfster Bedeutung.

[1]) Platos Phädrus und Gastmahl . . . von K. Lehrs, Leipzig 1869, Einl. 22; 17 u. ö., vgl. 19, 1; 14.

[2]) Das literarische Porträt der Griechen . . von Ivo Bruns, Berlin 1896, III. Buch.

[3]) Hirzel hat in seinem Buche Der Dialog, ein literarhistorischer Versuch (Leipzig 1895) die geltenden Ansichten nach der Seite der künstlerischen Behandlung der Platonischen Dialoge dargestellt und weiter ausgeführt, so dafs Bruns als sein Antipode erscheint.

Digitized by Google

Ich gehe von einer Einzelheit des dialektischen Kampfes aus, um die Frage zu entscheiden, ob der Platonische Sokrates Gegner Platons und ihre Lehren bekämpft oder ob Platon nicht daran denkt. Sokrates spottet im Theaitetos über den Satz des Protagoras 'Der Mensch ist das Mafs aller Dinge': dann könne man auch sagen, das Schwein oder der Affe sei das Mafs aller Dinge (161 C). Später nimmt er das zurück und tadelt diese unfeine Art der Polemik selbst auf das schärfste; mit vollem Recht könne Protagoras einwerfen: 'Bestreite doch lieber das, was ich wirklich behaupte ... sprichst du aber von Schweinen und Affen, so beträgst du dich nicht nur selbst wie ein Schwein, sondern verführst auch deine Zuhörer, sich so gegen meine Schrift zu benehmen, was nicht anständig ist' (166 C). Die Wichtigkeit dieser vielbesprochenen Bemerkungen ist auch Bruns S. 261 nicht entgangen, er hat daraus aber falsche Folgerungen gezogen. Er meint, Platon bezeuge damit, dafs er nicht nur diese Art der Kritik mifsbillige, sondern sie auch selbst nie geübt habe, dafs er daher z. B. nie habe daran denken können, Antisthenes als Sokratiker unter der Maske der beiden Klopffechter im Euthydemos zu verunglimpfen oder einzelne seiner Lehren zu verspotten. Allein die Thatsache bleibt doch wohl bestehen, dafs Platon den Euthydemos und seinen Bruder Dionysodoros in der drastischsten Weise gezeichnet und dem Spotte preisgegeben hat, mögen sie nun in dem Dialoge nur ihre eigenen Lehren vortragen oder mögen diesen, was ich für ausgemacht halte[1]), Lehren des Antisthenes beigemischt sein.

Bruns sieht in jener Selbstberichtigung im Theaitetos einen feierlichen Widerruf gegen Sokrates' eigenes früheres (161 B ff.) polemisches Auftreten. Wäre das richtig, dafs also Platon auf gröbere Polemik damit verzichten wollte, weil er sie für 'unanständig', für eine 'Brutalität', für eine 'Roheit' hielt (Bruns 260 f. 303), so müfste nicht nur dem Theaitetos das II. Buch des Staates vorausgehen, weil Glaukon hier den geschilderten kynischen (?) Naturstaat 'Schweinestaat' nennt (372 D), ohne von Sokrates berichtigt zu werden oder selbst später den Ausdruck zurückzunehmen, sondern Platon müfste im Theaitetos zur Einsicht gekommen sein, dafs er selbst hier (wie auch im Euthydemos) früher die Grenzen des Anstandes überschritten hätte. Platon müfste also bewufst seinen Meister sagen lassen, statt es selbst von sich zu sagen, er habe sich früher (im Theaitetos wie an den anderen Stellen) unanständig benommen. Und dieser Zug vertrüge sich schlecht mit der Pietät, die selbst die von Bruns bekämpften Forscher dem Platon nicht rauben lassen würden.

Die Ansicht ist aber in der Grundlage falsch. Schon Schleiermacher hat erkannt und Bonitz bewiesen, dafs die ersten von Sokrates im Theaitetos vorgebrachten Einwendungen gegen die Erkenntnistheorie des Protagoras keineswegs von Platon geteilt sondern ausführlich abgewiesen werden (164 C—168 C), und somit älteres Gut vorliegt, das hier nur kritisiert wird. Die Quelle, die Schleier-

[1]) Mit Schleiermacher, Zeller, Bonitz, Urban, Dümmler u. a. Ich weifs nicht, ob Bruns das unbewiesene Behauptungen nennt, die sich schwer widerlegen liefsen (303): wenn seine Behauptung sich widerlegen läfst, festigt das die entgegenstehende allgemeine Anschauung.

Digitized by Google

macher allgemein als sophistisch bezeichnet hatte, ist von Dümmler als Antisthenisch erkannt worden, und Natorp, Bonitz-Heller, Zeller u. a. haben seiner Beweisführung zugestimmt.[1]) Von Antisthenes stammte also die witzige Parodie her 'das Schwein ist das Mafs aller Dinge', und ihm wirft Sokrates bei Platon unter der Maske einer Selbstberichtigung vor, er benehme sich selbst schweinisch. Das pafst zu Staat II 372 D und VII 535 E.

Ganz ähnlich scheint mir Platons Verfahren im Phaidros 260 B—D, nur etwas milder. Um die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Grundlage für die Rhetorik zu erweisen, zeigt Sokrates die Konsequenz des Gegenteiles an einem drastischen Vergleiche, fügt dann aber hinzu: 'Wir haben doch wohl die Redekunst gröblicher geschmäht, als nötig war; sie würde wohl selbst sagen: «Was treibt ihr sonderbaren Menschen für Possen? Ich zwinge doch niemand, der die Wahrheit nicht kennt, das Reden zu lernen» . . .' Also, sagt Sokrates, müsse man seine Gründe hören. Diese Selbsterkenntnis hinderte also Platon nicht, zuerst derb und plebejisch wie ein Komiker vorzugehen. War das seine Art? Hatte man ihm das vorgeworfen, wie Natorp (Philol. N. F. II 446 f.)[2]) meinte? Jener possenhafte Vergleich lautet so: wenn Sokrates den Phaidros überreden wolle, sich für den Krieg ein Pferd zu kaufen, ohne dafs sie beide ein Pferd kennten sondern nur glaubten, es müsse lange Ohren haben, und wenn er gar darum ein Lob des Esels verfafste und ihn als Pferd anpriese wegen seiner trefflichen Eigenschaften im Kriege, dann würde er sich lächerlich machen. Eben diesen Vergleich hat nun Antisthenes gebraucht.[3]) Er riet den Athenern, in der Volksabstimmung die Esel für Pferde zu erklären, und als sie das für thöricht erklärten, sagte er: 'Aber Feldherrn werden bei euch doch auch Leute, die nichts gelernt haben und nur durch Abstimmung dazu ernannt sind' (Laert. Diog. VI 8). Auch Platon hat eine ähnliche Nutzanwendung des Vergleiches angedeutet: es sei nicht mehr lächerlich, sondern schlimm, wenn ein Redner die Bürgerschaft zu etwas Bösem überreden wollte, wie wenn es gut wäre, nur weil beide Teile nicht Gut und Böse kennten. Das ist eine weitere Folgerung aus dem Bilde des Antisthenes, das Platon seinen eigenen sorgsamen Erörterungen vorausschickt. Auch hier erkennen wir den *κυνικὸς τρόπος*, der das Rindvieh in die Polemik gegen Platons Ideenlehre brachte (Euthyd. 301 A).

Man thut nicht gut daran, in all den verwickelten Problemen die spezielleren modernen Untersuchungen fast durchweg zu ignorieren, ihre Widerlegung gar nicht zu versuchen. Denn wenn in ihnen auch manches Falsche mit untergelaufen sein mag, so werden sie doch nicht umgestofsen durch allgemeine Sätze, wie 'dafs es eine Brutalität wäre, wenn Platon, um den Antisthenes persönlich zu verunglimpfen, dazu seinen Sokrates verwandt hätte, zu dessen

[1]) Dümmler, Antisth. 58, Akad. 174, vgl. Zeller II 1⁴ 301, 1. Jetzt will Susemihl wieder einen Unbekannten für Ant. einsetzen: Rh. Mus. LIII 458 f.

[2]) Vgl. dagegen auch meine Anm. in Sauppes Ausg. des Gorgias (Berlin 1897) zu 461 C.

[3]) Vgl. Winckelmann, Ant. fragm. S. 51 Anm. Schon Polykrates schrieb die Kritik dem Sokrates zu (Xen. Apomn. I 2, 9), vgl. Joel, Der echte . . . Sokrates, Berlin 1893, I 481.

Digitized by Google

Lieblingsschülern dieser Antisthenes gehörte' (Bruns 260). Diese Stellung des Antisthenes ist unbezeugt, nur seine Anhänglichkeit an Sokrates bezeugen uns Xenophon Mem. III 11, 17; Symp. 4, 44; 8, 4 ff. und Laertius VI 2. Gesichert ist dagegen, dafs dem feingebildeten Aristokraten Platon wie dem tiefgelehrten Aristoteles der 'ungebildete' Proletarier von Herzen unsympathisch war. Die neuere Forschung hat ferner seit Ritter das Sophistische in seiner Lehre wie seinem Auftreten hervorgehoben, und nach den Ausführungen von Windelband und v. Arnim[1]) bleibt aufser dem persönlichen Vorbilde des Sokrates und dem Streben nach Glückseligkeit mittelst Tugend kaum noch irgend etwas Sokratisches an dem Schüler des Gorgias. Platon konnte also den Pseudo-Sokratiker, der jede Forschung unmöglich machte, mit gutem Rechte als Sophisten angreifen und dem Sokrates die Rolle des Kritikers übertragen. Er nannte den Angegriffenen nie, weil er nach guter Gepflogenheit Lebende nicht nannte (aufser Lysias und Isokrates im Phaidros, was Hermes XXXII 380 halb erklärt ist) sondern den Titus oder Gaius zeichnete, um den Fabius zu karikieren.[2]) Das erklärt uns zugleich, warum Bruns Porträts von Platons Rivalen überhaupt nicht nachweisen konnte (S. 261 ff.).

Aller Wahrscheinlichkeit nach ging der Phaidros dem Theaitetos und Euthydemos voran, so dafs man die zunehmende Derbheit der Polemik gegen Antisthenes beobachten kann, wie ja auch dem Isokrates gegenüber Platons Freundschaft in Feindschaft umgeschlagen ist und diese sich immer mehr verschärft hat. Doch das führt über den Rahmen dieser Erörterung hinaus.

Bruns leugnet durchaus, dafs der Platonische Sokrates auf die litterarischen Fehden des IV. Jahrh. irgend welche Rücksicht nähme, sogar im Phaidros (S. 226), obwohl er diesen Dialog nicht schon zu Lebzeiten des Sokrates abgefafst denkt sondern die ganze schriftstellerische Thätigkeit Platons erst nach 399 wegen Apol. 39C f. mit Natorp beginnen läfst (228). Nur für den Anhang des Euthydemos giebt er Spengels Beweisen nach und sieht in dem ungenannten Rhetor den mit Platon zerfallenen Isokrates (S. 314), glaubt aber fälschlich diese Ausnahme besonders motiviert und Platons viel härteres Urteil im Munde seines Lehrers erheblich gemildert. Wer diese Konzession macht, wird sich schwerlich Spengels und Useners Auffassung der persönlichen Stellung Platons gegen Lysias und für Isokrates und im Gegensatze zu dem Urteile des Antisthenes auf die Dauer verschliefsen können, er müfste denn mit Usener den Phaidros vor 399 oder wenigstens die betreffenden Schriften des Antisthenes und den Beginn des Streites später ansetzen. Allein die Berücksichtigung einer drastischen kynischen Äufserung, die völlig unsokratisch ist, war ja schon oben nachgewiesen, und das Eingreifen des Phaidros in die rhetorischen Zwistig-

[1]) Windelband in seiner Epoche machenden Geschichte der Philosophie; H. v. Arnim, Dio von Prusa, Berl. 1898, 32 ff.; vgl. auch Natorps Artikel Ant. in Pauly-Wissowas Realencyklopädie I 2.

[2]) Bruns S. 260, der die Unterdrückung des Namens S. 314 beispiellos nennt, hat fälschlich verallgemeinert, was Blafs einleuchtend richtig bemerkt 'man stellt nicht einen Lebenden dar und meint einen anderen Lebenden' (Die att. Bereds. II² 36 Anm.).

Digitized by Google

keiten, wie sie etwa ein Jahrzehnt nach Sokrates' Tode ausgetragen wurden, steht anderweitig fest[1]); nicht Sokrates verwarf alle Schriftstellerei, was Lehrs[2]) und Bruns 226 f. aus dem Phaidros herausgelesen haben, sondern Platon selbst tritt hier gegen die *λόγοι γεγραμμένοι* auf, versteht darunter aber die rhetorischen Übungsreden (und weiter vielleicht auch die Litteratur, aber vorzugsweise die nichtdialogische Litteratur): nur als Erinnerungsblätter behalten Reden Wert, etwa wie Kollegheften, und so seine Dialoge.

Sonst sieht Bruns nur im Menexenos uns nicht näher bekannte litterarische Beziehungen, über die der antike Leser unterrichtet war (S. 359); aber diesen Dialog hält er (eben deshalb?) für unecht. Für die sicher echten, meint er, brauchten wir keinen zeitgeschichtlichen Kommentar, um sie und ihre Wirkung zu verstehen, obwohl dem antiken Leser, das giebt Bruns zu, manche uns verborgenen Anspielungen und Zusammenhänge offen lagen. Das verstehe ich nicht: wenn äufsere Anlässe für die Gestaltung einzelner Züge oder ganzer Dialoge vorlagen, so mufs deren Ermittelung ein unbestreitbares Ziel der Forschung bilden, und ihre Resultate sind unentbehrlich für die Erklärung. Wer versteht gerade die reifsten Dialoge wirklich, wenn er sich dagegen prinzipiell verschliefst? Wer könnte wohl Platons Entwickelung in seinen Lehren wie seiner Dialogkunst verfolgen ohne diese Gesichtspunkte? Nur wer auf alles dieses von vornherein verzichtet, dem kann der Platonische Sokrates als rein historisches Porträt erscheinen und als Platons Lebensaufgabe, dieses Porträt immer wieder in anderer Beleuchtung zu malen. Je mehr man dagegen sich in die Einzelheiten versenkt, um so mehr treten fast überall die unhistorischen Züge des Platonischen Sokrates hervor. Wo wir diese aber vermissen, da müssen wir weiter forschen, ob das nicht an uns und unserer mangelhaften Kenntnis der geistigen Bewegungen in der ersten Hälfte des IV. Jahrh. liegt. Das scheint mir eine rechte Nutzanwendung der Sokratischen *ars nesciendi* statt der von Bruns geübten Zurückhaltung gegenüber den modernen Vermutungen: die Sonde der Kritik mag man hier ansetzen, das skeptische *ἐπέχειν* fördert nicht.

Dafs Platon trotz des Scheines, als ob er die echte Sokratische Lehre überliefere, vielmehr seine eigene vortrage, die durch Aufnahme Pythagoreischer, Eleatischer und Heraklitischer Elemente eine durchaus andere geworden sei, hat schon 1742 Brucker behauptet[3]); und auch Bruns erkennt an, dafs der Platonische Sokrates oft Gedanken ausspreche, die sicherlich nicht er sondern Platon gedacht habe (S. 284 f.). Trotzdem behauptet Bruns, Platon habe nur unbewufst das historische Bild seines Meisters etwas geändert, das hebe aber die subjektive Treue Platons und seine Absicht, durchweg das Sokratesbild nach dem Leben zu zeichnen, nicht auf (S. 282 f.). Und während er hier von

---

[1]) Vgl. Hermes XXXII 359 ff. und die dort zum Teil angeführte, umfangreiche Litteratur.

[2]) Falsch auch Windelband in Iw. Müllers Handb. V 1² 112 und Natorp, Philol. N. F. II 443 nebst Anm. 12, richtiger dieser 434. Hirzel Dial. I 176 treffend, vgl. 180 413.

[3]) Vgl. Döring (Die Lehre des Sokrates . . ., München 1895, S. 8), der selbst Xenophon auffafst wie Bruns Platon.

Digitized by Google

einer Voraussetzung spricht, bezeichnet er bald darauf (S. 285) es als eine Thatsache, dafs Platon Jahrzehnte hindurch fortgefahren habe, den Sokrates in derselben Art zu verwenden, wie sie ursprünglich nach dem Tode des Meisters aufgekommen sei. Er schliefst daraus, dafs auch der selbständiger und einflufsreicher werdende Philosoph damit laut bekunde, dafs nach seiner Ansicht die wissenschaftlichen Fortschritte seiner eigenen Forschung wie der des ihm nahestehenden Kreises, da sie nur die Arbeit des Sokrates fortsetzten, sich auch nur als die Fortsetzung seines Lebenswerkes geben durften. Das ist der Standpunkt von Lehrs. Und damit ist die seit Brucker immer mehr gefestigte und von Bruns im Prinzipe eingeräumte Grundanschauung nahezu wieder aufgegeben: entweder lehrt der Platonische Sokrates sicher Unsokratisches[1]), oder er thut es nicht — *tertium non datur.*

Zum Belege seiner Ansicht führt Bruns die Ideenlehre an, deren Genesis Platons Sokrates im Phaidon beschreibt. Ob diese Angaben, namentlich betreffs des vergeblichen Versuches, das System des Anaxagoras auszubauen, historisches Material entweder über des Sokrates oder über Platons Entwickelungsgang enthalten, ist ein vielerörtertes Problem, das noch nicht sicher entschieden ist. Aber entschieden ist, dafs die Ideenlehre unsokratisch ist und nicht eine einfache Fortführung der logischen Begriffsbestimmungen darstellt sondern über ihren engen Kreis zu einer umfassenden metaphysischen Spekulation hinausgedrungen ist, und das unter dem Einflusse der Heraklitischen Lehre des Kratylos und wohl noch mehr der entgegengesetzten Eleatisch-Megarischen. Diese Ergebnisse der philosophischen Forschung wie ihre Begründung ignoriert Bruns und erklärt rundweg: 'Es läfst sich nichts abdeuteln an der Thatsache, dafs Platon damit den Kernpunkt seines Systems, die Ideenlehre, der Anregung des Sokrates zu verdanken behauptet' (S. 286).

Die Ideenlehre ist eng verbunden mit der Pythagoreisch-Platonischen von der Wiedererinnerung, mit dem Glauben an die Ewigkeit der Seele, wie das schon der Phaidros mit dem Feuer fast jugendlicher Begeisterung[2]) ausgeführt hat. Sokrates aber hatte dieses ganze Gebiet für aufserhalb der Wissenschaft liegend gehalten und persönlich sich nicht einmal darin fest entschieden, ob die Seele nach dem Tode des Körpers fortlebe oder nicht.[3]) So läfst Platon ihn in der Apologie 40C ff. sich äufsern, und gewifs historisch treu. Dann mufs aber sein unbedingtes Eintreten für die Unsterblichkeit im Phaidon unhistorisch sein, wie auch die sämtlichen Beweise. Und diesen Widerspruch gegen die Apologie mufs Platon bewufst begangen haben, weil es ihm nicht mehr auf die Person des Sokrates, sondern auf seine inzwischen gewonnene Überzeugung, die neue Wahrheit, ankam. Das läfst er den Sokrates

---

[1]) Das hat schon der heute leider vernachlässigte Schleiermacher mit markigen Strichen nachgewiesen und z. B. Natorp genauer für Gorgias und Phaidros verfolgt (Archiv f. Gesch. d. Philos. II 402 ff. Philol. N. F. II 583 ff.).

[2]) Norden, Die antike Kunstprosa, Leipz. 1898, I 69, 1; 105, 2. Bruns hält diese stürmische Sprache für Nachbildung des Stiles des alternden Sokrates.

[3]) Vgl. Zeller II 1⁴ 180. Meine Einl. zu Plat. Gorg. 31 f.

Digitized by Google

selbst aussprechen: 'Ihr aber, wenn ihr auf mich hört, achtet gering den Sokrates, die Wahrheit aber viel höher, und stimmt mir, wenn ich euch Wahres zu sagen scheine, zu, sonst aber widersprecht mir in jeder Weise' (Phaidon 91 C). Ebenso hat später Aristoteles der Wahrheit den Vorzug gegeben vor seinem Lehrer Platon.[1])

Deutlicher konnte dieser kaum bezeugen, daſs es gar nicht seine Absicht war, in dem Lehrinhalte des Phaidon ein getreues Bild der von Sokrates einst empfangenen Anregungen und Lehren zu zeichnen; sie treten vielmehr in Gegensatz zu der Person. Und das dürften wir, auch ohne das Zeugnis des Phaidon, doch nie über der künstlerischen Form der Platonischen Dialoge vergessen, daſs ihrem Verfasser ihre künstlerische Ausgestaltung eine *παιδιά*, ihr philosophischer Gedankeninhalt die Hauptsache war, um derentwillen er jene schrieb: nicht der *βίος Σωκράτους* war sein Ziel, sondern die *δόξαι Πλατωνικαί*, die Forschung der Schule, von der die Dialoge nur Abbilder, *εἴδωλα*, waren (Phaidr. 276 A). Und war der Sokrates in vielen mehr als ein *εἴδωλον*, mehr als der typische Vertreter der Platonischen Philosophie?

Gewiſs hat Platon im Phaidon, im Kriton und in der Apologie die Gestalt des Sokrates nach dem Leben gezeichnet und viele historische Einzelheiten aus seinen letzten Tagen anscheinend getreu berichtet, und auch andere Dialoge tragen sichtliche Porträtzüge. Das verkennt heute wohl niemand. Daſs es noch einmal mit Nachdruck hervorgehoben wird, ist gewiſs nützlich. Aber man darf nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Nicht einmal das historische Detail ist überall getreu oder sinngemäſs wiedergegeben. Daſs z. B. die angebliche Hilflosigkeit des Sokrates als Prytane im Jahre 406 unhistorisch im Gorgias 473 E geschildert ist, hat man bereits im Altertume bemerkt (Athen. V 217 F). Ja selbst die Darstellung der letzten Tage des Verurteilten und der Gang seines Prozesses sind von der Legende bereits ausgeschmückt und von der Apologetik verklärt.[2]) Das schadet freilich den Dialogen um so weniger, als das Persönliche meist nur 'wie beiläufig' auftritt (Bruns 119).

Aber zu den Porträtzügen gehört mehr, das ganze Auftreten des Mannes, seine Ironie und Bescheidenheit, seine maieutisch-dialektische Methode der Induktion, sein religiöser Glaube und seine politischen Überzeugungen. Wenn Platon diese historisch treu wiedergegeben hätte, dann hätten wir mit einer Thatsache von weittragender Bedeutung zu rechnen. Aber das hat er nicht, wenigstens nicht mehr in den kunstvollen reiferen Dialogen Phaidros, Gorgias, Theaitetos, Symposion und Phaidon, noch weniger in der Hauptmasse des Staates. Es würde zu weit führen, hier darzulegen, wie nicht nur der Lehrinhalt ein anderer, umfassenderer und vertiefter geworden ist, sondern auch die Deduktion an Stelle der Induktion tritt, systematische Darlegungen Platz greifen und Sokrates mit sicherem, bisweilen fast unfehlbarem Selbstbewuſstsein auf die unwiderleglichen Resultate seiner Philosophie hinweist, ohne die Gründe der

---

[1]) Nik. Ethik I 4, vgl. Archiv f. Gesch. der Philos. IV 432 440 f.

[2]) Hirzel stellt das I 191 ff. im Zusammenhange mit den Anachronismen vorzüglich dar.

Digitized by Google

Rivalen Platons zu umgehen und ohne Halt zu machen vor den letzten Fragen des Lebens. Auch hier finden sich noch ab und an einzelne historische Porträtzüge eingestreut, aber mit unendlicher Kunst zusammengewoben mit all den andersartigen Elementen, so dafs ein dichter Schleier über Platons Dialogkunst zu liegen scheint: es ist der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Ihn hat erst in jüngster Zeit die Platonforschung zu lüften begonnen[1]); und noch fehlt viel zu dem vollständigen Nachweise, wie Platons Idealfigur sich aus dem historischen Sokrates genetisch entwickelt hat. Aber die Forschung scheint mir auf dem besten Wege. Denn wir verstehen diese Gestalt vollkommen, wenn wir wissen, wie sie entstanden ist (Bruns S. 282). Und wir verstehen dann auch Platons Verhältnis zu Sokrates und die innere Entwickelung des unvergleichlichen Genius, die uns noch höher steht als das Porträt seines Lehrers. Platon hat, so viel scheint mir schon jetzt klar zu sein, dem Sokrates die Rolle des Gesprächsleiters in seinen ersten kleinen Dialogen gegeben, als er selbst noch durch und durch Sokratiker war oder sich doch wenigstens als solcher fühlte; das war eine That pietätvoller Dankbarkeit. Aber die philosophische Wahrheit stand ihm höher als die historische und als seine Freunde. Zuerst vielleicht unbewufst mischte er Unsokratisches dem Bilde bei, allmählich bewufster. Denn er konnte gar nicht an dem historischen Sokrates bis ins einzelne festhalten, als er in der wissenschaftlichen Methode, im Umfange seiner Forschung, in der Problemstellung, kurz in allem Wesentlichen über ihn hinauskam und der erste Organisator der Wissenschaft, der erste grofse Philosoph wurde. Dafs er trotzdem an der Gewohnheit seiner Jugend festhielt, dem Sokrates alle seine Errungenschaften zuzuschreiben, gerade das zeigt die Stärke seiner Pietät. Aber darauf konnte er nicht gefafst sein, dafs man deshalb sein Eigentum ihm absprechen und ihm nur die dichterische Form der Dialoge und eine sorgsame Ausführung und Fortbildung[2]) Sokratischer Lehren lassen würde, dafs man, um seine Pietät und Dichternatur zu heben oder zu retten, den Philosophen preisgeben, die Wahrheit selbst (wie er sagt) einer Person opfern würde.

Platons Sokrates ist also in wesentlichen Stücken unhistorisch. Aber ist denn das so schlimm oder merkwürdig? Bruns meint S. 284, die Dialoge 'alten Stils' wären doch für Leser geschrieben, die Sokrates noch persönlich gekannt hätten: für einen Zwitter-Sokrates hätte also weder das ihm freundliche noch das erst für Sokrates zu gewinnende Publikum erwärmt werden können. Ich denke, das wollte Platon auch gar nicht, oder wenigstens schon bald nach

[1]) Treffend hat Hirzel (Der Dialog I 174 ff.) Platons Kunst geschildert. Den echten Sokrates von dem Platonischen zu scheiden, wie ihn Joel von dem Xenophontischen zu scheiden versucht hat, habe ich nach dem Vorgange Schleiermachers und Natorps (oben S. 604, 1) in der Einleitung zum Gorgias § 4 (vgl. auch § 5 und 6) zunächst für diesen einen Dialog gewagt.

[2]) Lehrs meinte, Sokrates selbst würde diese Konsequenzen bei etwa fortgesetztem Lehren gezogen haben. Aber er ist doch über siebzig Jahre alt geworden, starb also in einem Lebensalter, wo in der Regel niemand mehr von neuem ansetzt zu völlig neuer Problemstellung und Grundanschauung.

Digitized by Google

399 nicht mehr, sondern für seine eigene Philosophie werben, für die neue Wahrheit, die sich ihm erschlossen. Wer sie bekämpfte, der bekämpfte nicht den Sokrates oder selbst Platon, sondern die Philosophie (Gorg. 484 A), der bekämpfte die absolute Wahrheit (Gorg. 486 E). Das genügt zu der von Bruns S. 283 f. gewünschten Erklärung für Platons Verfahren. Und wie dieser stritten auch seine Zeitgenossen und Gegner, Philosophen, Sophisten und Rhetoren für sich und ihre Schulen. Hätte Platon abseits stehen und sein Sokratesporträt ausmalen sollen?

Isokrates hat sich in vielen Schriften mit Platon auseinandergesetzt, ohne ihn je zu nennen. Antisthenes hat beide mit kynischer Derbheit angegriffen. Sollte Platon dazu schweigen, weil die Dialogform zur Antwort nicht paſste? Hatte er sich in der künstlerischen Form vergriffen und blieb ihr aus Eigensinn oder aus falscher Pietät gegen Sokrates getreu? Wenn etwas, so war doch gerade das Sokratische Gespräch geeignet, nicht wie ein Gemälde auf etwaige Bedenken zu schweigen, sondern alle Einwände und Angriffe zu berücksichtigen und zu beantworten, mochte immer der Gesprächführer als ein Zwitter-Sokrates erscheinen. Vielleicht hat der alternde Platon wirklich ähnlich darüber gedacht, da er in den 'Trilogien' die Gestalt des Sokrates fast ganz bei Seite schiebt. Aber das that er, als die Generation, die Sokrates persönlich gekannt hatte, fast ausgestorben war.

Wie stellten sich, als sie noch groſsenteils lebte, Platons Leser zu seinem Verfahren? Erschien es ihnen als Willkür, als unberechtigte und unverzeihliche Anhistoresie? Schwerlich. Polykrates hat Sokrates nach 393 angeklagt, wie wenn er noch lebte, aber seine Vorwürfe trafen nicht mehr ihn sondern den Antisthenes[1]), und dessen Freund Lysias lieſs Sokrates sich gegen diese neuen Anklagepunkte mit kynisch-lysianischen Gründen[2]) verteidigen; beides war unhistorisch und doch für Leser bestimmt, die Sokrates persönlich gekannt hatten, die aber auch in der Rhetorschule gelernt hatten, sogar den Thatbestand zu verdrehen, wenn das wirksamer schien.[3]) Xenophon hat in seine Sokratischen Schriften viele Sätze aufgenommen, die er nie von Sokrates gehört hatte, die vielmehr aus Schriften des Antisthenes (und Platons?) stammten; namentlich die kynischen Lehren hat er, soweit sie ihm gefielen, unbefangen seinem Lehrer zugeschrieben. Und Platon hat es wenigstens seit 393/0 nicht viel anders gemacht, er hat ihn eingreifen lassen in seine eigenen Kämpfe, er hat ihm seine Lehren zugeschrieben, auch wenn sie den Sokratischen schnurstracks widersprachen, wie die Verdammung der groſsen Staatsmänner Athens, er hat dem Polykrates ein ganz neues System entgegengestellt, das Sokrates als Philosoph von Beruf im Gorgias vorträgt, und er hat schlieſslich Sokrates

[1]) Joel, Der echte und der Xenophontische Sokrates I 481, eine wichtige Ergänzung meiner Ausführungen über Polykrates in der Einl. zu Pl. Gorg. 43 ff. Anders Bruns 193 ff.

[2]) Er erfand wohl auch die Geschichte, daſs Sokr. 70 oder 80 Minen geerbt, ausgeliehen und verloren habe ohne Bewegung; davon weiſs auſser Libanios Apol. S. 7 R. nur Demetrios Phal. bei Plut. Arist. 1.

[3]) Vgl. Hermes XXXII 354.

Digitized by Google

auftrumpfen lassen, dafs die neue Wahrheit die absolute Wahrheit sei, durch stählerne und eiserne Bande gesichert. Was werden dazu die feinfühligen Zeitgenossen Platons gesagt haben?

Darüber liefen im Altertume allerhand Anekdoten um, wie z. B. Sokrates habe Platon den Lysis vorlesen hören und darauf ausgerufen: 'Beim Herakles, wie viel lügt mir der Jüngling an' (Laërt. Diog. III 35, vielleicht aus einer Schrift des Antisthenes).[1] Das ist typisch wahr. Und 'als Platon etwas gar zu zuversichtlich vortrug, sagte ihm Aristippos «unser Meister machte es nicht so», womit er Sokrates meinte' berichtet Aristoteles Rhet. II 23, offenbar aus einer Schrift des Kyrenaikers; dieser Satz erhält erst eine Pointe, wenn er nicht gegen eine mündliche Aufserung des Rivalen sondern gegen eines seiner Sokratischen Gespräche, gegen Platons Darstellung des Sokrates gerichtet war, zumal Aristippos seine Gespräche dem Sokrates nicht zuschrieb.[2] Die Zeitgenossen scheinen also gesehen zu haben, wie stark Platon von der historischen Wahrheit abwich. Aber trotzdem war der Sokrates seiner Dialoge so gesucht, dafs Hermodoros ihren buchhändlerischen Vertrieb übernahm.

Auch Aristoteles hat sich nicht, wie Bruns, täuschen lassen. Er trennt ganz genau die Lehren des Sokrates und die der Sokratischen Dialoge, die er zusammen mit den *ἄγραφα δόγματα* Platon läfst. Und die Dialoge weist er in der Poetik der Poesie zu, trotz ihrer prosaischen Form, während er doch sogar das Lehrgedicht des Empedokles um seines trockenen Inhaltes willen zur Prosa rechnet. Aber freilich stand ihm die poetische Wahrheit höher als die historische, und er konnte daher Platon nicht tadeln, dafs auch dieser die historische Wahrheit und die einzelne Person gering anschlug gegenüber der philosophischen Wissenschaft und ihrer poetischen Einkleidung.

Usener[2]) mag etwas zu weit gegangen sein, als er Platon jeden historischen Sinn absprach: aber man kann doch gewifs sein Urteil nicht ins Gegenteil verkehren, und das ohne durchschlagende Gründe. Denn Platons engdefinierte Pietät und ein angebliches Stilgesetz, das Norden nicht anerkennen würde, sind keine in Betracht kommenden Gegengründe gegen die überzeugenden Argumente der heutigen Platonforschung.

---

[1]) Ähnlich soll sich Gorgias über den nach ihm benannten Dialog geäufsert haben (Hermippos u. a. bei Athen. XI 505 D f.).

[2]) Preufs. Jahrb. LIII 17 ff. Vgl. Hirzel I 185.

Digitized by Google

HERZOG MORITZ VON SACHSEN.

Von Hubert Ermisch.

Kein Abschnitt der Geschichte Sachsens hat die Forschung in den letzten Jahrzehnten so lebhaft beschäftigt als das XVI. Jahrhundert; und es ist dies wohl begreiflich; in keiner anderen Zeit war die Verkettung der Landesgeschichte mit der allgemeinen Geschichte Deutschlands so eng wie in dieser. Gleichwohl waren drei der wichtigsten Aufgaben auf diesem Gebiete bisher noch ungelöst: wir meinen die Lebensbeschreibungen der drei Albertiner Georg, Moritz und August. Eine dieser Aufgaben hat ihren Bearbeiter nunmehr gefunden; wir begrüfsen in dem uns vorliegenden stattlichen Bande[1]) die erste abschliefsende Darstellung der Geschichte des Herzogs Moritz während der ersten Periode seiner Regierung, bis zur Schlacht bei Mühlberg.

Zwei Ziele, so sagt der Verfasser im Vorwort, habe er sich gesteckt: den Charakter und die einzelnen Handlungen des Herzogs Moritz zu verstehen und die Bedeutung seines Wirkens für Deutschland und für Sachsen zu bestimmen. Ungefähr so wird wohl jeder seine Aufgabe formulieren, der die Biographie einer bedeutenden geschichtlichen Persönlichkeit schreiben will. Aber die Aufgabe hat in unserem Falle ihre besonderen Schwierigkeiten. Moritz gehört zu jenen problematischen Naturen, vor deren geschichtlichem Wirken ein früher Tod den Vorhang fallen liefs, bevor seine letzten Ziele erreicht, ja vielleicht bevor sie klar erkennbar waren. Solche Persönlichkeiten bieten dem phantasiebegabten Geschichtschreiber einen willkommenen Tummelplatz für luftige Konstruktionen. So hat denn auch Moritz, der in der kritischsten Zeit des Reformationsjahrhunderts, in der Zeit des ersten grofsen politischen Kampfes zwischen der alten und der neuen Lehre und zugleich zwischen althergebrachter reichsständischer Freiheit und der aus Spanien eingeführten kaiserlichen Selbstherrlichkeit eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat, von jeher eine grofse Anziehungskraft auf den Forscher ausgeübt. Übergehen wir die ältere Litteratur, die abgesehen von einer bedeutungslosen Hofhistoriographie ausnahmslos — im protestantischen wie im katholischen Lager — in Moritz lediglich den arglistigen Egoisten und treulosen Betrüger sah, so hat bekanntlich zuerst F. A. v. Langenn den Versuch einer aktenmäfsigen Lebensbeschreibung des Fürsten gemacht. Der vielseitig gebildete Erzieher König Alberts hatte sich dabei freilich eine Aufgabe gestellt, die seine Kräfte überstieg. Noch

[1]) Moritz von Sachsen. Von Erich Brandenburg. Erster Band: Bis zur Wittenberger Kapitulation (1547). Mit Titelbild. Leipzig, Teubner, 1898. VIII, 557 S. 8°.

Digitized by Google

weniger als in seinem Buche über Herzog Albrecht ist er im stande gewesen, das überreiche Material zu bewältigen, zumal er bei dessen Sammlung sich auf die Mithilfe anderer angewiesen sah. Auch stand ihm fast nur das Dresdner Archiv zu Gebote, das damals noch nicht so bequem zugänglich war, als es heute ist, dank vor allem der verdienstlichen Thätigkeit Karls von Weber. Immerhin hat Langenn eine Grundlage geschaffen, die für Jahrzehnte der weiteren Forschung Ausgangspunkte bot. Auch das geist- und geschmackvolle Buch von Georg Voigt, das genau denselben Zeitraum behandelt wie das uns vorliegende, beruht, wenn auch inzwischen die Aufsätze von Cornelius, Wenck u. a. und vor allem die gediegenen Quellenpublikationen von A. v. Druffel das Material erweitert und sein Verständnis vertieft hatten, doch zum gröfseren Teile auf Langenns Werk; nur für die Darstellung des Schmalkaldischen Krieges konnte sich Voigt auf eigene archivalische Forschung stützen. Wollte man aber zu einer unbefangenen Würdigung des Charakters und der Politik von Moritz gelangen, so war eine wiederholte gründliche Durcharbeitung der Quellen unumgänglich notwendig und zwar nicht allein der des Dresdner Archivs, sondern ebenso der Archive zu Weimar, Wien und vor allem Marburg, auf dessen bis dahin ungehobene Schätze Max Lenz 1879 in seiner ansprechenden Schrift über die Mühlberger Schlacht zuerst entschieden hingewiesen hatte. Angeregt durch Voigt, hat sich S. Ifsleib an diese mühselige Arbeit gewagt. In einer Reihe von Aufsätzen, die in den Jahren 1877—1894 in den Mitteilungen des K. S. Altertumsvereins, in v. Webers Archiv und zumeist in des Referenten Neuem Archiv f. Sächs. Geschichte erschienen sind, hat er die Ergebnisse seiner umfassenden Forschungen niedergelegt, die zum gröfseren Teile allerdings die spätere Periode der Regierungszeit des Herzogs betreffen; gerade die hier in Betracht kommenden Aufsätze über den Anteil Moritzens an dem braunschweigischen Kriege zeigen noch am meisten die Schwächen von Erstlingsarbeiten und würden vielleicht zu etwas anderen Ergebnissen geführt haben, wenn der Verfasser damals schon über die Kenntnisse verfügt hätte, die er sich in der Folge erwarb. Zu einer Zusammenfassung des Gesamtbildes der Persönlichkeit, einer psychologischen Erklärung der Politik von Moritz ist Ifsleib nicht gelangt.

Diese Aufgabe hat sich nun ein jüngerer Historiker — irren wir nicht, aus der Lenzschen Schule — gestellt, und er zeigt sich, soweit der uns vorliegende Band ein Urteil gestattet, ihr vollauf gewachsen. Brandenburg hat die Sache nicht leicht genommen. Um sich gegenüber den bisherigen Forschungen ein unbefangenes Urteil zu verschaffen, hat er mit bewundernswerter Arbeitskraft nochmals das ganze ungeheure Material, soweit es in Dresden, Weimar und Marburg lag, bis ins einzelne durchgenommen; was Berlin und Wien, Paris und Simancas etwa noch bieten sollten, wird das Gesamtbild schwerlich in irgend einem Punkte ändern. Der Auftrag der Sächs. Kommission für Geschichte, die bezüglichen Briefe und Akten in einer besonderen Publikation herauszugeben, gestattete dem Verfasser, die Quellennachweise auf das äufserste Mafs zu beschränken, und dies trägt wesentlich dazu bei, das Buch nicht blofs

Digitized by Google

für den Forscher, sondern auch für den gebildeten Leser geniefsbar zu machen. Sein Umfang wird den letzteren zunächst freilich überraschen; vielleicht wäre hie und da eine knappere Fassung möglich gewesen, wie überhaupt die formale Behandlung der Aufgabe noch ein gewisses Ringen mit dem Stoffe verrät, das die Lektüre nicht eben zu einer leichten macht. Vom Standpunkte des Forschers aus kann man es jedoch nur billigen, wenn Brandenburg seine in mancher Hinsicht von der bisherigen abweichende Auffassung bis ins einzelne zu begründen bestrebt ist.

Die knappe Übersicht über das Werden der wettinischen Staaten, mit der Br. das Buch einleitet, ist nicht ganz einwandfrei.[1] Einen so wichtigen Abschnitt die Erwerbung der Kur in dieser Entwickelung bildet, so ist es doch zu viel gesagt, wenn Br. meint, erst sie habe die Stellung der Wettiner im Reiche begründet; vielmehr wurde sie umgekehrt ihnen übertragen, weil sie vermöge ihres geschlossenen Territorialbesitzes thatsächlich schon vorher die politische Erbschaft des zerfallenden Herzogtums Sachsen angetreten hatten. Von grofser Bedeutung in wirtschaftlicher und politischer Beziehung ist das Verhältnis zu den nördlich (und östlich) angrenzenden Gebieten, und für dieses Verhältnis war die Beherrschung der Mittelelbe und der Saale mafsgebend. So richteten sich schon früh die Blicke der Wettiner auf Magdeburg und Halle und gerieten dabei in Wettbewerb mit den Hohenzollern. Der Gegensatz zwischen den beiden benachbarten Fürstenhäusern wäre von vornherein ein viel schärferer gewesen, wenn nicht die verhängnisvolle Wendung, die die wettinische Hausgeschichte durch die Teilung des Jahres 1485 nahm, eine Ablenkung herbeigeführt hätte; unfruchtbare Familienzwistigkeiten, verschärft durch die verschiedene Stellung, die beide Linien in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts der Reformation gegenüber nahmen, hinderten ein geschlossenes Auftreten nach aufsen und wurden entscheidend für die Zukunft des Hauses und des Landes.

Wenn die grofse Zeit der Reformation, in die Moritzens Kindheit und erste Jugend fällt, keinen tiefgehenden Einflufs auf die geistige Entwickelung des Knaben geübt hat, so waren daran vor allem die wenig erfreulichen Zustände seines Elternhauses schuld. Sein Vater Heinrich, seit 1505 mit einem sehr bescheidenen Landbesitz ausgestattet, stand fortdauernd in Abhängigkeit von seinem Bruder Georg, dem entschiedenen Gegner Luthers und seiner Lehre. Nur sehr allmählich wurde dieser Einflufs verdrängt durch den seiner mecklenburgischen Gemahlin Katharina, einer 'willensstarken, aber hochmütigen, herrschsüchtigen und geizigen Frau', die ihren erheblich älteren Gemahl geistig weitaus überragte; wohl weniger aus innerer Überzeugung, als geleitet von dem Bestreben, durch Anschlufs an die Ernestiner die drückende Abhängigkeit von Georg abzuschütteln, schlofs sie sich alsbald der neuen Lehre an. Jahrzehntelang schwankte Heinrich haltlos zwischen diesen Gegensätzen hin und her, und dieses Schwanken mufste notwendig eine Rückwirkung auf die Erziehung der

[1] Nicht das Vogtland, sondern das Pleifsnerland fiel nach dem Aussterben der Staufen an die Wettiner (S. 1). Die Erbeinung mit Brandenburg und Hessen ist von 1373 (S. 9).

Digitized by Google

älteren Kinder üben; eine religiöse Grundanschauung, die im Kampfe der materiellen Interessen einen sittlichen Halt geboten hätte, konnte sich nicht bilden. Herzog Georg, dessen älterer Sohn in kinderloser Ehe mit der lebenslustigen Schwester des Landgrafen Philipp von Hessen, Elisabeth, lebte, und dessen jüngerer schwachsinnig war, sah schon früh in seinem Neffen Moritz den Nachfolger und war darauf bedacht, ihn den Einflüssen des Elternhauses zu entziehen; allein weder der Aufenthalt am üppigen Hofe des Kardinal-Erzbischofs Albrecht von Mainz, noch die Jahre, die Moritz in Dresden bei seinem strengen, ernsten Oheim verlebte, vermochten auf die Seele des Knaben eine tiefere Einwirkung auszuüben, wenn auch die Dresdner Zeit dadurch für ihn sehr wichtig wurde, dafs sie ihn in nähere Beziehung zu dem Manne brachte, der dann in den ersten Jahren seiner Regierung den mafsgebenden Einflufs besafs, zu Georg von Carlowitz. Am Hofe Heinrichs waren inzwischen Katharina und die lutherische Partei zum Siege gelangt; die Entfremdung zwischen den Brüdern hatte sich so gesteigert, dafs Georg, dessen älterer Sohn Johann 1537 starb, mit allen Mitteln den Bruder von der Nachfolge auszuschliefsen strebte. Für den jungen Moritz hatte dies die Folge, dafs er zum drittenmal in eine ganz andere Lebensluft versetzt wurde; er kam nach Wittenberg an den Hof des Kurfürsten Johann Friedrich. Allein weder dessen pedantische Persönlichkeit, noch die religiösen Strömungen, die er hier vorfand, vermochten auf den bis zu seinem 16. Jahre katholisch erzogenen Prinzen tieferen Eindruck zu machen.

Im Jahre 1539 starb Herzog Georg, ein müder Mann, der einen Lebensplan nach dem anderen scheitern gesehen hatte; auch seine Bemühungen, dem Bruder die Nachfolge in seinen Landen zu entziehen, waren umsonst gewesen. 'Er lebte in einer Zeit, deren treibende Kraft er nicht begriff; so rang er gegen sie mit der Ausdauer der Verzweiflung, obwohl er die Mitstreiter um sich her erlahmen oder fallen sah, obwohl er sich schliefslich selbst kaum noch verhehlen konnte, dafs sein Mühen vergebens sei und dafs nach seinem Tode die Flut der Ketzerei auch über sein sorgsam umhegtes Gebiet hereinbrechen werde. Wohl mag man seine Handlungsweise verbissen und halsstarrig nennen; aber das Zeugnis wird ihm niemand versagen: er war ein ganzer Mann und ein ganzer Fürst.'

Die Nachfolge Heinrichs bedeutete die Einführung der Reformation in die Lande der Albertiner. Allein sehr bald machten sich Gegenströmungen geltend: mit Johann Friedrich, der anfangs einen grofsen Einflufs geübt, geriet der Dresdner Hof alsbald in den hergebrachten vetterlichen Gegensatz; die gröfstenteils der alten Lehre zuneigenden Stände konnte der ewig geldbedürftige Herzog nicht entbehren; die Forderungen des Schmalkaldischen Bundes, zu dem Heinrich bereits von Freiburg aus in Beziehung gekommen war, überstiegen seine Kräfte. So geriet er in eine Stellung zwischen den Religionsparteien, die auf die Dauer unhaltbar gewesen wäre. Für Moritz hatte das den Vorteil, dafs er nach keiner Richtung gebunden war, als er nach dem Tode des Vaters 1541 die Regierung antrat.

Digitized by Google

Ein Band hatte er kurz vorher allerdings geknüpft, das grofse Bedeutung für ihn haben sollte: er hatte sich im Januar 1541 mit Agnes, der jugendlichen Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen, eines der Häupter des Schmalkaldischen Bundes, vermählt. Die Verbindung wurde vor allem begünstigt durch des Landgrafen Schwester Herzogin Elisabeth, die von ihrem Witwensitze Rochlitz aus eifrig bemüht war, politischen Einflufs auszuüben, eine Frau mit männlichem Geiste und Mute, wohl die interessanteste Erscheinung unter den Frauen der Reformationszeit, deren noch wenig bekannter Briefwechsel dem Verfasser eine reiche Quelle für die Kenntnis der Personen und der inneren Strömungen jener Zeit bot; die Eltern, denen Moritz ziemlich fremd gegenüberstand, waren der Heirat entschieden abgeneigt, seitdem Philipps berüchtigte Doppelehe den Gegensatz, in den Heinrich aus manchen Gründen mit Philipp geraten war, erheblich verschärft hatte. Wenn Moritz sie trotzdem mit der rücksichtslosen Entschlossenheit und der vorsichtigen Geschicklichkeit, die er bei dieser Gelegenheit zuerst zeigte, durchgesetzt hat, so war es wohl weniger die unbedeutende Persönlichkeit der Braut, als das innere Verhältnis, in das er zu ihrem Vater gekommen war, was ihn leitete. 'Philipp ist wohl der einzige Mann gewesen, dem Moritz sein Leben lang eine herzliche Zuneigung bewahrt hat, so wenig Herrschaft sonst das Gefühl in seinem Seelenleben ausübte.'

Es war keine leichte Aufgabe, die der 21jährige Fürst bei seinem Regierungsantritt im August 1541 übernahm. In einem der fesselndsten Abschnitte des Buches schildert der Verfasser die Verhältnisse, die Moritz vorfand. Die politischen, kirchlichen, sozialen Zustände Deutschlands, wie sie sich auf Grund einer Jahrhunderte langen Entwickelung herausgebildet hatten, die Persönlichkeiten Karls V., seines Rates Granvella, des Königs Ferdinand, der katholischen und der protestantischen Fürsten der Zeit und ihre gegenseitigen Beziehungen, die besondere Stellung, die die sächsischen Lande einnahmen, ihre wirtschaftlichen Zustände (mit besonderer Berücksichtigung des Münzwesens), ihre Verwaltung, die bedeutsame Stellung der Landstände, die noch in Gährung begriffenen religiösen Verhältnisse werden treffend charakterisiert. Es widerstrebt uns, einzelnes aus diesem Kapitel herauszugreifen; bringt es sachlich nicht eben Neues, so ist es doch für das Verständnis des ganzen Werkes von grofser Bedeutung und mufs notwendig im Zusammenhange gelesen werden.

Die Zeit war erfüllt von tiefgreifenden Gegensätzen religiöser, reichs- und landespolitischer Art, die gebieterisch persönliche Parteinahme erheischten. Heinrich hatte ihnen schwankend gegenübergestanden; ihm folgte jetzt ein Jüngling, 'der persönlich ohne religiöses oder überhaupt geistiges Interesse, ohne Neigung für die kleinen täglichen Geschäfte der Landesverwaltung, ohne feste politische Anschauungen und Ziele, vorläufig keinen weiteren Gesichtskreis hatte als Krieg, Jagd, Wein und Weib'. So bedeutend seine Fähigkeiten waren, so hochgespannt sein fürstliches Selbstbewufstsein, zunächst war er doch völlig abhängig von fremdem Einflufs. Wem würde dieser zufallen? Die Mutter Katharina, schon lange in keinem guten Verhältnis zum Sohne, und die Räte, die unter ihrem schwachen Gemahl in wenig lauterer Weise regiert

Digitized by Google

hatten, verschwinden alsbald völlig von der politischen Bühne. Statt ihrer nimmt der alte Georg von Carlowitz, der nach dem Tode Herzog Georgs sich ganz von den Geschäften zurückgezogen hatte, die erste Stelle unter den Räten des jungen Fürsten ein. Ein sächsischer Edelmann von beschränkt partikularistischem Gesichtskreise, hatte er aus der Schule des Herzogs Georg dessen Sinn für Ordnung und Autorität mitgebracht und war schon deswegen, obwohl er den religiösen Fragen mit derselben Gleichgültigkeit gegenüberstand wie sein junger Herr, nicht eben ein Freund der Reformation; dazu war er ein Anhänger des Hauses Habsburg und entschiedener Gegner der Ernestiner. Das alles mufste ihn in Gegensatz bringen zu dem zweiten Manne, der Einflufs auf Moritz übte, zu Landgraf Philipp von Hessen. Strebte dieser danach, seinen Schwiegersohn zum vollen Anschlufs an den Schmalkaldischen Bund zu bringen, so war das Ziel des alten Carlowitz eine neutrale Stellung zwischen dem Bunde der protestantischen und dem Nürnberger Gegenbunde der katholischen Fürsten. Eine Zusammenkunft der Häupter des Schmalkaldischen Bundes mit Moritz und dem ebenfalls schwankenden Kurfürsten Joachim von Brandenburg, die Mitte Oktober 1541 in Naumburg stattfand, führte zwar nicht zum Anschlufs der letzteren an den Bund, wohl aber zu dem Versprechen, an dem vom Bunde geplanten Angriffe gegen den mit seinen Städten zerfallenen Herzog Heinrich von Braunschweig teilzunehmen; indes Carlowitz, der mit diesem Versprechen durchaus nicht zufrieden war, wufste diesen Angriff fortwährend zu verzögern. Der von Philipp in Anregung gebrachte Plan eines gegen des Kaisers absolutistische Absichten gerichteten Defensivbundes zwischen Hessen, den beiden sächsischen Fürsten und Bayern, gegen den Carlowitz keine Bedenken hatte, scheiterte am Mifstrauen des Kurfürsten Johann Friedrich. Als dann der erste Landtag, den Moritz im Dezember 1541 zu Leipzig versammelte, klar erkennen liefs, dafs die mit Carlowitz in enger Verbindung stehende sächsische Adelspartei, die hier den mafsgebenden Einflufs ausübte, dem Schmalkaldischen Bunde entschieden abgeneigt war, lehnte Moritz endgültig den Beitritt ab; seine Haltung auf dem Speierer Reichstage im Februar 1542 bedeutet eine Annäherung an die Habsburger. So war Philipps Einflufs zunächst glücklich beseitigt. Mit Johann Friedrich vollends, zu dem Moritz schon durch die Kassation der Wahl des Julius Pflug zum Bischof von Naumburg und seine Ersetzung durch den Protestanten Nicol. v. Amsdorf in ein gespanntes Verhältnis geraten war, drohte es damals bereits zum offenen Kampfe zu kommen; sein Eingreifen in die gemeinsamen Rechte beider Linien am Bistum Meifsen führte im Frühjahr 1542 zu der bekannten Wurzener Fehde, die zwar, dank der Besonnenheit des Landgrafen Philipp, gütlich ausgeglichen wurde, ohne dafs es jedoch zu einer wirklichen Versöhnung gekommen wäre.

Mehr aus jugendlichem Thatendrange als aus politischen Gründen nahm Moritz im Sommer 1542 an dem Türkenfeldzuge des Königs Ferdinand teil, während die Schmalkaldener ihre Abrechnung mit Herzog Heinrich von Braunschweig hielten. Wohl konnte Carlowitz, der, auf der Höhe seines Einflusses, während der Abwesenheit des jungen Fürsten die Verwaltung seines Landes

Digitized by Google

leitete, der Leistung der versprochenen Hilfsgelder sich nicht entziehen; indes benutzte er die Sache gewandt, um die Kluft zwischen Moritz und Philipp zu erweitern. Die geringe politische Geschicklichkeit der Führer des Schmalkaldischen Bundes, die ihr augenblickliches Übergewicht nicht zu benutzen verstanden, erleichterte seine Bestrebungen. Noch schwerer fiel ins Gewicht, dafs eben damals, nachdem Kardinal Albrecht sich 1541 nach Aschaffenburg zurückgezogen und die Verwaltung der Stifter Magdeburg und Halberstadt seinem unbedeutenden Vetter Johann Albrecht überlassen hatte, der Wettbewerb um diese Stifter zwischen den Hohenzollern, den Ernestinern und den Albertinern ernster zu werden begann. Johann Friedrich hätte damals Gelegenheit gehabt, die Rechte, die er als Inhaber der Burggrafschaft Magdeburg namentlich in Halle besafs, gegen reichliche Land- und Geldentschädigung an Johann Albrecht abzutreten; allein das Drängen der um ihr protestantisches Bekenntnis besorgten Hallenser, die in Luther einen warmen Fürsprecher fanden, und die unbestimmte Hoffnung, jene Rechte einst besser verwerten zu können, bestimmten ihn, am 6. November 1542 mit Halle einen Vertrag zu schliefsen, in dem er gegen Zusicherung eines Schutzgeldes versprach, die Burggrafenrechte nicht zu veräufsern. Um dieselbe Zeit knüpfte der ränkevolle Kanzler des Kardinal Albrecht, Dr. Türk, Verhandlungen mit Moritz wegen Abtretung der erzbischöflichen Regierungsrechte in Magdeburg und Halle an; fürs erste erfolglos, führten sie im Frühjahr 1544 zu einer Vereinbarung zwischen dem arg verschuldeten Kardinal und dem Herzog, nach dem Moritzens Bruder August zum Koadjutor gewählt und der Erbschutz der Stifter an Moritz übertragen werden, Albrecht aber eine bedeutende Abfindungssumme erhalten sollte, allerdings erst nach Genehmigung des Vertrages durch Kaiser, Papst und Kapitel, deren Erteilung mehr als zweifelhaft war. Dafs sich Moritz bewegen liefs, schon jetzt 10000 Gulden an Albrecht zu zahlen, entsprach durchaus nicht der Ansicht seines vorsichtigen Beraters Carlowitz.

Diese Bestrebungen vertieften den Zwiespalt zwischen Johann Friedrich und Moritz, erweiterten die Kluft zwischen diesem und dem Schmalkaldischen Bunde. Granvella benutzte dies mit Eifer, um den jungen Fürsten mehr und mehr in das Fahrwasser der kaiserlichen Politik hinüberzuziehen. Schon auf dem Nürnberger Reichstage (Januar 1543), in dem Georgs Neffe Christoph von Carlowitz zuerst politisch hervortrat, ein weltgewandter, feingebildeter Edelmann, der dem Luthertum weit feindlicher gegenüberstand als sein Oheim, schlug Granvella dem Herzog vor, in des Kaisers Dienst einzutreten; aber die Gegenforderungen, die Moritz stellte und die namentlich auf den Erwerb der Stifter Meifsen, Merseburg, Magdeburg und Halberstadt hinzielten, erschienen den kaiserlichen Räten zu hoch, als dafs sie darauf eingehen konnten. An dem Türkenkriege des Jahres 1543 beteiligte sich Moritz nur mit einer geringen Truppensendung. Als aber Karl V. im August 1543 persönlich im Reiche erschienen war und nach Niederwerfung des Herzogs von Kleve gegen dessen Bundesgenossen, König Franz I. von Frankreich, zu Felde zog, begab sich Moritz zur grofsen Besorgnis seines Schwiegervaters und Vetters selbst ins kaiserliche

Digitized by Google

Feldlager und verweilte dort fast vier Wochen. Karl V. erkannte alsbald, von wie grofsem Nutzen ihm der junge Fürst sein konnte; wir wissen zwar nicht, ob über die grofsen politischen Fragen der Zeit zwischen ihnen verhandelt worden ist, aber der Auftrag einer Vermittelung zwischen dem vertriebenen Braunschweiger und den schmalkaldischen Fürsten, den Moritz aus dem Feldlager mit nach Hause nahm, war ein geschickter Schachzug, der die Trennung zwischen dem jungen Herzog und dem Bunde unheilbar machen sollte. Dem Einflusse Philipps, bei dem sich Moritz auf der Rückreise aufhielt, gelang es noch einmal, diese Gefahr abzuwenden; er und Johann Friedrich lehnten in glimpflicher Weise die angebotene Vermittelung ab, und der Kaiser verschob die Sache.

Erheblich näher kamen sich Moritz und der Kaiser auf dem Speierer Reichstage (Frühjahr 1544), den Moritz persönlich besuchte. Ziemlich unter denselben Bedingungen, die Moritz das Jahr vorher abgelehnt hatte, kam es zu einem Dienstvertrage gegen Frankreich. Wichtiger noch war, dafs Moritz dem Kaiser das mündliche Versprechen gab, sich in keine ihm widerwärtigen Bündnisse einzulassen, und sich dadurch dem Schmalkaldischen Bunde gegenüber die Hände band; eine irgendwie erhebliche Gegenleistung, namentlich hinsichtlich der Stifter, hatte der Kaiser nicht versprochen. 'Es war das erste, aber nicht das letzte Mal, dafs Moritz von der überlegenen habsburgischen Staatskunst übervorteilt wurde.' Moritz begleitete den Kaiser dann auf dem französischen Feldzuge, der nicht eben glänzend verlief und am 18. September mit dem Frieden von Crépy schlofs. Auch diesmal wurden politische Fragen kaum berührt; in der braunschweigischen Angelegenheit, die Moritz wohl auf Veranlassung seines Schwiegervaters zur Sprache gebracht, scheint nichts von Belang erreicht worden zu sein.

Im ganzen war, wenn die Selbständigkeitsgelüste des jungen Fürsten sich auch nicht immer leicht zügeln liefsen, doch bis Ende 1544 der Einflufs Georgs von Carlowitz, der dem Herzog für den Fall des grofsen Religionskrieges die Vorteile der Neutralität zu sichern suchte, in der äufseren Politik der mafsgebende geblieben. Dasselbe gilt für die inneren Verhältnisse, ohne deren Kenntnis ein Verständnis der folgenden Jahre nicht möglich ist. Es handelt sich dabei hauptsächlich um zwei in engem Zusammenhang stehende Dinge: einmal die religiösen und kirchlichen, dann die finanziellen Fragen. Erst vor wenigen Jahren war auf landesherrlichen Befehl die Augsburgische Konfession in den albertinischen Landen zur Herrschaft gelangt; noch fehlte es der jungen Kirche an den nötigsten organisatorischen Formen und den Mitteln zu ihrer Durchführung. Dank dem Einflusse seines Schwiegervaters hatte Moritz, als er die Regierung antrat, die ernste Absicht, die Reformation voll durchzuführen; es entging ihm wohl nicht, welche Vorteile diese für die selbständige Ausgestaltung der landesherrlichen Gewalt bot. Gerade hier nun stiefs er auf den vorsichtigen aber zähen Widerstand eines grofsen Teiles seines Adels und seiner Räte, vor allem Georgs von Carlowitz, der der religiösen Bedeutung der Reformation nur geringes Verständnis entgegenbrachte, eine Vergleichung der

Digitized by Google

Gegensätze noch immer für möglich hielt und daher manche kirchliche Einrichtung, vor allem die Bistümer, als Brücke zu einer solchen erhalten wissen wollte. Ein Glück, daſs wenigstens über einen wichtigen Punkt in der Hauptsache Einverständnis zwischen Moritz und Carlowitz bestand: über die Einziehung und Verwendung der geistlichen Güter. Herzog Heinrich hatte es sich gefallen lassen, daſs ihre Verwaltung der Landschaft vorbehalten blieb; die Folge war, daſs der gewaltige Güterkomplex nicht dem Lande, sondern lediglich dem Adel Vorteil brachte. Daſs Moritz schon vor seinem Regierungsantritt entschlossen war, mit diesem System zu brechen, bewies er durch die Weigerung, den von seinem Vater ausgestellten Revers zu unterzeichnen. In der That strebte er dann sofort danach, das Verfügungsrecht der Landschaft aufzuheben, und erreichte nach mehrjährigen hartnäckigen Bemühungen sein Ziel: die Güter wurden fortan nicht mehr verpachtet, sondern teils durch landesherrliche Amtleute verwaltet, teils verkauft. Die reichen Mittel, die auf diese Weise flüssig gemacht wurden, verwandte man in erster Linie für die Besoldung der Pfarrer, für Dotation der Universität Leipzig, für die Begründung und Unterhaltung von Fürsten- und anderen Schulen, für Zwecke der Armen- und Krankenpflege; so nahm der Staat der Kirche eine Aufgabe nach der anderen aus den Händen. Es gelang dies, ohne daſs dadurch ein feindlicher Gegensatz zwischen der Regierung und den Ständen herbeigeführt worden wäre; 'kluge Schonung der hergebrachten Rechte des Adels hatte man mit strenger Aufrechthaltung der landesherrlichen Aufsicht über das gesamte Kirchen- und Schulwesen zu vereinigen gewuſst'. Die äuſseren kirchlichen Verhältnisse wurden auf diese Weise schnell geregelt. Was freilich die inneren, die Fragen der Lehre und der Ceremonien, anlangt, so war man in dieser Hinsicht noch überaus lau; gerade damals erinnerte die Wiedereinführung des Bannes bedenklich an die eben beseitigte katholische Kirche. In den Wittenberger Kreisen, die gewöhnt waren, in jeder kirchlichen Frage um Rat angegangen zu werden, hegte man gegen das selbständige Vorgehen des jungen Fürsten entschiedenes Miſstrauen, konnte sich aber doch nicht der Überzeugung verschlieſsen, daſs Zweckmäſsiges geschaffen war. — Neben all diesen Ausgaben für kirchliche Zwecke ergaben die Säkularisationen noch einen beträchtlichen Überschuſs für den Herzog selbst, der bei seinem Regierungsantritt leere Kassen vorgefunden hatte und mehr Geld brauchte als sein Vater. Für ihn war die wichtigste Folge, daſs er seinen Ständen gegenüber in eine unabhängigere Stellung gelangte. Führte dies einerseits zu einer Machtsteigerung, die Moritz rücksichtslos ausnützte, so verschärfte es doch anderseits den Gegensatz zwischen Fürst und Adel, und dies sollte in der Folge auf die Politik das Herzogs bedeutende Rückwirkungen ausüben.

Als eine Wirkung dieses Gegensatzes ist es wohl auch anzusehen, wenn der alte Georg von Carlowitz seit dem Frühjahr 1545 nicht mehr als der Leiter der Regierung erscheint. Als Rat von Haus aus fuhr er zwar fort, von seinem Gute Kriebstein aus einen gewissen Einfluſs auszuüben; in der Hauptsache aber schaltete der junge Herzog jetzt selbständig; weder der milde

Digitized by Google

Komerstadt, dem jetzt die erste Stellung unter seinen Räten zufiel, noch der Kanzler Pistoris und Fachs, noch auch Christoph von Carlowitz hatten auch nur annähernd die Stellung Georgs. Mit seinem Rücktritt fiel der Plan, die bischöfliche Verwaltung für die Kirche der albertinischen Lande festzuhalten; schon das Jahr 1545 brachte die Einrichtung der Konsistorien für Merseburg und Meißsen und damit den Abschluſs der äuſseren Kirchenverfassung. Auch die Fragen der Lehre, des Ceremoniells, der Seelsorge wurden entschiedener im Sinne der Reformation gelöst. Vor allem aber zeigte Moritz immer gröſseres Selbstbewuſstsein seinen Ständen gegenüber; die Steuerforderungen des Jahres 1545 und die Selbständigkeit bei Verwendung der bewilligten Steuern machten viel böses Blut.

Folgereicher noch war die Wirkung von Carlowitzens Rücktritt auf die deutsche Politik des Herzogs. Eben damals schickte sich Karl V., der durch seinen Friedensschluſs mit Frankreich nach Westen freie Hand bekommen hatte und mit den Türken um jeden Preis zu einem Waffenstillstand zu gelangen entschlossen war, zum Entscheidungskampfe mit dem deutschen Protestantismus an; die Berufung eines Konzils nach Trient, zu dem die lutherischen Fürsten keine Einladung erhalten hatten, war der erste Schritt auf dieser Bahn. In klarer Erkenntnis der Lage erneuerte Landgraf Philipp seine Versuche, den Schwiegersohn in das protestantische Lager zu ziehen. Von seiner Tochter durfte er dabei keine Unterstützung erwarten. Die junge, unbedeutende Frau stand völlig unter dem Einfluſs ihrer Schwägerin Sidonie, die eben damals durch ihre Verlobung mit Herzog Erich von Kalenberg den Landgrafen schwer verletzt hatte, und in feindlichem Gegensatz gegen ihre Tante Elisabeth von Rochlitz, der entschiedensten Vertreterin der Politik Philipps. Immerhin gelang es letzterem, ein leidliches Verhältnis zwischen Moritz und dem Kurfürsten Johann Friedrich herzustellen, wenn auch der merkwürdige Brief, den Moritz am 10. März 1545 an Philipp richtete und der als 'die erste Auſserung seiner persönlichen Meinung' in dieser Angelegenheit Beachtung verdient, zeigt, wie weit sein Standpunkt von dem seines Schwiegervaters abwich; es ist doch schlieſslich nicht die religiöse Frage, sondern die der geistlichen Güter, die für Moritz im Vordergrunde steht. Der Plan eines Dreibundes zwischen Hessen und den beiden sächsischen Linien, den Philipp, selbst unzufrieden mit dem Schmalkaldischen Bunde, wieder aufnahm, scheiterte von neuem an den Bedenken Johann Friedrichs. Aber die Zusammenkunft, die Philipp und Moritz im Mai 1545 zu Kassel hatten, bedeutet ohne Frage eine Annäherung des letzteren an seine Glaubensgenossen, eine Abweichung von den Bahnen Georgs von Carlowitz; Moritz erneuert sein Versprechen, Leib und Gut an die Verteidigung der gemeinsamen Religion zu setzen. In ganz anderem Sinne freilich vertrat Christoph von Carlowitz seinen Herrn auf dem Reichstage, der Ende März zu Worms zusammengetreten war; sein Ziel war das des Oheims: strenge, dem Kaiser wohlwollende Neutralität, und an diesem Ziele hielt er trotz der Annäherung seines Fürsten an Philipp und Johann Friedrich fest; es gelang ihm, ein Zusammengehen der Albertiner mit den protestantischen Fürsten auf

Digitized by Google

dem Reichstage zu vereiteln. Moritz steht zwischen den beiden Strömungen, die sich an seinem Hofe bekämpfen, zwischen der habsburgischen Partei (Christoph von Carlowitz, Fachs) und der einem Anschlufs an den Schmalkaldischen Bund geneigten (Komerstadt), unschlüssig in der Mitte, in Gefahr, jeden Halt und jede Stütze zu verlieren. Schien im ganzen während des Sommers 1545 die letztere im Vorteil — weilte doch Moritz im August sogar als Gast Johann Friedrichs in Torgau —, so war der junge Fürst trotz der drohenden Zeitlage doch weit entfernt davon, sich zu einem Eintritt in den Schmalkaldischen Bund zu entschliefsen.

Inzwischen hatte im Norden Deutschlands ein Vorspiel zu dem grofsen Kampfe begonnen. Der vertriebene Herzog Heinrich von Braunschweig glaubte den Zeitpunkt gekommen, sich wieder in den Besitz seines Landes zu setzen und rückte Ende September an der Spitze einer im Erzbistum Bremen zusammengezogenen Truppenmacht vor. Philipp wufste diesen Zug als eine unmittelbare Bedrohung Hessens darzustellen und dadurch Moritz zur Unterstützung seiner Erbeinungsverwandten zu bewegen; erst als seine Truppen bereits beim Bundesheer waren, erkannte der Herzog, dafs er getäuscht worden war und dafs seine Beteiligung am Feldzuge ihn leicht zur Parteinahme auch in gröfseren Dingen drängen konnte. Es war jedoch zu spät, zurückzutreten; nach einem nicht ernst gemeinten Vermittelungsversuch, der ihm nur den Anlafs zu einer Fehdeansage an Heinrich geben sollte, beteiligte er sich an der für Heinrich unglücklich verlaufenden Schlacht bei Kalefeld (21. Oktober 1545) und gab Heinrich den folgenreichen Rat, sich seinem Schwiegervater zu ergeben. Sein Verhalten war 'völlig planlos und unpolitisch'; bei keiner der Parteien erntete er Dank dafür: die Zusicherung, einen leidlichen Vertrag zwischen Heinrich und dem Bunde zu stande zu bringen, durch die er Heinrich zur Ergebung veranlafst hatte, konnte er nicht halten und galt daher bei den Katholiken als Verräter, während er den protestantischen Fürsten durch seine Vermittelungsversuche hinderlich war. Dazu kam, dafs die den katholischen Anschauungen weit entgegenkommenden Vergleichsvorschläge in der religiösen Frage, die Moritz eben damals seinem Schwiegervater vorlegte, diesen und seinen Genossen durchaus unannehmbar erschienen. So lockerten sich wieder die persönlichen Beziehungen zwischen Moritz und Philipp. Zu gleicher Zeit aber verschärfte sich der Gegensatz zu Johann Friedrich; denn eben damals kam die magdeburgische Frage durch den Tod des Erzbischofs Albrecht von neuem in Flufs: Albrechts Nachfolger Johann Albrecht und die Städte Magdeburg und Halle nahmen entschieden Partei für den Ernestiner, das Kapitel und der Stiftsadel dagegen für Moritz. Mehr und mehr schwand in Dresden der Einflufs Komerstadts, traten Christoph v. Carlowitz, Fachs und der intrigante Türk, der für seine Bemühungen in der magdeburgischen Angelegenheit mit dem Amt Petersberg belohnt worden war, in den Vordergrund. Christoph v. Carlowitz war es denn auch, den Moritz im Januar 1546 nach Frankfurt schickte, um dem dort zusammentretenden Bundestage der schmalkaldischen Fürsten seine Vermittelung in der braunschweigischen Sache anzubieten. Die Verhandlungen

Digitized by Google

des Tages, auf dem sich Kurpfalz und Kurbrandenburg bereit erklärten, in Religionssachen mit dem Bunde gemeinsam vorzugehen, und ein Protest wegen des Vorgehens gegen den protestantisch gesinnten Erzbischof Hermann von Köln beschlossen wurde, machten auf Carlowitz doch grofsen Eindruck. Allein dieser Eindruck wurde erheblich beeinträchtigt durch den überaus gnädigen Empfang, den Carlowitz unmittelbar darauf bei Karl V. fand. An einen Anschlufs des Herzogs Moritz an den Bund war nicht mehr zu denken; die Vermittelung zwischen letzterem und Herzog Heinrich aber gab Moritz auf, als er erfuhr, dafs Heinrich über den Anteil von Moritz an seiner Gefangennahme falsche Angaben verbreitet hatte.

Immerhin hatte Moritz bis Ende April 1546 seine Neutralität völlig gewahrt. Je näher freilich der Zusammenstofs zwischen dem Kaiser nnd den protestantischen Fürsten heranrückte, um so mehr Eindruck machten auf Moritz die Vorstellungen seiner Räte, dafs vor diesem Kampfe eine Verständigung mit den Habsburgern gesucht werden müsse, damit nicht ein Sieg des Kaisers den Besitz der geistlichen Güter, ja den Verbleib der Kur beim Hause Sachsen aufs äufserste gefährden könnte. Verhängnisvoll war es vor allem, dafs es Christoph v. Carlowitz gelang, den Herzog zur persönlichen Teilnahme an dem eben damals in Regensburg zusammentretenden Reichstage zu bewegen. Vom 24. Mai bis zum 20. Juni weilte Moritz in Regensburg, und diese Zeit, während der es zum offenen Bruche zwischen dem Kaiser und den Protestanten kam, wurde entscheidend. Nach langen Verhandlungen, deren Einzelheiten wir übergehen, errang die überlegene und skrupellose Staatskunst eines Granvella, die auch andere protestantische Fürsten, wie Albrecht von Kulmbach und Erich von Kalenberg, ins kaiserliche Lager zog, einen vollen Sieg. Am 19. Juni unterzeichnete Moritz einen Vertrag mit dem Kaiser, in dem er Unterwerfung unter das Trienter Konzil und Neutralität im Kampfe mit den protestantischen Fürsten versprach. Dagegen wurde ihm Aussicht auf die Schutzherrschaft über Magdeburg und Halberstadt gemacht, aber weder Indemnität für die Säkularisationen noch die Übertragung der Kur versprochen; Granvella vertröstete auf mündliche Zusagen des Kaisers über diese Punkte — allein zur grofsen Überraschung von Moritz waren die Erklärungen, die Karl ihm am folgenden Tage gab, so unbestimmt, dafs nicht viel damit gewonnen war. 'Die Habsburger hatten den jungen Herzog überlistet, nicht ohne Mitwirkung seiner katholisch gesinnten Räte ... Er hatte so gut wie nichts erreicht und viel darangegeben: seine Selbständigkeit gegenüber den Konzilsbeschlüssen und seine politische Bewegungsfreiheit während des bevorstehenden Krieges; ein Zusammengehen mit den Schmalkaldenern war für ihn jetzt nur noch unter offenem Bruch des Regensburger Vertrages möglich.' — Unter diesen Umständen konnten die fortwährend erneuten Bemühungen Philipps, Moritz endlich zu einer entschiedenen Stellungnahme zu veranlassen, erst recht keinen Erfolg haben. Während des Kaisers Haltung immer drohender wird, denkt der junge Fürst noch immer an eine Vermittelung zwischen den Parteien und begegnet sich in diesem Streben mit dem ebenso unentschlossenen Kurfürsten von Branden-

Digitized by Google

burg; leider war man aber völlig unklar über die Bedingungen, die man vorschlagen sollte.

Die Lage war so ernst geworden, dafs das Land sich in Kriegsbereitschaft setzen mufste, und hierbei war der Landtag nicht zu umgehen. Seit 1541 hatte ihn Moritz nicht mehr versammelt, sondern mit leichter zu beeinflussenden Ausschüssen verhandelt. Jetzt erfolgte eine Berufung nach Chemnitz auf den 11. Juli. Unter den Ständen hatte die kaiserliche Adelspartei das entschiedene Übergewicht, während die niederen Klassen der Bevölkerung gut evangelisch waren. Das Gutachten des von der Landschaft eingesetzten grofsen Ausschusses fiel ganz im Sinne der herzoglichen Räte aus. Scheute man sich noch vor offenem Bruche mit den Ernestinern, mit denen viele Mitglieder der Landschaft durch Lehnsverhältnisse und Familienbeziehungen in Verbindung standen, so war man doch noch entschiedener einem Zusammengehen mit den schmalkaldischen Fürsten abgeneigt. So fand die neutrale Haltung des Herzogs die Billigung der Stände; man beschlofs, nur zur Verteidigung des Landes zu rüsten.

Noch war der Landtag versammelt, als der Kaiser die Konsequenzen aus dem Regensburger Vertrage zog: er verlangte von Moritz die Abberufung seiner Unterthanen aus dem Dienste der Reichsfeinde, das Verbot von Werbungen der letzteren in seinem Lande; endlich sollte er den Erzbischof von Magdeburg zur Berufung eines Landtages veranlassen, auf dem die Übertragung der Schutzherrschaft über Magdeburg und Halberstadt an Moritz bekannt gemacht werden sollte. Moritz entzog sich der Ausführung dieser Befehle, die seinen Bruch mit dem Schmalkaldischen Bunde offenkundig, die Neutralität unhaltbar machen mufste; er versuchte zunächst den Kaiser zu einer Erklärung darüber zu bestimmen, dafs sein Angriff nicht der Religion gelte und erbot sich den Schmalkaldenern gegenüber gemeinsam mit Kurfürst Joachim zur Vermittelung. Dazu war es freilich zu spät; schon hatte sich das Bundesheer in Thüringen versammelt und war eben im Begriff, nach Oberdeutschland gegen den Kaiser vorzugehen. Doch erreichte Moritz wenigstens die Zusage, dafs die verbündeten Fürsten ihm im Falle des Sieges seine neutrale Haltung nicht entgelten lassen wollten; das Begehren freilich, dafs sie ihm für den Fall eines ungünstigen Ausgangs Vollmacht zur Besetzung ihrer Gebiete geben möchten, wurde mit Stillschweigen übergangen. Der Kaiser, an den Moritz den durchaus katholisch gesinnten Türk geschickt hatte, gab unbedenklich die verlangte Erklärung ab: sein Angriff gelte nur einigen ungehorsamen Fürsten, der Ausgleich der religiösen Streitigkeiten bleibe dem Konzil überlassen. Wichtiger war, dafs Türk, als er Mitte August nach Dresden zurückkehrte, die Achtserklärungen gegen Johann Friedrich und Philipp mitbrachte und zugleich die Aufforderung, Moritz solle diejenigen Gebiete des ersteren, auf die er als Mitbelehnter Anspruch habe, besetzen, falls er nicht wolle, dafs sie ein anderer erwerben und behalten, er selbst aber der Acht verfallen sollte.

Immer schwerer wird die Aufrechterhaltung der Neutralität. Von Böhmen aus bereitet König Ferdinand einen Einfall in die Lande des geächteten Kurfürsten vor, sieht sich aber, behindert durch die feindselige Haltung der gröfsten-

Digitized by Google

teils protestantisch gesinnten Stände, dabei auf die Mitwirkung von Moritz angewiesen, der eben damals mit Kurfürst Joachim ernstlich über den Plan eines grofsen Bündnisses der neutralen Mächte Ostdeutschlands verhandelt; in der That kam am 20. Sept. ein Defensivbund zwischen Moritz und Joachim zu stande, der ersterem für den Fall eines kaiserlichen Sieges Deckung bot. Die nächsten Wochen brachten indes eine vollständige Schwenkung. Vom 30. Sept. bis 5. Okt. weilte Moritz selbst in Prag; Ferdinand wufste ihm hier die Gefahren, die eine Vollstreckung der Acht und Besetzung der Kurlande ohne seine Mitwirkung nach sich ziehen mufste, so nachdrücklich klar zu machen, dafs es nach langen und schwierigen Verhandlungen am 19. Okt. zum Abschlufs des ersehnten Offensivvertrages kam, durch den Moritz endlich die Kur des Geächteten zugesagt wurde. Der Kaiser genehmigte den Vertrag und übersandte seinem Bruder sogar die Urkunde über die Übertragung der Kur an Moritz; jedoch sollte diese letzterem nicht eher übergeben werden, bevor er nicht wirklich angegriffen und jede Verbindung mit den Schmalkaldenern abgebrochen habe. In der That zögerte Moritz noch immer. Sein Absagebrief an Johann Friedrich und die Erklärung, durch die er den Ständen des Schmalkaldischen Bundes gegenüber die Besetzung der ernestinischen Lande entschuldigt, zeigen, wie schwer es ihm geworden ist, die neutrale Stellung, die er so lange festgehalten, zu verlassen. 'Aber jetzt gab es kein Halten mehr für ihn; die Ereignisse rissen ihn nun fort.'

Der Abschnitt, der 'die Zeit des Schwankens' vom Frühjahr 1545 bis zum Vertrage vom 19. Okt. 1546 schildert, ist ohne Frage der wichtigste unseres Werkes; er begründet eine von der bisherigen wesentlich abweichende Auffassung des Charakters und der Politik des Herzogs Moritz. Erscheint Moritz nach der Darstellung von Voigt, dessen Urteil in der Hauptsache übereinstimmt mit dem von Maurenbrecher und Ranke, als der gewiegte, skrupellose Staatsmann, der von vornherein den Erwerb nicht blofs der Stifter Magdeburg und Halberstadt, sondern auch der Kur Sachsen anstrebte, und dessen wechselnde Verhandlungen mit dem Schmalkaldischen Bunde und mit den Habsburgern mit kühler Berechnung auf dieses Ziel lossteuerten, so gelangt Brandenburg auf Grund einer kritischen Prüfung der Akten zu der Überzeugung, dafs der jugendliche Fürst in dem ersten Jahre seiner Regierung keineswegs der fertige Diplomat war, den man in ihm vermutet hat, dafs seine Politik zwischen verschiedenen Einflüssen hin und her schwankte, dafs er die Neutralität zwischen den streitenden Parteien, an der er lange hartnäckig festzuhalten suchte, nur gezwungen aufgab, als er erkannte, dafs ihm keine andere Wahl blieb: wollte er das Erworbene nicht verlieren, sollte das Haus Sachsen nicht einen grofsen Teil seiner Lande, seine Stellung im Reiche einbüfsen, so mufste er wohl oder übel an der Seite der Habsburger gegen den ernestinischen Vetter vorgehen, seine Lande und die Kur in Besitz nehmen. 'Die Wahrheit ist, dafs Moritz nicht seine Hilfe in diesem Kriege dem Meistbietenden verkauft hat, dafs er vielmehr unpolitisch genug dachte, neutral der Entscheidung zusehen und, wer auch siegte, unangegriffen bleiben zu können, dafs aber der

Digitized by Google

Zwang der Umstände und die überlegene politische Kunst der Habsburger ihn schliefslich aus dieser unklug gewählten Stellung hinausmanövrierte und zum Eingreifen in den Kampf zwang.'

Über diesen Kampf selbst, über den Brandenburg bereits erschöpfende Vorarbeiten vorfand, können wir kurz hinweggehen. Überraschend schnell nahm Moritz die ernestinischen Lande in Besitz. Aber nicht diese Erfolge waren es, wie man meist annimmt, die den Donaufeldzug der Schmalkaldener scheitern liefsen, sondern die Überlegenheit des Kaisers und vor allem der Geldmangel im Bundesheer. Noch einen letzten Versuch macht der unermüdliche Landgraf Philipp, den Ausbruch des offenen Kampfes zwischen Johann Friedrich und Moritz zu verhindern; dann erwirbt ersterer fast ohne Schwertstreich die von Moritz besetzten Lande zurück und dringt in die albertinischen Lande siegreich vor. Moritz, ungenügend gerüstet und von König Ferdinand ohne Unterstützung gelassen, gerät in den ersten Monaten des Jahres 1547 in eine immer üblere Lage; schwer entschliefst er sich dazu, die Hilfe des Kurfürsten Joachim v. Brandenburg durch die Zustimmung zur Wahl seines Sohnes Friedrich zum Koadjutor von Magdeburg zu erkaufen, ohne dafs er schliefslich Nutzen davon gehabt hat. Von neuem kommt es zu Vermittelungsversuchen; aber weder Landgraf Philipp und seiner rührigen Schwester Elisabeth, noch Kurfürst Joachim, noch auch dem Adel der beiden sächsischen Fürstentümer, der sich eigenmächtig einmischte, gelang es, eine Versöhnung zwischen den beiden Vettern zu stande zu bringen.

Da entscheidet sich schliefslich der Kaiser selbst zum Eingreifen. Am 29. März bricht er von Nürnberg auf; in Tirschenreuth stofsen König Ferdinand und Moritz mit ihren Truppen zu seinem Heer. Am 24. April macht die Schlacht bei Mühlberg und die Gefangennahme des Kurfürsten Johann Friedrich dem Kriege ein jähes Ende.

In den Verhandlungen, die auf die Katastrophe folgten, zeigte es sich alsbald, dafs der Kaiser keineswegs geneigt war, die weitgehenden Forderungen seines gezwungenen Bundesgenossen Moritz zu erfüllen; er wollte ihn nicht allzu mächtig werden lassen. Diesem Umstande verdankten es die Söhne des unglücklichen Kurfürsten, der durch das Damoklesschwert des über ihn gefällten Todesurteils sich zu weitgehender Nachgiebigkeit genötigt sah, dafs ihnen die Wittenberger Kapitulation vom 19. Mai 1547 einen nicht unbeträchtlichen Teil der väterlichen Gebiete beliefs. Moritz erhielt am 4. Juni die Urkunden über Verleihung der Kur und des gröfsten Teiles des ernestinischen Gebietes.

Moritz hatte nicht so viel erwirkt, wie er gehofft; aber mehr als diese Enttäuschung wurde das Verfahren Karls V. gegen seinen Schwiegervater Landgraf Philipp die Ursache einer Entfremdung zwischen Herzog und Kaiser. Seit Ausbruch des Krieges hatte Moritz erfolglos nach einem Separatabkommen zwischen Philipp und dem Kaiser gestrebt; jetzt, nach völliger Niederwerfung des Bundes, verlangte Karl bedingungslose Unterwerfung. Die Verhandlungen, die dieser Unterwerfung vorhergingen, haben die Forschung lebhaft beschäftigt;

Digitized by Google

ganz wird der Schleier, der über ihnen liegt, wohl nie gelüftet werden. Fest steht nur, dafs die Unterhändler, Moritz und Joachim v. Brandenburg, schliefslich ihre Zustimmung zur Formulierung eines Vertrages gaben, nach welchem der Landgraf vor 'ewigem' Gefängnis gesichert bleiben sollte, während sie, vielleicht auf mündliche Zusagen gestützt, ihm persönlich versprachen, dafs Philipp überhaupt mit Gefängnis und Bestrickung nicht heimgesucht werden würde: ein Versprechen, das sie dann nicht halten konnten und das ihnen schwere Verlegenheiten bereitete. 'Auf die Täuschung ein paar unvorsichtiger und auf die Ehrlichkeit ihrer kaiserlichen Obrigkeit vertrauender deutschen Fürsten konnte es der bewährten habsburgischen Praxis gemäfs dabei nicht ankommen.' Am 19. Juni wurde Philipp bekanntlich in Halle festgenommen; wie unerwartet dieser Streich die beiden Fürsten traf, die ihn veranlafst hatten, sich dem Kaiser in die Hände zu geben, ergiebt ihr Verhalten in den nächsten Tagen.

Vieles hat der junge Fürst in den ersten Jahren seiner Regierung zu lernen Gelegenheit gehabt; vor allem aber waren ihm die Augen geöffnet worden für eines: für die skrupellose Staatskunst des Hauses Habsburg. 'Aufgewachsen unter den kleinstaatlichen Diplomaten mit ihren plumpen Listen, ihrer gutmütig beschränkten Zaghaftigkeit im Denken und Handeln und auch im Betrügen, war er der habsburgischen Staatskunst nicht im geringsten gewachsen, die ihre Pläne geschickt auf Beobachtung der Schwächen des Gegners gründete und den Grundsatz, dafs der Zweck die Mittel heilige, mit vollendeter Skrupellosigkeit ausführte.'

Dafs einer solchen Staatskunst gegenüber eine Politik der Neutralität, wie sie Moritz so lange festzuhalten versucht hatte, nicht durchführbar war, hatte sich klar gezeigt. 'Jetzt stand man mitten drin in den grofsen, ganz Deutschland erfüllenden Kämpfen; ängstlich mufste sich jeder fragen, ob der katholische Kaiser nicht seinen Sieg auszunutzen versuchen werde gegen die Selbständigkeit der Territorien, gegen die Bekenner des Protestantismus, und was man thun könne, um sich dagegen zu wehren. Die nächste Zeit mufste zeigen, ob der junge Kurfürst in diesem harten Jahre genug gelernt habe, um auf diese Fragen die Antwort zu finden.'

Digitized by Google

MEPHISTOPHELES UND ERDGEIST.

Eine methodologische Studie zu Goethes Faustdichtung.

Von Veit Valentin.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, dafs bei der Erklärung von Goethes Faust der Inhalt noch immer vielfach ohne Rücksicht auf die Form untersucht wird. Wäre Goethes Dichtung nichts weiter als die äufserliche Verzierung eines grofsen Baues, dessen Wesen von dem Ornamente nicht weiter erfalst würde, so wäre das Verfahren mancher Faustforscher berechtigt. Ist aber die vom Dichter gewählte künstlerische Form ein Wesensbestandteil des Ganzen geworden, so dafs sie es durchdringt, und beides, Inhalt und Form, die ästhetische Wirkung gemeinschaftlich hervorbringt, so darf sie auch bei dem Streben nach Erkenntnis der Dichtung, weder des Ganzen noch seiner Bestandteile, aufser acht gelassen werden. Es ist nun eines der wichtigsten Mittel des Erzählers, dafs er seinen Hörer zum Mitwisser der Sondererlebnisse der einzelnen Persönlichkeiten seiner Erzählung macht: das Vorrecht des Erzählers, des Dichters, ist es, dafs er 'alles gesehn' hat, 'was auf Erden geschieht', und wie er selbst 'der Dinge geheimste Saat behorcht', so führt er auch seine Hörer in die Geheimnisse nicht nur der äufseren, sondern auch der inneren Erlebnisse seiner Helden ein, um durch dies Mittel seine besondre Wirkung zu erreichen. Diese wird dadurch erzielt, dafs im Gegensatz zu dieser Mitwissenschaft des Erzählers und seiner Hörer die Objekte der Erzählung, die handelnden Persönlichkeiten selbst, von dem durch solche Einsicht gewonnenen Zusammenhange nichts wissen, sondern jeder Einzelne nur nach Mafsgabe der ihm durch seine Lage gestatteten Möglichkeiten der Kenntnis der Ereignisse und ihres Zusammenhanges handelt. Gerade durch diesen Gegensatz des umfassenden Wissens des Erzählers und seiner Hörer einerseits und des begrenzten Wissens der Handelnden andrerseits entsteht eine Spannung in der Beobachtung des Verlaufes der Ereignisse, die unser Mitfühlen für eine uns allmählich ans Herz gewachsene Gestalt, unsere Sorge für sie und ihr Geschick, also Mitleid und Furcht, in hohem Grade weckt, so dafs die Erwartung, wie das Geschick der Persönlichkeit sich in ihrem äufseren und inneren Leben gestalten wird, aufs lebhafteste gesteigert wird. Mit besonderer Stärke tritt dieses Mitfühlen und Mitleiden dann hervor, wenn die Mitwisser des Gesamtereignisses drohende Wolken aufsteigen sehen und nun die bange Erwartung entsteht, nicht nur ob überhaupt das Gewitter sich über dem Bedrohten entlädt, sondern wann und wie der unvermeidlich drohende Blitz den Unseligen treffen und zerschmettern wird.

Digitized by Google

Wenn Hektor den Achill zum Kampf erwartet und wir Mitwisser davon werden, wie Zeus durch das Los das Schicksal erfragt, und wir mit aller Bestimmtheit den Tod des uns in hohem Grade sympathischen Helden voraussehen, während er die Hoffnung sich erhält, dafs er der Sieger sein könne, mit welcher Spannung verfolgen wir die Entwickelung, und wie ergreift es uns, wenn die Göttin selbst in erborgter Gestaltung zu dem Untergang beitragen mufs, indem sie dem Bedrängten neue Hoffnung und verderbliche Sicherheit bringt, bis endlich der Blitz trifft und der Sterbende selbst von dem letzten Troste scheiden mufs! Mit noch gröfserer Bangigkeit verfolgen wir, wie Agamemnon seinen Palast betritt und trotz aller vorsichtigen Bescheidenheit doch dem sicheren Tod entgegengeht, der ihm, wie wir bereits wissen, im Hause bereitet ist; und mit atembeklemmender Bangigkeit hören wir den König Ödipus in seinem Stolze reden, da wir ja wissen, wie es mit ihm steht und wie das Unentrinnbare näher und immer näher an ihn heranschleicht und ihn endlich trifft. Ja selbst dem Unsympathischen gegenüber wird dies nach unserem Mitwissen sicher gegen ihn hereindrängende Verhängnis dem Erzähler ein Mittel, für den Bedrohten ein Mitfühlen zu gewinnen, wenn auch unsere gröfste Teilnahme dem Gekränkten selbst gewidmet bleibt: wenn Odysseus unerkannt zu den Freiern tritt, wir ihn aber kennen, wenn wir verfolgen, wie der wachsende Übermut der Freier die drohende Strafe immer unausbleiblicher macht und sie uns immer berechtigter erscheinen läfst, so verfolgen wir Schritt für Schritt den Vorgang in seiner Entwickelung mit höchster Spannung, nur weil wir Mitwisser davon sind, dafs der fremde Bettler niemand anders als der heimkehrende Odysseus selbst ist, während die Freier keine Ahnung davon haben. Aber auch zu heiterer Wirkung benutzt der Erzähler dies nach allen Seiten hin sich bewährende Mittel. Wie köstlich ist es, wenn wir dem heimgekehrten Odysseus lauschen, der sich dem ihm in unbekanntem Land entgegentretenden Jüngling nicht verraten will und eine rasch erfundene Geschichte erzählt, wie es gekommen, dafs er in solcher Lage sich befindet: wir aber wissen, dafs der Jüngling niemand anders ist als Pallas Athene, und wir freuen uns mit ihr im stillen über die Klugheit ihres Lieblings, bis sie sich lächelnd ihm enthüllt: sind sie doch beide Kenner der Kunst, durch kluge Erfindung zu täuschen — sich selbst aber wollen sie nicht weiter täuschen. Oder wenn Minna ihrem Tellheim einen Streich spielen will, so können wir die List und ihr fast der Urheberin verhängnisvoll werdendes Scheitern mit im Grunde doch unbesorgtem Gemüte miterleben, weil wir ja den Sachverhalt kennen und wissen, dafs es nur eines erlösenden Wortes bedarf, um alle Schatten zu vertreiben. Und wie ganz unbesorgt sehen wir die kühnsten und gewaltigsten Ritter gegen die Ritterin Bradamante reiten: wissen wir doch, dafs Bradamantes Lanze jeden Ritter zu Falle bringt, während die kühne Kämpferin selbst von dieser Zauberkraft ihrer Waffe keine Kenntnis hat!

So bildet in diesen Erzählungen — und in welchen nicht? — unser Mitwissen von Dingen, die dem Handelnden unbekannt sind, ein besonders wirksames Mittel in der Hand des Dichters, unsere Spannung sei es nach der

Digitized by Google

freundlichen sei es nach der schmerzvollen Seite hinzulenken und uns durch ihre Erregung zu dem uns höchst willkommenen kräftigeren Fühlen, zu lebhaftester Bethätigung unseres seelischen Lebens zu bringen. Dieses Mittel ist aber nicht nur eine äufsere Zuthat: es bildet vielmehr einen Wesensbestandteil der Handlung, die in ihrem Verlaufe sich durchaus anders gestalten müfste, wenn es nicht verwendet würde, wenn also ganz besonders der Handelnde Kenntnis von all den Verhältnissen hätte, die wir allein wissen dürfen, deren Unkenntnis ihn einzig und allein zu seinem Handeln bringt. Wir müssen es wissen, dafs Wallensteins Vertrauen auf Octavio falsch ist: der Dichter zieht uns daher sehr zeitig in diese Mitwissenschaft — für Wallenstein bleibt sie ausgeschlossen, bis er sie endlich trotz allem Widerstreben anerkennen mufs. Wir müssen es wissen, dafs, wenn Buttler trotz dem allgemeinen Abfall doch bei dem Feldherrn aushält, bei Wallenstein nicht sein guter Engel bleibt: in beiden Fällen wird die höchste Spannung in uns erweckt, wenn wir kraft dieser Kenntnis beobachten und verfolgen, wie das Netz des Verderbens sich immer enger um Wallenstein schliefst, bis es endlich ihn packt und erbarmungslos vernichtet. Auch nur die leiseste Ahnung auf seiten Wallensteins, und sein ganzes Handeln wäre anders geworden. Wie erschütternd, wenn er, der stets vor Buttler ein geheimes Grauen gehabt hat, sich auf ihn als den treuesten Freund stützt, der schon die Waffe gegen ihn bereit hält!

Dieses Mittel wirkt schon bei der rein epischen Erzählung ergreifend. Wenn aber der Dichter zu einer anderen Form greift und, statt von den Personen zu sprechen, sie selbst vor uns hintreten läfst, wenn so der lyrische Gehalt des Seelenlebens mit der unmittelbaren Wucht der gegenwärtigen Wirkung lebendig wird, wenn wir die erschütterte Seele in lauten Tönen erzittern hören, so erscheint erst seine Wirkung in vollster, siegreichster Kraft. Darum wird es zu einem der wichtigsten dramaturgischen Hilfsmittel, das der dramatische Dichter kaum entbehren kann. Darin liegt der Grund für die Allgewalt, mit der die enthüllenden Dramen, wie König Ödipus, die Braut von Messina, die Ahnfrau, auf den Miterleber der Handlung einstürmen und sich seine lebhafteste Teilnahme erzwingen. Daher hat auch Aristoteles die Erkennung der Personen untereinander, während der Miterleber über den Zusammenhang längst unterrichtet ist, als eines der wichtigsten Mittel des Dramas bezeichnet.

Wenn nun aber jemand kommen und das Mafs der Kenntnisse, das die handelnden Personen von dem Zusammenhange besitzen, mit der Kenntnis identifizieren wollte, die der Dichter von dem Zusammenhange hat, so würde er sicherlich als ein die elementarste Voraussetzung einer dichterischen Erzählung Verkennender sofort zurückgewiesen. Wer behaupten wollte: weil Wallenstein von Octavio sagt: 'Versiegelt hab' ich's und verbrieft, dafs Er Mein guter Engel ist', so müsse es auch Schillers Meinung gewesen sein, dafs in der That Octavio Wallensteins guter Engel war, der würde doch nur ein höchst bedenkliches Achselzucken über solchen wunderlichen Einfall hervorrufen. Aber es ruft durchaus kein Bedenken hervor, wenn geschlossen wird,

Digitized by Google

da Faust den Erdgeist als den Absender des Mephistopheles bezeichne, so müsse nach des Dichters Auffassung Mephistopheles wirklich vom Erdgeist abgesendet worden sein. Es wird vielmehr gründlich die Frage diskutiert: Ist der 'erhabene Geist' Gott oder der Erdgeist? Kann Mephistopheles vom Erdgeist geschickt worden sein, und stimmt dies zum Wesen des Erdgeistes? Aber die Frage ist überhaupt falsch. Sie wird gestellt und beantwortet, als ob man es mit einer wissenschaftlichen Abhandlung, nicht mit einer Dichtung zu thun hätte. Die Frage kann einzig und allein lauten: Wen hält Faust für den Absender des Mephistopheles? Wen kann Faust nach Mafsgabe der ihm infolge seiner Lage zur Verfügung stehenden sehr begrenzten Kenntnisse des Zusammenhanges der Dinge für den Absender des Mephistopheles halten? Und wenn darauf die Antwort lauten mufs: Faust kann von seinem Standpunkt aus niemand anderen als den Erdgeist für den Absender des Mephistopheles halten —, folgt nun daraus, dafs auch der Dichter selbst diese Ansicht gehabt hat, oder dafs wir von ihm in den wahren Zusammenhang eingeweihten Mitwisser des Gesamtereignisses annehmen sollten, der Erdgeist sei nun auch thatsächlich der Absender des Mephistopheles, weil Faust innerhalb seiner begrenzten Einsicht in den Zusammenhang dieser Ansicht ist? Die erste Fragestellung ist methodisch falsch, weil sie den Grundcharakter der Dichtung als Dichtung nicht berücksichtigt und vorgeht, als habe man es mit den Darlegungen der Ansicht des Dichters statt mit den Folgen der von ihm gegebenen Voraussetzungen zu thun, die sich so abwickeln müssen, wie sie nach dem jedesmaligen Wissen der handelnden Personen sich einzig und allein abwickeln können. Faust hat keine Ahnung von dem Gespräche Gottes mit Mephistopheles: der einzige Geist, der ihm erschienen ist, der zudem ihn als anders geartet, wesensungleich zurückgewiesen hat, ist der Erdgeist. Nun tritt Faust ein Geist gegenüber, der zudem nach seiner eigenen Aussage keiner von den Grofsen ist — liegt es da für Faust so ferne, dafs dieser Geist ein Sendling dessen ist, der selbst mit Faust nicht verkehren will, nicht verkehren kann, weil er zu hoch über Faust steht? Für Faust, der nichts von dem persönlichen Plane des Mephistopheles weifs, bleibt allerdings nichts übrig, als diesen als Sendling einer höheren Macht anzusehen, und da ihm keine andere höhere Macht persönlich entgegengetreten ist als der Erdgeist, so kann Faust nur diesen für den Absender halten. Es ist daher methodisch falsch, zu fragen: Ist der 'erhabene Geist' Gott oder der Erdgeist? Die Frage mufs methodisch richtig heifsen: Wen bezeichnet Faust mit dem 'erhabenen Geist'? Wer das Wesen der erzählenden Dichtung und besonders der dramatisch gestalteten Darstellung eines epischen Ereignisses nicht aus dem Auge verliert, darf nicht von der Voraussetzung ausgehen, dafs alles, was der Dichter eine Person seines Dramas auf Grund ihrer Sonderkenntnis der Verhältnisse sagen und thun läfst, so zu betrachten sei, als ob der Dichter mit seiner Allkenntnis der Verhältnisse es selbst gesagt oder gethan habe. Und doch wird dies methodisch nicht richtige Verfahren der Faustdichtung Goethes gegenüber als berechtigt, als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet und

Digitized by Google

demgemäſs auch eingehalten. Von den beiden Unterrednern, die Witkowski in seiner Abhandlung: 'Der Erdgeist im Faust, Gespräch zweier Goethefreunde' (Goethe-Jahrbuch XVII Bd. 1896) einführt, vertritt keiner den dramaturgischen Standpunkt: beide Goethefreunde stehen in ihren geistvollen und interessanten Ausführungen gemeinschaftlich auf dem Standpunkte der Frage: Wer ist der erhabene Geist? als ob es sich um die philosophische Frage handelte: Wer ist der erhabene Geist an sich? während es sich einzig und allein um die Frage handelt: Wer ist nach Fausts Auffassung der erhabene Geist, der ihm nach seiner, Fausts, Annahme den Mephistopheles geschickt hat? Das schlieſsliche Auskunftsmittel, auf das sich die beiden Goethefreunde vereinigen, muſs infolge der unrichtigen Fragestellung ein unrichtiges Ergebnis sein. Im Urfaust und im Fragment von 1789 sollen die Worte Fausts dem Erdgeist gelten, in der ausgeführten Dichtung seien sie aber nach dem Willen des Dichters als an Gott gerichtet aufzufassen. Geht man von der richtigen Fragestellung aus: Wen meint Faust auf Grund seiner Kenntnisse des Zusammenhanges mit dem erhabenen Geist? so ergiebt sich die Antwort, daſs stets und in allen Phasen der Entwickelung der Faustdichtung Faust den Erdgeist als den groſsen, herrlichen Geist und später auch als erhabenen Geist bezeichnet. Steht dies Ergebnis fest, so kann sich die weitere Frage erheben, ob, während Faust mit seiner Annahme von der Entsendung des Mephistopheles durch den Erdgeist seit der Umgestaltung der Dichtung 1797 unter allen Umständen nicht das Richtige trifft, nicht vielleicht im Urfaust mit Fausts Annahme die von dem Dichter gemachte Voraussetzung übereinstimmt? Es ist sachlich nicht ausgeschlossen, daſs der Dichter die begrenzte Kenntnis einer bestimmten Gestalt seiner Dichtung mit der von ihm gemachten Voraussetzung übereinstimmen läſst. Es ist daher möglich, daſs der Dichter von dem so höchst wirksamen Mittel des Gegensatzes der Einzelkenntnis einer handelnden Persönlichkeit zu dem den Mitwissern der Gesamthandlung bewuſsten Zusammenhang in einem bestimmten Falle innerhalb einer Dichtung überhaupt keinen Gebrauch gemacht hat; und es ist ferner möglich, daſs er zwar in der ursprünglichen, einfacheren Gestalt einer Dichtung, die uns im Zustande des ersten künstlerischen Wurfes, nicht in dem der kunstvollen, das Ganze im Auge behaltenden Durcharbeitung erhalten ist, bei einer bestimmten Persönlichkeit die Übereinstimmung ihrer subjektiven Auffassung mit den von dem Dichter vorausgesetzten objektiven Verhältnissen angenommen hat, daſs er aber in einer späteren, kunstvolleren, auf die Gesamtwirkung eines künstlerischen Ganzen hinzielenden Umgestaltung das Verhältnis für einen bestimmten Fall aufgegeben hat.

Es fragt sich nur, wo der Beweis für diese Übereinstimmung der subjektiven Annahme der handelnden Persönlichkeit mit den Voraussetzungen des Dichters von den objektiven Verhältnissen gefunden wird. Da in unserem Falle keine sonstigen Mittel vorhanden sind, so sind wir ausschlieſslich auf die Dichtung selbst angewiesen, auf den Urfaust. Gäbe dieser eine vollständige Dichtung, so läge die Sache sehr einfach. Er ist aber Fragment, und zwar, gerade

Digitized by Google

was den Zusammenhang der Entwickelung betrifft, ein sehr ungenügendes: vielleicht ist er es nicht immer in solchem Grade gewesen. Die Frage jedoch, ob in der Göchhausenschen Abschrift uns alles erhalten ist, was zur Zeit der Abschrift vorhanden war, kommt hier nicht weiter in Betracht: auch wenn Goethe noch manches fertig hatte, so war es doch wohl nicht so weit gediehen, daſs er es zum Lesen hergeben mochte, und für uns ist es jedenfalls verloren. Unter allen Umständen aber müssen wir annehmen, daſs der Dichter sich eine Ansicht über den Zusammenhang der Personen seines Dramas gemacht hatte; vielleicht dürfen wir es auch über die Art, wie er sie zusammenführen wollte, obgleich dieser letzte Punkt nicht so ohne weiteres als sicher oder auch nur als wahrscheinlich vorauszusetzen ist. Aber aus den Äuſserungen Fausts: 'Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt ...' und 'Groſser, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennst und meine Seele, warum muſstest du mich an den Schandgesellen schmieden? ...' läſst sich jedenfalls dies Eine mit Sicherheit schlieſsen, daſs nach der Absicht des Dichters Faust den Mephistopheles für den Abgesandten des Erdgeistes halten sollte und auch wirklich hielt. Wenn Bruinier in seiner Abhandlung: 'Der ursprüngliche Plan von Goethes Faust und seine Geschichte' (Sonderabdruck aus der Beilage zur 'Allgemeinen Zeitung' 1898 Nr. 136/7, München, Buchdruckerei der 'Allgemeinen Zeitung') aus dieser Stelle im Zusammenhang mit dem später gedichteten Monolog 'Erhabener Geist' den Schluſs zieht: 'Wir müssen darnach Mephistopheles[1]) für den Abgesandten des Erdgeistes halten', so macht er denselben methodischen Fehler, der auch sonst begegnet; der Schluſs darf nur heiſsen: 'Wir müssen annehmen, daſs nach des Dichters Absicht Faust den Mephistopheles für den Abgesandten des Erdgeistes hält'. Für das von der Annahme Fausts unabhängige Verhältnis, für die Voraussetzung, die der Dichter selbst über das wirkliche Verhältnis gemacht hat, ist aus dieser Äuſserung Fausts nichts zu entnehmen. Zu diesem methodischen Miſsgriff kommt noch hinzu, daſs Bruinier seine ganzen Ausführungen auf einen Grundsatz stützt, der einen zweiten methodischen Miſsgriff enthält, der freilich nicht bei ihm allein vorkommt, sondern der sich in der ganzen Faustforschung, ja in der Goetheforschung überhaupt vielfach wiederholt, und der seinen Wirkungsbereich noch weit über Goethe hinaus erstreckt: es ist die Identifizierung des Dichters mit den Gestalten seiner Dichtung. Bruinier drückt dies hier so aus: 'Faust ist Goethe, wie keine andere Erfindung dieses Selbstdarstellers'. Gewiſs, man kann Goethe in mancher Beziehung einen Sichselbstdarsteller nennen und wohl in höherem Grade als manchen anderen Dichter; aber man darf doch nicht übersehen, daſs Goethe niemals ein Naturalist war, der sich damit begnügt und in diesem Genügen sein künstlerisches Ziel gefunden hätte, von sich, seinem

---

[1]) Bruinier schreibt gleich andern Forschern oft 'Mephisto': ich sehe keinen Grund, daſs die Wissenschaft diesen bösen Geist mit dem Kosenamen beehren soll, der in Fausts Munde gelegentlich wohl zu begreifen ist, für den aber sonst keine Veranlassung sein möchte.

Digitized by Google

Wesen, seinen Gefühlen einen einfachen Abklatsch zu machen und dieses nackte Spiegelbild für eine künstlerische Schöpfung zu halten. Es wird dabei doch übersehen, dafs der Künstler die unmittelbar seinem eigenen Herzen, seinem eigenen Kopf entquellenden Motive, also die ersten Keime einer künstlerischen Schöpfung, nicht anders behandelt als die ihm von aufsen entgegentretenden: sie werden ihm Ausgangspunkte zu einer Neuschöpfung, die uns dann als wahrheitserfüllt berührt, wenn wir den Eindruck gewinnen, der Keim sei mit einer ihm selbst innewohnenden Naturnotwendigkeit gewachsen: so trägt er für uns den Charakter der Selbstverständlichkeit in sich, wie er dem naturgewordenen Organismus eignet. Gerade das erhebt den Künstler über den blofsen Kunsttechniker, dafs der Künstler die Natur hat, die dem Keim einen Boden gewährt, auf dem er, unbewufst wie die natürliche Pflanze, zu seiner Ausbildung gelangt, als ob er unabhängig von dem Individuum wäre, das ihm den Boden geliehen hat. Gar vielen bietet sich dasselbe Motiv, und viele versuchen es zu gestalten; auch die Stimmung der Zeit wirkt auf viele gleichmäfsig ein: aber nur bei dem Künstler gewinnt ein zu selbständiger Schöpfung aufkeimendes Motiv in seinem Werden die Folgerichtigkeit des natürlichen Wachstums. Was bei der natürlichen Pflanze seinen Grund in der organischen Anlage der Pflanze selbst hat, bringt in die Kunstschöpfung die zu folgerichtigem Wachstum hindrängende künstlerische Anlage des schaffenden Individuums: sie vertritt die Stelle des organisierenden Elements und verfährt bei ihrer schöpferischen Konzeption ebenso unbewufst wie die Natur selbst. Je erfolgreicher eben dieses unbewufste Umgestalten des an sich unbelebten Keimes zu einem die Naturnotwendigkeit in sich tragenden Organismus ist, um so gröfser ist das künstlerische Genie des Schöpfers, dem reflektierendes Schaffen zwar nahe, niemals aber gleich kommen kann. Dafs ein Jüngling sich in die Braut eines anderen verliebt, ist hundertmal dagewesen, auch dafs es geschieht, so lange er von ihrer Gebundenheit noch nichts weifs, und nun, nachdem er es erfahren, ein Seelenkampf in ihm entsteht, ist nichts Besonderes; dafs ein solches Verhältnis durch den Grundton einer bestimmten Zeit den Charakter krankhafter Sentimentalität erhält, ist natürlich. Und doch bleibt häufig genug und wohl in den meisten Fällen ein solches Motiv für die Kunst tot und ohne Folgen. Wenn nun ein dichterisch beanlagter Jüngling einen Abklatsch der in solcher Lage von ihm erlebten Empfindungen festhalten und recht hübsch darstellen könnte, so wäre dies das Zeichen eines ganz tüchtigen Talents: aber ein Kunstwerk, das tiefgehende Wirkungen hervorrufen könnte, entstände nicht. Wenn aber der Jüngling im stande ist, diesen Keim einer Kunstschöpfung von der Zufälligkeit seines Lebens abzulösen, ihn wie etwas Fremdes in sich wachsen und nach der in dem Keime liegenden unausweichlichen Folgerichtigkeit sich ausgestalten und reifen zu lassen, die Entwickelung in vollster Unabhängigkeit von seiner Person bis zu ihrer äufsersten Konsequenz durchzuführen, so dafs das selbständig gewordene neue Wesen wie ein auf eigenem Organismus stehendes Wesen erscheint, so ist dies in seiner Erfassung das Werk des Genies, in seiner Ausführung aber das Werk des unter dem genialen Schöpfer-

Digitized by Google

trieb gestaltenden, das Einzelne mit klarster Besonnenheit prüfenden und vor jedem Auswuchs bewahrenden Künstlers. So schafft, durch fast zwei Jahre von dem persönlichen Erlebnis getrennt, Goethe das in ihm selbständig gewordene, von seiner Person getrennte Motiv mit äufserster Folgerichtigkeit nach dem in dem Motive selbst liegenden Keime und aus der organismusgestaltenden, schöpferischen eigenen Kraft heraus, die das Kunstwerk als ein natürliches Weiterwachsen eines Gliedes seines Wesens erscheinen läfst. Ist Goethe deshalb Werther? Er ist es so viel und so wenig, wie Goethe Faust ist. In beiden dichterischen Gestalten steckt vieles, was Goethe als Goethe gefühlt und gedacht hat; aber beide dichterische Gestalten haben vieles, was sie nur als Faust, als Werther haben fühlen und denken können: Faust und Werther sind sie vielmehr erst gerade dadurch geworden, dafs der Dichter das Eigene dem neuen Keime, dem künstlerischen Motive untergeordnet und dieses das hat werden lassen, was es als selbständiges Gewächs seiner eigenen eingeborenen Natur nach werden mufste: diese dem Keim eingeborene Natur aber unabhängig von des Dichters eigener Natur sich auswachsen lassen zu können, das ist eben Sache des Genies. Man erklärt also nichts, wenn man sagt, Faust oder Werther oder Tasso ist Goethe, so wenig, wie wenn man behauptet: Goethe ist Werther, ist Faust, ist Tasso. Goethe ist vieles davon, aber er ist einerseits nicht alles und ist andrerseits weit mehr; Werther, Faust, Tasso sind nicht Goethe, aber sie sind vieles von ihm und sind auch wieder viel mehr. Es hat einen Sinn zu erforschen, wie weit die sich teilweise deckenden Kreise zusammenfallen — ob es grofsen Wert hat, ist eine andere Frage; sicherlich aber ist es methodisch nicht richtig, von einer solchen Behauptung auszugehen, ohne erst die Grenze, wo das Zusammenfallen der Flächen aufhört, ganz genau zu bestimmen.

Aber selbst wenn der Faust des Urfaustes Goethe wäre, so würde das noch nicht genug sagen, um daraus Folgerungen auf die Ausgestaltung des Planes oder auf dessen spätere Anderung zu ziehen. Der Faust des Urfaustes ist doch nicht nur der Faust des Monologes: er ist doch auch der Faust im Verkehr mit Wagner, der Faust in Auerbachs Keller, der Faust, der Gretchen zu Grunde richtet — ist das auch alles Goethe? Und ist er es nicht, was hat die Gleichsetzung von Faust und Goethe für Wert für das Verständnis des dramatischen Ausbaues? War aber der Dichter des Urfaustes, selbst wenn wir annehmen wollten, sein Faust des Monologes sei identisch mit Goethe, im stande, seine dichterische Gestaltung Faust so von sich abzulösen, diesen so nach der ihm, dem Faust, der dichterischen Person, innewohnenden Natur objektiv weiterzugestalten, ist es dann möglich, dafs Goethe durch seine allmählich eingetretene innerliche Umgestaltung, durch die er dem Faust im Urfaust nicht mehr gleich war, an der Weiterführung seines ursprünglichen Planes gehindert worden sein soll, er, der schon in den vorhandenen Teilen dieses Urplanes sich so gründlich von der Gleichung Faust = Goethe entfernt hatte? Und diese innerliche Umgestaltung Goethes tritt obendrein erst im Laufe der Jahre ein — was hat denn Goethe in Frankfurt, in den ersten Weimarer

Digitized by Google

Jahren abgehalten, seine Dichtung zu vollenden? Der Grund mufs also auf einem anderen Gebiete liegen.

Aber welcher war denn nun dieser 'ursprüngliche Plan'? Zunächst hätte man wohl zu fragen, ob Goethe wirklich 'von vorneherein' einen 'Plan' gehabt hat, in dem er sich in deutlichen Zügen den ganzen Verlauf der Handlung klar gemacht hätte, oder ob es nicht vielmehr eine sehr allgemein gehaltene Ansicht über eine Reihe von Abenteuern war, wie sie sich ihm zunächst aus der Überlieferung ergeben mufste: so ist es nur natürlich, dafs auch Helena bereits der frühesten Zeit angehört, selbstverständlich nur in der Absicht, sie auftreten zu lassen, nicht in der Art, wie er sie später wirklich auftreten liefs. Dieser letzteren Anschauung, die mir die wahrscheinlichste nicht nur, sondern auch die natürlichste, die mit dem stürmischen Wesen des jungen Goethe am meisten übereinstimmende erscheint, wird durch den Urfaust nicht etwa widersprochen: sie stimmt vielmehr allein zu der Gestaltung dieses Fragmentes. Ohne sich viel um den Zusammenhang der einzelnen Glieder der Handlung zu kümmern, schafft der Dichter das, was ihn gerade am meisten packt: wenn der Ausdruck 'die Teile, an denen er innerlich beteiligt war' eben dies bezeichnen soll, so kann ich ihn gelten lassen; meint aber Bruinier damit, dafs dieses 'innerlich beteiligt sein' der Gleichung Faust = Goethe entspringe, dafs also damit die Teile gemeint seien, in denen Faust und Goethe identisch wären, so halten mich Faust in Auerbachs Keller, Faust der Vernichter Gretchens sehr entschieden von dieser Gleichstellung ab. Sagen wir also: die Teile, die den stürmischen Dichter teils durch ihre Derbheit, teils durch ihre tiefergreifende Zartheit und Leidenschaftlichkeit am ersten zu künstlerischer Darstellung reizten. Es läfst sich damit sehr gut verbinden, dafs der Dichter über die Herstellung des Zusammenhanges, also vor allem die Art, wie Mephistopheles sich mit Faust vereinigen sollte, sich noch keineswegs klar war, und dafs er das ruhig der Zukunft überliefs. Es läfst sich aber auch verstehen, wie Goethe den so gemachten Anfang nicht fortführen mochte — was konnten die Abenteuer nach der Gretchentragödie noch Reizvolles haben, nachdem er den Zauberschabernack so charakteristisch und die Liebesleidenschaft so ergreifend geschildert hatte? So mufste ein Fortführen, das auf dem einfachen Aneinanderreihen im Wesen gleichartiger, nur in der Erscheinung verschiedener Abenteuer beruht hätte, unterbleiben: es ist auch für alle Zeiten unterblieben, denn als sich Goethe ernstlich an eine Fortführung machte, geschah dies auf Grund einer gänzlichen Umgestaltung, durch die die einzelnen Abenteuer zu organischen Gliedern eines künstlerischen Ganzen wurden: erst seit dieser Zeit kann man wirklich von einem 'Plane' sprechen.

Bruinier geht aber von der ihm als selbstverständlich erscheinenden Annahme aus, dafs 'von vorneherein' ein Plan vorhanden gewesen sei, dessen Befolgung die Abrundung eines künstlerischen Ganzen ermöglicht hätte. Nimmt man das an, so ist es ganz folgerichtig, diesen ursprünglichen Plan ergründen zu wollen. Bruinier erkennt sehr richtig, dafs dieser Plan seinen Angelpunkt in dem Verhältnis des Mephistopheles zu Faust haben mufs: dieses zu er-

Digitized by Google

gründen ist daher sein eifrigstes Bemühen. Er geht von der gleichfalls richtigen Voraussetzung aus, dafs Faust den Mephistopheles für den Sendling des Erdgeistes hält, freilich zunächst in der falschen Annahme, dafs damit die Auffassung des Dichters über dieses Verhältnis identisch sein müsse. Will man ihm das zugestehen — ich kann es aus den dargelegten Gründen nicht zugestehen —, so ergiebt sich ihm ein sehr klarer Widerspruch: 'Der Erdgeist ist das Leben; wenn er zerstört, zerstört er um des Lebens willen. Der Teufel aber ist der Tod; wenn er zerstört, zerstört er, um zu zerstören.' Bruinier sieht zur Lösung dieses Widerspruches nur zwei Möglichkeiten: 'Entweder mufs der Erdgeist erniedrigt oder Mephistopheles erhöht werden. Aber keines von beiden geht an.' Er will nun die Schwierigkeit damit lösen, dafs Mephistopheles, wohl wissend, dafs Faust sich auch nach seiner Zurückweisung durch den Erdgeist doch immer noch nach diesem sehnt, Faust unter der Maske sich nähert, ein Sendling des Erdgeistes zu sein: er schleicht sich also durch eine Lüge in Fausts Vertrauen ein: damit giebt Bruinier die bis dahin als selbstverständlich gemachte Annahme auf, die Meinung Fausts und die Voraussetzung des Dichters müfste identisch sein — ob mit vollem Bewufstsein von der Sache, wird nicht deutlich. Jedenfalls aber gewinnt er dadurch freie Bewegung, die er eifrigst auszunutzen bestrebt ist. Auf Grund dieser Annahme versucht er zunächst die später ausgeschiedene kleine Szene des Urfaust: 'Landstrafse. Ein Kreuz am Wege' und die Paralipomena 6 und 7 (W. A.) in inneren Zusammenhang zu bringen: Faust soll erschreckt ahnen, Mephistopheles sei gar nicht der Sendling des Erdgeistes, sondern der Teufel, und dieser beruhige ihn darüber; gelegentlich lüfte Mephistopheles die Maske. Als Beweis dafür, dafs Faust nicht von vorneherein weifs, wer sein Geselle ist, sollen wir die Stelle aus Auerbachs Keller annehmen: 'Merks! den Teufel vermuten die Kerls nie, so nah er ihnen immer ist': hier sei Mephistopheles unvorsichtig: 'er verrät sich zwar, aber durch einen Ausspruch, den er absichtlich auf Faust selbst exemplifizieren will, der ja auch den Teufel nicht so nah vermutet'. Versteht Faust die Exemplifikation, so mufs er wissen, dafs er den Teufel neben sich hat; weifs er dies nicht, so kann er die Exemplifikation nicht verstehen — wie stimmt das zusammen? Mir scheint die Stelle sehr klar zu sagen, dafs Faust ganz genau weifs, wer sein Geselle ist, und dafs darauf fufsend sich Mephistopheles mit Faust über die Studenten lustig macht. Bruinier entwirft nun recht interessant, wie 'vielleicht' Goethe sich 'die grofse Lücke nach der Wagnerszene zurechtgelegt' hat und kommt zu dem Ergebnis: 'Nach dieser Fassung des Problems ist Faust zwar der Held des Dramas, Mephistopheles aber der Handelnde [was freilich schon zu dem Auftreten Fausts in Auerbachs Keller gerade im Urfaust nicht stimmt!]. Dadurch geht die Einheit der Handlung in die Brüche. In diesem künstlerischen Fehler des Urfaust liegt der eigentliche Grund für die schliefsliche Aufgabe des ursprünglichen Planes: im neuen der dritten Arbeitszeit steht Faust im Mittelpunkt auch der Handlung, und die Umgestaltungen des alten Problems schreiben sich deutlich von dieser Änderung her.' Diese Behauptungen, ebenso wie die nun weiter

Digitized by Google

dem 'eigentlich Handelnden', dem Mephistopheles zugeschriebenen Aufgaben stehen und fallen mit der Hypothese, dafs Mephistopheles die Maske eines Sendlings des Erdgeistes annimmt und trotz einzelner Lüftungen auch beibehält, und ebenso geht es natürlich auch mit der Entwickelungsgeschichte des zweiten Planes aus dem ersten. Ich sehe nun nicht den geringsten Anhaltspunkt für die Annahme, dafs Mephistopheles im Urfaust sich für etwas anderes giebt als er ist: Bruinier selbst drückt dies sehr kräftig und entschieden aus: 'Der Mephistopheles des Urfaust ist der Teufel ohne Feigenblatt. Nur das ist der Mephistopheles der Szene «Trüber Tag. Feld», nur das ist der Mephistopheles, vor dem Gretchen, der ahnungsvolle Engel, erschauert, den sie auch in der Nacht des Wahnsinns nicht mifskennen kann.' Und nur Faust soll darüber im Unklaren bleiben, soll in eben der Szene 'Trüber Tag. Feld' Mephistopheles noch als den seine Maske mit voller Wirkung tragenden scheinbaren Sendling des Erdgeistes behandeln und nicht merken, mit wem er es zu thun hat?

Wenn Bruinier es für möglich hält, dafs Mephistopheles zu Faust in der Maske eines Sendlings des Erdgeistes tritt und somit nach des Dichters Voraussetzung vom Erdgeist nicht geschickt worden ist, so stellt er sich damit thatsächlich auf den Standpunkt, dafs Fausts Meinung und des Dichters Voraussetzung nicht identisch zu sein brauchen, ohne sich freilich klar über diesen wichtigsten Punkt auszusprechen. Ist er aber dieser Ansicht, wäre es da nicht das Einfachste, auf diesem Wege weiterzugehen und die richtige Konsequenz zu ziehen? Kommt Mephistopheles nur in der Maske eines Sendlings des Erdgeistes, so mufs der Grund, sich Faust zu nähern, in Mephistopheles selbst liegen: der Teufel geht ja seiner Natur nach darauf aus, Seelen zu fangen; zudem aber stehen wir damit ganz auf dem Boden der mittelalterlichen Überlieferung, von der sich Goethe im Urfaust in den Grundvoraussetzungen noch nicht entfernt: der Teufel kommt aus eigenem Interesse, nähert sich vorsichtig, zuerst in Hundsgestalt, giebt sich dann aber als das zu erkennen, was er ist. Faust nimmt dabei irrtümlich an, Mephistopheles sei vom Erdgeist abgesandt, und Mephistopheles thut nichts, ihm diesen Glauben zu zerstören, aber auch nichts, um als solcher Abgesandter zu gelten: er macht in keiner Weise Hehl aus seiner Natur. Goethe benutzt also auch hier schon das dem Dramatiker so günstige Mittel, eine Persönlichkeit des Dramas nach ihrer eigenen Annahme handeln zu lassen, während diese Annahme mit der Voraussetzung des Dichters über das thatsächliche Verhältnis der Dinge nicht zusammenstimmt. Für die Entwickelung der Persönlichkeit des Dramas ist es von gröfster Bedeutung, dafs sie selbständig und auf eigene Verantwortlichkeit hin handelt. Diese Selbständigkeit spricht sich dem eingeweihten Miterleber der Handlung, der, selbst aufserhalb stehend, sie beobachtet und auf sich wirken läfst, gerade durch ein solches Verhältnis von vornherein sehr gut aus: die dramatische Persönlichkeit geht einen mit den Thatsachen nicht übereinstimmenden, also objektiv falschen Weg — es ist aber ein eigener Weg, den sie kraft ihrer Selbständigkeit, kraft der Bethätigung ihrer eigenen Meinung, ihres eigenen Willens einschlägt. Es wird dies zugleich ein vortreffliches Mittel, unsere

Digitized by Google

Sorge für sie zu erwecken und wach zu halten. Faust giebt sich nun um so leichter der Führung des Mephistopheles hin — glaubt er doch zu wissen, dafs er dabei noch unter der Obhut des ihm sympathischen Geistes steht, der ihn würdigte, ihm zu erscheinen und der, wenn er ihn auch persönlich von sich zurückstiefs, nach Fausts Annahme doch noch hilfebereit über ihm wacht. Mephistopheles widerspricht dem nicht, da Faust ihm so nur um so williger folgt: er hat aber keinen Grund, selbst diese Lügenrolle zu spielen, weil Fausts Annahme schon ohne sein Zuthun erfolgt. Damit fällt aber auch der ganze künstliche Plan, den Bruinier auf Grund des von ihm angenommenen Verhaltens der Maskerade des Mephistopheles sich aufbauen läfst. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, dafs Faust ein 'Vervollkommnungsziel' erstrebt: Mephistopheles sucht ihn von diesem abzuziehen: 'so lange Faust sich zu vervollkommnen bestrebt, kann ihm der Teufel nichts anhaben, mag er auch noch so tief in Schuld verfallen; erst wenn er auf sein Streben verzichtet, ist er die sichere Beute des Bösen'. Hier wird der angebliche Plan des Mephistopheles im Urfaust doch wohl sehr gründlich von dem Gesang der Engel am Schlusse der Faustdichtung 'Wer immer strebend sich bemüht' beeinflufst: im Urfaust findet sich von diesem Vervollkommnungsziel noch nichts. Bruinier nimmt daher, um dieses Streben Fausts zu erweisen, die Verse des 'Fragmentes' zu Hilfe, 'die ihrem ganzen Ton nach alten Ursprungs sein müssen', was freilich nicht zu der früheren Behauptung Bruiniers stimmt, 'dafs der sogenannte «Urfaust» enthält, was in ihm [dem ersten Zeitabschnitt der Abfassung, der 'mit der Wende der Jahre 1775/6 beschliefst'] erreicht worden'. Aber es ist sachlich nicht unmöglich: die Wahrscheinlichkeit, dafs der Urfaust nur die einen gewissen Abschlufs in sich bietenden und daher zum Vorlesen oder Vorzeigen geeigneten Szenen enthält, habe ich schon zugegeben — in diesem besonderen Falle halte ich es nicht für richtig; aber mögen zunächst die fraglichen Worte, die erst im Fragmente von 1789 stehen, für alten Ursprunges gelten, und sehen wir, was daraus folgt (jetzt Vers 1770 ff.). Bruinier führt sie an, um zu zeigen: 'Der theoretische Wissensdrang hat Faust an der Erlernung des Lebens und so an seiner Vervollkommnung gehindert; um vollkommener werden zu können, mufs er daher zu leben lernen:

> 1770 Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
> Will ich in meinem innern Selbst geniefsen,
> Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
> Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
> 1774 Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.'

Sehr schön — wenn es nur so im Fragment von 1789 hiefse! Diese Worte stehen allerdings da, aber mit 'erweitern' schliefst der Satz nicht. Ist es nun methodisch richtig, innerhalb eines Ausspruches willkürlich Halt zu machen und durch Weglassung des Schlufsgedankens, auf den der Gedankenfortschritt überhaupt abzielt, nur die Einleitung von dem zu geben, was der Dichter seine dramatische Person sagen läfst, und darauf Folgerungen aufzubauen? Thatsächlich heifst der Schlufs bekanntlich:

Digitized by Google

1773 Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
1775 Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern!

Aus diesem Ausbruch höchster Verzweiflung läfst sich das Streben nach Selbstvervollkommnung durch Erlernung des Lebens in keiner Weise herauslesen. Bruinier erhält aber dadurch, dafs er mitten im Satze vor der letzten Zeile Halt macht und durch ein Punktum den Gedanken als abgeschlossen hinstellt, den Hinweis auf ein Vervollkommnungsziel unter Beiseitesetzung der Verzweiflung: daraus ergiebt sich nun gerade das Gegenteil von dem, was gesagt wird, wenn man Faust ruhig aussprechen läfst. Bruinier folgert nämlich im Anschlufs an die vorletzte Zeile (1774) 'Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern': 'Das ist der feste Entschlufs, die Verzweiflung abzuschütteln und mit der That, mitten im Leben stehend, zu erproben, was mit Gedanken, im dumpfen Studierzimmer, nicht ging: die Erlangung der Gleichheit der Ziele mit dem Erdgeist in der Schule des Lebens.' Das liefse sich hören, wenn Faust damit schlösse: kommt aber Vers 1775 dazu, so wird es unmöglich, in der Verzweiflung zerscheitern zu wollen und dabei doch mitten im Leben stehen zu bleiben und hohe Ziele im Leben zu erreichen! Das ist also verfehlt, und wir müssen bei der Thatsache bleiben: im Urfaust ist von einem solchen Vervollkommnungsziele Fausts nicht die Rede, und wäre es auch nicht, wenn man die Verse 1770—75 noch ihm zusprechen wollte, und somit kann auch Mephistopheles nicht darauf ausgehen, Faust durch Ablenkung von diesem Ziele zu gewinnen.

Worauf aber geht er denn nun aus? Ganz offenbar und ganz einfach auf das, was in der Faustsage der Teufel will: die Seele Fausts gewinnen, und wie dort, dadurch, dafs er dem Faust durch die auf ihn übertragene Zauberkraft seine Wünsche befriedigt werden läfst. Und hier tritt nun der gewaltige Unterschied mit der zweiten Dichtung seit 1797 ein. Im Urfaust mufs wie in der Sage der Teufel die einzelnen Wünsche befriedigen und erfüllt diese Aufgabe auch: sein Ziel erreicht er dadurch, dafs diese Aufgabe eine im voraus bestimmt festgesetzte Zeit hindurch erfüllt wird — ist die Zeit um und ist die Bedingung stets erfüllt worden, so verfällt Fausts Seele dem Teufel. Kann dieser einen Wunsch Fausts nicht erfüllen, so ist auch Faust seinerseits seiner Verpflichtung enthoben, so kann er mit vollem Rechte zu Mephistopheles sagen: 'Und das sag ich ihm kurz und gut: Wenn nicht das süfse, junge Blut Heut' Nacht in meinen Armen ruht, So sind wir um Mitternacht geschieden.' Gerade diese Anlage mit dem entscheidenden Gesichtspunkte der im voraus festgesetzten Zeit zwang den Dichter dazu, eine Fülle von Abenteuern zu geben, die alle gleichmäfsig zu einer Befriedigung Fausts geführt hätten: die Grenze wäre nicht durch einen inneren Prozefs in Faust, sondern rein äufserlich durch den Ablauf der festgesetzten Zeit gegeben gewesen — das mufste Goethe widerstehen, zumal nach der weit über die Grenze eines Abenteuers hinausgewachsenen Gretchentragödie, nach der jedes Ereignis, das zum Charakter eines flüchtigen Abenteuers zurückgekehrt wäre, kläglich hätte ab-

Digitized by Google

fallen müssen, und so läfst er die Faustdichtung liegen, wie er den 'ewigen Juden' liegen liefs, der eben auch im wesentlichen nur eine Reihe von Bildern gegeben hätte: denn die Wiederkehr Christi wäre gleichfalls von aufsen her eingetreten, nicht aber durch einen inneren Prozefs Ahasvers erreicht worden.

Ganz anders in der Dichtung von 1797. Hier handelt es sich um eine einmalige, aber endgiltige Befriedigung des an der Möglichkeit, eine solche Befriedigung erlangen zu können, verzweifelnden Faust: ist diese dennoch und wider sein Erwarten eingetreten, so ist er bereit, dem Teufel drüben zu Dienste zu sein, so wie dieser ihm hüben gedient hat. Damit erhält die Handlung ein ganz neues Ziel: Mephistopheles mufs sich nun bemühen, Faust diesen Augenblick höchster Befriedigung zu bereiten: ist er gescheitert, so mufs er von neuem beginnen: die Notwendigkeit einer Folge von Erlebnissen Fausts bleibt, der zeitliche Zwang eines vorausbestimmten Abschlusses fällt jedoch fort. Da nun aber Mephistopheles nur Werkzeug in der Hand Gottes ist, der ihn selbst auf Faust hingewiesen hat, um diesen ins thätige Leben und damit zu einer inneren Entwickelung zu bringen, so kann dem Bemühen von seiten des Mephistopheles ein innerer Prozefs bei Faust parallel gehen. Mephistopheles reifst Faust fast mit Gewalt ins thätige Leben: aber der an der Möglichkeit der Befriedigung verzweifelnde Faust kann vor allen Dingen an dem Schabernack keine Befriedigung finden, in dem sich Mephistopheles so wohl fühlt: so foppt nun nicht mehr er selbst, wie im Urfaust, die Studenten in Auerbachs Keller, sondern Mephistopheles thut es, in der Hoffnung, Faust werde an solchen Späfsen Befriedigung gewinnen. Sein zweites Mittel, die Geschlechtslust, weckt in Faust, der durch sein Herz weit über das Ziel des herzlosen Abenteuers hinausgezogen wird — so gewinnt dies Motiv hier seine Berechtigung, die im Urfaust fehlt —, wider den Willen des Mephistopheles einen Keim, der nicht mehr zu Grunde geht. Die Einführung am Kaiserhofe, die Faust nach dem Sinne des Mephistopheles nur Freude an der Verwendung der Zauberkraft und dadurch Befriedigung verschaffen soll, dient in Wirklichkeit dazu, in Faust das Bewufstsein zu erwecken, dafs er selbst handeln und seinen eigenen Weg gehen kann: da erfolgt der Umschlag, und Mephistopheles, der bisher die Führung hatte, sinkt mehr und mehr zum Ausführer des Willens Fausts herab, während Faust sich zu immer höherem Handeln aufrafft: es führt ihn auf das ästhetische und endlich auf das ethische Gebiet, wo er durch sein Streben, nicht durch Mephistopheles, und mit Hilfe der Phantasie wenigstens das Vorgefühl des höchsten Ziels, der vollen Befriedigung gewinnt, und schon in diesem Vorgefühle erlebt er jetzt den höchsten Augenblick: da stirbt er, und die Engel können ihn von der Verdammnis retten und in den Himmel führen, ihn, der immer strebend sich bemüht hat: so kann seine Seele die Läuterung durchmachen und zur höchsten Seligkeit durch die Vermittelung der Gnade zugelassen werden. Die Handlung, in deren Mittelpunkt ausschliefslich Faust steht, gliedert sich so naturgemäfs in zwei grofse Teile: den einen, indem der Genufs, der zur Befriedigung führen soll, von aufsen an Faust herantritt und den Menschen mit Leidenschaft im Zustande seiner Dumpfheit erfafst: noch ist

Digitized by Google

sein Zustand so, daſs er zwar den dunkeln Drang in sich fühlt, aber zum rechten Wege noch nicht durchgedrungen ist. Im zweiten Teile jedoch beginnt das selbständige Handeln und wirkt daher von innen nach auſsen: der Genuſs, der jetzt erstrebt wird, ist der aus eigenem Thun entspringende, der Thatengenuſs, der sich mit immer klarerem Bewuſstsein seine Ziele selbst sucht. Eines dieser Ziele, das charakteristischeste, von Anfang an am meisten und sichersten feststehende, weil es sich an den schon der allerersten Zeit entstammenden Entschluſs anschlieſst, Helena auftreten zu lassen, ist die Schönheit, das Erleben des ästhetischen Ideales; das letzte und höchste Ziel aber ist der Genuſs, der durch die Thätigkeit des Schaffens erlangt wird, wie ihn Faust durch Schaffung einer neuen Welt thatsächlich erreicht: der von innen ausgehende Schaffensgenuſs, das Erleben des ethischen Ideales. Das sind die zwei Teile, die Goethe sich beim Übergang von der ersten Dichtung zur zweiten in groſsen Zügen skizzierte: sie stehen in dem Paralipomenon 1. Ein Miſsverständnis ist die Annahme, daſs die hier angegebenen Teil 1 und Teil 2 mit den zufällig durch die besondere Art der allmählichen Veröffentlichung entstandenen Teilen 1 und 2 identisch wären: in dem Paralipomenon 1 handelt es sich um eine rein ästhetische, dramaturgische Teilung, so daſs die erste Gruppe bis zu dem Umschwung, die zweite Gruppe von diesem an geht. Der Umschwung hat aber mit der zufälligen, durch das allmähliche Bekanntmachen notwendig gewordenen Druckteilung gar nichts zu thun: er beginnt da, wo Faust zum erstenmale selbständig handelnd auftritt, wo Mephistopheles gestehen muſs, daſs er selbst nicht helfen kann, und so Faust, sehr gegen den Willen seines Gesellen, selbst handeln muſs: es ist in der Szene 'Finstere Galerie', wie Faust die Erscheinungen von Paris und Helena von Mephistopheles verlangt und dieser bekennen muſs, daſs er sie nicht bewirken kann, und wie Faust sie dann selbst von den Müttern holen muſs. Als Goethe den ersten Druckteil 1808 erscheinen lieſs, war er sich sehr wohl bewuſst, daſs dies nicht der ästhetisch 'erste' Teil sei. In dem ersten Anerbieten, das er Cotta wegen der Neuherausgabe der Werke macht, heiſst es in dem Briefe vom 1. Mai 1805 für Band X: 'Faust-Fragment, um die Hälfte vermehrt': das Unterstrichene giebt das Neue dieser Ausgabe an. Goethe gab also den Druckteil 1 durchaus nur als Fragment, und zwar nicht als ein solches, das eine in sich abgeschlossene, relative Einheit ausgemacht hätte: es ist schlechthin Fragment, so daſs man richtig zu unterscheiden hat: Faust 1789 als Fragment 1, Faust 1808 als Fragment 2, während der Ausdruck 1808 Teil 1 und 1832 und 1833 Teil 2 immer wieder zu den Miſsverständnissen führt, als sei es bei Faust wie bei Wilhelm Meister: hier ist der erste Teil wirklich eine in sich relativ abgeschlossene Dichtung, die auch thatsächlich von Anfang an als abgeschlossen gelten sollte. Sie lieſs einen zweiten Teil als wünschenswert erscheinen, wie es zuerst Schiller andeutete, und dieser zweite Teil ist wiederum für sich ein relatives Ganzes. Faust Druckteil 1 und Druckteil 2 sind nicht einmal in dem Sinn zwei Teile, wie es die Piccolomini und Wallensteins Tod sind: hier geht zwar die Handlung unmittelbar fort, aber es sind doch groſse

Gruppen, deren relativer Abschlufs eine ästhetische Begründung neben der praktischen hat: die Handlung ist bis zu dem Umschwung gelangt, mit dem Teil 2 beginnt. So ist es bei Faust nicht und kann auch gar nicht so sein, da hier der Umschwung mitten in der Handlung beim Übergang eines Ereignisses in das andere liegt: er tritt ein, wie die Cäsur im antiken Verse, die einen Versfufs selbst zerschneidet, um dadurch den Zusammenhalt des Versganzen nur um so deutlicher fühlbar zu machen, während die Diärese eine wirkliche Trennung bringt. Das mufste Schiller bei Wallenstein anwenden, weil bei ihm der praktische Gesichtspunkt hinzukam, durch diese Trennung die Aufführung auf zwei Abende verteilen zu können: für die Tragödie 'Faust' spielt dieser Gesichtspunkt in keiner Weise mit.

Das Paralipomenon 1 deutet die Handlung an bis zu Rettung Fausts: Mephistopheles mufs sich besiegt und in seiner Hoffnung getäuscht in die Hölle zurückziehen und spricht seine Gedanken über sein Mifsgeschick in einem 'Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle' aus: in der ausgeführten Dichtung entspricht dieser Absicht die Stelle V. 11825—43: es sind die Schlufsworte des Mephistopheles, ehe er sich in den 'greulichen Höllenrachen', der sich 'links' aufgethan hat, flüchtet, nachdem er sein Spiel verloren hat. Das Motiv, dafs Mephistopheles epilogisieren sollte, ist indessen nicht ganz verloren gegangen: am Schlusse des Helenadramas legt Mephistopheles seine Maske als Phorkyas ab und 'zeigt sich als Mephistopheles, um, insofern es nötig wäre, im Epilog das Stück zu kommentieren'. Auch dieser Schlufs des Paralipomenon 1 läfst deutlich erkennen, dafs Mephistopheles nach den Voraussetzungen des Dichters thatsächlich nichts mit dem Erdgeist zu thun hat: geht er doch wieder in die Hölle zurück, aus der er zum Seelenfang ausgezogen war. Und dennoch ist eine sachliche Beziehung zwischen Mephistopheles und dem Erdgeist vorhanden: sie ergiebt sich aus dem Verlaufe des Dramas selbst. Mag Mephistopheles nun, wie im Urfaust, auf eigene Veranlassung und Rechnung kommen, oder, wie in der Dichtung von 1797, ausdrücklich von Gott auf Faust hingewiesen und zu der Versuchung ermächtigt, um dadurch nur um so besser den Plan Gottes mit Faust zur Ausführung zu bringen — in beiden Fällen mufs er zu Faust in einem Zeitpunkte treten, in dem Faust seinen Verlockungen zugänglich ist. So lange Faust noch hoffen kann, dafs er von höheren Geistern Unterstützung seines Wissensdranges erlangen kann, so lange ist es ganz unmöglich, dafs eine Verlockung ins Leben hinaus irgendwie Erfolg hätte. Erst wenn er von den höheren Geistern zurückgestofsen ist, erst wenn der Weg eines Erkennens des inneren Zusammenhanges der Welt und die Hoffnung auf Befriedigung dieses höchsten Strebens aussichtslos gescheitert ist, erst dann hat Mephistopheles Aussicht, mit seinen Vorschlägen Gehör zu finden. Die Erscheinung des Erdgeistes veranlafst somit den Übergang des Erkenntnisstrebens zu der Thätigkeit in der Welt, für den sonst kein hinreichender Grund vorhanden wäre: gerade dadurch bildet er ein gar nicht zu missendes Glied in der Entwickelung der Handlung. Der Erdgeist könnte nur dann fehlen, wenn der Dichter nicht von dem Erkenntnisstreben Fausts aus-

Digitized by Google

gegangen wäre: das ist aber gerade das Eigenartigste der Goethischen Dichtung im Urfaust sowohl wie in der Neudichtung von 1797: was dort noch als Keim schlummert, dessen Entwickelung dem Dichter noch unerreichbar blieb, blüht hier zur herrlichsten Blume auf: die höchste Befriedigung kann nicht durch Erkennen der Dinge aufserhalb des Menschen, sondern nur durch die Ausgestaltung des innerhalb des Menschen liegenden Bethätigungsstrebens zu einer nach aufsen wirkenden, selbstlosen Thätigkeit zu Gunsten anderer und der Menschen überhaupt erreicht werden. Diesen Übergang von dem Streben nach dem intellektuellen Ideal zu dem Streben nach dem ethischen Ideale bildet aber die Erscheinung des Erdgeistes, der gerade durch sein Auftreten und sein Wirken auf Faust ein Beispiel dafür giebt, wie er am sausenden Webstuhl der Zeit schaffend in der That der Gottheit lebendiges Kleid zu wirken versteht. Und wenn auch Faust mit seiner Annahme, Mephistopheles sei ihm vom Erdgeiste geschickt worden, im Irrtum ist und der Voraussetzung des Dichters entsprechend zwischen beiden Geistern kein sachlicher Zusammenhang ist, so steht doch das Auftreten des Mephistopheles mit der Erscheinung des Erdgeistes vom dramaturgischen Standpunkt aus in einem so engen ursächlichen Zusammenhange, dafs man berechtigt ist, von der Entwickelung des dramatischen Ganges zu sagen: ohne Erdgeist kein Mephistopheles.

Digitized by Google

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN.

DIE LEX MANCIANA.

Gegen Ende des Jahres 1896 wurde bei Henschir-Mettisch im Bagradasthale, 10 km von Testur, dem antiken Tichilla, eine Inschrift gefunden von einem Umfang und einer Vollständigkeit der Erhaltung, wie ihrer nicht viele vorhanden sind. Lieutenant Poullain, der sie bei einer topographischen Streife entdeckte, liefs sie in das Bardomuseum von Tunis schaffen, wo sie von Cagnat, Gauckler und Toutain gelesen wurde. Was sie entziffern konnten, veröffentlichten sie zuerst mit einer französischen Übersetzung, dann auch mit einem Kommentar von Toutain in den *Comptes rendus de l'Académie des inscriptions et belles lettres, sér. IV t. XXV p.* 146 und in den *Mémoires présentés par divers savants à l'Académie, sér. I t. XI p.* 1. Doch ist die Kursive, in welcher die Inschrift abgefafst ist, so flüchtig und der Stein an vielen Stellen so sehr von dem angewehten Wüstensande benagt, dafs die Lesung der französischen Gelehrten höchst unvollständig blieb. Auch A. Schulten, der sich mit Hilfe einer Photographie und eines Abklatsches zum zweitenmal an die Entzifferung des Textes wagte, konnte ihm nicht viel Neues hinzufügen (Die Lex Manciana, eine afrikanische Domänenordnung. Abh. d. Kgl. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen. Neue Folge. Bd. II Nr. 3); erst meinen schärferen Augen, die sich an den Palimpsesten der Ambrosiana geübt hatten, gelang es, den Inhalt der wichtigen Urkunde von Anfang bis zu Ende festzustellen. Ich bediente mich dazu zweier Photographien, die, bei verschiedener Beleuchtung aufgenommen, sich trefflich ergänzten. Die eine davon hatte Dessau von Gauckler durch Vermittelung des Archäologischen Instituts erhalten und mir gütigst zur Verfügung gestellt; die andere ist von Toutain in der oben angeführten Schrift als Lichtdruck veröffentlicht. Mit einem ausführlichen Kommentar werde ich die Inschrift in der Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte VI 4 veröffentlichen; aber da das Denkmal nicht nur inhaltlich, sondern auch lexikalisch und grammatisch manches Interessante bietet, glaube ich der Sache zu dienen, wenn ich wenigstens den schlichten Text auch in diesen Jahrbüchern zum Abdruck bringe.

Die Lex Manciana ist entworfen, als das afrikanische Latifundium Villa Magna Variani teilweise in kleine Pachthufen zerlegt wurde. Sie enthält die Bedingungen, auf welche jener unbekannte Mancia, nach dem sie ihren Namen trägt, seine zukünftigen Pächter zu verpflichten gedachte. Ihre Zeit bestimmt sich dadurch, dafs sie die Anpflanzung von Reben durch die Kolonen nur *loco veterum* gestattet (II 25); d. h. schlechte Weinstöcke dürfen durch bessere ersetzt werden, aber jede Vermehrung der Rebenpflanzungen ist untersagt. Da gewifs kein Grundherr eine Verbesserung seines Gutes, die dessen Wert beträchtlich steigern konnte, aus freiem Willen verbot, so kann jene eigentümliche Bestimmung nur durch das Edikt Domitians veranlafst sein, das im ganzen Reiche jede Ausdehnung des Weinbaus untersagte. Dasselbe ist im Jahre 92 erlassen und wahrscheinlich mit dem Tode des Tyrannen (96) hinfällig geworden, womit eine recht genaue Zeitgrenze gegeben ist.

Später ist das Gut durch Erbschaft oder Konfiskation an den Kaiser gefallen, und Trajan beauftragte zu einer Zeit, wo er schon den Titel *Parthicus* führte, d. h. zwischen 114 und 117, zwei seiner Prokuratoren, die Lex Manciana den neuen Verhältnissen gemäfs umzuarbeiten. Die braven Leute haben sich die Sache recht leicht gemacht. Hinzugefügt haben sie, wie es scheint, gar nichts, aufser dafs sie, wo *ex hac lege* stand, dafür *e lege Manciana* setzten, und auch dies nicht ganz konsequent (I 17). Etwas fleifsiger sind sie leider im Streichen des Veralteten gewesen. Wo sie auf die häufigen Formeln stiefsen *aut dominis aut conductoribus vilicisve dominorum eius fundi* oder *aut dominis eius fundi aut conductoribus vilicisve eorum*, da haben sie regelmäfsig die *domini* getilgt, weil es ja auf der Domäne keine Privateigentümer mehr geben konnte; aber in der ersten Formel, wo das Wort zweimal vorkommt, haben sie mitunter die Wiederholung übersehen, so dafs an vier Stellen das *dominis* (I 9; II 4; 9; IV 24), an einer das *dominorum* (III 19) stehen geblieben ist. Auch umfangreichere Tilgungen haben sie vorgenommen, z. B. gleich am Anfange, wodurch das Statut in seiner gegenwärtigen Gestalt mit einem höchst unmotivierten *qui eorum* beginnt. Im ganzen

Digitized by Google

aber dürften sie den Text der alten Lex Manciana wohl hier und da verstümmelt, aber kaum verändert haben.

Dürfen wir somit den gesamten Wortschatz der Inschrift noch für das erste Jahrhundert in Anspruch nehmen, so gehören dafür Orthographie und Grammatik nicht einmal der Zeit des Trajan an, sondern erst der des Septimius Severus; denn früher kann das Denkmal nicht gesetzt sein. Dies ergiebt sich zunächst aus der Unterschrift, welche die Basis der Vorderseite trägt: *Hec lex scripta a Luro Victore Odilonis magistro et Flavio Geminio defensore, Felice Annobalis Birzilis.*

Der Vorsteher der Kolonengemeinde (*magister*), der sich hier an erster Stelle nennt, ist ein Sohn des Odilo, d. h. sein Vater führte einen urdeutschen Namen. Daraus folgt, dafs schon eine Generation vor Setzung unseres Denkmals Germanen auf den Landgütern Afrikas angesiedelt waren. Dies ist aber kaum denkbar, ehe Kaiser Marcus die Äcker des Römerreiches, die eben vorher durch eine langdauernde Pest verödet waren, mit den Gefangenen des grofsen Marcomannenkrieges wieder bevölkert hatte.

Hierzu kommt noch ein Zweites. Zwischen der zweiten und dritten Zeile finden sich mit kleineren Buchstaben nachgetragen die Worte: *totiusqu[e] domus divine.* Diese Formel ist zur Zeit des Trajan ganz unmöglich; so häufig sie auf Inschriften vorkommt, erscheint sie doch niemals vor Septimius Severus. Gleichwohl sind die Buchstabenformen dieser Interpolation denen der übrigen Inschrift so ähnlich, dafs sie vielleicht Tage oder Wochen, aber sicher nicht ein volles Jahrhundert nach ihrer Setzung eingeschoben sein kann.

Im übrigen kommen Interpolationen nicht vor; denn diejenigen, welche die Inschrift in den Stein gegraben haben, waren zu ungebildet, um selbst den Versuch einer Besserung zu wagen. Um so häufiger sind reine Korruptelen aller Art, namentlich Umstellungen von Worten und kleinere oder gröfsere Lücken. Da auf der vierten Seite des Steines der Raum knapp wurde, hat der Steinmetz sich geholfen, indem er eine Reihe von Zeilen hindurch systematisch immer wieder einige Worte wegliefs. Das Fehlende haben wir nach Konjektur ergänzt, wobei wir den Sinn leidlich getroffen zu haben meinen, aber für den Wortlaut natürlich nicht einstehen können.

Diese kurze Einleitung vorauszuschicken schien uns für das Verständnis der Inschrift nötig; die nähere Begründung des Gesagten wird man in der Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte finden. Wir geben im nachstehenden den Text derart, dafs wir nach der Art epigraphischer Publikationen die Auflösung von Abkürzungen in runde Klammern ( ) setzen, die Ergänzung weggebrochener oder verlöschter Buchstaben, die nach dem Umfang der leeren Stellen so, wie wir sie geben, auf dem Steine gestanden haben können, in eckige [ ], umgestellte Worte in spitze ⟨ ⟩. Worte oder Buchstaben, die nur nach Konjektur gesetzt sind, haben wir durch *cursiven* Druck ausgezeichnet, unter Buchstaben von zweifelhafter Lesung Punkte gesetzt, wobei sich freilich der Grad der Unsicherheit nicht zum Ausdruck bringen liefs.

Durch die Redaktion dieser Zeitschrift veranlafst, füge ich dem Texte der Urkunde eine Übersetzung hinzu, die bis zu einem gewissen Grade die Stelle eines Kommentars vertreten soll. Aus diesem Grunde ist sie auch nicht überall ganz wörtlich, sondern umschreibt mitunter mehr den Sinn des Paragraphen, als dafs sie seinen Wortlaut wiedergäbe. Namentlich in einer Beziehung glaubte ich mir durchgängig eine Änderung des Überlieferten gestatten zu müssen. Es ist schon oben gesagt worden, dafs die Prokuratoren Trajans, als sie das Statut überarbeiteten, die Formel *aut dominis aut conductoribus vilicisve dominorum eius fundi* immer mehr oder weniger verstümmelt haben. Hätten wir sie so wiedergegeben, wie sie jetzt auf dem Steine zu lesen ist, so wäre der Sinn dadurch vielfach entstellt worden; doch anderseits liefs sie sich auch nicht überall in der Vollständigkeit ergänzen, wie wir sie hier geben, da es keineswegs sicher ist, ob nicht schon Mancia selbst in manchen Fällen nur von den *conductores* und *vilici* geredet und die *domini* absichtlich übergangen hat. Es schien mir daher am geratensten, diese Formel an allen Stellen, wo sie in längerer oder kürzerer Gestalt erscheint, durch das Wort 'die Forderungsberechtigten' zu ersetzen. So bleibt es dem Leser in jedem einzelnen Falle überlassen, ob er sie nur auf die Beauftragten des Grundherrn oder auch auf diesen mit beziehen will. Was an jeder Stelle überliefert ist, läfst sich ja leicht aus dem nebenstehenden Texte ersehen. Dafs in der Übersetzung das Deutsch sehr hölzern ist, wird man verzeihen müssen; das Latein des Originals ist es nicht minder, und mir durfte es nicht so sehr auf Flüssigkeit des Stiles ankommen, wie auf Genauigkeit in der Wiedergabe des Sinnes.

Digitized by Google

I [Ex auct]o[ri]ṭạte | Aug(usti) n(ostri), im-
[p(eratoris)] Caes(aris) Traiani Aug(usti) |
[o]pṭịmi Germanici Pa[r]thici data a Ḷicinio |
[Ma]ximo et Feḷiciore Aug(usti) lib(erto) pro-
5 c(uratoribus) ad exempluṃ | [leg]is Manciane:

I 1—5: Im Auftrage unseres Kaisers, des Imperator Caesar Traianus Augustus, des Besten, des Germanensiegers, des Parthersiegers, gegeben von den Prokuratoren Licinius Maximus und Felicior dem Freigelassenen des Kaisers auf Grund der Lex Manciana:

Qui eorum [i]ṇtra fundo Viḷḷae Mag[n]e
Variani id est Mappaḷia Siga *habitabunt*, iis
eos agros, qui sub[c]esiva sunt, excolere
permittitur lege Manciana, | ita ut, eos qui
excoluerit, usum proprium habe|at. ex
fructibus, qui eo loco nati erunt, dominis
10 auṭ | conductoribus vilicisve eius f(undi) partes
e lege Ma|nciana prestare debebunt.

I 5—11: Denjenigen von ihnen (d. h. von den Kleinpächtern [1]), die auf dem Grundstücke von Villa Magna Variani d. h. Mappalia Siga wohnen werden, wird es nach der Lex Manciana gestattet, die Äcker, welche bei der Vermessung der Pachthufen als Abschnitzel übriggeblieben sind, anzubauen, so daſs, wer sie angebaut haben wird, die eigene Nutzung davon habe. Aus den Früchten, die an dieser Stelle gewachsen sein werden, werden sie den Forderungsberechtigten Quoten auf Grund der Lex Manciana leisten müssen.

Hac condicione coloni | fructus cuiusque
culture quota dare ad *villam de*portare | ẹt
terere debebunt: summas deferant arbitratu|
suo conductoribus vilicisvẹ [e]ius f(undi), et
15 si conduct|*oribus* vilicisve eius f(undi) in
assem par[tes] c̣oḷonicas datur[o]s renun-
tiaverint, tabeḷịṣ [o]b[signat]ịṣ s[i]nẹ f(raude)
s(ua) cavea|nt, e*a*s fructus partes, quạs ẹx
ḥ(ac) [l(ege) prest]aṛe debent, | conductor*ibus*
viḷicisve eius f(undi) *intra calendas Martias
proximas se praestaturos esse.*

I 11—18: Unter folgender Bedingung werden die Kleinpächter von der Frucht jeder Art des Anbaus aliquote Teile geben, sie zum Gutshof hinschaffen und ausdreschen müssen: Die Gesamtmassen der Ernten sollen sie nach eigener Schätzung den Forderungsberechtigten melden, und wenn sie den Forderungsberechtigten angekündigt haben, daſs sie auf das Ganze die Pachtquoten geben werden, sollen sie durch versiegelte Tafeln sich ohne Präjudiz verpflichten, daſs sie diejenigen Fruchtquoten, welche sie nach diesem Statut leisten müssen, den Forderungsberechtigten bis zum nächsten ersten März leisten werden.

Quas [col]oni colonic|as partes preṣtare
20 debeant: qu[i i]n f(undo) Villae Mag|nae
sive Mappalia Siga villas habẹnt habebunt |
ḍominicas, *aut dominis* eius f(undi) aut con-
ducṭoribus vilicisv(e) | eorum in assem partes
fruct*u*um ⟨cu[i]usque gene|ris⟩ et vine*arum*
⟨prestare debebunṭ⟩ ex | consuetudine *legis*
25 Manciane, *quae ita* habet: tritici ex a|ream

I 18—II 6: Welche Pachtquoten die Kleinpächter leisten müssen: Die auf dem Grundstück von Villa Magna d. h. Mappalia Siga grundherrliche Wirtschaftsgebäude haben oder haben werden, werden den Forderungsberechtigten auf das Ganze Quoten von Früchten jeder Art und Wein darbringen müssen nach der Gebühr der Lex Manciana,

2 *Bei dem zweiten* Aug *ist das* A *in ein* O *hineinkorrigiert* — 4 procc — 6 habitabunt *fehlt, ergänzt nach IV 23 und 32* — 8 eas — 12 adeportare — 14 conduct|res — 15 c̣olicas — 17 eius — 18 conductores — intra calendas Martias proximas se praestaturos esse. Quas *fehlt. Der erste März ist als Termin für die Pachtzahlungen beglaubigt durch Dig. VII 1, 58* — 21 aut dominis *fehlt, ergänzt von Schulten* — 22 fructum et vineam ex | consuetudine Manciane cu[i]usque gene|ris habet prestare debebunt. *Für* fructuum cuiusque generis *vgl. IV 26.*

[1]) Wie die Lex Manciana mit der Auflösung des Pachtverhältnisses schlieſst, so wird sie ohne Zweifel mit der Eingehung desselben begonnen haben. In ihrer ursprünglichen Form enthielten also die ersten Paragraphen wohl Bestimmungen über die Vermessung der Pachthufen, woran sich die folgende Verfügung über die Subseciva passend anschloſs, über die Ansetzung der Kleinpächter, ihre Ausstattung mit dem nötigen Inventar u. dgl. m. Aber diese Einleitungsparagraphen paſsten nur für die Zeit, wo Mancia von der Eigenwirtschaft zum Kolonensystem überging. Als zwei Jahrzehnte später das Gut vom Fiskus in Besitz genommen wurde, waren sie veraltet und konnten daher von den Prokuratoren Trajans gestrichen werden. So kommt es, daſs die

Digitized by Google

partem tertiam, hordei ex aream | partem tertiam, fabe ex aream partem qu[ar]tam, vini de laco partem tertiam, ol[e]i coacti partem tertiam, mellis in alve[o]s mellaris
II sextarios singulos. qui supra | quinque alveos | habebit, in tempore, qu[o vin]demia mellaria fue[rit, aut] | dominis aut conduc-
5 tor[ibus vili]cisve eius f(undi) quinos in assem sextar[ios] | d(are) d(ebebit).

die folgendermaſsen bestimmt: Weizen von der Tenne den dritten Teil, Gerste von der Tenne den dritten Teil, Bohnen von der Tenne den vierten Teil, Wein aus der Kelter den dritten Teil, Oliven eingesammelt den dritten Teil, Honig auf jeden Honigstock einen Sextar (= 0,55 Liter). Wer mehr als fünf Stöcke haben wird, wird zu der Zeit, wo die Honigernte gewesen sein wird, den Forderungsberechtigten fünf Sextare auf das Ganze geben müssen.[1])

Si quis alveos examina apes [v]asa | mellaria ex f(undo) Villae Magne sive M(appalie Sige in octonarium agrum | transtulerit, quo
10 fraus aut dominis au[t] | conductoribus vilicisve eius *f(undi)* qua fiat, a[lv]ei examina apes vasa mellaria mella, quae in[erunt, conductorum vilicorumve e[ius] | f(undi) ⟨in assem⟩ erunt.

II 6—13: Wenn jemand Stöcke, Schwärme, Bienen, Honiggefäſse aus dem Grundstück von Villa Magna d. h. Mappalia Siga auf sein Bauernland[2]) hinüberbringt, um den Forderungsberechtigten dadurch irgend welchen Abbruch zu thun, werden die Stöcke, Schwärme, Bienen, Honiggefäſse nebst dem Honig, der darin sein wird, den Forderungsberechtigten als Ganzes zufallen.

Ficus aridas arbores [c]o[r]rosas, que extra pom[a]rio erunt, qua pomarium e(ius) f(undi)
15 [ci]rcum villam ipsa[m] | sit, ut non amplius novenis, q(uod) d(olo) m(alo) n[o]n fiat, col[on]is arbitrio suo cedere burere [liceat].

II 13—16: Vertrocknete Feigenbäume oder andere Bäume, die durch Insektenfraſs beschädigt sind, soweit sie auſserhalb des Baumgartens stehen, wo der Baumgarten des Grundstücks den Gutshof selbst umgiebt, soll jeder Kolone, falls dies ohne böse Absicht geschieht, bis zu der Zahl von neun nach eigenem Ermessen abhauen oder durch Feuer vernichten dürfen.

[Te]rtias con[ducto]ri vilicisve eius f(undi) part[e]s de [po]mis d(are) d(ebebunt).

II 16—17: Von den Baumfrüchten werden sie den Forderungsberechtigten den dritten Teil geben müssen.

Ficeta ve[te]ra et oliveta, que ad vias [sunt], medi[et]atis ⟨fructuum⟩ consuet[u]dinem conductori vilicisve eius prestar[e] |
20 debeant.

II 17—20: Die alten Feigenbäume und Ölbäume, die an den Straſsen stehen, sollen den Forderungsberechtigten eine Gebühr von der Hälfte der Früchte leisten.

Si quod ficetum postea factum erit, eius fic(eti) | fructum per continuas ficationes quinque | arbitrio suo eo, qui seruerit, percipere permittitur; | post quintam ficationem

II 20—24: Wenn eine Feigenpflanzung künftig angelegt sein wird, so soll es demjenigen, der sie gepflanzt haben wird, gestattet sein, durch fünf aufeinander folgende Feigen-

---

27 vinu — laco *corrigiert aus* laca — II 5 qui — 10 eisquam — a[lv]eisexama — 11 melqui — 12 conductoribus — 13 in assem *steht vor* e[ius] f(undi) — aridearbos — 18 fructum *steht nach* consuetudinem — 20 debeat — 21 fructuctum.

Lex in ihrer gegenwärtigen Gestalt mit einer Zurückweisung auf ein vorausgehendes, aber jetzt nicht mehr erhaltenes *coloni* beginnt. Sie ist eben am Anfang lückenhaft.

[1]) Nachdem die Leistungen derjenigen Kleinpächter bestimmt sind, die grundherrliche, d. h. vom Grundherrn erbaute Wirtschaftsgebäude inne hatten, war ursprünglich wohl von denjenigen die Rede, die sich selbst ihre Wirtschaftsgebäude hergestellt hatten (vgl. IV 10), und ohne Zweifel wurde diesen eine geringere Quote zugebilligt. Aber diese Vergünstigung wurde vermutlich nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren gewährt, die zu der Zeit, wo das Gut in kaiserlichen Besitz überging, schon abgelaufen war. Die Prokuratoren konnten daher den betreffenden Paragraphen als veraltet tilgen.

[2]) Unter dem *octonarius ager* ist, wie ich glaube, das pachtfreie Bauernland derjenigen Kolonen zu verstehen, die neben ihrer Pachthufe auch noch eigenen Grundbesitz in der Nachbarschaft der Villa Magna hatten. Seinen Namen führte es wohl davon, daſs von jedem Jugerum acht Modii Weizen an die kaiserlichen Kornmagazine zu entrichten waren, während die Steuer des Groſsgrundbesitzes nicht nach einzelnen Jugera bemessen, sondern für jedes Latifundium auf eine Pauschsumme angesetzt war.

Digitized by Google

eadem lege, qua s(upra) s(criptum) est, | conductoribus vilicisve eius f(undi) p(raestare) d(ebebit).

ernten die Frucht jener Feigenpflanzung nach seinem Ermessen sich anzueignen; nach der fünften Feigenernte wird er gemäfs derselben Regel, die oben geschrieben ist, den Forderungsberechtigten leisten müssen.

25 Vineas serere | colere loco veterum permittitur, ea condicione, [ut] | ex ea satione proxumis vindemis quinque fructu[s] | earum vinearum is, qui ita *ser*uerit, suo arbitrio per|cipeat itemque post quinta vindemia, quam ita sata | erit, fructus partes tertias e 30 lege Manciana conduc|toribus | v[ilicis]ve III eius *f(undi)* in assem dare debe|bu[nt].

II 24 — III 2: Weinstöcke zu pflanzen und grofszuziehen ist an Stelle von alten gestattet unter der Bedingung, dafs derjenige, der so gepflanzt haben wird, aus jener Pflanzung die Früchte jener Weinstöcke bei den fünf nächsten Weinernten nach seinem Ermessen sich aneigne. Und nach der fünften Weinernte, die nach der Pflanzung erfolgt sein wird, wird man nach der Lex Manciana den Forderungsberechtigten die dritten Teile der Frucht auf das Ganze geben müssen.

[O]livetum serere colere in eo loco, qua quis incultum excolu|erit, permittitur ea 5 condicione, u|t ex ea satione eius fructus oliveti, q|uod ita satum est, per olivationes pro|ximas decem arbitrio suo permitte|re debeat item post *decem* olivationes ole|[i] 10 coacti partem tertiam [c]onducto|ribus vilicisve eius f(undi) d(are) d(ebeat).

III 2—10: Ölbäume zu pflanzen und grofszuziehen ist auf wüstem Boden, den jemand urbar gemacht haben wird, gestattet unter der Bedingung, dafs er aus jener Pflanzung die Früchte jener Ölbäume, die so gepflanzt sind, bei den zehn nächsten Olivenernten seinem Ermessen überlassen müsse und nach zehn Olivenernten von den eingesammelten Oliven den dritten Teil den Forderungsberechtigten geben müsse.

[Q]ui inserue|rit oleastra, post a[n]nos [qui]nque partem tertiam d(are) d(ebebit).

III 10—12: Wer wilde Ölbäume gepflanzt haben wird, wird nach fünf Jahren den dritten Teil geben müssen.

Qui ex arenis, ubi istae in f(undo) | Ville Magne Var[i]ani siv[e] Mappaliae | Sige sunt 15 erunt, postea fecerit agros, qui | vicias habent, eorum a[g]rorum fruct|uus conductoribus vilicisv[e p(artem)] VI d(are) d(ebebit).

III 12—16: Wer aus Sandflächen, wo solche auf dem Grundstück von Villa Magna Variani d. h. Mappalia Siga sind oder sein werden, künftig Felder gemacht haben wird, die Wicken tragen, der wird von der Frucht jener Felder den Forderungsberechtigten den sechsten Teil geben müssen.

Custodes *rationes fructuum a colonis* e|xigere debebu*nt*.

III 16—17: Die Wächter werden Rechenschaft über die Ernteerträge von den Kleinpächtern einfordern müssen.

Pro pecora, q[u]e intra f(undum) Ville M|agn*ae* i(d) e(st) Mappalie Sig[e] pascentur, in pecora sin|gula aera quat*erna quotannis* 20 conductoribus vilicisve do|minorum eius f(undi) prestare debebunt.

III 17—20: Für die Schafe, die auf dem Grundstück von Villa Magna d. h. Mappalia Siga weiden werden, wird man auf jedes Schaf vier As jährlich den Forderungsberechtigten leisten müssen.

Si quis ex f(undo) Ville | Magne sive Mappalie Sige fructus stantem pen|dentem maturum inmaturum caeciderit excider|it exportaverit deportaverit conbusser*it*, ut sequ*iores* ex | eo fi*ant*, sciens *d(olo) m(alo)*, 25 detrimentum conductoribus vilicisve ei|us

III 20 — IV 2: Wenn jemand auf dem Grundstück von Villa Magna d. h. Mappalia Siga Früchte, ob sie auf dem Halm stehen oder am Baum hängen, ob sie reif oder unreif sind, in böser Absicht abgeschlagen oder heruntergeschlagen, aus dem Grund-

---

23 legem — 27 fuerit — arbitro — III 1 f(undi) *fehlt* — 4 condicicione — 5 q|uid — 8 decem *fehlt* — 14 *vgl. II 20*: postea factum erit — 16 rationes fructuum a colonis *fehlt* — 17 debebut — m|agn — 19 quaterna quotannis] quattus — 23 conbusersutsequex|eofiausciensi. *Der Stein ist hier gut erhalten, zeigt aber statt der Buchstaben teilweise ganz wilde Striche, mit denen der Steinmetz vielleicht eine unleserliche Schrift, die er selbst nicht verstand, nachzubilden versuchte. Wir haben dafür die Buchstaben gesetzt, denen sie noch am meisten ähnlich sehen.*

Digitized by Google

IV f(undi) | [c]olonis rei eius, cui det[rimentum factum erit, et alterum] | tantum prestare d[ebebit].

stück weggebracht oder auf dem Grundstück an eine andere Stelle gebracht oder verbrannt haben wird, so dafs sie dadurch schlechter werden, wird er den Forderungsberechtigten und den Pächtern desjenigen Besitzes, an dem der Schaden verübt ist, den Schaden doppelt ersetzen müssen.

[Qui intra fundum Villae Mag]|ne sive Mappalie Sige [ficeta vineas oliveta oleastra se]|verunt severint, [iis eius superficiei usum 5 liberis,] | qui e legitim[is matrimoniis procreati sunt erunt,] | testament[o codicillisve relinquere liceat, si sup]|erficies i[n s]olacii tempus sacra pr[ofana omnia pro] | re in[di]vidua istis data sunt dabuntur; [ita heredi u]|su[s] huius fiducia e lege Manciana serva[bitur].

IV 2—9: Wer auf dem Grundstück von Villa Magna d. h. Mappalia Siga Feigenbäume, Weinstöcke, zahme oder wilde Ölbäume gepflanzt hat oder haben wird, der soll die Nutzung dieser Superficies[1]) seinen Kindern, die in gesetzmäfsiger Ehe geboren sind oder sein werden, durch Testament oder formlosen letzten Willen hinterlassen dürfen, falls die Superficies für die pachtfreie Zeit zusammen mit seinem ganzen heiligen und profanen Besitz als unteilbares Vermögen jenen vermacht ist oder künftig wird; in solchem Falle wird das Treuversprechen dieser Nutzung nach der Lex Manciana dem Erben gehalten werden.

10 [Qui s|u]perficiem ex inculto excoluit excoluer[it, in solo fu]|ndi aedificium deposuit *de*posuerit, eius ius si[t uten]di.

IV 9—11: Wer auf wüstem Grunde eine Superficies angebaut hat oder haben wird oder auf dem Boden des Grundstücks ein Gebäude errichtet hat oder haben wird, der soll das Recht der Nutzung haben.

Si u|ti desit desierit, ⟨per⟩ eo tempore, quo ita ea superfic[ies] | coli desit desierit, ea quo fuit fuerit ius colendi, dumtaxa|d bienn*i*o proximo, ex qua die colere *desit* de-15 sierit, servatur | servabitur.

IV 11—15: Wenn er die Nutzung aufgegeben hat oder haben wird, soll während derjenigen Zeit, wo die Bebauung jener Superficies so aufgegeben ist oder sein wird, das Recht der Bebauung dort, wo es gewesen ist oder sein wird, gegenwärtig oder künftig erhalten bleiben, aber nur für die nächsten zwei Jahre seit dem Tage, wo die Bebauung aufgegeben ist oder sein wird.

Post biennium conductor*ibus* vilicisve eor[u]|m superficies, que proxumo*s* annos culta fuit et coli [desi]|erit, *curae esse debebit.* conductor vilicusve eius f(undi) *ei, cuius* ea superficies esse d[icet]|ur, denuntiet superficiem cultam *non esse. si ea superficie* plus non eget *neque se eam culturum promittit anno* sequ[enti,] | ⟨conductor vilicusve⟩ ⟨eius f(undi) post biennium⟩ denuntiationem denuntiat*am* gestis dictatis testa[t]|o 20 itemque in sequentem annum b[ona] gratia sine que[rel]|a eius, *cuius ius colendi fuit fuerit, alium colonum eam superficiem* cole[re iu]|beto.

IV 15—22: Nach zwei Jahren werden die Forderungsberechtigten für die Superficies, welche die letzten Jahre bebaut gewesen ist und deren Bebauung aufgegeben sein wird, Sorge tragen müssen. Einer der Forderungsberechtigten soll demjenigen, welcher für den Besitzer jener Superficies gilt, formelle Anzeige machen, dafs die Superficies nicht bebaut ist. Wenn er jene Superficies nicht mehr braucht und nicht sie im folgenden Jahre zu bebauen verspricht, soll der Forderungsberechtigte unter Zuziehung von Zeugen ein Protokoll diktieren, dafs die formelle Anzeige nach zwei Jahren

---

IV 1 reieicui — 3 siu — 9 manciane — 11 posuerit — 12 desieritperdesierit — 14 bienno — ex *korrigiert aus* ea — desit *fehlt* — 15 conductores — 16 proxumo — 17 curae esse debebit *fehlt* — ei cuius *fehlt* — 18 non esse si ea superficie *fehlt* — neque se eam culturum promittit anno *fehlt* — 19 eius f(undi) post bienium conductor vilicusve *steht in dieser Reihenfolge hinter* 21 que[rel]a eius — denuntiatum — 20 *vgl. IV 38* — 21 cuius ius colendi fuit fuerit alium colonum eam superficiem *fehlt.*

[1]) Das Wort *superficies* ist technisch für einen Besitz, der mit fremdem Grund und Boden unlösbar verbunden ist.

Digitized by Google

stattgefunden hat, und soll für das folgende Jahr in guter Freundschaft und ohne Klage desjenigen, der das Recht der Bebauung gehabt hat oder haben wird, einem andern Pächter die Bebauung jener Superficies zusprechen.

Ne quis conductor vilicusv[e e]orum inquilinum [eius] | f(undi) *plus operarum praestare cogat, quam infra scriptum est.*

IV 22—23: Kein Forderungsberechtigter soll einen Einwohner dieses Grundstücks zwingen, mehr Frohnden zu leisten, als weiter unten geschrieben steht.

Coloni, qui intra f(undum) Ville Magnae *id est* Mappalie Sige ha[bit]|abunt, dominis aut conduct[oribus vilicisve] eius f(undi) 25 q|uodannis in hominibus singulis ar[atio]nis oper|[a]s n(umero) II et in messes fr[u]c[tuu]m [cui]usque generis | singulas operas binas pra[estare] deb[ebu]nt.

IV 23—27: Die Kleinpächter, die auf dem Grundstück von Villa Magna d. h. Mappalia Siga wohnen werden, werden den Forderungsberechtigten jährlich auf jeden Kopf Pflügefrohnden leisten müssen, zwei an der Zahl, und für jede Ernte jeder Fruchtart je zwei Frohnden.

Coloni | inquilini eius f(undi) intra sextum men[se]m anni n|omina sua conductoribus 30 v[i]li[c]isve [eo]rum in custo|dias singulas, quas *quotannis* agant, [p]rofiteantur.

IV 27—30: Die Kleinpächter, die Einwohner dieses Grundstücks sind, sollen innerhalb des sechsten Monats des Jahres zum Zwecke je eines Wächterdienstes, den sie jährlich leisten sollen, ihre Namen den Forderungsberechtigten anmelden.

Viam ne ni|miam seorsum d[u]rsum facere [cog]antur, in usum | stipendiariorum, qui [i]n[tra f(undum) Ville Ma]gnae id est Mappa|lie Sige habitabunt, iubebitur, [u]t fu[nc]tio[n]es suas c|onductoribus vilicisve ei[u]s f(undi) prestare debeant.

IV 30—34: Damit sie nicht gezwungen sind, übermäfsige Wege hin und her zu machen, wird zum Nutzen der Kopfsteuerpflichtigen, die auf dem Grundstück von Villa Magna d. h. Mappalia Siga wohnen werden, der Befehl gegeben werden, dafs sie ihre Steuern an die Forderungsberechtigten des Gutes leisten sollen.

35 Cust|odias f(undi) servis dominicis tradere liceat; cum test|[es] non sin[t], ad natas fru[g]es inspiciendas familias | barbaricas vocabunt.

IV 34—37: Es ist erlaubt, die Wächterdienste des Gutes grundherrlichen Sklaven zu übertragen; falls Männer, die ein gültiges Zeugnis ablegen können, nicht zur Stelle sind, werden sie die barbarischen Sklavenschaften zur Begutachtung der Ernteerträge rufen.

Par[ti]arius, [qui eius] f(undi) sa|cra festis [c]elebratis [lu]stris derel[i]cturus est erit, bona gra|tia sine querela centuriam restituat 40 intem|eratam.

IV 37—40: Der Teilpächter, der die Heiligtümer dieses Grundstücks nach Feier des Lustralfestes gegenwärtig oder künftig hinter sich zu lassen gedenkt, soll in guter Freundschaft ohne Klage seine Pachthufe[1] in gutem Zustande abliefern.

23 plus operarum praestare cogat quam infra scriptum est *fehlt* — id est *fehlt* — 26 messem — 29 ve *fehlt* — 30 quotannis *fehlt* — 34 debent — 38 [c]elebris.

[1]) Die Pachthufe ist hier durch das Wort *centuria* bezeichnet, das ein Ackermafs von 200 Jugera bedeutet, uns also Zeugnis über ihre Ausdehnung giebt.

Otto Seeck.

Digitized by Google

Ivo Bruns, Die Persönlichkeit in der Geschichtschreibung der Alten. Berlin 1898, Besser. VIII, 102 S. 8°.

Die Quellenuntersuchungen zu den antiken Schriftstellern, insonderheit zu den Geschichtschreibern, nach dem bekannten Schema der Addition und Subtraktion der überlieferten Nachrichten sind endlich aus der Mode gekommen. Neuerdings wendet man der Komposition auch der Prosawerke ein thätiges Interesse zu und sucht Einblicke zu thun in die künstlerische Werkstatt ihrer Autoren. Für den philosophischen Dialog hat Rudolf Hirzel[1]) einen trotz mancher Mängel verdienstlichen Versuch einer kritischen Analyse und ästhetischen Würdigung unternommen, für die lateinische Geschichtschreibung hat Hermann Peter[2]) das interessante Problem über die Grenzen der Wissenschaftlichkeit und der Rhetorik aufgeworfen, die Stilgesetze der antiken Kunstprosa aber hat Eduard Norden[3]) zu beobachten versucht. Zu den Schriften, die sich in dieser Richtung bewegen, gehört auch die kleine Studie, der diese Zeilen gewidmet sind. Sie bildet eine Ergänzung zu dem gröfseren Buche desselben Verfassers 'Das litterarische Porträt der Griechen im fünften und vierten Jahrhundert v. Chr.' (Berlin 1896), in dem Bruns den Nachweis versuchte, dafs die Griechen das Charakterbild eines Helden in doppelter Weise zu entwerfen verstanden, entweder direkt (subjektivistisch) oder indirekt (objektivistisch). 'Jene (die Subjektivisten) sagen ohne Umwege, was ihre Ansicht von den Menschen ist, diese verstecken ihr Urteil in die Erzählung der Ereignisse. Jene können den überlieferten Stoff unverändert weitergeben, diese müssen ihn umformen.' In dem neuen kleineren Buche ist die Untersuchung in die römischen Zeiten weitergeführt worden und behandelt die Kunst der Charakteristik namentlich bei Polybius, Livius und Tacitus. Das Büchlein ist gut disponiert und anregend geschrieben. Am wertvollsten darin erscheinen mir die beiden Kapitel über Polybius (S. 1—11; 84—100). In ihnen wird die jetzt herrschende Ansicht, dafs Polybius' Geschichtschreibung und mithin auch seine Methode der Charakteristik von dem strengsten Streben nach Wahrheit getragen sei, bestätigt, zugleich aber erscheint Polybius als Subjektivist von besonderer Art. Er bietet nämlich zusammenfassende Charakteristiken nur von Nebenpersonen, die nur einmal auftreten, so dafs sich der Autor gezwungen sieht, an dieser einen Stelle das Bezeichnende kurz auszusprechen. Bei den Hauptpersonen lehnt Polybius eine Gesamtcharakteristik ab und ersetzt sie durch eine Kritik der einzelnen Handlungen von Fall zu Fall. 'Sein Streben geht auf Analyse, nicht auf Konstruktion. Denn jede Konstruktion operiert mit einem Zusatze von Erfindung, die er aus einem streng wissenschaftlichen Werk verbannt wissen will. Was wir von Polybios' Erörterungen über grofse Männer wie die Scipionen, Hannibal, Aratos, Philopoemen, Philippos noch haben, sind Einzelerklärungen oder Einzeluntersuchungen, nicht zersprengte Glieder einer Gesamtcharakteristik.' Polybios selbst hat vor seinem grofsen Werke eine Biographie seines Lieblings Philopoemen verfafst. Aber auch diese genügt seinen Anforderungen an strenge Geschichtschreibung nicht; er scheidet prinzipiell die Biographie von der Geschichtschreibung. 'Die Biographie', sagt er (§ 8), 'verlangt als zum enkomiastischen Litteraturzweige gehörig eine Darstellung, die sich auf die Hauptsachen — in diesem Zusammenhang bedeutet das eine Auswahl der rhetorisch wirksamsten Handlungen — beschränkt und die Thatsachen steigert; die Geschichte dagegen mufs sich vollkommener Wahrheit befleifsigen und die aus den einzelnen Vorkommnissen notwendigen Schlufsfolgerungen ausführlich erörtern.' In dem zweiten Kapitel über Polybius (S. 84—100) werden alle Stellen, in denen sich dieser Autor über die Auffassung und Zeichnung der Persönlichkeit ausspricht, zusammengestellt und beleuchtet.

Weniger gelungen erscheinen mir die Teile des Buches, die die Technik des Livius behandeln. Bruns will beweisen, 'dafs Livius bei allen Persönlichkeiten konsequent die indirekte Methode befolgt hat und dafs er selbst, wo seine Vorlage direkt charakterisiert, diese Partien entweder wegliefs oder sie in seine Formen umgofs'. Aber dabei kommt Bruns in die Lage, so viele Ausnahmen zu diesem Prinzip konstatieren zu müssen, dafs er es zum guten Teile selbst wieder aufhebt. Denn erstens sind bei Livius die 'Nebenpersonen' mit kurzen 'einführenden Wesensbezeichnungen' ausgestattet; zu den Nebengestalten aber gehören in diesem Falle auch Menenius Agrippa, Coriolan, Manlius Capitolinus. In anderen Fällen soll das Gewissen des Historikers mit den Forde-

[1]) Rudolf Hirzel, Der Dialog. Leipzig 1895.

[2]) Hermann Peter, Die geschichtliche Litteratur der römischen Kaiserzeit. Leipzig 1897.

[3]) Eduard Norden, Die antike Kunstprosa. Leipzig 1898.

Digitized by Google

rungen der indirekten Methode in Konflikt geraten sein, so dafs Livius z. B. bei der Erzählung von den Scipionenprozessen in Polybianisch-subjektivistischer Weise darüber reflektiere, welche von den Überlieferungen wohl die richtige sei. Mit Absicht soll Livius einen anderen Weg als den der indirekten Charakteristik eingeschlagen haben, als er IX 16, 12 f. ein Wesensbild des Papirius Cursor und XXXIX 40 ein sehr ausführliches des M. Porcius Cato entwarf. 'Möglich, dafs die Bedeutung des Mannes den Livius zu einem Ausflug in ein fremdes Stilgebiet veranlafst hat. Ebenso berechtigt aber ist hier wie bei dem Papiriusabschnitt die Vermutung, dafs die Eigenart dieser Charakteristiken auf der Benutzung einer in subjektivischem Stil gehaltenen Quelle beruht.' Diese Entschuldigungen wird wohl niemand als stichhaltig ansehen; sie widersprechen direkt dem von Bruns aufgestellten Satze. Ebenso kann man die sogenannten Elogien, kurze zusammenfassende Charakteristiken, mit denen Livius einen Servius Tullius, Camillus, Fabius Maximus, Scipio, Aemilius Paulus, Cicero u. a. von der Bühne abtreten läfst, als 'Ausflüge in ein fremdes Stilgebiet' betrachten. Man wird also wohl darauf verzichten müssen, einem so beweglichen und so stark rhetorisch schillernden Geiste wie Livius eine ganz bestimmte Methode der Charakteristik beizumessen. Mufs denn wirklich dem Schematismus zuliebe überall ein festes Prinzip erkannt werden? Man wird sich bescheiden müssen zu sagen, dafs Livius im grofsen und ganzen zur indirekten Charakteristik neigt, dafs er aber, wenn es ihm aus rhetorischen oder sachlichen Gründen geboten schien oder vielleicht auch ganz unbewufst, manchmal die andere Stilart, die direkte Charakterschilderung, anwendet. Auch bei der Lektüre des Kapitels über Tacitus (S. 67—83) hat man die Empfindung, dafs diesem grofsen Autor eigentlich Gewalt angethan wird, wenn er in seiner Charakteristik des Tiberius als Anhänger der 'indirekten Methode' in Anspruch genommen wird. Sehr anfechtbar ist endlich die Behauptung (S. VI), dafs 'nur der Subjektivist ein der Wissenschaft unmittelbar verwendbares Material bietet, die Mitteilungen dagegen, die in jener indirekten Bearbeitung auf uns gekommen sind, stets mit einem gröfseren und kleineren Beisatz von Erfindung gemischt sind'. Man könnte mit demselben Rechte das Gegenteil behaupten. Denn der direkte Charakterzeichner oder Subjektivist, wie ihn Bruns nennt, ist nicht notwendig auch Analytiker wie Polybius, sondern kann auch auf ein Gesamtbild einer Person ausgehen. So wie er aber das thut und ein in sich geschlossenes psychologisch verständliches Charakterbild liefern will, mufs er unter Umständen noch mehr Konstruktion und Erfindung anwenden als ein Anhänger der indirekten Methode. Wenn also — was kein Verständiger mehr bezweifelt — Polybius wahrhafter und glaubwürdiger ist als Livius, so ist er es nicht als Subjektivist, sondern als ernsthafter Forscher nach der Wahrheit; und Livius Unzuverlässigkeit beruht nicht so sehr auf der Neigung zur indirekten Charakteristik, als auf dem rhetorischen Charakter seiner ganzen Schriftstellerei. Es wäre nicht uninteressant gewesen, wenn Bruns, um in diesen Fragen der allgemeinen historischen Kritik ein noch umfangreicheres und einwandfreieres Beobachtungsgebiet zu haben, einige moderne Historiker herangezogen hätte, z. B. Sybel, Treitschke und einige Franzosen oder Engländer. Vielleicht würde sich da ergeben haben, dafs ein und dieselben Historiker direkte und indirekte Mittel der Charakteristik anwenden, ohne dafs man daraus den geringsten Schlufs auf die Wahrheit und Objektivität ihrer Darstellung machen darf.

Otto Eduard Schmidt.

Berichtigung.

S. 464 Z. 10 v. u. l. Perikles statt Themistokles.

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JAN 7 1899
CAMBRIDGE, MASS.

HERAUSGEGEBEN VON

DR. JOHANNES ILBERG UND DR. RICHARD RICHTER
GYMNASIAL-OBERLEHRER IN LEIPZIG — REKTOR UND PROFESSOR IN LEIPZIG

ERSTER JAHRGANG 1898

I. UND II. BANDES 10. HEFT

MIT SECHS ABBILDUNGEN IM TEXT

Ausgegeben am 20. Dezember 1898

BG

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1898

Digitized by Google

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITTERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK.

Druck und Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig, Poststr. 3.

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den **Jahrgang** beträgt 28 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen **Bestellungen an.**

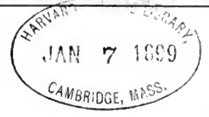
Die „Neuen Jahrbücher" bestehen aus zwei selbständig geleiteten, **jedoch nur** ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. **Die für die** erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Dr. **Joh. Ilberg, Leipzig,** Rosenthalgasse 3, II, die Sendungen für die zweite Abteilung an **Rektor Prof. Dr. Rich. Richter,** Leipzig, Parthenstrafse 1, II, zu richten.

INHALT DES 10. HEFTES.

I. ABTEILUNG (1. BAND).

II. ABTEILUNG (2. BAND).

Digitized by Google



RHETORIK UND POESIE IM KLASSISCHEN ALTERTUM.

Von Hermann Peter.

> Wirken will der Poet wie der Redner. Aber das Höchste
> Bleibt ihm die Schönheit doch, die er zu bilden sich sehnt.
> Jener behält den Erfolg im Blick stets; dieser erreicht ihn,
> Wenn er ihn über dem Drang seligen Schaffens vergifst.
>
> Goethe.

Im Mittelpunkt des Interesses für klassische Philologen und diejenigen Litteraturfreunde, welche sich noch mit ihnen in Fühlung halten, stehen jetzt die Schätze, welche uns die Erde neu geschenkt hat. Darüber wollen wir aber die höchst bedeutungsvolle Bereicherung nicht vergessen, welche in den letzten Jahrzehnten unser Verständnis des Altertums durch die Erkenntnis des Wesens der antiken Kunstprosa empfangen hat. Das Gefühl für ihren rhythmischen Wohllaut haben die Gebildeten besessen, solange die lateinische Sprache noch unter ihnen lebte, und halb unbewufst in dem, was sie selbst lateinisch schrieben, ihn nachgebildet. Aber schon unsere deutschen Humanisten, in erster Reihe Melanchthon, sahen ein, wie Fr. Haase richtig bemerkt hat, dafs ihre Stellung zu der lateinischen Sprache sich geändert habe, und dafs es verkehrt sei, über den Rhythmus Regeln zu geben, da sie nicht mehr lebe (Corpus reform. XIII 413 ff. 500). Durch die bis in unser Jahrhundert hinein auf den gelehrten Schulen herrschende 'Imitatio' ist indes die Tradition fortgepflanzt worden; ihre Wirkungen reichen bis an das Zeitalter unserer deutschen klassischen Litteratur heran, und die Ausbildung der Prosa der modernen Kulturvölker hat sich wesentlich unter dem Einflufs Ciceros vollzogen. Die Franzosen und auch die Italiener mit ihrem feinen Ohr für Rhythmus gefallen sich immer noch in wohlklingenden Perioden[1]), während sie bei uns in Deutschland mit unverkennbarer Absichtlichkeit verschmäht werden. Jeder Leser von Scherers Deutscher Litteraturgeschichte z. B. wird diesen Gegensatz empfunden haben. Sätze wie S. 168 (der 2. Aufl.) verletzen auch unser Ohr noch: «Er ist ein vollendeter Schachspieler, Jäger, Musiker, Dichter. Er hat die feinsten Manieren. Er ist mit einem Worte 'höfisch' durch und durch. Er erhält von Marke den Ritterschlag. Er rächt seinen Vater an Morgan von Bretagne. Er

[1]) Daher auch die Hochschätzung eines Rhetors wie Aristides durch Scaliger und Casaubonus; s. W. Schmid, Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griechischen Renaissance (Akademische Antrittsrede 1898) S. 37.

Digitized by Google

besiegt den Morold von Irland und befreit dadurch Cornwall von einem schimpflichen Menschenzins. Er tötet in Irland einen Drachen» u. s. w. Vielleicht aber hat gerade diese Abkehr von den Äufserlichkeiten der sprachlichen Darstellung uns Deutschen die Fähigkeit verliehen, mit unbefangener Objektivität die gesamte Eigenart der antiken Kunstpoesie zu erfassen; in Frankreich hat man viele Einzelheiten richtig herausgefühlt, aber das die Litteratur vieler Jahrhunderte bestimmende Übergewicht des Wortes über den Inhalt ist dort nicht zur vollen Klarheit gelangt.

Auch wir besitzen sie noch nicht lange. Westermann, obwohl ein gründlicher Kenner des Sprachschatzes der griechischen Redner, schweigt in seiner 1833 und 1835 erschienenen Geschichte der antiken Beredsamkeit über die tiefeingreifende Bedeutung der Kunstform völlig. Erst G. E. Benseler hat im Jahre 1841 mit seiner berühmten Abhandlung über den Hiatus angefangen unseren Blick hierauf zu lenken, dann hat der feinsinnige Rehdantz sich bemüht, die Reden des Demosthenes uns auch als Kunstwerke näher zu bringen, bis Fr. Blafs in seiner 1868 begonnenen Geschichte der griechischen Beredsamkeit auch das System der Kunst der sprachlichen Darstellung bei den Rednern uns im Zusammenhang entwickelt hat. Das Werk war nicht frei von Übertreibungen; überdies konnte vieles auf dem Gebiet der rhetorischen Anordnung und Gliederung nur von einem geschulten Ohr gefühlt, nicht für jeden Leser zu voller Überzeugung erwiesen werden.[1]) Die für die übrige Litteratur naheliegenden und von Blafs selbst schon angedeuteten Folgerungen sind daher erst sehr allmählich gezogen worden, für Aristoteles in glänzender Weise von G. Kaibel in seinem Buche über 'Stil und Text der *Πολιτεία Ἀθηναίων* des Ar.' (1893).

Ich selbst habe versucht in meiner Behandlung der geschichtlichen Litteratur über die römische Kaiserzeit und ihre Quellen (1897) die Kehrseite dieser Erscheinung aufzudecken und aus der Bevorzugung der Form und der in ihrer Blütezeit grofsartigen, dann verhängnisvollen Einseitigkeit der Griechen die Vernachlässigung des Inhalts und die Mifsachtung der Wahrheit überhaupt zu erklären, eine Thatsache, die bis dahin infolge der Verkennung dieses Verhältnisses und der Übertragung moderner Anforderungen und Anschauungen in das Altertum in ihrer Allgemeinheit noch nicht dargelegt worden war. Doch war ich mir der Unvollständigkeit der mir zu Gebote stehenden Forschungen über die einzelnen Äufserungen des Wesens der Kunstprosa wohl bewufst; um so freudiger habe ich das Buch von E. Norden 'Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrh. v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance' (2 Bde., Leipzig, Teubner 1898) begrüfst. Mit dem Mute der Jugend hat er das umfassende Werk in Angriff genommen und auf Grund einer staunenswerten, oft entsagungsvollen Lektüre zu Ende geführt. 'Untersuchungen' nennt er es mehrfach, und darin liegt ein grofser Teil seines Wertes, dafs er uns das Material selbst mitteilt und uns zu Mitarbeitern macht. Der Titel 'Die antike Kunstprosa' verspricht freilich

[1]) Ich citiere das Werk im folgenden nach der zweiten Auflage.

Digitized by Google

mehr, als das Buch selbst leistet. Norden findet in der antiken Kunstprosa drei wesentliche Charakteristika 'die Gorgianischen Redefiguren, die mit poetischen Worten ausgestattete Prosa und die rhythmische Prosa' (S. 16. 50); damit ist indes ihr Wesen noch nicht erschöpft; es fehlt namentlich die Kunst der Gestaltung und Gliederung des Stoffes und die der Verbindung der einzelnen Teile. Nordens 'Kunstprosa' verhält sich zur Prosa überhaupt wie die Metrik zur Poesie, in Wahrheit mufs eine Systematik derselben alles das in sich begreifen, was auf dem Gebiete der Poesie die Poetik. Sogar innerhalb der gezogenen Grenzen leidet die Arbeit an einer gewissen Ungleichmäfsigkeit, die allerdings beabsichtigt ist; die 'Epochen, die ihm keine Veranlassung boten, eigne und neue Resultate vorzulegen', erklärt Norden kürzer oder ganz kursorisch behandeln zu wollen (Vorwort S. IX), und demgemäfs hat er auch die Ergebnisse eigner Lektüre der antiken Schriftsteller gern als solche hingestellt und ausführlicher besprochen und sich mit den einschlägigen Arbeiten anderer Gelehrten oft rasch abgefunden, mehrfach in der Form ungünstiger Urteile, für die nicht überall eine innerlich oder äufserlich zwingende Veranlassung geboten war. Das trotz seines Hegelianismus heute noch grundlegende Werk der Ästhetik, das Fr. Th. Vischers, scheint er absichtlich nicht benutzt zu haben. Diese Mängel betreffen mehr die künstlerische Anlage; wir müssen vom Titel absehen und das Buch als das betrachten, als was es der Verfasser selbst im Text bezeichnet, als Untersuchungen, um ihm ganz gerecht zu werden. Er hat zum erstenmal die Entwickelung des dem modernen Gefühl am fernsten stehenden Teiles der antiken Formgebung kunstmäfsiger Prosa vom Ursprung an bis an die Neuzeit heran, also durch zwei Jahrtausende hindurch verfolgt und dabei neben tüchtiger Gelehrsamkeit ein für die musikalische Seite aufserordentlich feines Verständnis bewiesen, das mit seiner Rhythmisierung natürlich nicht unfehlbar ist, wie dies Norden selbst wiederholt einräumt. Kein Philologe wird es nunmehr künftig umgehen können, zu den von Blafs und Norden behandelten Fragen Stellung zu nehmen und sich, selbst wenn ihm die feinere Empfindung für den Rhythmus der Sprache fehlt, in die wieder erschlossene Würdigung des formellen Teils der antiken Litteratur hineinzuarbeiten. Zudem enthält das Buch fruchtbare Anregung nach verschiedenen Richtungen hin und wird durch das reiche in ihm aufgestapelte Material noch viele Mitarbeiter zu Dank verpflichten. Mit seinen Ansichten über die einzelnen Schriften des Neuen Testaments z. B. und über das Verhältnis der christlichen Litteratur zu der Geschichte der Litteratur überhaupt wird sich die theologische Forschung ohne Zweifel auseinanderzusetzen haben.

Meine Absicht ist es, unter Benutzung der Sammlungen und Forschungen Nordens früher[1]) nur in Beziehung auf die Geschichtschreibung gegebene Andeutungen auszuführen und zu erweitern und das gesamte Verhältnis der einzelnen Gattungen der antiken Litteratur zu einander einer eingehenderen

[1]) Geschichtl. Litt. II S. 203 ff. und Beilage zur Allgem. Zeitung 1897 Nr. 171 und 172 'Die Kunst der Rede im Altertum und die Geschichtschreibung'; leider ist der Abdruck durch sinnstörende Fehler entstellt.

Digitized by Google

Behandlung zu unterziehen; es wird sich dabei die schon in meinem Buch betonte Notwendigkeit bestätigen, auf die unserer modernen Litteratur entsprechende Einteilung der antiken zu verzichten und wegen der tiefen Kluft, die während des langsamen Herabsteigens der griechischen die zwei Arten der Prosa, die kunstmäſsige *(oratio)* und die kunstlose *(sermo)*, bei Griechen und Römern trennt, für diese Periode die erstere in unmittelbare Verbindung mit der Poesie zu bringen und sie zusammen als die eine Hälfte der Litteratur der kunstlosen Prosa als der anderen gegenüberzustellen, wenn man es nicht vorzieht, diese letztere wenigstens in der Theorie überhaupt der Geschichte der Wissenschaften zuzuweisen.

Als Gorgias daran ging, mit bewuſster Absicht die griechische Prosa zu gestalten, da war sein Zweck nicht, dadurch die Verständlichkeit, Klarheit, Übersichtlichkeit der Darstellung zu fördern; Wahrheit und Unwahrheit kümmerten ihn wie seine Zeitgenossen, die Sophisten, weniger; er wollte nur durch die Macht seiner Worte überreden, bereden, bezaubern, wenn nötig, verblüffen und täuschen, und sah seinen Stolz darin, aus jedem Stoff alles zu machen, das Groſse klein, das Kleine groſs erscheinen zu lassen. Seine Kunst, die Rhetorik, sollte alle anderen Künste und Wissenschaften in sich zusammenfassen, sie alle ersetzen können (Plat. Gorg. 11 S. 456f.), die Mittel entlehnte er der Poesie. Er gefiel sich in künstlichen Wortgebäuden und zugespitzten Sentenzen und führte namentlich die nach ihm benannten Figuren, die Parisa, Paromoia und Antitheta in die Prosa ein, alles dies aber der Laune und der Eingebung des Augenblicks gehorchend, weshalb der Verfasser der Schrift *Περὶ ὕψους* (3, 2 S. 13 J.) über ihn und spätere Nachahmer treffend urteilt: *πολλαχοῦ γὰρ ἐνθουσιᾶν ἑαυτοῖς δοκοῦντες οὐ βακχεύουσιν, ἀλλὰ παίζουσιν.* Diese Spielerei hat Isokrates zu einer mit Bewuſstsein geübten Kunst ausgebildet. Mit der nämlichen Schnelligkeit, mit der sich damals auf allen Gebieten des Geistes die Entwickelung bei den Griechen vollzog, ist durch ihn die Schau- und Prunkrede zur Vollendung erhoben worden, indem er die Auswüchse der Gorgianischen Weise beseitigte und der so gemäſsigten nach dem Vorgang des Thrasymachos, des älteren Zeitgenossen des Gorgias, durch kunstvolle Perioden rhythmischen Wohllaut verlieh. Er wurde so der Schöpfer der *λέξις κατεστραμμένη* (*oratio contorta*, verschränkten Rede), die er der einfach aneinanderreihenden der Alten, der *λ. εἰρομένη*, gegenüberstellte. Namentlich aber veränderte er das Ziel. Gorgias huldigte allein seinem Egoismus; er behandelte die Zuhörer als Puppen und verlangte gleich einem Zauberer von ihnen nur urteilsloses Staunen. Bei Isokrates spielte die Eitelkeit ebenfalls eine groſse Rolle, aber sein Programm war darauf gerichtet, den Zuhörern einen ästhetischen Genuſs zu bereiten, Freude an der Schönheit einer verhältnis- und ebenmäſsigen Form.[1]) Er wendete sich also an die Sinne, und zwar, wie die bildende Kunst an das Auge, so an

---

[1]) Plato, Phileb. 40 S. 64 E: *μετριότης γὰρ καὶ συμμετρία κάλλος δήπου καὶ ἀρετὴ πανταχοῦ συμβαίνει γίγνεσθαι.*

Digitized by Google

das Ohr und versprach sich eine gleiche Wirkung, wie wir sie heutzutage von der Musik empfinden, der in der Zeit des sinkenden Griechentums der Wohllaut der Rede weit vorgezogen wurde.

Damit traf er den Geschmack der Zeit, und die Geschichte hat ihm recht gegeben. Nicht nur die Rede befolgte die von ihm gelehrten und durch Musterbeispiele eingeprägten Vorschriften; jede kunstvolle Darstellung in Prosa unterwarf sich ihnen, und so bildete sich von ihm ausgehend eine allgemeine Kunstprosa. Nicht einmal Aristoteles hat auf alle Kunstmittel verzichtet, obwohl er sie nur sparsam und so geschickt und vorsichtig angewandt hat, dafs die Schlichtheit und Einfachheit seiner Sprache dadurch nicht gestört wurde. Dies hat uns Kaibel überzeugend nachgewiesen und in dem oft kunstvollen, aber daneben zuweilen gerade naheliegende Parallelen und namentlich alle Flickworte vermeidenden Periodenbau der athenischen Politie eine stille Kritik der historischen Darstellung der Isokrateer gesehen (a. a. O. S. 81 ff.), die allerdings der so angegriffenen Schule keinen Abbruch gethan hat. Begünstigt wurde diese Herrschaft der Form durch die Sitte des Vorlesens. Die Historiker von Thukydides bis Polybios schreiben für 'Hörer' und 'Hören', nicht für Leser und Lesen; für gutes Vorlesen wurden Prämien ausgesetzt.[1] Sogar in der Einsamkeit las man für sich laut.[2] Der Unterschied, der für uns zwischen der gesprochenen Rede und Schriftwerken besteht, wurde so aufgehoben, ein andächtiges Sichversenken in den Inhalt erschwert. Form und Inhalt gleichmäfsig in sich aufzunehmen und zu würdigen, zumal bei einmaligem Hören, verlangt eine Anspannung der geistigen Thätigkeit, wie sie uns jetzt im allgemeinen kaum möglich ist, über die aber das griechische Volk in seiner Blütezeit einmal verfügt haben mufs; sonst hätte es den Tragödien des Aischylos und Sophokles nicht folgen können. Als aber derartige Nahrung häufiger und reichlicher geboten wurde und die Kraft nachliefs, begnügte man sich mit der Schönheit der Form und dem Wohlgefallen, welches das Ohr an ihr fand. Sogar bei ernsten Gerichtsverhandlungen wollte es nicht leer ausgehen, sondern gekitzelt werden (*titillari*, Norden S. 273 f.); der Beifall wurde durch die Form hervorgelockt, und Fronto lehrt seinem kaiserlichen Zögling nachdrücklich, in öffentlichen Reden *auribus serviendum*, wenn nicht durchweg, so doch *nonnumquam et aliquando* (S. 142 N.). Wie in den Versen des Metrums wegen, so würfelt man in der Prosa auf Kosten des leichteren Verständnisses die Worte durcheinander, um Wohllaut zu erzielen; der beliebten Klausel ‿ ‿ ‿ ‿ ‿ zu Gefallen wird in der rhetorischen Inschrift des Königs Antiochos von Kommagene aus dem I. Jahrh. v. Chr. vor einem Konsonanten ein *ν* angehängt: *δαίμοσιν τούτοις* (N. S. 140), Cicero gesteht zu, dafs man *suavitatis causa* sprachliche Fehler machen dürfe (Fr. 43 S. 142 B.); viele Bonmots des Altertums

---

[1]) Rohde, Griech. Roman. S. 304 ff. Norden S. 6.

[2]) Dies bezeugt Lucian, Adv. indoct. 2 ausdrücklich: *σὺ δὲ ἀνεῳγμένοις μὲν τοῖς ὀφθαλμοῖς ὁρᾷς τὰ βιβλία νὴ Δία κατακόρως καὶ ἀναγινώσκεις ἔνια πάνυ ἐπιτρέχων φθάνοντος τοῦ ὀφθαλμοῦ τὸ στόμα.* Die Stelle ist Norden entgangen, der S. 6 nur einen indirekten Beweis aus Augustin beibringt.

Digitized by Google

verdanken ihre Überlieferung weniger der Überzeugung von der Wahrheit des Inhalts als dem Gefallen an der Form. Der Sinn wurde sogar mifsachtet, um irgend eine Figur anzubringen (N. S. 290f.), die Einzelheiten des Stoffes waren völlig gleichgültig geworden. In den Hörsaal der griechischen Sophisten drängten sich Römer, die ihre Sprache gar nicht verstanden. Stellen wir uns auf den antiken Standpunkt, so müssen wir an die Texte denken, die wir uns beim Gesang bieten liefsen und noch bieten lassen, und werden nun über manches Werk des Altertums ein anderes Urteil gewinnen; z. B. über die Lobrede des feinsinnigen jüngeren Plinius auf Trajan. Sollte die Form volltönen, so mufste der Inhalt ihr entsprechen und hier gleichfalls die Klangfarbe kräftiger genommen werden.

Die Rhetorik des Isokrates bethätigte sich nach drei Richtungen hin, wie er dies selbst in der Rede gegen die Sophisten (XIII 16) ausspricht: *καὶ τοῖς ἐνθυμήμασι πρεπόντως ὅλον τὸν λόγον καταποικῖλαι καὶ τοῖς ὀνόμασιν εὐρύθμως καὶ μουσικῶς εἰπεῖν.* Die erste Aufgabe ist also eine angemessene Ausschmückung der Rede durch poetische Steigerung des Ausdrucks und besonders durch die bereits erwähnten Gorgianischen Figuren, zunächst die bei Griechen und Römern beliebte Parisosis, den Parallelismus der Form, für den Norden als typisches Beispiel einen Satz des Gorgias anführt (S. 816):

Τί γὰρ ἀπῆν τοῖς ἀνδράσι τούτοις ὧν δεῖ ἀνδράσι προσεῖναι;
τί δὲ καὶ προσῆν ὧν οὐ δεῖ προσεῖναι;
εἰπεῖν δυναίμην ἃ βούλομαι,
βουλοίμην δ' ἃ δεῖ·
λαθὼν μὲν τὴν θείαν νέμεσιν,
φυγὼν δὲ τὸν ἀνθρώπινον φθόνον.

Noch bequemer und schon von Heraklit verwandt war die Paronomasie oder das Wortspiel, von dem Gorgias einen so ausgedehnten Gebrauch gemacht hat, dafs er deswegen im ganzen Altertum als kindisch und frostig getadelt worden ist (N. S. 23ff.). Ebenso ist die Antithese zwar von Gorgias und Isokrates zuerst mit Bewufstsein in gröfserem Umfange als Kunstmittel verwertet worden, aber 'erfunden' hat sie weder der eine noch der andere. Selbst die allgemeinere Annäherung der Prosa an die Poesie, die Aristoteles (Rhetor. III 1) dem Gorgias vorwirft, ist nicht von ihm ausgegangen; die Trennung hatte sich damals überhaupt noch nicht mit aller Schärfe vollzogen; wir werden darauf noch einmal zurückzukommen haben.

Trat Isokrates hier mit Vorsicht (N. S. 30ff.) in die Spuren des Gorgias, so hat er in der rhythmischen und musikalischen Gestaltung der Rede die Anfänge des Thrasymachos von Kalchedon fortgesetzt, aber auch hier Übertreibungen gemäfsigt.[1]) Er streifte also von der Poesie das Metrum ab und behielt nur

[1]) Cicero, De orat. III 44, 173: *idque (clausulas) princeps Isocrates instituisse fertur, ut inconditam antiquorum dicendi consuetudinem delectationis atque aurium causa, quemadmodum scribit discipulus eius Naucrates, numeris astringeret.* Die zwei Posener Programme von K. Steiner verdienen übrigens auch jetzt noch als zweckmäfsige Zusammenfassung Erwähnung: De numero oratoris. Sententias ab Aristotele ac Cicerone prolatas in theoriae

Digitized by Google

den Rhythmus bei; dieser aber war bedingt durch die Periode (N. S. 41 f.), deren Ausdehnung in dem Gedanken und im Atem ihre Grenze fand und von Cicero auf den Raum von vier daktylischen Hexametern bestimmt wurde (Orat. 66, 222); in ihrem Aufbau aus den einzelnen Gliedern (*κῶλα* und *κόμματα*), die, wie sie erst durch die Einfügung in das Ganze ihre volle Bedeutung erhielten, so durch ihr Zahlen- und Gröfsenverhältnis zu einander und durch die zwischen ihnen zu machenden Pausen den Wohlklang hervorbrachten, zeigt sich der eine Teil der Kunst des Redemeisters. Der andere bestand in dem rhythmischen Tonfall der einzelnen Glieder, zu Anfang und besonders am Schlufs, jedoch unter Vermeidung der gleichmäfsigen Wiederkehr derselben und überhaupt der in der Poesie geläufigen Versmafse, um nicht in einen Vers, z. B. einen daktylischen Hexameter oder einen iambischen Trimeter zu verfallen. *Τὸ σχῆμα τῆς λέξεως δεῖ μήτε ἔμμετρον εἶναι μήτε ἄρρυθμον, ῥυθμὸν δεῖ ἔχειν τὸν λόγον, μέτρον δὲ μή*, lehrt auch Aristoteles (Rhet. III 8), dem Cicero (Orat. 57, 195; 51, 172) und die Techniker sich anschliefsen (Blafs II 139, 145 ff.), und selbst er (*'περαίνεται ῥυθμῷ πάντα'*), giebt eingehende Charakteristiken der einzelnen Versfüfse für diesen Zweck. In der Praxis hat sich sogar ein Demosthenes an gewisse rhythmische Regeln gebunden, indem er den ernsten daktylischen Rhythmus bevorzugte und der Regel nach nicht mehr als zwei Kürzen aneinander reihte (Blafs III 105), während bei seinen Nachfolgern weichlichere und schlaffere Rhythmen in den Klauseln aufkamen, der Ditrochäus, zwei Cretici oder ein Creticus mit einem Trochäus, und die spielende Auflösung der Länge in Kürzen zunahm (N. S. 917). Es liegt auf der Hand, wie viel solche Beobachtungen zur Erkenntnis des Charakters des Redners oder Schriftstellers beitragen. Die Geschichte des rhythmischen Satzschlusses, die Norden seinem Buche angehängt hat (S. 909—960), ist deshalb sehr wertvoll.

Um sich freilich von der Wirkung einer solchen Klausel eine deutliche Vorstellung zu machen, mufs man zunächst berücksichtigen, dafs nach den Lehren der Techniker auch ihr Rhythmus allein durch die Quantität der Silben bestimmt wurde, mit anderen Worten, dafs für die Klauseln der Prosa wie für die Verse die Längen und Kürzen der Silben mafsgebend waren[1]); nur insofern bestand, wie Diomedes (S. 468, 23 ff. K.) versichert, zwischen Poesie und Prosa ein Unterschied, als in der letzteren die Position einen eigentlich kurzen Vokal nicht lang machte. Der Wortaccent war hier für den Rhythmus ebenso gleichgültig, wie in den Versen und in der Musik[2]), was uns Deutschen freilich erst dann begreiflich wird, wenn wir nach dem Muster der Italiener den Unter-

---

formam redigere conatus est C. St. (Mariengymn. 1850). De vocis motu oratorio sonorumque consonantiis a Graecis in dicendo adhibitis earumque natura ac ratione numeris expressa ex antiquae maxime musices fontibus disserere conatus est C. St. (1864).

[1]) Vgl. aufser vielen anderen Stellen Cicero, Or. 56, 190: *Sit igitur hoc cognitum in solutis etiam verbis inesse numeros eosdemque esse oratoris qui sunt poetici;* Dionys. Hal. über Isokrates 2 (V S. 538 R.): *περιόδῳ τε καὶ κύκλῳ περιλαμβάνειν τὰ νοήματα πειρᾶται, ῥυθμοειδεῖ πάνυ καὶ οὐ πολὺ ἀπέχοντι τοῦ ποιητικοῦ ῥύθμου.*

[2]) O. Crusius, Ergänzungsheft zum Philol. LIII (1894) S. 120.

Digitized by Google

schied zwischen kurzen und langen Silben viel schärfer hervor- und dafür den Wortaccent zurücktreten lassen.[1])

Wenn nun aber der Rhythmus das Musikalische in die gesprochene Rede nicht hineinbrachte, wie wurde dann die dritte Forderung des Isokrates, das *μουσικῶς εἰπεῖν*, erfüllt? Die Antwort giebt uns Platon, der mehrfach sich widersprechende Reden nicht musikalisch nennt, z. B. Protag. 20 S. 333 A, wo er den Worten *οὗτοι γὰρ οἱ λόγοι ἀμφότεροι οὐ πάνυ μουσικῶς λέγονται* die Erklärung anfügt: *οὐ γὰρ συνᾴδουσιν οὐδὲ συναρμόττουσιν ἀλλήλοις*, oder in den Gesetzen V 2 S. 729 A: *ἡ τῶν νέων ἀκολάκευτος οὐσία ... πασῶν μουσικωτάτη τε καὶ ἀρίστη· ξυμφωνοῦσα γὰρ ἡμῖν καὶ ξυναρμόττουσα εἰς ἅπαντα ἄλυπον τὸν βίον ἀπεργάζεται.* Gemeint ist also dabei namentlich das Vermeiden des Hiatus (der '*σύγκρουσις τῶν φωνηέντων*'), das, von Isokrates zum Gesetz erhoben, mehr oder weniger streng von allen sorgfältigen Schriftstellern, nicht nur denen der Kunstprosa, beobachtet worden ist, und das des Zusammenstoſsens gleicher Silben am Ende des einen und am Anfang des nächsten Wortes (*ἠκούσαμεν μέν*) sowie harter Konsonanten, wodurch die getadelten *χαλινοί* oder freni entstanden. Nur *τὰ λεγόμενα καλὰ ὀνόματα*, d. h. wohlanständige, aus 'schönen' Buchstaben zusammengesetzte Worte, sollte der Redner in den Mund nehmen; die '*σύνθεσις ὀνομάτων*' hat die alten Techniker viel beschäftigt, ohne daſs freilich unser minder empfindliches Ohr ihnen überall nachkommen könnte. Daher faſst Plutarch, De aud. poet. C. 2 die Vorzüge einer wohllautenden Darstellung so zusammen: *οὔτε γὰρ μέτρον οὔτε τρόπος οὔτε λέξεως ὄγκος οὔτ' εὐκαιρία μεταφορᾶς οὔτε ἁρμονία καὶ σύνθεσις ἔχει τοσοῦτον αἱμυλίας καὶ χάριτος ὅσον εὖ πεποιημένη διάθεσις μυθολογίας.* Gesteigert wurde die musikalische Wirkung der Buchstaben durch den Vortrag, dessen Charakter im allgemeinen je nach dem Inhalt eine besondere Tonfarbe haben muſste und dann noch in sich wechselnd je nach dem Sinn bei den herauszuhebenden Wörtern und Verbindungen einen höheren oder tieferen Ton anschlug oder je nach der Form innerhalb des Satzes ihn bald steigen bald fallen lieſs; in einer Frage steigt der Schluſs oft über eine Quinte über den Mittelton, in einem Aussagesatz fällt er um eine Quarte (Helmholtz, Lehre von den Tonempfindungen S. 392). Bekannt ist, daſs sich C. Gracchus durch einen hinter ihm verborgenen Flötenbläser den Ton angeben lieſs (s. N. S. 55 ff.). Auch die durch den rhythmischen Aufbau bedingten längeren und kürzeren Pausen (*διαστήματα*) wurden in dieser Richtung nach den Lehren der Rhythmiker verwertet.[2]) Endlich aber war das Wesen des griechischen Wortaccents (*προσῳδία*) im Gegensatz zu dem exspiratorisch-energischen oder dynamischen des Verses ein 'hoher' oder 'tiefer', weshalb er auch der Melodie das Grundgesetz gab und in der Musik eine accentuierte Silbe möglichst höher gesungen werden muſste, nie tiefer gesungen werden durfte als die nicht accentuierten Nachbarsilben (Crusius a. a. O. S. 113). So sagt Cicero von seinem idealen Redner (Or. 17, 56):

---

[1]) W. Meyer, Abhandl. der Kgl. bayer. Akad. d. Wissensch. Phil.-hist. Kl. XVII S. 5 f.

[2]) S. Volkmann, Rhetor.² S. 505 und Steiners zweites Programm.

Digitized by Google

Volet ... et contenta voce atrociter dicere et summissa leniter et inclinata videri gravis et inflexa miserabilis. Mira est enim quaedam natura vocis, cuius quidem e tribus omnino sonis, inflexo, acuto, gravi, tanta sit et tam suavis varietas perfecta in cantibus. Est autem etiam in dicendo quidam cantus obscurior (andere Stellen s. N. S. 56 f.). Stolz vergleichen sich die Sophisten mit einem Schwan oder einer Nachtigall (N. S. 376). Heutzutage vermögen nur wenige Glückliche jenen Reiz, den der Wechsel zwischen den beiden Arten der Betonung hervorruft, wiederzugeben, auch zu empfinden nur solche, die von den modernen Forderungen an einen 'guten' Vortrag absehen; denn jetzt wird ein 'singender' als unschön durchaus verboten, bei den Alten war der 'quidam cantus obscurior' schon in der ersten Kaiserzeit bis zu einem wirklichen Gesang übertrieben worden und trotz aller Warnung gemäfsigter Lehrer wie Quintilians (*quod inutilius sit an foedius nescio* XI 3, 57) bald in dem Grade Mode geworden, dafs man auch den Körper im Einklang damit immer lebhafter bewegte und Tacitus im Dialog (C. 26) seinen Messalla klagen läfst: *Quod vix auditu fas esse debeat, laudis et gloriae et ingenii loco plerique iactant cantari saltarique commentarios suos* (s. N. S. 294 f.). Das Verständnis dafür hat uns zuerst Helmholtz in seinem berühmten Buch (S. 391 ff.) eröffnet, dann haben es uns die gelehrten Benediktiner, wie ich aus Norden S. 859 f. gelernt habe, und O. Crusius in seinen Untersuchungen über die delphischen Hymnen näher gebracht. Helmholtz hat nämlich in dem singenden Ton der italienischen Deklamatoren und in den liturgischen Gesängen der römisch-katholischen Priester 'Nachklänge des antiken Sprechgesangs' erkannt und auf die Entwickelung des Gregorianischen Gesanges aus den schon seit Papst Sylvester (314—335) bestehenden Singschulen, also einer Zeit, bis zu der die alte Tradition gedauert hatte, hingewiesen. Von hier aus werden wir uns demnach das Bild einer antiken Kunstrede zu entwerfen haben, allerdings beachten müssen, dafs in denjenigen Schulen, die gegenüber der ausartenden Moderichtung mit Aristoteles Mafs hielten, die Regeln über den Rhythmus nur für den Schlufs des Satzes galten (Cicero, Orat. 59, 199; s. Blafs II 147). Der ansteigende und dann wieder fallende Ton einer stattlich aufgebauten Periode wirkt andersartig auf das Ohr als der rhythmische Abschlufs und liefs es nicht zur Monotonie kommen (Diom. S. 471, 6 ff.). Diese ist erst mit der Manier, die Gedanken in kurze geistreiche Sätze zusammenzudrängen, eingerissen; nun herrschte der Rhythmus von Anfang bis zu Ende (N. S. 295 ff.); die Kunst verzichtete auf den Anspruch, für Natur gehalten zu werden (Cicero, De or. III 51, 197), und die Sprache wurde für sie das Werkzeug ihrer in Spielereien sich gefallenden Eitelkeit.

Während Gorgias und die Sophisten sich damit gebrüstet hatten, aus dem Stegreif zu sprechen, bekannte Isokrates ehrlich, dafs er viel Arbeit brauche (Or. XIII 17, Geschichtl. Litter. II S. 410); eben dadurch, dafs er den öffentlichen Vortrag seiner Prunkreden und den Schein fehlender Vorbereitung ablehnte, den selbst Demosthenes sich zu geben suchte (Blafs III 183 f.), hat er so aufserordentlichen Einflufs auf die Gestaltung der gesamten Prosa ausgeübt. Er erklärte seine Aufgabe für schwieriger als die eines Dichters (IX 8 ff., XV 45 ff.),

Digitized by Google

und wir werden ihm dies glauben dürfen, obwohl die durch die Übung gewonnene Fertigkeit nach der wiederholten Versicherung der Alten viel thut und besonders das ihnen angeborene Gefühl für die Eurythmie zu Hilfe kam. Wie bei Ovid 'quidquid tentabat dicere, versus erat', so konnte sogar ein prinzipieller Gegner der rhetorischen Schreibweise, wie Epikur, sich des Rhythmus in seiner Darstellung nicht erwehren (N. S. 124 f.), und auf das Ohr wirkt doch auch die des Plato, für den die Rhetorik nur '*ἐμπειρία καὶ τριβή*' war (Gorg. 18 S. 463 B). Gewiſs haben daher auch Redner, die sich nicht jedes Wort vor dem Besteigen der Rednerbühne zurechtgelegt hatten, den Ohren des zuhörenden Volkes genügt, aber alle Ansprüche der Schule wurden erst gegenüber der aufgeschriebenen *λέξις* erhoben, die schon Aristoteles als die *ἀκριβεστάτη* von der *ἀγωνιστική* als der *ὑποκριτικωτάτη* scheidet (Rhet. III 12), weshalb denn noch zu Platons Zeit gerade die gröſsten Redner sich scheuten, ihre Reden aufzuzeichnen (Phaedr. 39 S. 257 D). Als dann aber die Rhetorik den erklärten Sieg errungen hatte, kannte sie im Gefühl ihrer Leistung kein Maſs. Wie das litterarische Schaffen sich bei den Griechen sehr enge Kreise zog, so daſs in ihrer Blütezeit derselbe Dichter nicht Tragödien und Komödien verfaſste, und die Bildung des Einzelnen eine beschränkte war, so erzeugte die ihnen eigene Einseitigkeit in jeder Richtung geistiger Thätigkeit und Bildung die Vorstellung, allein das Wahre getroffen zu haben, und dadurch Unduldsamkeit gegen die übrigen und Verkennung ihrer Vorzüge. Die Rede sei das vornehmste Organ des Menschen, und wer dies ausbilde, der bilde seinen Verstand und durch diesen seinen Charakter, dieser Satz des Isokrates (Blaſs II 27) hat Jahrhunderte lang auf der Fahne der Rhetorik gestanden. Voller Miſsachtung blickte die Schule daher gerade auf die beiden Künste herab, denen sie das meiste verdankte, die Poesie und die Musik. Schon Ephoros hatte in der Vorrede zu seiner Universalgeschichte Trug und Zauberei den Zweck der Musik genannt (Polyb. IV 20), und Isokrates ging in seiner Verkennung der Poesie, obgleich er ihre Sinnsprüche brauchbar fand, so weit zu behaupten, daſs der Ruf der berühmtesten Dichterwerke nur auf dem Metrum beruhe, wie sich dies sofort zeige, wenn man sie dessen entkleide (IX 10 f., Blaſs II 48). Allmählich wurde sie sogar zu einer Dienerin der Rhetorik herabgedrückt. Die Überschätzung der Form in der eigenen Kunst hatte zu der des Metrums in der Poesie verleitet.

Dahin konnte es allerdings erst kommen, nachdem unter den Griechen der mächtige Quell der Platonischen *θεία μανία*, Goethes 'Drang seligen Schaffens', für die Poesie zu versiegen angefangen hatte. Isokrates nahm sich, beinahe hundertjährig, nach der Schlacht bei Chaironeia das Leben; der griechische Schönheitssinn hatte seine edelste Entfaltung schon hinter sich, ehe die Kämpfe um die nationale Selbständigkeit ausbrachen. Auch die Poesie löste sich in der hellenistischen Periode von ihrem mütterlichen Boden, schloſs sich in die Wände der Schule ein, wo sie die Redekunst schon antraf, und lieſs die Vermischung der bis dahin streng auseinander gehaltenen Dichtungsarten zu.

Es ist für Rom von auſserordentlicher Bedeutung geworden, daſs die

Digitized by Google

griechische Gelehrsamkeit von Pergamon eingewandert ist, wo auch die in Alexandria hintangesetzte Prosa behandelt wurde. Hermagoras fand daher für seine scholastische Rhetorik dort geeigneten Boden und zahlreiche Schüler[1]); die Definition des Redners als eines 'vir bonus dicendi peritus', wie sie der alte Cato aufgestellt hatte (Quintil. XII 1, 1), machte einem handwerksmäfsigen Betrieb der Redekunst zuerst unter griechischen Lehrern Platz. Mit Hortensius schien der schwulstige Asianismus das Forum zu erobern. Dagegen verfolgte Cicero einerseits praktisch die von den beiden grofsen Rednern seiner Jugend, Crassus und Antonius, eingeschlagene Bahn weiter und suchte vom Römertum so viel zu retten als zu retten war; anderseits lehrte er im Gegensatz zu der Schule, die die Aneignung eines Systems von Regeln für ausreichend zur rednerischen Ausbildung erklärte, das Zurückgehen auf die grofsen Meister früherer Zeiten, namentlich auf Aristoteles, und auf die Koryphäen der griechischen Beredsamkeit selbst, vor allem auf Demosthenes. Er hat die allgemeine Überflutung Roms durch die das Ohr kitzelnde Rede auf Jahrzehnte aufgehalten und dem Inhalt noch einmal zu seinem Rechte verholfen, und seinem Verdienst ist es wesentlich zuzuschreiben, dafs das Römertum sich bis in die Mitte des II. nachchristlichen Jahrhunderts vor den Griechen durch seine Gesundheit ausgezeichnet und die Hauptstadt des Reichs eine Zeit lang die Herrschaft auch auf dem Gebiete des Geistes und der Litteratur besessen hat. Den Einflufs der Rhetorik können zwar selbst Tibull, Properz, Virgil nicht verleugnen, aber ihre dichterische Kraft ist doch von ihr nicht erstickt worden, und den von Rhetorik völlig freien Satiren und Episteln des Horaz hat das damalige Griechenland nichts auch nur entfernt an die Seite zu stellen. Selbst für die griechische Litteratur des zum Alten zurückkehrenden Klassicismus oder Atticismus wurde Rom eine Heimat und unter dem Schutze Cäsars und des Augustus ein Mittelpunkt, von wo aus die verwandten Bestrebungen auch in den Mutterländern Stärkung empfingen (Dion., De ant. or. pr. 3, V S. 448 f. R.). Die ästhetischen Schriften des Dionys aus Halikarnafs und des Caecilius aus dem sizilischen Kalakte sind damals in Rom verfafst worden. Bis an das Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts gewährte Ciceros Autorität einen kräftigen Rückhalt den Bestrebungen, die sich der äufserlichen Betreibung der Redekunst entgegenstemmten, und Verehrung haben er und der Erneuerer seiner Lehre, Quintilian, auch weiter im Altertum gefunden. Aber eben weil seine Rede im Boden der Wirklichkeit wurzelte, verlor sie durch den Umschwung der politischen Verhältnisse jede Fühlung mit dem Leben; in den Schulen hatte sie keinen Raum neben den unterdes in sie eingedrungenen Deklamationen, die *necessaria deserunt, dum speciosa sectantur* (Seneca, Controv. 9 praef. 2). Zu Quintilians Zeit hatte sich diese Richtung sogar der Öffentlichkeit bemächtigt: *In ipsa capitis aut fortunarum pericula irrupit voluptas* (IV 2, 122. 127; 3, 2). Indes auch in ihr bildete damals die Zuhörerschaft ein kleinerer Kreis von Kritik übenden Gebildeten[2]),

[1]) Blafs, Gr. Beredsamk. v. Alexander bis auf Augustus S. 84 ff. 108 ff.

[2]) Tacitus, Dial. 19: *Cum vix in corona quisquam assistat, quin elementis studiorum etsi non instructus at arte imbutus est.*

Digitized by Google

deren Beifall ebenfalls der Form galt (Teuffel, Litteraturgesch.[5] § 45, 4 S. 81). Wenigstens wurde hier noch der Schein der Wirklichkeit gewahrt. Sogar dieser schwand, als mit dem zweiten Jahrhundert die neue Sophistik aus Asien in Rom einzog und sie und mit ihr die griechische Sprache das Übergewicht gewann (Geschichtl. Litterat. I 6 ff., N. S. 351 ff.). Schon die attischen Redner hatten sich wenig um ihre Landesgeschichte bekümmert, Isokrates hatte offen Abweichen von der Wahrheit bei Lob und Anklage gestattet und der rhetorischen Wirkung wegen die Geschichte gefälscht (Blafs II 7. 45 ff.); selbst Cicero und Quintilian scheuten sich nicht in diese Fufsstapfen zu treten. Die einseitige Ausbildung des Sinnes für das Schöne schädigte und vergiftete den für die Wahrheit und erreichte es, dafs nicht nur bei einem Widerstreit zwischen dem Schönen und Wahren dieses zurückgeschoben, sondern die Wahrheit überhaupt nicht mehr gewürdigt, also auch eine nur auf Verständlichkeit und Deutlichkeit bedachte einfache und schlichte Darstellung derselben von den Meistern der Kunst mifsachtet wurde (Geschichtl. Litterat. I 10 ff., 36 f., II 183 ff.). Auch die Sprache hatte sich von der des Lebens entfernt. Indem die Sophisten, vielleicht unter dem Einflufs des Herodes Atticus, in die Bahn des Atticismus einlenkten, ihren Stil nach den Klassikern der Rede gestalteten und sich ängstlich vor jedem Verstofs gegen die Reinheit der altattischen Ausdrucksweise hüteten, verzichteten sie auf Volkstümlichkeit und schufen einen 'papiernen Stil', der, aufserhalb des Mutterlandes zur Herrschaft gekommen und in die Entwickelung der Verkehrssprache nicht hineingezogen, sich mit wunderbarer Zähigkeit bis in das VI. Jahrhundert hinein ohne wesentliche Änderungen erhalten hat.[1])

Nun war, wie schon bemerkt, seit alters bei den Griechen in der feierlich gehobenen Rede die Trennung zwischen Poesie und Prosa nicht so scharf, wie wir jetzt sie zu betrachten uns gewöhnt haben (N. S. 30. 36). Die Muse der epischen Dichtung, Kalliope, verleiht bei Hesiod Theog. 79 ff. den Königen die honigsüfsen Worte, durch die sie den Streit in ihrem Volke schlichten. Die Metrik war aber eher gefunden als die kunstvolle Form der Prosa, und so wählten die ionischen Philosophen jene, als sie ihre Wahrheit in einer über den gewöhnlichen Gesprächston sich erhebenden Sprache vortragen wollten. Antithese und Wortspiel hatten jedoch wie Heraklit so Parmenides und Empedokles schon vor Gorgias mit Bewufstsein angewandt, und wenn der Moderichtung des Gorgias und der Sophisten athenische Dichter nachgegeben haben, so haben sie damit nichts Neues eingeführt. Agathon hat freilich darin für den Geschmack unbefangener Zeitgenossen das Mafs überschritten; wie Platon im Gastmahl seine Prosa nachahmend seine Lobrede auf den Eros in einen Lobgesang, in dem auch ein Vers vorkommt, ausklingen läfst, so bediente er sich in seinen Tragödien mit Gorgias wetteifernd der rhetorischen Figuren; in dem Fragment (11 N.[2])

---

[1]) S. W. Schmid, Der Atticismus in seinen Hauptvertretern von Dionysius von Halikarnafs bis auf den zweiten Philostratus, 5 Bde (1889—1897). Einen Teil der Hauptergebnisse hat er in der oben S. 637 Anm. 1 citierten akademischen Rede zusammengefafst.

Digitized by Google

τὸ μὲν πάρεργον ἔργον ὡς ποιούμεθα,
τὸ δ' ἔργον ὡς πάρεργον ἐκπονούμεθα

haben wir Antithese, Parison und Paromoion, also alle drei Gorgianischen Figuren (Blafs I 76 f.). Aber auch im Euripides sind zahlreiche Beispiele ähnlicher Redeweise nachgewiesen worden. Naturgemäfs mufste sich die Isokratische Kunstprosa mit ihrer λέξις κατεστραμμένη und ihrem Rhythmus der Poesie noch weiter nähern, und Blafs (III 1[1] S. 115) hat richtig behauptet, dafs 'manchmal zwischen Demosthenes' Prosa und Pindars Lyrik, von der Strophenform abgesehen, der Abstand geringer sei als zwischen Pindar und Homer'. Und noch geringer erscheint er zwischen Poesie und Prosa in der oben S. 641 erwähnten grofsen Inschrift, einem Dithyrambus in Prosa, in dem der König Antiochos (oder ein Rhetor in seinem Namen) feierlich und rhythmisch zur Nachwelt spricht; die beliebteste Klausel –́ ⏑ – –́ ⏑ zählt Norden, der S. 140 ff. diese hochinteressante Urkunde wiederholt und behandelt hat, 49 mal (darunter 14 mal am Schlufs des ganzen Satzes), die Form –́ ⏑ – –́ ⏑ ⏒ 20 mal (5 mal am Schlufs des ganzen Satzes). Nicht einmal der äufserliche Unterschied des Absetzens am Ende der Verse bestand bis zur Gründung der Philologie für die lyrischen Gedichte, der einzige urkundliche Text, der auf die Zeit vor Aristophanes von Byzanz zurückgeht, der des in Epidauros ausgegrabenen Päan des Isyllos (blüht um 280 v. Chr.) kennt metrische Abteilung nicht (v. Wilamowitz, Isyllos S. 12 ff.), und dagegen finden sich Spuren vom Zerlegen nach Kola in Handschriften von Reden des Demosthenes (Blafs III 1 S. 113). Wir verstehen nun die Schärfe, mit der Aristoteles überall Poesie und Prosa auseinanderhält, und die Mifsachtung der Poesie durch Isokrates, der das einzige unterscheidende Merkmal von seiner Prosa in dem Metrum sah (s. bes. IX 9 ff.). Ferner verlangte auch die Rhetorik dichterische Erfindungs- und Gestaltungskraft und Phantasie, wenn sie die Zuhörer in Ekstase versetzen und damit ihre erste Aufgabe, das *movere*, erfüllen wollte, und natürliche Beanlagung setzten Isokrates (Or. XIII 15, XV 187) und die späteren Redelehrer bei ihren Schülern voraus (Volkmann a. a. O. S. 30 f.). Diese Gottesgabe aber war damals bei den Griechen verkümmert, bei den Römern überhaupt kaum vorhanden und mufste sowohl in der Rhetorik als in der Poesie für das *movere* durch Unterricht und Übung ergänzt werden. Im dritten Jahrhundert hatte man überhaupt in gelehrten Kreisen die Zeiten der Poesie für abgeschlossen gehalten.[1]) Das religiös-sittliche Gefühl, das bis dahin in der Poesie Befriedigung gesucht hatte, nahm jedenfalls seine Zuflucht zur Philosophie; die Poesie selbst fiel der Philologie zu und büfste sogar in Alexandria, wo man ihrer Lebenskraft noch am meisten zutraute, abgesehen von der sentimentalischen bukolischen Poesie den letzten Rest ihrer Eigenart ein.

So undeutlich waren die Grenzlinien.[2]) Zu Ciceros Zeit warfen die Dichter selbst die Frage auf, was sie von den Rednern unterscheide, ihm bekannte

---

[1]) v. Wilamowitz, Antigonos v. Karystos. S. 166 f.

[2]) S. hierüber Norden S. 883 ff., woraus das Folgende.

Digitized by Google

Kritiker hatten die Prosa des Plato und Demokrit wegen ihres feurigen Schwunges und des herrlichen Schmuckes des Ausdrucks eher für Poesie erklärt als die Verse der Komiker[1]); er selbst giebt indes nicht an, worin eigentlich der höchste Vorzug des Dichters zu suchen sei[2]), und auch Quintilian warnt die Dichter nur, 'oratores aut declamatores' nachzuahmen (X 2, 21). Nicht einmal Ovid, der Zögling der Rhetorenschule, hat sich über das Verhältnis der Poesie zur rhetorischen Prosa irgend welche Klarheit verschafft; er schreibt an den Rhetor Cassius Salanus (Ex Ponto II 5, 65 ff.):

Distat opus nostrum sed fontibus exit ab isdem. — —
Utque meis numeris tua dat facundia nervos,
sic venit a nobis in tua verba nitor.
Iure igitur studio confinia carmina vestro
et commilitii sacra tuenda putas.

Die Auseinandersetzung des Dionys von Halikarnafs, nach seiner Einbildung eine Enthüllung der 'Mysterien', die nicht unter das Volk zu bringen sei, geht auf die Weisheit hinaus, die beste Rede sei poetisch und die beste Poesie rhetorisch (De compos. 25 f.).

Wenn so in der Theorie die Ansichten durcheinander gingen, darf es nicht Wunder nehmen, dafs auch in der Ausübung die Kunstmittel nicht getrennt wurden.

Nachdem daher die Rhetorik gleich zu Anfang aus der Sprache der Poesie den Widerwillen gegen die *σύγκρουσις τῶν φωνηέντων*, den Hiatus, entlehnt hatte, hat sie in dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit die zugespitzte Kürze der Epigramme, die damals hoch geschätzte Äufserung geistreicher Laune, nachzuahmen begonnen; die von der Mode getragene Richtung entschlofs sich zum Verzicht auf ihre stolze *λέξις κατεστραμμένη*, bewegte sich in knappen 'Sentenzen' sprunghaft vorwärts und verband damit eine möglichst blumenreiche, mit verschiedenartigen Arabesken auf Kosten der Deutlichkeit gezierte Darstellung, selbst in der Öffentlichkeit.[3]) Der Stimmführer ist der jüngere Seneca, aber auch Tacitus hat seinen Stil unter ihrem Einflufs ausgebildet (N. S. 280 ff.). Unter den Griechen finden wir diese Kürze der Sätze zuerst bei dem Rhetor Polemon.[4])

Noch tiefer hat die Rhetorik in die Entwickelung der Poesie eingegriffen, die nach Überschreitung des Höhepunkts ihre natürliche Kraft verloren hatte und weniger widerstandsfähig geworden war. Die *ὁμοιοτέλευτα* sind mit bewufster Kunst von den griechischen Dichtern erst angewandt worden, als auch sie sich des durch Gorgias und Isokrates zur Herrschaft erhobenen Geschmacks

---

[1]) Orat. 20, 66 ff. vgl. De orat. III 7, 27: *Poetis proxima cognatio cum oratoribus* und Horat. Sat. I 4, 45 ff.

[2]) Seine eigenen dichterischen Versuche, namentlich das *O fortunatam natam me consule Romam* und *Cedant arma togae, concedat laurea laudi* lassen uns zweifeln, ob er ihn gefunden hat.

[3]) Tacit. Dial. 20: *Exigitur iam ab oratore etiam poeticus decor.*

[4]) Schmid, Atticismus I S. 65 ff.

Digitized by Google

nicht mehr erwehren konnten; wenn sie sich bei den Römern in der gehobenen Sprache der Tragödie von Anfang an finden, so hat dies darin seinen Grund, dafs diese anders als rhetorisch bei ihnen nie gewesen ist. Nur das Übermafs tadelt Cicero an dem Redner und Tragiker C. Titius im Brutus (45, 167): *Huius orationes tantum argutiarum, tantum exemplorum, tantum urbanitatis habent, ut paene Attico stilo scriptae esse videantur. Easdem argutias in tragoedias satis ille quidem argute sed parum tragice transtulit.* Ennius hat es nicht unter seiner Würde gehalten, das von den Griechen verspottete Gorgianische 'γῦπες ἔμψυχοι τάφοι' (N. S. 384 f. 889 f.) in seinen Annalen zu verwerten (Fr. 141 f.):

Volturus in spinis miserum mandebat homonem;
heu quam crudeli condebat membra sepulcro!

Sogar bei der Entwickelung der Bildungsgesetze des lateinischen Hexameters hatte nach einer Entdeckung Leos seit Catull nnd Cicero die Rhetorik ihre Hand im Spiel (N. S. 884). Im allgemeinen aber dürfen wir von den römischen Dichtern behaupten, dafs je reicher die Beanlagung und je feiner der Geschmack war, sie sich um so mehr gegen die eigentlich rhetorischen Kunstmittel abgeschlossen haben. Dagegen sind das äufserste, was in der rhetorischen Färbung ein Versemacher geleistet hat, die dem Oppian zugeschriebenen im J. 212 dem Kaiser Caracalla gewidmeten Κυνηγετικά; dies hat Norden S. 834 ff. sehr anschaulich gemacht.

Nicht weniger näherten sich Rhetorik und Poesie ihrem Inhalt nach. Schon dafs Dichter wie Properz (II 13, 25) und Martial (XII praef.) Bücher für ein notwendiges Inventar erklären, beweist die Verschiebung ihrer Thätigkeit und die Lösung vom wirklichen Leben. In der alexandrinischen Zeit wurde zwischen der Behandlung in Prosa und Poesie kaum noch unterschieden. Des Aratos astronomisches Lehrgedicht, die Φαινόμενα, wurde, obwohl es weder dichterische Vorzüge in der Bewältigung oder Belebung des spröden Stoffes noch als eine an Mifsverständnissen reiche Bearbeitung des Eudoxos irgend welche wissenschaftliche Bedeutung besitzt, viel gelesen, als nützliches Lehrbuch benutzt, häufig erklärt und von den Römern in ihre Sprache übersetzt; aufserdem wurden medizinische Stoffe in Versen behandelt, z. B. Gifte und Gegengifte, die Heilung des Bisses giftiger Tiere, der Fischfang, die Steinkunde u. s. w. Bis an die Grenze des Mittelalters heran reichen solche Lehrgedichte.[1]) Ferner wurden Themen der Rhetorenschule schulgemäfs auch in Versen bearbeitet, wofür die Anthologie zahlreiche Proben liefert, z. B. (198 R. IV 332 B.): *Verba Achillis in parthenone, cum tubam Diomedis audiret,* und die gleichen Gegenstände wurden wie von den Rhetoren so von den Dichtern immer von neuem vorgenommen (Gesch. Litt. I S. 16 f); die Ausstattungsstücke, die ἐκφράσεις, Schilderungen von Gegenden, Städten, Bau- und anderen Kunstwerken, Naturereignissen, besonders Seestürmen, Tieren, kehren hier wie dort

[1]) S. oben J. Ziehen, Zur Geschichte der Lehrdichtung in der spätrömischen Litteratur S. 404—417.

Digitized by Google

wieder; sogar die Erdichtung von Träumen als der Anregung zur Schriftstellerei, die bei den Griechen Kallimachos, bei den Römern Ennius aufgebracht hatten, haben Prosaiker wiederholt, der ältere Plinius, Cassius Dio, Aristides (Gesch. Litt. II S. 313 f.); Göttergestalten werden ebenso von rhetorischen Dichtern verbannt, wie von rhetorischen Geschichtschreibern Alexanders oder Hannibals, griechischen und römischen, eingeführt (Reliq. hist. Rom. I S. CCXX ff.).[1])

Aus solchen unklaren Vorstellungen heraus sind die Dichtungen Lucans und die meisten des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit, gegen die Petron so energisch und einsichtsvoll Protest erhebt, emporgewachsen (Gesch. Litt. II S. 205 ff.), während Tacitus seine hervorragende dichterische Begabung der Geschichte zugewandt hat; anderseits aber konnte eben darum sich die zweite Sophistik über die Poesie so weit erhaben fühlen, sie nur als Mittel zur Vorbereitung und Vorübung oder Vorstufe ansehen und die Alleinherrschaft auf dem Gebiete der redenden Künste für sich beanspruchen.[2]) Sie deklamierte vor grofsen Versammlungen ihre Hymnen, die sie sogar nach dem Muster der alten Dichter systematisch einteilte, hielt zum Lobe des Lenzes, der Rose, der Nachtigall, der Schwalbe Reden, die sie mit zum Flitterwerk herabgewürdigten Prachtstücken der Poesie aufputzte, selbstgefällig lächelnd, wenn sie eine Periode abgezirkelt hatte[3]); Himerios vermafs sich in einem *ἐπιθαλάμιος λόγος* mit Sappho zu wetteifern (s. Rohde S. 332 ff.).

Wenn demnach die Litteratur alle in der Schrift zum Ausdruck gebrachten Bethätigungen des menschlichen Geistes umfafst, so pflegen (oder pflegten?) wir sie, je nachdem sie das Schöne (oder wenigstens ästhetisch Wertvolle) oder das Wahre zum Inhalt hat, in Poesie und Prosa zu scheiden. Dies trifft aber, wie nunmehr eingeräumt werden wird, für die lange Zeit des Herabsteigens der Litteratur des klassischen Altertums nicht zu. Die Kunstprosa stand damals als grundsätzlich gleichberechtigt neben der Poesie, und durchaus folgerichtig schliefst Dionys, dafs Thukydides, dessen Werk er eine 'Dichtung' nennt, den peloponnesischen Krieg mit seinen Greueln der Nachwelt nicht hätte überliefern sollen (Gesch. Litt. II S. 189), wenngleich diese Einseitigkeit mit den Thatsachen nicht übereinstimmt. Wie die Poesie durch die Metrik, so ist jene durch die Rhythmik gebunden und, was auch Cicero ausspricht, keineswegs 'soluta'; sie will ebenfalls auf die Empfindung wirken und glaubt auch der Phantasie zu bedürfen; sie verlangt daher für ihre Kunst wenigstens die gleiche Anerkennung und sieht, da ihr allmählich der Inhalt immer gleichgültiger wird, die kunstlose Prosa als ganz aufser Vergleich mit sich stehend an.

Diese enge Verbindung der Poesie und Kunstprosa hat aber auch auf die ge-

---

[1]) Es war ein sehr feiner Gedanke Vischers, im letzten Abschnitte seines grofsen Werks die didaktische Poesie und die Tendenzpoesie zusammen mit der Rhetorik zu besprechen.

[2]) Bewufste Verdrängung der Poesie durch die Rhetoren s. bei Schmid, Griech. Renaissance S. 39; auch Atticismus I 214.

[3]) Dies wird von Polemon ausdrücklich überliefert. Schmid, Attic. I 29 f.

Digitized by Google

samte Gestaltung der mittelalterlichen und neuen Dichtung einen entscheidenden Einfluſs ausgeübt; ihn, wenn nicht zuerst behauptet (S. 843 f.), so doch überzeugend nachgewiesen zu haben, ist das Hauptverdienst des Nordenschen Buches.

W. Meyer hatte den Ursprung des Reims in der griechischen und lateinischen Dichtung aus der Poesie der semitischen Völker abgeleitet (Abh. d. Kgl. bayer. Akad. XVII S. 265—450), aber mit dieser Lösung des Rätsels wenig Beifall gefunden. Jetzt zeigt Norden ('Über die Geschichte des Reims' S. 810—908), wie die bekannte Thatsache, daſs die Reimpoesie, die uns zuerst in der späteren Kaiserzeit in den christlichen Hymnen entgegentritt, sich eben aus der gehobenen Kunstprosa entwickelt hat. Zwar finden sich im Altertum — ich kann hier einfach referierend verfahren — Reime gelegentlich auch in Versen früherer Dichter und in Formeln des gewöhnlichen und rituellen Lebens (der älteste bei den Römern ist *terra pestem teneto, salus hic maneto,* Varro, De r. r. I 2, 27), aber die Voraussetzung einer bewuſsten Reimkunst liegt in dem Parallelismus der Form, und diesen haben wir allein in der von Griechen so genannten und schon von Gorgias viel gebrauchten *παρίσωσις* der Kunstprosa, die die einzelnen Glieder in immer wachsender Ausdehnung gern durch ein *ὁμοιοτέλευτον* krönte und kenntlich machte. Nun wurden schon von Heiden bei groſsen Festen in hochpathetischer, rhythmischer Sprache wie früher durch die frei metrisch gehaltenen Dithyramben[1]), so in der Periode der zweiten Sophistik durch nicht metrische Hymnen die Götter gefeiert (Aristides nennt es *ὑμνεῖν ἄνευ μέτρου* oder *καταλογάδην* — in Prosa — *ᾄδειν*), und die christlichen Prediger haben mit dem Rhythmus auch die Kunstmittel der Rhetorik von ihren heidnischen Vorgängern übernommen, namentlich die Parisosis und das Homoioteleuton, und dies letztere ebenfalls nach antikem Muster zur Steigerung der Rede mit Vorliebe benutzt. Gereimte und ungereimte Stücke finden sich daher in solchen Predigten nebeneinander. Auch der alte Kirchengesang ist 'nichts anderes gewesen als ein feierlicher, mit modulierter Stimme mehr recitativisch gesprochener als gesungener Vortrag' (S. 859) und hat sich seinem Wesen nach kaum wesentlich von der hochrhetorischen Predigt abgehoben; so hat sich die Hymnenpoesie ebenfalls nach der rhetorischen Richtung ausgestaltet[2]), sowohl im Morgen- wie im Abendlande, und hat sich allmählich immer mehr an den Rhythmus und das Homoioteleuton als sein äuſseres charakteristisches Merkmal gewöhnt, so daſs dies im neunten Jahrhundert von hier auch in die Poesie der Muttersprache bei den germanischen und romanischen Völkern Eingang fand und die nationalen Versformen verdrängte. Noch das ganze Mittelalter hindurch hat man die Poesie in die Rhetorik einbegriffen, den Reim Omoeoteleuton (oder -lenton) genannt und als einen der colores rhetorici gezählt, und selbst die Humanisten haben die

---

[1]) Horat. Carm. IV 2, 10 ff.: *seu per audacis nova dithyrambos verba devolvit numerisque fertur lege solutis.*

[2]) Daher wurden die Hymnen denn auch von den Byzantinern zu den Prosawerken gerechnet. Krumbacher, Byzant. Litt.[2] S. 692.

Digitized by Google

Poesie der Rhetorik untergeordnet und die 'Eloquentia' in prosaische Rede und Poesie geteilt. So weit Norden.

Gewifs hat die Vertiefung unserer Kenntnis des klassischen Altertums eine neue Periode begonnen, als die Notwendigkeit erkannt und gelehrt wurde, es mit der neuen Zeit und anderen Völkern zu vergleichen; aber fast möchte es scheinen, als ob wir vielfach auf der Brücke, die so zu ihm hinübergeschlagen werden soll, stehen geblieben und nicht in das jenseitige Land selbst eingedrungen wären. Jedenfalls ist den alten Schriftstellern dadurch oft bitteres Unrecht zugefügt worden, dafs wir sie von unserem modernen Standpunkte aus beurteilten, was oft auf eine Verurteilung hinauslief und hinauslaufen mufste. Wir haben in Deutschland lange Zeit unter der Herrschaft der lateinischen Sprache und der mit ihr in der Litteratur von Anfang an unlösbar verbundenen Rhetorik gestanden; wiederholt hat sie die derben Auswüchse unserer heimatlichen zurückgeschnitten und das Formgefühl verfeinert oder neu belebt. Dann aber hat sie den deutschen Volksgeist, als er zu eigener Kraftäufserung zu matt geworden war, in enge Fesseln geschlagen und auch Talente, die sich sonst freier entfaltet haben würden, in ihnen festgehalten. Um sie zu brechen, bedurfte es des vorurteilsfreien und selbständigen Denkers Lessing und der ursprünglichen und hinreifsenden dichterischen Originalität Goethes sowie des neuen, auf die höchsten Erzeugnisse des griechischen Geistes gegründeten Humanismus. So haben wir uns von der römischen Rhetorik befreit, aber wir haben verkannt, dafs die Griechen ihre Gröfse der Selbstlosigkeit verdanken, mit der sie sich vor allem Übermäfsigen gescheut und sich einem bestimmten Gesetz gefügt haben. In eine Sturm- und Drangperiode haben sie sich nie verirrt, und ihre Freiheit bestand nicht in einem schrankenlosen Austoben des Genius, sondern bewegte sich taktvoll innerhalb der von jenem gezogenen Grenzen. Diese Seite der Gröfse des griechischen Geistes ist uns durch die historische Durchforschung namentlich des Verfalls völlig klar geworden; erst die Ausartung des Schönheitssinnes und der gekünstelte Ausbau eines einseitig formalen Systems hat uns klar sehen gelehrt, dafs an ein Grundgesetz sich selbst die Heroen der griechischen Litteratur gebunden haben. Die Rhetorik des klassischen Altertums ist ein echtes Kind griechischen Geistes, und wenn wir gerecht urteilen wollen, so müssen wir rhetorische Werke der Griechen und Römer oder rhetorische Teile von wissenschaftlichen Werken hinsichtlich des Inhalts mit demselben Mafsstab messen wie poetische, und weiter uns immer dessen erinnern, dafs sie nicht allein als geschriebene mit dem Denken aufgenommen, sondern als gesprochene g e h ö r t sein wollen, und dafs unser Ohr lange nicht fein genug fühlt, um alle die Schönheiten, in denen das des antiken Zuhörers schwelgte, annähernd zu empfinden oder auch nur zu merken. Vielleicht führt uns eine solche Erwägung dann zu der Einsicht, dafs wir uns in unserer modernsten Litteratur der Gefahr nähern, die einst einseitig überschätzte Schönheit der Form ebenso einseitig zu mifsachten.

Digitized by Google

ZUR ENTWICKELUNG GRIECHISCHER BAUKUNST.

Von Ferdinand Noack.

III

Wir haben keine Veranlassung, ja nicht einmal das Recht, die dem Tempel eignende Peristasis und damit 'die auf einer peinlich regelmäfsigen Einteilung des Triglyphon beruhende Verengerung der Eckinterkolumnien' (Jahrb. d. Inst. XI 70) bereits für die mykenische Architektur vorauszusetzen, wenn wir, wie billig, unter dieser die Baukunst während der mykenischen Kulturperiode allein begreifen. Die Peristasis charakterisiert den Tempel und gehört mit diesem in die erste nachmykenische Zeit. Aber durch sie wird die alte fortlebende und fortwirkende mykenische Bautechnik nicht um wesentliche neue konstruktive Ideen bereichert. Nach demselben Prinzip, nach dem seither das Gebälk die Cella überspannt und sich über dem Architrav der Vorhalle aufgebaut hatte, wird nun auch der Säulenumgang überdeckt. Die Deckbalken durchbrechen gleichsam ihren seitherigen äufseren Abschlufs und strecken und dehnen sich allseitig bis hinüber zum Architrav der Peristasis (s. u. und Abb. VIII). Die Erscheinung, die vorher nur die Front des Megaron mit dem von Ante zu Ante führenden, von Säulen getragenen Architrav geboten hatte, wird nun von allen vier Seiten des Tempels gefordert.

Der Kern der Sache liegt schliefslich in der Frage: wie mufs das mykenische Megaron ausgesehen haben, dafs sich der dorische Bau daraus entwickeln konnte? Indem ich auf die Einzeluntersuchungen von Perrot und Chipiez (Histoire de l'art VI), von F. v. Reber (Abh. der Kgl. bayer. Ak. d. W. XXI 475 ff. und Jahrb. d. Inst. XI 224 ff.) verweise, hebe ich hier nur die Hauptsachen hervor.

Die Vorhalle des Megaron, das in Tiryns und Mykenae das Centrum der Palastanlage bildet, fordert den Architravbalken (nach v. Reber zwei Balken nebeneinander) über den Anten und den beiden Zwischensäulen. Ich stimme mit v. Reber darin überein, dafs der Architrav sich nicht über den geschlossenen Wänden fortzusetzen brauchte; diese gingen vielmehr selbst weiter empor. Die vier Freistützen, die den Herd des Hauptraumes umstanden, beweisen, dafs die eigentlichen Deckbalken von zwei starken sogenannten Unterzugsbalken getragen wurden. Man nimmt an, dafs sie mit dem Architravbalken (*A*) in einer Höhe lagen. Auf diesen wenigen Hauptbalken und den Lehmwänden lagen in dichter Reihe die eigentlichen Deckbalken, deren ursprünglich freiliegende Köpfe das Grundmotiv des Triglyphenfrieses abgaben.

Digitized by Google

Nun ordnet v. Reber (S. 489 f.) die beiden Unterzugsbalken in der Längsrichtung des Megaron an (Abb. III, *A*), so dafs sie im rechten Winkel auf den Frontarchitrav stofsen. Er giebt zu, dafs 'wir nicht bestimmt wissen, in welcher Richtung die Unterzugsbalken gelegt waren', und dafs 'die Spannweiten in dieser Beziehung nichts entscheiden'. Entscheidend ist für ihn daher der Gedanke, dafs bei einer anderen Anordnung (Unterzugsbalken parallel zum Architrav, die Deckbalken in der Längsrichtung) 'die Deckbalkenköpfe an den beiden Schmalseiten zur Ansicht kämen, wodurch die Zwischenräume zwischen den Balkenköpfen ihren Wert als Licht- und Luftöffnungen verlieren würden'. Deshalb seien 'die Deckbalken im ganzen Gebäude einheitlich in der Breitrichtung gelegt worden; von den beiden äufsersten lag der eine vorn über dem Architravbalken, der andere hinten über der Schmalwand des Saales; die Schnittenden sämtlicher Balken waren an den Langseiten sichtbar'. Diese Schnittenden mufsten 'eine schützende und zierende Verschalung' erhalten, und um 'eine gewisse Harmonie der Erscheinung zwischen dem Friese der Langseiten und jenem der Schmalseiten herzustellen', wurde vor dem Deckbalken, der über dem Frontarchitrav herlief, eine die verzierten Balkenköpfe der Langseite imitierende Dekoration aus Stein befestigt, wie sie uns im Alabasterfries von Tiryns und ähnlichen Stücken aus Porphyr erhalten ist. Die Zwischenräume zwischen den Balkenköpfen der Langseiten wurden nicht durch 'Metopentafeln' geschlossen, sondern blieben als Lichtöffnungen frei. Hiernach und nach Taf. II bei v. Reber habe ich dessen Auffassung von der Lagerung des Gebälks in einer perspektivischen Skizze (Abb. IV) auszudrücken gesucht. Architrav und Unterzugsbalken sind, entsprechend Abb. III, mit *A*, die Deckbalken mit *B*, die Giebeldachsparren mit *C* bezeichnet.

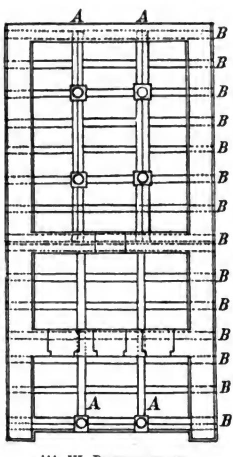


Abb. III Deckbalkenlage.
(Nach v. Reber Fig. 5.)

Gegen diese Rekonstruktion habe ich folgendes einzuwenden. Vor allem müssen wir die Voraussetzung heute ablehnen, dafs die Metopen jemals als Lichtöffnungen gedient hätten. Wir müssen schon deshalb davon absehen, weil bei einer Wandstärke von fast 1,40 m (Tiryns) und dem noch beträchtlich darüber ausladenden Dach Balkenzwischenräume von nicht ganz 0,60 m Höhe hoch oben unter der Decke sehr fragwürdige Lichtvermittler, zumal für den unteren Raum, wo man des Lichtes zunächst bedarf, gewesen wären. Deutlich genug zeigt das Abb. V, in der der Querschnitt nach v. Rebers Abb. VI (S. 496)

wiederholt ist. Die zugefügten punktierten Linien geben den höchsten, mittleren und tiefsten Stand der Sonne an, wie er sich für den 38. Breitegrad (Athen) ergiebt.[1]) Angenommen ist, dafs die Lichtstrahlen die Südseite des von O. nach W. orientierten Gebäudes treffen. Es ergiebt sich, dafs direktes Licht selbst beim tiefsten Sonnenstande (am 21. Dezember) in die nach v. Rebers Annahme unverschlossene Metopenöffnung nur bis zu ganz geringer Tiefe, in das Gebäudeinnere überhaupt nicht einfallen kann, ja selbst bei einer nur halb so dicken Wand noch nicht einfallen könnte. Aufserdem aber wissen wir heute, dafs *ὀπαί* die Lagerlöcher für die Triglyphenbalken, *μετοπαί* die zwischen

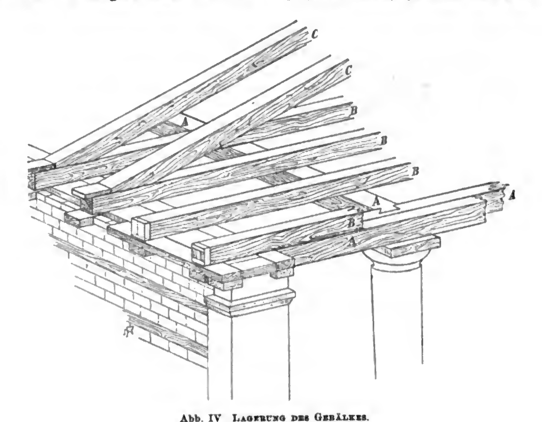


Abb. IV Lagerung des Gebälkes.
(Nach v. Rebers Auffassung.)

den einzelnen Öffnungen befindlichen geschlossenen Wandteile waren, wie Vitruv IV 2, 4 will (Athen. Mitt. VIII 162 f.; Durm, Bauk. der Gr.² 127). Die Rücksicht darauf, dafs der zwischen Vorhalle und Saal liegende Vorraum bei der von v. Reber angenommenen Balkenlage sein eigenes Licht gehabt habe und nicht 'auf indirektes Licht beschränkt' gewesen wäre, darf überhaupt keine Rolle spielen. Dieser Raum (den mit dem homerischen *πρόδομος* zu indentifizieren, im Gegensatz zur *αἴθουσα*, ich übrigens für unzulässig halte) ist so sehr eine Besonderheit der Hauptmegara von Tiryns und Mykenae und dem typischen mykenischen Megaron so fremd, dafs auch der Tempel ihn späterhin in seinem Cellagrundrifs nicht aufgenommen hat.[2])

[1]) $90° + 23\frac{1}{2}° - 38°$ (21. Juni). $90° - 38°$ (21. März, 21. September). $90° - 23\frac{1}{2}° - 38°$ (21. Dezember).

[2]) Wenn die Metopen wirklich solch notwendige Lichtquellen für die Cella gewesen wären, müfste man gegen die Baumeister der peripteralen Anlagen den Vorwurf erheben,

Digitized by Google

Dagegen besitzen wir, wie ja auch v. Reber betont, zwei Hilfsmittel, die uns den richtigen Weg zeigen. Das eine ist die Frage nach dem konstruktiv Notwendigen, das andere der Rückschlufs von der späteren Nachbildung, der Cella des dorischen Tempels. Eine Notwendigkeit, das Urbild der Triglyphendekoration an den Langseiten entstanden zu denken, giebt es nicht, nicht nur weil die Hauptbegründung (Metopenlicht) v. Rebers unhaltbar ist. Selbst wenn die Deckbalken in der von ihm angenommenen Richtung lagen, war es nicht unbedingt notwendig, dafs ihre Köpfe sichtbar blieben und nur mit Hilfe der dekorativen Triglyphenverschalung geschützt werden konnten. Man wird es für genau ebenso möglich halten müssen, dafs auch in diesem Fall die Wand in den Zwischenräumen zwischen den Balken noch weiter emporgeführt war, und dafs auch die Balkenköpfe hinter dem die ganze Lehmziegelmauer überziehenden Verputz verschwanden (wie es in Abb. VI in der den Hauptsaal überspannenden Gebälkkonstruktion rechts angenommen ist). Wenn dagegen die Unterzugsbalken — was v. Reber an sich als möglich zugiebt — quer, parallel zum Architrav, und die Deckbalken infolgedessen in der Längsrichtung geführt waren (Abb. VI, vgl. auch Perrot-Chipiez VI 700), lag die Sache ganz anders. Dann gab es in der That eine Stelle, wo die Köpfe der Deckbalken notwendigerweise zuerst frei und sichtbar sein mufsten, wo sie ebensowenig wie die 'Metopen' zwischen ihnen sich so ganz einfach verdecken liefsen: das war über dem Architravbalken zwischen den Anten (Jahrb. XI 226). Sowohl an den Langseiten wie an der Rückseite trafen die Balken auf die Luftziegelwände, in deren Tiefe sie weit einbinden, dem Auge aber entzogen werden konnten. Nur an der Front mufste die Holzkonstruktion sichtbar bleiben; nur

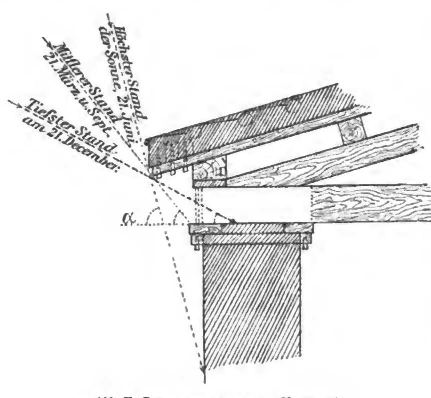


Abb. V Beleuchtung durch die Metopen (?). (Nach v. Rebers Abb. 6.)

---

dafs sie für dieselben keinen Ersatz geschaffen hätten. Denn hier ist die Cella thatsächlich nur durch die Thür zu erhellen, was denn für jene alte Theorie von der Metopenbeleuchtung nicht gerade günstig ist.

Digitized by Google

hier war man gezwungen, sich die Balkenköpfe entweder einfach gefallen zu lassen, oder zu ihrer Verhüllung irgend ein neues Element einzuführen (Abb. VII). Trotzdem würde man wohl v. Rebers Auffassung zustimmen, wenn der dorische Tempel sie bestätigte. Der Peripteraltempel zeigt allerdings den Triglyphenfries an allen vier Seiten. *Aber wir dürfen mit dem Megaron doch einzig und allein nur die Cella vergleichen.* Für diese aber besteht zu allen Zeiten das Gesetz, dafs der Triglyphenfries nur über der offenen Säulenstellung stehen und über der geschlossenen Cellawand nicht fortgeführt werden dürfe. Da dies für Zeiten gilt, wo der Fries thatsächlich zum reinen Ornament geworden war, so dafs man ihn wirklich beliebig hätte verwenden können, so wird man sich mit der Konstatierung des Gesetzes nicht begnügen, sondern nach einem Grunde suchen dürfen.

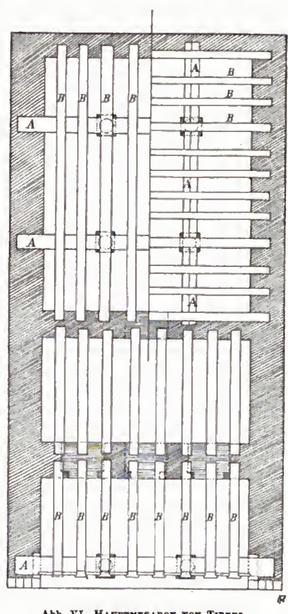


Abb. VI Hauptmegaron von Tiryns.

Der naheliegende Rückschlufs, den v. Reber (S. 498 f.) bezüglich des Giebeldaches geradezu verlangt, bei dem Triglyphenproblem aber gerade hier unterläfst, der jenes Gesetz verständlich macht, ist der, dafs schon am Megaron die Triglyphen nur auf die Schmalseite beschränkt gewesen seien. Ihm kommt der andere aus der Konstruktion gezogene Schlufs auf halbem Wege bestätigend entgegen. Ich halte daher an meiner früher ausgesprochenen Ansicht fest, dafs der von Perrot und Chipiez gegebene Rekonstruktionsversuch (Hist. de l'art VI 710 ff.) in allen wesentlichen Dingen das Rechte getroffen hat.

Gewifs ist der Alabasterfries von Tiryns 'nur eine konstruktiv nicht gebotene Nachahmung und Ergänzung des Triglyphenwerks' (v. Reber S. 495), aber *nicht* der Triglyphen der Langseite, sondern, wie es Abb. VII veranschaulichen soll, der *ursprünglicheren* Triglyphenform der Front. Der Alabasterfries folgt auf einen älteren Zustand, er entspricht einem höheren dekorativen Bedürfnis. Es ist daher schwer zu sagen, wie weit er sein einfacheres Vorbild kopiert, wie weit die Einführung des anderen Materiales auch neue konstruktive Einzelheiten nötig macht. Die Tänia des Architravs als eine besonders ein-

Digitized by Google

geschobene Bohle zu erklären, die den vor die Balkenköpfe gesetzten dekorativen Triglyphenplatten als Auflager dienen sollte (v. Reber 494ff., Perrot-Chipiez a. a. O. und unsere Abb. VII u. VIII, *D*), halte ich für sehr richtig. Ebenso erklärt sich die Tropfenregula aus der Konstruktion. Es waren kleine Querriegel, welche die Architravtänia mit ihrer Unterlage, also dem Architravbalken selbst, verbinden sollten. Sie waren z. T. in diesen eingelassen; durch ihren und der Tänia darüber vor die Flucht des Architravs vorragenden Rand waren von unten nach oben Holzbolzen getrieben, die oben wieder hervortraten und das untere Ende der Triglyphenplatte vor dem Balkenkopfe festhielten. Dafs die Platten oben wieder durch eine Holzvorrichtung mit den hinter ihnen befindlichen Balkenköpfen verbunden sein mufsten, giebt auch v. Reber zu. Nur halte ich es für richtiger, vom Alabasterfries auszugehen, denn Holzplatten konnten vor die Balkenköpfe schliefslich auch von vorn befestigt werden. Der

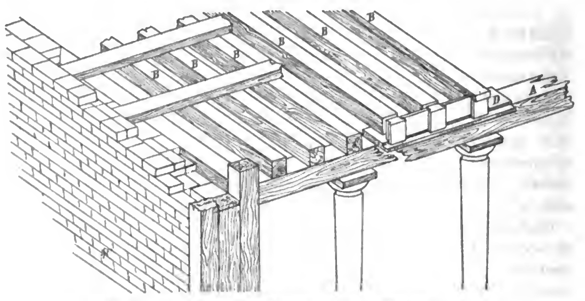


Abb. VII Entstehung des Triglyphenfrieses am Gebäude in antis.

Alabasterfries dagegen konnte, um v. Rebers Worte zu gebrauchen, 'nur unten und oben gefafst und an die dahinter befindlichen Balken gedrückt werden'. Die von Perrot vorgeschlagene Lösung, dafs das obere Ende der Platten in den Falz einer Bohle eingriff, die in der Richtung der Balken (und über diesen liegend) über jene Alabasterplatten vorragte, wird zwar immer hypothetisch bleiben, scheint mir aber die entsprechende Form des Steinbaues am besten zu erklären. Ich habe sie daher auch bei meinen Skizzen Abb. VII und VIII gewählt. Auf die Andeutung der übrigen Einzelheiten habe ich der Übersichtlichkeit wegen verzichtet.

Wie viel von diesen Befestigungsmitteln der steinernen Triglyphenplatten von einer ursprünglicheren Holzverschalung übernommen ist, bleibt fraglich. Es läfst sich jedoch nicht leugnen, dafs die Notwendigkeit eines derartigen Verfahrens zunächst nur bei dem Fries von Stein zuzugeben ist, und dafs v. Reber dies alles an der reinen Holzkonstruktion nur deshalb durchzuführen

Digitized by Google

suchte, weil er von der Voraussetzung ausging, daſs das hölzerne Triglyphenwerk sich mit der Imitation in Alabaster zusammen und gleichzeitig am nämlichen Gebäude befunden habe. Nachdem wir gesehen haben, daſs wir nur an ein Nacheinander beider Erscheinungen denken dürfen, deren Abfolge sich nur an der Front des Megaron vollzog, müssen wir darauf verzichten, vom Alabasterfries und der von ihm geforderten Holzkonstruktion des Gebälks einen Rückschluſs in allen Einzelheiten auf das ältere reine Holzgebälk zu machen. Ein solcher Steinfries braucht ja gar nicht überall im Bereich mykenischer Baukunst eingeführt worden zu sein; auſser Tiryns hat nur Mykenae derartige gröſsere, architektonischen Zwecken dienende Friesstücke geliefert. Da sei denn wenigstens noch einmal daran erinnert, daſs auch manches andere dafür spricht, daſs der erste dorische Tempel in der Nähe der Megara von Tiryns und Mykenae entstanden ist.

Zwischen die Alabaster-Triglyphen und von diesen gehalten sind die Metopentafeln eingesetzt gewesen. Sie sind das erste Zeugnis dafür, daſs die Metopen keine Lichtöffnungen waren. Auch der dorische Tempel hat allezeit darauf verzichtet, sie dazu zu gebrauchen, und hat häufig vorgezogen, sie zu Trägern figürlicher Dekoration zu machen. Der ionische Tempel hat sogar nie die Möglichkeit besessen, seiner Cella auf diesem Wege Licht zu verschaffen, da er von jeher den glatten, geschlossenen Fries besaſs.

Die Motive für das auf dem Triglyphenfries ruhende Dachgesimse, das Vorbild des dorischen Geison mit seinen viae und Nagelköpfen, findet Perrot-Chipiez nach Dörpfelds Vorgang in der Deckenkonstruktion des flachen Erddaches, v. Reber dagegen im Zusammenhang mit dem Giebeldach. An diesem hält er, seiner früher geäuſserten Ansicht treu (Sitzungsber. der Kgl. bayer. Ak. d. Wiss. 1888 II 1, 80ff.), auch heute fest (a. a. O. 498ff.): wenn wir heute in dem Gebälk mykenischer Megara das mehr oder weniger direkte Vorbild für die entsprechenden Glieder des dorischen Baues erkennen dürfen, so müsse man mit demselben Rechte folgern, daſs nicht nur für das dorische Gesimse, sondern auch für das Giebeldach das mykenische Megaron vorbildlich gewesen sei. Zur Unterstützung dieser Annahme wird allerdings mit Recht die Behauptung abgelehnt (S. 504), daſs das Giebeldach in mykenischer Baukunst zwar vorhanden, aber nur auf den Tempel beschränkt gewesen wäre. Damit ist aber nicht viel gewonnen. Die aus der Odyssee herangezogenen Stellen sind nicht beweiskräftig. Sie gehören so jungen Stücken bezw. Zusätzen an, daſs, selbst wenn sie nur unter der Voraussetzung des Giebeldaches zu verstehen wären, sie für dessen Existenz am mykenischen Megaron kein Zeugnis ablegen können. Ganz unbekannt war das Giebeldach in mykenischer Zeit nicht, wie die ihm nachgebildeten Kammergräber am Palamidi bei Nauplia und bei Spata beweisen; aber gegen ihre Verwendung beim Megaron des Anaktenhauses sprechen sowohl dessen breite, schwere Wände als auch ein Detail des dorischen Tempels, aus dem v. Reber keinen Rückschluſs gemacht hat: das ist das horizontale Giebelgeison. Betrachtet man den von Reber mitgeteilten, von Bühlmann entworfenen Rekonstruktionsversuch des mykenischen Megaron (Taf. II), so fällt

Digitized by Google

sofort auf, dafs über dem Triglyphenfries der Fassade das vorragende Horizontalgesimse fehlt; statt dessen ist eine Bekrönung mit überfallendem Blattprofil gewählt. Mit richtigem Empfinden hat man sich gesagt, dafs ein Gesimse, das sich nur aus einer weiteren vorspringenden Balkenlage erklärt, bei der vorausgesetzten Balkenlage, hier an der Giebelseite, unbegründet wäre. Wenn nun aufserdem das alleinige Vorbild für das Geison mit seinen viae und Tropfen in der Erscheinung der an den Traufseiten weit überhängenden Enden der Sparrendielen des Giebeldaches gefunden wird (S. 506 f.), so bleibt vollends unbegreiflich, wie später über dem dorischen Triglyphenfries der Giebelseiten das horizontale Geison aufkommen konnte. Wenn wir einmal aus dem dorischen Tempel rückwärts schliefsen wollen, so müssen wir vor allen Dingen auch an dieses merkwürdige Gesimse denken.[1]) Wie überflüssig und unverständlich es unter dem Giebel erscheint, hat uns v. Reber selbst am deutlichsten gesagt, als er es auch am vordorischen Megaron verschmähte. Wenn es aber seiner Natur nach nicht unter den Giebel gehört, so gehört auch der Giebel nicht darüber, und ist es als Zusatz zum Giebel nicht natürlich zu erklären, sondern widersinnig und im Grunde falsch, so war es eben vor dem Giebel da und bezeugt uns das flache, horizontale Dach. Gerade weil ein solches mit schwerer Erddecke auf dem Gebälke lastete, war dieses so sorgfältig gefügt, waren die Cellawände so breit und wuchtig, und standen im Hauptsaale nach der Mitte zu bei einigen Räumen von gröfserer lichter Weite die vier Säulen, deren Standplatten sowohl in Tiryns wie in Mykenae noch gefunden worden sind. Diese hat später das Heraion zu dem gleichen Zwecke (Unterstützung der grofsen Tragbalken der Decke) durch die kurzen Querwände ersetzt; in anderen uns nicht mehr erhaltenen Tempeln mag man vielleicht sich dadurch geholfen haben, dafs man die Längswände näher zusammen rückte und so die schmalen Cellen schuf, die man als Vorläufer allerdings nur für die Selinunter Tempel vermuten möchte. In Griechenland selbst dagegen haben schon die ältesten Steintempel die Dreiteilung durch Innensäulen vorgezogen, zu der das beim Heraion angewandte Verfahren ja führen mufste.

Können wir das horizontale Giebelgeison also nur als ein Rudiment eines älteren Zustandes begreifen, so erklärt sich das Festhalten an ihm nur so, dafs es als der Vorstofs des flachen Daches auch an den ältesten Tempelfronten eine Rolle spielte. Man hätte es als überflüssig eliminieren können in dem Augenblick, als man die gesamte Gebälkkonstruktion hinausschob bis zum Architrav der Peristasis, wenn man überhaupt damals schon mit dem Tempel und für ihn zugleich auch das Giebeldach geschaffen hätte. Dafs das Horizontalgeison auch dann geblieben ist, kann uns beweisen, dafs es der Erscheinung des peripteralen Tempels bereits als integrierender Teil zu fest angehörte, um dem hinzutretenden Giebel zu weichen. Auch der Peripteraltempel hatte demnach zuerst nur ein flaches Dach: zugleich eine neue Stütze dafür, dafs die Peristasis zu den frühesten Charakteristiken des Tempels gehörte

[1]) Vgl. Dörpfeld, Berl. philol. Wochenschr. 1885, 835 837.

Digitized by Google

(Jahrb. XI 233). Das Giebeldach setzt die peripterale Tempelanlage als vollendet voraus.[1]) Wie diese ist es eine peloponnesische Erfindung: gewifs mit mehr Glauben lesen wir jetzt, dafs man in Korinth (Pind. Ol. XIII 21) *ϑεῶν ναοῖσιν οἰωνῶν βασιλῆα δίδυμον ἐπέϑηκε*, den doppelten Aëtos den Tempeln der Götter hinzufügte. Auf diese Weise erklärt es sich denn auch, dafs schon das Heraion eine doppelte Decke, die horizontale und das Giebeldach, besafs, dafs ferner selbst durch einen offenen Giebel kein Licht in die Cella hätte gelangen können, so dafs der Abschlufs des Giebeldreiecks durch die Tympanonwand von vornherein anzunehmen ist, und dafs endlich der Gedanke an die jetzt ja so energisch abgelehnte hypäthrale Anlage[2]) den griechischen Architekten nur noch weniger zuzutrauen ist.

v. Reber hält die Einführung der Peristasis und die Umsetzung in den Steinbau für gleichzeitig (S. 526). Nach der hier entwickelten Ansicht ist das ausgeschlossen. Man fragt wiederum vergeblich nach der Berücksichtigung des Heraions von Olympia. Als man rings um das Megaron die Säulenhalle setzt, erhebt sich die Frage, wie diese mit jenem zu einem einheitlichen Bau zu verbinden sei. Die Antwort war in der Gebälkkonstruktion der Megara gegeben. Den Gang der Entwickelung, wie er im folgenden dargestellt wird, habe ich in Abb. VIII veranschaulicht. Zu diesem Zweck sind die drei aufeinander folgenden Stufen nebeneinander gestellt; nur das Notwendigste ist eingezeichnet worden. Die Vorhalle der Cella ist in konstruktiver Hinsicht mit derjenigen des Megaron noch völlig identisch. Nun wird ebenso wie bei ihr über die äufseren Säulen der Architrav (A_1) gelegt und damit eine ununterbrochene Verbindung der Säulen untereinander geschaffen. Die Verbindung dieser Säulenreihe mit der Cella, wodurch jene erst zur richtigen Halle wird, geht wieder von dem Vorbild der Vorhalle aus: die Balken, deren Köpfe bis dahin auf dem Antenarchitrav gelegen hatten (B_1), werden fortgeführt bis zu dem dem letzteren parallelen äufseren Architrav (B_2) und bilden hier dasselbe Schema, wie vorher über der Vorhalle; über deren Architrav verschwinden zwar die Triglyphen, aber auch nur sie, denn *die Metopenfüllungen dazwischen werden auch jetzt gefordert*. Das Ornament ist zerstört, nur das noch ältere konstruktive Motiv *bleibt* soweit möglich. Ersteres tritt nunmehr über der äufseren Säulenreihe auf. Aber nun bleibt dieser Prozefs nicht mehr auf die Frontseite beschränkt. Auch zwischen der Säulenreihe und den geschlossenen Wänden ist keine andere Verbindung möglich, und so erscheinen nun auch die Balkenköpfe über dem Architrav der Langseiten und der Rückseite. Sie werden sämtlich verkleidet wie die Balkenköpfe am Megaron, die Zwischenräume wie dort durch Metopentafeln geschlossen. Damit ist der umlaufende

---

[1]) Ich gebe Trendelenburgs Berichtigung bez. des Giebeldaches der Schatzhäuser (Bendis, Progr. d. askan. Gym., Berlin 1898, Anm. zu S. 10, 6) als berechtigt zu; die Überzeugung, dafs das Giebeldach am Tempel erst sekundär ist, wird davon ja nicht berührt, dafs es dem Megaron fremd war, nur noch mehr bestätigt.

[2]) Zillers vermittelnde Annahme (Berl. philol. Wochenschr. 1898, 318) leuchtet mir nicht ein.

Digitized by Google

Triglyphenfries gegeben (Jahrb. XI 227 f.). Durch die Allseitigkeit des Architravgebälkes wird die Lagerung der Deckbalken etwas umständlicher und mannigfaltiger, wodurch jedoch der hier gegebenen Erklärung keine Schwierigkeit erwächst. Die der Vorhalle entsprechende Hinterhalle habe ich schon früher mit dem Aufkommen der Peristasis in Zusammenhang gebracht (Jahrb. XI 227). Das Gesimse, das allein unter allen Gebälkteilen auch schon beim Megaron eine gewisse Allseitigkeit gehabt haben mufs, bedurfte jetzt nur insofern einer

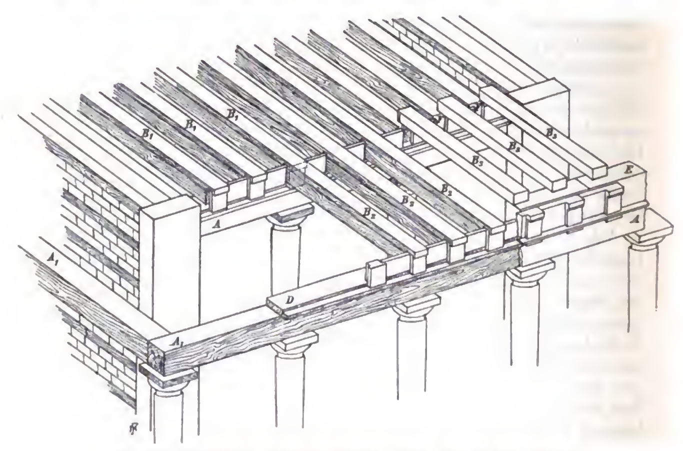


Abb. VIII Entwickelungsstufen des Triglyphenfrieses über den Architraven.

Änderung, als es auf allen vier Seiten die gleiche Konstruktion der weit vorragenden Bohlenlagen (vgl. Perrot VI 714 f.) zeigen mufste.

Die Umwandlung in Stein hat, von einer bestimmten, unvermeidlichen Stilisierung abgesehen, an der allgemeinen Erscheinung des Gesimses und seiner Nagelplatten, des Triglyphenfrieses und des Architraves wohl kaum etwas geändert. Ist man doch so konservativ gewesen, sogar die Terrakottaverkleidungen, die nur am Holzgesimse aufgekommen sein können, am steinernen Geison beizubehalten; das setzt eine sehr feste, andauernde Gewöhnung voraus. Und so schnell gewöhnte man sich, am Steinbau Tropfenregula, Triglyph und Nagelplatte (via) übereinander als etwas Zusammengehöriges zu empfinden, dafs man da, wo die Triglyphen wegfielen, wie z. B. an den geschlossenen Seitenwänden (Schatzhaus von Megara in Olympia) und im Giebelfeld, auch die viae an der Unterkante des Geisons nicht sehen wollte und sie deshalb fortliefs. Freilich liefs man sich dabei von einem sehr äufserlichen Eindruck leiten, aber man

Digitized by Google

vergafs überhaupt sehr schnell die konstruktive Bedeutung der einzelnen Glieder. Der Architrav erfüllte seine alte Aufgabe auch im Steinbau weiter; aber es ist schon eine Ausnahme, wenn die Kopfleiste *D* (Tänia) desselben noch als selbständig gearbeitetes Glied darüber gelegt wird (Demetertempel in Paestum, Tempel der Alkmaeoniden in Delphi [Bull. de corr. hell. XX 1896, 647]). Der Triglyphenfries erfüllt zwar noch ebenso wie der Alabasterfries von Tiryns seinen dekorativen Zweck. Aber die Metopen sind nicht mehr immer die zwischen den Triglyphen eingeschobenen, dünneren Platten, sondern sind häufig, die Triglyphen so gut wie immer, starke Blöcke, die dem weiteren Zwecke dienen, die Geisonblöcke tragen zu helfen. Nur die Art, wie am Demetertempel von Paestum die Triglyphenplatten einst durch das über ihnen vorkragende Hauptgesimse gehalten waren (Durm, Bauk. d. Gr.[2] 119, Fig. 90), erinnert an die Befestigung des Frieses von Tiryns; doch mag das Zufall sein. Hinter dem Triglyphenfries aber liegen, wie bekannt, die Deckbalken nicht mehr. Durch eine Reihe glatter Platten von verschiedenartigster Schichtung (*E*) ist er nach innen abgeschlossen; einmal, am Nemesistempel zu Rhamnus (Mauch-Borrmann, Archit. Ordn. Taf. 10), sind unter der inneren Kopfleiste des Architravs sogar Tropfenregulae angebracht, das stärkste Zeichen der Erstarrung einer längst nicht mehr verstandenen Form. Das Wichtigste an diesem, auf seinen wahren Grund bis jetzt noch nicht zurückgeführten Prozefs ist, dafs erst durch das Höherlegen der Decke (B_3) zwischen den alten Metopenstücken (s. o.) über dem Architrav der Vorhalle auch die Stelle der alten Balkenköpfe wieder frei wird (*F*) und wieder, wie einstmals am Megaron, von Triglyphen eingenommen werden kann: am dorischen peripteralen Steinbau wird dem vollständigen Triglyphenfries seine ursprüngliche Stelle wieder eingeräumt. Genau ebenso liegt bezüglich der Decke die Sache an den Langseiten. Weshalb wird aber hier der Triglyphenfries nicht auf die Cellawände übertragen, nicht einmal als Dekoration? Ich denke, wir können die Antwort jetzt sicher darauf geben: weil er sich an der geschlossenen Wand niemals aus der Konstruktion ergeben hatte und auch schon am Megaron niemals an dieser Stelle gewesen war. Nur die Hinterhalle kann ihrem Vorbild, der Vorhalle, hierin folgen (vgl. die anschauliche Darstellung bei Durm a. a. O.[2] Fig. 114). Bekanntlich hat Mnesikles nur darum über die Westwand der Pinakothek den Triglyphenfries setzen können, weil diese Wand der offenen Halle, die gegenüber beim Nikepyrgos projektiert war, möglichst entsprechen sollte. — Die einzelnen Teile der Decke bestanden, auch als diese im Steinbau höher gelegt war, anfänglich noch aus Holz. Das klassische Beispiel besitzen wir jetzt im Schatzhaus von Megara in Olympia (Olympia I Taf. 36 38). Die konstruktiven Elemente sind keine anderen als damals, als Deckbalken und Triglyphenbalken noch identisch waren.

Puchstein hat, auf Grund neuer Aufnahmen, die Koldewey von dem sehr altertümlichen Apollon- oder Artemistempel (vgl. Busolt, Gr. Gesch. I[2] 388, 2) auf Ortygia gemacht hat, 'die Möglichkeit nicht von der Hand gewiesen, dafs auch die Triglyphen einstmals den dorischen Architekten unbekannt gewesen

Digitized by Google

seien, und dafs der alte Apollontempel einen glatten oder wenigstens einen triglyphenlosen Fries gehabt habe' (Archäol. Anz. 1896 S. 102). Er ist dabei von dem Ergebnis ausgegangen, dafs die Achsweiten der Ecksäulen nicht enger sind als die der übrigen Säulen, und hat, da er mit anderen die Überzeugung teilt, dafs die engere Stellung der Säulen an den Ecken der Peristasis durch den Triglyphenfries bedingt war (vgl. Durm a. a. O.[2] 124 ff.), aus der gleichen Gröfse der Frontjoche auf das Fehlen des Triglyphon geschlossen. Das ist methodisch unantastbar, nicht aber, was Puchstein daraus weiter folgern zu sollen glaubt. Das Artemision soll Zeuge dafür sein, dafs die Triglyphen ursprünglich an dem dorischen Tempel unbekannt waren, und noch gegen Ende des sechsten Jahrhunderts v. Chr. soll 'der Kanon des fertigen Dorismus' so wenig festgegründet gewesen sein, dafs z. B. am Demetertempel von Paestum Tropfenregula und viae und sogar das horizontale Geison ausgelassen werden konnten. Wenn ich diese Angaben des kurzen Berichtes richtig verstehe, so laufen sie auf die Auffassung hinaus, die den Gang der Entwickelung, wie er durch das Heraion und die mykenische Bauweise heute erst zuverlässig erwiesen zu sein scheint, umkehren will: der Triglyphenfries mit seinen Konsequenzen für die Säulenstellung, Tropfenregula und viae seien erst am Steinbau aufgekommen und erst spät zu kanonischer Geltung gelangt. Nach allem, was ich oben darzulegen versucht habe, haben wir keinen Grund, dieser Ansicht uns anzuschliefsen.

Der Demetertempel in Paestum weist einzigartige Eigentümlichkeiten auf, die in gleicher Verbindung an keinem einzigen anderen Tempel wiederkehren. Neben Zügen hoher Altertümlichkeit (Durm a. a. O.[2] 204) treffen wir andere, die weder für älteren noch für jüngeren Dorismus bezeichnend sind — vor allem die Kassettierung der Giebelgeisa —, so dafs schon der erste Herausgeber, Delargadette, dieselben durch eine Restauration in römischer Zeit erklären wollte (vgl. Brunn, Griech. Kunstgesch. II 34), was ich jedoch nicht für notwendig halte (s. u.). Ob jedoch zu den Abnormitäten des Tempels auch das Fehlen des Horizontalgeisons gerechnet werden darf, möchte ich bezweifeln, nachdem ich die Ruinen selbst gesehen habe. Über dem Triglyphenfries zieht sich eine zweifache Schicht mächtiger Platten hin, die aus dem weicheren Materiale bestehen, aus dem auch die Gesimsleiste des Architravs darunter und desjenigen der 'Basilika' hergestellt ist. Es ist der Verwitterung unter allen Teilen der Tempel am stärksten ausgesetzt gewesen. Trotz der kolossalen Verwitterung ragen aber noch jetzt einzelne jener Platten sowohl über die Flucht des Tympanons wie über die der Metopen hervor, ein horizontales Gesimse über dem Fries war also auf jeden Fall vorhanden; ihm die Ausdehnung der weit überhängenden Geisonplatten abzusprechen, haben wir im Hinblick auf die Verwitterung schwerlich das Recht.

Aufserdem weist Puchstein für die Thatsache, dafs 'der archaische Dorismus sich gegen die Verengerung der Eckinterkolumnien so spröde verhalten habe' (Jahrb. XI 70), auf seine und Koldeweys Untersuchungen der Tempel von Selinus hin (Archäol. Anz. 1892 S. 12), nach denen 'die sämtlichen Joche ent-

Digitized by Google

weder thatsächlich gleich grofs oder doch augenscheinlich als gleich grofs beabsichtigt waren'. Und doch ist an denselben Tempeln der ausgebildete Triglyphenfries schon da; am Gebälk des Tempels *C* herrscht nicht die geringste Unsicherheit in der Verwendung seiner einzelnen Teile (Regula, Triglyph, viae etc.), die in ihrer Aufeinanderfolge schon genau so fest normiert erscheinen wie etwa am olympischen Zeustempel. Wenn das um 600 an demselben Gebäude möglich war, so verbietet sich damit von selbst, blofs aus der gleichen Gröfse der Achsweiten am Artemision zu folgern, dafs die Triglyphen dem Architekten desselben unbekannt gewesen seien. Zulässig ist zunächst doch nur der Schlufs, dafs an den ältesten sizilischen Tempeln 'von dem Einflufs des Triglyphenfrieses auf die Stellung der Säulen nichts zu merken ist', und dafs möglicherweise das Artemision einen glatten Fries gehabt hat. Aber ich sehe nicht ein, dafs damit für die allgemeine Entwickelungsgeschichte der Tempel viel gewonnen ist. Wir lernen dadurch immer nur etwas von der griechischen Baukunst auf Sizilien. Die sizilischen Architekten, die in Hinsicht des Cellagrundrisses gerade anfänglich ihre eigenen Wege gingen, können ebensogut auch bei der Anordnung der Peristasis eigene Versuche gemacht haben; die wesentliche Gestaltung des Triglyphons selbst war, wie Selinus *C* beweist, schon im siebenten Jahrhundert festgelegt. Wie weit solche Versuche gingen, ist kaum zu sagen. Ist es doch nicht mehr als eine Möglichkeit, dafs über den gleichweit stehenden Säulen der Peristasis Triglyphenfriese nicht gelegen hätten; für ebenso gut denkbar halte ich es, dafs man nur sich um dieselben nicht zu kümmern wagte. Angenommen aber, das Artemision habe wirklich einen triglyphenlosen Fries gehabt, so ist dafür auch die Erklärung denkbar, dafs es der Einflufs frühionischer Bauten war, der den sizilischen Architekten zeigte, dafs man mit Hilfe des glatten, d. h. triglyphenlosen Frieses jenem Konflikt mit den Ecksäulen am leichtesten entging. Zeigt sich im Aufkommen der offenen Hinterhalle an jüngeren sizilischen Tempeln, vom Ende des sechsten Jahrhunderts ab, eine stärkere Einwirkung eigentlich griechischer Tempelform, so verbindet sich damit vorzüglich die Beobachtung Koldeweys, dafs auch die Rücksicht der Achsweiten auf das Triglyphon sich erst an den jüngeren Tempeln in Selinus (ebenso T. in Segesta) bemerkbar machte.

In Griechenland selbst bezeugt der Tempel von Korinth, dafs die allmähliche Abnahme der Achsweiten nach den Ecken, die man in Selinus erst am jüngsten Tempel kennt, schon lange vorher, zur Zeit von Tempel *C* und *D*, in der eigentlichen Heimat des dorischen Stiles bekannt war (Athen. Mitt. XI Taf. VII). Denn der korinthische Tempel steht an Altertümlichkeit weder dem Tempel *C* (Säulenproportionen) noch dem athenischen Hekatompedos (Teilung der Cella) nach. Den zweiten festen Anhaltspunkt bietet das Heraion von Olympia. Die Frontjoche der unter dem alten Holzgebälk nach und nach eingesetzten Steinsäulen (3,63 m bis 3,50 m bis 3,32 m, s. Olympia I S. 28 ff.) können bei den ursprünglichen Holzsäulen nicht wesentlich andere Verhältnisse gehabt haben. Hierfür ist ein Triglyphenschema am Holzgebälk die unbestreitbare Voraussetzung. Und ist es von vornherein einleuchtend, dafs die Wechselbeziehung

Digitized by Google

zwischen Triglyphenbalken und Säulenachsen aufkam, als der konstruktive Gedanke noch lebendig war und man die Last der Decke vermittels des Deckbalkens in erster Linie auf die Stellen übertrug, wo als aufstrebender Träger die Säule ihr entgegenkam, und erst zwischen diesen wichtigsten Deckbalken den übrigen, in gewissem Sinne also sekundären Balken über den Interkolumnien auf dem Architrav eine symmetrische Verteilung gab, also beim hölzernen Gebälk, — so wird das jetzt im Hinblick auf das Heraion so gut wie zur Gewifsheit.

Die Entwickelung, die sich an derartige alte Bauten anknüpft und für die wir in der Argolis den Ausgangspunkt glauben suchen zu sollen, ist in Griechenland selbst am gradlinigsten verlaufen; am treuesten ist hier die ältere Erscheinung im Steine festgehalten worden, dabei auch genug Einzelheiten, für die es keine konstruktive Begründung mehr gab; die Verschiedenheit der Frontjoche gehört dazu; sie war am Steinbau nur eine Last, aber man hielt sie fest. Mochte man das Innere der Cella einteilen, wie man es für nötig hielt, mochte man die Deckenkonstruktion geradezu sinnlos zerstören, an dem äufseren Bilde hielt man mit einer oft kleinlich wirkenden Pietät fest, die uns verständlicher erscheint, wenn wir bedenken, dafs es in der Heimat des ersten Tempels geschah.

Die Tradition, die die griechischen Kolonisten mit nach dem Westen nahmen, war auch schon eine recht feste. Das sagt uns das Triglyphon des Selinunter Tempels *C* deutlich genug. Aber, fern von dem älteren Vorbild, war sie doch soweit gelockert, dafs man versuchen konnte, einzelne, nicht mehr motivierte Züge zu überwinden. Dazu rechne ich jene von Puchstein und Koldewey festgestellten Einzelheiten.[1]) Lokale Unterschiede haben sich auch hier bald geltend gemacht und vielleicht auch vereinzelt weiter gewirkt (Grundrifs der Cella). Aber eine wirklich neue Schöpfung ist nicht daraus entstanden, so dafs die Form, zu der inzwischen der dorische Bau in Griechenland selbst sich abgeklärt hatte und in gewissem Sinne auch erstarrt war, vom Ende des sechsten Jahrhunderts ab im Westen keinen Widerstand findet. Wir sehen es an der Hinterhalle der Cellen und der Säulenstellung sogar an den Tempeln des durch lokale architektonische Versuche ausgezeichneten Selinus. Eine derartige Auffassung der Entwickelung scheint einerseits durch den Charakter der einzelnen Denkmäler und Denkmälergruppen geboten und giebt anderseits eine befriedigende Möglichkeit, Fragen, wie sie so eigentümliche Bauten wie die Selinunter Tempel stellen, gerecht zu werden.

---

[1]) Vereinzelt kam das auch in Griechenland und sonst vor, wenn z. B. die Tropfenregula fortgelassen ist in Cadacchio, Korinth, Assos, oder das Geloerschatzhaus in Olympia keine Tropfen unter regula und via zeigt.

Digitized by Google

ÜBER DAS VORSPIEL AUF DEM THEATER ZU GOETHES FAUST.

Von Theodor Vogel.

Der köstliche Sentenzenschatz des Vorspiels wird längst nach Gebühr von allen gewürdigt, die für Derartiges überhaupt Sinn und Verständnis haben. Ob auch das Vorspiel als Ganzes, im Zusammenhange mit der nachfolgenden Faustdichtung wie anderseits mit Goethes Innenleben, ist eine andere Frage. Der Nestor der Goetheausleger H. Düntzer vermifst in 'der jetzigen Gestalt des Vorspiels' Einheit und neigt augenscheinlich zu der Annahme, in der rasch hingeworfenen Ausarbeitung sei manche wünschenswerte 'Ausgleichung' nachträglich unterblieben. Die Mehrzahl der anderen Ausleger zieht es vor, beim Einzelnen liebevoll zu verweilen, anstatt über das Ganze sich auszulassen.

Bei dieser Sachlage ist es wohl, auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, der Mühe wert, dem Zweck und Sinn des Vorspiels nüchtern nachzugehen.

Den Ausgang hat selbstverständlich die Frage nach der Entstehungszeit zu bilden, da angesichts der hohen Bedeutung der im Dreigespräch erörterten ästhetischen Fragen es von besonderem Werte ist, zu wissen, wann Goethe Anlafs gefunden hat, sich so zu äufsern.

Die 'Zueignung an Faust' ist nach den Tagebüchern am 24. Juni 1797 gedichtet. Nach eben diesen wurden die fertigen Prologe zum Faust am 9. August 1799 abgeschrieben. Die Entstehung des Prologs im Himmel weist Düntzer dem Sommer 1797 zu, unseres Wissens nur im Anschlusse an die 'Chronologie zur Entstehung Goethescher Schriften' am Schlusse der älteren Gesamtausgaben. Da eine Beschäftigung des Dichters mit den Eingangspartien zu Faust für 1799 nicht bezeugt ist, erscheint darnach unzweifelhaft, dafs das Vorspiel 1797 oder 1798 die Gestalt erhalten hat, in der es uns vorliegt. Für das erstere Jahr spricht einigermafsen der Umstand, dafs der Theaterdichter sich mit Stanzen einführt, die metrisch und inhaltlich stark an die Zueignung zu Faust gemahnen.

Steht diese ungefähre Zeitbestimmung fest, so ist klar, dafs der Dichter des Vorspiels in der Hauptsache nur Faust I als das von jenem einzuleitende Stück im Auge gehabt haben kann.

Vom zweiten Teile lag 1798 — abgesehen von einzelnen Ansätzen zur Helena — so gut wie nichts vor. Das am 23. Juni 1797 nach den Tagebüchern entstandene ausführlichere Schema zum Faust (identisch mit Paralip. 1 ?) hat ohne Zweifel schon einige Anhaltepunkte auch für Faust II geboten. Die Ausführung lag aber damals noch in weiter Ferne. Zunächst galt es, die grofse

Digitized by Google

Lücke zwischen dem ersten Monolog und der ersten Begegnung Fausts mit Mephisto auszufüllen, sodann die Gretchentragödie, die im Bruchstücke von 1790 mit der Domscene endigte, zum Abschlufs zu bringen. Nach alledem ist das Vorspiel lediglich aufzufassen als litterarischer Eingang zu Faust I. Will man in den Schlufsworten des Theaterdirektors 'vom Himmel durch die Welt zur Hölle' mehr sehen als einfache Bezeichnung der drei Reiche, so würden sie ganz doch auch nur auf Faust I passen, dessen Schlufs mit seinem 'Her zu mir!' den Weg zur Hölle andeutet.

Als Goethe im Sommer 1797, vornehmlich von Schiller dazu angeregt (s. u. a. den Brief vom 29. Nov. 1794), zu dem ersten Entschlusse, das Paket aufzuschnüren, das den Faust gefangen hielt, noch den weiteren fafste, mit diesem Tragelaphen sich fortan eingehend wieder zu beschäftigen, war er gegen 48 Jahre alt, innerlich noch von unverwüstlicher Lebens- und Schaffenskraft, nach landläufiger Auffassung aber doch bereits ein alter Herr, wie die lustige Person im Vorspiel den Theaterdichter nennt.

Jeder Gedanke daran, das Fragment von 1790 zu einem wirkungsvollen Bühnenstücke auszugestalten, lag dem Dichter völlig fern. Mit der Möglichkeit einer Aufführung beschäftigte sich dieser bekanntlich erst seit 1808, als der 1. Teil fertig vorlag, und auch in dieser späteren Zeit mehr widerstrebend, auf anderer Zureden hin als angelegentlich. Das 1797 Vorliegende war doch eben nur der Torso eines Dramas, nicht einmal annähernd bis zur Katastrophe geführt, vornehmlich aber mit einer schwer auszufüllenden, klaffenden Lücke im Eingange. Wenn Goethe es über sich gewann zu versuchen, ob es ihm gelingen werde, die schwankenden Gestalten seiner jugendlichen Entwürfe festzuhalten, wenn er weiterhin, ermutigt durch das Gelingen des Versuches, 1797 und 1798 nicht nur Wesentliches zu dem Vorhandenen hinzudichtete, sondern den tiefsinnigen Plan der Erweiterung des Fragments zu einer Faustdichtung gröfsten Stils entwarf, so war es ihm dabei nicht im entferntesten um den Beifall einer 'unbekannten Menge' zu thun; wie die Zueignung und die erste Rede des Dichters im Vorspiel bezeugt, hatte der Gedanke an jene für ihn sogar etwas Abschreckendes. Er befriedigte lediglich sein künstlerisches Bedürfnis, indem er sich daran machte, das im kecken Jugendmut fragmentarisch Hingeworfene zu ergänzen und zu etwas Einheitlichem auszugestalten. Etwas anderes hatte auch Schiller nicht beabsichtigt durch seine wiederholte mahnende Erinnerung an den Torso des Herkules.

Daraus erhellt, dafs bei dem Gespräche des Schauspieldirektors mit seinen beiden Gehilfen nicht ernstlich an die Wirkung zu denken ist, die Faust als Bühnenstück etwa ausüben konnte oder sollte. Kalidasas Sakontala, die Goethe 1791 in Forsters Übersetzung kennen gelernt hatte, beginnt mit einer Wechselrede zwischen dem Theaterdirektor und einer Schauspielerin, ein Vorspiel des Bhavabhuti mit einer ähnlichen, in der ganz direkt von den Eigenschaften eines Dramas gehandelt wird. Ähnliche Auseinandersetzungen zwischen Dichter und Publikum vor Beginn der eigentlichen Handlung kennt auch das spanische und italienische Theater. Um eine solche war es augenscheinlich auch unserem

Digitized by Google

Dichter zu thun. In welchem Sinne aber, da alles auf die Bühnenwirkung Bezügliche, weil für den vorliegenden Fall belanglos, nur in der einmal gewählten dichterischen Einkleidung seine Erklärung finden kann? Worüber konnte Goethe das Bedürfnis fühlen, praeludendo sich mit einem Lesepublikum zu verständigen?

Faſst man die Sache plump-äuſserlich auf, so könnte es scheinen, als bekennte sich Goethe im Vorspiel zu einem notgedrungenen Abfalle von seiner eigensten Art, seinen Grundsätzen unter dem Drucke seiner nächsten Umgebung und des üblen Zeitgeschmackes. Daſs der anfangs so widerstrebende Theaterdichter schlieſslich ganz verstummt, anscheinend in Unvermeidliches sich ergebend, findet Düntzer daher geradezu anstöſsig, indem er hierin eine Schwäche der Ausführung sieht.

Das Irrige seiner Auffassung liegt wohl darin, daſs er in dem Theaterdichter ohne weiteres eine Selbstdarstellung Goethes, in den beiden anderen aber nur Verführer zum Schlechten sieht. So liegt die Sache aber doch nicht. Selbst der überwiegend banausische Direktor spricht neben Unschönem auch einzelnes Beherzigenswerte aus, die lustige Person aber eine ganze Reihe hochbeachtlicher, ebenso frischer als wahrer Sätze, indem sie dem weltscheuen, am liebsten in seiner stillen Himmelsenge weilenden Dichter widerspricht. Es wiederholt sich augenscheinlich auch hier, was von den meisten gröſseren Dichtungen, zumal den Goetheschen, gilt. Keine der gezeichneten Gestalten spiegelt allein des Dichters Art und Denkweise wieder. Weislingen ist ein Stück Goethe so gut wie Götz, Antonio wie Tasso, Mephistopheles wie Faust; kein Wunder bei einem Dichter, der zwei Seelen verschiedenster Artung in seiner Brust wohnen fühlte. Sehen wir uns daraufhin einmal das Vorspiel an.

Indem sich Goethe vorsetzte, die aus einer längst verschwundenen, in Freude und Schmerz tiefbewegten Jugendzeit stammenden, vergilbten Faustentwürfe nach einem neuen, gegen früher wesentlich erweiterten und verinnerlichten Plane auszudichten, muſste er seiner innersten Natur Gewalt anthun. Jede Scene des Urfaust war ein Niederschlag von Selbstdurchlebtem gewesen, dazu dem Dichter geweiht durch erste Lieb' und Freundschaft, deren liebe Schatten mit ihr in seiner Erinnerung heraufstiegen. Das Weiterspinnen der damals abgerissenen Fäden bei völlig veränderter Lebenslage und Lebensauffassung muſste ihm, wie er damals noch war, sauer ankommen, noch mehr das Hineinarbeiten eines neuen, schweren Gedankeninhalts in die so anspruchslos-schlichte, wenn auch Gröſstes und Höchstes allerorten streifende Jugenddichtung. Zwei bis drei Jahrzehnte später hätte Goethe eine solche Zumutung als drückend nicht mehr empfunden; hatte er doch in der Zwischenzeit gelernt, die Poesie zu kommandieren, soweit es zur gewissenhaften Durchführung einmal gefaſster poetischer Vorsätze nötig war. In dem Jahre aber, in dem die Braut von Korinth, der Gott und die Bajadere, die Metamorphose der Pflanzen u. a. entstand und Hermann und Dorothea zum Abschluſs gelangte, muſste das pflichtgetreue Weiterarbeiten an einem Werke, das aus der augenblicklichen Stimmung nicht mehr ungezwungen herauswuchs, ihm als eine peinliche Leistung er-

Digitized by Google

scheinen. Darnach geben die köstlichen Worte, die Goethe dem Theaterdichter in den Mund gelegt hat, unzweifelhaft eigenste Empfindungen wieder.

Aber der Torso sollte ergänzt, ein gewisser Abschlufs wenigstens der Gretchentragödie baldthunlichst erreicht werden. Da blieb wohl nichts übrig als 'keinen Tag verpassen, das Mögliche beherzt sogleich beim Schopfe fassen'. Kein Theaterdirektor, kein Verleger, kein Massenverlangen des Publikums drängte dazu, sondern lediglich des Dichters eigener Vorsatz.[1]) Das hinderte aber nicht, dafs dieses Vorsatzes Ausführung ihm innerlich Opfer auferlegte, die zu bringen ihm schwer fiel.

Gesellte sich doch zu der unwillkommenen Nötigung, vielfach nur 'Gedachtes' dichterisch darzustellen, infolge des neugeschaffenen Arbeitsplanes noch die weitere, auf Einheitlichkeit des Tones, der Kunstart wie der Handlung bis zu einem hohen Grade zu verzichten. Aus dem in Hans Sachsischer Schlichtheit einheitlich gedichteten Urfaust war eine 'Symbol-, Ideen- und Nebelwelt' geworden (an Schiller, den 24. Juni 1797), für deren hochaufquellende Masse selbst Schillers kühne Schöpferkraft keinen poetischen Reif wufste, sie zusammenzuhalten (an Goethe, den 26. Juni). Eine Wette im Himmel um Fausts Seelenheil, so zu sagen, war in Aussicht genommen, der eine zweite, irdische folgen sollte. Zum Austrag beider war nötig, den Helden durch flache Unbedeutendheit wie durch das wilde Leben zu schleppen, alle Tränke des Lebensgenusses, des gewöhnlichen wie des höheren, ihm anzubieten auf den Versuch hin, ob einer dauernd erquicken werde. Alles das war undarstellbar, sollten die drei Einheiten, sollte auch nur die Gleichartigkeit des Tones einigermafsen gewahrt bleiben. Es half nichts, ein kühner Ritt mufste gewagt werden in das romantische Land, es mufste von den genialen Zumutungen an die Phantasie und den Geschmack Gebrauch gemacht werden, an welche eben um diese Zeit die Bahnbrecher der Romantik das deutsche Lesepublikum zu gewöhnen angefangen hatten.

Die gewählte dramatische Einkleidung bringt es mit sich, dafs der Direktor wie die lustige Person das Abgehen von der Norm des strengen Klassizismus mit dem Hinweise auf die Bedürfnisse und Neigungen des Theaterauditoriums begründen. Das ist aber eben nur Einkleidung. Das Wesentliche ist ihre Mahnung zum kecken Mut, zum frischen Hineingreifen ins volle Menschenleben, zum Fernhalten aller engen ästhetischen Bedenklichkeiten gegen 'bunte Bilder mit vielen Farben und ein Fünkchen Wahrheit', gegen die Beimischung von etwas Narrheit in das ernste Werk.

Zu allem diesem hatte sich Goethe, sicher nicht ohne inneres Widerstreben, entschlossen; dies offen anzudeuten, ist unserer Ansicht nach der eigentliche Zweck des Vorspiels. Der Dichter beharrt, das sagt es uns deutlich, in seinem Innersten bei seinen im Verkehre mit Schiller des weiteren befestigten strengen Anforderungen an ein Kunstwerk höheren Stils. Er erkennt aber die Not-

---

[1]) Vorspiel: 'Und wirket weiter, weil er mufs.' Hierher gehört auch: 'Nach einem selbstgesteckten Ziel mit holdem Irren hin zu schweifen.'

Digitized by Google

wendigkeit an, bei einer einzigartigen Dichtung mit bedeutendem, symbolisch-philosophischem Hintergrunde sich in freieren, seine Gestaltungskraft nicht beengenden Formen zu bewegen.

Wie tief Goethe schon im Jahre 1797 von den Gedanken der jungen Romantik bei aller seiner um dieselbe Zeit glänzend erwiesenen Begeisterung für das Ideal der Klassizität ergriffen war, beweist die Thatsache, daſs er sein überwiegend nur Tagesinteressen streifendes Intermezzo Oberons und Titanias goldne Hochzeit noch vor Ende des Jahres (an Schiller, den 20. Dez.) seinem Faust als *entremese* einzufügen entschlossen war. Die 1788/9 entstandenen Faustszenen — Hexenküche, Wald und Höhle — hatten im wesentlichen doch noch den Geist des Urfausts geatmet, wenn auch mit beträchtlichen Abwandlungen des Geistes wie Tones. Mit der Einlegung jenes die Handlung des Faust gar nicht berührenden Intermezzo hat der Dichter aber einen Weg betreten, der später auch für die Ausführung von Faust II, nicht zu deren Vorteil, verhängnisvoll werden sollte. In ungleich geringerem Grade gilt das von der 1800/1 entstandenen Walpurgisnacht, obschon auch sie bei wesentlichem Zusammenhang mit der Haupthandlung einzelne Satyrhiebe an Zeitgenossen stilwidrig mit austeilt.

Da wir es nur mit dem Vorspiel zu thun haben, genüge die Feststellung, daſs der Faustdichter von 1797/98 den unerbittlich jede Abweichung von den Forderungen strenger Klassizität abweisenden Standpunkt des Theaterdichters keineswegs teilte, wenigstens nur insoweit, daſs daneben auch in dem von der lustigen Person, dem Mephisto des Vorspiels, Ausgesprochenen die innere Stellung Goethes der Faustaufgabe gegenüber zum Ausdrucke kommt. Das schlieſsliche Verstummen des Theaterdichters ist daher nicht auffällig, sondern nur der wahren Sachlage entsprechend. In der Faustdichtung, und zwar bereits in deren erstem Teile, sollte der ganze Kreis der Schöpfung vom Himmel durch die Welt zur Hölle ausgeschritten werden, wobei Prospekte nicht und nicht Maschinen geschont werden konnten, wie der Direktor von seinem engen Standpunkte aus es gewünscht hatte. Nimmermehr konnte dies geleistet werden von einem Poeten, dem es nur um den Einklang, der aus dem Busen dringt, und die gleichmäſsige rhythmische Bewegung der immer stetig dahinflieſsenden Gedankenreihe zu thun war. Will man somit durchaus feststellen, auf welcher Seite der Dichter des Vorspiels vornehmlich stand, so wird man (abgesehen von der Form der Einkleidung im einzelnen) mehr auf die lustige Person als auf den Theaterdichter zukommen müssen. Jene spricht es, worauf besonders Gewicht zu legen ist, klar aus, was ein alternder Dichter noch leisten könne, dafern er nur wolle, und diese ihre Ausführung bleibt unwidersprochen. Auch in dem vorher von ihr Gesagten wird jeder Kenner Goetheschen Grundanschauungen auf Schritt und Tritt begegnen.

Haben wir im Vorspiel ein gewisses Einlenken aus den strengeren Bahnen des Klassizismus in die freieren der jungen Romantiker festgestellt, so konstruieren wir damit keineswegs den Anfang eines ästhetischen Gegensatzes zwischen Goethe und Schiller. Der letztere hatte klar erkannt, daſs es eines

Digitized by Google

ganz absonderlichen poetischen Reifens bedürfe, um die Ideen- und Gestaltenmasse der geplanten Faustdichtung zusammenzuhalten, der erstere aber hat sich auch nachträglich noch genugsam in den Formen klassischer Kunst bewegt. Erst von 1803 ab fangen die Romantiker, die 1798—1800 im Athenäum eine neue Programmrichtung entwickelt hatten, ernstlich an, gegen die gefeierten Meister der neuesten deutschen Dichtung kritisch zu werden. Um 1798 herum hatten diese Neuerer noch genugsam damit zu thun, für sich selbst erst Duldung zu erlangen und eine Stellung sich zu erobern. Bemerkt sei nur, dafs L. Tieck in seinem Ritter Blaubart (1796) und Gestiefelten Kater (1797) ganz abgesehen von Jean Pauls in jene Zeit fallenden Romanen ein beachtliches Vorbild für eine genial-rücksichtslose, bis zur Zerstörung aller Einheit und Illusion sich versteigende schriftstellerische Willkür gegeben hatte. Goethes Genius hat sich zum völligen Herausfallen aus der Handlung ja leider auch in einzelnen Einlagen zum Faust verleiten lassen. Die beiden meisterhaft geschriebenen Prologe stehen ja jedenfalls mit der nachfolgenden Dichtung im innerlichsten Zusammenhang, der eine die gewählte Form rechtfertigend, der andere den Grundgedanken der Fausttragödie enthüllend. Beachtlich bleibt aber immerhin, dafs bereits im Balladenjahre eine Einlage in den Faust (der Walpurgistraum) entstand, nur 'für den Augenblick geboren', geeignet 'die Menschen zu zerstreuen, zu verwirren', als sei es dem Dichter zu thun gewesen um die Erfüllung des vom Theaterdirektor geäufserten Wunsches, vieles zu bringen und ungescheut ein Stück gleich in Stücken zu geben. Die dritte Schweizerreise (1797) leitet bekanntlich eine neue Epoche in Goethes innerer Entwickelung ein. Der Dichter wird 'feierlich', wie K. August am 23. Sept. dieses Jahres an Knebel schreibt, er fühlt den Drang, seine Weltkenntnis nach allen Seiten zu erweitern, seine Gedanken um neue, grofse Gesichtspunkte auf Grund eines wohl gesichteten Erfahrungsmaterials zu gruppieren, kurz — sich für das Alter einzurichten. Er fängt an, in die Breite zu gehen. Das ist bei Beurteilung jener Einlage zu berücksichtigen.

Zum Schlusse sei noch einer kleinlichen Einwendung gegen das Vorspiel begegnet, die u. a. Düntzer erhebt. Man hat es anstöfsig gefunden, dafs der Direktor für eine Theatervorstellung, zu der die Hörerschaft bereits versammelt ist, ein eben erst zu schaffendes Stück von absonderlicher Zugkraft verlangt. Kann das stören bei einem ganz in der Luft schwebenden humoristisch-phantastischen Gewebe? Angedeutet sollte werden, warum der Dichter seiner Faustdichtung die Gestalt gegeben, in der sie vorliegt, in der Form eines Vorspiels zu einer gedachten Aufführung derselben. Das war nicht möglich, ohne dafs die Zauberin Phantasie das in der Wirklichkeit auseinander Liegende zusammenrückte, die Zwischenzeit übersprang, die zwischen der Feststellung des Arbeitsplanes und dessen vollendeter Durchführung liegen mufste. Man mühe sich daher nicht, über das 'heute, an diesem Tage' durch Deuteleien sich hinwegzuhelfen, indem man ein humoristisches Phantasiegebilde unter die Lupe der gemeinen Wirklichkeit nimmt.

Digitized by Google

EMANUEL GEIBEL ALS POLITISCHER DICHTER.

Von Paul Lorentz.

Die Zeit des Ringens um die nationale Einheit Deutschlands zwischen 1840 und 1871 findet bei einem unserer reichsten neueren Lyriker, Emanuel Geibel, eine geradezu typische Wiederspiegelung. Was diese politischen Dichtungen Geibels, der ein Herold des nationalen Gedankens gewesen ist, um so wertvoller macht, ist der Umstand, dafs in ihnen alle die von dem Dichter selbst durchlebten Wandelungen der Idee der nationalen Einigung zum Ausdruck gelangen, von dem verschwommenen romantisch-mittelalterlichen Ideal bis zu der klaren Erkenntnis, dafs der von dem genialen Schöpfer des Reichs eingeschlagene Weg, weil der einzig mögliche, so auch der allein richtige sei. Zudem reflektiert die Geibelsche Dichtung nicht nur die politische, sondern überhaupt die Kulturentwickelung Deutschlands in dem genannten Zeitraum und zum Teil darüber hinaus.[1])

Es entspricht den romantischen Anfängen, aus denen Geibels Dichtung hervorgewachsen ist, wenn er in der ersten Gedichtsammlung vom Jahre 1840 die Sehnsucht nach der Auferweckung der versunkenen Herrlichkeit des deutschen Reiches an die Sage von der Verzauberung Kaiser Friedrichs des Rotbarts anknüpft:

Tief im Schofse des Kyffhäusers,
Bei der Ampel rotem Schein,
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein. (I 91.)[2])

Ganz im Stile der Romantik ist es, wenn in diesem Gedicht unter den Rittern in der Umgebung des Kaisers sich 'Heinrich auch der Ofterdinger' befindet, 'mit den liederreichen Lippen, mit dem blondgelockten Haar'. Stumm zwar ruht dem Sänger die Harfe im Arm, aber 'auf seiner hohen Stirne schläft ein künftiger Gesang'. Eigentlich politische Lieder bringen erst die 'Zeitstimmen' vom Jahre 1841. Auch hier wird zunächst wieder an jene von Rückert zuerst auf Barbarossa bezogene Sage von der Verzauberung des Kaisers im Kyffhäuser

[1]) Die einzige Schulausgabe Geibelscher Gedichte, die von Nietzke (Stuttgart 1890, Cotta), bietet wie für des Dichters Leben, sein Verhältnis zu Natur, Gott und Liebe, zum Altertum, zu ethischen und ästhetischen Fragen, so auch für seine nationale Poesie eine gute Auswahl, die man nur durch einige für die Zeit von 1848—1850 besonders charakteristische Gedichte vermehrt sehen möchte.

[2]) Citiert wird nach der Ausgabe der Gesammelten Werke in 8 Bdn. (Stuttgart 1893) und den Gedichten aus dem Nachlafs (ebd. 1896).

Digitized by Google

angeknüpft in 'Barbarossas Erwachen' (I 204 ff.). In dramatischer Lebendigkeit erhalten wir eine Schilderung davon, wie der Dichter selbst hinabgestiegen ist, um dem schlafenden Kaiser Kunde zu bringen von der traurigen Gegenwart im deutschen Vaterlande. Wenn wir da hören, wie überall 'in sündlicher Wildnis Nacht und Klarheit, Lüg' und Wahrheit, Recht und Frevel zusammengemischt' sind, so steigt jene Zeit trübster Gärung vor unsern Augen auf, wie sie den 30er und 40er Jahren unseres Jahrhunderts ihr Gepräge gab. Die Vertreter der Reaktion sind es einerseits, auf die die Worte gehen: 'Sie stützen und halten, halten das Gute, halten das Schlimme, sie hören nicht die Gottesstimme, die nächtlich durch das Land sich schwingt.' Aber anderseits wird auch jenes junge Deutschland getroffen, das 'alles Bestehende, wo es mit den neuen Ideen der Zeit in Widerspruch zu stehen schien, auf das heftigste angriff; das im Verhältnis des Staates zum Volke die Demokratie, im Verhältnis des Mannes zum Weibe die freie Liebe, im Verhältnis der Nationen untereinander die allgemeine Brüderlichkeit und im Verhältnis der Religionen eine Duldsamkeit predigte, die im Grunde Gleichgültigkeit war'.[1]) Dies junge Deutschland ist gemeint, wenn Barbarossa von den kecken Zungen hören mufs, die schelten und meistern: 'Nichts ist ihnen recht, alles soll anders werden im Himmel und auf Erden, und wer nicht mit schreit, heifst ein Knecht; sie möchten das Höchste zu unterst kehren, um selbst zu herrschen nach eignem Begehren. Nach Freiheit rufen sie männiglich und sind der eignen Lüste Knechte, sie reden vom ewigen Menschenrechte und meinen doch nur ihr kleines Ich.' Die Zeit, mit dem Schwerte eine Lösung dieser Wirren herbeizuführen, sieht Barbarossa, ist noch nicht gekommen, aber dem thatendurstigen Jünglinge, den die Last schier niederpressen will, giebt er die Weisung, seine Sorge auf den zu werfen, der droben auf ewigem Stuhl ist gesessen, selbst aber zu pflegen 'der Gabe, die er gnädig dir beschied, in That und Lied'. Wie treu der Dichter dieser Mahnung gefolgt ist, zeigt er alsbald in einem Liede, als er auf seiner Wanderschaft durch deutsche Gauen zum alten 'Vater Rhein' gelangt ist (I 207 ff.). Da, wie er zum erstenmale an seinen burggekrönten und rebenumkränzten Hügeln vorüberfährt, ergeht seine Aufforderung, zusammenzuhalten 'so weit das deutsche Wort erklingt, so weit man trinkt des deutschen Weins'. Doch nicht wie ein buntgeflickter Bettlermantel soll das Reich zusammenhalten, nein, 'einem Banner sei es gleich, in 30 Farben froh gestickt'. Fürsten und Adel, Bürger und Bauer sollen das Tüchtigste ihres Wesens hervorkehren, und die deutschen Dichter sollen zeigen, dafs die echte deutsche Poesie noch lange nicht tot sei, wie viele glauben, sollen es zeigen dadurch, dafs sie der neuen Zeit voranschreiten 'wie vor dem blütenvollen Lenz als Herold zieht die Nachtigall'. Und Geibel hatte auch bald Gelegenheit, seine ideale Anschauung von der Aufgabe des Sängers in jenen wildbewegten Zeiten persönlich zu verteidigen. Als er von Herwegh wegen des von Friedrich Wilhelm IV. ihm ausgesetzten kleinen Jahrgehaltes

[1]) Pierson, Preufsische Geschichte II 208.

Digitized by Google

in gröblicher Weise als Fürstenknecht gebrandmarkt wurde, weist er bei aller Anerkennung der echt dichterischen Ader, die in Herweghs 'Gedichten eines Lebendigen' pulsiert, mit einer für den 27jährigen Jüngling höchst ehrenwerten, mafsvollen Besonnenheit, aber deutlichster Entschiedenheit die revolutionäre Tendenz des Verfassers zurück: 'An G. Herwegh. Februar 1842' (I 218). Auch Geibel ist der Einflufs des russischen Zaren auf die deutsche Politik innigst verhafst, 'des Baschkiren, des Unterjochers der Gedanken'. Auch er will, dafs das freie Wort durch alle Lüfte möge fluten. Aber nicht durch Ströme von Bürgerblut will er das erreichen. Als ein Ritter des Geistes, der mit Luther einst gefochten, des Geistes, 'der stärker ist als alle Klingen', will er die neue Zeit heraufführen helfen, 'nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht'. In dem blofsen Niederreifsen kann er nur eine That der Verblendung sehen. Wie er in 'den Aufgeregten' (I 153) vor Kriegen im Innern warnt, damit nicht, wenn die Besten auf der Walstatt geblieben, der Slawe zuletzt das Reich erwirbt, mit seinen Prophetenworten aber gleich Kassandra keinen Glauben findet, so schwimmt er auch weiter unermüdlich 'gegen den Strom' (I 153): dem grimmen Wüten gegen die Despoten setzt er seine ganze Verachtung der Herrschaft des Pöbels entgegen, 'der sich den roten, zerfetzten Königsmantel umgeschlagen', und erinnert an Aristides und Dante, die auch einst der Wut des Pöbels weichen mufsten, 'weil es Sünde ward, aus dem Schwarm zu ragen'. Und gegen die Zerstörer auf dem Gebiet des Geistes wendet der Dichter sich auch. Wir werden etwa an den Geist erinnert, der seit 1838 in den 'Hallischen Jahrbüchern' wehte, oder an die Wirkungen, die das 1835 erschienene Leben Jesu von Straufs hervorrief, wenn Geibel 'den Verneinenden' (I 155) zuruft:

> Zu eurer Höhe kann ich mich nicht schrauben,
> Wo statt der Sonne frost'ge Sterne scheinen;
> Ich kann nicht hassen blofs und blofs verneinen;
> Dies Herz bedarf's zu lieben und zu glauben.

Das Treiben der 'modernen Heiden' dünkt dem Dichter insofern gar nicht einmal von wirklich heidnischem Geiste getragen, als die echten Heiden doch den Gott im Sturm der Meere, im Donner und im Sonnenwagen sahen, die modernen aber 'frech mit erznem Speere in Trümmer jedes Götterbild zerschlagen':

> So bleibt euch nichts denn als die grofse Leere.

Dem Sehnen seines Volkes nach einem kraftvollen Einiger giebt Geibel poetischen Ausdruck in seinem 'Gesicht im Walde'. In einer ergreifenden Vision führt er uns in eine von Dornen und Buschwerk dicht umrankte Schmiede, wo drei gewaltige Riesen an dem Königsschwerte schmieden mit dem kreuzgestalteten Griff und der feuersprühenden Klinge. Der langersehnte Held werde trotz allem Blendwerk des Feindes, der mit dem eisernen Kolofs auf tönernen Füfsen verglichen wird — einem damals für Rufsland viel gebrauchten Bilde —, sein Banner siegreich einst entrollen. Und als Geibel im Jahre 1843 wieder am Rheine weilt, zusammen mit Freiligrath in St. Goar ein

Digitized by Google

unvergleichliches Poetenleben führend, da bringt er in seinem 'Lied am Rhein' (II 80) auf dem Drachenfels dem deutschen Volke und dem deutschen Geiste sein volles Glas dar. Denn Freude bewegt sein Herz darüber, daſs die Spuren deutschen Nationalgefühls doch endlich deutlicher hervortreten — 1840 hatte Beckers Rheinlied unerwartete Wirkung in Frankreich geübt, 1842 war bei dem groſsen Brande Hamburgs in der That im ganzen deutschen Vaterlande die werkthätigste Bruderliebe entzündet worden:

> Was kümmert's mich, auf Stein und Holz
> Wie deiner Wappen Farben streiten!
> Ich meine dich, das jüngst noch stolz
> In Hamburgs Brand zusammenschmolz
> Korinthisch Erz für alle Zeiten.

Und dann lauscht der Dichter dem 'Liede des Alten im Bart' (II 12), der von dem mächtigen Brausen singt, vom Ziehn der Wolken und der Adler Rauschen, von Deutschland, der schön geschmückten Braut, die gleich Dornröschen in Schlaf versunken ist, bis der Held sie erlösen kommt: 'Wann weckst du sie mit Drommetenlaut, wann führst du sie heim, mein Kaiser?' Als es aber noch immer nicht Zeit ist, auf diese Frage zu antworten, als der politische Horizont nur immer trüber und trüber wird, da stimmt auch Geibel eine Reihe von zornigen und strafenden 'Deutschen Klagen' (I 231—236) 1844[1]) an. Wie in den Tagen Napoleons I. Rückert in geharnischten Sonetten geklagt, gestraft und ermutigt hatte, so drückt in derselben Dichtungsform jetzt Geibel aus, was ihn bewegt im Jammer der 40er Jahre. Zum Meere flüchtet der Dichter, um in dessen tosender Brandung seinen Schmerz auszutoben. Bei dem Ernst der Zeit dünkt dem ehrlich um die Zukunft seines Vaterlandes Bekümmerten alles, was sonst der Jugend berechtigte Freude macht, Lenz und Liebesleben, verbotener Genuſs: 'Ist jede Lust doch eine halbe Lüge, wenn Wetter so wie jetzt am Himmel schweben.' Wie schlimm muſs es um eine Zeit stehen, wenn Männerthränen so berechtigt sind, wie vielleicht noch nie! Durfte ein Achill schon weinen am Meeresstrande, wo es seine Liebe und Ehre galt, um wie viel berechtigter ein Deutscher jener Tage! Muſste er doch gerade das so besonders schmerzlich empfinden, daſs ihm zum Handeln die Hände gebunden waren und daſs, wo er sich Thaten Luft machen sah, er mit deren demokratischen Zielen nicht einverstanden sein konnte, wollte er nicht die Zukunft des Vaterlandes aufs Spiel setzen. Darum fleht der Dichter im 5. jener Sonette um Kraft und Besonnenheit, 'daſs er die Lebenssonne, die heilge Freiheit, nie mit jenem Weibe im blutgen aufgeschürzten Kleid verdamme'. Zu quälendem Schweigen sieht sich da der Edle verdammt, damit, wenn er von Freiheit singt, seine Worte nicht übler Deutung ausgesetzt seien: 'Und hat ein Wort schon manchen Mann erschlagen, der hoch war wie die Ceder überm Staube.' Es tönt aus solchen Klagen vernehmlich die Stim-

---

[1]) Es ist das Jahr des ersten Attentates auf Friedrich Wilhelm IV. und das Jahr des Aufstandes der schlesischen Weber.

Digitized by Google

mung wieder, wie sie die von wahrhaft freimütigem Geiste getragene Broschüre des Präsidenten v. Schön 'Woher und Wohin' erzeugte, die die Erteilung einer konstitutionellen Verfassung 1841 für Preufsen als politische Notwendigkeit hingestellt hatte. Aber es weht uns aus jenen Sonetten auch schon die böse Ahnung solcher unseligen Folgen entgegen, wie sie die 'Vier Fragen' jenes andern ostpreufsischen Liberalen, Johann Jacoby, sehr bald hervorrufen sollten. Und als immer von neuem die Hoffnung auf eine freiere Verfassung im zweitgröfsten deutschen Bundesstaate getäuscht wurde, da ringt sich aus der Brust des Dichters, der hier wie nur je der Mund der Edelsten seiner Nation war, jenes herzerschütternde Gebet hervor, das der Säugling, der zu stammeln kaum begonnen, das der Greis noch beten solle an des Grabes Pforte:

O Schicksal, gieb uns einen, einen Mann!

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter wohlgereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner!

Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Dafs er die Zeit, den tollgeword'nen Renner,
Mit eh'rner Faust beherrsch' und eh'rnem Schenkel.

Und es schien im Jahre 1846, als habe das Schicksal durch die Aufrollung der Schleswig-Holsteinischen Frage dem deutschen Volke eine Gelegenheit beschieden, durch gemeinsames Einstehen für gefährdete Glieder des Reichskörpers auch zur Klärung der inneren Wirren Raum zu finden. Dieser Hoffnung gab sich mit freudiger Zuversicht auch Geibel hin in den '12 Sonetten für Schleswig-Holstein' (I 237—244). Vorher schon hatte er sein Protestlied (II 84) gedichtet: 'Es hat der Fürst vom Inselreich uns einen Brief gesendet', das von dem trotzigen, von Nationalgefühl geschwellten Refrain getragen wird: 'Wir wollen keine Dänen sein, wir wollen Deutsche bleiben.' Jetzt, in den Sonetten, glaubt er den Geist der Eintracht in dem bisher zerrissenen Deutschland zu spüren, jetzt, wo es gilt, das Schwert um die Lenden gegürtet, die Ehre zu retten, die diese fremden Zwerge anzutasten sich getraut. Wie die Troer vor dem Ruf des Achill, noch eh' er sich gerüstet, flohen, so, meint der Dichter, müfsten vor des deutschen Zornes Lohen die Eindringlinge entweichen. Und freudig hört er den Kampfesruf wiederhallen 'vom Gau her, wo der Eider Fluten münden', bis zum Harz und Fichtelberge, ja bis zu den Alpen, die ihn weiter zu Rhein und Donau fortpflanzen. Die Gefahr, in der die Nordmark des Reiches steht, ruft die schmerzliche Erinnerung wach an die durch der Väter Schuld verlorene Westmark, das Elsafs. Darum legt er dem Glockenklange des Strafsburger Münsters die Frage an das Schicksal wegen seiner eignen Zukunft unter; daran, ob es der deutschen Kraft gelingen werde, Schleswig-Holstein dem Deutschtum zu erhalten, will er erkennen, ob die Tage auch seiner Knechtschaft bald ein Ende finden dürfen. Um die Einmütigkeit Deutschlands in der Schleswig-Holsteinischen Frage als besonders notwendig hinzustellen, erinnert Geibel daran, dafs gerade das in jenen Provinzen auf dem

Digitized by Google

Spiele stehe, was bisher überhaupt als das einzige gemeinsame Band aller deutschen Stämme gelten konnte, die deutsche Sprache; und er findet, wie seinerzeit Klopstock, sehr glückliche Ausdrücke bei der Charakterisierung unserer Muttersprache, wenn er sie, der einst Luther in seiner Bibelübersetzung zu ungeahnter Wirksamkeit verholfen, auffordert, auf ihrem Psalter ein wehrhaft Lied zu greifen, schmetternd wie Kriegsposaunen:

O Muttersprache, reichste aller Zungen,
Wie Lenzwind schmeichelnd, stark wie Wetterdröhnen,
In deren dreimal benedeiten Tönen
Zuerst erfrischt das Wort des Herrn erklungen.

Mit strafendem Zorne ruft der Dichter dem Volk und seinen Fürsten ins Gedächtnis jene schlimmen Zeiten des ersten Napoleon, da der Herr zu uns gesprochen 'in Krieges Lohen', um uns die Notwendigkeit des Zusammenstehens zu lehren. Sollten sie auch jetzt die Stunde der Heimsuchung nicht erkennen, so müfste er sie gleich spröden Erzen zerbrechen oder neu zusammenschmieden 'im Feuer seines Zorns und ihrer Schmerzen'. In dichterisch anschaulichem Bilde zeigt er uns im 12. Sonette die Zeit am grofsen Webstuhle, wie sie im Begriff ist, in den Teppich der Geschichte ein Bild zu weben; Deutschland habe zu entscheiden, ob es auf diesem 'strahlend in sternbekränztem Ruhme' für die Nachwelt prangen oder als ein Schmachbild weiter leben wolle, 'ein Hohn den Völkern bis ans fernste Thule':

Thu deinen Spruch! Es harrt die Weltgeschichte.

Leider aber war auch Geibel nicht, wie er es einmal in jenen Sonetten wünscht, im stande gewesen, statt der Lieder Drachenzähne zu säen, draus ein Geschlecht von Kriegern wachsen müfste, 'im Waffentanz zu rühren Eisenglieder'. Die preufsischen Truppen unter Wrangel haben seinen Wunsch wohl erfüllt, aber, wogegen der Dichter schon 1844 warnend seine Stimme erhoben hatte, die Einmischung der fremden Mächte führte zu dem faulen Frieden von Malmö.

Welch eine verhängnisvolle Wendung die Wirren in Deutschland nehmen könnten — wir stehen in nächster Nähe des tollen Jahres 1848 —, spricht das 'Menetekel' (II 91) von 1846 aus. Dem gottlosen Treiben beim letzten Mahle Belsazars werden die Zustände der Gegenwart verglichen. Durch die durchscheinende Wand des Saales sieht der Dichter, wie 'im Gewühl mit ries'gem Leib herschreitet kampfgeschürzt ein Weib mit blutrot flatternder Fahne'.

Und in der 'Jungen Zeit' (II 52) von 1847 führt er uns alles das vor Augen, was auf dem Gebiet der Industrie und Wissenschaft Staunenswertes geleistet werde. Stolz schwillt auch ihm die Brust, wenn er die ungeahnten Fortschritte sieht, die der Dampf, der wilde Riese, zuwege gebracht hat — man erinnere sich, dafs 1846 der 'Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen' gegründet werden konnte, nachdem 1835, 1837, 1838 die ersten deutschen

Digitized by Google

Bahnen überhaupt eröffnet worden waren —, wenn er weiter beobachtet, wie deutsches Geistesleben auch die getrennten Bruderstämme allmählich nähert. Aber er fürchtet, bei dem Unmafs und der Zügellosigkeit im Vorwärtsstürmen könne der da droben, den man so lang vergessen, im Gewitter herabfahren, um, was die junge Zeit gebaut, rasch zu zersplittern, wie jenen Turm von Babylon.

Und als die Revolution ihr Haupt erhoben — man denke daran, wie z. B. auch der Verfasser der 'Gedichte eines Lebendigen' an der Spitze einer deutsch-französischen Arbeiterkolonne in Baden eingefallen und, ohne auch nur persönlichen Mut zu zeigen, schmachvoll unterlegen war —, als ein wichtiger Teil der Volksfreiheit, die konstitutionelle Verfassung, in vielen deutschen Staaten auf blutige Weise ertrotzt worden war, da giebt Geibel der quälenden Stimmung, die ihn beherrscht, Ausdruck in den Worten: 'Das allertiefste Weh war mir geschehen, denn meiner Sehnsucht Bild, nun war's gekommen, doch wüst verzerrt, ein Greuel anzusehen' (III 37). In der Zeit, 'wo weise Lippe Thorheit spricht, wo deutsche Treu zerbricht wie Glas', hat der sonst so naturbegeisterte Sänger keine Freude an dem Rauschen des Waldes. Denn dieser trägt wohl sein grünes Kleid wie in alter Zeit, aber das Grün der Hoffnung, die den Dichter erfüllte für das Entstehen eines neuen, freiheitlichen politischen Lebens ohne gewaltthätige Verletzung bestehender Rechte, war gar rasch verblüht. Der Weg, auf dem die Achtundvierziger die neue Zeit heraufführten, wird deutlich in 'Wanderers Nachtlied' (III 31) bezeichnet: 'Sie bau'n und legen keinen Grund, sie rechten sonder Mafs und Huld und tilgen Schuld mit gröfserer Schuld.'

Dafs Schuld auf beiden Seiten, der der Regierenden wie der der Regierten, die Bewegung von 1848 herbeigeführt hat, ist Geibel völlig klar. In den 'Historischen Studien' (III 33), einem Zwiegespräch zwischen Mephistopheles und Faust, giebt er solchen Erwägungen Ausdruck. Auf die Frage des Mephistopheles, warum Faust im frühlingsfrischen Walde sich mit vergilbten Schriften abgebe, antwortet dieser, dafs gerade der Spiegel der Natur ihn das Walten des grofsen Weltgesetzes auch in der Geschichte klar erkennen lasse, wonach 'in ewigem Reigen die Völker sinken oder steigen und wechselnd alles Leben kommt und flieht'. Unbeirrt durch die Erwiderung des Mephistopheles, dafs die Summa des Daseins heifse: Was lebt, mufs sterben, das Wie erfahre man jedesfalls zu spät und versäume darüber den persönlichen Genufs des Lebens, will Faust Geibel nicht ablassen, aus dem Studium der Vergangenheit Ermunterung, Warnung, Trost und Rat für die Gegenwart zu schöpfen. Fruchtlos könne nicht sein, 'was den Geist vom Druck unsich'rer Einsamkeit errettet, indem's ihn an ein reiches Gestern kettet und deutend ihm die Bahn für morgen weist'. Doch gerade die Ereignisse der Gegenwart, wirft Mephistopheles ein, beweisen deutlich, dafs noch nie 'die Einsicht in gewesene Dinge dem wilderregten Augenblick gefrommt. Wann hat ein Fürst durch das, was einst geschah, wann hat ein Volk sich warnen lassen?' Ein Zeichen für die eigne Trostlosigkeit ist es, wenn der Dichter den Mephistopheles das letzte Wort

Digitized by Google

behalten läſst, der von Dauer verheiſsenden neuen Formen nichts wissen will, der im Grunde nur an Stelle der früheren Gewalt einzelner die noch schlimmere Gewalt vieler treten sieht: 'Die Namen ändern sich, die Dinge nicht.' Auf die Umwälzung der deutschen Verhältnisse, die das Jahr 1848 brachte, geht auch manches aus den 'Tagebuchblättern' des Nachlasses. Da heiſst es von dem schwer bedrängten Vaterlande (S. 235):

Denn wie ein Weib, das, wenn die Stunde kam,
Da sie gebären soll, in Wehen ächzt,
Liegt diese unsre Mutter ringend da.
In ihren Schläfen pocht des Fiebers Glut,
Zum Krampf wird jede Regung, und ihr Haupt
Ist irr und wüst — Gebet und Lästerung,
Zerbrochner Psalm und frecher Buhlgesang
Gehn wild verwirrt aus ihrem Mund.

Da gleicht die Zeit der Weltenschlange, die sich häuten will; da ist von dem Traum der Zukunft die Rede, den ein jeder anders deuten will: der Dichter glaubt doch das grüne Samenkorn im Moderduft zu erkennen und den Tag nach einem Morgen blut'gen Leides.

Daſs Geibel auch während der Tage des ersten deutschen Parlamentes in Frankfurt die Entwickelung der nationalen Verhältnisse mit aufmerksamem Auge verfolgte, davon zeugt jenes 'Gebet' (II 93) aus dem Sept. 1848. Es ist nur zu verstehen, wenn man es im Hinblick auf die Excesse des Frankfurter Pöbels liest, der in seinem Preuſsenhaſs die beiden Abgeordneten, den Fürsten v. Lichnowsky und den General v. Auerswald, in Stücke riſs. In diesen schweren, düstern Zeiten, wo der Erdball kreiſst, wo nur dunkle Willkür zu spielen scheint, fleht der Dichter zu Gott, ihm den Glauben nicht zu nehmen, daſs er an verborg'nen Fäden unseres Volks Geschicke lenke. Er möchte die Zuversicht hegen dürfen, daſs, wenn auch jetzt noch kein Ausweg sichtbar sei, sich doch einstmals zeigen werde, 'daſs seiner Gnade heil'gen Schlüssen auch die Teufel dienen müssen, wenn sie thun nach ihrer Lust'. Mit Nachdruck bekämpft Geibel in den 'Tagebuchblättern' den Wahn, als ob die detaillierte Abgrenzung der Rechte von Fürst und Volk schon allein das Glück des Staates verbürge. Dem lebendigen Organismus z. B. eines Ehebundes vergleicht er das Staatengebilde. Gegen die Willkür der Regierenden soll gewiſs ein Damm aufgeführt werden,

aber das Beste
Schlieſsen Brief und Siegel nicht ein, das lebt in den Herzen.
Keine Formel erzwingt das Gefühl glückseliger Eintracht,
Keine den Mut, todfreudig zu stehn für die Ehre der Heimat,
Doch, wo das uns gebricht, ist das übrige Name und Schall nur.
(Nachlaſs S. 243.)

Am 28. März 1849 ist dann die Wahl Friedrich Wilhelms IV. zum deutschen Kaiser erfolgt — freilich von 538 Abgeordneten hatten 248 ihre Stimmen überhaupt nicht abgegeben. Wie hätte der norddeutsche Sänger da nicht aufatmen sollen und glauben dürfen, daſs er sein Sehnen doch als gestillt betrachten

Digitized by Google

könne? In seinem 'Gedenkblatt' vom Jahre 1851 (IV 201) schildert er uns den Eindruck, den damals die Nachricht von der Kaiserwahl in ihm hervorgerufen hatte. Palmsonntag ist es, und dem am Ufer der schiffbelebten Trave hinwandelnden Dichter wird von einem befreundeten Maler die frohe Botschaft gebracht. Zur Stadt zurückkehrend sieht er auf allen Häusern und auf manchem Schiff im Frühlingswinde frohe Fahnen wehen, und manches Auge, das er längst im Staub der Akten oder überm Rechnungsbuch verhärtet glaubte, sieht er freudenfeucht. Ihm selbst aber, der alsbald zu Pferde gestiegen und in den hoffnungsgrünen Wald hinausgeritten ist, kommt die Zeit der Kaiserwahl Heinrichs des Finklers in Erinnerung, des blonden Sachsenhelden, dem neidlos die andern Fürsten die Krone zuerkannt hatten.

Aber die freudige Zuversicht sollte bald getrübt werden. Als die Hand, schon zum Ergreifen ausgestreckt, sich plötzlich schlofs und 'des Reiches Apfel zu Boden fiel' — am 3. April 1849 hatte der preufsische König die Annahme der Krone abgelehnt —, da ist es wieder Geibel, der zur 'Geduld' (II 94) mahnt und 'den Dichtern' (II 95) bei den fortbestehenden Zwistigkeiten ihr Amt als Sühner und Mittler in Erinnerung bringt. Im Hinblick auf das einst von Freiligrath geprägte Wort, der Dichter müsse auf einer höheren Warte stehen als auf der Zinne der Partei, sollen sie das Volk darüber belehren, worin die rechte Freiheit bestehe, und ihm geistige Werte schaffen, an denen es sich aufrichten könne:

Hinweg drum mit des Grimmes Falten,
Mit Schellenklang und Brunst und Lug!
Wie mag der Arm die Wage halten,
Der mit dem Schwert den Bruder schlug?
Wie mag den Kelch des Segens spenden,
Wer selbst am Mahl der Sünde zecht?
Rein sollt ihr sein an Herz und Händen,
Ihr seid ein priesterlich Geschlecht.

In einem Gedicht aus dem Jahre 1850, das er selbst 'Mein Friedensschlufs' (III 37) überschreibt, hat Geibel seine Niedergeschlagenheit über die Revolutionszeit und ihre unmittelbaren Folgen endgültig überwunden. Ihm, dem das Schicksal nicht stumm ist, zu dem Gott doch aus der Weltgeschichte gesprochen, ist es jetzt kein Zweifel mehr, dafs die überstandene Epoche ein unerfreulicher, aber notwendiger Vorbote besserer politischer Zeiten gewesen war. Wie die Aufgabe der Vorwelt gewesen sei — gemeint sind dort die Höhepunkte der bisherigen Kultur, wie sie sich im klassischen Altertum, in der Renaissance und zuletzt in der Humanitätsepoche des deutschen Geisteslebens im XVIII. Jahrh. manifestiert hatten —, den Begriff der Schönheit lebendig werden zu lassen, so sei der Gegenwart die Aufgabe zugefallen, den Geist der politischen Freiheit in die Wirklichkeit überzuführen. Aber noch freilich sei er nicht in seiner Reinheit und Hoheit erschienen. Er gleiche vorläufig noch einem sphinxartigen Götzenbilde, dem tausend blutige Opfer fallen. Doch dürfe die gewisse Hoffnung gehegt werden, dafs er in immer edlerer und erhabnerer

Digitized by Google

Gestalt sich zeigen werde, bis endlich die Freiheit, gleich der schaumgeborenen Göttin, aufsteige aus den Schlacken.

> Unschuldig, auf der Stirn den Strahl von oben,
> Im Glanzgelock ruht statt der Krone Zacken
> Der Kranz ihr von des Ölbaums Silberlaube,
> Und alle Welt beugt feiernd ihr den Nacken.

Den Glauben an diese Idealgestalt will der Dichter als Schild schwingen im Kampfe mit den Larven, die ein Zerrbild jener wahren Freiheit sind.

Viele seiner Dichtungen politischen Inhalts zwischen 1849 und 1871 hat Geibel unter dem Titel 'Heroldsrufe' zusammengefaſst erscheinen lassen (= IV 193—260). Diese bilden daher die Hauptquelle für seine Stellung zu den Ereignissen dieser Epoche. In einer Reihe poetischer Bilder führt er da in den 'Bösen Träumen' (IV 198) seiner Zeit den Unsegen der politischen Zerrissenheit der Mitwelt zu Gemüte. Erst läſst er sie einen verirrten Bienenschwarm schauen ohne Weisel — so hatte einst zur Zeit des Wahlstreits nach Heinrichs VI. Tode Walther von der Vogelweide zornig ausgerufen: *Sô wê dir, tiuschiu zunge, wie stêt dîn ordenunge! daz nû diu mügge ir künec hât, und daz dîn êre alsô zergât*; dann läſst er uns Knaben schauen, die mit Pfeilen spielen und, unverständig, ihren wahren Gebrauch zu kennen, sie zerknicken oder verlieren; zuletzt sehen wir einen Karfunkel verschmäht am Kreuzwege liegen, von Stoſs und Schlag hart mitgenommen, vom Staube schier verdunkelt, einen Edelstein, geschaffen, 'die Krone der Welt zu schmücken': nun hascht nach ihm der fremden Raben Gier.

Dem Jammer der kaiserlosen deutschen Gegenwart stellt der Dichter ein andermal — in dem epischen Fragment 'Julian' aus dem Anfang der 50er Jahre — die mittelalterliche Kaiserherrlichkeit entgegen, die vor allem am Rheinstrom sich entfaltet hat (II 246 ff.). Deutschen Lebens Bild und Zeuge ist ihm überhaupt dieser Strom, 'seit von süſsen Zähren auf seinen Höh'n der Rebstock feurig schwillt'. An den Ufern des Rheins stand ja der Thron des ersten deutschen Kaisers. Auf der groſsen Rheinebene zwischen Mainz und Worms fand die auch von Uhland verherrlichte Königswahl Konrads II. statt, die erste und letzte übrigens, 'die wenigstens äuſserlich dem Ideal unserer modernen Romantiker entspricht'[1]), wo 'Konrad das Haupt vor Konrad bog, eine Krone mit Lächeln missend'. Das wird absichtlich der Eifersucht der Staaten des alten deutschen Bundes entgegengerufen; denn eben jetzt, im Mai 1850, hatte die Wiedereröffnung des verhaſsten Frankfurter Bundestages stattgefunden gegen die 'deutsche Union' unter Preuſsens Führung. In Mainz fand jenes Pfingstfest 1184 statt, wo 'der im roten Bart' als der gröſste Lehnsherr und erste Ritter des Abendlandes zur Feier der Swertleite seiner beiden ältesten Söhne die Ritterschaft des gesamten Abendlandes versammelte, die strahlende Sonnenhöhe des gesamten Rittertums.[2]) Siegestrunken, meint Geibel, mochte

[1]) O. Kämmel, Der Werdegang des deutschen Volkes I 109.

[2]) Ebd. 181.

Digitized by Google

Barbarossa da des Rheines Wirbeln lauschen, 'nicht ahnend, daſs sein Tod bald solches Rauschen'. Der Rhein auch sah in erster Linie die reiche Städtekultur der nächsten Jahrhunderte, 'wo unterm Krummstab Bürgerfreiheit sproſs', er auch den Anbruch der neuen Zeit:

> Denn war's zu Mainz nicht, wo in stiller Zelle
> Ein andrer Dädalus die Flügel goſs,
> Die stark das Wort in alle Winde tragen?
> Ward nicht zu Worms die Geistesschlacht geschlagen?

Und dem gegenüber die deutsche Gegenwart von 1850! Die 'Klage' sagt's uns, wie es darum steht (IV 196). Im Auslande wird der deutsche Name nur mit Hohn und Spott genannt, und der Dichter darf nicht sagen, daſs man damit Lüge spricht. Die unselig schwankende Politik Friedrich Wilhelms IV. gegenüber Österreich, die Wurzel dieses Übels, seine Abhängigkeit von Ruſsland, wird mit Entrüstung gegeiſselt. Das deutsche Schwert, 'das scharf gefegt, durch hundert Schlachten kühn sich Bahn gebrochen', es zagt, aus der Scheide zu fahren, 'sobald nur Moskaus Zar die Stirn in Runzeln legt';

> es starb die deutsche Ehre —
> Fragt nach bei Schleswig zwischen Meer und Meere!
> Dort liegt sie eingescharrt; die Winde gehn
> Mit Pfeifen drüber hin. Wann wird sie auferstehn!

Des Fürsten von Schwarzenberg, der unter dem Metternichschen Regime besonders eifersüchtig Preuſsens selbständiges Vorgehen in der deutschen Frage überwachte, wird von Geibel in der 'Poetischen Epistel' an seinen fürstlichen Freund, v. Carolath-Beuthen, Febr. 1851, in jener seiner undeutschen Gesinnung gedacht (IV 204). Der Dichter erinnert da seinen Freund an eine gemeinsame Gebirgswanderung, und als er die von ihnen erstiegenen Berge durchgeht, Watzmann, Herzog Ernst, Groſsglockner, kommt er auch in einem Anfluge von schneidendem Humor zu dem höchsten Berg in Österreich, den sie damals nicht gesehen:

> Schwarzenberg ist der geheiſsen,
> Und zur Zeit so hoch geworden,
> Daſs er seinen kalten Schatten
> Wirft von Wien bis in die Ostsee.

In diesem Schatten wüchsen die Zauberstäbe, welche jetzt die Welt regierten und die solche Wunder verrichteten, daſs ganz unerhörte Dinge in Geschichte und Geographie für richtig gelten sollten. Von ihnen lerne man, 'daſs Slaven stets und Deutsche sind ein Brudervolk gewesen, daſs ein Dänenfluſs die Eider und daſs Preuſsen liegt — im Monde'!

Leicht war es Geibel gewiſs nicht, angesichts der schmachvollen Demütigung bei Olmütz am 29. Nov. 1850 den Glauben an die ersehnte Einigung des Reiches unter Preuſsens Führung aufrecht zu halten. Aber dennoch will er nicht verzweifeln und ruft seinem Volke ermutigend zu: 'Unter Trümmern noch unverzagt halt im Herzen die Hoffnung fest!' Und gegen die 'Londoner

Digitized by Google

Konferenz' vom 8. Mai 1852 (IV 197), die den Abschlufs der Olmützer Schmach bildete, wo Preufsen die Union, das deutsche Parlament, die Kurhessen, die Schleswig-Holsteiner hatte aufgeben müssen, wendet der Dichter sich mit den satirischen Worten: 'Wo Franzmann, Brit' und Russe nach ihrem Sinn getagt, da ziemt's, dafs man zum Schlusse gehorsamst Amen sagt! Was gilt denn auch der Bettel von Deutschlands Ehr' und Ruhm, glückt nur der Küchenzettel für's dän'sche Königtum'. Aber einst mufs ein Sturmesbrausen kommen, ruft er prophetisch aus, das wird die Welt in Flammen setzen, 'bis jenes Blatt der Schande, das feig ihr unterschriebt, verzehrt vom Riesenbrande in alle Winde stiebt'.

Doch der Dichter, der es gewohnt ist, allseitig deutsches Leben zu beobachten, kann und will sich nicht dagegen verschliefsen, dafs in den 50er Jahren auch ein rascher Pulsschlag sich lebendig regt. In der 'Pause' vom Jahre 1856 (IV 207) heifst es 'dafs rings ein frischer Geist die Welt bewegt und die Gedanken neue Flüge wagen':

> Die Wissenschaft zertrümmert ohne Zagen
> Manch dumpfe Schranke, die uns eingehegt,
> Der Baum der Freiheit, der schon Blüten trägt,
> Verheifst dereinst uns goldne Frucht zu tragen.

Es mag dabei z. B. an die elektro-magnetische Telegraphie gedacht werden, die in das moderne Leben so umgestaltend einzugreifen begann — 1853 hatten allein die preufsischen Telegraphenlinien eine Länge von 1427 Meilen, nachdem am 1. Jan. 1849 die erste Depesche Deutschland durchflogen hatte.[1]) Es mag daran erinnert werden, dafs das Entstehungsjahr jenes Gedichtes, 1856, die erste Pariser Weltausstellung sah, wo die Erzeugnisse der Kruppschen Gufsstahlwerke und des Borsigschen Maschinenbaues rühmendes Zeugnis von deutschem Kunstfleifse ablegten.[2]) Die industrielle Regsamkeit des Rheinlandes findet ihre dichterische Würdigung in jenem epischen Fragmente 'Julian' (II 247):

> Welch reich Gewühl umbraust noch heut
> Die Rebenufer, wo vom breiten Riffe
> Die Feste droht, und weit im Thal zerstreut
> Die Essen zahllos sprühn! Mit gellem Pfiffe
> Durchkeucht das Dampfgespann des Doms Geläut,
> Und durch die Fluten wandeln Feuerschiffe,
> Wie schwarze Riesenschwäne.

Und was die Geisteswissenschaften mit ihrer befreienden Wirkung anlangt, so macht ein Blick auf die unter Friedrich Wilhelm IV. gröfstenteils in Berlin schaffenden Pfadfinder der Sprachwissenschaft, Naturforschung, Medizin, Geschichte und Geographie begreiflich, mit welcher Zuversicht Geibel in dieser Hinsicht in die Zukunft Deutschlands blicken konnte. Derjenigen Wissenschaft, die gerade in Berlin vor allen andern in Blüte stand, der Geschichte, gedenkt

[1]) Pierson a. a. O. II 271.

[2]) Aus dieser Zeit stammt auch Geibels hochpoetischer 'Mythus vom Dampf' III 4.

Digitized by Google

Geibel, wie das seinem nach rückwärts und vorwärts gewandten, prophetischen Dichtergeist nahe lag, noch in einem besonderen Gedichte, 'Geschichte und Gegenwart' (III 222). Auch hier wieder liegt ihm der Hauptgewinn der historischen Forschung darin, dafs sie lehrt, aus der Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen: 'Wir spüren, froh des hohen Waltens, das jeder Zeit ihr Ziel verlieh'n, den heil'gen Fortgang des Entfaltens im Tag auch, der uns heut erschien.' Ihm ist, denn Geibel findet fast überall ein glückliches poetisches Bild für seine Gedanken, die Vergangenheit, die die moderne Forschung immer richtiger und anschaulicher gestaltet, eine Sphinx, 'die tief im Schutt bis an die Brüste, das Haupt vom Flugsand überschneit', lange schweigend dagelegen. Nun aber hebt sich allmählich aus den Tiefen der mit Hieroglyphen bedeckte Riesenleib, und während bisher nur hie und da ein Zeichen sichtbar gewesen, kann der Sinn jetzt im Zusammenhang besser gedeutet werden.

Wer wollte ferner nicht erwarten, dafs Geibel auch den religiösen Kämpfen seiner Zeit[1]), die die 50er Jahre besonders heftig erregten, Ausdruck verliehen hätte! Feuerbachs Heidelberger 'Vorlesungen über das Wesen der Religion' waren 1851 im Druck erschienen, die materialistische Philosophie eines Moleschott und Büchner begann ihre Wirkungen auszuüben. Da sehnt der, der sein Dichteramt so gern als Priestertum bezeichnete, der die Wesensverwandtschaft von Religion und Poesie so häufig betont hat, eine echte Reformation herbei. Denn die pietistischen Bestrebungen auf der Gegenseite konnten unmöglich den befriedigen, der im Sinne des Goethischen Wortes: 'Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein, sie mufs zur Anerkennung führen. Dulden heifst beleidigen' selbst einmal sagt:

Wohl mit jedem Bekenntnis verträgt ein frommes Gemüt sich,
Aber das fromme Gemüt hängt vom Bekenntnis nicht ab. (V 78.)

Wir denken bei den Worten in Geibels 'Reformation' (III 220): 'Alles Wissen, ob's den Stoff der Welt umfafst, bringt, vom Ew'gen losgerissen, kein Genüge, keine Rast' daran, dafs 1855 Büchners 'Kraft und Stoff' erschienen war. Wir verstehen, wie die Suchenden und Beschwerten 'levitisch Schwertgezück' und der Spruch der Schriftgelehrten hart und eng in sich zurücktreiben mufsten. Wir begreifen des Dichters Klage über 'der erstarrten Lehre Haft, drin der heil'ge Geist begraben' und sein Gebet:

Lafs ihn auferstehn in Kraft!
Lafs ihn übers Rund der Erde
Wieder fluten froh und frei,
Dafs das Glauben Leben werde,
Und die That Bekenntnis sei! (III 221.)

Aber bei all dem frischen Leben, das die deutsche Gegenwart in den 50er Jahren sonst zeigte, bleibt doch immer der grofse Mangel in nationaler Hinsicht, 'das eigne Dach und Fach, das mit Vertrauen die Brust erfüllt, und

[1]) Vgl. oben S. 677.

Digitized by Google

drin die Rast gedeiht'. Die Luft am politischen Himmel ist nach wie vor schwül und drückend. Da ist denn das Gebet um ein Gewitter, das die Luft reinige, wohl verständlich, der Wunsch entringt sich den Lippen des Dichters, dafs 'im Donnerschlag, in Gufs und Sonnenblicken' der Auferstehungstag des Reiches nahen möge, und das Gefühl der Ungeduld macht sich Luft in jenem Sehnsuchtsschrei: 'Wann doch, wann erscheint der Meister, der, o Deutschland, dich erbaut, wie die Sehnsucht edler Geister ahnungsvoll dich längst geschaut?' (IV 209.) Er ertönt in demselben Jahre, in dem Prinz Wilhelm von Preufsen die Regentschaft für den Bruder endgültig übernahm, 1858.

In dem kraftvollen 'Gesange der Prätorianer' führt Geibel uns im nächsten Jahre im Gegensatz zu dem ersehnten deutschen Kaiser das Bild des auf dem französischen Throne sitzenden Cäsaren vor. Zug um Zug glichen die Kriege Napoleons III. denen der alten römischen, von ihren Prätorianern auf den Thron erhobenen Cäsaren. Nicht zur Abwehr und Verteidigung wurden sie geführt, sondern aus Eroberungslust, und nicht von nationaler Begeisterung waren seine Krieger getragen, sondern von Durst nach Ruhm und Beute. In überheblicher Willkür bricht er Verträge, und ob ihn die Bürger auch hassen: 'Er bangt und schweigt, das ist genug; der Pöbel jubelt auf den Gassen stets dem, der ihn in Ketten schlug',

Der Kaiser ist auf Erden Gott,
Er giebt uns Gold und Lorbeerreiser,
Wir geben ihm dafür die Welt! (IV 211.)

Das ist eine nicht unzutreffende Charakteristik der Mittel, mit denen das Napoleonische Prestige aufrecht erhalten wurde. Was der Dichter aber von den modernen Galliern seine Nation, die eben noch keine war, lernen lassen möchte, das ist zwar keineswegs der 'keltische Kern', von dem er einmal in den Tagebuchblättern spricht (S. 236), der immer wieder die von dem Römer erlernte Zucht und die von dem Franken erlernte Ehre als blofse äufsere Hülle erkennen lasse, wohl aber das, was jetzt drüben herrsche: Autorität! Zwar nicht in 'Kirche, Staat und Dichtung', wie sie jenseits des Rheines herrscht, wünscht er sie seinen Deutschen, wohl aber im Staate allein. Denn eben der Individualismus der Deutschen: 'Bei uns dünkt keiner sich zu klein, er hat seine eigene Richtung', läfst es jetzt zu keinem erfolgreichen Handeln kommen.[1])

Am 10. Nov. 1859 wurde die Feier des 100jährigen Geburtstages Schillers überall, wo Deutsche wohnten, mit der begeistertsten Teilnahme begangen. Die Nation wurde gewahr, welch gewaltiges Bindemittel sie in der gemeinsamen

[1]) Vgl. in den Sprüchen (III 198):

Besser bei uns ist der einzelne Streiter;
Wüfsten wir nur zusammenzugehn!
Als Masse bringen sie's drüben weiter,
Weil sie noch zu gehorchen verstehn.

Digitized by Google

Verehrung dieses Geistesheroen schon besafs. Da nimmt auch Geibel Gelegenheit, diesen echten Freiheitssänger anzurufen, er möge jeden Bund segnen, in dem sich deutsche Männer kühn erheben zu hoher That, denn:

Er war ein Sohn des Volks und wollt' es sein,
Und wo er dichtend Welt und Zeit gemessen,
Der Freiheit hat er nimmermehr vergessen. (V 11.)

Wenige Jahre später, 1862, giebt Uhlands Tod Anlafs, dieses Dichters Wert und Bedeutung für das gesamte Deutschtum zu feiern. In dem Gedicht: 'Es ist ein hoher Baum gefallen, ein Baum im deutschen Dichterwald' charakterisiert Geibel Uhlands Schaffen als Dichter und Forscher. Als jener hat er die Herrlichkeit verschollener Tage heraufgeführt und ist der Freiheit ein Vorkämpfer gewesen, als dieser hat er so manchen Schatz nationaler Sprache und Dichtung gehoben:

Das ist an uns sein grofs Vermächtnis,
So treu und deutsch zu sein wie er. (VIII 17.)

Um diese Zeit, wo es 'ewig von Gewittern am umwölkten Himmel braute', wird einmal an die geographische Lage Deutschlands im Herzen Europas angeknüpft und die Gefahr gezeigt, die dem ganzen Organismus droht, wenn das Herz nicht gesund ist. Da klingen Töne an von der Bedeutung deutschen Geisteslebens, wie es einst Fichte in seinen 'Reden an die deutsche Nation' aufgewiesen, für Deutschland nicht allein, sondern für die gesamte moderne Kultur. 'Macht und Freiheit, Recht- und Sitte, klarer Geist und scharfer Hieb', heifst es in 'Deutschlands Beruf', müssen es dahin bringen können, dafs 'am deutschen Wesen einmal noch mag die Welt genesen' (IV 214). Noch freilich lasse sich die Welt regieren von der Laun' am Seinestrom, noch läfst sie sich fangen durch die Netze, die der Fischer wirft aus Rom, noch schreckt mit seinen Horden sie der Kolofs aus Norden.

Aber ein Ende kann dieser bedrückenden Beklemmung nur gemacht werden, Raum kann Deutschland nur geschafft werden, seinen Beruf auszuüben, wenn ein kraftvoll und energisch geführter Krieg die Verhältnisse geklärt hat. Der Sänger, der so häufig nur um der sanften, romantischen Klänge seiner Leier wegen von Mit- und Nachwelt geschätzt wurde, verkennt nicht das Furchtbare dieses Mittels, aber wo das Leben selbst auf dem Spiele steht, wird mit beschwichtigenden Heilmitteln nichts ausgerichtet. Den Segen des Krieges spricht Geibel in den Tagebuchblättern (S. 241) dahin aus, dafs 'er aus dem Bann der Kleinlichkeit die Geister löst und uns die echten Güter des Lebens wieder klar erkennen läfst'. Denn in Zeiten träger Ruhe versiecht gar zu leicht zum Scheine das Wesen, und es besteht die Gefahr, dafs die Thatkraft, gleich 'dem hochbrausenden Waldstrom, dem ihr den Lauf abdämmt, sich zerstörend ein anderes Bette sucht'. Zu langer Friede unter solchen Umständen, wie am Anfang der 60er Jahre, gleicht der allzulange anhaltenden Sonnenglut: wie diese nur dem Ausbrüten von eklem Gewürme günstig ist, so jener der Er-

Digitized by Google

regung innern Zwistes. Wie in dem lebendigen Organismus, wenn die Säfte stocken, eine Entzündung auch der edleren Teile droht, so nicht anders im Staatskörper. Wo es also die Wahl gilt zwischen innerer Gärung und Krieg, da darf kein Schwanken statthaben, denn 'offener Kampf, wo's gilt um Schwarz und Weifs, spannt fortbegeisternd jede würd'ge Kraft des Volkes an wie eines Bogens Sehne, doch Bürgerhader geht in Lug und weckt den Dämon auf im Menschen und das Tier'. So prägt der Dichter in immer neuen Bildern die Sehnsucht aus nach dem 'geschleuderten Blitzstrahl einer siegesfreudigen That' (Nachlafs 237).

Endlich beginnt sich das Gewölk am umdüsterten Himmel zu entladen. Wie Geibel 1846 in den Sonetten für Schleswig-Holstein die Lösung der deutschen Frage betont hatte, so begrüfst er 1864 den ersten niederprasselnden Feuerregen nach der drückenden Gewitterschwüle aufs freudigste: 'Es spricht die That, wo Worte nichts verfingen.' Jetzt stimmt er sein 'Lied von Düppel' an, das in aller Munde lebt: 'Was klingt aus den Städten wie helles Festgeläut?' und das mit dem Siegesjubel schliefst: 'Der Feind ist geschlagen und Schleswig ist frei! Sprecht nichts von Verträgen, nun bleibt es dabei!' (IV 216.) Nun war die geschändete deutsche Ehre durch Einsetzen der preufsischen wieder hergestellt. Aber für die endgültige Entwirrung der innern deutschen Verhältnisse war bei der fortbestehenden und sich immer mehr verschärfenden Rivalität Preufsens und Österreichs noch nicht viel gewonnen. Darum warnt Geibel bei Gelegenheit eines 'Musikfestes' (IV 217) im Sommer 1864 davor, durch zu lauten Jubel sich übertäuben zu wollen: noch schaut die Zukunft immer mit Medusenblicken drein! Noch hatte Preufsen die schwere Krisis der Konfliktszeit nicht überwunden. Diese mufste für einen objektiven Beobachter preufsischer Verhältnisse, wie es der Hanseate Geibel war, dadurch so peinigend sein, dafs er im innersten Herzen von keiner der beiden grofsen Parteien im preufsischen Landtage Heilsames erwarten konnte, weder von der konservativen noch von der liberalen. Die Qual, welche der Anblick des Kampfes des zielbewufsten preufsischen Ministeriums mit dem Landtage darbot, kommt bei dem Dichter zu vielfachem, oft vollendet poetischem Ausdruck. Zornig klagt er 'In den Tagen des Konflikts' (IV 218) 1865 über die von Tag zu Tage sich mehr vertiefende Kluft und dafs 'überm Hader der Parteien keiner mehr denkt ans Vaterland'. Er empfindet sehr fein den Unterschied, den es ausmache, ob ein Dichter in Zeiten der Not gegen den äufsern Feind energisch Partei ergreife oder in solchen inner-politischen Konflikten der Parteileidenschaft huldige. Dort müsse und werde, eisern wie ein geschwungenes Schwert, sein Hymnus ertönen — er hatte es eben erst selbst in den Tagen von Düppel bewährt —, aber 'wo mit Gewalt und List Haupt feindselig und Glieder sich befehden im innern Zwist, da verstummen die Lieder'. Darum fafst auch er den Entschlufs: 'Eh' sie diente der Volkspartei'n Zwietracht weiterzutragen, lieber am nächsten Stein will ich die Harfe zerschlagen.' So hatte auch Uhland, der selbst persönlich Partei ergreifen mufste in den Verfassungskämpfen seines engeren Vaterlandes, nie seine Dichtung in

Digitized by Google

deren Dienst gestellt. Erst nach Beendigung des Zwiespaltes holt er seine Leier hervor und nun zu Tönen, die die Versöhnung feiern.

Was Geibel einst 1844 in seinen 'Deutschen Klagen' mit aller Inbrunst erbeten hatte: O Schicksal, gieb uns einen, einen Mann! ... Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel![1]) jetzt war es in Erfüllung gegangen; seit 1862 stand Bismarck an der Spitze des preufsischen Ministeriums. Die poetischen Tagebuchblätter beweisen Geibels kraftvolles Eintreten und volles Verständnis für die Politik des Mannes, der das Wort gesprochen hatte, dafs die deutsche Frage nie durch Parlamentsbeschlüsse, sondern nur durch Blut und Eisen gelöst werden könne (30. Sept. 1862). Er ist es, von dem es heifst, dafs bei ihm allein in jener Zeit 'hinter jedem Wort die That gestanden', er ist es, der vorwärts fest und unverrückt aufs Ziel geht; und 'mögen, die's nicht fassen, schmälen, der Kraft wird nie zuletzt die Achtung fehlen, und wer getreu sich bleibt, hat halbgewonnen Spiel' (S. 238). Bismarck ist da, 'der Starke, der das Steuer fafst und bringt durch Sturm und Wellen mit unerschrocknem Mut die Fahrt ans Ziel'. Sein Auftreten bewies endlich deutlich: 'Der allein gilt wiederum als Mann, der etwas kann!' (S. 239.)

Aber das Ziel war nicht so nahe, als es anfangs scheinen konnte. Als eine 'eiserne Zeit' bezeichnet auch Geibel die Gegenwart, wenn er ein Gedicht vom Dezember 1865 so überschreibt (IV 219). Voll Trauer mufs er darüber klagen, dafs 'die jüngst noch Kampfgesellen, jetzt Trotz im Auge, Groll im Munde stehn'. Vor zwei Jahren schon hatte er bei der 50jährigen Feier der Leipziger Schlacht das Verhältnis Preufsens und Österreichs zu einander mit dem zwischen Athen und Sparta verglichen (V 65). Und er hatte dazu aufgefordert, im Freudenfeuer der Leipziger Siegesfeier den alten Hader zu verbrennen, damit Deutschland der Weg nach Chaeronea[2]) erspart bleibe.

Und nun wurde 'der alte Drache vielköpfiger Eifersucht, der am Baum des Lebens Wache hielt und uns die Frucht weigerte', von dem neuen Ritter Georg geworfen. Die glorreichen Kämpfe selbst der unvergleichlichen Siegeswoche im Sommer 1866 kann Geibel nicht durch Lieder verherrlichen, das durften nur national-preufsische Dichter. Aber wie sehr die endliche Entscheidung zu Gunsten Preufsens nach seinem Herzen war, zeigt er 'Am Jahresschlufs von 1866' (IV 223). Endlich, das ist seine Überzeugung, hat doch 'allverständlich das Schicksal seinen Spruch gethan'. Die Freude über die preufsischen Waffenerfolge will er unbedingt teilen, dann aber tritt er sofort für das ein, was Bismarck die moralische Eroberung der süddeutschen Staaten genannt hat. Die Furcht vor der 'Verpreufsung', in welche jetzt die unglaubliche Verblendung vor der Entscheidung in Süddeutschland umgeschlagen war, hat Geibel keineswegs geteilt. Aber er kannte beides aus eigener Anschauung durch seinen Münchener Aufenthalt seit 1852. Und wenn er auch seit dem Tode des Königs Max 1864 nur selten noch in Bayern weilte und seit 1867

[1]) S. oben S. 679.

[2]) Vgl. auch in den Gedichten und Gedenkblättern von 1864 Auf Chaeroneas Heide (III 189).


Digitized by Google

wieder dauernd seine Heimatstadt Lübeck bewohnte, so widmet er doch nach den entscheidenden Ereignissen von 1866 seine Leier vor allem der Versöhnung von Nord und Süd. Mit Vorliebe knüpft er in den Gedichten dieser Jahre an das Bild vom Ausbauen eines Hauses an. Man denkt an Bismarcks Wort aus dem Jahre 1868: 'Wir tragen alle die nationale Einigung im Herzen, aber für den rechnenden Politiker kommt zuerst das Notwendige und dann das Wünschenswerte, also zuerst der Ausbau des Hauses und dann dessen Erweiterung.' So mahnt Geibel bei der Eröffnung des ersten norddeutschen Parlaments, 24. Febr. 1867 (IV 225), vor allem für einen Turm mit starken Mauern und festen Balken zu sorgen, die uns gegen die Stürme von aufsen her zu schützen vermögen:

Aber jetzt versäumt die Frist
Nicht mit Glanzentwürfen,
Und vor dem, was lieblich ist,
Schafft, was wir bedürfen!

Wann verbraust der Hagelschlag
An den nackten Wänden,
Mögt ihr froh am heitern Tag,
Was sie schmückt, vollenden.

Der erste Frühling des neuen norddeutschen Bundes findet den Dichter in besonders hoffnungsfreudiger Stimmung. An das Bild der tausendjährigen Eiche anknüpfend, aus der die jungen Knospen frisch hervordringen, fällt ihm im Süden ein stark bemooster Ast auf, der noch zaudert mitzublühen, und er ruft den Himmel an, den Strom der Lebenssäfte bis ins letzte Reis hineinzutreiben (IV 226). Die 'Brücke über den Main' mufste eben noch geschlagen werden. Zwar das 'Haus am Main', der Sitz des alten deutschen Bundestages, 'ohnmächt'ger Zwietracht Herd', ist glücklich zertrümmert. Und ist auch mit ihm manch alter Schmuck verloren gegangen, 'dran unser Herz noch hängt', er mufste als Opfer dargebracht werden auf dem Altar des Vaterlandes. Durch Krieg nur konnte die neue Ordnung der Dinge herbeigeführt werden, nun gilt es, beim friedlichen Ausbau des neuen Hauses nicht nach zu engen Formeln zu verfahren. Dadurch erleichtern wir es nur den Brüdern jenseits des Mains, das ist Geibels wohl begründete Mahnung, den Weg über die Mainbrücke zu uns zu finden. Mit herzgewinnenden Worten fordert der Dichter diese alle, ihre Stammeseigentümlichkeiten trefflich charakterisierend, auf, in den neuen Bund einzutreten in dem 'Ruf über den Main' (IV 234). Die raschen Alemannen vom Schwarzwald, die Schwaben, Vorkämpfer einst im Reich, die löwenherz'gen Bayern, die Franken, klug und kühn; sie alle sollen dem hochherzigen Beispiel des alten Grafen Eberhard folgen, 'der einst dem Reich zum Frommen, die Krone, die er selbst begehrt, des Nordens starkem Sohne darbot am Vogelherd', und auch jetzt dem Haupt, das Gott selbst erkoren, die Kaiserkrone darbringen. In seiner eigenen Heimat, in Lübeck, begrüfst Geibel freudig im 'Hanseatischen Festliede' das Aufziehen des neuen schwarz-weifs-roten Bundesbanners (IV 230). Und das unter dem Schutze dieses Banners kräftig sich

Digitized by Google

entfaltende 'Deutsche Leben' weiſs er zu würdigen, wie nur einer. Darum hält er es für völlig unberechtigt, über die Wendung, welche die Dinge genommen, zu grollen, weil mancher sie sich anders gedacht hatte. Das was den Kern deutschen Lebens ausmacht, ist durch die jetzt geschaffene Form in seiner fruchtbaren Entwickelung mit nichten gehemmt: 'Noch waltet am ererbten Herde der deutsche Bauer schlicht und stark', 'noch wächst auf hohem Schloſs manch kühner Sproſs zum Rittertume des Geistes und des Schwerts heran', 'noch blüht gesegnet in der Runde der Städte Wandel, Kunst und Fleiſs', 'noch läſst zu nimmermüdem Streben die Forschung ihre Fackel wehn' (IV 231). Aber zornig warnt derselbe Dichter dann wieder in den 'Salzburger Tagen' von 1867 (IV 233) vor dem 'Lockruf des Schlauen mit der eingezogenen Klaue', als Napoleon mit Österreich einen Anschluſs der süddeutschen Staaten an Frankreich vermitteln wollte. Als Antwort auf diese 'leise buhlende Sirenenweise, die so lind sich wiegt im West', sollte Deutschland mit seinen Glocken das Königsfest seines Schirmvogts einläuten lassen. Geibel, der im Grunde seines Wesens nicht eine kriegerische Natur ist, empfindet es schmerzlich, seiner Leier noch immer nicht sanftere Weisen entlocken zu dürfen, aber ehe nicht seines Volkes ganzes Sehnen gestillt ist, darf er andere Saiten nicht stimmen:

Dem Gott gehorchend, der die Leyer
Dir weihte, harr' in Treuen aus!
Es folgen Wochen goldner Feier
Der Zeit des Baus. (IV 237.)

Harr' aus! So hatte Geibel selbst das Gedicht vom Dezember 1867 überschrieben, dem die obigen Verse entnommen sind. Und im Frühling des nächsten Jahres ist wieder ein bedeutsamer Schritt für das Zusammenschlieſsen der deutschen Stämme gethan: am 28. März 1868 hatte die erste Tagung des deutschen Zollparlaments stattgefunden, dem Vertreter aller deutschen Staaten angehörten. Der Frühling dieses Jahres findet den Dichter wieder auf einer 'Deutschen Wanderschaft' am Rhein (IV 238). Hatte er früher — in seinem Fragment 'Julian' — den deutschen Strom als deutschen Lebens Bild auch darin ansehen müssen, daſs er zuletzt ruhmlos im Sande verläuft, so kann er ihn jetzt von einer andern Seite betrachten. Hatte sein Lauf früher trennend gewirkt, so rückt jetzt die Hoffnung ihrer Erfüllung immer näher, daſs man aus seinen Trauben den Wein zum Kaiserfeste pressen wird. Und als am 13. September des Jahres König Wilhelm in Lübeck weilte, begrüſst ihn Geibel als den, der uns, was not, gegeben, 'den Glauben an ein Vaterland, das schöne Recht, uns selbst zu achten, das uns des Auslands Hohn verschlang' (IV 240), eine auſserordentlich zutreffende Bezeichnung dessen, was unter König Wilhelms I. Regierung schon vor 1870 für das deutsche Nationalbewuſstsein geleistet war. Und es war eine gleichfalls würdige Antwort hierauf, wenn dem Dichter für die Stellung, die in München nicht zuletzt um seiner norddeutschen Sympathien willen unhaltbar geworden war, ein preuſsisches Jahrgehalt zu teil wurde.

Digitized by Google

Endlich nahte das grofse Jahr 1870. Was Geibel 1859 prophetisch ausgerufen: 'Einst geschieht's, da wird die Schmach seines Volks der Herr zerbrechen; der auf Leipzigs Feldern sprach, wird im Donner wieder sprechen', jetzt ging es in Erfüllung. 'Deinen alten Bruderzwist wird das Wetter dann verzehren, Thaten wird zu dieser Frist, Helden dir die Not gebären' (IV 213), jetzt wurde es Wahrheit. Wer wie Geibel mit seinem Volke gehofft und gezagt, wer wie er es gestraft und ermutigt hatte, war berufen wie keiner, jetzt in dem letzten Entscheidungskampfe seine Dichtung in den Dienst der nationalen Idee zu stellen. Jetzt entstehen alle jene Lieder, die, weil sie einen adäquaten dichterischen Ausdruck für das gefunden haben, was unser Volk damals beseelte, weil sie vielfach sub specie aeternitatis den Gehalt jener Tage aussprechen, nur mit dem Ruhm jener grofsen Zeit selbst wieder verschwinden können. Es ist Geibel in der That gelungen, 'grofser That ruhmvoll Gedächtnis dauernd in feste Gestalt zu bannen' (V 68). Da ruft er in dem 'Kriegsliede' vom Juli 1870 (IV 243) sein Volk zum Streit in den gerechten Krieg: 'Empor mein Volk! Das Schwert zur Hand! Und brich hervor in Haufen!' Da prophezeit er in dem 'Psalm wider Babel' (IV 244) der ungerechten Sache die Niederlage: 'Lobsingt nur eurem Götzen in frechem Gaukelspiel! Der Herr wird kommen und setzen dem wüsten Rausch ein Ziel.' Da schildert er markig und anschaulich in grofsen Zügen die gewaltigen Augustschlachten (IV 247 249): 'Habt ihr in hohen Lüften den Donnerton gehört von Forbach in den Klüften, von Weifsenburg und Wörth?' und weiter die Schlachtenwunder, die vereinte deutsche Heldenkraft zu Mars la Tour und Gravelotte vollbracht. Und am 3. September steigt aus seiner Brust jener Hymnus zum Herrn der Heerscharen empor, der die Bedeutung des 1. Septembers als die eines Weltgerichts ausspricht: 'Nun lafst die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm!' (ebd. 250.) Dann aber schlägt er auch weltlichere Töne an, giebt z. B. in seinem 'Ulan' (ebd. 253) vom Oktober dieses Jahres ein prächtiges, frisches Bild aus dem Reiterleben des deutsch-französischen Krieges, das ein hübsches Gegenstück zu dem Schillerschen Reiterliede aus dem 30jährigen Kriege bildet. Oder er bringt in seinem 'Trinkspruch' (ebd. 252) ein Hoch auf Land Mecklenburg aus, weil es uns jene Perle der Frauen gab, 'die hohe Königin Luise, die Deutschlands starken Hort gebar', die einst 'zur Zeit der Schmach und Schmerzen der Engel ihres Volkes war'; und weil es uns auch gab 'jenes Paar mit greisen Brauen, das unsres Ruhmes Schlachten schlug', den alten Marschall Vorwärts, 'das blankste Schwert des Vaterlands' und dann jenen Alten, 'des Kriegsgotts Wagenlenker, den kühnen Schlachtendenker, den Schweiger Moltke, Parchims Sohn'.

Der Dichter, der einmal selbst von sich sagt:

> In der Zerstückelung Zeit das Panier aufwerfend der Hoffnung
> Dreifsig Jahre getreu rief ich nach Kaiser und Reich,

sah endlich am 18. Januar 1871 seine Sehnsucht erfüllt. Bei der Begrüfsung dieses Tages wendet er sich 'an Deutschland' (ebd. 255) mit jenem Freuden-

Digitized by Google

rufe: 'Nun wirf hinweg den Witwenschleier, nun gürte dich zur Hochzeitsfeier, o Deutschland, hohe Siegerin!' In grofsen Zügen entwirft er dann rückblickend noch einmal ein Bild von dem ehemaligen Jammer der Zerrissenheit. Aber 'unter Thränen wuchs im stillen die Sehnsucht dir zum heil'gen Willen, der Wille dir zur Kraft der That'. Und vorblickend knüpft er daran die Aussicht auf das Bild künftiger Gröfse, wo das deutsche Reich, 'vom Fels zum Meere waltend, des Geistes Banner hoch entfaltend, die Hüterin des Friedens' sein werde.

Bei der Friedensfeier fehlt auch Geibel nicht mit seinem Liede. Im März 1871 zunächst sucht er wieder den alten Vater Rhein auf. Zum erstenmale kann es jetzt heifsen: 'Nun grüfs' dich Gott, du deutsches Land zur Rechten und zur Linken!' (IV 111.) Dem Strafsburger Münsterturm ruft er zu, nicht so trüb herniederzuschauen: 'Die Wunden, die die Liebe schlug, die Liebe heilt sie wieder.' Jetzt sieht er am Main 'die Brücke zwischen Süd und Nord, der Eintracht Mal, gezogen', und als er dann am Königsstuhl zu Rhense ein Flügelrauschen zu vernehmen glaubt, da weifs er: 'Das ist der Flügelschlag des Adlers vom Kyffhäuser.' Dann, am 22. März 1871, dem ersten Geburtstage König Wilhelms als deutschen Kaisers, dichtet Geibel einen 'Prolog zur Friedensfeier' (VIII 19 ff.). Als eine Läuterungsglut will er darin die Zeit der schweren Not auffassen, die jetzt beendet ist. Der Geist der Zuversicht zieht jetzt ein; auf allen Gebieten deutschen Lebens soll der deutsche Geist von jetzt ab sein hohes Tagewerk beginnen:

In Kirch' und Staat, in Wissenschaft und Kunst
Erlöst vom Bann des Fremden sucht er sich
Die eigne Bahn und schafft sich selbst die Form.
Die Satzung heimatlosen Priestertums
Durchbricht der Denker, dafs sich Glauben wieder
Und Leben sühne; freudig ziehn die Boten
Des Reichs dahin, um auf dem Fels der Macht
Der Freiheit Haus in Treuen auszubaun.

Und das neue deutsche Reich ist auch seinem Wesen nach ein anderes als das mittelalterliche heilige römische Reich, dessen Wiedererrichtung wohl der jugendliche Romantiker hatte ersehnen können. Dieses 'ist dahin auf ewig, und das Begrabne wecken wir nicht auf'.

Endlich gedenkt Geibel der Bedeutung, die der letzte Krieg gehabt hat, auch am Tage des Einzugs der Truppen in Berlin, den 16. Juni 1871 (IV 258). 'Seit am vereinten Werke des Südens Flügelkraft, des Nordens klare Stärke wetteifernd ringt und schafft', ist die Friedenszeit angebrochen, in der das Banner 'deutscher Ehre in junger Majestät prangt. Doch nun gilt es auch zu flehen 'um die Kraft zum letzten Siege, die Kraft, auch aus dem Herzen der Lüge finstre Saat, das Welschtum auszumerzen in Glauben, Wort und That'. So betet ein Dichter, der seinen Beruf als Priesteramt auffafst, bei der Feier bisher unerhörter Waffenerfolge seines endlich national geeinten Volkes:

Digitized by Google

Zieh' ein zu allen Thoren,
Du starker, deutscher Geist,
Der aus dem Licht geboren
Den Pfad ins Licht uns weist.
Und gründ' in unsrer Mitte,
Wehrhaft und fromm zugleich,
In Freiheit, Zucht und Sitte
Dein tausendjährig Reich!

Aber mit der Beendigung des französischen Krieges und der Auferstehung des Reiches ist Geibels Wirksamkeit als eines politischen Dichters nicht auch beendet. Im ganzen ist er noch 13 Jahre lang in seinen Dichtungen mit regem Anteil der Entwickelung unseres Volkes gefolgt. Die dankbare Erinnerung an die grofse Zeit taucht immer wieder empor. Im Jahre 1873, wo er bei seinem immer heftiger auftretenden Leiden sich wohl dem Ziele seines Lebens nahe glauben konnte, zieht er die Summe seines Lebensgewinnes, und da gehören denn zu den Freuden, die ihm noch geworden, besonders zwei, eine im öffentlichen, eine im Privatleben:

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich,
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig. (IV 112.)

Der geräuschlosen und doch tief wirkenden Friedensthätigkeit des alten Kaisers gedenkt er im Anblick seiner Lieblingsblume. Wie die Kornblume als ein Sinnbild ländlichen Glücks zwischen den Ähren erblüht, so thue sie dem Volke kund, dafs höher als alle Triumphe ihn das stille Gedeihen friedlichen Segens erfreut (V 46). Überwältigende Trauer ergreift ihn bei den Attentaten im Juni 1878. Den Stolz, den frohen Stolz aufs Vaterland, der ihn in seinem schweren körperlichen Leiden bisher aufrecht erhalten hat, fühlt er schwinden, nachdem ihn die Freude am Frühling und die alte Lust am Wein schon lange verlassen und auch die Poesie von ihm weichen will: 'So wird es Zeit zum Sterben sein.' (Nachlafs 170.)

Neben der ehrwürdigen Gestalt des greisen Kaisers aber ist es — nach dem, wie wir Geibel als politischen Dichter kennen gelernt haben, mufs es heifsen, selbstverständlich — noch eine andere, deren Schöpferkraft im neuen Reiche von Geibel verständnisvoll gewürdigt wird. Wer wie er lebendigen Sinn für geniale Gröfse hatte, konnte die an heroische Heldenideale gemahnende Gestalt des eisernen Kanzlers in ihrer Bedeutung für das deutsche Volk nicht verkennen. Wir sahen schon, wie sympathisch Geibel das Auftreten Bismarcks in der Konfliktszeit begrüfste. Denn da bewährte dieser sich als der Genius, von dem unser Dichter einmal sagt, dafs der Gott ihm zur Schwester die Kühnheit gegeben (II 214), als der Schiffer, der, wo 'beschränkterer Sinn scheu bebt vor stürmischer Meerfahrt, weil er im Wetter sich nicht kräftig zu steuern getraut, . . durch Klippen und Sturm führet zum Hafen das Schiff' (ebd.). Er ist, wie es ein andermal heifst, der Steuermann, der auf der

Digitized by Google

Fahrt nach grofsem Ziel am Steuer ruhig zu sitzen versteht 'unbekümmert, wenn am Kiel Lob und Tadel hochaufspritzen' (IV 90). Das Wesen Bismarckischer Staatskunst im Gegensatz zu der bisher in Preufsen und überhaupt in Deutschland herrschenden Politik, die niemals den geradesten Weg wagte, stets mit kleinlichen Mitteln hantierte, spiegelt sich überhaupt in einer Reihe von Sprüchen in den 'Spätherbstblättern' wieder, so wenn einer lautet:

> Dein Ja sei Ja, dein Nein sei Nein
> Und scharf das Schwert an deiner Lende;
> Die beste Staatskunst bleibt's am Ende
> Doch, tapfer und gerecht zu sein. (IV 90.)

Und ein anderer:

> Nicht wer Staatstheorien doziert, ein Politiker ist nur,
> Wer im gegebenen Fall richtig das Mögliche schafft. (IV 157.)

Wie unzweifelhaft bei vielen das Wesen des Genies treffend bezeichnenden Aussprüchen Geibel die Gestalt Bismarcks vorgeschwebt hat, so wird er auch in erster Linie ihn gemeint haben, wenn er dem Goethischen Gedanken, dafs es gegen die Vorzüge grofser Naturen kein anderes Rettungsmittel gebe als die Liebe, in den Worten Ausdruck verleiht:

> Alles Grofse beklemmt, wie es naht, und du fühlst dich nicht eher
> Wieder befreit im Gemüt, bis du es lieben gelernt. (Nachl. 273.)

Geibel ist viel zu objektiv, um nicht zu leugnen, dafs grofse Männer nur grofse Seiten haben. Aber er wird nicht müde, einzuschärfen, dafs es perfide ist, an der Sonne nur die Flecken sehen zu wollen:

> Stets zweischneidig ist grofse Kraft;
> Willst du sie fesseln deswegen?
> Lieber was sie dir Übles schafft,
> Nimm in den Kauf zum Segen. (IV 91.)

Und wieder:

> Tadle nur einzelnes nicht an grofsen Naturen. Der Fittich,
> Der im Schreiten sie hemmt, trägt sie zu himmlischem Flug. (V 76.)

Von einem unverjährten Recht des Dichters Gebrauch machend, veranschaulicht Geibel uns die Gestalt Bismarcks durch mythologische Bilder:

> Wie aus Jupiters Stirn einst Pallas Athene, so sprang aus
> Bismarcks Haupte das Reich waffengerüstet hervor.

Dann aber, an den Friedenszweck des neuen Reiches erinnernd, fügt der Dichter, die Anspielung auf den Mythos von der Geburt der Athene fortsetzend, hinzu:

> Thu es der Göttin gleich, Germania! Pflanze den Ölbaum,
> Sei dem Gedanken ein Hort, bleibe gewaffnet wie sie! (IV 156.)

Und wenn er an die gewaltige Last der Verantwortlichkeit denkt, die auf dem ersten Kanzler des deutschen Reiches lag, so findet Geibel keinen treffenderen Vergleich als den mit Atlas:

Digitized by Google

Ruhig, sicher und fest, wie das Himmelsgewölbe der Atlas,
Auf den Schultern von Erz trägst du die Säulen des Reichs.
Möge der Tag fern sein, der einst von der Bürde dich abruft,
Denn kein Zweiter fürwahr lebt, der sie trüge, wie du. (IV 157.)

In einem völlig durchgeführten Vergleich mit Herkules (Nachlafs 248) hören wir von dem Heroen, der am Maine die Hydra der Zwietracht bezwang, der am Rhein den rasenden Löwen in den Staub gerungen. Der kämpft auch jetzt 'wider des römischen Sumpfs lichtscheues Geflügel', wo es gilt, die junge Schöpfung des Reiches gegen die Übergriffe der Ultramontanen zu schützen. Derselbe Herkules, der den Stall des Augias, die alte deutsche Bundesverfassung, von unendlichem Wuste gesäubert, er wird auch, so ruft der Dichter zuversichtlich aus, im stande sein, den dreiköpfigen Cerberus, der ihm als 'polnischer Trotz, jesuitische Wut, altkirchlicher Hochmut' entgegenbelle, siegreich zu bestehen. Auf die schwere innere Gefahr, die gleich nach Beendigung des grofsen Krieges dem kaum geeinten Volke drohte, kommt Geibel in sehr scharfen Versen wiederholt zu sprechen. Da fordert er den deutschen Geist, ihn dem Adler vergleichend, auf, sein Gefieder zum Flug wider die Unheil krächzenden Raben zu schütteln, die dem Vatikan entflogen (Nachl. 245). Und dem Empfang Agamemnons durch die heimtückische Klytämnestra vergleicht er den Empfang der siegreich zurückkehrenden Deutschen durch die von Rom bereiteten Schwierigkeiten (ebd. 246). Der kläglich gescheiterte Versuch der deutschen Bischöfe, bei den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils eine selbständige Meinung zu wahren, wird verspottet mit den Worten:

'Rom hat gesprochen', du hörst. So ergieb dich in Schweigen und glaube,
Was du noch eben als falsch, was du als schädlich bekämpfst;
Also gebeut es die Bischofspflicht; und jeden als Ketzer
Thu in den Bann, der heut denkt, wie du gestern gedacht. (Ebd. 249.)

Über die der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas zu Grunde liegenden hierarchischen Bestrebungen wird die volle Schale des Hohnes ausgegossen: 'Kommt, ihr Treuen nach Rom! Wir brauchen ein Dogma und haben's bei dem heiligen Geist, wie wir es wünschen, bestellt' (ebd.). Aber der Dichter ist ein Feind aller Finsterlinge, wie Hutten, dessen Geist er anruft, 'im Spiegel auf's neu das Gebahren der finsteren Sippschaft zu zeigen, sei sie zu Rom und am Rhein oder in Pommern zu Haus'. Wenn Geibel so scharf in dem Kampf gegen die Orthodoxie der römischen wie der evangelischen Kirche vorgeht, so ist er sich wohl bewufst, damit nur gegen hierarchische Gelüste zu kämpfen:

Wider das Heilige kämpfen wir an? Nein, wider den Mifsbrauch,
Den schamloser als je ihr mit dem Heiligen treibt,
Wenn zur Sache der Religion ihr die eigene Herrschsucht
Lügt und im Friedensgewand weltlichen Hader entfacht. (Ebd. 250.)

Geibel, der es selbst einmal ausgesprochen: 'Das ist das Ende der Philosophie, zu wissen, dafs wir glauben müssen', braucht gegen den Vorwurf der Irreligiosität nicht in Schutz genommen zu werden. Was er erstrebt, ist, die

Digitized by Google

Schranken, die Dogma und Kirche aufgerichtet haben, zu beseitigen, den Unterschied zwischen Religion und Theologie[1]), zwischen dem Leben im Glauben und dem bloſsen Bekennen wieder als wesentlich zur Anerkennung zu bringen:

> Daſs seit Jahren der Strom des natürlichen Lebens und Denkens
> Fremd, in gesonderter Bahn, neben dem geistlichen flieſst,
> Daran kranken wir alle; und wir werden nicht wieder gesunden,
> Bis im vereinigten Bett Woge mit Woge sich mischt. (Nachl. 260.)

> Gebt ihr dem Göttlichen irdische Form, wie wollt ihr es hindern,
> Daſs sie das irdische Los alles Vergänglichen teilt?
> Alternd erstarrt sie zuletzt und im Druck verkümmert der hohe
> Inhalt, oder zersprengt, sich zu befrei'n, das Gefäſs. (IV 169.)

Daher die häufigen Mahnungen, veraltete Formen zu ändern (IV 169 91). Aber recht ausgerüstet muſs man sein in diesem Kampfe. Wer ihn wagt,

> Trag' in opferfreudiger Brust des Glaubens
> Sichern Hort, denn nimmer bezwingt den Miſsbrauch
> Bloſse Verneinung! (Nachl. 252.)

Unter dieser Voraussetzung kann man furchtlos in die verdumpften Räume des Heiligtums treten, um sie von tausendjährigem Wust menschlicher Willkür zu säubern, nicht achtend des Wutgekreisches aufschwirrender Fledermäuse, doch sich hütend vor dem Biſs der tückisch bäumenden Natter. Der Sturz des Tempels selber ist nicht zu fürchten, wie kleingläubige Freunde wohl meinen.[2]) Und als — ein Ausfluſs des kirchlich-fanatischen Hasses — gegen Bismarck sich die Mörderhand erhob, am 13. Juli 1874 in Kissingen, giebt Geibel mit wuchtigen Worten seiner Entrüstung Ausdruck, die zugleich Wesen und Bedeutung des eisernen Kanzlers treffend aussprechen. Wie Siegfried sollte der Held am Brunnen, wo er sich Labung schlürfte sorgen- und waffenlos, vom tödlichen Geschoſs getroffen werden. Doch rein blieb von solchem Greuel der Saale Flut, und dankbar jubelt Deutschland, daſs ihm das teuerste Haupt gerettet. (VIII 25.)

Der Wunsch müsse jeder deutschen Lippe sich entringen, dieser Held möge verjüngt wie ein Adler in den Kampf zurückkehren, er 'Europas Friedenshort und Deutschlands mächtiger Pfeiler, der Mann der Männer'. Wenn das künftige Bismarckdenkmal vor dem Reichstagsgebäude auſser dem bloſsen Namen dessen, den es darstellt, noch eine ihn charakterisierende Inschrift brauchte, hier fände es eine. Geibel, der so oft Gelegenheit nimmt, die überragende Gröſse Bismarcks dem Verständnis der Mitwelt nahe zu bringen, bricht, als die Pygmäen wieder einmal dem Riesen allzuheftig zusetzten, in die zornigen Worte aus:

> Was habt ihr denn, ihr neunmal Weisen,
> Mit eurem Witz gebracht zu stand,
> Eh' euch der Held mit Blut und Eisen

---

[1]) Vgl. IV 92.

[2]) Vgl. oben S. 687 und im Nachlaſs S. 261—265 269 u. öfter.

Digitized by Google

Gewaltig schuf ein Vaterland?
Und jetzt, nachdem er ohne Wanken
Zum Hafen euer Schiff gelenkt,
Nun wollt ihr kritteln, schmäh'n und zanken,
Statt Gott auf euren Knie'n zu danken,
Daſs er euch solchen Mann geschenkt? (Nachl. 251.)

Gleich dem groſsen politischen Sänger des Mittelalters sahen wir Geibel Jahrzehnte hindurch im Kampf für Kaiser und Reich, im Kampf gegen äuſsere und innere Feinde, gleich Walther von der Vogelweide auch besonders befehdend die Herrschgelüste der Kirche. Unter Walthers Liedern ist eins, das man wohl als das mittelalterliche 'Deutschland über alles' bezeichnen kann: *Ich hân lande vil gesehen* u. s. w. Darin begründet der Dichter seinen Wunsch: *lange müese ich leben dar inne* damit, daſs er die mittelalterlichen Ideale der *zuht*, der *tugent* und der *reinen minne* nirgend so verkörpert gefunden habe als in deutschen Männern und Frauen. Der nationale Sänger des XIX. Jahrh. kennt die weltbewegende Entwickelung deutschen Geisteslebens, wie es wurzelt in der Befreiungsthat der Reformation, wie es seinen Höhepunkt erreicht in der Humanitätsepoche des XVIII. Jahrh., wie es den das XIX. Jahrh. mächtig beherrschenden Gedanken der 'Entwickelung' zuerst gefaſst hat. Da spricht auch er typische Züge deutschen Wesens — in seinem 'Julian' (II 264) — aus. Anknüpfend an den urdeutschen Wandertrieb betont er unsere Fähigkeit, Vorzüge fremdländischer Kulturerrungenschaften zu eigenen neuen Werten umzugestalten, rühmt er 'die echoreiche Brust', die uns zu teil geworden: 'Des Griechen Schönheitslust, des Römers Hochsinn, den Humor des Briten, des Spaniers Andachtsglut und Ehrenblust, des Franzmanns Witz und leichtgefäll'ge Sitten, des Patriarchen Glück, der in den Landen des Aufgangs schweift, — wer hat's wie wir verstanden?' Und wenn derselbe Sänger auch an der nationalen Errungenschaft der Deutschen des XIX. Jahrh. mitgearbeitet hat, so wird er uns überhaupt ein zuverlässiger Verkünder der Güter sein, die die dauernde und fruchtbare Weiterentwickelung deutschen Wesens bedingen. Er drückt sie durch diese 'Mahnung' in seinem dichterischen Nachlaſs aus (S. 157 f.):

Mut und Treue sonder Fehle,
Einfalt, die vom Herzen klingt,
Und den tiefen Zug der Seele,
Der nach seinem Gotte ringt;
Wahrst du die, wohlan, so wage
Jeden Kampf voll Siegeslust!
Denn du trägst zukünft'ger Tage
Frohe Bürgschaft in der Brust.

Digitized by Google

REGISTER
DER IM JAHRGANG 1898 BESPROCHENEN SCHRIFTEN.

Digitized by Google

SACHREGISTER.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


3 2044 019 959 980


Digitized by Google

